Nord und Süd.

Eine deutſche Monatsſchrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Siebenter Band.

Mit den Porträts von Max Müller, Iwan Turgénjew und Richard Wagner.

Berlin, 1878.

Verlag von Georg Stilke.

NW. 32. Luiſenſtraße.

Inhalt des 7. Bandes.

October — November — December.

1878.

Karl Braun-Wiesbaden in Berlin. Seite
Eine unfindbare freie Reichsstadt. Kulturgeschichtliche Skizze . . 173

Karl Erdm. Edler in Wien.
Eine Glocknerfahrt. Novelle 200

Karl Emil Franzos in Wien.
Die Locke der heiligen Agathe. Eine moderne Legende 1

Emanuel Geibel in Lübeck.
Sieben Oden des Horaz 166

Siegfried Kapper in Pisa.
Klöster und Klosterleben in der Hercegovina 335

Heinrich Kruse in Berlin.
Idyllen.
Die Dachreiter 283
Wider Wind und Wellen 288

Hugo Magnus in Breslau.
Die Farbenblindheit 325

F. Max Müller in Oxford.
Ueber Fetischismus. I. 137
Ueber Fetischismus. II. 293

Ludwig Noiré in Mainz.
Max Müller und die Sprachphilosophie 24
Mit dem Porträt von Max Müller. Radirung von D. Raab in München.

Ludwig Freiherr von Ompteda in Wiesbaden.
Bilder aus englischen Landsitzen und Gärten I. 68
Bilder aus englischen Landsitzen und Gärten. II. 224

Ludwig Pietſch in Berlin. Seite
Iwan Turgénjew. Perſönliche Erinnerungen 242
Mit dem Porträt von Iwan Turgénjew. Radirung von B. Mannfeld in Berlin.

K. Th. Richter in Prag.
Die Braut. Novelle 362

Juſtus Scheibert in Stuttgart.
An den Grenzen der Strategie und Taktik 315

Eduard Schelle in Wien.
Richard Wagner 261
Mit dem Porträt von Richard Wagner. Radirung von J. L. Raab in München.

Bernhard Wagener in Kiel.
Bilder aus Deutſchlands Kriegsmarine 120

Ernſt Wichert in Königsberg.
Sommerfriſche am Baltiſchen Strande 88

J. H. Witte in Bonn.
Kant und die Frauen 101

F. Max Müller

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

VII. Band. — October 1878. — 19. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: F. Max Müller.)

Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
NW. 32. Louisenstraße.

Die Locke der heiligen Agathe.

Eine moderne Legende.

Von

Karl Emil Franzos.

— Wien. —

Das Gewitter hatte ſich verzogen, die letzte ſchwarze Wolke barſt und jäh und plötzlich ging wieder der goldige Strom des Lichts über Himmel und Erde. Es war gar luſtig zu ſehen, wie das verregnete Stückchen Landſchaft plötzlich wieder aufathmete. Und als derſelbe Windſtoß, welcher die Wetterwolken vertrieben, noch immer durch die Bäume rauſchte, daß die hangenden Regentropfen herabrieſelten, da war's faſt, als ſchüttelten ſich die Bäume ſelbſt vor Luſt und würfen die Thränen weit von ſich.

Nur die Menſchen waren nicht plötzlich mit dem Sonnenſchein wieder da, einige Minuten durch war es ganz leer im Stadtpark. Und wie ich ſo langſam eine verödete Allee hinabſchritt, kam mir entgegen etwas Feines, Gleißendes durch die leiſe bewegte Luft geſchwommen. Wie ein Fädchen war's, zitternd, unendlich fein, goldig blickend.

Ich griff darnach und fing es: es war ein langes, blondes, weiches Frauenhaar.

Ich bin ein ernſthafter Menſch, aber mit dem Haar, das mir ſo unverſehens entgegen geflogen kam, trieb ich's recht kindiſch. „Wo kommſt Du her?" fragte ich es ganz laut und ſtreichelte es dann ſanft, als wäre es etwas Lebiges, freilich blickte ich gleich darauf ſorgſam um, ob mich Niemand belauſchte, aber weit und breit war kein Menſch zu ſehen. Da ward ich noch kühner in meiner kindiſchen Art. Ich ſetzte mich hin und legte das Haar behutſam auf meinen Rockärmel und ſah zu, wie der Goldfaden auf dem dunklen Grunde erſt recht blinkte und gleißte.

Was mir, während ich ſo ſaß und ſchaute, zuerſt durch's Herz ging,

das will ich nicht erzählen. Mir thäte es zu weh und Andere würden vielleicht gar darüber lächeln. Aber je länger ich so auf das blonde Haar hinblickte, desto mehr verblaßte die Erinnerung an meine heiße, thörichte, qualvolle Jugendliebe und die Geschichte eines anderen Herzens trat vor mich hin — so faßbar klar und lebendig, daß ich gar nicht begriff, wie ich sie hatte durch lange Jahre so ganz vergessen können! „Du armer, armer Mensch!" sagte ich mir leise und mir war's dabei, als blickte mich der junge Pater Eusebius wieder an mit seinen traurigen, gütigen Augen ...

Aber da tönten Schritte, rechts und links — die Spaziergänger kamen angezogen, und als ich mich erhob, um eine dicke Bankiersfrau zu grüßen, welche schnaubend und rauschend gegen den Frühlingswind angesteuert kam, wie ein Dampfer gegen den Strom, da trug mir dieser Wind auch jenes goldene Haar davon — noch einmal blinkte es über mir und verschwand dann im tiefen Blau. Aber die Geschichte des armen Eusebius hat mir kein Windstoß wieder hinwegtragen können und heute, an einem stillen, wehmüthig-schönen Herbsttag, will ich sie erzählen.

Es ist eine absonderliche Geschichte, durch welche nicht blos eine Goldwelle weichen Frauenhaars fluthet, sondern auch ein großes Weh und eine herbe Frage. Gewiß auch diese letztere. Eine moderne Legende habe ich die Geschichte genannt und mit gutem Rechte, denn es sind noch wenig über zehn Jahre her, seit die Leute in dem abgelegenen Dörfchen der mittleren Steiermark das Haar der heiligen Agathe als neue Reliquie gläubig verehren. Aber wer nach diesen Andeutungen ein Tendenz-Histörchen gegen die katholische Kirche vermuthet, der irrt sich. Derlei steht mir fern. Ich glaube, daß die katholische Kirche ebenso gut ist, als eine andere, und wenn dem nicht so wäre, so leide doch ich nicht darunter und habe darum kein Recht zur Klage und Anklage. Nein, wiederhole ich, ich habe nicht künstlich eine Spitze in diese Geschichte gelegt. Und wenn eine solche gleichwol daraus hervorsieht, wenn derselbe Stachel, welcher dem Eusebius das Herz durchbohrt, sich auch drohend gegen jene Satzung richtet, welche dem Menschen verbietet, ein Mensch zu sein, so ist dies nicht meine Schuld. Ich erzähle eine Beobachtung, ein Erlebniß — nichts weiter!

Vor sieben Jahren war's und im Spätfrühling. Auf den Bergen der oberen Steiermark war kaum noch der Schnee geschmolzen, aber im mittleren Gelände grünte und blühte es allerwärts und der Lenz lag, ein fröhlicher Eroberer, mit Blumenduft und Vogelsang mitten im Herzen der guten Stadt Graz. Andere minder gesegnete Städte belagert er wol ringsumher mit all' seinen lichten Boten, aber einziehen mag er nicht in die dumpfen, engen, geschlossenen Häuserzeilen. In Graz freilich, wo sich Häuser und Gärten anmuthig verbinden, kann man ihn überall gewahren. Aber eben darum muß man auch dort ewig an ihn denken und wer an den Lenz denkt, denkt auch an das Wandern. So ist es wenig-

stens mir alljährlich in besagter Stadt ergangen und nicht anders in jenen Maitagen von 1871.

Ich nahm mein Felleisen auf den Rücken und meinen Ziegenhainer in die Hand, und wanderte in's Land hinaus. Zwei Tage ging ich an der Mur hin, flußaufwärts, und am dritten bog ich zur Rechten in ein Seitenthal ab, den Bergen entgegen. Es war ein schönes Wandern durch das einsame liebliche Bergthal, durch den kühlen Tann — hell war der Himmel und mein Herz heiter, wenn ich heute daran zurückdenke, so ist mir zu Muthe, als wäre ich damals ein Vogel gewesen, der wirklich und wahrhaftig hat fliegen können. Dem scheint aber doch nicht ganz so gewesen zu sein, denn ich erinnere mich deutlich, wie müde ich am Abend jenes dritten Wandertages war, wie sehnsüchtig ich nach dem Dorfe ausblickte, welches ich mir zur Nachtruhe bestimmt. Die Sonne sank, es wurde immer kühler, aber noch war keine Hütte zu gewahren. In einem engen Thal ging ich dahin, so eng, daß nur Straße und Fluß darin Platz fanden, steil ragten die Felsen auf und nichts erquickte das Auge, als das eigenthümliche Spiel der Abendgluth gegen die aufsteigenden Schatten der Dämmerung. Noch schimmerte das satte Roth sieghaft zu meinen Häupten, aber ich wußte, daß es bald unterliegen müsse. Mir war nicht bange vor einer nächtlichen Wanderung, aber ich fühlte mich müde, sehr müde, und auch die unsägliche Einsamkeit bedrückte mein Herz . . .

Da, plötzlich, bei einer Biegung des Weges, traf ich auf einen Menschen. Zuerst freilich gewahrte ich nur, etwa fünfzig Schritte vor mir, einen hellen Streifen im Tannenwald, über der Straße. Als ich näher kam, erkannte ich, daß es ein Mönch in weißem Ordensgewande war — er saß auf einem gefällten Baumstamm und hielt das Haupt tief auf ein Buch gesenkt, das ihm im Schooße lag. Was er las, mußte ihn wol ganz erfüllen, denn er blickte bei meinem Nahen nicht auf und als ich ihn anrief, zuckte er erschreckt zusammen, daß ihm das Buch entfiel und mir vor die Füße rollte.

Ich hob es auf und dabei streifte mein Blick zufällig das Titelblatt — Goethes „Faust". Das war zu jener Zeit, unter dem fanatischen, fast wahnwitzig strengen Regimente des Bischofs von Seckau, Johannes Zwerger, eine gefährliche Lectüre für einen Mann dieses Standes. Daran sollte ich sofort erinnert werden. Denn als ich nun zu dem Mönche emporeilte und mich der Störung wegen entschuldigte, erwiderte er nichts, und erst als ich fragte, wie weit es noch nach dem Dorfe Waldkirchen sei, sagte er nur kurz und gepreßt: „Nicht weit!" Aber dabei streckte er seine Hand angstvoll nach dem Buche aus und diese Hand zitterte . . .

„Du armer Sklave!" dachte ich mitleidig. Und das Mitleid wuchs, als ich dem Manne in's Antlitz sah. Er war noch jung, vielleicht dreißig-

jährig, aber er mußte wol krank sein, sehr krank. Bleich und welk, wie aus Wachs geformt, war dies Antlitz, nur auf den Wangen brannte eine unheimliche, scharf begrenzte Röthe. Aber war es nur körperliches Leid? Müde und traurig blickten die glanzlosen Augen und um den Mund lagen schwere, tiefe Furchen . . .

Er ließ das Buch hastig in die Tasche seines Gewandes gleiten. Dann blickte er mich ängstlich, unstet, fragend an. Ich verstand diesen Blick — „wirst Du mich verrathen?" war darin geschrieben.

Ich stand einen Augenblick verlegen, nach dem rechten Worte der Beruhigung suchend. War es nicht das Beste, wenn ich ihn recht unbefangen frug, was er gelesen? Aber das verwarf ich sofort. Man konnte von dem Platze westwärts weit blicken, in's Thal hinein, wo jetzt der letzte Schein des rothen Lichts um das blanke Kirchendach schimmerte, aber sonst traten rings die Felsen dicht heran. Es war ein guter Ort zu ernstem Sinnen und das sagte ich denn auch und fügte hinzu, daß sich hier ein heiliges Dichterwort recht nachfühlen lasse, und der „Faust" sei ein solches Evangelium.

Ich sagte das warm und sicherlich ohne Ironie. Aber der bleiche Mann blickte mir doch spähend in's Antlitz, ob ich nicht etwa spöttelte. Dann schien er beruhigter, aber er erwiderte nichts. Erst nach einer Weile, deren Stille recht peinlich war, fragte er: „Sie sind wol Student der Grazer Hochschule?"

Ich bejahte es und nannte meinen Namen.

„Dann kennen Sie wol meinen Freund Cölestin Weber?" fuhr er lebhafter fort.

„Nur vom Sehen!" mußte ich erwidern. Und dabei glitt mir unwillkürlich, in Erinnerung an diesen curiosen Gesellen, ein Lächeln über das Antlitz.

Der Mönch bemerkte es, seine dünnen Lippen preßten sich zusammen. „Scheint er Ihnen komisch?" fragte er scharf. Aber im nächsten Augenblick, zauberhaft schnell, wandelte sich der Ausdruck der Züge und ward überaus mild. „Sie sind so jung und lustig," sagte er leise, „wie sollten Sie da den «Faust» schon recht verstehen!" Und als ich ihn verblüfft ansah, lächelte er und fuhr dann fort: „Sie wollen in Waldkirchen übernachten? Es gibt ein Wirthshaus im Orte, aber es liegt noch eine Stunde weit. Wenn Sie müde sind, so kehren Sie beim Steinbauer ein, nahe dem Pfarrhof. Er hält kein Wirthshaus, ist aber ein freundlicher Mann." Ich grüßte und wollte gehen, als er noch einmal zu sprechen begann: „Ich bin Pfarrer im Orte und würde Sie gern zu mir laden. Aber mein Haushälter ist krank!" Wieder mußte ich ihn erstaunt anblicken, nicht dieser wenigen, fast selbstverständlichen Worte wegen, sondern weil er sie mehr stammelte als sprach und überhaupt sichtlich in größter Verlegenheit war. Ueber diesem Erstaunen vergaß ich, meinen Dank

für den guten Willen zu sagen und ging mit stummem Gruße den Abhang hinab und weiter dem Dorfe zu.

Das war unsere ganze Unterredung. Aber man wird es vielleicht nicht verwunderlich finden, wenn ich gestehe, daß sie seltsam und stark in mir nachklang. Mir war's, als hätte ich mit einem Gefangenen gesprochen — jeder kennt seine unglückliche Lage und darum wird jedes Wort befangen und beziehungsvoll. Aber am Tiefsten hatte es mich getroffen, daß er den Cölestin Weber einen „Faust" genannt . . .

„Nur vom Sehen" kannte ich diesen Mann, wie wol alle Studenten, seine nähere Bekanntschaft hatte keiner gemacht und keiner sehnte sich darnach. Nicht einmal aus Neugierde — seine äußeren Schicksale waren ohnehin bekannt. Er war eines Köhlers Sohn aus der Köflacher Gegend und bis zu seinem zwanzigsten Jahre hatte er nichts gelernt, als den Meiler anzuzünden und zu behüten. Seltsame Gedanken mögen ihn durchstürmt haben, während er so nächtelang müssig in die rothe Gluth starrte. Denn eines Tages ging er aus dem Walde und zur Stadt und warf sich dem Fürstbischof (damals war's noch der edle, milde Graf Attems) zu Füßen: er müsse studiren und geistlich werden, sonst könne seine Seele keine Ruhe finden auf Erden. Der gütige Greis hörte ihn still an, bis sich des Flehenden Stimme in Thränen brach, dann hob er ihn auf und sagte: „Dein Wunsch ist erfüllt." Er nahm den Köhlerjungen in sein Haus und ließ ihn unterrichten, im Lesen und Schreiben und dann in allen Disciplinen der lateinischen Schule. Und wenn Jemand darüber lächelte, so sagte der Greis ernst: „Ihn dürstet, lassen wir ihn trinken, möge es ihm zum Heile sein!" und dann pries er den Eifer und die Begabung seines Schützlings. In der That konnte Peter — auf diesen Namen war er getauft — nach fünf Jahren seine Prüfung aus dem Gymnasium machen und ward Theologe. Und wieder nach einigen Jahren galt er als das Lumen der Facultät und ward zu seiner völligen Ausbildung nach Rom geschickt. Als er zurückkehrte, wollten sie den gelehrten Dr. Weber, welcher noch vor zehn Jahren als Köhler im Walde gehaust, zum Professor der Dogmatik machen. Aber der finstere ascetische Mann lehnte das ängstlich ab, er müsse ja noch studiren, bat er, studiren und vor Allem reize ihn das jus canonicum. So ward er denn Jurist und nach fünf Jahren auch beider Rechte Doctor. Dann aber that der Mann, dem nun allerseits die glänzendste Laufbahn prophezeit wurde, einen seltsamen Schritt: er wurde Mönch, Cisterzienser und stellte die einzige Bedingung, sich seine Pfarre selbst wählen zu dürfen. Denn dieser Orden verpflichtet seine Glieder zur Seelsorge. Als dies verlautete, da höhnten seine Neider und alle jene, die er durch sein barsches Wesen verletzt: „Seht den Heiligen! Er will irdisch Gut gewinnen und sich die reichste Pfarre sichern!" Aber sie schwiegen beschämt, als Weber die ärmste und beschwerlichste erwählte, ein kleines Bergdorf — ich hatte den Namen

nennen hören, Waldkirchen war es nicht, aber es schwebte mir vor, als müsse der Ort in dieser Gegend liegen. Dort blieb er lange Jahre und war für die Welt so ganz verschollen, daß selbst seine Bekannten verdutzt waren, als der alternde Mann plötzlich wieder in Graz auftauchte und sich als — Medicíner inscribirte. Er hatte sich die Erlaubniß hierzu von seinem Abte nur nach hartem Kampfe errungen, nur durch die Vorstellung, wie schwer in jenen Bergwäldern ärztliche Hülfe zu finden und daß er sich nur die nothwendigsten Kenntnisse erwerben wolle, um den Verlassenen beizustehen. Aber mit dem Nothwendigsten schien er sich nicht begnügen zu wollen; er war nun schon im vierten Jahre wieder an der Hochschule und hörte mit rastlosem Eifer nicht blos Medicin, sondern auch sonstige Collegien. In jenen, welche Professor Nahlovski über Ethik las, war ich neben ihm gesessen. Es ist klar, daß solche Schicksale und Studien dem Manne selbst unter uns übermüthigen Jünglingen einen gewissen Respect hätten sichern müssen; wenn dies gleichwol durchaus nicht der Fall war, wenn wir den „Pfaffen" im Gegentheil als ein Spielzeug betrachteten, welches uns der liebe Gott zum Amüsement für die langweiligen Collegien bescheert, so lag dies einzig in seinem Aeußern und Betragen. Pater Cölestin — dies sein Ordensname — war einer der häßlichsten Menschen, die ich je gesehen, auf einem Stiernacken saß ein mißfärbiges Bullenbeißergesicht, nur die Augen waren groß, klar und ausdrucksvoll. Er erschien immer in derselben Kutte, welche ursprünglich nach der Regel der Cisterzienser weiß gewesen sein mochte, jetzt aber mehr dem dunkelbraunen Mantel der Kapuziner glich, und was von Wäsche sichtbar wurde, spottet durch sein Farbenspiel vollends jeder Beschreibung. Er kam und ging ohne Gruß, auf harmlose Fragen hatte er nur ein abwehrendes Knurren, vermuthete er aber eine Hänselei, so wurde er ganz fabelhaft grob. Kein Wunder, daß wir uns dieses Gaudium, unserem seltsamen Collegen diese Emotion, recht häufig gönnten und namentlich Neulinge gern an ihn gerathen ließen. Ich selbst hatte nie ein Wort mit ihm gesprochen, verspürte auch keinerlei Lust dazu, obwol er, wie erwähnt, ein Semester lang mein Sitznachbar war. Während des Vortrags saß er regungslos und horchte, sein hartes Antlitz hatte dabei — ich finde kein bezeichnenderes Wort — den Ausdruck eines Verschmachtenden, der nach Labung dürstet. Nahlovski war Herbartianer und sprach besonders oft und warm über Werth und Würde der Wissenschaft. In solchen Augenblicken zeigte sich auf dem Antlitz meines Nachbars ein Zug tiefen Schmerzes und in seinen Augen lohte ein düsteres Feuer. Ich hatte mich nicht viel darum gekümmert, erst jetzt überkam mich der Gedanke, ob nicht dies Feuer ein Abglanz jener Gluth gewesen, welche ihm „das Herz verbrannte", weil auch er, der ja gleichfalls „Philosophie, Juristerei und Medicin und leider auch Theologie durchaus studirt", zum Resultat gekommen, „daß wir nichts wissen können?"

In tiefem Sinnen ging ich die Dorfstraße entlang, bis zur Kirche. Sie war schmuck genug, der angebaute Pfarrhof hingegen ein morsches, verfallenes Haus. Auf der Thürschwelle saß ein Greis, das dunkel geröthete Antlitz auf beide Arme gestützt. Auf meine Frage nach des Steinbauern Hause taumelte er empor, glotzte mich mit stieren Augen an und lallte unverständliche Laute. Er hatte mich nicht verstanden oder der Branntwein lähmte ihm die Zunge — der alte Mensch war offenbar schwer betrunken. War das der „Haushälter" des Pfarrers und bestand darin seine „Krankheit"?

Ich sollte es bald erfahren. Auf gut Glück ging ich auf den nächsten Bauernhof zu — das Haus lag stattlich zwischen Scheunen und Ställen. Hinter den kleinen Fenstern schimmerte ein Lichtschein, aber der Hof lag verödet, das Gesinde war wol schon zur Ruhe gegangen. Als ich näher trat, schlug der Haushund an, bellte mächtig d'rauf los und zerrte an seiner Kette. Darauf trat ein altes Mütterchen vor die Thüre und musterte mich fragenden Blicks. Ich brachte meine Bitte vor, der Herr Pfarrer habe mich hergewiesen.

„Dann kommet nur näher!" sagte sie freundlich, „Ihr seid wol gar ein Freund zu ihm?"

„Nein," erwiderte ich, „aber er hätte mich doch gern selbst bewirthet, wenn nicht —"

„Ja freilich!" rief sie und nickte eifrig. „Und wenn der Herr Dechant käm', er könnt' ihm keine Gastlichkeit erweisen. Wisset, er ist halt gar so schlimm d'ran mit seinem Haushälter! Der Schuster-Toni ist ein Lump — ei ja leider! — ewig rauschig. Habt ihn jetzt wol selbst geseh'n?" Ich nickte. „Sehet, so ist er immer!"

„Und warum jagt er ihn nicht fort?"

„Ja, sehet," erwiderte sie, indem sie mich in's Haus geleitete, „unser hochwürdiger Herr Eusebius ist halt gar zu gut. Der Toni müßt' sonst vor Hunger hinsterben und der Herr kennt ihn schon so lang und hat auch seine Tochter gekannt, die Aga (Agathe). Sehet, das war ein braves Mensch, die Aga, g'rad' so brav, wie der Vater nichtsnutzig. Und dann müsset der Herr doch wieder ein Mannsbild zur Wirthschaft nehmen, ein Weib darf nicht in seinem Haus verweilen — wisset wol, er ist ja ein Weißrock!" (Mönch.)

Damit öffnete sie die Stubenthür und ich trat vor den Steinbauer hin und brachte wieder meinen Bittspruch vor. „Ganz wohl, ganz recht!" rief der alte Mann freundlich und schickte sein Weib sofort in die Küche, mir einen Pfannkuchen zu bereiten. Eine große Flasche rothen Landweins — „Schilcher" nennen sie ihn dort — stand ohnehin auf dem Tische, er hieß mich nur noch ein zweites Glas vom Gesimse langen, denn er selbst war nicht mehr recht beweglich; „der Tod hat mich im vorigen Jahr kalt angehaucht," sagte er wehmüthig — einen Schlag-

anfall meinte er. Dann ward er aber sofort wieder fidel und nachdem er mich eine Weile lächelnd fixirt, machte er: „Meck! Meck!" und nickte mir fröhlich zu.

„Was meint Ihr?" fragte ich erstaunt.

„Nun wohl," rief er, „Ihr seid doch gewiß ein Schneider!"

„Nein," betheuerte ich und im Verlaufe der Rede stellte es sich heraus, daß auch hier der Wunsch des Gedankens Vater gewesen. Der Dorfschneider war nämlich krank und der Steinbauer brauchte dringend eine neue Hose. Weil aber auch seine Sackuhr verdorben war, so fuhr er fort: „Also wenn kein Schneider, so doch gewiß ein Uhrmacher?"

Auch dazu konnte ich mich leider nicht bekennen, zur großen Verwunderung meines Wirthes. „Ja, was sonst?" rief er. „Eure Hände sind fein — zum schweren Handwerk gehöret Ihr nicht!"

Noch eine Weile ließ ich ihn rathen, dann sagte ich ihm das Richtige.

„Student!" rief er. „Es ist mir ja gleich so gewesen, als Ihr zur Thüre hereinkamt. Aber" — er schüttelte den Kopf — „es ist da was nicht in Ordnung! Verzeihet, aber die Osterferien sind vorbei und die großen noch nicht da — was habt Ihr jetzt im Lande herumzulaufen?"

Ich suchte meinen Leichtsinn zu entschuldigen, so gut es ging und fragte dann, woher er die akademischen Ferien so genau kenne.

„Von meinem Sohn her," erwiderte er, „vom Georg, der ist auch Student zu Graz gewesen. Hat's freilich nicht weiter gebracht, der Nichtsnutz!" Aber dabei strahlten seine Augen von Glück und Stolz und fröhlich erzählte er mir die Geschichte seines Lieblings. Der Georg war sein Zweitgeborner und „weil der Bub gar so viel gescheidt war" und hauptsächlich „weil der Steinbauerhof so lang ungetheilt stehen soll, als die Erde steht", sollte er geistlich werden, studirte auch im Stift Admont und ward dann Theologe in Graz. „Es ist ihm aber," erzählte der alte Mann, „schwer geworden, den schwarzen Rock anzuziehen, er hätt's auch nicht gethan, aber des Hahnwirths Loysl (Aloys) hat damals seine Seel' in der Hand gehalten, wie einen Vogel, der fortfliegen will, und wie der Loysl gesagt hat: «Komm' mit, Georg», hat der kein Wort mehr gesagt und ist mit ihm gegangen auf Graz." Blieb aber nur ein Jahr dort und kam wieder und „des Thalbauers Broni in Sternegg war ihm halt doch noch lieber als der Loysl." Der Ex-Theologe heirathete die reiche Erbtochter und saß nun vergnüglich mit Weib und Kind auf dem reichen Thalhofe. Mit satten Farben schilderte mir der Steinbauer das Glück des Sohnes und wie man ihn überall nur den „König von Sternegg" nenne, weil er der einzige reiche Bauer in diesem ärmlichen Dorfe sei und wie ihn sogar sein älterer Bruder Conrad beneide. „Und der wird doch der Steinbauer zu Waldkirchen!" sagte der Alte mit ernstem Stolze. Aber gleich darauf lachte er wieder: „Ist doch ein Nichtsnutz, der Georg,

hat mich viele schwere Gulden gekostet und die Vroni hätt' ihn auch ohne die Studia genommen. Aber mir ist's recht. Wenn ich mir so den Loysl anschau' — was hat der von der allzu großen Frommheit? Ein schwer Herz und ein traurig Leben! . . ."

Da brach er kurz ab, als hätte er schon zu viel gesagt. „Wer ist denn dieser Loysl?" fragte ich.

„Ihr kennet ihn ja!" war die erstaunte Antwort. „Unser Herr Pfarrer Eusebius ist's!" Und dann nach einer Pause: „Ihr dürfet aber auf mein thöricht Wort nichts geben! Freilich ist er kein glücklicher Mensch, aber das kommt vielleicht von seiner Krankheit oder" — er stockte und fuhr dann rasch fort — „aber von der heiligen Weih' kommt's nicht. Denn sehet, die ist ihm vorbestimmt gewesen und er hätt' nach seinem Herzen nichts Anderes werden können auf Erden. Schon als Büblein war er sanft und fromm und wie ein Engel war er anzusehen, mit dem langen blonden Haar und den blauen Augen. Da war einmal der Apfel weit vom Stamm gefallen, denn sein Vater, der Hahnwirth, war ein wüster Mensch und hart und lumpig — sein Weib hat er in die Erd' gebracht durch seine Hartheit und sich dann am eigenen Schnaps langsam zu Tod' getrunken. Der arme Loysl hat's mit ansehn müssen, freilich nur zwei Monat' im Jahr — die übrige Zeit war er in der Studia zu Admont. Denn dort im Stift hat ihn unser alter Herr Pfarrer einen Freiplatz geschafft, weil er ein gar so frommer Bub war und nur immer gern in den Büchern gelesen hat. Dort hat er die Freundschaft mit meinem Georg geschlossen und sie hat gedauert bis heute. Nur ein Jahr waren sie auseinander, wie der Georg den schwarzen Rock ausgezogen hat für immer. Der Loysl aber hat ihn anbehalten und schließlich gar noch mit dem weißen vertauscht! . . ."

„War er Anfangs Weltgeistlicher?" fragte ich.

„Ja freilich! Wie er ausgeweiht war, haben sie ihn zuerst nach Welschland geschickt, und ihm dann die Pfarre hier gegeben, damit er ruhig ein Buch schreiben kann. Dann hat der Bischof in Graz gesagt, so ein Buch ist nöthig für die Christenheit und Keiner kann es so gut machen wie der Aloys Waldner. Angefangen hat er's auch, aber fertig ist er nicht geworden. Und daran und an seiner ganzen Traurigkeit ist nur Einer Schuld — der verrückte Weißrock, der früher Pfarrer drüben in Sternegg war — der, das sag' ich!"

„Cölestin Weber?" rief ich.

„Ja, der Cölestin! Sehet, ein Jahr war der Loysl als Schwarzrock bei uns Pfarrer und bei aller Frömmigkeit so heiter und gesund, daß es eine Freud' war, ihn anzuseh'n. Da wird er auf einmal traurig und blaß. Warum? Die Leut' sind schlecht und reden viel, wenn der Tag lang ist, die Leut' sagen: weil er die Aga begehrt hat, des Schuster-Tonls Tochter, und das Mädel war brav und hat nicht zu ihm als Köchin ziehen

wollen! 's ist aber Alles Lüge: der Weißrock in Sternegg hat ihm Mucken in den Kopf gesetzt und gesagt: «Du bist noch nicht fromm genug» und davon ist er so traurig worden. Und endlich hat er's dem Cöleſtin geglaubt, ist in das Stift R. gegangen und als Mönch wieder zurückgekommen. Und seitdem kränkelt er so dahin ..."

„Aber der weiße Rock ist doch nicht so ungesund?" rief ich.

„Zu fromm ist ungesund!" war die kurze Antwort. „Und nun greifet zu, gesegne es Gott!" Denn die Steinbäuerin war schon vor einer Weile mit dem Pfannkuchen erschienen und ich hatte nur deshalb nicht zugegriffen, weil ich nach Berichten über den armen Eusebius hungriger war, als nach der Speise. Auch jetzt noch weilten meine Gedanken nicht ganz bei dieser und während ich die größten Bissen verschluckte, wühlte es mir im Hirn: „Zu fromm — und Goethes «Faust» als Erbauungsbuch? Und warum hat er so verlegen die ewige Betrunkenheit seines Haushälters eine «Krankheit» genannt?" Und als der Teller leer war, da trat mir wol nicht diese Frage auf die Lippen, aber eine andere, die eng damit zusammenhing: „Was ist denn aus der Aga geworden?"

„Die Aga!" rief der alte Mann heftig. „Was geht denn Euch die Aga an? Ja, so sind die Städtischen — schlechte Geschichten über die hochwürdigen Herren, die sind ihnen schon das Liebste. Aber damit ist's hier nichts!" Dann fuhr er ruhiger fort: „Die Aga ist auf Graz, in den Dienst als Köchin, und dann auf Wien. Gehört hat man nichts mehr von ihr. Wird wol gestorben sein oder gar schlecht geworden ..."

„Vater," mahnte die Bäuerin, „sie war sehr brav."

„Brav war sie," bestätigte dieser, „und schon das Schönste, was man konnt' sehen. Aber warum schreibt sie nicht, wenn's ihr gut geht? Warum schickt sie dem Vater nichts? Ein Lump ist der Schuster-Toni, aber doch ihr Vater! Nun muß ihn der arme Herr Eusebius aus Barmherzigkeit ernähren, und darum ist eigentlich jenes schlimme Gered' aufgekommen. Das hat man von der Barmherzigkeit!"

„Ja, das hat man davon," wiederholte das Mütterchen, „aber es ist schon zehn Uhr."

Dann geleiteten mich die guten Leute in die Schlafkammer ihres Jüngsten, des Matthias, welcher eben zur Landwehrübung in Bruck war. Ich hatte einen langen Marsch gethan und das Lager war reinlich, aber es lockte mich noch nicht. Es war so schwül im Kämmerchen, ich riß das Fenster auf und lehnte mich hinaus. Aber auch draußen war es schwül. Die Wolken hingen dicht herab und zuweilen zuckte ein Wetterleuchten durch das bängliche Dunkel. Erst nachdem ich eine Weile hinausgeschaut, unterschied ich die Umrisse der Kirche; rechts von ihr, etwa zwei Fuß über der Erde, brach ein matter Lichtstrahl auf die Straße — er kam aus den niedrigen Fenstern des Pfarrhofs. Ich wandte den Blick dahin, die Fenster waren geöffnet, ich schaute in eine erleuchtete Stube und er-

kannte auch die Umrisse einer Gestalt, die regungslos am Tische saß. Ich griff nach meinem Felleisen, zog das Opernglas hervor und richtete es dahin. Nun konnte ich deutlich jedes ärmliche Geräth der Stube erkennen und auch jene Gestalt — es war der Pfarrer, er las in einem mächtigen Folianten. Wenn er sein Antlitz erhob und dem Lichte zukehrte, konnte ich auch deutlich den Ausdruck desselben gewahren — und seltsam! ich mußte sofort an meinen Nachbar im Colleg denken, es war genau derselbe Zug des Verschmachtens, der Gier nach einer Labe. Dann klappte er das Buch zu, lehnte sich zurück und schlug die Hände vor's Antlitz. „Er weint!" sagte ich laut vor mich hin. Aber da, beim Klang der eigenen Stimme, faßte mich auch die Scham, dies einsame Weh durch meine Neugier entweiht zu haben. Rasch löschte ich die Kerze, entkleidete mich im Dunkeln und kaum, daß mein Kopf das Kissen berührt, schlief ich auch fest ein.

Als ich erwachte, war es heller Tag und meine erste Empfindung, daß ich zu lange geschlafen. Eilig brachte ich mich und mein Gepäck in Ordnung und ging die Treppe hinab. Das Haus war leer, das Gesinde schon zur Arbeit ausgezogen. Erst auf dem Bänkchen vor der Thüre traf ich das greise Paar. Der Steinbauer neckte mich wegen des langen Schlafs, das Mütterchen aber lief in's Haus und brachte das Frühmahl, das sie für mich warm erhalten. „Wie soll ich das vergelten?" fragte ich gerührt. „Indem Ihr wacker zuhaltet," erwiderte der Alte. „Könnet auch andere Studenten zum Steinbauer in Waldkirchen weisen, aber —", er hob schelmisch den Finger — „erst in der Ferienzeit!"

So plauderte ich vergnüglich noch eine Weile mit den guten, herzlichen Leuten, und als sie vernahmen, daß ich in's Oesterreichische wolle, also über Sternegg, da trugen sie mir auf, doch ja bei ihrem Georg Einkehr zu halten. „Es wird ihn gar freuen," sagte der Steinbauer „ist ja selber Student gewesen. Der weiß zu reden — der kann Euch viel vom Loysl erzählen!"

„Der Hochwürdige heißt Eusebius," verwies ihn sein Weib. „Aber hast Du schon von der heiligen Sach' erzählt, die er aus Welschland mitgebracht hat?"

„Richtig!" rief der Steinbauer. „Die müsset Ihr Euch in unserer Kirche anschauen! Sehet, welch' frommer Mann der Loysl schon als Schwarzrock gewesen! Wie sie ihn von Graz mit gutem Geld nach Welschland geschickt haben, da bequem die Studia zu treiben, da hat er sich soviel vom Mund erspart, um eine Reliquie zu kaufen und seinem Heimatsdorf zu bescheeren! War das nicht brav?"

„Gewiß!" sagte ich. „Was ist es denn?"

„Seht's nur selber an, — der Meßner wohnt hinter der Kirche."

Nach vielem Dank und Gegengruß verließ ich das gastliche Haus. „'s wird irgend ein alter Knochen sein," dachte ich, „den er zu einer Zeit

erworben, da auch er noch den «Faust» nicht verstand." Aber warum sollte ich dem Steinbauer nicht den Gefallen thun! — und ich wandte mich zur Kirche.

Als ich am Pfarrhause vorüberging, saß der Schuster-Tonl wieder auf der Schwelle. Er war diesmal nüchtern, sah aber in seinem zerlumpten Gewande, mit dem aschenfahlen Antlitz und den zitternden Händen auch nicht viel reputirlicher aus, als den Abend vorher.

„Wollet zum Herrn Pfarrer?" fragte er und richtete sich auf. Ich blieb einen Augenblick unschlüssig stehen. „Ist aber nicht zu Hause," fuhr er fort. „Ist zum Schneider-Bartl gegangen, mit dem heiligen Gut. Der Schneider hustet sich noch heut' für immer aus — hihi!"

Der alte Lump lachte höhnisch auf. Ich aber ging rasch weiter, dies heisere Krächzen nicht mehr hören zu müssen. Da vernahm ich eilige Schritte hinter mir — es war der Tonl. „Wollet die heilige Sach' beschauen?" rief er mir athemlos entgegen. „Wartet — ich rufe den Meßner."

„Kann ihn selber rufen!" sagte ich abwehrend und ging weiter.

„Nein, nein!" rief der Trunkenbold dringend und lief neben mir her. „Bitt' Euch, bitt' Euch! gönnet es mir!" Der Ton bänglichen Flehens fiel mir auf und derselbe flehentliche Ausdruck lag auch auf den verwitterten Zügen — ich blieb stehen. „Ich dank' Euch!" rief er überlaut und verschwand hinter der Kirche.

Ich blickte ihm erstaunt nach. Bittet der so dringend um die Gelegenheit für ein Trinkgeld? dachte ich. Aber das war's nicht. Denn als er mit der Nachricht zurückkehrte, der Meßner komme sogleich, und ich ihm einige Kreuzer reichen wollte, wies sie der zerlumpte Mensch zurück. „Nein," bat er, „Ihr könnt mir eine andere Gutthat erweisen: nehmet mich mit, damit ich die heilige Sach' auch beschauen kann!"

„Habt Ihr sie noch nie gesehen?" fragte ich.

„Wohl! wohl!" war die Antwort, „aber nicht so oft, als ich möcht'. Das ist ja meine einzige Freude." Und seine gerötheten Lider begannen heftig zu zwinkern — der Mensch hatte Thränen in den Augen.

„Ihr weint ja," sagte ich fast verblüfft. Aber da erschien auch schon der Meßner mit dem rasselnden Schlüsselbund. Er war ein dicker Mann, mit einem rothen, weitläufigen Gesichte, bewegte sich überaus würdevoll und trug ein langes, schwarzes, halb priesterliches Gewand. Diesem Aeußeren entsprach auch seine fettige, salbungsvolle Stimme und seine Rede, welche freilich durch das gezwungene Hochdeutsch mindestens auf mich keinen so imponirenden Eindruck machte, als sie ja sonst nach Inhalt und Form verdiente.

„Gott zum Gruße!" begann er. „Sie wünschen diesen Tempel Christi zu besichtigen und das darin aufgestellte Heiligthum zu verehren?" Ich nickte. „Gern," fuhr der würdige Mann fort, „will ich Ihnen denselben

erschließen, auch die nöthige Erläuterung geben, obzwar dieses eine besondere, in der Bestallung nicht vorgesehene Mühe ist! Denn wol wird dieses Heiligthum von vielen Pilgern, sowie auch von Solchen, welche zufällig dieses Weges kommen, besucht, aber wenige wissen, daß ich weder als Meßner, noch als Schullehrer hiesigen Orts hierzu verpflichtet bin, vielmehr dieses, so zu sagen, eine freiwillige Leistung ist!" Er blickte mich fragend an, ich nickte wieder.

„Dann kommen Sie!" Er öffnete, schlug einen der schweren Thorflügel nach innen und forderte mich durch eine Handbewegung auf, einzutreten. Aber vor mir und unter dem majestätisch gehobenen Arm hinweg schlüpfte der Tonl in die Kirche.

„Schuster-Tonl," sagte der Würdevolle und hob die Brauen, „Schuster-Tonl oder wie Ihr eigentlich heißt, Anton Weinlechner, hebet Euch hinweg, denn Ihr seid ein Lump!"

„Meßner," winselte der alte Mensch. „Wisset ja, wie mein Herz d'ran hänget! Erlaubt es, Meßner!"

„Schuster-Tonl!" erwiderte dieser, „Ihr gebet mir leider, trotz wiederholter Vermahnung, nicht die richtige Ansprache und gebührende Titulatur. Denn wol bin ich Meßner hiesigen Orts, aber auch Schullehrer, und der letztere Titel kommt mir für gewöhnlich zu, weil er das ansehnlichere Amt repräsentiret. Auf alle Fälle aber kommt es mir zu, Herr genannt zu werden . . ."

„Meßner," jammerte der unverbesserliche Schuster-Tonl, „ich hab' Euch ja den Herrn zugeführt und der Herr erlaubt's mir!"

Der dicke Mann zuckte die Achseln, blickte mich fragend an und als ich abermals nickte, schritt er vorwärts gegen den Altar zu.

„Was Sie hier angehört," bemerkte er dabei seufzend, „wiederholet sich für mich leider einige Male im Tage. Denn wenn ich auch sonst schwer durch die Unbildung hiesiger Bauernschaft zu leiden habe, so kränket mich doch der Entgang der gebührenden Anrede am Meisten. Als ich hierherkam und diese ungebildeten Menschen erfuhren, daß ich Franz Xaver Hoisenroither heiße, da wollten sie mich sogar den «dicken Franzl» nennen. Solches ist mit Entschiedenheit abgewehrt worden, aber der Titel «Herr» noch immer nicht errungen, obwol weder freundliche Bitte noch ernste Mahnung —"

„Herr Schullehrer," fiel ich ihm in's Wort, „diesbezüglich wollen wir auf die Zukunft hoffen und das Geschlecht, welches Sie erziehen. Nun aber — die Reliquie!"

Der dicke Mann lächelte geschmeichelt. „Wie ich sehe," sagte er, „sind Sie ein gebildeter Jüngling, wol gar ein Jünger jener Wissenschaft, welche aus den Brüsten der Grazer Hochschule fließt?" Ich nickte. „Dann," fuhr er fort, „will ich Ihnen Alles genau zeigen, denn derselben Wissenschaft habe auch ich, leider nur bis zur dritten Gymnasial-Classe,

gehuldigt, so daß ich mich Ihnen, so zu sagen, geistig verbrüdert und zu jeder Gefälligkeit verpflichtet fühle. Denn wol hat mich später das Leben —"

„Herr Schullehrer," unterbrach ich ihn wieder, „Ihre Bildung ist noch sichtlicher als die meine! Ich aber möchte die Reliquie —"

„O über die Ungeduld der Jugend!" rief er mit wohlwollendem Lächeln. „Doch sind einige historische Daten unerläßlich! So vernehmen Sie denn, daß diese Kirche der heiligen Agathe geweiht ist, wasmaßen denn auch viele Mägdlein dieser Ortschaft auf diesen Namen getauft werden. Sie hat sich aus einer Kapelle entwickelt, welche im fünfzehnten Jahrhundert erbauet wurde. Was jedoch den Erbauer betrifft, so dürfte er ein frommer und gottesfürchtiger Mann, auch . besonderer Verehrer jener Heiligen gewesen sein, obwol dieses leider nicht überliefert ist. Auch sein Name ist unbekannt, doch war er wahrscheinlich nach der Sitte jener Zeit ein Ritter, der einen Harnisch trug und eiserne Hosen —"

„Herr Schullehrer," fragte ich etwas scharfen Tones, „die Reliquie ist wol im Altarschrein?"

„Ja, dort ist sie!" erwiderte der sichtlich gekränkte Mann und wandte sich zum Schrein. Der Schuster-Tonl war schon während unserer Unterredung dorthin geschlüpft und lag auf den Knieen, das Antlitz an die schön geschnitzte Holzwand gepreßt und sie mit beiden Armen umfassend. Ein heftiges Zucken durchflog dabei seinen morschen Körper.

„Schuster-Tonl!" sagte der Meßner, „dieser Herr ist ungeduldig und will blos sehen und nicht hören. Gebet Raum, daß ich öffnen kann, Schuster-Tonl!"

„Ja, ja!" schluchzte dieser, rückte auf den Knieen bei Seite und erhob sein thränenüberströmtes Antlitz. „Oeffnet es, Meßner, daß ich die schöne Sach' beschauen kann!"

„Um Euretwillen geschieht es nicht!" verwies ihn der Würdevolle. Aber um meinetwillen schien er es leider auch nicht gleich thun zu wollen. Denn noch einmal wandte er sich zu mir und fragte:

„Kennen Sie die heilige Agathe?"

„Ja!"

„Dann wissen Sie," fuhr er trotzdem fort, „daß diese Heilige ein edelgeborenes Fräulein war, welches in der Stadt Catania auf der Insel Sicilien, wo die Pommeranzen wachsen und von wo man zuweilen Italiener zum Eisenbahnbau hierher beziehet, lebte. Ihre Eltern, Gutsbesitzer, welche jedoch in der Stadt wohnten, waren fromme, gottesfürchtige Leute, welche ihres Kindes sorgsam warteten, also daß es, nachdem es die katholische Mädchenschule zu Catania besucht und auch im Französischen und der Handarbeit gründlich unterrichtet worden, nicht minder durch weltliche Bildung, als durch christliche Frömmigkeit ausgezeichnet war. Leider aber besaß sie auch einen schönen Körper und ein feines Gesicht, denn obgleich dies ansonsten für ein Mädchen kein Unglück zu sein pflegt, so gerieth

doch die fromme Agathe deshalb in eine Bedrängniß. Denn sie lebte nicht etwa zu unserer Zeit, auch nicht einmal zur Zeit der Maria Theresia, sondern schon vor sechzehnhundert Jahren. Es war dies aber noch eine harte Zeit für das Christenthum, denn die Juden waren damals noch zahlreicher als jetzt und außerdem gab es sehr viele Heiden, welche einen Lumpen und Wüstling, Jupiter geheißen, als Götzen verehrten und auch eine leichtsinnige Frauensperson, Venus genannt, zur Verehrung oft ganz nackt in Marmor abbildeten. Dieses sündhaften Irrglaubens waren auch die Römer, welchen damals die Stadt Catania gehörte. Nun kann man sich denken, wie ungebildet und unsittlich ein Volk sein muß, wenn es ein nacktes Weib von schlechtem Rufe als Göttin verehrt, und leider war auch der Bezirkshauptmann, welcher damals im Namen des römischen Kaisers über Catania herrschte, ein Lump und Wüstling. Wenn er wo ein schönes Mädchen sah, so schleppte er es gleich in sein Haus. Nun wollte es das Unglück, daß dieser Bezirkshauptmann, welcher sich Quintilianus geschrieben hat, häufig durch die Gasse ging, wo die Eltern der Agathe ihr eigenes Haus besaßen und er sah sie am Fenster und sie gefiel ihm schon von unten herauf sehr gut. Noch mehr aber gefiel sie ihm, als er ihr einmal am Sonntag Vormittag nach der Messe auf der Straße begegnete und er trat an sie heran und sprach: «Du gefällst mir — komm' in mein Haus!» Sie aber rief: «Hebe Dich hinweg, denn ich bin ein tugendhaftes Mädchen!» Da sprach er weiter: «Also wenn Du tugendhaft bist, so will ich Dich zum Weibe nehmen!» Sie aber erwiderte: «Bei den Römern geht es zu, wie bei den Türken und sie nehmen so viele Weiber, als ihnen gefällt. Wenn es aber auch nicht so wäre, so will ich doch nicht Dein Weib werden, denn Du bist ein Heide!» Da ergrimmte der Bezirkshauptmann und winkte einigen Polizisten und sie schleppten das Fräulein in sein Haus. Und nun sprach er: «Füge Dich meinem Willen, sonst lasse ich Dir die Ohren abschneiden.» Sie aber schüttelte den Kopf. «Füge Dich meinem Willen,» sprach er weiter, «sonst lasse ich Dir den Busen abschneiden.» Da sagte sie: «Schneide mir ab, was Du willst — ich will als tugendhafte Christin sterben.» Und da ließ er ihr den rechten Busen abschneiden und dann —"

„Halt!" rief ich, „ich kenne die Geschichte." Ich kannte sie wirklich, wenn auch nur zufällig. Als ich nämlich den Herbst vorher zu Florenz verweilt, da hatte mich das Bild des Sebastiano del Piombo, welches sich dort im Palazzo Pitti befindet und in grausig-schöner Art das Martyrium dieser Heiligen darstellt, so tief erschüttert, daß ich bei meiner Heimkehr in den Acta Sanctorum den Bericht hierüber nachgelesen hatte. Das sagte ich dem Meßner, um ihn der Störung wegen zu begütigen, und fügte hinzu: „Der Maler hat sie als herrliche, üppig erblühte Jungfrau dargestellt und wie ein Fürstenmantel wallt ihr um die Schultern das dunkle Haar!"

Aber kaum daß ich diese Worte ausgesprochen, da wich ich auch erstaunt, ja erschreckt zurück. Denn sie übten auf meine beiden Zuhörer eine seltsame, gewaltige, mir räthselhafte Wirkung. Der Schuster-Tonl war, wie von einer Natter gestochen, aufgesprungen und ballte die Fäuste gegen mich und rief: „Ihr lügt! — ihr Haar war golden!" Der Meßner aber war todtbleich geworden und wurde nun dunkelroth und faßte mich mit zitternder Hand beim Arme: „War ihr Haar wirklich dunkel?"

Mir war es einen Augenblick zu Muthe, als wäre ich in ein Tollhaus gerathen. „Auf jenem Bilde ist es fast schwarz!" erwiderte ich.

„Und ist der Maler," fuhr der Meßner fort, „ein verläßlicher Mann gewesen, welcher die heilige Person getreu abgebildet hat?"

Ich konnte wieder lächeln. „Nein!" versicherte ich, „Sebastiano hat die Heilige nicht persönlich gekannt!"

Der Mann athmete erleichtert auf, schlug ein Kreuz und verdrehte die Augen gegen das Kirchendach, „Herr Gott, ich danke Dir!" rief er. Und zu mir gewendet, sprach er salbungsvoll: „O lieber Herr Studiosus, welche Last war mir jetzt auf dem Herzen. Denn dieses Herz ist, mit Verlaub zu sagen, ein echt christliches und hänget besonders an dieser Reliquie hier. Nun haben zwar gottlose Spötter schon oft an deren Echtheit gezweifelt, doch geschah es aus bösem Vorwitz und ohne jeglichen Grund. Wäre aber jener Maler, der Herr Sebastian, der ja im Uebrigen ein braver Mann sein mag, auch verläßlich und gewissenhaft, so wäre dieses für mein Herz sehr traurig. Und insbesondere wäre es" — und bei diesen Worten zuckte blitzschnell ein widriges, tückisches Lächeln über sein Antlitz — „für den von mir innigst verehrten hochwürdigen Herrn Pfarrer hiesigen Orts eine fatale Geschichte. Denn was birgt dieser Schrein, mein lieber Herr Studiosus?" Er schlug den Deckel zurück und sagte: „Eine echte Locke vom Haupte der heiligen Agathe und diese ist blond wie von Golde!"

„Ja — golden! — golden!" schluchzte der Schuster-Tonl, drängte sich heran und öffnete die Augen weit, als könnte er den Anblick nicht gierig genug einsaugen. Sein wüstes, verwittertes Gesicht wies dabei einen Ausdruck inbrünstiger, schmerzlicher Andacht, wie man ihn diesem Menschen nimmer hätte zutrauen mögen. So blickte ich denn, als ich an den Schrein trat, mehr auf ihn, als auf die Reliquie. Denn an der war nicht viel zu beschauen. Auf einem hellblauen Pölsterchen, durch eine dicke Glastafel geschützt, lag ausgebreitet eine Locke von allerdings schönem, ja herrlichem rothblondem Haar. Daneben ein Votivtäfelchen, welches in Golddruck auf weißem Porzellan die Inschrift wies:

DIE CORP. DOM. MDCCCLXVIII.

„Wie?" fragte ich, „ist die Reliquie erst seit dem Frohnleichnamstage 1868 in Waldkirchen?"

„In Waldkirchen schon weit länger," erwiderte der Meßner, „aber erst seit jenem Tage in hiesiger Kirche und allgemeiner Verehrung zugänglich. Verstatten Sie, daß ich diese merkwürdige Thatsache des Nähern berichte."

Er schöpfte tief Athem — ich hatte offenbar eine längere Rede zu erwarten, aber diesmal sah ich ihr nicht bange entgegen, sondern in größter Spannung.

„Vor allem sei es bemerkt, daß ich, nachdem ich vorher selbiger Aemter zu Sternegg gewaltet, im Frühling 1868 durch die Gnade des hochwürdigsten Herrn Abtes von R. hierher berufen ward, in den Herzen hiesiger Jugend die Wurzeln der Bildung auszustreuen und zugleich jene Pflichten zu erfüllen, so unsere heilige Religion dem Meßner auferlegt. Aber damals ahnte ich noch nicht, daß es mir zugleich vergönnt sein werde, Gläubige durch Vorzeigung dieser Reliquie zu erquicken. Denn weder wußte Jemand im Orte von diesem kostbaren Schatze, noch würdigten mich Seine Hochwürden, der Herr Pfarrer, einer Mittheilung hierüber. So sollte denn ich, der ich der heiligen Kirche nahestehe und mich sogar zu ihren, wenngleich geringeren Dienern zählen darf, alles erst durch denselben Zufall erfahren, wie die anderen Glieder der Gemeinde. Aber war es ein Zufall? Nein! Es war Gottes Finger — vernehmen Sie, wie er hier gewaltet hat. Schon bei meiner Herkunft beklagten sich nämlich Seine Hochwürden über stechende Schmerzen in der Brust und am Montage jenes hochheiligen Festtages sagten Sie mir: «Ich leide schwer — meine Lungen schmerzen bei jedem Athemzuge, als hätte ich da eine Wunde — ich fürchte, ich werde morgen bei der Procession im glühenden Sonnenschein auf dem staubigen Wege zusammenbrechen!» Also klagten Sie, ich aber tröstete: «Der Herr wird Sie stärken!» und fügte hinzu, wie dieses Wandeln durch Staub und Gluth dem Himmel wohlgefällig sei, versprach aber auch, Christum und die heilige Gottesmutter in inbrünstigem Gebete um solche Stärkung anzuflehen. Die Himmlischen aber erhörten mein Gebet nicht, denn sie wollten, daß diese Reliquie allgemeiner Verehrung theilhaftig werde! Darum waren Seine Hochwürden am Frohnleichnamstage noch kränker als bisher und gingen todtblaß und wankenden Schrittes mit dem Sanctissimum unter dem Baldachine einher. Als wir aber zu dem Altare kamen, den der fromme Wiesenbauer vor seinem Hause errichtet, da sanken der Herr Pfarrer zusammen, so plötzlich, daß ich kaum das Sanctissimum vor der Berührung mit dem Staube bewahren konnte, indem ich es aus seiner Hand riß. Er aber schlug zur Erde hin und ein Blutstrom quoll aus seinem Munde und überfluthete das priesterliche Ornat, also daß ich später mit dem Fleckputzen große Mühe hatte. Entsetzt schrie das Volk auf und drängte sich dicht heran und wußte keinen Rath. — «Wehe! wehe!» schrien sie — «solches ist noch nie erhört worden und bedeutet

Unglück für das Dorf.» Einige aber schrien: «Helft dem Pfarrer — er verblutet!» rührten aber auch keine Hand. Da raffte ich mich auf und übergab das Sanctissimum meinem Sohne, welcher mir allhier als Helfer in Meßnerei und Schule beigegeben ist, und kniete neben dem Kranken nieder, hob sein Haupt und löste ihm das schwere Ornat von Brust und Schultern. Hierbei halfen mir der Wiesenbauer und sein Sohn, indem sie den Bewußtlosen stützten. Als ich aber das Gewand auf der Brust gelöset und zurückgeschlagen, da sahe ich, daß der Herr Pfarrer darunter an einem Bändchen ein rothseidenes Beutelchen trug, gerade auf dem Herzen. Ich griff darnach und öffnete es rasch, wahrlich nicht aus Neugierde, sondern weil ich wußte, daß Pilger, welche von den heiligen Stätten oder von Rom zurückkehren, solche geweihte Amulete mitzubringen pflegen, welchen oft eine wunderbare Kraft innewohnt. Da nun der hochwürdige Herr vor zwei Jahren in Rom verweilt, so vermuthete ich in dem Beutelchen ein solches Amulet und wollte es hervorziehen, um vielleicht dadurch den Blutstrom zu hemmen. Aber als ich nun den Inhalt hervorzog, entfuhr mir ein Ruf des Staunens, denn im Beutelchen lag diese Locke hier. Das Volk aber schrie wild auf: «Sehet! sehet! der Priester, der Mönch hat eines Weibes Haar selbst an diesem hochheiligen Tag am Herzen getragen! O, über den Sünder — sehet, es war Gottes Hand, welche ihn vor dem Altare niedergeworfen!» Nur Einer drängte sich heran und rief mit lauter Stimme: «Schweiget — er stirbt!» und dieser war der Georg Grueber, des hiesigen Steinbauern Sohn, welcher schon damals als Thalhofbauer zu Sternegg saß. Und selbiger gewaltthätige und ungerechte Mann riß mir auch das Beutelchen und die Locke aus den Händen und schrie mir zu: «Hebe Dich hinweg, frommer Spion!» Ich aber gedachte des Wortes der Schrift, daß der Gerechte auf Erden oft erniedriget wird, und blieb und betete. Diesem Gebete und sicherlich nicht dem Wasser und den Riechmitteln, mit welchen der Georg den Hochwürdigen zu beleben suchte, diesem Gebete allein schreibe ich es trotz aller christlichen Demuth zu, daß sich die Blutung stillte und der Herr Pfarrer endlich die Augen aufschlugen. Sein erster Blick fiel auf mich und dann auf sein gelöstes Gewand, und da tastete er angstvoll nach seinem Herzen und rief: «Wo ist die Locke?!» Und wirren Blickes stammelte er dann: «Agathe — ich sterbe!» ... und neue Ohnmacht kam über ihn, das Volk aber gerieth nun vollends in wildesten Aufruhr. Denn Agathe — wol sträubet sich meine Zunge, diese nichtswürdige Verleumdung zu wiederholen, aber ich muß es thun, weil sonst Sie, verehrter Herr Studiosus, das Folgende nicht verstehen würden — Agathe also hieß auch jene Magd, von welcher Spötter und Bösewichte behaupteten, daß sie dem Herrn Pfarrer — —" Er stockte, wieder überflog blitzschnell jenes widrige Lächeln seine Antlitz. „Darum also," fuhr er fort, „empörte sich das fromme Volk, als es diesen

Namen von seiner Lippe vernahm und schrie: «Es ist das Haar seiner Liebsten — des Schuster-Tonls Aga hat er angerufen!» Ich aber schwieg, und mein Flehen wandte sich nur noch inbrünstiger zu den Heiligen droben! «Christus und Maria,» flehte ich, «und besonders Du, heilige Agathe, Schutzpatronin der Kirche, welcher dieser würdige Priester dient, bringe seine Unschuld an's Licht.» Und auch dieses Gebet, mein Herr Studiosus, wurde sofort erhört. Denn der Georg Grueber richtete sich auf und rief: «Schweiget, ihr Thoren! Er hat die heilige Agathe angerufen, und dieses Haar ist eine Locke von ihrem Haupte — er hat die Reliquie in Welschland erworben und stets am Herzen getragen, weil sie ihm so theuer war!» Da verstummte das Volk, nur der fromme Wiesenbauer sprach: «Lüge nicht Georg! Warum hat er uns, den Frommen, nichts davon gesagt und nur Dir, dem gottlosen Spötter?!» Der Georg aber rief: «Weil er weiß, daß ich kein Spötter und Gottloser bin — im Uebrigen wartet, bis er es Euch selbst sagt! Jetzt aber gehet heim, Leute, denn die Procession ist jedenfalls zu Ende!» Und darauf zerstreute sich das Volk wirklich; nur einige, darunter der Wiesenbauer, der Georg und ich, blieben bei dem Kranken und schafften ihn in sein Haus. Auf dem Wege frug noch der Wiesenbauer: «Meßner — was haltet Ihr von der Sache?» worauf ich erwiderte: «Wohl ist der Georg Grueber ein gewaltthätiger und schier gottloser Mensch, hat auch, statt die heilige Kirche, die Thalhofbauer-Broni in Sternegg gefreit» (was sich, lieber Herr Studiosus, darauf bezog, daß dieser Mann früher Theologe war), «aber Ihr wisset, daß unser Herr Pfarrer dennoch sein Freund ist — wir wollen warten, was er selbst sagt!» Und wir vernahmen die Bestätigung wirklich noch am selben Tage. Denn als der hochwürdige Herr wieder sprechen konnte, fragte ihn der Georg in unserem Beisein: «Weß ist diese Locke?» und er erwiderte: «Der heiligen Agathe!» Wohl machte mich der fromme Wiesenbauer darauf aufmerksam, daß der Georg vorher dem Pfarrer etwas heimlich zugeflüstert, aber ich verwies ihm solche Reden und sagte: «Ein hochwürdiger Herr lüget nicht!» Dann ging ich heim und berichtete die Begebenheit an meinen Gönner, den hochwürdigen, hochmögenden Herrn Abt von R., und zwei Tage später traf ein Delegat hier ein, der alte Herr Pater Anselmus, ein gar lieber und fröhlicher Herr, welcher leider im Sommer vorigen Jahres plötzlich nach allzureichlicher Mahlzeit aus diesem irdischen Jammerthal in die bessere Heimat abberufen worden ist. Dieser hochwürdige Herr nun vernahm sowol uns, als den Herrn Pfarrer und verfaßte ein Protokoll, in welchem verzeichnet war, daß dieses Haar von dem damaligen Weltpriester, jetzigen Ordensbruder Pater Eusebius Waldner im Jahre des Herrn 1866 zu Rom um 500 Goldgulden als echte Locke vom Haupte der heiligen Agathe erworben worden sei. Dieses Protokoll fertigten wir alle, auch der hochwürdige Anselmus, welcher dabei bemerkte: «Diese Reliquie ist ebenso echt, als

die meisten anderen.» Und seit jenem Tage ist sie auch allgemeiner Verehrung ausgesetzt, denn die Bitte unseres Herrn Pfarrers, sie auch fernerhin allein verehren zu dürfen, konnte nicht erfüllet werden. Doch verrichtet er auch jetzt noch häufig einsam und unter Thränen seine Andacht an derselben! Am Tage der heiligen Agathe, zugleich dem Kirchweihtage hiesigen Orts, dem fünften Februarius, wallfahrten trotz der ungünstigen Jahreszeit, in welche leider dieser Tag fällt, viele Leute hierher, und es ist zu hoffen, daß der Ruf des Heiligthumes immer mehr wächst. Ein Mirakel aber," schloß er seufzend, „ist bisher leider noch nicht geschehen!"

Ich entlohnte die Mühe des würdigen Mannes nach Kräften und verließ, von den seltsamsten Empfindungen erfüllt, die Kirche. Vorher aber sah ich noch ein widriges Schauspiel. Der Meßner mußte den Schuster-Tonl, der fortwährend die Locke angestarrt und nicht auf die Erzählung geachtet, mit Gewalt vom Schreine weg und aus der Kirche zerren. „Lasset mich hier," schluchzte der alte Mensch, „um Christi Willen — noch ein Weilchen lasset mich die heilige Sach' beschauen!" Und als er endlich vor der Thüre war, da ballte er die Fäuste und ging schimpfend und fluchend davon.

„Solches bereitet mir dieser Lump immer!" sagte der dicke Mann athemlos, indem er die Kirchenthüre verschloß. „Er hänget an dem Heiligthume, wenn auch aus einem lächerlichen und fast sündhaften Grunde."

„Aus welchem?"

„Er behauptet, daß das Kopfhaar seiner Tochter, welche in der Fremde verschollen, von derselben Farbe gewesen sei, wie das unserer Heiligen. Thöricht Geschwätz! — Der Branntwein hat sein Gehirn verbrannt — Gott befohlen, verehrter Herr Studiosus!"

Ich wanderte weiter, die Straße gegen Sternegg. Als ich an einem kleinen Hause vorüberging, hörte ich Wehklagen daraus ertönen und dann eine schwache, heisere Stimme milde Trostworte sprechen. Ich erkannte diese Stimme sofort, obwol ich sie am Vortage nur wenige Worte hatte reden hören. Als ich nach einigen Schritten zurückblickte, sah ich den Pfarrer aus dem Hause des Schneider-Bartl treten. Ein junger, vierschrötiger Schlingel im Meßnerkleid, der Sohn meines Cicerone, schritt ihm mit dem Glöcklein lustig voran. Er aber wankte langsam hinterher. Wieder sah ich sein blasses Antlitz und die traurigen, müden Augen. Einen Todtkranken hatte er getröstet — ein Todtkranker war er selbst...

Um die Mittagszeit, nach dreistündiger Wanderung, war ich in Sternegg. Ich kehrte im Thalhofe ein, nicht blos, um die Grüße meines freundlichen Wirthes zu überbringen, sondern weil ich darnach brannte, den Georg Grueber kennen zu lernen. Er allein konnte mir ja die Frage beantworten, welche ich mir auf dem langen Wege rastlos zu lösen versucht. Aber ich kam nicht dazu, diese Frage zu stellen. Georg Grueber, der mich, nachdem ich die Grüße seiner Eltern bestellt, wie einen alten

Freund aufnahm, war nicht der Mann, dem ich durch plumpe Neugier den willkommenen Anlaß gegeben hätte, sich und seinen armen Jugendfreund in interessantem, romantischem Lichte erscheinen zu lassen. Denn dieser glücklichste Mensch, den ich je kennen gelernt, vereinte mit einem einfachen, fast derben Wesen eine schöne, harmonische Bildung und ein tiefes, feinfühliges Gemüth. Das erkannte ich in der ersten Stunde unseres Beisammenseins und schwieg darum. Ich erzählte ihm nicht einmal von jener Begegnung mit dem Pfarrer, und daß ich die Reliquie gesehen. Es fehlte uns ja auch sonst nicht an interessantem Gesprächsstoff. Als ich ihn am Nachmittage auf einem Rundgange durch seine Felder begleitete, erzählte er mir von der Art, wie er sein Leben eingerichtet, und wahrlich! — ich blickte in eine Idylle, wie sie bisher kein Dichter so schön, einfach und menschlich wahr ersonnen. Alles an diesem Menschen war harmonisch, selbst sein Verhältniß zur Kirche. Wer einmal die Kutte getragen und sie dann gewaltsam abgestreift, pflegt dann oft ein Atheist der schlimmsten, lautesten, unduldsamsten Sorte zu werden. Er aber freute sich wol seiner eigenen Klarheit, ließ aber jeden selig werden, wie ihm beliebte. Georg war nicht, wie so viele Ex-Theologen, ein „libertinus", sondern ein „liber", kein Freigelassener, sondern ein Freier.

Das erwies sich auch in der Art, wie er über den einstigen Pfarrer seines Ortes, Cölestin Weber, urtheilte. Wir kamen erst spät auf diesen Mann zu sprechen, am Morgen des nächsten Tages, da mir Georg noch ein Stück Weges über Sternegg hinaus das Geleite gab. Ich erzählte ihm von der Art, wie wir den sonderbaren Studenten im Colleg behandelt, und er hörte es mit Betrübniß.

„Es scheint das Schicksal dieses Menschen," sagte er, „daß ihm ewig bitteres Unrecht angethan wird. Seine Kutte ist schmutzig, das ist leider wahr; aber wol selten ist Jemand über diese Erde gegangen, der sich bei dieser harten Wanderung das Herz gleich rein und edel bewahrt hat. Und gewiß keiner, der ernster und schmerzlicher nach Erkenntniß und Wahrheit gerungen hat. Aber — was ist Wahrheit? Andere kommen darüber hinaus, keine Antwort auf diese Frage zu wissen, — Cölestin ist daran zu Grunde gegangen!"

„Sie kennen ihn näher?" fragte ich.

„Ja — er ist mein Freund, außer mir lebt ein einziger Mensch auf Erden, der ihn so genau kennt, wie ich. Und eben um der Art willen, wie er gegen diesen Menschen handelte, habe ich ihn Jahre lang gehaßt, bis ich die Thatsachen genauer erkannte und ihn dann aus demselben Grunde verehren mußte. Es war eine sonderbare Geschichte — ich darf sie Ihnen erzählen, denn Sie können nie ahnen, wen sie angeht."

Ich wurde blutroth, aber ich fand den Muth nicht, ihm zu sagen, daß ich es schon jetzt ahnte.

„Also hören Sie!" fuhr Georg fort. „Ich hatte einen Freund, der

ein tiefgläubiger, hochbegabter, überaus sanftmüthiger, aber charakterschwacher Mensch war. Diesem jungen Manne — er war Weltgeistlicher — stand allem Anscheine nach eine glänzende Carriere bevor — er war sofort nach Abschluß seiner Studien Pfarrer einer ansehnlichen Gemeinde geworden, außerdem hatte der Bischof ihm, seinem Liebling, eine wichtige und ehrenvolle literarische Arbeit übertragen. Ich freute mich seines Glückes, obwol sein Weg nicht der meine war. Da erfuhr ich, daß er scheinbar ohne jede äußere Ursache urplötzlich ein ascetischer Frömmler geworden und gegen den Willen des Bischofs in einen Mönchsorden getreten, demselben, dem Cölestin angehörte. «Das ist das Werk des Weißrocks von Sternegg», sagten die Leute, und ich mußte es glauben und fluchte dem Fanatiker, welcher den schwachen Menschen umstrickt und in eine finstere, brütende Melancholie hineingezerrt. Erst später erfuhr ich, wie sich die Sache in Wahrheit zugetragen. Jener junge Geistliche war tiefgläubig und rein, aber — er war ein Mensch! Eine schöne Dirne seines Dorfes hatte seine Sinne entflammt, dann auch sein Herz; auch sie liebte ihn mit einer so echten, starken Leidenschaft, daß ihr die «Sünde», welche sie dadurch beging, wol kaum in's Bewußtsein trat. Dem Manne ihres Herzens anzugehören und ihm dienen zu dürfen, schien ihr ein so hohes Glück, daß sie es auch gern mit dem Spott, ja mit der Verachtung der Welt erkauft hätte. Darum forderte sie von dem Geliebten nichts, als daß er sie als «Köchin» in sein Haus nehme. Wenn Sie erwägen, wie oft ähnliche Verhältnisse in unseren Pfarrhäusern anzutreffen sind, so wird Ihnen dieser Wunsch vielleicht vom Standpunkte eines Dorfmädchens gar nicht frech, ja nicht einmal auffällig erscheinen. Bedenklicher ist es schon, daß der junge Geistliche ihr dies zusagte — er war eben schwach und die Versuchung groß. Erst in letzter Stunde, als eben das Mädchen zum Einzug in sein Haus rüstete, kam ihm die Reue, er fühlte Gewissensbisse und wandte sich an Cölestin. Dieser fragte ihn nur kurz: «Liebst Du sie?» und auf die Antwort «Ja!» gab er den ebenso kurzen und bündigen Rath: «Dann ziehe den schwarzen Rock aus, werde Protestant und heirathe sie!» Dazu konnte sich der schwache, ehrgeizige Mensch nicht entschließen, aber ebenso wenig wagte er es, dem Mädchen seinen Wunsch abzuschlagen. In dieser Bedrängniß gerieth er auf einen curiosen Ausweg. Er beschloß, das Verhältniß, welches bisher ein reines war, abzubrechen und zugleich, um alle Versuchung abzuschneiden, Mönch zu werden, weil er als solcher keine Köchin in seinem Hause halten durfte. Bei diesem Schritte war ihm Cölestin allerdings behülflich, aber erst, nachdem er vergeblich alle Ueberredungskunst aufgewandt, den Freund hiervon abzuhalten. Denn er sah die unseligen Folgen voraus, wie sie auch richtig eintrafen. Das leidenschaftliche Mädchen, welches sich verschmäht sah und nach ihrer Auffassung betrogen glaubte, ging in die Stadt und ist da verdorben oder gestorben. Der junge Geistliche aber

verlor durch diesen Schritt nicht blos die Gunst des Bischofs, sondern auch für immer den Frieden seiner Seele. Denn erst nach der Trennung erkannte er, wie sehr er jenes Mädchen geliebt, und fluchte jener Satzung, welche ihm verwehrt hatte, ohne schwere Sünde, ohne Trug und Heuchelei, glücklich zu werden. Er verlor den Glauben, die inneren Kämpfe brachten eine Krankheit, zu welcher der Keim allerdings in ihm lag, zum Ausbruch — er wurde ein entsetzlich unglücklicher Mensch. Aber das war er nicht durch Cölestin, sondern trotz Cölestin geworden. Als ich dies erkannt, habe ich um Cölestins Freundschaft geworben, wie einst um die Liebe meines Mädchens. Es ist mir gelungen! Noch einmal: Der Schein ist gegen ihn, aber man soll nicht nach dem Scheine urtheilen."

So erzählte er, und darauf hin konnte ich nicht länger heucheln. Ich faßte warm seine Hand; „Sie haben Recht," sagte ich bewegt, „man soll nicht nach dem Scheine urtheilen. Ich kenne einen Mann, der in Glaubensdingen freisinnig ist, und der dennoch bewirkt hat, daß eine Haarsträhne vom Haupte eines Dorfmädchens als Reliquie einer Heiligen verehrt wird. Aber er hat es gethan, um einen tief unglücklichen Menschen wenigstens vor äußerer Schmach zu bewahren. Und er hat recht gehandelt!"

Der junge Mann blickte mich erglühend, mit weitgeöffneten Augen, fassungslos vor Staunen an. Ich aber schritt raschen Schritts und bewegten Herzens weiter in's Land hinein ...

Max Müller und die Sprachphilosophie.

Von

Ludwig Noiré.

— Mainz. —

Die sympathische und einsichtsvolle Besprechung meiner Schriften durch den großen Sprachforscher, dessen Name der Stolz seines Heimatlandes Deutschland und seines Adoptivvaterlandes England ist, wie sein wissenschaftlicher Ruhm gleichmäßig die ganze gebildete Welt von den Ufern des Ganges bis zum atlantischen Ocean erfüllt, legt mir die Verpflichtung auf, schweres Unrecht wieder gut zu machen, arge Fehlgriffe und Mißverständnisse, die ich mir zu Schulden kommen ließ, öffentlich zu bekennen und zurückzunehmen. Ich habe dies zwar, sobald ich meines Verschuldens inne wurde, dem Verletzten gegenüber brieflich gethan, und seiner anima candida et ingenua genügte mein Bekenntniß, um mir sofort volle Verzeihung zu gewähren, ja, mehr als dies, mir seine Freundschaft anzutragen, wofür ich mich zu tiefster, innigster Dankbarkeit verpflichtet fühle. Allein es geziemt sich, daß eine solche Seelengröße und ideale, selbstlose Gesinnung, von welcher nach meinem Dafürhalten die Annalen der Gelehrsamkeit kein zweites Beispiel verzeichnen, künftigen Generationen als schönes Vorbild zur Nachahmung erhalten bleibe, bei welchen hoffentlich das kleinliche Gezänke und leidenschaftliche Gebelfer der Selbstverherrlichung, welches leider! bei den heutigen Viri Docti noch immer nicht zu den Ausnahmen gehört, mehr und mehr der reinen, interesselosen Hingabe an die Sache der Wahrheit weichen wird. Paßt doch das schöne Rechtssprichwort:

In unnöthigem Streit
Geschieht dem Recht ein Leid

gewiß in noch viel höherem Grade auf die Wissenschaft und ihre Pfleger.

Außerdem erheischt es aber auch die Wichtigkeit der hier in Frage

stehenden Probleme, deren ungeheure Tragweite und Bedeutung heute erst von den Wenigsten begriffen wird, daß, in strenger Handhabung distributiver Gerechtigkeit, das Suum cuique sorgfältig abgewogen und gewissenhaft durchgeführt werde. Und je mehr der vortreffliche Mann, der, in erhebender Weise frei von allen persönlichen Motiven, nur das eine Interesse der Förderung und Ergründung der Wahrheit kennt, seine Ansprüche auf Priorität in den Hintergrund stellt, um so dringlicher erscheint mir eine solche Prüfung und rückhaltlose, objective Darstellung jener Fragen sowie seines bedeutenden Antheils an deren Beantwortung.

I.

Darwin und Max Müller.

Der Gedanke der Weltentwickelung, der größte Gedanke, den nach meiner Ueberzeugung der Menschengeist jemals gedacht hat, bewegt und erregt heute alle Geister. An den Namen Darwin knüpfen sich mächtige Gegensätze, die in leidenschaftlichem Streite die Gemüther erhitzen und nicht nur in wissenschaftlichen Sphären, sondern bis herab zum Tagesgespräch und in einer riesig anwachsenden Tagesliteratur ausgefochten werden. Wie es früher kein wissenschaftliches Gebiet gab, das nicht in irgend einer Weise mit der religiösen Tradition und dem kirchlichen Autoritätsglauben in Conflict kam, so daß eine Auseinandersetzung mit, eine Emancipation von diesen Mächten erste Lebensbedingung und Lebensthätigkeit der erwachenden und erstarkenden Wissenschaften wurde, so gibt es auch jetzt keine Domäne des menschlichen Wissens, welche nicht ihre höchsten und letzten Fragen mit dem Entwickelungsgedanken in Verbindung zu setzen hätte, ja sich selbst nur als einen Zweig des großen Baumes betrachten müßte, dessen Wurzeln in eine unermeßliche Vergangenheit sich hinabsenken, während seine Krone in den weiten, lichten Himmelsraum emporstrebt und mit Blüthen sich schmückt, deren Früchte dermaleinst spätgeborenen Geschlechtern reifen werden. Dieser mächtige Baum ist die Wissenschaft vom Menschen.

Nur das Studium seiner Vergangenheit vermag das große Räthsel zu lösen, vermag dem Menschengeiste Aufklärung über sich selbst und seine Stellung im Weltall zu gewähren, damit zugleich ihm einen Leitstern, einen Compaß in das dunkle Reich der Zukunft anzueignen, der ihn vor den vielen vergeblichen Irrfahrten und nutzlosen Kraftverschwendungen der Vergangenheit bewahren wird. Seiner Ziele bewußter, seiner Mittel gewisser wird der Mensch in seiner künftigen Entwickelung alles bis jetzt Erreichte weit hinter sich lassen. Ja es ist wol nicht zu viel gesagt, daß nach Ablauf einiger Jahrhunderte die Menschheit auf unser hoch aufgeklärtes, verfeinertes und gebildetes Zeitalter als auf eine Periode der Barbarei und Unwissenheit herabblicken dürfte.

Der Gedanke der Entwickelung ist, wie schon öfters bemerkt wurde, kein neuer. Seine Keime lassen sich zurückverfolgen bis zu jenem auserwählten Volke, dessen Lichtgedanken zuerst das Walten der Vernunft in der Schöpfung zu erkennen sich bemühten, bis zu den ältesten griechischen Philosophen, von denen namentlich der tiefsinnige Herakleitos, „der Dunkele", die Welt als ein ewiges Werden im Aufwärtsstreben und Niedergange (denn so verstehe ich ἡ ὁδὸς ἄνω κάτω) auffaßte und die Schopenhauer-Darwinsche Lehre bereits vor 2400 Jahren mit ihren eigensten Worten aussprach: Ἡράκλειτος μὲν γὰρ ἄντικρυς πόλεμον ὀνομάζει πατέρα καὶ βασιλέα καὶ κύριον πάντων. Haß und Streit treibt zur Geburt, aus der Entzweiung entstehen alle Wesen, der Kampf um's Dasein beherrscht die Welt, ist ihr Lebensprincip; nur in der ἐκπύρωσις, der Zurückverwandlung in die Urelemente des Feuers (also der Buddhisten und Schopenhauers Nirwâna, Negation des Willens) ist Uebereinstimmung und Friede (ὁμολογία καὶ εἰρήνη). Also auch er verkannte, wie Schopenhauer und Darwin, daß neben und über dem Hasse, welcher Alles entzweit und sondert, das große Weltprincip, aus welchem jede neue Vervollkommnung hervorgeht, die allmächtige Liebe steht, die Alles vereinigt und bindet, Alles duldet und erträgt, Alles verzeiht und ausgleicht, Alles hingibt und opfert, auch das Leben — ja auch das Leben.

In den Schriften der großen Heroen unserer klassischen Literatur tritt der Gedanke der Entwickelung mit bald mehr bald weniger bestimmter Schärfe oder bewußter Klarheit hervor. In seinen Vorlesungen über pragmatische Anthropologie nahm Kant keinen Anstand, die Abstammung des Menschen aus niederen Stufen, also von thierischen Wesen, als selbstverständlich vorauszusetzen. Der von den Ideen Spinozas erfüllte Geist Lessings konnte unmöglich andere Bahnen wandeln, als die ihm eine Erziehung des Menschengeschlechts mit natürlichen Mitteln und Kräften zu stets höherer Klarheit und Selbständigkeit offen ließen. Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte sind eigentlich eine Skizze der Entwickelung der Menschheit in allmählicher, stufenweise vorausschreitender Vervollkommnung; auch er widmet der körperlichen Gegensätzlichkeit des Menschen zu den Thieren eingehende und, soweit es das damalige Erfahrungswissen erlaubte, vergleichende Betrachtung; viel größeres Gewicht aber legt er — und darin könnten die heutigen Darwinisten gar Manches von ihm lernen — auf das innere Princip, die geistige Entwickelung, welche doch wol auch die Hauptsache ist, obschon sie — seltsam genug! — von der modernen Descendenzlehre fast ganz unbeachtet bleibt oder nur nebenher erwähnt wird.

Bekanntlich ist eine lebhafte Controverse über die Frage geführt worden, ob die Descendenztheorie das Recht habe, Goethe zu den ihrigen zu zählen und ob man ihn, wie Häckel thut, als einen der Begründer der Abstammungslehre anführen dürfe, oder ob er vielmehr ein Anhänger

der Typentheorie gewesen sei. Ich muß gestehen, ich halte dies für einen müßigen Streit. Die jugendliche Begeisterung, welche den 81jährigen Goethe ergriff, als er die Kunde vernahm, daß die Pariser Akademie den Cuvier-Geoffroyschen Streit unter lebhafter Betheiligung in derselben Zeit mit angehört hatte, da draußen die politischen Kämpfe der Juli-Revolution tobten, zeigt, daß es sich für ihn nicht um wissenschaftliche Theorien, sondern um den Sieg einer Weltanschauung handelte und zwar einer solchen, welche dem Geiste wieder Rechnung trug und nicht nur der Materie. Das klingt allerdings, wo von Darwinismus die Rede ist, höchst paradox, aber nur für die Mehrheit der Gedankenlosen, welche zwischen Materialismus und dem um eine ganze Himmelsaxe verschiedenen Monismus keinen Unterschied zu machen wissen. Ich führe deshalb die tiefbedeutsamen Aeußerungen Goethes selber an und zwar mit den Bemerkungen, welche Lazar Geiger*) an dieselben knüpfte: „Als die Juli-Revolution ausbrach, und der treue Eckermann seinen Goethe in lebhafter Erregung über die große Begebenheit fand, die zu Paris stattgefunden, und er von den Fehlern der gestürzten Minister zu reden beginnen wollte, da erwiderte Goethe: «Wir scheinen uns nicht zu verstehen; ich rede gar nicht von jenen Leuten, es handelt sich bei mir um ganz andere Dinge. Ich rede von dem in der Akademie zum öffentlichen Ausbruch gekommenen, für die Wissenschaft so höchst bedeutenden Streit zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire. Von nun an wird auch in Frankreich bei der Naturforschung der Geist herrschen und Herr sein über die Materie. Man wird Blicke in große Schöpfungsmaximen thun, in die geheimnißvolle Werkstatt Gottes. Dieses Ereigniß ist für mich von unglaublichem Werthe und ich juble mit Recht über den endlich erlebten Sieg einer Sache, der ich mein Leben gewidmet habe, und die ganz vorzüglich auch die meinige ist.» Der Gedanke, dessen Sieg Goethe damals im Geiste vor Augen sah, zu dem Geoffroy de Saint-Hilaire sich bekannte, der Gedanke der Weltentwickelung, er wird, ich zweifle nicht, weltbefreiend sein, wie es jemals irgend einer der größten weltgeschichtlichen Gedanken gewesen ist. Dieser Gedanke wird uns dereinst lehren, was der Mensch von sich, von der Menschheit, von der Natur zu erwarten und zu fordern hat."

Wer wie Schiller den Gattungscharakter des Menschen in der Freiheit findet, wer, wie er, Freiheit und Herrschaft als die großen Gegensätze der Menschheit bezeichnet, der kann unmöglich die Leitung und Beeinflussung des menschlichen Willens durch einen wenn auch noch so hoch, edel und rein gedachten außermenschlichen Willen anerkennen. Daß der Mensch sein eigener Schöpfer ist, das allein verleiht ihm Werth, Würde und Hoheit; jene Machtfülle, die ihm die Herrschaft über unseren

*) Zur Entwickelungsgeschichte der Menschheit S. 114.

Planeten erworben hat, sie kann uns nur interessiren, wenn sie das Ergebniß seines eigenen Ringens ist, nicht aber wenn sie ihm vom Glücke, und nur als solches könnte uns ja ein den Menschen vorzugsweise begünstigendes höheres Wesen erscheinen, in den Schoß geworfen wurde. Das war für Schiller der wahre Kern und Inhalt der Universalgeschichte, sie war ihm das Bild der zu stets höherer Freiheit, Macht und Sittlichkeit emporringenden Menschheit. In diesem Sinne entwarf er eine geniale Skizze derselben in seiner Jenaer Antrittsrede, von welcher Carlyle sagte: „There perhaps has never been in Europe another course of history sketched out on principles so magnificent and philosophical.“ Nachdem er das Bild der tiefsten Stufe ursprünglicher Wildheit entrollt und diesem das glänzende Gemälde der gegenwärtigen Cultur entgegengehalten, sagt er resumirend:

„Welche entgegengesetzte Gemälde! Wer wird in dem verfeinerten Europäer des achtzehnten Jahrhunderts nur einen fortgeschrittenen Bruder des neueren Kanadiers, des alten Celten vermuthen? Alle diese Fertigkeiten, Kunsttriebe, Erfahrungen, alle diese Schöpfungen der Vernunft sind im Raume von wenigen Jahrtausenden in dem Menschen angepflanzt und entwickelt worden; alle diese Wunder der Kunst, diese Riesenwerke des Fleißes sind aus ihm herausgerufen worden. Was weckte jene zum Leben, was lockte diese heraus? Welche Zustände durchwanderte der Mensch, bis er von jenem Aeußersten zu diesem Aeußersten, vom ungeselligen Höhlenbewohner zum geistreichen Denker, zum gebildeten Weltmann emporstieg? Die allgemeine Weltgeschichte gibt Antwort auf diese Frage.“

Die wenigen Jahrtausende, von denen hier Schiller redet, genügen heute auch dem Historiker der Menschheit nicht mehr. Die prähistorische Wissenschaft hat uns einen Blick in den Abgrund einer ungeheuren Vergangenheit hinabsenken lassen, für welchen die Maßstäbe der seitherigen Chronologie so wenig ausreichen, als unsere irdischen Maße für die Siriusweiten. Je dunkler die Ferne, desto langsamer war naturgemäß der Fortschritt. Es gab eine Zeit, in welcher der Mensch ohne den Besitz des Feuers war, ja es gab eine Zeit, wo er noch nicht einmal die einfachsten Werkzeuge, die uns doch von seinem Begriffe so unzertrennlich scheinen, besaß, und dennoch war er damals schon Mensch, denn er besaß — die Sprache.

Da uns demnach das Gebiet der eigentlichen Menschheitsgeschichte, bis auf eine kurze hellbeleuchtete Strecke, noch in so tiefes Dunkel gehüllt ist; da hier noch eine unermeßliche Vorvergangenheit mit Räthseln und tiefen Geheimnissen angefüllt, zu deren Lösung nur wenige stumme Zeugen aus dem Schoß der Erde hervortreten, dem Forschergeiste als eine schwer und nur allmählich zu bewältigende Aufgabe sich darbietet: was nützt es, welchen Sinn hat es, diese Frage scheint wol erlaubt, in kühnem Wagnisse

jetzt schon sogar über jene Grenzen hinauszuschweifen und nach den Gliedern zu fragen, welche den Menschen als Gattung mit anderen Wesen, denen das charakteristisch Menschliche, die Vernunft, fehlt, in einen genetischen Zusammenhang zu bringen vermögen. Und dennoch wird unsere Wißbegierde gerade durch diese Frage auf's mächtigste gereizt, dennoch ist die Stellung dieser Frage, der höchsten, die es für uns gibt, denn sie betrifft die Menschwerdung, unabweisbar; sie wird, wenn sie auch tausendmal als vorwitzig und nicht zu beantworten abgewiesen würde, immer wiederkehren und nicht eher zur Ruhe gelangen, bis sie ihre Erlösung in ihrer Beantwortung gefunden haben wird.

Lamarcks und Darwins Idee gründet sich auf die Vergleichung der unendlich zahlreichen organischen Formen, von denen die Oberfläche unseres Planeten erfüllt ist und welche alle trotz ungeheurer Verschiedenheiten einen inneren Zusammenhang, eine Art von Wesensgleichheit nicht verleugnen können. Schiller sagt von den wilden Völkerstämmen, deren Sitten und Lebensweise durch die Entdeckungsreisen der neueren Zeit zur Kunde der europäischen Menschheit gelangt sind: „Es sind Völkerschaften, die auf den mannichfaltigsten Stufen der Bildung um uns herumgelagert sind, wie Kinder verschiedenen Alters um einen Erwachsenen herumstehen, und durch ihr Beispiel ihm in Erinnerung bringen, was er selbst vormals gewesen und wovon er ausgegangen ist. Eine weise Hand scheint uns diese rohen Völkerstämme bis auf den Zeitpunkt aufgespart zu haben, wo wir in unserer eigenen Cultur weit genug würden vorangeschritten sein, um von dieser Entdeckung eine nützliche Anwendung auf uns selbst zu machen und den verlorenen Anfang unseres Geschlechts aus diesem Spiegel wiederherzustellen." Was Schiller hier von der Menschheit innerhalb der Grenzen ihres Gattungsbegriffs für möglich und wünschenswerth erklärt, das Heute durch eine ungeheure Entwickelung der Vergangenheit zu begreifen und verständlich zu machen, das dehnt der Darwinismus auf den Menschen als letztes Glied einer weit, weit größeren und fast unabsehbaren Entwickelungsreihe aus, deren erstes Glied in der rudimentärsten Form des thierischen Lebens, der scheinbar ganz form- und structurlosen Amöbe zu finden wäre. Was Schiller von den culturlosen, primitiven Naturvölkern sagt, das wendet die Descendenztheorie auf die vielfältigen Gestalten des Thierreiches an; es sind die wahren Kindheitsformen unseres Geschlechts, Puppenzustände, Etappen, welche dasselbe durchlaufen mußte, ehe es zur menschlichen Bildung und durch diese zu seiner heutigen Vollkommenheit gelangen konnte. Ein geistreicher Franzose redete von einer postérité contemporaine — er bezeichnete damit das Urtheil des Auslandes über die einheimischen Literaturerzeugnisse — man könnte die ungeheure Mannichfaltigkeit der thierischen Lebewesen eine antiquité contemporaine nennen, indem hier die Natur selbst unsere embryonalen Urzustände festgehalten und in zahllosen Exemplaren zu nachdenkendem Ver-

gleichen und zu ernster Besinnung auf unseren Ursprung um uns ausgebreitet hat.

Bei aller Anerkennung des hohen wissenschaftlichen Werthes des Darwinismus — welchen ich hiermit ausdrücklich und nachdrücklich von der monistischen Entwickelungslehre gesondert und unterschieden wissen will — darf der philosophische Denker doch keineswegs über dessen Schwächen, Lücken und Einseitigkeiten die Augen verschließen.

Man hat oft mit Recht das ruhige und besonnene Vorgehen Darwins, der als echter Naturforscher seine Conclusionen nicht eher zog, als bis er ein gewaltiges, sorgfältig gesichtetes und geprüftes Beobachtungsmaterial zur Hand hatte, rühmend hervorgehoben. Und es scheint mir allerdings ein sehr gerechtfertigtes Ansinnen an die tapfere Schaar der unter seinen Fahnen kämpfenden Naturforscher, daß sie den Satz, der bei all ihren empirischen Studien und theoretischen Folgerungen ihnen als Alpha und Omega, d. h. als stillschweigende Voraussetzung und Zielpunkt aller ihrer Anstrengungen gilt: Natura non facit saltus, auch in ihrer Methodik strenge einhalten und nicht etwa durch leichtfertige Sprünge Dinge in Verbindung setzen oder aus einander herleiten, welche einstweilen durch unermeßliche Abgründe und Klüfte von einander getrennt sind.

Die größte Einseitigkeit des heutigen Darwinismus liegt darin, daß er Alles aus äußeren Ursachen herzuleiten bemüht ist und auf die inneren Eigenschaften, wie es scheint, wenig oder gar nicht achtet. Ich will dies durch ein Beispiel erläutern.

Wenn der Nachweis geliefert werden kann, daß in den Polargegenden hauptsächlich weiße Füchse vorkommen, so liegt eine Erklärung dieser Erscheinung aus Darwinschen Principien sehr nahe. Die weiße Farbe ist eine schützende mimicry in Schneeregionen, das Thier entgeht viel leichter den Nachstellungen seiner natürlichen Feinde, und nimmt man an, daß dieselben Verhältnisse eine genügende Zeit fortdauern, so läßt sich recht wohl begreifen, daß alle übrigen Farben aussterben und nur noch weiße Füchse übrig bleiben. In diesem Falle ist nur von äußeren Ursachen die Rede; denn die Vervollkommnung, die schützende Anpassung an die gegebenen Verhältnisse ist lediglich das Resultat einer Auslese, die nur durch den Zwang eben dieser Verhältnisse vollzogen wird. Der Wille, die innere Eigenschaft des Thieres kommt dabei gar nicht in Betracht. Hier behält also der Darwinismus Recht, wenn er schon, um ganz ehrlich zu verfahren, eingestehen müßte, daß das Wort, womit er auch diese Thatsache erklärt, das Wort Vererbung nämlich, selber noch ein ungelöstes Räthsel oder eben nur — ein Wort ist.

Wie ganz anders aber verhält es sich, wo das Thier den ihm von allen Seiten drohenden Gefahren dadurch entgeht, daß seine innere Eigenschaft, sei es nun, nach menschlichen Begriffen, List, Schlauheit, Vorsicht, oder eine Verfeinerung seiner Wahrnehmungsorgane oder was immer,

eben durch die fortgesetzte Uebung im Begegnen und Vermeiden jener Gefahren sich beständig erhöhen, wo demnach eine zugleich psychische und physische — beides ist ja untrennbar — Vervollkommnung durch den Willen, die eigene Anstrengung, den energischen Trieb der Selbstbehauptung und Selbsterhaltung in allmählichem, durch die Generationsfolge außerordentlich gesteigertem Wachsthum erreicht wird!

Ist von diesen beiden Fällen nicht der erstere einem Geschenke des Zufalls, also etwa dem Gewinnste bei einem Lotteriespiele, der letztere aber dem in saurer Arbeit errungenen Vermögen gleichzustellen? Wer in dem letzteren Falle nur von äußeren, rein mechanischen Ursachen redet, der hat das große Problem der Entwickelungslehre kaum geahnt, geschweige denn eingesehen; er hat aber sicherlich in philosophischen Dingen kein Recht mitzureden.

Die Verwechselung der äußeren und inneren Eigenschaft der Dinge, der Irrglaube, daß aus körperlichen Formen Geistiges, Bewußtes hergeleitet werden könne, hat den Darwinismus verhindert, eine ernste philosophische Prüfung seiner wahren Grundlagen, seiner metaphysischen Voraussetzungen anzustellen; diese mangelnde Kritik ist aber für ihn verhängnißvoll geworden, indem er dadurch zu den gewagtesten Folgerungen, dem leichtfertigsten Ueberspringen ungeheuerer Abgründe, der Vergleichung und causalen Zusammenstellung durchaus heterogener, sich jeder Vergleichung entziehender Verhältnisse gelangt ist.

Wenn das Reich der Lebewesen von der organisirten Zelle hergeleitet, diese Thatsache aber etwa in höchst cavalierer Weise folgendermaßen eingeschwärzt wird: Accordez-nous seulement ce petit bout, nous en déduirons le reste, so verräth ein solches Vorgehen eine ebenso vollständige naive Unkenntniß der Größe und Schwierigkeit, wie auch des wahren Kernpunktes des Problems, als wenn Sir W. Thomson und sein Schüler Helmholtz die Keime des organischen Lebens durch Meteoriten aus fernen Weltkörpern auf unsere Erde gelangen lassen, oder Häckel in dem Kohlenstoff den eigentlichen Träger des Lebens vermuthet. In letzterem haben wir wieder ein recht lehrreiches Beispiel moderner Mythologie, nomina werden numina.

Ist es denn wirklich so schwer einzusehen, daß die Materie als solche unmöglich Ausgangspunkt der theoretischen Auffassung der Welt sein kann, daß ihr Begriff nur das Secundäre in unserer Erkenntniß bildet, daß das unmittelbar Gewisse vielmehr das Bewußtsein, die Empfindung, der Wille ist?

Wann wird endlich einmal die Wahrheit sich Bahn brechen, daß der Chemiker, wenn er uns zeigt, wie Sauerstoff und Wasserstoff, Säure und Basis aufeinander losstürzen und sich verbinden, mit diesem Vorgange etwas uns durchaus *Unbegreifliches* vorgeführt hat, sofern wir ihn als einen rein mechanischen Proceß betrachten wollten, daß wir dagegen,

sobald wir ihn mit analogen Vorgängen in uns, z. B. dem Bedürfnisse des Athmens, der Nahrungsaufnahme ꝛc. identificiren, alsbald ein unmittelbares Verständniß dafür gewinnen, da eben die Empfindung, der Trieb, der Wille, diese seelischen Eigenschaften, für uns das Bekannteste auf der Welt sind?

Noch gewaltiger ist der Irrthum, die Selbsttäuschung der Darwinisten, wenn sie den Menschen, das ewige Räthsel der Sphinx, das größte Geheimniß des Weltalls, theils aus äußeren d. h. negativen Ursachen, theils aus somatischen Factoren erklären zu wollen sich vermessen. Love's labour lost und Much ado about nothing! kann man den Anthropologen zurufen, welche eben jetzt wieder mit Ameisenthätigkeit und lautem Lärm die Welt erfüllen und aus Schädelmessungen, Gehirnwindungen, blauen oder braunen Augen, schwarzen oder blonden Haaren tiefe Weisheit und höchst werthvolle Aufklärungen zu Tage zu fördern wähnen. Das ganze Treiben wird endlich an seinem eigenen Excess zu Grunde gehen und bei den Nachgeborenen höchstens ein Lächeln über das schreiende Mißverhältniß der aufgebotenen Mittel zu den erzielten Resultaten erwecken.

Noch weniger aber ist die Kluft, welche den Menschen vom Thiere trennt, mit solchen physiologischen Künsten, wie etwa Brachycephalie und Makrocephalie oder mit willkürlichen Classificationen wie homo alalus — eine Begriffsverbindung, die lebhaft an das Xylosideron oder hölzerne Eisen erinnert — oder auch durch den Nachweis, daß der ganze Körperbau des Menschen durchaus kein specifisches anatomisch-unterscheidendes Kennzeichen von dem Körperbau des Thieres aufweist, auszufüllen. Das letztere Argument namentlich läßt sich direct gegen die Theorie des Darwinismus verwerthen. Die Conclusion liegt wenigstens nahe, daß, wenn denn gar kein körperlicher Unterschied zwischen Mensch und Thier vorhanden ist, bei der notorischen ungeheuren Ueberlegenheit des ersten über das letztere, doch nothwendig eine andere Ursache dieser Ueberlegenheit vorhanden sein müsse, und dies würde uns direct wieder zu der Annahme einer selbständigen, vom Körper unabhängigen Substanz, der menschlichen Seele führen.

Hier habe ich nun der Stellung, welche Prof. Max Müller dem Darwinismus gegenüber eingenommen und bis heute eingehalten hat, zu gedenken. Bekanntlich haben alle, welche mit mehr oder weniger Geschick und größerer oder geringerer Aufrichtigkeit gegen die Darwinsche Theorie geschrieben und geredet haben, den Namen Max Müller in erster Linie als ein gewaltiges Bollwerk, als ein schlagendes Argument vorgeschoben und sich hinter demselben verschanzend ihre eigenen schwachen Geschosse gegen den großen Unruhstifter abgesandt. Darau thaten sie in gewissem Sinne wohl, denn es ist auch meine feste Ueberzeugung, daß von allen, die bis jetzt in die Arena getreten sind, Max Müller der einzige gewachsene, ja überlegene Gegner Darwins ist.

„In dem Menschen liegt ein Etwas, eine qualitas occulta, wenn man so will, das ihn von allen Thieren ausnahmslos sondert. Dieses Etwas nennen wir Vernunft, wenn wir es als innere Wirksamkeit denken, wir nennen es Sprache, sobald wir es als Aeußeres, als Erscheinung gewahren und auffassen. Keine Vernunft ohne Sprache, keine Sprache ohne Vernunft. Die Sprache ist der Rubicon, welcher das Thier vom Menschen scheidet, welchen kein Thier jemals überschreiten wird. Ich bin überzeugt, daß die Sprachwissenschaft uns allein noch in den Stand setzen wird, dem Vordringen der Darwinisten ein Halt zuzurufen und die Grenze festzustellen, welche Thier und Mensch unwiderruflich trennen. Man versuche es und bringe den intelligentesten Affen in menschliche Pflege und Lehre, er wird nicht sprechen, er wird Thier bleiben, während das roheste Menschenkind aus dem wildesten Stamme in menschlichem Umgange frühzeitig dieses Charakteristicum der Menschheit sich aneignen wird."

Mit diesen gewichtigen Argumenten und Aussprüchen stellte sich der unerschrockene Mann vor die verlassene und scheinbar durch die von allen Seiten andringenden wüthenden Angriffe der Darwinisten bis in die Tiefen erschütterte Grenzmauer und sagte entschlossen:

„Hier ist Vernunft, hier Sprache, hier der Mensch. Keiner von Euch soll mir hier herüberkommen, Keiner in das Heiligthum eindringen, wenn er mir nicht zuvor erklären kann, wie Vernunft, wie Sprache entstanden ist."

Und die mit lautem Hurrah vorandringenden Angreifer verstummten, denn sie hatten keine Antwort.

II.

Max Müller und die Entwickelungslehre.

Wenn ich gesagt habe, Max Müller sei der einzige überlegene Gegner Darwins, so wollte ich damit keineswegs sagen, daß er ein Gegner der Entwickelungslehre sei. Ich scheide vielmehr, wie ich schon angedeutet habe, ausdrücklich zwischen Darwinismus und monistischer Entwickelungstheorie.

In seinen, sonst vortrefflichen und durch strahlende Klarheit wie durch Tiefe der Gedanken gleich ausgezeichneten Vorlesungen über Darwin steht allerdings ein von ihm in's Treffen geführtes Argument, die Alternative nämlich: „Entweder hat Kant Recht oder Darwin; einer schließt den anderen aus" nicht auf festen Füßen. Denn Kant setzte wol die Vernunft als das unmittelbar Gegebene, als die nothwendige unanzweifelbare Basis aller Erkenntniß voraus; der Schluß lag also nahe, daß er sie als eine nicht weiter herzuleitende, dem Menschen durch göttliche Influenz als besondere Gabe zugefallene Eigenschaft anerkenne. Aber an

vielen Stellen seiner Schriften läßt Kant deutlich durchblicken, daß die menschliche Vernunft nicht von Ewigkeit vorhanden sei, daß sie demnach wol auch aus natürlichen Ursachen, durch das Zusammenwirken natürlicher Kräfte entstanden gedacht werden könne. Wenn er den Unterschied zwischen „receptiver Sinnlichkeit" und „Spontaneität des Denkens" aufstellt, wonach Thierleben und menschliche Vernunft in zwei durchaus gesonderte Lager geschieden erscheinen, so nahm er einestheils, wie Schopenhauer nachgewiesen hat, die Sache viel zu leicht, anderentheils gestand er ausdrücklich zu, daß wol beide, Sinnlichkeit und Denken, durch deren Zusammenwirken alle Erkenntniß sich vollzieht, aus einer gemeinsamen Wurzel hervorgewachsen sein dürften.

Dennoch war der Hinweis auf Kant sehr berechtigt, namentlich in einem Lande wie England, für welches die großartigen Entdeckungen des Verfassers der Kritik der reinen Vernunft fast vollständig terra incognita sind. Dasselbe gilt freilich auch für viele, ja die meisten Vertreter des Darwinismus in Deutschland, denen von Kant nur das bekannt zu sein scheint, was in ihren Kram paßt, also z. B. die Theorie von der Entstehung des Weltgebäudes, die unter dem Namen Kant-Laplacesche Kosmogonie schon in den Mittelschulen gelehrt wird. Die wichtige Thatsache, daß bei Lebzeiten Kants und so lange die Spuren seines Geistes noch bei den Lehrern der Philosophie wirksam waren, der Materialismus nicht wagte, den Mund aufzuthun, wird meist übersehen oder ignorirt.

Die Vernunft, die nur dem Menschen eigene, ihn von allen übrigen Wesen unterscheidende und auszeichnende Gabe, ist Quell- und Ausgangspunkt aller Erkenntniß, sagt Kant und ihm schließt sich Max Müller an, indem er hinzufügt: sie ist dem Menschen verliehen zugleich mit der Gabe der Sprache. Ratio et oratio, beide sind Eins, sie verhalten sich wie Körper und Geist, wie Aeußeres und Inneres; sie sind wol unterscheidbar, aber nicht scheidbar. Ohne Sprache kein Denken; das fühlten die Griechen, da sie für beides das nämliche Wort ὁ λόγος anwandten. Die Sprache ist darum der getreueste Spiegel des Menschengeistes; in ihr liegt eine Fülle von Weisheit, von höchst wichtigen Aufklärungen sowol über die geistigen Zustände der Vorwelt als über äußere Culturverhältnisse der Menschheit in einem grauen Alterthum, von welchem sonst jede Spur erloschen ist, verborgen; es gilt nur den Schatz aus der Truhe zu heben, der Schlüssel dazu ist die vergleichende Sprachwissenschaft. Kein Preis, kein Rühmen kann sich zu der Höhe der Wichtigkeit der letzteren aufschwingen. „Mit gerechtem Stolze dürfen wir es sagen, daß während der letzten hundert und noch mehr während der letzten fünfzig Jahre die orientalischen Studien mehr als irgend ein Zweig wissenschaftlicher Forschung dazu beigetragen haben, die geistige Atmosphäre Europas zu verändern, zu reinigen und zu durchleuchten, und unseren Horizont zu erweitern in Bezug auf Alles, was zur Wissenschaft des Menschen gehört,

in Bezug auf Geschichte, Philologie, Theologie und Philosophie. Nicht nur haben wir neue Welten erobert und dem alten Gebiete der Wissenschaft hinzugefügt, sondern wir haben die alte Welt durchsäuert mit Ideen, die schon in dem täglichen Brod der Schulen und Universitäten gähren."*)

„Man sehe nur zu, was die Meister der Sprachvergleichung geleistet haben! Der Orient, das alte Land der Träume, Fabeln und Feen, ist ein Land von unzweifelbarer Wirklichkeit geworden; der Vorhang zwischen Ost und West ist gelüftet und unsere alte vergessene Heimat steht wieder vor uns in hellen Farben und scharfen Umrissen. Zwei Welten, Jahrtausende getrennt, sind wie durch ein Zauberwort wieder vereinigt und wir fühlen uns reich in einer Vergangenheit, welche wol der Stolz der edlen Arischen Familie sein mag. Nicht länger sagen wir nur unbestimmt und dichterisch: Ex Oriente Lux, sondern wir wissen, daß alle Lebenselemente unseres Wissens und unserer Civilisation — unsere Sprachen, Alphabete, Ziffern, unsere Maße und Gewichte, unsere Kunst, Religion, unsere Traditionen bis auf unsere Ammenmärchen aus dem Osten stammen; ja wir müssen bekennen, daß ohne die Strahlen des östlichen Lichts, welche die verborgenen Keime des dunkeln und öden Westens zum Leben hervorlockten, Europa, jetzt die wahre Leuchte der Welt, wol für immer ein unfruchtbares, vergessenes Vorgebirge des urweltlichen asiatischen Continents geblieben wäre. Wir leben in der That in einer neuen Welt; die Schranke zwischen Ost und West, die unübersteiglich schien, ist geschwunden. Der Orient gehört uns, wir sind seine Erben und beanspruchen mit vollem Rechte unseren Antheil an seiner Verlassenschaft."

„Wie einst durch die geistige Berührung der barbarischen nordischen Nationen mit der reichen, sonnigen Culturwelt Griechenlands und Roms deutscher und klassischer Geist sich vereinigten und jenen Strom des modernen Gedankens bildeten, an dessen Ufern wir selber leben und weben, so wälzt sich nun ein neuer mächtiger Strom orientalischer Denkweise in das nämliche Bett und schon zeigen die Farben des alten Stroms deutlich die Einwirkungen des neuen Zuflusses. Wer in irgend eins der bedeutenden Werke, die in den letzten zwanzig Jahren veröffentlicht worden sind, hineinblickt, ob sie nun die Sprache oder Literatur, Mythologie, Gesetze, Religion oder Philosophie betreffen, der wird auf jeder Seite das Walten eines neuen Geistes erkennen. Ich will nicht sagen, daß der Orient uns Neues lehrt, aber er entfaltet vor uns alte Dinge, aus welchen wir Lehren und Erkenntnisse schöpfen, die wunderbarer und erstaunlicher sind, als irgend etwas, das wir je in unserer Philosophie gedacht und geträumt haben."

„Vor Allem hat das Studium des Ostens uns gelehrt, was auch

*) M. Müller, Chips of a german workshop. Vol. IV, p. 322.

nordischen Nationen einst in Rom und Athen lernten, daß es noch andere Welten gibt außer der unsrigen, daß es noch andere Religionen, Mythologien, Gesetze gibt und daß die Geschichte der Philosophie von Thales bis Hegel nicht die ganze Geschichte des menschlichen Denkens ist. In all diesen Gegenständen hat der Orient uns Parallelen geliefert mit allem, was in Parallelen gegeben ist, nämlich der Möglichkeit des Vergleichens, Messens und Verstehens. Der Geist der Vergleichung ist der wahre wissenschaftliche Geist unseres Jahrhunderts, vielmehr aller Zeitalter. Eine empirische Kenntniß der Thatsachen ist keine Wissenschaft in dem wahren Sinne des Wortes. Alles menschliche Wissen beginnt mit der Zwei, der Dyade, dem Begreifen zweier Einzelwesen als Eines. Ein einzelnes Ereigniß mag rein zufällig sein, es kommt und geht, es ist unerklärlich; sobald sich aber das Ereigniß wiederholt, beginnt das Werk der Vergleichung und der erste Schritt wird gethan in jenem wunderbaren Processe, welchen wir Generalisiren nennen und welcher die Wurzel aller intellectuellen Erkenntniß und aller intellectuellen Sprache ist. Der ursprüngliche Proceß der Vergleichung wird wieder und wieder erneut, und wenn wir nun der höchsten Art der Erkenntniß in allen Sphären der Wissenschaft den Namen vergleichend geben, so haben wir nur das alte Wort intelligent (inter-legens, inter-ligans), zusammen bindend, durch ein neues, ausdrucksvolleres Wort ersetzt. Vor Allem aber hat das Studium der Sprachen durch die comparative Methode eine vollständige Umwälzung erfahren."

Wie das Griechische die Sprache der Menschheit des fünfzehnten Jahrhunderts und seiner Nachfolger bis zum achtzehnten, bis Lessing, Goethe und Schiller, gewesen ist, so ist das Sanskrit die Weltsprache des neunzehnten Jahrhunderts und seiner künftigen Nachfolger.

„Thatsache ist, daß die Zeit noch nicht gekommen ist, in welcher die ungeheure Wichtigkeit der Sanskritphilologie allgemeine Würdigung findet. Es war einst mit der griechischen Philologie nicht anders. Als im fünfzehnten Jahrhundert das Griechische von hervorragenden Geistern studirt wurde, hielt man die Sache für eine literarische Curiosität; weitere Ansprüche begegneten lebhafter Opposition, ja selbst dem Hohne, am lautesten schrien die, welche am wenigsten davon verstanden. Selbst als dies Studium sich verallgemeinerte, an Schulen und Universitäten eingeführt wurde, hatte es in den Augen der Mehrzahl nur ein gelehrtes Interesse. Jetzt wissen wir, daß das Wiederaufleben griechischer Gelehrsamkeit die tiefsten Lebenswurzeln der Menschheit berührte; daß es in der That das Wiederaufleben jenes Bewußtseins war, das große Theile der Menschheit mit einander verbindet, die Lebenden in Zusammenhang bringt mit den Todten und so den Folgegeschlechtern die ganze intellectuelle Erbschaft unseres Geschlechts sichert. Ohne dieses historische Bewußtsein wäre das Leben des Menschen ephemer und nichtig. Je weiter wir

rückwärts sehen, uns selbst in wahre Sympathie mit der Vergangenheit versetzen, um so mehr machen wir das Leben früherer Generationen zu unserem eigenen, um so fähiger werden wir, an unserem Theile das Werk fortzusetzen, das vor vielen Jahrhunderten in Athen und Rom begonnen wurde. Einen weit, weit größeren Einfluß, als die Entdeckung der klassischen Welt wird die des Sanskrit ausüben. Sie wird die zerrissenen Fasern wiederbeleben, die einst die südöstlichen Zweige der arischen Familie mit den nordwestlichen verknüpften, und wird so die geistige Geschwisterschaft nicht nur der germanischen, griechischen und römischen, sondern zugleich der slavischen, celtischen, indischen und persischen Zweige wiederherstellen. Sie wird den Geist des Menschen reicher, sein Herz weiter, seine Sympathien weltumfassend machen; sie wird uns in Wahrheit humaniores machen, da wir immer tiefer und vollständiger begreifen werden, was die Menschheit gewesen ist und was sie sein wird. Dies ist der wahre Sinn der umfassenden Studien des neunzehnten Jahrhunderts, und obgleich die volle Würdigung ihrer Bedeutung erst der Zukunft vorbehalten bleibt, so kann es doch Keinem, der aufmerksam den intellectuellen Fortschritt der Menschheit verfolgt, verborgen bleiben, wie ungemein schon jetzt das vergleichende Studium der Sprachen, Mythologien und Religionen unseren Horizont erweitert hat; daß unendlich Vieles, das verloren war, wiedergewonnen ist und daß eine neue Welt wenn noch nicht erobert, doch in Sicht ist.*)"

Und was ist es denn, was dem ernsten Forscher, dem ausdauernden Arbeiter in den mühselig erbohrten Schachten der Sprachwissenschaft auf einmal so das Herz bewegt, daß er in dichterischer Begeisterung, gleich Mosen von den Höhen hinausschauend in das Land der Verheißung, Kindern und Kindeskindern das Herannahen einer neuen, herrlichen, ungeahnten Geistesklarheit kündet? Was macht ihn so zum new inspired prophet? Dies, daß er bewußt ist, daß mit diesen neu erschlossenen Schätzen, von denen er selbst einen großen, wenn nicht den größten Theil in langjährigem, redlichem Ringen aus der Tiefe gefördert, es der Menschheit vergönnt sein wird „den verlorenen Anfang unseres Geschlechtes wiederherzustellen", die Kette, welche Glied um Glied, Jahrhundert um Jahrhundert unser heutiges Dasein mit längst erloschenen Generationen verbindet, auf eine gewaltige Strecke aus dem Duft und Geröll, das Jahrtausende über sie gelagert, an's Tageslicht zu heben, und neue überraschende Aufklärung zu erlangen über das größte Räthsel der Welt, den Menschengeist, das Menschengeschlecht und sein in seiner Art einzig wunderbar verschlungenes Schicksal auf unserem Planeten.

Die gewaltigen Verdienste Max Müllers um die Herausgabe der Vedas sind zu bekannt, als daß ich sie hier zu erläutern hätte. Am 14. Sep-

*) M. Müller, Chips IV, p. 361.

tember 1874 legte er dem in London tagenden Congresse der Orientalisten den letzten Bogen des „Rig-Veda mit dem Commentar des Sâyanâkârya" vor, nur kurz andeutend, welch mühevoller Arbeit Frucht dies riesige Werk gewesen. Er selber sagte über dieses älteste Buch der arischen Welt: „Die Herausgabe dieses Werkes wäre ohne die erleuchtete Liberalität der Indischen Regierung unmöglich gewesen. Wenn ich die großen und kleineren Ausgaben des Rig-Veda zusammen rechne, so finde ich, daß ich in den letzten fünfundzwanzig Jahren so viel gedruckt habe, daß auf jedes Jahr ein Octav-Band von etwa sechshundert Seiten kommt. Solch eine Publication hätte jeden Buchhändler ruinirt, um so mehr da in dem Veda wenig Anziehendes, wenig allgemeineres Interesse Erweckendes ist. Vom ästhetischen Gesichtspunkte würde sich Niemand an die Veda-Hymnen machen und nichts beweist mehr den gewaltigen Umschwung der letzten fünfundzwanzig Jahre, als daß seit dieser Zeit die Arbeit fast aller Sanskrit-Gelehrten sich auf die Veden concentrirt hat; das ästhetische Interesse ist dem wissenschaftlichen gewichen .... Als ich vor einigen Jahren den ersten Band meiner Uebersetzung veröffentlichte, wählte ich absichtlich solche Hymnen, die höchst charakteristisch für den primitiven, rohen Urzustand der arischen Welt sind; es war interessant, dabei die allgemeine Enttäuschung zu beobachten. Was, sagte man, sind diese seltsamen, wilden, grotesken Anrufungen der Sturmgötter die begeisterten Klänge der alten Weisen Indiens? Ist dies die Weisheit des Orients? Ist dies die Offenbarung der Urwelt? Selbst hochangesehene Gelehrten stimmten in diesen Ruf, und meine Freunde gaben mir zu verstehen, daß sie ihr Leben nicht an ein solches Buch verschwendet haben würden."

„Nun, gesetzt, ein Geologe brächte die Knochen eines fossilen Thiers aus einer Periode, in der noch nie Spuren animalischen Lebens vorher entdeckt worden wären, an's Tageslicht, würde wol eine junge Dame es wagen zu kritisiren: «Ja, diese Knochen sind sehr merkwürdig, aber gar nicht hübsch.» Oder gesetzt, eine neue ägyptische Statue wäre entdeckt worden, die einer bis dahin noch nicht durch Statuen vertretenen Dynastie angehörte, würde wol ein Schuljunge sich einfallen lassen zu bemerken: «Ja, sie ist recht nett, aber die Venus von Milo ist netter.» Wenn ein Chemiker ein neues Element entdeckt, wird er bemitleidet, daß es kein Gold ist? Wenn ein Botaniker über Keime schreibt, hat er sich zu vertheidigen, daß er nicht über Blumen schreibt? Gerade weil der Veda so verschieden ist von dem, was man davon erwartete, weil er von den Psalmen, von Pindar, von Bhagavadgita so sehr unterschieden ist; gerade weil er für sich allein steht und nur die ältesten Keime des religiösen Gedankens enthüllt, so wie sie wirklich waren; gerade weil er uns eine Sprache vorführt, die älter und ursprünglicher ist, als irgend eine, die wir früher kannten; weil seine Poesie das ist, was man wild, roh, ungebildet, formlos nennen mag, gerade darum verlohnte es der Mühe,

tiefer und tiefer zu graben, bis die alte verschüttete Stadt wieder an's Tageslicht kam und uns zeigte, was der Mensch war, was wir waren, bevor wir auf die Höhe Davids, Homers, Zoroasters emporstiegen, uns zeigte eben die Wiege unseres Denkens, unserer Worte, unseres Thuns."

Ich brauche wol diesen Worten nichts hinzuzufügen, um darzuthun, daß die Entwickelungsgeschichte der Menschheit von ihren ersten, schwankenden Schritten bis zu ihrer selbstgewissen Männlichkeit das hohe Ziel, die zu rastloser, unermüdlicher Thätigkeit anspornende Aufgabe für einen von der Natur und dem Glücke so reich ausgestatteten Geist, wie Max Müller, gewesen ist. Nur schaute sein großes, weitblickendes Auge in den Tiefen unermeßlicher Vergangenheit noch die Spuren des Menschlichen, wo für schwächere Augen Alles in unterschiedlosen Nebel zusammenrann und eben darum die Grenzlinie von Thier und Mensch gar nicht mehr vorhanden schien.

Die Wichtigkeit des Gegenstandes erlaubt es wol, daß ich hier noch einige Stellen anführe, in denen ein Geistesverwandter Müllers, welcher auf großentheils unabhängigen Wegen zu denselben Resultaten und Anschauungen gelangte, mit fast gleichlautenden Worten seiner Bewunderung über das neu aufgehende Licht Ausdruck verlieh. Ich meine Lazar Geiger.

„Das Studium der Sprachen," sagt dieser bedeutende Denker*), „ist in unserer Zeit zu einer unvergleichlichen philosophischen Bedeutung gelangt, indem es für eine Seite der Welt und des Daseins einen Schlüssel bietet, zu welcher die Naturwissenschaft nicht zu dringen vermocht hätte, und uns Aufschluß gibt über das, was wir sind und was wir gewesen sind, über unsere Vernunft und unsere Geschichte .... Der Blick schweift ahnend in ungemessene Schöpfungsfernen, und es beginnt jenes große Geheimniß dunkel sich unserer Brust zu verkünden, das Geheimniß unserer Entwickelung."

„Die Frage, wie die Phantasie der Völker beschaffen, von welchen Motiven sie beherrscht gewesen sein muß, als die Perser die Hunde mit so ängstlicher Sorgfalt pflegten, die Aegypter den heiligen einbalsamirten Leichen des Apis zu Memphis Grüfte bauten, die 64 Generationen derselben bergen, ist uns so wichtig, daß wir weise Lehren, an denen es uns ja sonst kaum fehlt, wenn wir sie nur hören wollen, aus jenen Tagen gern entbehren. Es erinnert dies an eine von Max Müller mitgetheilte Notiz, den für uns wichtigsten Theil der Sanskritliteratur, die Vedaschriften, betreffend. Als ein talentvoller junger Deutscher, der in jugendlichem Alter verstorbene Rosen, in der reichen Bibliothek der ostindischen Gesellschaft in London beschäftigt war, die vedischen Lieder zu copiren,

*) Geiger, Zur Entwickelungsgeschichte der Menschheit S. 2, 12, 14.

mit deren Herausgabe er im Jahre 1838 begann, so konnte der damals in London anwesende Brahmane Rammahan Rai sich über dieses Unternehmen nicht genug verwundern; die Upanischad, meinte er, seien das Wichtige, welches die Veröffentlichung viel eher verdiene. Diese jüngsten Stücke der Veden enthalten nämlich eine mystische Philosophie, worin sich eine Art von Monotheismus oder Pantheismus finden läßt, welche dem indischen Aufklärer, wie so manchen anderen, das Non plus ultra der religiösen Weisheit zu sein schien. Aber die uralten Vedahymnen, ganz heidnisch, naiv und oft barock, deren sich der moderne gebildete Inder wol heimlich schämen mochte, in denen aber die Jugend der Menschheit mit entzückender Frische weht, sie sind für uns das wahre Kleinod der indischen Literatur; sie enthalten kein für uns noch brauchbares religiöses System, aber sie sind gleichsam ein Lehrbuch der menschlichen Religionsgeschichte selbst."

„Vor Allem beachtenswerth sind die Keime der Speculation in jener merkwürdigen, unter dem Namen der Rigvedasanhita bekannten uralten Sammlung heiliger Lieder, deren Erhaltung bis auf unsere Zeit für das menschliche Geschlecht ein hohes Glück zu nennen ist, wenn es anders mit Recht das Bewußtsein über seinen eigenen Ursprung und die Erkenntniß der Gesetze seines Werdens als einen Gegenstand des Wunsches und der Sehnsucht achtet. Ganz anders als in allen uns bekannten Literaturen, welche überall auf Trümmern einer verschollenen Vorzeit aufsteigende oder durch Verkehrsberührung und Mischung der Erzeugnisse verschiedener Volksgeister begründete neue Formen zeigen, liegt in diesen Liedern vielmehr ein ursprüngliches, von fremden Einwirkungen allem Anscheine nach freies, nicht aus der Zerstörung des Früheren in zweiter Bildung hergestelltes, sondern unmittelbar aus dem Schoße der Natur neu und jung erblühendes Leben der Menschheit, ja eine gleichsam noch unverhärtete Seelengestalt in Wort und That und das überall sonst nur als vollendet und fertig zu Beobachtende im Entstehen uns offen. Darum ist auch in diesen Hymnen nicht allein für die ihnen folgende Entwickelung der Inder, noch auch für die zum Theil auf gleicher Wurzel ruhende der sämmtlichen verwandten Völker der Schlüssel des Verständnisses zu finden, sondern bei der Natureinheit, die wir in dem gesammten Entfaltungsgange unserer Gattung erkennen, zugleich für die Schöpfungen aller speculativen Kraft auf Erden oder für den ganzen Inhalt der Vernunft d. i. für ihre dauernden Erwerbungen seit der Epoche, da sich überhaupt unter den Menschen zuerst Ueberzeugungen aus festgehaltenen Wahrnehmungen formten und ein vielfältiges Meinen, Glauben oder Wissen möglich wird*)."

*) Geiger, Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft I, S. 119.

„Das Auftreten der Sprachforschung, als einer selbständigen, von allen praktischen und äußerlichen Zwecken losgelösten Wissenschaft, am Anfange dieses Jahrhunderts, einer Wissenschaft von den vorhistorischen Zuständen der Völker, ist ein großes für die Geschichte der Menschheit unglaublich wichtiges Ereigniß. Die Sprachvergleichung stürzte die bisherigen, sehr dunkeln Vorstellungen von den ältesten Völkerbildungen und Wanderungen völlig um. Man lernte zwischen verwandten und nicht verwandten Völkern unterscheiden und erlangte ein weit sichereres und feineres Mittel für die Eintheilung der Menschheit in Stämme, als naturhistorische Kennzeichen bis dahin an die Hand gegeben hatten. Man sah in weiter, schwindelnder Ferne der Urzeit die Hoffnung auf eine bestimmte Kenntniß von Zuständen eines Alterthums winken, über dessen bloßes Dasein bisher alle Geschichte geschwiegen hatte*)."

Eine so vollkommene Uebereinstimmung zweier der seltensten Geister unseres Jahrhunderts, ein solcher fast gleichlautender begeisterter Hinweis auf den neuen mächtigen Quell der Erkenntniß, welcher, von den Meisten übersehen, aus ungeahnter Tiefe in unser Zeitalter hervorbrach, läßt deutlich erkennen, um welchen hochwichtigen Gegenstand es sich handelt, um nichts Geringeres nämlich, als um die Entwickelungsgeschichte der Menschheit, um die Lösung des uralten, größten, heiligen Räthsels, eine Lösung, die zum ersten Male als möglich sich darstellte durch die Ergebnisse der vergleichenden Sprachwissenschaft, durch die in den Wort- und Begriffsgenealogien aufbewahrte wunderbare Kunde von einer uralten Vorzeit des menschlichen Gedankens, von dem Werden, Wachsen und Reifen der hohen, einzigen Auszeichnung des Menschen, die alles Uebrige möglich machte und erklärt, seiner Vernunft und Sprache (λόγος).

Wer den Menschen erklären will, der muß vor Allem das Menschliche verstehen; er muß den Punkt kennen, auf den es ankommt und von dem alles Uebrige herzuleiten ist. In der Sprache liegt das Räthsel geborgen; wer es anderswo suchen wollte, der wäre betrogen.

Also Entwickelungslehre der Menschheit ist Max Müllers Ziel und Lebensaufgabe; er suchte sie aber da, wo sie allein zu finden und herzuleiten ist, in dem Geistigen, dem Denken, d. h. der Sprache. Die Frage nach dem Ursprunge, dem Keime, der ersten Entstehung dieser wunderbaren Gabe ließ er einstweilen noch offen oder unbeantwortet; ihm galt es, als Sprachforscher, mit dem Material, das die Sprachstudien darboten, sich Wege zu bahnen in eine Vorzeit, die bisher von dichtester Nacht eingehüllt war, und erst wenn die ältesten Menschenzustände, wie sie in dem Licht der Sprachforschung sich darstellten, unserem Auge in schärferen Contouren erschienen, dann, dachte er, könnte auch

*) Geiger, Ursprung der Sprache S. 16.

das Jenseits der Berge, wo der Faden der Sprache abreißt, rechtmäßig und mit größerer Aussicht auf Erfolg, von anderer Seite exploirt werden.

Das Problem des Geistes in seiner ganzen Tiefe verstehen, dasselbe mit dem wahrsten Erzeugnisse, dem Körper des Geistes prüfen und bis in die letzten Wurzeln verfolgen: man sollte meinen, so besonnene und klare Vorschläge müßten sich der Billigung und des Dankes aller Einsichtsvollen erfreuen. Aber im Getöse des Kampfes, in der Hitze der Leidenschaften verhallen vernünftige Reden und so wurde denn von heftigen Darwinisten, die, wie dies bei Jüngern stets der Fall, weit über das vom Meister gesteckte Ziel hinausschossen, ein Feldzug gegen Max Müller organisirt, bei welchem dieser und jener Sprachforscher auf den Schild erhoben, aber durch die vernichtende Entgegnung des Angegriffenen alsbald zum kläglichsten Rückzuge gezwungen wurden.

Wie edel und groß gegenüber diesen leidenschaftlichen Angriffen lauten nicht die Worte, mit welchen Max Müller seine Verwahrung gegen die voreiligen Schlüsse und Ueberstürzungen der Hyper-Darwinisten einleitete, und in denen er nur das eine Interesse, das alle wissenschaftlichen Kämpfer beseelen sollte, als maßgebend und entscheidend voranstellte:

„Die Frage ist nicht, ob die Ansicht, daß so weit auseinanderstehende Wesen, wie ein Mensch, ein Affe, ein Elephant, ein summender Vogel, eine Schlange, ein Frosch und ein Fisch von denselben Eltern abstammen konnten, monströs ist, sondern einzig und allein: ob sie wahr ist. Wenn sie wahr ist, so werden wir uns bald daran gewöhnen. Berufungen auf den Stolz oder die Demuth des Menschen, auf wissenschaftlichen Muth oder religiöse Frömmigkeit sind dabei von gar keinem Belang." (Vorlesungen üb. Wissensch. d. Spr.)

Ich glaube in dem Vorausgehenden die Stellung, welche Max Müller zu der Entwickelungstheorie und speciell zu dem Darwinismus einnimmt, wenn auch in sehr allgemeinen Umrissen, doch klar genug bezeichnet zu haben. Er trennt sich von den Anhängern Darwins, er tritt ihnen kritisch entgegen, wo diese, das wahre Charakteristicum des Menschen, seine Vernunft und Sprache übersehend oder leichthin abthuend, äußere Ursachen und Formübergänge für ausreichend halten, um als wissenschaftliche Erklärung des größten Wunders und Räthsels der Schöpfung zu gelten. Wie einseitig eine solche Ansicht ist, hat auch Lazar Geiger mit Entschiedenheit betont: „Wir können von dem Knochengerüste und vielleicht der ganzen äußeren Erscheinung einer untergegangenen Thierspecies durch geologische Funde eine Anschauung gewinnen; wir können aus Schädelresten auf ein unvollkommener entwickeltes Menschengeschlecht der Urzeit allgemeine Schlüsse ziehen; doch *über die Art, wie der Kopf gedacht haben mag*, dessen Trümmer sich in dem Neanderthale als

Problem für die Gegenwart aufbewahrten, möchte es schwer sein, sich aus seinem Anblicke irgend eine Vorstellung zu bilden.*)"

„Glücklicherweise," fährt der geniale Denker fort, „hat auch die Geschichte des Geistes ihre urweltlichen Reste, ihre Ablagerungen und Versteinerungen anderer Art; sie bieten lehrreichere Aufschlüsse, als man zu glauben geneigt sein sollte; sie führen, sorgfältig verfolgt, zu vielleicht unerwarteten, allein, wie ich glaube, darum nicht weniger sicheren Ergebnissen."

Die Erleuchtung des ungeheuren Hintergrundes unserer Vergangenheit, der Vergangenheit des menschlichen Geistes, wie er in der Sprache gebunden ist und durch die Wissenschaft entsiegelt werden kann, das ist die Lebensaufgabe, das hohe Ziel aller Bestrebungen Max Müllers. Er selber spricht sich deutlich genug darüber aus**):

„Jeder Mensch macht sich seinen Lebensplan, jeder Gelehrte muß zu einer Armee gehören und einen Schlachtplan im Kopfe führen, der ihn bei der Wahl seines eigenen Marsches bestimmt und leitet. Ich gehöre zu denen, die mit Pope sagen: „The proper study of mankind is man", und als ich mir die Frage stellte, was die richtige oder wenigstens die fruchtbarste Methode des Menschenstudiums sei, so bildete sich bald bei mir die Ueberzeugung aus, daß, um zu wissen, was der Mensch ist, wir vor allen Dingen beobachten und feststellen müssen, was der Mensch gewesen und wie er das geworden, was er ist.

III.

Sprache und Vernunft.

Origin of species! war das Zauberwort, mit welchem Darwin die Gemüther bewegte, die so lange schlummernde oder vielmehr unter der Asche glühende Frage, ob denn die Dinge und insbesondere die organischen Wesen von jeher so gewesen, oder ob sie einmal entstanden, natürlichen Ursachen und welchen ihr Dasein, ihren Ursprung verdankten, zu hellen Flammen anfachte.

Diese Frage, auf den naturwissenschaftlichen Boden verpflanzt und mit dem Aufgebot des bis dahin angesammelten, ungeheuren Beobachtungsmaterials zu lösen versucht, brachte den nicht hoch genug anzuschlagenden Vortheil, daß das philosophische Denken, die deductive Methode wieder an die Stelle des reinen Empirismus trat, welcher ja, namentlich als Reaction gegen die Orgien der Naturphilosophie, gleichfalls seine hohe Berechtigung hatte, wie er denn als exacte Methode der Sinneswahrnehmung stets den unentbehrlichen, festen Boden aller Naturwissenschaft bildet.

*) Zur Entwickelungsgeschichte der Menschheit S. 45.

**) Ueber alte Zeiten und alte Menschen. Vortrag. S. 190.

Was das Wesen der Species ausmacht, das ist, wie schon der Name besagt, das Specielle d. h. das Besondere. Das Besondere sondert sich aus von dem Allgemeinen, wird selbständiger, eigenartiger, gewinnt mit anderen Worten an Charakter, an Individualität. Aufgabe der Entwickelungslehre ist demnach, an der Hand der historischen Forschung alles Besondere, bei den organischen Lebewesen also die Arten, zurückzuführen auf immer allgemeinere Daseinsformen, den Strom der Entwickelung von der heutigen unendlichen Mannichfaltigkeit des Gegebenen und Bekannten aufwärts zu verfolgen bis zu seinen ersten Anfängen, soweit diese der stets beschränkten menschlichen Vernunft überhaupt erreichbar sind, als letztes Ziel jenen im Grauen unermeßlicher Vergangenheit sich bergenden Zeitpunkt zu erstreben, da zuerst unser Weltsystem, eine riesige Dunstkugel, hervorbrach aus dem Todesschlummer des Allgemeinen und Einen und die erste Veranstaltung sich vollzog, aus der nachmals der Wille zum Leben sich in den unzähligen individuellen Wesen zu den Freuden und Leiden des vergänglichen Daseins emporrang.

Inmitten dieses ungeheuren Werdegangs, der unsere Phantasie mit bangem Staunen erfüllt, während doch wieder Alles so still und geräuschlos sich vollzieht, daß unsere Vernunft des festen, causalen Zusammenhangs bewußt, der jeden Zeitmoment des Geschehens und Werdens mit dem unmittelbar vorhergehenden und nachfolgenden verbindet, zu der Ansicht sich gedrängt fühlt, es geschehe Alles nach strengen, unentrinnbaren Gesetzen der Nothwendigkeit, sehen wir eine Stelle aufleuchten, die das heilige Mysterium einer neuen Gattung birgt, welche zu höherer Freiheit, Bewußtheit und Vollkommenheit berufen, eine Ausnahmsstellung inmitten der ganzen übrigen Natur einnimmt, da mit ihr das Reich des bewußten Geistes und des nach eigener Wahl und Voraussicht geordneten Lebens gegründet wird.

Diese Gattung ist die Menschheit, das aufdämmernde Licht, das ihren Eintritt in die Welt bezeichnet, die Vernunft. Der Gegensatz zwischen dieser und dem, was uns etwa bei den übrigen Wesen Analoges begegnet, ist so stark, daß wir stets bereit sind, Aeußerungen der letzteren Art mit dem Namen Naturtriebe oder Instincte kurzerhand abzuthun. Damit ist freilich nicht viel mehr gegeben, als ein Wort, bei welchem man sich alles Mögliche denken und nicht denken kann.

Die Vernunft, das Geistesleben des Menschen ist mithin eine neue Species, die ihres Gleichen nicht hat unter allen Naturwesen, eine Besonderung, deren Herleitung aus natürlichen, allgemeineren Ursachen von jeher als das größte, schwierigste, aber auch wissenswürdigste Problem galt, mit welchem nur die Frage nach dem Ursprung der organischen oder Lebewesen sich messen kann.

Auch dem Vernunft-Leben und Werden muß das große Gesetz der fortschreitenden Individualisirung und Besonderung, welches allein im

Stande ist, den unaufhaltsamen Fortgang der Weltentwickelung zu erleuchten und verständlich zu machen, zu Grunde liegen.

Das, wodurch die Functionen der Vernunft sich vollziehen, ihr inneres organisches Gewebe, das Mittel, wodurch die ganze äußere und geistige Welt befaßt, geformt und ausgedrückt wird, sind jene geheimnißvollen Wesen, die bisher der Gegenstand des Studiums aller gesunden Philosophie gewesen sind, welche bald mit dem platonischen Worte Ideen, bald Notionen, meist aber conceptus oder Begriffe genannt werden. Sie sind ausschließliches Eigenthum des Menschen, kein Thier vermag jemals derselben theilhaftig zu werden. Es ist daher krasse Verkennung des Wesens der Sache oder schnöder Mißbrauch der Sprache, wenn die modernen Materialisten von dem „Denkvermögen der Thiere" reden.

Begriffe werden nur möglich durch Worte. Der Laut, das Wort ist der Körper des Begriffs; die Sprache also die äußere Seite, der Körper des Gedankens, der Vernunft. Ungeschieden war demnach noch das wesentlich Eine, welches aber von zwei Seiten, der äußeren und der inneren, betrachtet werden kann, in der Auffassung der Griechen, welche Denken und Sprechen mit Einem Worte, λόγος, bezeichneten.

Es gibt gewisse Wahrheiten, die auf frühen Stufen der Entwickelung dem naiven Denken unmittelbar gewiß und bewußt sind, die aber nachmals in dem Zeitalter der Reflexion vermöge eines eigenthümlich einseitigen Entwickelungsgangs, den das Denken genommen hat, verloren gehen und zu deren Wiederentdeckung dann gewöhnlich große Geistesanstrengung nöthig ist. Zu diesen Wahrheiten gehört auch die große, wichtige, bedeutungsvolle, daß das Denken sich nur durch Worte vollzieht, daß ohne Sprache ebenso wenig ein Denken, als ohne Denken eine Sprache möglich ist.

Ich sagte, daß diese Wahrheit der kindlichen Denkweise der Naturvölker unmittelbar bewußt ist. Ich führe als Beleg den pittoresken Ausdruck der Polynesier an, für welche nach Farrar Denken soviel ist als „Reden im Bauch" (d. h. im Inneren). Aber auch der göttliche Platon wußte seinen Sokrates keine andere Definition geben zu lassen. „Was verstehst Du unter Denken?" fragt Theätetus.*) Sokr.: „Ein Gespräch, das die Seele über die Objecte ihrer Betrachtung mit sich selber führt. Freilich theile ich Dir das mit, ohne es zu wissen. Denn wenn sie denkt, thut sie, wie mir scheint, nichts Anderes, als sie unterredet sich, fragt sich selbst und antwortet, bejaht und verneint."

Und wodurch ist denn diese instinctive Gewißheit der Menschheit verloren worden? Dadurch, daß in dem Zeitalter der Reflexion und des Schematismus man sich daran gewöhnte, dem Begriffe oder Gedanken als Innerem oder Geistigem das Wort als Lautgebilde entgegen zu stellen. Nun gewann der Irrthum immer mehr Boden, daß die Begriffe das

*) Platon, Theaitetos, cap. 32.

prius seien, daß sie unabhängig vom Worte schon ein Dasein in dem Menschengeiste hätten und daß die Worte nur das Zeichen, der Ausdruck jener selbständig vorhandenen Wesen seien. „Die Philosophen haben von jeher der Wahrheit dadurch einen Scheidebrief gegeben, daß sie dasjenige geschieden', was die Natur zusammengefügt und umgekehrt," sagt Hamann.

„Der Ursachenbegriff," sagt Goethe, „ist die Quelle unendlichen Irrthums." Sieht man genauer zu, so findet man, daß dieser Satz auf alle Fundamentalirrthümer paßt, in welche der Menschengeist sich seit Jahrtausenden verstrickt sieht und aus welchen er vergeblich Erlösung sucht, so lange er nicht die tiefe, metaphysische Wurzel derselben erkannt hat. „Der Körper ist die Ursache des Geistes," wiederholen seit Demokrit und Epikur gläubig alle Materialisten; sie können eben nicht verstehen, daß nur zwischen gleichen qualia ein Ursachenverhältniß obwalten kann, daß dasselbe aber auf das Untrennbar-Eine niemals angewandt werden darf. „Der Geist ist Ursache der Körper," sagen seit Platon alle Idealisten, und es bleibt ihnen keine andere Wahl, als die Welt entweder als ein Phantasma, ein Geschöpf ihrer eigenen Einbildung aufzufassen oder die Kluft zwischen Geist und Körper durch allerlei Kunststücke, wie concursus divinus, prästabilirte Harmonie in kühnem Wagnisse zu überbrücken. Dagegen tragen Spinozas Monismus, Kants Kritik der Vernunft und Schopenhauers Willenstheorie das erlösende Wort in ihrem Schoße, weil diese mächtigen Denker die Welt und die Erkenntniß derselben in ihren metaphysischen Voraussetzungen zum Gegenstand ihrer Betrachtungen machten.

Sobald man von Einer Seite der Dinge ausgeht und die andere nach dem Ursachenverhältniß daraus herleiten will, geräth man in unlösbare Widersprüche; der circulus vitiosus ist unvermeidlich. Derselbe hat sich denn auch bei der Erklärung der wichtigsten, der wahrhaft menschlichen Eigenschaft des Menschen alsbald eingestellt. In unaufhörlichem Wirbel dreht sich das Rad des Ixion, indem es bald heißt: „Vernunft, darum Sprache," bald „Sprache, darum Vernunft." Daß beide, ratio et oratio, eins und dasselbe Wesen sind, daß sie nur nach den Gesichtspunkten, der Auffassung verschieden, bald die innere geistige, bald die äußere körperliche Seite eines Monon darstellen, diese Wahrheit, so bestimmt und überzeugend sie auch von den bedeutendsten Denkern der letzten fünzig Jahre ausgesprochen worden ist, hat noch kaum Wurzel geschlagen in den Geistern, die sich die Enträthselung des großen Problems des Menschengeistes zum speciellen Studium erwählt, geschweige denn in dem Denken der allgemein Gebildeten.

Der mächtigste Vorkämpfer dieser Idee ist Max Müller. Wie einst der große Schüler Spinozas, Goethe, das monistische Grunddogma aussprach mit den einfachen, jeden Zweifel, jedes Mißverständniß aus-

schließenden Worten: „Kein Geist ohne Stoff, kein Stoff ohne Geist," so sagt Müller ebenso bestimmt und unzweideutig*): „Without speech no reason, without reason no speech. Es ist seltsam zu beobachten, mit welchem Widerstreben viele Philosophen diesen Satz einräumen, und wie sie dieser Folgerung auszuweichen bemüht sind, Alles selbst wieder eine Folge des Einflusses der Sprache, die in den meisten neueren Dialecten zwei Wörter, eins für Sprache und ein zweites für Vernunft hervorgebracht hat und die auf diese Weise den, der sie spricht, zu der Annahme verleitet, daß zwischen den beiden ein wesentlicher Unterschied und nicht blos eine formale Differenz vorhanden sei."

Weiter sagt er, an scharfsinnige Bemerkungen Lockes anknüpfend, der, wie es scheint, als der erste vor Herder auf den unlöslichen Zusammenhang von Sprechen und Denken aufmerksam gemacht und darum als Heilmittel der Vernunft eine ernsthafte Kritik der Worte verlangt hatte, damit nicht immer mit unverstandenen Redensarten die Hörer und der Redende selbst irre geleitet würden: „In allen diesen Bemerkungen liegt unzweifelhaft viel Wahres, dennoch ist es, streng genommen, ebenso unmöglich, Worte ohne Gedanken zu gebrauchen, als ohne Worte zu denken. Selbst diejenigen, welche in's Blaue hinein über Religion, Gewissen ꝛc. schwatzen, haben doch wenigstens einen vagen Begriff von der Bedeutung der Worte, die sie gebrauchen, und wenn sie aufhören wollten, mit den von ihnen geäußerten Worten irgendwelche Idee, so unvollkommen und falsch sie auch sein möge, zu verbinden, so könnte man von ihnen nicht länger sagen, daß sie sprächen, sondern nur, daß sie ein Geräusch machten. Dasselbe findet statt, wenn wir unsern Satz umkehren. Es ist möglich, ohne Sprache zu sehen, wahrzunehmen, die Dinge anzustarren; aber ohne Sprache können selbst so einfache Vorstellungen, wie weiß oder schwarz, auch nicht einen Augenblick realisirt werden."

Alle Unklarheit und Verwirrung, alle in's Unendliche sich fortspinnenden Streitigkeiten, ob man nicht auch den Thieren, den noch sprachlosen Kindern, den ungebildeten Taubstummen Vernunft und Denkvermögen zuschreiben müsse, sind bloße Wortstreitigkeiten und rühren daher, daß man mit diesen Worten nicht den bestimmten, klaren, nur ihnen zukommenden Begriffsinhalt verbindet, sondern sie in einer allgemeinen, nebelhaft verschwimmenden Weise gebraucht. „Ein Kind weiß ebenso gewiß, ehe es noch sprechen kann, einen Unterschied zwischen süß und bitter zu machen, als es später (wenn es zu sprechen anfängt) weiß, daß Wermuth und Zucker nicht dieselbe Sache sind. Das Kind empfängt die sinnliche Empfindung der Süßigkeit; es erfreut sich derselben, es erinnert sich an dieselbe, es wünscht sie wieder herbei; aber es weiß nicht, was süß ist; es ist in seine Empfindungen, in seine Freuden und Er-

*) Lectures on the Science of Language II, p. 73.

innerungen versunken, es kann nicht von oben herab auf dieselben blicken*), es kann nicht über dieselben urtheilen, es kann nicht von ihnen sprechen.**)

Aehnlich sagt Lazar Geiger: „Wodurch entsteht z. B. ein Begriff, wie roth? Zu sehen, daß Blut roth ist und Milch weiß, mag leicht sein. Aber die Röthe des Blutes von dem Gesammteindrucke zu abstrahiren, an einer rothen Beere wieder denselben Begriff aufzufinden, die rothe Beere bei ihrer sonstigen Verschiedenheit mit dem rothen Blute, die weiße Milch mit dem weißen Schnee in dieser einen Beziehung zusammenzufassen — das ist etwas ganz Anderes, das thut kein Thier; denn dies eben ist Denken."***)

Wir gelangen also zu dem scheinbar paradoxen Satze: Die sogenannten allgemeinen Begriffe sind etwas Besonderes; etwas der menschlichen Vernunft ausschließlich Eigenthümliches; sie umfassen und begreifen die ganze Welt, sowie dieselbe in das Erkenntnißvermögen des Menschen einzieht; sie vermögen aber nur durch ihre körperlichen Aequivalente, die sinnvollen Laute oder Worte, realisirt zu werden. Die Sprache ist nicht das Kleid, sie ist der Körper der Vernunft. Without speech no reason, without reason no speech.

Es dürfte demnach nicht schwer fallen, einzusehen, warum bis jetzt alle Versuche, die menschliche Vernunft zu erklären, ein befriedigendes psychologisches und erkenntnißtheoretisches System aufzustellen, gescheitert sind. Es kommt dies daher, weil man eben die menschliche Vernunft als das Absolute, nicht weiter zu Erklärende auffaßte; weil man es vermied, in ihrer Geschichte, ihrer Vergangenheit die gewünschte Aufklärung zu suchen, während man doch in der vergleichenden Sprachforschung, als welche nichts anderes ist als das Studium der Geschichte eben dieser Vernunft, ein unschätzbares Werkzeug zur Erreichung des heiß ersehnten Zieles besaß. Reißt man ein beliebiges Thier aus der Kette des Zusammenhangs der lebenden Wesen, betrachtet es für sich — es bleibt ewig ein unauflösliches Räthsel. Als Glied einer voranschreitenden Entwickelungskette dagegen findet es seine Erklärung in Allem, was ihm vorangegangen, in einer unermeßlichen Vergangenheit.

Es gilt also, dasselbe, was Darwin für die Organismen gethan hat, auch auf jene organischen Gebilde zu übertragen, welche wir menschliche Begriffe, Vernunftconceptionen oder Worte nennen. Es handelt sich

*) Diesen Gedanken habe ich ausgesprochen mit den Worten: „Die Sprache gibt dem Menschen einen Standpunkt außerhalb und über den Dingen", und habe ihn ausführlich begründet in meiner Schrift: „Einleitung und Begründung einer monistischen Erkenntnißtheorie" S. 95 ff.

**) Max Müller, l. c. S. 77.

***) L. Geiger, Ursprung der Sprache S. 110.

demnach um eine neue Origin of species. Jeder Begriff, jedes Wort, das im Laufe der Entwickelung sich einstellt, ist ein Neues, Besonderes, ein mehr Specialisirtes und Individualisirtes, welches niemals durch sich begriffen, nicht als durch generatio aequivoca aus dem Nichts hervorgebrochen gedacht werden darf, sondern welches, als ein neues Vernunftelement, aus früheren Elementen in einer ununterbrochenen Filiation entstanden, jene innere Geisteskraft, die wir Vernunft nennen, erhöht, steigert, bereichert und zugleich als Erklärungsprincip, als Wahrzeichen und Denkstein des Wachsthums dieser Vernunft, den dichten Schleier des Geheimnisses, in welchen diese eingehüllt ist, um ein wenig lichtet. Auf diesem Wege und in dieser Weise rückschreitend in die Vergangenheit, gelangen wir zu einfacheren und stets einfacheren Elementen, welche dem Elementarzustande der Vernunft entsprechen, bis wir endlich durch das Licht der Sprachforschung im Verein mit deductivem, philosophischem Denken in kühnem Wagnisse jenem engen Kreise zustreben, wo es kein Denken und kein Sprechen mehr gibt, wo demnach Wiege und Ursprung der Vernunft zu suchen ist.

Die Etymologie oder Wurzelforschung, eine Wissenschaft, welche durch deutschen Fleiß gegründet und herrlich ausgebaut, Stolz und Freude unseres idealen Bestrebungen sonst scheinbar ganz entfremdeten Jahrhunderts ausmacht, darf daher den Anspruch erheben, mit den in ihr geborgenen Schätzen uns die wichtigsten, überraschendsten Aufschlüsse über unser eigentliches Wesen, unsere Vorgeschichte und den Weg, auf welchem der Menschengeist zu seiner heutigen Kraft, Klarheit und Vollkommenheit gelangt ist, an die Hand zu geben.

In der Sprache ist uns ein wunderbarer Spiegel der Vergangenheit unseres Geschlechts, seiner äußeren Zustände und Erlebnisse erhalten; in uralte Nacht, aus welcher sonst kein Zeugniß zu uns herabdringt, wirft die Sprachforschung ihre Lichtstrahlen. In dieser Hinsicht ist ihre würdige Schwester die Paläanthropologie, die Wissenschaft vom prähistorischen Menschen; denn auch an Wohnungen, Werkzeugen, Waffen und Geräthen haftet der menschliche Gedanke, tritt er in die Erscheinung, spricht er auch heute noch zu dem verständnißvollen, empfänglichen Sinne des Forschers. Deutlichere, viel werthvollere Kunde aber ist uns in den Worten, den vestiges of language erhalten, denn diese reichen in eine Zeit, wo selbst der Faden der prähistorischen Forschung abreißt, wo der Mensch ohne Werkzeug, ohne Feuer, ohne alle jene Einrichtungen war, die wir als nothwendige Attribute der Menschheit zu betrachten gewohnt sind.

„Es liegt ein hoher Zauber darin," sagt Max Müller*), „die verschiedenen Wandlungen der Form und Bedeutung an den Wörtern zu beobachten, indem diese den Ganges oder die Tiber hinab sich in den

*) Lectures II, p. 274.

großen Ocean menschlicher Sprachen ergossen. Im achten Jahrhundert vor Chr. war die lateinische Mundart noch auf ein kleines Gebiet beschränkt. Sie war nur eine einzelne Mundart aus der Menge derer, die in den verschiedenen Theilen Italiens gesprochen wurden. Aber sie wuchs kräftig empor, sie wurde zur Sprache Roms und der Römer.... Sie wurde zur Sprache des Gesetzes und der Regierung in den civilisirten Theilen Nordafrikas und Asiens und wurde durch die Verkünder des Christenthums nach den fernsten Theilen des Erdballs getragen. Sie verdrängte in ihrem siegreichen Vorrücken die alten einheimischen Mundarten Galliens, Spaniens und Portugals; sie versuchte zwar vergebens die lebensvollen Idiome der germanischen Stämme zu vernichten, aber sie ließ doch auf ihrer Oberfläche eine dichte Ablagerung fremder Wörter zurück und lieferte so die größere Hälfte im Wortschatze fast aller civilisirten Völker der Welt. Wörter, welche zuerst im Munde italischer Schäfer erklangen, werden jetzt von den Staatsmännern Englands, den Dichtern Frankreichs, den Philosophen Deutschlands gebraucht und das ferne Echo ihrer Schäfergespräche kann im Senate zu Washington, in der Kathedrale von Calcutta und in den Ansiedelungen auf Neuseeland gehört werden."

„Wir erkennen so, wie die Sprachen die Geschichte der Nationen abspiegeln und wie fast jedes Wort, gehörig zergliedert, uns von vielen wechselvollen Schicksalen erzählen kann, welche es auf seinem Wege von Mittelasien nach Indien oder nach Persien, nach Kleinasien, Griechenland und Italien, nach Rußland, Deutschland und Gallien, den britischen Inseln, Amerika und Neuseeland durchzumachen hatte; in der That merkwürdige Schicksale, welche es vielleicht auf seinen weltumfassenden Wanderungen sogar nach Indien und den Thälern des Himalaya, von denen es vor Jahrtausenden ausging, zurückführen. Manches Wort hat so die Reise um die Welt gemacht und wird sie vielleicht immer wieder und wieder machen. Denn obgleich sich die Worte in Klang und Bedeutung in solcher Ausdehnung verändern, daß nicht ein einziger Buchstabe derselbe bleibt und ihre Bedeutung geradezu in das Gegentheil der ursprünglichen umschlägt, so ist es doch wichtig zu beobachten, daß seit dem Anfange der Welt zu den wesentlichen Bestandtheilen der Sprache ebenso wenig irgend etwas Neues hinzugefügt worden ist, wie zu den wesentlichen Elementen der Natur. Es findet ein beständiger Wechsel in der Sprache statt, ein Kommen und Gehen der Wörter, aber Niemand kann je ein gänzlich neues Wort erfinden. Wir sprechen in jeder Hinsicht ihrem Wesen nach dieselbe Sprache wie die Urväter unseres Geschlechts; von der wissenschaftlichen Etymologie geleitet, können wir von Jahrhundert zu Jahrhundert durch die dunkelsten Perioden der Weltgeschichte hindurchgehen, bis uns der Sprachenstrom, auf dem wir selbst dahintreiben, zu jenen fernen Regionen zurückträgt, wo wir die Gegenwart unserer frühesten

Vorväter zu fühlen und die Stimme der erdgeborenen Söhne Manus zu hören meinen."*)

Aber nicht nur die Geschichte der äußeren Welt, der, wenn ich so sagen darf, materiellen Zustände der Vorzeit des Menschengeschlechts spiegelt sich in der Sprache und ihren von der Wissenschaft sorgfältig unterschiedenen und durchforschten Schichten; viel bedeutungsvoller ist sie uns als Spiegel, als Document des Fühlens, Denkens und Empfindens einer längst zu Staub zerfallenen Vorwelt; und in dieser Hinsicht steht die Sprachforschung einzig da und bedarf weder der Hülfe einer anderen Wissenschaft, noch darf sie einer anderen die Berechtigung zu diesem ihr allein vorbehaltenen Werke zugestehen.

Die Sprachgeschichte ist, wie ich bereits sagte, die Entwickelungsgeschichte der menschlichen Vernunft selbst. In dieser Hinsicht haben wir von der Sprachforschung unschätzbare Aufschlüsse über die Vergangenheit der Vernunft, aber auch zugleich eine erlösende, befreiende Wirkung durch Beseitigung unsäglichen Irrthums und Leidens, die durch Wortverwirrung und Unklarheit des Denkens beim Gebrauche der Worte über die Menschheit gebracht worden, zu erwarten. Ich lasse wieder Max Müller reden:

„Wer den Einfluß, welchen Wörter, bloße Wörter auf den menschlichen Geist ausgeübt haben, genau verfolgen wollte, würde zugleich eine Weltgeschichte schreiben, welche uns wol mehr lehren würde, als irgend eine, welche wir besitzen."**)

„Ich spreche hier nicht von jenem sehr handgreiflichen Mißbrauch der Sprache, wenn Schriftsteller, anstatt ihre Gedanken reif werden zu lassen und sie dann gehörig zu ordnen, uns mit einem Schwulste harter, schiefer und räthselhafter Ausdrücke und Phrasen überschütten, welche von ihnen selbst, wenn nicht von Anderen, für tiefe Gelehrsamkeit und höchste Leistung der Speculation gehalten werden. Dieses Allerheiligste der Unwissenheit und Anmaßung hat seinen Nimbus so ziemlich eingebüßt und Gelehrte oder Denker, welche das, was sie sagen wollen, nicht in guter logischer Form und verständlich sagen können, haben in dieser unserer Zeit wenig Aussicht, für die Verwahrer geheimnißvoller Weisheitsschätze gehalten zu werden. Si non vis intelligi, debes negligi. Ich denke vielmehr an Wörter, welche Jedermann gebraucht und welche so klar und verständlich zu sein scheinen, daß es fast wie eine Keckheit aussieht, sie vorzufordern und zur Rechenschaft zu ziehen. Dennoch ist es merkwürdig zu beobachten, wie veränderlich die Bedeutung der Wörter ist, wie sie von Jahrhundert zu Jahrhundert wechselt, ja wie sie selbst im Munde fast jedes Sprechenden sich leise abschattirt. Ausdrücke wie Natur, Gesetz, Freiheit, Nothwendigkeit, Körper, Substanz, Materie, Kirche, Staat,

*) Lectures II, p. 286.
**) Lectures II, p. 573.

Offenbarung, Eingebung, Erkenntniß, Glaube, werden in dem Wortkriege hin- und hergeworfen, wie wenn Jeder sie kennte und in demselben Sinne gebrauchte, während doch die meisten Menschen diese Ausdrücke in ihrer Kindheit auflesen, indem sie mit den unbestimmtesten Ausdrücken anfangen, dann von Zeit zu Zeit etwas mehr hineinlegen, vielleicht auch ebenfalls auf's Gerathewohl manche Irrthümer verbessern, aber niemals, so zu sagen, sich ein sicher angelegtes Wortcapital bilden, niemals geschichtliche Forschungen über die Ausdrücke anstellen, mit denen sie so frei umspringen, sich niemals ihrer Bedeutungen nach Inhalt und Umfang im Sinne einer logischen Definition versichern. Es ist häufig gesagt worden, daß die meisten Streitfragen sich um Worte drehten. Das ist gewiß wahr, aber es schließt noch weit mehr ein, als es scheint. Wortstreitigkeiten sind nicht, wofür man sie bisweilen hält, blos geringfügige formelle, äußerliche oder zufällige Streitigkeiten, die man durch eine Erläuterung oder einen Hinweis auf Johnsons Wörterbuch schlichten könnte. Es sind Streitigkeiten, welche aus der mehr oder weniger vollkommenen, vollständigen und richtigen Auffassung der den Worten beigelegten Begriffe entstehen; der Geist ist es, der auf immer neue Schwierigkeiten stößt, nicht etwa die Zunge allein."

„Hier eröffnet sich," fährt M. Müller fort*), nachdem er an zahlreichen, wohlgewählten Beispielen gezeigt, wie seltsamen Selbsttäuschungen die Vernunft durch ihre eigenen Schöpfungen, die Worte, ausgesetzt gewesen, „dem Sprachforscher ein weites Feld. Sein Geschäft und Amt ist es, die Urbedeutung jedes Wortes aufzuspüren, seine Geschichte, seine Form- und Bedeutungswechsel in den philosophischen Schulen oder auf dem Markte und im Gerichtshofe zu verfolgen. Er hat zu zeigen, auf welche Weise häufig verschiedene Begriffe unter demselben Worte zusammengefaßt oder derselbe Begriff mit verschiedenen Ausdrücken bezeichnet wird . . . Eine Geschichte solcher Ausdrücke, wie wissen und glauben, endlich und unendlich, wirklich und nothwendig, würde mehr als irgend etwas sonst zur Klärung der philosophischen Atmosphäre beitragen."

Eine historische Kritik der Worte ist allein im Stande, uns eine empirische Kritik der menschlichen Vernunft zu geben. Diese von M. Müller klar erkannte und gestellte Aufgabe berechtigte ihn zu dem tiefen, bis jetzt so wenig verstandenen Ausspruche: „Alle künftige Philosophie wird ausschließlich Sprachphilosophie sein."

Jede große, im Zeitbewußtsein gereifte Wahrheit, wenn sie schon in Einem genialen Haupte zum ersten Male in voller Klarheit aufleuchtet, von Einem beredten, wahrheitglühenden Herzen zum ersten Male mit der vollen Kraft der Ueberzeugung ausgesprochen wird, tritt dennoch niemals urplötzlich wie eine Schöpfung aus dem Nichts in die Welt hervor. Nicht

*) Lectures II, p. 621.

selten geschieht es, daß zwei Geistesverwandte, ohne von einander zu wissen, den nämlichen Gedanken gleichzeitig aussprechen. Die Geschichte der Wissenschaften weist mehr als ein Beispiel dieser Art auf, von dem Newton-Leibnizschen Prioritätsstreit bis auf die Entzifferung der Hieroglyphen, von der Entdeckung des Sauerstoffs bis auf die Formulirung des Princips der Erhaltung der Kraft, welches in neuester Zeit so viel Staub aufgewirbelt hat, nun aber mit Recht den Namen des bescheidenen, großen Denkers Robert Mayer trägt. So hat denn auch unabhängig von Max Müller der mehrgenannte Lazar Geiger das erlösende Wort aller künftigen Philosophie „eine empirische Kritik der menschlichen Vernunft durch Kritik der Sprache" ebenso bestimmt ausgesprochen und feste, scharf gezogene Grundlinien des künftigen Baues in seinen gedankentiefen Werken niedergelegt.

Aber auch Vorläufer hat ein solcher Gedanke, bald mehr, bald weniger deutlich wetterleuchtet er bereits in den Schriften der nach dem gleichen Ziele Zustrebenden, bis er endlich gewitterartig losbricht und die Atmosphäre von Schwaden und Dünsten Jahrtausende alter Irrthümer und Vorurtheile reinigt. Unter den Vorläufern der Müller-Geigerschen Theorie möchte ich vor Allen den trefflichen, leider auch bei seinen Lebzeiten — da das Schelling-Hegelsche Phrasenthum alle Geister beherrschte und alles gesunde Denken erstickte — kaum beachteten und noch viel weniger anerkannten Theodor Waitz nennen. Es wird genügen, einige Sätze von ihm anzuführen, um den Erweis zu liefern, daß der Gedanke der Entwickelungsgeschichte des Denkens und der Vernunft in ihm zum Durchbruch gekommen war:

„Mit Kant," sagt er,*) „kann ich die Aufgabe der Philosophie nur darin finden, eine Wissenschaft aufzustellen, welche den Grund aller Erfahrung und diese aus jener begreiflich macht. Alle andere Speculation muß ich von vornherein als eine leere Speculation erklären."

„Nicht Kritik und noch weniger Construction, auch keine combinirte Anwendung beider kann zum gewünschten Ziele führen, sondern einzig die Entwickelungsgeschichte des geistigen Lebens ist im Stande dies zu leisten."

„Ich habe versucht, die Psychologie auf unzweifelhafte physiologische Thatsachen zu gründen, damit sie und mit ihr die Philosophie überhaupt in Zukunft unabhängig werde von den Streitigkeiten philosophischer Schulen, die sich nur in vagen Allgemeinbegriffen herumtreiben, über welche sich leicht streiten läßt, weil sich Jeder etwas Anderes bei ihnen denken darf, so lange durch keine vorausgegangene Entwickelungsgeschichte der Unterschied fehlerfreier und verfehlter Begriffsbildungen festgestellt ist. Die Speculation, welche sich nicht unmittelbar auf die Erfahrung einläßt, wird ewig ein Gegenstand des Streites sein und bleiben müssen."

*) Grundlegung der Psychologie. Vorwort.

Noch deutlicher sprach Waitz sich in seinen Vorlesungen über Psychologie aus, indem er erklärte: „Den anderen philosophischen Disciplinen gegenüber hat die Psychologie das Geschäft der Begründung, denn unsere Begriffe haben sämmtlich eine Bildungsgeschichte, von welcher ihr Inhalt ganz und gar abhängt. Wissenschaftlich brauchbar werden sie erst durch die Nachweisung, daß sie keine blos individuellen und insofern zufälligen Gebilde eines unbewußten Processes sind, sondern nothwendige Erfolge einer Entwickelung, welche nach allgemein gültigen, d. h. nach solchen Gesetzen zu Stande gekommen ist, denen die Ausbildung des inneren Lebens immer und durchaus unterworfen sein muß."

Also, was zu leisten sei, das war Waitz vollkommen klar; nur über das Wie, über die Mittel, durch welche das Ziel zu erreichen sei, war er im Ungewissen. Er wandte sich mit unermüdetem regem Eifer zuerst zur Physiologie, dann zur vergleichenden Psychologie, endlich zur Anthropologie, für welche er sein epochemachendes Sammelwerk: „Die Anthropologie der Naturvölker" schuf.

An der reichsten, lautersten, untrüglichsten Quelle aber, aus welcher die Entwickelungsgeschichte der menschlichen Vernunft zu schöpfen hat, ging er ahnungslos vorüber. Diese zu entdecken blieb Max Müller und Lazar Geiger vorbehalten.

IV.

Max Müller und das Problem des Ursprungs der Sprache.

„Denn so paradox es auch scheinen mag, ich behaupte, daß es uns ganz unmöglich ist, die Individuen zu kennen, und ein Mittel ausfindig zu machen, die Individualität irgend eines Dinges genau zu bestimmen."

„Die allgemeinen Wörter haben nicht nur auf die Vervollkommnung der Sprachen bedeutenden Einfluß; sie sind für dieselben geradezu unentbehrlich. Man würde schlechterdings gar nicht reden können, wenn es blos Eigennamen (nomina propria) der individuellen Dinge und keine allgemeine Namen (nomina appellativa) gäbe."

Mit diesen wichtigen Wahrheiten warf der große Leibniz in seinen „Nouveaux essais sur l'entendement humain" neues Licht auf das Wesen von Sprache und Denken. Sein Vorgänger war Locke. Auch er hatte gesagt: „das, was die Worte bezeichnen, sind allgemeine Begriffe (general ideas)."

„Auf diese Art," fährt Leibniz fort, indem er von der Bildung und Entstehung der allgemeinen Ideen redet, „ließe sich die ganze Lehre von den Gattungen und Arten, die in den Schulen so viel Aufsehen macht, aber außerhalb derselben von so geringem Einflusse ist, einzig und allein auf die Bildung abstracter Ideen größerer oder geringerer Ausdehnung bringen, denen man gewisse Namen gibt."

Sind das nicht auch heute noch sehr beherzigenswerthe Worte? Liegt in ihnen nicht die große Lehre, ehe man sich streitet, wie draußen in der Welt die Arten und Gattungen beschaffen sein mögen, sich erst darüber zu verständigen, was denn mit diesen Worten gemeint sei, und wie denn solche Begriffe in unserem Denken, unserem Geiste entstehen. Dies nebenbei.

Wenn wir das große Räthsel der menschlichen Sprache in's Auge fassen, so werden wir durch das nämliche Wunder überrascht und geblendet, das die Natur in allen ihren Schöpfungen darbietet, nämlich die ungeheuere, verschwenderische Fülle der mannichfaltigsten Formen neben der unglaublichsten Einfachheit und Sparsamkeit der Mittel. Wer sollte es, wenn er nicht darauf aufmerksam gemacht würde, glauben, daß alle menschliche Sprache sich durch verschiedenartige Combination einer ganz geringen Zahl von Lauten realisirt, und daß alles menschliche Denken an dieses unscheinbare Mittel unauflöslich gebunden, sich nur durch diesen höchst einfachen, mechanischen Apparat der articulirten Lauterzeugung vollzieht?

Was ist es nun aber, das diesem Mechanismus, dem Worte, insofern es nur Laut ist, Geistiges entspricht? Was ist der Begriff, die Bedeutung der Worte? Und wie kommen die besonderen Begriffe dazu, gerade durch die besonderen Laute ausgedrückt und dadurch verständlich zu werden? Sind es die Dinge der Außenwelt, welche einfach durch phonetische Zeichen festgehalten und in unserem Geiste mit Hülfe derselben reproducirt werden, etwa nach dem Ausspruche Ciceros: „Vocabula sunt notae rerum", ein Ausspruch, der in der ganzen Vergangenheit bis auf Leibniz und Locke das Wesen der Sprache zu erschöpfen schien?

Solche Fragen mußten einer erneuten, ernsthaften Kritik unterzogen werden, wenn auf das ungemein wichtige und dunkle Problem des Ursprungs der Sprache neues Licht fallen sollte. Und der Zeitpunkt schien gekommen, jenen Fragen energischer und erfolgreicher zu Leibe zu gehen, wenn anders die großartigen Resultate der vergleichenden Sprachforschung nicht blos ein aufgestapeltes Wissensmaterial, sondern ein werthvolles Besitzthum der Menschheit für die Entscheidung der letzten und höchsten philosophischen und anthropologischen Fragen sein sollte.

Hier bewährte sich denn der Tiefsinn und philosophische Geist Max Müllers, welcher zuerst von allen Sprachforschern mit der Fackel des empirischen Wissens, das er zugleich unter den Ersten gefördert hatte, in jene dunklen Tiefen hinabzuleuchten wagte, aus denen allein eine befriedigende Antwort über die größte Räthselfrage, Ursprung des Menschengeistes, zu erbringen ist.

Seinen Ausgangspunkt nahm Müller von den oben angeführten Ansichten Lockes über das Wesen und die Eigenart der menschlichen Sprache. Er citirt die Worte des trefflichen englischen Denkers, der, nachdem er gezeigt, in welcher Weise universelle Ideen entstehen, wie der Geist, nachdem er dieselbe Farbe am Kalk, am Schnee und an der Milch beobachtet

hat, diese einzelnen Wahrnehmungen unter dem allgemeinen Begriff der Weiße zusammenfaßt, — dann fortfährt: „Wenn es zweifelhaft erscheinen mag, ob nicht die Thiere ihre Ideen auf jenem Wege bis zu einem gewissen Grade verbinden oder erweitern können, so glaube ich doch soviel bestimmt behaupten zu können, daß das Vermögen der Abstraction ihnen durchaus nicht innewohnt, vielmehr das Faffen allgemeiner Ideen einen wesentlichen Unterschied zwischen Menschen und Thier begründet und ein Vorzug ist, den die Thiere keineswegs erreichen können."*)

Dieses Vermögen aber der Abstraction oder der allgemeinen Ideen, fährt Max Müller fort, wird einzig und allein realisirt durch die Sprache, welche dem Menschen ausschließlich und insofern zukommt, als er Mensch ist. Das, was äußerlich Sprache ist, ist innerlich Vernunft. Sie ist das handgreifliche Unterscheidungszeichen zwischen Menschen und Thier. Das Geheimniß der Menschwerdung kann daher nur durch die Entdeckung des Ursprungs der Sprache aufgehellt werden. Was hat nun die Sprachvergleichung aus dem bisher erforschten Material für neue Aufschlüsse zu Tage gefördert, mit deren Hülfe diese Frage mit mehr Hoffnung auf Erfolg angegriffen werden könnte?

„Das Resultat meiner Vorlesungen," sagt unser Autor, „ist das folgende: Nachdem wir alles nur irgend Erklärbare im Wachsthum der Sprache erklärt hatten, blieb schließlich als das allein unerklärliche Residuum die sogenannte Wurzel übrig. Diese Wurzeln bilden die eigentlichen Bestandtheile aller Sprachen. Diese Entdeckung hat das Problem des Sprachursprungs ungemein vereinfacht. Sie hat jenen schwärmerischen Schilderungen der Sprache, welche dem Beweise für den göttlichen Ursprung der Sprache beständig voranzugehen pflegten, jede Entschuldigung entzogen. Wir werden nun nicht länger von jenem wunderbaren Werkzeug zu hören bekommen, welches Alles, was wir sehen, hören, schmecken, berühren und riechen, auszudrücken vermag, welches das athmende Abbild des Weltalls ist, welches den erhabenen Gefühlen unserer Seelen Form und den kühnsten Träumen unserer Phantasie Körper verleiht, welches in genauer Gedankenperspective Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zusammen zu gruppiren und über alle Dinge die wechselnde Farbe der Gewißheit, des Zweifels, der Zufälligkeit auszugießen vermag. Alles dieses ist vollkommen wahr, aber es ist nicht länger wunderbar, wenigstens nicht im Sinn eines Märchens aus Tausend und eine Nacht. Der speculative Geist fühlt, wie Dr. Ferguson sagt, bei der Vergleichung der ersten und letzten Stufen des Sprachenfortschritts dieselbe Art von Erstaunen, wie ein Reisender, der allmählich einen Bergabhang erstiegen hat und nun, indem er plötzlich in einen Abgrund von unermeßlicher Tiefe hinabschaut, nur durch übernatürliche Hülfe zu dieser schwindelnden

*) Max Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache I, S. 305.

Höhe emporgestiegen zu sein glaubt. Gewissen Geistern erscheint es wie eine Täuschung und Demüthigung, sich an der Hand der Geschichte von jenem hohen Gipfelpunkt wieder hinabführen zu lassen. Sie ziehen das Unverständliche, das sie bewundern, dem Verständlichen, das sie nur verstehen können, vor; aber dem gereiften Geiste ist die Wirklichkeit anziehender als die Fiction und die Einfachheit wunderbarer als die Ideenverwickelung. Die Wurzeln mögen trocken erscheinen, wenn man sie mit den Dichtungen Goethes vergleicht, und dennoch liegt etwas viel Wunderbareres in einer Wurzel als in der ganzen Lyrik der Welt."

„Was sind denn nun diese Wurzeln? In unseren modernen Sprachen lassen sie sich nur durch wissenschaftliches Analysiren auffinden und selbst bis in die Zeiten des Sanskrit zurück können wir behaupten, daß eine Wurzel eigentlich niemals als Nomen oder Verbum in Gebrauch war; aber ursprünglich wurden sie doch so gebraucht und im Chinesischen ist uns glücklicherweise ein Repräsentant jener ursprünglichen radicalen Sprachstufe erhalten, welche wie Granit unter allen anderen Schichten der menschlichen Rede sich hinzieht. Diese Wurzeln sind also nicht, wie gewöhnlich behauptet wird, bloße wissenschaftliche Abstractionen, sondern sie wurden ursprünglich wie wirkliche Wörter gebraucht. Was wir nun gern enthüllen möchten, ist dies: Welche innere geistige Phase entspricht diesen Wurzeln als den Keimen der menschlichen Rede."

Wie viel neue Wahrheit in einfacher schlichter Form! Wie viel Belehrung und Anregung für das philosophische Denken — leider für die große Zahl der heutigen Philosophen die Stimme des Rufenden in der Wüste! Das Problem des Sprachursprungs auf eine so einfache, concrete Form gebracht, ein schmaler Pfad aufgezeigt, der, wenn auch durch dunkeles Dickicht und Gestrüpp, doch sicher zum Ziele führen mußte. Forscht nach dem Ursprunge dieser Wurzeln, dieser Residua, die in dem Tiegel des sprachforschenden Scheidekünstlers geblieben sind; die Sprachwissenschaft breitet den Zellenzustand des Sprachlebens vor euch aus. Omne vivum ex ova, die ova, welche die Sprachphysiologie in ihren empirischen Forschungen entdeckt hat, sind die Wurzeln. Durch deren Entwickelung und unausgesetztes Wachsthum sind alle bekannten Sprachen der Erde zu den wundervollen Gebilden, dem Körper der Vernunft und dem Werkzeug des Geistes, emporgestiegen. Mit diesen Wurzeln und ihrem geistigen Inhalt hat der Mensch die ganze Schöpfung zu seinem geistigen Eigenthum gemacht, indem er sie gleichsam in diese Formen goß oder mit deren Hülfe umprägte

Woher nun diese Wurzeln? Wie entstanden sie? Wie wurden sie dauernder Besitz des Menschen? Wie gelangten sie zu ihren Bedeutungen? Als Max Müller seine Vorlesungen hielt, waren vorzüglich zwei Ansichten bei den Sprachgelehrten im Schwange, welche energisch bekämpft und aus dem Tempel der Sprachforschung hinausgejagt zu haben, sein ausschließliches und dauerndes Verdienst ist.

Diese beiden Theorien beruhten aber auf einem einzigen, allgemein verbreiteten, sehr natürlichen und darum auch wol verzeihlichen Irrthum. Nämlich, da die Sprache Alles durch Laute ausdrückt, so lag es wol sehr nahe, zum mindesten für ihre Elemente, in unserem Falle also die Wurzeln, nach dem causalen Zusammenhang zu forschen, der zwischen dem Laute und seiner Bedeutung vorhanden gedacht wurde.

Am beliebtesten bei den Sprachforschern alter und neuer Zeit war die Theorie der Schallnachahmung, die onomatopoetische oder, wie Max Müller sie bezeichnete, die Bauwau-Theorie. „Da ein Vorgang in der Außenwelt," sagt Geiger, „keinen anderen Vergleichungspunkt mit einem Worte bietet, als sofern er etwa hörbar und zwar mit einem dem Worte irgendwie ähnlichen Klange hörbar ist, so ist es begreiflich, wie gerade diese Hypothese etwas besonders Einleuchtendes und Gewinnendes haben mochte."

Schon der göttliche Platon hatte in seinem nie genug zu bewundernden Dialog „Kratylos" auf die Möglichkeit eines solchen Ursprungs der Worte hingewiesen, obschon er sogleich tief einsichtsvoll hinzusetzt: „Die Stimmen der Thiere nachahmen heißt durchaus nicht sie benennen." Auch Leibniz*) wollte die Schallnachahmung als eine ergiebige Quelle zahlreicher Wurzelwörter anerkannt wissen, namentlich mit Bezug auf die Stimmen der Thiere. „Dahin gehört z. B. das lateinische Wort coaxare," sagt er, „welches von den Fröschen gebraucht wird und mit dem deutschen quaken übereinkommt. Das Geschrei und Lärmen dieser Thiere scheint überhaupt vielen anderen deutschen Wörtern ihren Ursprung gegeben zu haben. So wie die Frösche einen gewaltigen Lärm verursachen, so wendet man heutiges Tags dies Wort auf die leeren Schwätzer und Plauderer an, welche man im Deminutiv «Quackeler» nennt. Da aber der Ton oder das Geschrei der Thiere ein Zeichen des Lebens ist und man daraus, ehe man es sieht, das Lebendige erkennt, so ist davon das alte deutsche Wort «queck» (engl. quick) hergeleitet. Davon sind noch deutliche Spuren in der heutigen Sprache: Queckſilber = vif-argent, erquicken heißt stärken, und das unausrottbare, überall auf den Aeckern umherlaufende Unkraut wird mit Quecke bezeichnet." Es bedarf kaum der Bemerkung, daß das Sachliche dieser Vergleiche unhaltbar ist.

Herder huldigte gleichfalls dieser Theorie; er ließ die Stimmen der Thiere für den beobachtenden Menschengeist zum Merkworte werden. „Du bist das Blökende," sagt der Mensch zu dem Schafe und bald verschwistert sich der Laut des Thieres mit dessen Vorstellung. Ebenso nahm auch W. von Humboldt in seinem genialen Werke: „Ueber die Verschiedenheit des Sprachbaus" die Nachahmung der Naturlaute wenigstens als einen wichtigen Factor bei der Sprachentstehung an, obschon auch ihm

*) Nouveaux essais, livre III, chap. 2.

die Schwäche und das Mißliche dieser Hypothese, die aus der Menschensprache in einer gewissen Zeit ein Concert von Thierstimmen machte, nicht verborgen blieb: „Diese Bezeichnung," sagt er, „ist gleichsam eine malende; sowie das Bild die Art darstellt, wie der Gegenstand dem Auge erscheint, zeichnet die Sprache die, wie er vom Ohre vernommen wird. Da die Nachahmung hier immer unarticulirte Töne trifft, so ist die Articulation mit dieser Bezeichnung gleichsam im Widerstreite, und je nachdem sie ihre Natur zu wenig oder zu heftig in diesem Zwiespalte geltend macht, bleibt entweder zu viel des Unarticulirten übrig oder es verwischt sich bis zur Unkenntlichkeit. Aus diesem Grunde ist diese Bezeichnung, wo sie irgend stark hervortritt, nicht von einer gewissen Rohheit freizusprechen, kommt bei einem reinen und kräftigen Sprachsinn wenig hervor und verliert sich nach und nach in der fortschreitenden Ausbildung der Sprache."

Diese Theorie, so einleuchtend und verlockend sie auf den ersten Blick scheinen mag, steht im Widerspruch mit allen Thatsachen der bis jetzt erforschten Sprachen. Diese Wahrheit sprach Max Müller mit der größten Bestimmtheit und Entschiedenheit aus und beseitigte damit endgültig die immer wiederkehrenden Versuche, den Sprachursprung aus einem Quell herzuleiten, der stets locken und immer wieder im Sande verrinnen mußte. „Wir entgegnen hierauf"*), sagte er, „daß allerdings in jeder Sprache durch bloße Ton- und Schallnachahmung gebildete Wörter zu finden sind, daß diese aber einen äußerst kleinen Bruchtheil des Wortschatzes bilden. Sie sind Spielzeuge, nicht Werkzeuge der Sprache und jeder Versuch, die gewöhnlichsten und nothwendigsten Wörter auf imitative Wurzeln zurückzuführen, wird schließlich gänzlich fehlschlagen ... Wir können die Möglichkeit nicht leugnen, daß eine Sprache nach dem Princip der Nachahmung hätte gebildet werden können; wir behaupten aber, daß bis jetzt noch keine gefunden worden, welche wirklich nach diesem Princip gebildet ist ... Es gibt allerdings einige Namen, welche offenbar aus Tonnachahmung gebildet sind, z. B. Kukuk. Aber Wörter dieser Art gleichen künstlichen Blumen, denen die Wurzel fehlt. Sie sind unfruchtbar und unfähig, außer dem einen Gegenstand, dessen Ton sie nachahmen, noch irgend etwas zu bezeichnen ... Da das Wort Kukuk nichts aussagt, als das Geschrei eines individuellen Vogels, so konnte es auch nie zum Ausdrucke irgend einer allgemeinen Eigenschaft, an der andere Thiere Theil haben könnten, gebraucht werden ... Kukuk konnte nie etwas anderes bedeuten als Kukuk, und während ein Wort wie Rabe (welches von der bedeutungsvollen Wurzel ru = rauschen, lärmen, schreien abgeleitet ist) so viele verwandte Wörter aufweisen kann, von rumor bis rufen, von raunen bis zum engl. to rouw, steht Kukuk ganz einsam und vereinzelt da, wie ein Hagestolz, ein dürrer Pfahl in einer lebendigen, frisch belaubten Hecke."

*) Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache I, S. 309.

„So sehr wir fortwährend in Versuchung sind, einen inneren Zusammenhang zwischen dem Ton und den Bedeutungen der Wörter in unseren heutigen Sprachen anzunehmen, indem wir z. B. in squirrel das Rascheln des Eichhörnchens, in Krähe, Katze u. s. w. die eigenthümlichen Laute dieser Thiere zu vernehmen glauben, so lösen sich doch alle diese Onomatopöien in Nichts auf, sobald wir an der Hand der Sprachwissenschaft die Wortstämme, aus welchen die Wörter gebildet sind, zurückverfolgen bis auf ihren Ursprung aus den Wurzeln. Mit einem Worte: Es ist eine unumstößliche Wahrheit, daß die uns bekannten Sprachen nicht aus den brausenden, zischenden, rasselnden, knisternden, rauschenden, krachenden Tönen der Natur gebildet sind, sondern auf anderen Ursprung hinweisen."

Die zweite Theorie, die gleichfalls bedeutende Vertreter unter den Sprachphilosophen zählte, leitete nach dem Vorgange Epikurs und unter den Neueren namentlich De Brosses' (Traité de la formation mécanique des langues 1756*) und Condillacs die Sprache von den Empfindungslauten des Menschen her. Diese Ansicht, welche Geschrei, Freuden- und Schmerzrufe als die ersten Ansatzpunkte menschlicher Rede betrachtete, ward von Max Müller mit kurzer, treffender Bezeichnung die Puh-Puh- oder interjectionelle Theorie genannt.

Auch über diese Theorie sprachen die Ergebnisse der Sprachforschung das Vernichtungsurtheil. „Es gibt ohne Zweifel," sagte Max Müller**), „in jeder Sprache Interjectionen und einige derselben mögen sich weiter überliefert und in Wortzusammensetzungen verirrt haben. Aber Sprache ist das nicht. Die Sprache fängt eben da an, wo die Interjectionen aufhören. Es besteht ein ebenso großer Unterschied zwischen einem wirklichen Wort, wie z. B. «lachen» und der Interjection ha, ha!, zwischen «leiden» und o weh!, als zwischen dem unwillkürlichen Act und Geräusch des Nießens und dem Verb «nießen». Vortrefflich hat schon Horne Tooke die ungeheure Kluft zwischen Empfindungslauten und Sprache aufgedeckt. «Das Reich der Sprache» sagt er, «ist auf den Sturz und Untergang der Interjectionen begründet. Ohne die kunstreichen Erfindungen der Sprache würde das Menschengeschlecht nichts als Interjectionen besessen haben, um

*) Da diese Theorie trotz der sonnenklaren Widerlegung Max Müllers auch heute noch unter den Naturforschern zahlreiche Anhänger findet, so diene diesen zur Nachricht, daß sie ihre Phantasie nicht anzustrengen nöthig haben, sondern daß sie in diesem geistvollen Buche Alles finden werden, was etwa Vernünftiges auf einem widersinnigen Grund aufgebaut werden kann; also daß das r, die litera canina, das Unangenehme bezeichnet, daß die Stimme des Schmerzes tief oh, heu, hélas, die des Erstaunens höher oh, ah, die der Freude kurz und wiederholt Ha ha ha, he he he, die des Mißfallens und Verabscheuens labial fi, vae, puh, pfui, die des Zweifels und der Verneinung nasal hum, hom, non ist u. s. w. und daß davon die nothwendigsten Wörter abstammen!

**) Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache I, S. 315.

durch dieselben alle seine Gefühle sich einander mündlich mitzutheilen. Das Wiehern des Pferdes, das Brüllen der Kuh, das Bellen des Hundes, das Nießen, Husten, Stöhnen, Kreischen und jedes unwillkürliche Aufschreien würde dann fast ebenso guten Anspruch auf den Namen Sprache haben, wie die Interjectionen. Freiwillige Interjectionen werden nur da angewandt, wo das plötzliche Eintreten oder die Heftigkeit einer Gemüthsaffection oder Leidenschaft den Menschen in seinen Naturzustand zurückversetzt und ihn für einen Augenblick den Gebrauch seiner Sprache vergessen läßt oder wenn irgend eines Umstands wegen die Kürze der Zeit ihm den Gebrauch der Sprache nicht gestattet.»

„Es ist wahr, daß eine kurze Interjection wirksamer, passender, beredter sein kann, als eine lange Rede; es ist wahr, daß, mit lebhaften Bewegungen, dem Ausdruck des Auges verbunden, ein Schrei den Inhalt einer Empfindung weit vorzüglicher ausdrücken kann, als alle Worte — aber Sprache ist das nicht, wenigstens nicht die Sprache, die uns als Menschensprache überall entgegentritt, wo wir Menschen antreffen ... Was die Versuche betrifft, einige unserer Wortformen etymologisch von bloßen Interjectionen herzuleiten, so werden sie immerdar mißglücken und zwar wegen des nämlichen Irrthums, der uns zu der Annahme verleitet, daß in dem Klange der Worte ein ausdrucksvolles Element liege."

Beide Theorien, sowol die Bau-Wau- wie die Puh-puh-Theorie, werden schließlich durch dieselbe philosophische Betrachtung, deren Kernpunkt die Eingangs dieses Abschnitts erwähnten Worte Leibnizens enthalten, zu Falle gebracht:

„Wenn die Bestandtheile der menschlichen Rede entweder ein bloßes Aufschreien oder Nachahmungen der von der Natur hervorgebrachten Laute wären, so würde es schwer einzusehen sein, warum die Thiere der Sprache ermangeln sollten. Nicht blos der Papagei, sondern auch der Spottvogel und andere können ja articulirte und nicht articulirte Laute sehr glücklich nachahmen, und es gibt fast kein Thier, das nicht Interjectionen wie bä, ya, hiß u. s. w. hervorbringen könnte. Es ist auch klar, daß, wenn das Fassen allgemeiner Ideen einen vollkommenen Unterschied zwischen Menschen und Thier begründen soll, eine Sprache, welche nur aus Interjectionen und Nachahmungen thierischer Laute hervorgeht, nicht beanspruchen könnte, das äußere Zeichen jener unterscheidenden Fähigkeit des Menschen zu sein. Alle Wörter würden, wenigstens zu Anfang (und dies ist der einzige Punkt, welcher uns hier interessirt), die Zeichen individueller Eindrücke und Perceptionen gewesen und erst ganz allmählich dem Ausdrucke allgemeiner Ideen angepaßt worden sein."*)

„Die durch eine nach den Grundsätzen der vergleichenden Sprachforschung durchgeführte Analyse der Sprache uns dargebotene Theorie steht

*) Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache I, S. 318.

jenen Ansichten schroff entgegen. Wir gelangen schließlich zu Wurzeln und jede drückt eine generelle, nicht eine individuelle Idee aus. Jedes Wort enthält, wenn wir es zergliedern, eine prädicative Wurzel in sich, nach welcher der Gegenstand, auf welchen es bezogen wurde, uns kenntlich wird."

Mit anderen Worten, nicht daß durch einen bestimmten Gegenstand der Außenwelt ein bestimmter Laut oder Schrei aus dem Inneren eines empfindenden und wahrnehmenden Wesens hervorgelockt wird — Steinthals Reflexlaut-Theorie entspricht etwa diesem Standpunkte — macht das Wesen der Sprache aus, sondern, daß mit dem Laute etwas gesagt, daß dabei etwas gedacht und von dem Gegenstande etwas prädicirt wird.

Und mit Rücksicht hierauf sprach Max Müller eine große, ganz unberechenbar wichtige Wahrheit aus, die ihm bei den Einsichtigen den Namen „der Darwin des Geistes" eintragen wird, indem er die ununterbrochene, in fortgesetzter Entwickelung befindliche Filiation der Begriffe klar und bestimmt als eine unbezweifelbare Wahrheit, als ein wichtiges Ergebniß der Sprachforschung hervorhob.

„Niemals," sagte er, „kommt es in der Geschichte der Sprachentwickelung, soweit wir dieselbe übersehen können, vor, daß ein Object oder ein Begriff sich urplötzlich, wie aus dem Nichts, also durch eine Art von generatio aequivoca mit einem Laute verbunden hätte. Das Object existirt nur durch den Begriff, den wir von demselben haben, für unser Bewußtsein, der Begriff selbst aber existirt nur durch den Laut, d. h. seinen Körper, sein Zeichen, wenn wir so wollen."

Genau zu demselben Resultate gelangte auch Lazar Geiger und ich will auch hier, wie es der außerordentlichen Wichtigkeit der Sache entspricht, die bedeutsamsten Stellen aus dessen „Ursprung der Sprache" anführen, wodurch der Max Müllersche Gedanke eine weitere Bestätigung und hellere Beleuchtung erhalten wird.

„In der geistigen Natur gibt es so wenig wie in der körperlichen einen Sprung, die geistige Entwickelung setzt sich aus eben so kleinen Elementen wie die körperliche zusammen."

„Langsame Entwickelung, Hervortritt des Gegensatzes aus unmerklichen Abweichungen ist historisch überall die Ursache der Bedeutungsveränderung einer- und des Verständnisses andererseits ... Ich habe keinen Punkt aufzufinden vermocht, wo irgend ein Begriff auftauchte, der nicht von einem anderen schon vorhandenen abstammte, wo also der Geist gezwungen wäre, sich für irgend eine Vorstellung ein Zeichen von außen, etwa an einem Schalle, zu suchen, oder auch in Folge eines neuen Eindruckes zu einer neuen Lautbewegung Veranlassung zu bieten."

Geiger stützt seine Ansicht, wie aus diesen Worten ersichtlich, auf

den Lieblingsgedanken des großen Leibniz, daß nirgends in der Natur ein Sprung vorhanden, daß vielmehr alle Veränderungen sich nur als Uebergänge an dem unermeßlich Kleinen vollziehen, ein Gedanke, der auch schon, wie Leibniz ausdrücklich hervorhebt, die Frage nach den Zwischenstufen zwischen Thier und Mensch involvirt, die, obwol unter den Trümmern einer ungeheuren Vergangenheit begraben, dennoch als einmal vorhanden, als wirklich durchlebt gedacht werden müssen, und an deren Wiederbelebung oder Reconstruction eben Sprachwissenschaft und Philosophie mit vereinten Kräften arbeiten, indem sie den verschütteten Quell des Ursprungs der Sprache wieder aufzudecken bemüht sind.

Aber auch der Hauptgedanke der Filiation oder des genetischen Zusammenhangs aller menschlichen Begriffe war wol schon in dem Geiste des gewaltigen Leibniz gedacht, wenn auch nicht in der Klarheit, wie ihn Max Müller und L. Geiger, von den Höhen der Wissenschaft auf das vor ihren Blicken weit ausgebreitete Material herabschauend, auszusprechen vermochten. Denn es gibt kaum einen Gedanken, der heute mächtig die Geister bewegt, der nicht schon im Keime in Leibnizens Schriften zu finden wäre. Zum Beweis führe ich nur folgende Stelle aus seinen „Nouveaux essais“ (IV chap. 4) an:

„Haben Sie es schon vergessen, lieber Philaleth, daß unsere Ideen ursprünglich in unserer Seele liegen und daß alle Gedanken aus ihrem eigenen Grunde kommen, ohne daß andere Creaturen einen unmittelbaren Einfluß auf die Seele haben?“ sagt er als Widerlegung der Lockeschen Ansicht, daß alle Ideen ihren Grund in der Sinnlichkeit hätten und aus dieser herstammten.

Ist nun dieser Gedanke wahr, und alle Sprachbetrachtung und Sprachforschung bestätigt ihn, predigt ihn laut, wie diese ja wol auch erst durch Voraussetzung seiner Wahrheit als Wissenschaften möglich geworden sind, dann ist ein unschätzbarer sicherer Boden für alle weitere Forschung gewonnen und das bisher in weiter, nebelnder Ferne schwankende Problem des Ursprungs der Sprache ist uns auf einmal in erreichbare, deutlich umgrenzte Nähe des Gesichtskreises gerückt.

Die Folgerungen, welche Max Müller selbst aus dieser wichtigen Grundwahrheit zog, sind in großen Zügen etwa folgende:

1) Die Laute sind in der Sprache überall und zu allen Zeiten bedeutungsvoll. Durch letztere Eigenschaft allein sind sie Sprachlaute. Interjectional- und mimetische Theorie sind somit hinfällig.

2) Nichts ist in der Sprache todt, was nicht einst lebendig war. Mit diesem Satze wird die scheinbare Ausnahmsstellung, welche Flexionsendungen, Bildungssilben und der ganze formale Apparat der Sprache einzunehmen schienen, erklärt und beseitigt. Ein frucht-bar konnte nicht entstehen, wenn nicht die zweite Silbe bedeutungsvoll war; wenn auch dem heutigen Sprachgefühl die Bedeutung entschwunden ist, so klärt uns

die Wissenschaft darüber auf, daß das Wort so viel als frucht-bringend bedeutete.

3) Von einfachen Anfängen — einsilbigen, primären Wurzeln — ging die Sprache zuerst durch die secundären und tertiären Wurzeln, dann durch die überwuchernde Bildungs- und Formenfülle der polysynthetischen oder agglutinirenden Stufe zu der Klarheit und Bestimmtheit und dem wunderbaren Gedanken- und Ausdrucksreichthum der inflexionalen und modernen Sprachen voran. Der Weg der Wissenschaft ist natürlich der entgegengesetzte. Das Ziel der Sprachwissenschaft steht da, wo die Wiege aller Sprache stand.

4) Das Geistige, was den Wurzeln entspricht, sind feste, bestimmte Vernunft-Elemente, fast alle prädicativer Natur, nur wenige, nämlich die Pronominalstämme, sind demonstrativ. Wie also die Wurzeln als Laute phonetische Typen sind, so entsprechen ihnen im Geiste Vernunft- oder Gedanken-Typen, jene sind phonetical types, diese conceptual types oder rational concepts. Diese sind also, um es nochmals zu sagen, feste Formen und Normen, mit welchen die Sprache, d. h. das Vernunft-Denken, die ganze Schöpfung geprägt und sich zu eigen gemacht hat.

5) Der ursprünglichste geistige Inhalt, die ältesten Bedeutungen der Wurzeln, soweit die analysirende Sprachvergleichung dieselben erreichen kann, waren nichts Anderes, als sinnliche Wahrnehmungen, Sinneseindrücke, sensuous impressions.

Bei diesem letzteren Satze, als der Grenze, bis zu welcher unter Max Müllers Heeresleitung die Truppen vorgeschoben waren, welche die bisher für uneinnehmbar gehaltene Festung stürmen sollten, muß ich etwas ausführlicher verweilen. Denn von ihm aus wagte Max Müller selber schon einen Sturm, welcher aber nicht erfolgreich sein konnte, weil jener Satz zwar eine Wahrheit enthält, aber nicht die ganze Wahrheit, vielmehr nur die Hälfte, die eine Seite des wahren Sachverhalts ausspricht.

Ich führe, der Wichtigkeit des Gegenstandes halber, seine eigenen Worte an: „All roots i. e. all the material elements of language, are expressive of sensuous impressions, and of sensuous impressions only“ (Lectures on the Science of Language. 9 edit. II, p. 372). „The only definition we can give of language during that early state is, that it is the conscious expression in sound, of impressions received by all the senses“ (Chips from a German Workshop vol. II, p. 54.)

Ich sagte: von dieser Position aus wagte Max Müller einen Sturm auf die geheimnißvolle Feste, die den Ursprung der Sprache und Vernunft bis heute den Blicken der Sterblichen verschloß. Die in Gemäßheit zu diesem Grundgedanken von ihm aufgestellte Theorie ist folgende:*)

*) Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. Deutsch von Böttger I, S. 331. — Ich muß hier ausdrücklich hervorheben, daß Prof. Max Müller von dieser

„Es gibt ein Gesetz, welches sich fast durch die gesammte Natur hindurchzieht, daß jedes Ding, das ist, einen Klang von sich gibt. Jede Substanz hat ihren eigenthümlichen Klang. Wir können auf die mehr oder weniger vollkommene Structur der Metalle aus ihren Vibrationen schließen, aus der Antwort, die sie ertheilen, wenn man sie nach ihrem Naturklange fragt. Gold erklingt anders als Zinn, Holz anders als Stein, und verschiedene Klänge entstehen, je nachdem die Erschütterung der Körper verschieden ist. Ebenso war es mit dem Menschen, dem vollkommensten Organismus unter den Werken der Natur. Der Mensch war in seinem vollkommenen Urzustande nicht wie die Thiere allein mit dem Vermögen begabt, seine Empfindungen durch Interjectionen und seine Wahrnehmungen durch Onomatopöie auszudrücken, er besaß auch das Vermögen, den Vernunftconceptionen seines Geistes einen besser, feiner articulirten Ausdruck zu geben. Dieses Vermögen hatte er nicht selbst herausgebildet. Es war ein Instinct, ein Instinct des Geistes, ebenso unwiderstehlich, wie jeder andere Instinct. Der Mensch verliert seine Instincte, indem er aufhört derselben zu bedürfen. Seine Sinne werden schwächer, wenn sie — wie der Geruchssinn — unnütz werden. So erlosch jenes schöpferische Vermögen, welches jeder Vorstellung, indem sie das erste Mal durch das Gehirn drang, einen lautlichen Ausdruck verlieh, sobald als es seinen Zweck erfüllt hatte. Die Zahl dieser phonetischen Typen muß zu Anfang fast unendlich gewesen sein und nur durch den Proceß der natürlichen Auslese, den wir noch in der ältesten Geschichte der Wörter beobachten können, ward es möglich, daß ganze Trauben von mehr oder weniger synonymen Wurzeln allmählich von ihren dichtgedrängten und unentwickelten Beeren eine nach der anderen verloren, daß alle diese Wurzeln endlich auf bestimmte Typen beschränkt wurden. Anstatt die Sprachen von neun Wurzeln, wie Dr. Murray versucht hat, oder gar von einer Wurzel abzuleiten, müssen wir annehmen, daß der ersten Feststellung der radicalen Sprachelemente eine Periode unbeschränkten Wachsthums — ein Sprachenfrühling — voranging, dem mancher Herbst nachfolgen sollte."

Ich glaube dem Zwecke dieses Aufsatzes entsprechend zu handeln, wenn ich hier gleich die Punkte anführe, in welchen Lazar Geiger von Max Müller, mit welchem er sonst fast in allen Dingen übereinstimmt, sich trennt und einen nach meiner Ueberzeugung richtigeren und näher zum Ziele führenden Weg einschlägt. Diese beiden Punkte sind

1) ein consequenteres Verharren in dem wichtigsten Princip, daß die Sprache stets nur Begriff aus Begriff entwickelt, herleitet. Speciell von der Max Müllerschen Hypothese sagt Geiger: „Die Annahme eines

an Heyse anlehnenden Theorie selber niemals befriedigt war, daß er dieselbe stets nur als Nothbehelf ansah, wie er denn auch in seinen „Vorlesungen über Darwins Sprachphilosophie" nach einem anderen Ausweg suchte.

jetzt erloschenen Vermögens der Sprachschöpfung und die damit zusammenhängende von einem vollkommenen Urzustande des Menschen ist eine Zuflucht zum Unbegreiflichen und nicht weit von dem Eingeständnisse entfernt, daß es uns der Natur der Dinge nach für immer unmöglich sei, den wahren Sinn der Urwurzeln zu erkennen und den Vorgang des Sprachursprungs zu erklären." Geiger selbst bleibt dem Grundsatze treu, daß es bei Entstehung der Sprache nicht anders könne zugegangen sein, als es heute in der Entwickelung aller Sprachen geschieht, nur unendlich viel langsamer; er setzt darum auch nicht zahllose Sprachlaute und diesen correspondirende Vorstellungen an den Anfang, sondern einen einzigen Laut, der durch eine bestimmte Vorstellung erweckt wurde. „Der Schlüssel zu der Bedeutung eines Wortes liegt nur in einer vergangenen ... Die Masse der in sämmtlichen Wörtern wirklich enthaltenen Bedeutungen läuft allerdings zuletzt in einen einzigen Mittelpunkt zusammen, aber er liegt nirgends, als in dem ersten Ursprunge der Sprache selbst ... Weshalb bezeichnen nun aber die Worte anfangs so wenig, und überhaupt rückwärts gesehen, immer weniger? Ich weiß hierauf keine andere Antwort zu geben als: weil anfangs nur so wenig bemerkt worden ist." (Ursprung der Sprache, S. 130.)

2) Beschränkt Geiger die sinnliche Wahrnehmung, welche Max Müller durch Eindrücke sämmtlicher Sinne (impressions received by all the senses) als Quell des ersten Sprachwerdens wirken läßt, auf den einzigen Gesichtssinn. „Eine Ueberzeugung, die aus der Betrachtung alles sprachlichen Stoffs, welchen zu übersehen mir bis jetzt gelungen ist, sich mir unwidersprechlich ergeben hat, ist folgende: Die Wahrnehmung, von deren allmählichem Wachsthum in der Menschheit die Sprache Zeugniß ablegt, ist die durch Gesichtsempfindungen ... Die Unterscheidung durch Gesichtswahrnehmung, namentlich aber das Interesse für dieselbe ist die wesentlichste Eigenthümlichkeit des Menschen." (U. d. S. S. 142.)

Aber trotz dieser neuen und unverkennbar fruchtbaren Aufklärungen war es auch Geiger nicht beschieden, das letzte Ziel zu erreichen, obschon er dies hoffte und wie aus einigen Andeutungen hervorgeht, es schon erreicht zu haben glaubte. Die Sprachwissenschaft konnte überhaupt auf ihren eigenen Wegen nicht dazu gelangen, es mußte von einer anderen Seite, und zwar von der Philosophie, der Wissenschaft des Geistes, ein gleichzeitiger Angriff geschehen und dann mit den von der vergleichenden Sprachforschung in's Feld gestellten Truppen und aus den von ihr eroberten Positionen unter der Oberleitung des philosophischen Gedankens der letzte, entscheidende Sturmlauf ausgeführt werden.

Nach der Lectüre meines eigenen Buchs: „Ueber den Ursprung der Sprache" schrieb mir Max Müller, nachdem er den Fortschritt, der in dieser Schrift enthalten, anerkannt, u. A. Folgendes: „Nun komme ich zu meinen Schwierigkeiten. Mir scheint das wahre Problem im Ursprung

des Denkens zu liegen, oder kurz gesagt, im Uebergang von Perception zu Conception. Wer mir erklärt, wie der Mensch dazu kommt, die «zwei» zu fassen, der hat mir den Ursprung der Sprache erklärt."

Das ist ein sehr wahres und sehr tiefes Wort. Es ist durchaus unmöglich, von der Perception d. h. der rein sinnlichen Wahrnehmung zum Gedanken zu gelangen, gerade so unmöglich als es ist, aus der bewegten Materie den Geist abzuleiten. Nur unter Voraussetzung des Empfindens kann die Weltentwickelung begriffen, nur unter Voraussetzung der Conceptionen können wir zum Ursprunge der Vernunft gelangen.

Während also alle vorausgehenden Sprachphilosophen, Max Müller und Geiger mit einbegriffen, die Sprache und das Denken, der allgemein herkömmlichen Betrachtung (auch aller Philosophie) gemäß aus der Wahrnehmung d. h. dem Erleiden hergeleitet haben, habe ich zuerst den entgegengesetzten Weg eingeschlagen und gesagt: „Die Sprache ist ein Kind des Willens, nicht des Erleidens; die Sprachwurzeln enthalten die eigene Thätigkeit des Menschen und gelangen zu ihrer Charakteristik erst durch die Wirkung dieser Thätigkeit, insofern diese phänomenal d. h. sichtbar ist. Der menschliche Gedanke entspringt stets aus einer Doppelwurzel, der subjectiven Thätigkeit, dem Willen und dem objectiven Phänomen, das der Wahrnehmung zugänglich ist." Max Müller hat seitdem seine volle Zustimmung zu dieser meiner Ansicht ausgesprochen.

Es ist eine ungemein große und wichtige Aufgabe, an deren Erfüllung gegenwärtig — wenn auch nur von Wenigen, aber den Einsichtsvollsten beachtet und verstanden — Philosophie und Sprachforschung arbeiten. Es handelt sich um nichts Geringeres als das Riesenwerk des gewaltigen Kant auf empirischer Basis zu erneuen, zu reconstruiren, zu vollenden; das Entstehen, Werden, das Wachsthum und die Vervollkommnung des höchsten Wunders der Schöpfung, der menschlichen Vernunft, zu ergründen und begreifen zu lernen. Mit solcher Aufgabe vermag sich selbst die Lehre von entstehenden und zerfallenden Planetensystemen auch nicht entfernt an Wichtigkeit zu messen.

Denn wenn das erlösende Wort gefunden ist, dann wird, wie Max Müller mit voller Ueberzeugung, welche auch ich theile, ausgesprochen hat, alle künftige Philosophie nur Sprachphilosophie sein.

Bilder aus englischen Landsitzen und Gärten.

Von

Ludwig Freiherrn von Ompteda.

— Wiesbaden. —

Dem deutschen Reisenden, welcher England besucht, steht dort ein Freund und Führer von seltener Zuverlässigkeit zur Seite. Sicher geleitet er uns über das Meer und zeigt uns Weg und Steg durch das fremde Land. Er bereitet uns sorgsam vor auf die Weltstadt, ihre Gasthäuser und Sehenswürdigkeiten, ihre Verbindungen und Verkehrsmittel, ihre Unterhaltungen und Gefahren. Er führt uns durch das betäubende Gedränge der City, durch das schwarze Labyrinth der unterirdischen Eisenbahnen; er erleichtert uns die schwere Last der Museen und Samulungen; er lichtet uns das Dunkel der englischen Geschichte, er enthüllt uns die Mysterien der englischen Küche. An jedem Morgen weckt er uns zeitig; er weist uns an, die kurz gemessenen, hier doppelt kostbaren Stunden jedes Tages auszunutzen; er weiß sogar Rath und Trost in der unendlichen Oede des Londoner Sonntags und flüchtet mit uns nach Hampton Court oder Greenwich. Das Alles thut der rothe Bädeker für Alle, welche sich ihm anvertrauen. Jeder wird ihn loben, der an seiner Hand Städte und Landschaften durchwandert hat und mit erweitertem Blicke, gereisten Lebensanschauungen und nicht fruchtlos erschöpfter Börse aus dem großartigen Altengland heimgekehrt ist.

Zu Hause blättern wir die vertrauten Seiten wieder durch und besprechen mit des Landes Kundigen die Fülle unserer Erinnerungen. Erst dann erkennen wir vielleicht, daß wir doch vielfach nur die äußeren Mauern der großen Inselfestung umgangen haben. Die Städte und Häfen, die Kirchen und Museen in England haben wir kennen gelernt, nicht aber das lebendige England selbst, jedenfalls nicht einen wichtigen und hervorragenden Theil seiner Bewohner und ihr Leben.

Denn der Engländer der höheren Klassen wohnt und lebt nicht in der großen Stadt, dort arbeitet er nur; er schlendert nicht auf Boulevards und sitzt nicht um Mitternacht vor Cafés, denn das verbietet das Klima; er sucht nicht seine Erholung mit Frau und Kindern in nahegelegenen öffentlichen Vergnügungsgärten, denn solche gibt es nicht: des Engländers Heimat ist auf dem Lande, in den Schlössern und Cottages, in den Parks, Gärten und Gärtchen. Den Weg nach dieser Seite des englischen Lebens weist uns der getreue Bädeker zwar aus der Ferne, aber er verschafft uns nicht den Schlüssel, um in die wohlverwahrte Burg einzudringen.

Der Engländer hat sein Daheim auf dem Lande. Dort müssen wir ihn aufsuchen, um seine besten Seiten, die liebenswürdigen Eigenschaften zu entdecken, die er hinter einem tüchtigen, aber schroffen und abweisenden Aeußern verbirgt; denn nur hier öffnet sich diese spröde, verschlossene Natur.

Dieses Daheim will er in Haus und Garten geschmückt sehen, er studirt darauf, es mit allem Comfort und aller Cultur auszustatten, die der Boden, das Klima und der nationale Reichthum entwickelt haben.

Nur dann also besitzen wir eine volle Anschauung des englischen Lebens, wenn wir Englands Landsitze und Gärten kennen lernten. Zugleich aber werden wir dort in ein ganz neues Culturgebiet, in die englische Gartenkunst eingeführt. Die Pflege und Ausschmückung der Landsitze unter Bedingungen, die von den Linien unseres continentalen Lebens wesentlich abweichen, hat die Gärtnerei in England zu einer eigenthümlichen und hochentwickelten Luxusindustrie ausgestaltet.

Zunächst erlaubt das sonnenarme, feuchte Klima nicht ein anhaltendes ruhiges Verweilen im Freien; es gestattet den reichlichen Genuß der frischen Luft nur in lebhafter Bewegung.

Dieses kühle Klima reift auch nicht die Früchte, an denen bei uns jedes Gärtchen selbst dem Unbemittelteren seinen Antheil gibt.

Andrerseits gewähren die milden englischen Winter einer großen Zahl von Gewächsen, welche unser härteres Klima vernichtet, das Fortkommen im Freien.

Hierzu gesellt sich noch der milde, meistens frische, sandige Boden in einem großen Theile von England. Dieser, in Verbindung mit dem feuchten Klima, erzeugt oder gestattet die saftigen, reinen, grünen Rasenflächen, welche dem englischen Garten seinen Grundzug geben und deren glückliche Nachahmung bei uns so selten gelingt.

Endlich führt die bestehende politische und sociale Eintheilung des Jahres den Engländer während der schönsten Monate des Frühlings und Sommers in die Stadt, während er im Winter auf dem Lande lebt.

Diese Umstände sind es vornehmlich, welche, unterstützt von dem hohen durchschnittlichen Reichthum der größeren Grundeigenthümer und der zahlreichen kleineren Landhausbesitzer, zu einer völlig eigenthümlichen Methode in der Behandlung und Cultur der Parks und Gärten führten.

Die Parks sollen möglichst weit, dabei baum- und wildreich sein, um Raum für energische Bewegung im Freien, für die Jagd und den nationalen Sport zu schaffen. Die Gärten sollen im kurzen Sommer Laub und Blumen tragen, sie sollen aber vor Allem in der rauhen Jahreszeit keine blätterlose Oede, sie sollen immer grün sein. Das Haus soll während dieser Zeit in den Wohnzimmern und im Wintergarten einen stets blühenden Blumenfrühling zeigen. Die Tafel verlangt frische Früchte und junge Gemüse das ganze Jahr hindurch.

Es soll mithin der englische Landsitz nicht etwa nur dem Stadtbewohner einen nothdürftigen Behelf für den Sommer liefern, er soll vielmehr dem Besitzer und seinen zahlreichen Gästen einen geräumigen, warmen, reichen, „comfortablen" Aufenthalt im Herbste und Winter bieten. Hier will der Eigenthümer sich durch Gärtnerei, Landwirthschaft, Pflege des Forstes und durch die Anstrengungen der Jagd wieder für die heiße gehetzte Saison in London stärken, hier will er in ausreichenden Räumen bequeme Geselligkeit üben, hier will er als Grundherr seinen politischen und socialen Einfluß geltend machen und genießen.

So hat sich die heutige englische hohe Gärtnerei entwickelt aus einem Kampfe gegen die Ungunst des Klimas und der Jahreszeit. Der schwere Streit ist siegreich durchgefochten vermöge der charakteristischen Rücksichtslosigkeit des Engländers gegen den Kostenpunkt, wenn ein bestimmter, nothwendiger oder wünschenswerther Zweck erreicht werden soll. Es bildete sich eine besondere Schule der Gärtnerei, die, zugleich mit dem bunten Teppiche der Sommerblumen, den Garten der immergrünen Gewächse um das Haus legt; die aber vor Allem im Treibhause zu jeder Jahreszeit das beste Obst, die seltensten Blumen für Tisch und Wohnzimmer hervorbringt und daneben im Wintergarten einen erfreulichen, reich geschmückten Aufenthalt für die Hausgenossen schafft.

Es ist also, wie wir sehen, das Treibhaus die nothwendige Grundlage dieses weitverbreiteten großartigen gärtnerischen Comforts.

Vereinzelte Ansätze und unvollkommene Nachahmungen dieser englischen Treibhausgärtnerei treffen wir auch in der Heimat; aber nur in seltenen einzelnen Fällen ist diese Kunst bei uns zu einer ähnlichen Stufe der Vielseitigkeit und Vollendung entwickelt, wie sie in England den Durchschnitt der Leistungen bildet.

Diese hohe englische Gärtnerschule fand ihre Zusammenfassung in dem großartigen botanisch-gärtnerischen Institute zu Kew; sie entwickelte, dem Gesetze der Arbeitstheilung folgend, die riesenhaften Warmhausbetriebe der großen Handelsgärtner.

In diese Welt lade ich meine Leser ein, mir zu folgen. Unsere Wanderung wird uns nicht mit einem Ballaste lehrhafter Beschreibungen, nicht mit photographisch genauen Wiedergaben technischer Einzelheiten beladen; sie bietet nur wechselnde bunte Bilder, die sich dem reisenden Garten-

freunde als Gast auf englischen Landsitzen und als Besucher englischer Gärten entrollen.

Die nachfolgenden Blätter sollen daher oberflächlich sein. Falls sie sich wider Willen irgendwo in der Ueberfülle des Stoffes verlieren, bitte ich den Sachkundigen wegen der unvermeidlichen dilettantischen Mängel und Lücken um Nachsicht; mit den übrigen geneigten Lesern aber bin ich vollständig einverstanden, wenn sie ermüdende Aufzählungen und Schilderungen fremdartiger Einzelheiten wohlwollend überschlagen.

I.

Hatfield House, der Landsitz des Marquess von Salisbury.

Aus der langen Reihe jener bemerkenswerthesten Eigenthümlichkeiten des englischen Volkscharakters, welche wesentlich dazu mitgewirkt haben, das Inselreich so frühzeitig auf seine Höhe zu führen und dort bis jetzt dauernd und fest zu erhalten, tritt, verwandt mit dem allgemeinen Geiste der Gesetzlichkeit, ganz besonders der historische conservative Sinn des Engländers hervor, die weit verbreitete Bekanntschaft mit der vaterländischen Geschichte, das warme Interesse für die Denkmale und für die bedeutenden, wirkungsvollen Menschen der Vorzeit. Jeder Lebende fühlt sich, in traditionellem Respecte, mit seiner Vorgeschichte und ihren hervorragenden Vertretern verbunden; er sieht die Entwickelung seines Landes durch die Jahrhunderte greifbar vor seinen Augen entrollt und naturgemäß vereinigt sich in ihm die erhaltende Neigung mit der angeborenen weiterbildenden Thätigkeit.

So genährt und erzogen strebt der englische Volksgeist, von positiven Gesichtspunkten ausgehend, stets nur nach den nächsten praktischen Zielen und schweift nicht haltungslos nach willkürlichen doctrinären Theoremen in die Irre.

Allerdings konnte sich dieser glückliche historische Sinn des Volkes im Wesentlichen ungestört entwickeln. Es ist England stets vergönnt gewesen, ruhig an sich weiter zu bauen und die Fäden seiner Vergangenheit stetig vom Vater durch den Sohn zum Enkel fortzuspinnen. Kein dreißigjähriges Kriegselend hat die hohe Cultur und Blüthe des Landes unter Schutt, Thränen und Blut auf fast zwei Jahrhunderte begraben, hat die stärksten Wurzeln der nationalen Kraft zerstört und die geistig wie materiell verarmten Nachkommen, jenseit einer weiten Kluft, ihren Vorfahren entfremdet gegenüber gestellt. Nie war das Land zum Spielballe und Tummelplatze jedes raubgierigen Nachbarn erniedrigt gewesen; nie ist die imponirende Entfaltung seiner nationalen Wehrkraft, das nothwendigste Schutzmittel für den nationalen Wohlstand, durch ein verfassungsmäßig gelähmtes, organisch auseinander strebendes föderatives Regiment unterdrückt worden. Endlich drang auch die englische Kirchenreformation,

getragen von der starken Staatsgewalt, zur Einheit durch; es entstand kein Riß inmitten der Nation, in den fremde Gewalten ihre Hebel mit Erfolg hätten einsetzen können.

Unter allen Figuren in der Geschichte Englands, welche sich über das gewöhnliche menschliche Maß, der Herrscher wie der Beherrschten, erheben und um so größer erscheinen, je tiefer im Laufe der Jahrhunderte alle umgebenden, ehedem hervorragenden Spitzen versunken sind, — unter allen nimmt im Herzen jedes Engländers die Königin Elisabeth den ersten Platz ein. Sie ist in der Erinnerung ihres Volkes lebendig geblieben; nicht wandelt sie nur als blutloser Schatten durch die Schlösser, Galerien und Bibliotheken. Der stetig fortgesponnene Faden der geschichtlichen Entwickelung verbindet noch immer Good Queen Bess mit Denen, die drei Jahrhunderte nach ihr leben.

Zu dieser Wahrnehmung gelangt man schon, wenn man in englischer Gesellschaft die Kapelle Heinrichs VII. in der Westminster Abtei betritt und bemerkt, wie dort der ehrfurchtsvoll schweigende Kreis das Monument der Königin umsteht, allen ihren Nachbarn gleichgültig vorbeigehend; oder wenn der Beefeater im Bell Tower ihr Gefängniß zeigt und von Essex und Lady Jane Grey erzählt. Ebenso verschwindet in White Hall Karl I., in St. James' Palast die „blutige" Mary, in Hampton Court Wolsey und Heinrich VIII., ja! es verblaßt, zwischen allen starken Tudors und schwachen Stuarts, selbst der große Protector Cromwell vor dieser einzigen erhabenen und volksthümlichen Gestalt. Und es ist nicht nur märchenhafte Romantik, die sie umgibt, wie unsere Kaiser, den „Rothbart" und den „letzten Ritter"; nein! der englische Protestant jeder Partei und Sekte sah und sieht in ihr die endliche Befreierin von der Herrschaft Roms, die Vorkämpferin für Gewissensfreiheit, die Beschützerin Englands gegen den spanischen Kreuzzug und die schottische katholische Prätendentin, die Erwerberin Irlands, die Begründerin der Macht und Größe des britischen Volkes. Man hat ihr noch nicht die weise Selbstüberwindung vergessen, mit der sie in der Frage wegen des königlichen Monopolrechtes dem energischen Widerstande des Unterhauses nachgab und wie sie hernach den Gemeinen in würdigen und warmen Worten für ihre Pflichttreue in der Vertheidigung des Volkswohles dankte.

So fühlt die Gegenwart sich der Königin Bess als ihrer directen Erblasserin dankbar verbunden; längst sind die kleinen Schwächen der Frau vergessen, die als Königin schon bei ihren zeitgenössischen Widersachern so hoch stand, daß die Puritaner, die sie selbst hatte in's Gefängniß werfen lassen, dort für ihre Errettung vor jesuitischen Mordanschlägen beteten, und daß ein besonders fanatischer Sektirer, dem soeben auf dem Schaffotte die rechte Hand abgeschlagen war, mit der Linken seinen Hut schwenkte und laut rief: God save the Queen!

Solche und ähnliche, durch den Vergleich mit den Schicksalen des

genen Vaterlandes nicht erheiternde Betrachtungen werden dem deutschen Reisenden häufig das Geleit geben, wohin er auch in England seine Schritte wendet. Ueberall hier findet er Vergangenheit und Gegenwart friedlich neben einander und in harmonischer Folge vereinigt, überall stellt sich aus Erhaltung und Fortbildung ein einheitliches Ganzes zusammen.

Wir verlassen nach kaum einstündiger Fahrt unsern Zug auf einer Station der Großen Nordbahn, die uns von Kings Cross aus dem dunstigen London entführt hat. Schon wenige Schritte außerhalb des Bahnhofes haben wir ein Stück Mittelalter vor uns. Wir betreten ein Städtchen, dessen malerische weißgetünchte Fachwerkhäuser sich mit den spitzen Giebeln der Straße zuwenden und mit dem übergebauten, Sonne und Luft suchenden Sommerzimmer die schmale Gasse überragen. Sie versetzen uns in die Zeiten, wo der Hausstein noch den Kirchen und Herrenhäusern vorbehalten und der rothe Backstein ein neuer Luxus war. Das Städtchen lag ursprünglich nur im Thale; die Kirche allein, älter als Wilhelm der Eroberer, stand darüber erhöht. An dieser vorbei zog sich später die neuere Hochstraße, dem Wege nach London entlang, den Hügel hinan und mündete unter dem alten Sommerpalaste der frommen Bischöfe von Ely. Vielleicht war dieser neue Stadttheil noch nicht ganz oben angelangt, als die Bischöfe den Hügel schon wieder hinabstiegen, um dem zweiten Tudor, Heinrich VIII. in ihrer Sommerfrische Platz zu machen. Hernach wurde es dann zu spät, die Höhe zu erklimmen, denn als Jakob I. den alten Bischofspalast verließ, schied der neue Eigenthümer Robert Cecil erster Earl von Salisbury, Elisabeths zweiter großer Minister, sich und sein neues „Haus" durch die heute noch stehende hohe Parkmauer von dem emporstrebenden Städtchen ab. Zwei und ein halbes Jahrhundert lag der Ort alsdann ruhig in seinem alten Weichbilde, bis wieder ein Großer des Reiches, dieses Mal ein ganz moderner, der Director der „Großen Nordbahn", sich auf dessen anderer Seite ansiedelte, der nun die neuesten Häuser sich zuwenden.

Das Städtchen heißt Hatfield und war schon eine erwähnenswerthe Niederlassung, als es unter dem Namen „Hetfelle" in das Doomsdaybook eingetragen wurde. Hier saßen Benediktiner von der Abtei Ely und verwalteten ihr schönes Gut, ein Geschenk des sächsischen Königs Edgar aus den Tagen des heiligen Dunstan. Es umfaßte etwa viertausend Morgen. Später ward aus der Abtei zu Ely ein Bischofssitz und aus dem Meierhofe zu Hatfield eine Sommerresidenz der Bischöfe. Um das Jahr 1480 bauten diese sich dort einen „Palast", den wir näher kennen lernen werden. Jedoch sollten die geistlichen Herren sich des schönen Besitzes nicht mehr lange erfreuen, denn im Jahre 1534 mußte der neue Bischof vom König Heinrich VIII. seine Ernennung mit der Abtretung von Hatfield bezahlen. Wie beide hohe Herren sich wegen dieser Sünde der Simonie vor ihrem Gewissen absolvirten, weiß man jetzt nicht mehr

genau. Vermuthlich verfuhr Heinrich VIII. hier ähnlich wie gegen die Erben und Gläubiger des Cardinals Wolsey, als er dessen ungeheures Vermögen einzog. Er überwies den Berechtigten als Vergütung eine Reihe von Forderungen der Krone, die aber schon lange notorisch „nothleidend", nicht mehr realisirbar waren. Leider ist ja zu allen Zeiten das Gut der Kirche, deren Reich nicht von dieser Welt sein soll, von den Großen dieser Erde als passende Beute angesehen. Auch die mächtigen Laien hatten stets, nicht minder als die Kirche, „einen guten Magen" und konnten „ungerechtes Gut verdauen".

So wurde Hatfield eine königliche Residenz und sogar eine sehr beliebte und viel bewohnte. Eduard VI. und seine Schwester Elisabeth verlebten hier einen Theil ihrer Jugend und Letztere bestieg von hier Englands Thron. Ihrem Nachfolger jedoch, Jakob I., gefiel ein Schloß seines Ministers Robert Cecil besser und er tauschte es im Jahre 1607 gegen Hatfield ein. Mit diesem Wechsel stieg der alte Herrensitz zu neuem dauerndem Glanze empor, denn der neue Eigenthümer baute in den alten Park das prächtige „Haus", welches wir, nebst den weiten Gärten, mit denen er es umgab, heute durchwandern wollen.

Indessen begann die Verbindung der Cecils mit Hatfield nicht erst damals, als sie dessen Besitzer wurden. Schon Robert Cecils, des ersten Earls von Salisbury Vater, William Cecil, der berühmte erste Minister Elisabeths während vierzig Jahren, uns Deutschen aus Schillers Maria Stuart als Lord Burleigh wohl bekannt, ließ die Spuren seines Wirkens hier zurück. Er besaß eine hervorragende klassische Bildung und gab, erst neunzehn Jahre alt, den Studenten von St. Johns College zu Cambridge schon griechische Repetitorien. Bereits unter Eduard VI. und der „blutigen" Mary hatte William Cecil angesehene Stellungen im Staatsdienste bekleidet; er hatte sich unter der Letzteren wieder öffentlich zum Katholicismus bekannt und — wie es die Königin verlangte — einen Hauskaplan gehalten, da er keinen Beruf zum Märtyrer verspürte. Als Elisabeth im Jahre 1558 aus ihrer Gefangenschaft in Hatfield den Thron bestieg, ernannte sie William Cecil, ihren bewährten geheimen Rathgeber, zu ihrem Ersten Staatssecretär. Er blieb in dieser Stellung und in der noch höheren als Lord High Treasurer bis zu seinem Tode im Jahre 1598. Augenscheinlich war er der Mann, der von Allen, welche Elisabeth und ihre königliche Macht umwarben, die meisten von den Eigenschaften vereinigte, deren der erste Diener und Rath der energischen Selbstherrscherin bedurfte. Nach längerem Schwanken hat sein geschichtliches Bild sich etwa dahin festgestellt, daß er, wenn auch kein großer Mann und kein edler heroischer Charakter, jedenfalls ein großer Minister war. Vielleicht bedingt das Eine nicht nothwendig das Andere.

Und niemals verließ das Vertrauen der Königin ihren treuen Diener. Ihrem Herzen standen der gewandte Leicester und der glänzende Essex

näher, Burleigh aber wurde stets gegen alle Intriguen und Angriffe in den höchsten Ehren erhalten. Für ihn galt die damalige strenge Etiquette nicht, nach welcher Jedermann, den die Königin anredete oder auch nur ansah, sofort auf die Kniee sinken mußte; für Burleigh war stets ein Sessel vorhanden. Auch ihre Sparsamkeit in Ehren und Geldbelohnungen vergaß sie für Cecil. Er hinterließ, nach Macaulay, etwa dreihundert verschiedene Landgüter. Zwölf königlicher Besuche hatte er sich zu erfreuen; jeder dauerte mehrere Wochen und kostete dem Wirthe vierzig- bis sechzigtausend Mark. Indessen war der ganze Zuschnitt seines Haushaltes, oder richtiger Hofstaates diesem königlichen Luxus gewachsen. Er hatte zwei Residenzen in London und zwei auf dem Lande. In der Stadt kostete sein Haushalt wöchentlich sechshundert Mark wenn er abwesend und achthundert bis tausend Mark wenn er anwesend war. Dort hielt er stets drei offene Tafeln. Sein Gefolge bestand aus zwanzig angesessenen bemittelten Edelleuten. Er war ein sehr vornehmer und stolzer, noch mehr aber ein sehr kluger und scharfsinniger Mann. England verdankt William Cecil, wie seinem jüngeren Sohne und Nachfolger Robert Cecil, seinen großen Aufschwung unter Elisabeths langer Regierung und die endliche feste Gründung des protestantischen Glaubens. Dieser Sohn war als Elisabeths erster Minister sein unmittelbarer Nachfolger. Sein Aeußeres konnte die Königin nicht bestochen haben. Er war kränklich, seine Gestalt verwachsen und zwerghaft, aber in diesem elenden Körper lebte ein starker, thätiger, geduldiger, kluger Geist und eine zuverlässige muthige Pflichttreue. Robert Cecil ererbte in Wirklichkeit von seinem Vater die Eigenschaften, die einen bedeutenden Staats- und Geschäftsmann ausmachen, — eine Erbschaft, welche immer noch häufiger eröffnet als angetreten wird.

Nicht ohne Grund wird ihm die kluge und discrete Art, in welcher er den Uebergang der Krone von der alternden Elisabeth auf ihren unruhigen, ungeduldigen schottischen Großneffen vermittelte, zum Verdienste gerechnet. Er traf im Stillen alle Vorbereitungen für einen Wechsel ohne Störungen und stand an Elisabeths Seite als sie starb (1603). Sie hatte ihn stets gerne mit seiner körperlichen Mißgestalt geneckt und auch wol in ihren Briefen „Pigmäe", „kleines Männlein" angeredet. Als es nun an's Sterben ging und sie irreredend mit starrem Blicke im Garten von Windsor dasaß, von ihrem rathlosen Hofe umstanden, sagte Cecil: „Ew. Majestät müssen jetzt zu Bette gehen." „Müssen," stieß die Königin hervor, „müssen! Ist «müssen» ein Wort für eine Fürstin? Oh, Männlein, Männlein! Dein Vater hätte sich ein solches Wort nicht erlaubt, aber Du wirst jetzt unverschämt, weil Du weißt, daß ich sterben werde." Das unglückliche Wort „müssen" war wol des armen Cecils einzige Pflichtvergessenheit gegen seine Gebieterin während seiner langen Dienstzeit.

Jakob I. zeigte sich nicht undankbar gegen Cecil. Nach zwei Jahren

war dieser Earl of Salisbury, Ritter des Hosenbandes und bald darauf Lord High Treasurer. Aber der Herr selbst war ein Anderer. Er war kein Selbstherrscher wie Elisabeth und verlangte keine äußere Unterwürfigkeit. Es regierte sich ganz bequem unter ihm, falls er nur hinreichend Freiheit und Geld fand, um die neuen großen Verhältnisse mit seinen „hungrigen" Schotten zu genießen. Man beglückwünschte eines Tages Cecil, daß er nun nicht mehr zu knien brauche; er erwiderte: „Wollte Gott, ich spräche noch auf meinen Knieen." Er hatte hart zu kämpfen gegen des Königs Verschwendung und Haltlosigkeit und mit Schmerz sah er England von der hohen Stellung herabgleiten, die es unter Elisabeth in Europa eingenommen hatte. Um so weniger wol mochte er sich weigern, dem Könige zu Willen zu sein, als Jakob wünschte, Robert Cecils schönen Landsitz Theobalds bei London gegen das entferntere Hatfield einzutauschen.

Jedoch dem Minister genügte der „Palast" in Hatfield ebenso wenig als dem Könige und da er zudem die Baupassion hatte, so benutzte er Ort und Gelegenheit, vermuthlich auch günstige Tauschbedingungen, um sich ein neues „Haus" neben dem alten „Palaste", und diesen weit überragend, zu bauen.

Das neue Haus krönt, weithin sichtbar, die Anhöhe, welche wir vom Bahnhofe aus hinansteigen. Durch den Umschwung der Zeiten und Communicationen kehrt jetzt das Schloß dem Ankömmlinge seine nördliche Rückfront zu, während die südliche Vorderseite, der alten Heerstraße von London zugewandt und mit ihr durch eine großartige Allee verbunden, in einsamer Hoheit die Gärten überragt. Nach Nord und Nordost dehnt sich der Park aus, nicht sehr groß, seine Umfassungsmauer mißt nur eine deutsche Meile. Ein neuer Weg leitet uns vom kürzlich eröffneten Parkthore am Bahnhofe nach Osten und biegt in die Hauptallee ein, die südlich zum Schlosse führt. Der Park tritt hier unmittelbar an das Haus heran. Das Schloß bildet drei Seiten eines offenen Vierecks. Die ungebrochene nördliche Rückfront, in ihrer Mitte durch einen hohen Uhrthurm gekrönt, hat eine Länge von etwa achtzig Metern; die nach Süden vorspringenden Seitenflügel sind etwa sechsundvierzig Meter lang. Das Haus ist aus rothem Backstein aufgeführt, die Einfassungen der Fenster und Thüren, die Mauerkanten und Krenelirungen sind von dunklem Hausstein. Die vordere südliche Front ist eine der großartigsten Schöpfungen der englischen Architektur in jener eigenthümlichen Mischung des späteren gothischen oder perpendiculären Stils mit der Renaissance, welche man den Elisabethstil genannt hat. Die beiden auf dieser südlichen Seite weit vortretenden Flügel sind jeder mit zwei ausspringenden viereckigen Thürmen abgeschlossen, zwischen denen doppelte Freitreppen zu weiten mit Glas geschlossenen Pforten führen. Längs der, zwischen diesen beiden Flügeln weit zurücktretenden südlichen Front des Hauptgebäudes, welches

zwei Stockwerke enthält, während die Flügel es mit einem dritten überragen, zieht sich eine doppelte Reihe aufeinander gestellter dorischer Säulen hin. Der große Haupteingang, dessen Ueberbau, der Uhrthurm, in mehreren Stockwerken emporstrebt und mit einer konisch abgerundeten Kuppel abschließt, zeigt, nach damaligem Geschmacke, eine aufsteigende Zusammenstellung von Säulen dorischer, ionischer und korinthischer Ordnung. An jeder Seite des Thurmes erheben sich auf dem Dache zwei niedrige Giebel. Das Ganze bringt durch seine edlen Verhältnisse, mannichfachen Verzierungen und durch den Gegensatz, in welchem sich der rothe Hausteinbau von dem üppigen Grün der Landschaft abhebt, eine außergewöhnlich großartige Wirkung hervor.

Der Hof zwischen den beiden Flügeln ist ganz frei; eine breite grüne, von Blumenbeeten unterbrochene Terrasse erstreckt sich vor der Hauptfront längs dem Schlosse. Von ihr aus führen nach vorn und nach den Seiten schwere Sandsteintreppen in die Gärten hinab. In diese mündet auch, vor der Hauptfront, die große etwa fünfzig Meter breite Einfahrtsallee von mächtigen Linden, an deren fernem nicht absehbarem südlichen Ende der Park durch ein reiches vergoldetes Eisengitter sich gegen die Heerstraße abschließt.

Da ich den Vorzug genoß, Hatfield House als Gast zu betreten und der Hausherr heute durch Geschäfte in Downingstreet gefesselt war, so empfing mich sein ältester Sohn, der junge Lord Cranborne, und erbot sich, mir das „Haus" und die Gärten zu zeigen. Nach den ungezwungenen Gewohnheiten, die auf den großen englischen Landsitzen jedem Gaste, und auch dem Wirthe, möglichst selbständige Bewegung gestatten, wußte ich, daß ich die Dame des Hauses erst Abends beim Dinner begrüßen würde.

Der erste Robert Cecil war sein eigner Baumeister und wahrhaftig, er hatte einen großartigen Begriff von seiner Aufgabe; er wußte, wie ein prächtiger ländlicher Herrensitz zugeschnitten und ausgestattet sein muß, um nicht nur seines vornehmen Eigenthümers würdig zu erscheinen, sondern auch den Souverain und seinen Hof festlich zu empfangen und zu bewirthen. Sehen wir jetzt, wie er seine Aufgabe gelöst hat.

In jedem Flügel des Schlosses führt eine Treppe zum ersten Stocke empor. Beide sind in Eichenholz schwer geschnitzt, die östliche jedoch ist reicher mit allerlei Figuren verziert, da sie zu denjenigen Gemächern des ersten Stockes führt, die für die Majestät bestimmt waren. Diesen füllt in der ganzen Länge der Hauptfront des Mittelbaues eine Galerie aus, sechsundfünfzig Meter lang. Sie ist an Decken und Wänden mit reichem eichenen Täfelwerke bekleidet, das durch silberne Armleuchter unterbrochen wird. Große, bis beinahe auf den Fußboden gehende Fenster führen genügendes Licht zu, auch wird der allgemeine dunkle Ton des Raumes durch rothe Vorhänge und durch eine reiche Waffensammlung belebt. Auf der westlichen Seite stößt diese Galerie an einen, jetzt als Bibliothek reich

und bequem eingerichteten saalartigen Raum. Auf der anderen Seite der Galerie ist ein gleich großes Gemach, the kings chamber, denn hier und in den anstoßenden Schlafzimmern sollten die Majestäten wohnen, in der Galerie aber und jenseit derselben in der jetzigen Bibliothek die Feste sich entwickeln. Die Verbindungen sind durch die zwei Treppen auf's Beste hergestellt und zugleich ist die Raumverschwendung für ein übergroßes Staatstreppenhaus in der Mitte des Schlosses vermieden, welches sich oft wie ein riesiges fremdartiges Ungeheuer in's Unendliche breit macht und ein halbes Dutzend unentbehrlicher Zimmer zum Fenster hinauswirft.

Auf die königlichen Wohnräume ist selbstverständlich aller Glanz und Reichthum verwendet, den die damalige Zeit zu ersinnen vermochte. Aus den Kassettirungen des Plasonds hängen metallene Verzierungen herab, die Wände sind (wol erst später) mit weißem Atlas bespannt, die Möbeln in rothem Sammt und Gold überzogen. Ein bis an die Decke ragender Kamin wird durch die Bronzestatue Jakobs I. gekrönt.

Die Arbeiten der Holztäfelung, womit das Schloß hier und in vielen anderen seiner Räume verziert ist, sind von seltener Schönheit und verdienen eine nähere Betrachtung. Man weiß aus den Bauacten, daß der Bauherr den Entwürfen dazu ganz besondere Aufmerksamkeit widmete. Er vermied thunlichst die großen ebenen Flächen, verschmähte alle überladene Vergoldung, ebenso die dem englischen Klima nicht Stand haltenden Wandmalereien und wendete auch keine Ledertapeten an. Dafür bekleidete er das Haus mit einem seltenen Reichthum von Holzsculptur.

Dorische und ionische Halbsäulen mit reichen Laubkränzen an den Capitälen schmücken die königlichen Schlafzimmer; in der Kapelle und in der großen Speisehalle, beide zu ebener Erde, sind die Wände in einfachere große Fächer eingetheilt, hier abgerundet, dort rechteckig. Diese sind dann wieder mit Arabesken von zartester Arbeit verziert. Ueberall begegnet man reichen Friesen und Architraven, Blumengewinden und Pfeilern. Aber trotz der Zartheit in der Ausführung erweckt diese Decoration den Eindruck des Warmen, Massiven, Dauerhaften — des Einheimischen. Sie entspricht durchaus dem vornehmen, ernsten Stile des Hauses und dem nicht weniger ernsten Charakter der Landschaft, in welcher dieses reich gemaserte und kräftig gefärbte Eichenholz gewachsen ist.

Als wir in der Reihenfolge dieser großartigen Staatsgemächer den ersten Stock fast durchmessen hatten, öffnete mein junger Führer eine kleine Thür. Wir traten in eine Art von Prieche ein, welche als hohe Empore die eine Breitseite eines kirchenhaft langen und weiten, zwei Stockwerke hohen Raumes einnimmt. Durch Oeffnungen, die mit Flügeln aus durchbrochenem Holzwerke verschließbar sind, sahen wir hinab in die große Halle, den Speiseraum.

„Wir wollen die Halle heute Abend von unten genauer besehen,"

sagte der junge Lord, „ich brachte Sie jetzt nur hierher, damit Sie die Fahnen betrachten, welche vor dieser Empore aufgehängt sind. Es sind Franzosen, aus der Schlacht von Waterloo: der Herzog von Wellington schenkte sie hierher. Bei großen Festen wird hier oben Musik gemacht und sie klingt an der flachen weißen Gipsdecke über uns recht kräftig wieder. — Jetzt haben wir Alles im ersten Stock gesehen."

„Aber," fragte ich, „wo wohnten und schliefen denn wol die Gäste, welche zu den großen Festen hier erschienen und wo wurde das königliche Gefolge untergebracht?"

„Ich weiß es eigentlich nicht recht," erwiderte Lord Cranborne, „denn zu ebener Erde sind außer dieser Halle und der Kapelle nur die Wohnzimmer meiner Eltern und oben, im zweiten Stocke der Flügel, wo wir fünf Brüder und zwei Schwestern hausen, da sieht es nur bescheiden aus. Auch nimmt unser großes Familienarchiv, das die bekannten «Hatfield Papers» enthält, dort viel Raum ein. Indessen," fuhr er fort, „hörte ich oft sagen, daß man in früheren Zeiten nicht so viel Ansprüche und auch nicht so viel Umstände gemacht hat, wie jetzt. Es erschienen auf den großen Festen nicht so zahlreiche Damen, überwiegend Herren. Die Kammerjungfern schliefen mit im Zimmer ihrer Lady und die vornehmen Diener stellten eine Pritsche vor die Thür ihres Herrn. Von Letzteren wurden auch wohl mehrere in ein Zimmer gelegt. Für die untere Dienerschaft war ausreichender Raum im Pferdestalle; davon werden Sie sich hernach selbst überzeugen."

„Eine schöne, bescheidene Zeit, die «gute alte»," bemerkte ich, „räumen wir das ein; aber wie stand es damals wol mit den Bade- und Waschapparaten, die in unseren jetzigen Schlaf- und Ankleidezimmern einen so bedeutenden Raum verlangen?"

„Das weiß ich nicht," erwiderte mein junger Führer, „jetzt aber ist diese Schwierigkeit gehoben, da das ganze Schloß mit heißem Wasser geheizt wird." —

Wir durchwanderten nun die Wohnräume zu ebener Erde. Sie sind stattlich, herrschaftlich, und ihre reiche, schwere Einrichtung entspricht in den Maßen wie in den Stoffen dem Stile des Hauses. Ihre schönste Zierde jedoch besteht in den hier vereinigten historischen Porträts, deren Originale zum größten Theile durch persönliche Beziehungen mit dem Hause Cecil verknüpft sind.

Heinrich VIII. erscheint mehrfach, darunter einmal von Holbeins Meisterhand, mit prachtvollem, täuschend gemaltem Schmucke; das Bild ist ausgezeichnet durch die Frische der Farben. Der dicke, polygamische Herr mit seinem etwas rohen und grobsinnlichen Ausdrucke erinnert unwillkürlich an den Märchenhelden Blaubart.

Die „blutige" Mary ist nicht vertreten; wir wissen, daß ihr Verhältniß zu ihrem Minister William Cecil kein sehr inniges war. Sie

traute seiner Orthodoxie nicht und er temporisirte. Auch dauerte ihr finsteres Regiment nur fünf Jahre.

Die Königin Elisabeth erscheint hier in zwei bemerkenswerthen Porträts. Einmal jung, als Diana mit der Mondsichel und entsprechend durchgeführtem Kostüme. Sie ist in ihrer Blüthe dargestellt, etwas fade und weislich, mit blaßröthlichem Haar. Sie blickt freundlich, aber das helle Auge, fast ohne Brauen, ist nicht gerade gewinnend. Das andere Bild, aus späterer Zeit, ist ernster: ein stechendes Auge, scharfe Züge und ein harter Ausdruck. Sehr merkwürdig ist ihr reiches Gewand. Das schwere Stoffkleid ist übersäet mit menschlichen Augen und Ohren, also wol die Allwissenheit darstellend. Wenn sie das Kleid wirklich jemals trug, so haben diese unendlich vervielfältigten Organe des Allsehens und Allhörens auf die officiellen königlichen Verehrer, deren heimliche kleine Erholungen ja nicht unbekannt geblieben sind, einen etwas unheimlichen Eindruck machen müssen — falls sie es nicht besser wußten, wie es mit der königlichen Allwissenheit bestellt war.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Königin uns in diesen Darstellungen ihrer äußeren Erscheinung unendlich weniger groß und imponirend entgegentritt, als in ihrem geschichtlichen Charakterbilde. Sie hatte als Frau mancherlei Schwächen und Schatten, als Englands Beherrscherin jedoch war sie — jeder Zoll eine Königin! und so bezeichnet sie auch Robert Cecils Nachruf: „Wollte Gott, ich müßte noch knien."

Zwischen der keuschen Diana und der Allwissenheit fesselt uns ein Bild von seltener Lieblichkeit; die poetisch verklärte Gestalt, die wir „Maria Stuart", die Engländer „Mary Queen of Scots" nennen. Es stammt aus ihrer Jugend, so wie sie uns Deutschen — wenn auch mit einiger dichterischer Freiheit — auf immer bekannt und vertraut ist. Ein frischer Schmelz ruht auf diesem Bilde; es ist ein echt französisches Gesicht, mit feiner Nase, reizvoll lieblichem Munde, etwas schmachtenden Augen, die nicht gerade einschüchternd wirken, und mit außerordentlich schönen Händen. Ihr Anzug, obschon in der fremdartigen Tracht jener Zeit, ist so harmonisch in den Farben und der Anordnung, daß man auch hierin die Französin zu erkennen glaubt.

Zu ihrer Rechten und Linken sehen wir zwei vornehme Herren. Rechts der junge verführerische, unwiderstehliche Dudley, der „zu Schiff nach Frankreich" ging, und links derselbe Graf Leicester, lange nach seiner Rückkehr; ein vornehmer, schöner, starker, alter Herr mit wohlgepflegtem weißem Barte; nicht sehr klug ausschauend, aber recht würdevoll.

Wir verlassen die Drawingrooms im östlichen Flügel durch eine der großen Glasthüren, in England french windows genannt, und stehen auf den breiten Gartenterrassen, die sich mit stattlichen Treppenfluchten bis zum Flüßchen Lea hinabziehen, das den Park durchfließt. Auch diese Anlagen sind vom Erbauer des Schlosses entworfen; in einer späteren

Generation wurden wol einzelne Aenderungen in der Benutzung getroffen.

Die Gartencultur nahm in England erst zur Zeit der Königin Elisabeth einen neuen Aufschwung, gleichzeitig mit dem Wechsel in der Bauart der Herrenhäuser auf den großen Landsitzen, die, nach dem Frieden der beiden Rosen, nicht mehr befestigte Burgen, sondern frei zugängliche Häuser sein sollten. Bis dahin muß der Gartenbau wenig gepflegt worden sein. Noch im Jahre 1550 schreibt Roger Asham, Elisabeths bekannter Lehrer in den alten Sprachen, aus Gent seinen Freunden in Oxford: „Wenn man doch allein auf den wüsten Plätzen innerhalb Londons solche Gärten anlegen wollte, wie sie hier jede Stadt, auf eine Meile hinaus, voll Kraut und Gemüse umgeben; zuvörderst für die Fremden, die diese Kost gewohnt sind; nach und nach würde auch die große Menge aus Noth, Sparsamkeit oder Mäßigkeit davon Gebrauch machen und dann dürften sich in England die Lebensmittel bald billiger stellen als es jetzt der Fall ist."

Wir werden nun sehen, welche riesige Fortschritte die Gartenkunst in England in einem halben Jahrhunderte gemacht hatte; wie es scheint, wesentlich unter dem Einflusse französischer Lehrer, denn solche sind auch in Hatfield gewesen.

Es gibt wol wenige Orte, die dem Gartenfreunde und dem Landschaftsgärtner ein größeres Interesse bieten als die Gärten von Hatfield House. Alte Vergangenheit und die neueste Gegenwart bilden hier die stärksten Gegensätze und sind dennoch, jede in vollkommener Leistung, zu einem schönen Ganzen verschmolzen. Auch hier ist der historische Faden der Entwickelung nie zerrissen; diese Gärten bilden ein Stück englischer Geschichte. Sie sind zum Theil älter als das Schloß, größeren Theils gleichaltrig.

Wir nähern uns dem „Weinberge", ein großes, nicht übersehbares Terrain, welches sich östlich vom Schlosse an das Flüßchen Lea hinunterzieht, durch einen stolzen alten Baumgang von Linden und Eichen. Aber der Weinberg, für den Sir Robert fünfzigtausend Reben und zwei Gärtner aus Frankreich verschrieb, ist längst verschwunden. Wir sehen jetzt hier Lenotre'sche Gartenkunst in ungewöhnlich großartiger, seltsamer Anwendung. Man betritt den Weinberg zwischen soliden dunkelgrünen Mauern und befindet sich bald in einem weitläufigen Systeme von Thürmen, bedeckten Wegen, Bögen, Schießscharten und Zinnen. Alle diese Werke sind von verschnittenem Taxus hergestellt. Wir wandeln durch riesige Galerien, gewölbte Gänge mit dichten, undurchdringlichen Dächern; an den Kreuzungen stehen schwere Pfeiler, aus verschlungenen Stämmen gebildet. Der nach dem Flusse abfallende Boden hat zu den originellsten Abwechselungen Anlaß gegeben. Die unteren Aeste der Bäume sind zur Erde herabgebogen und bilden eine dichte Decke, einen weit herabwallenden Schleppmantel um den Stamm, während der obere Theil sich zu einer frei und

breit wachsenden Krone schließt. Der Anblick ist märchenhaft und feierlich, eine etwas prosaische Poesie; leider ist er wegen seiner Absonderlichkeit im Einzelnen und wegen der Großartigkeit seiner Ausdehnung sehr schwer beschreiblich; er allein lohnt dem Gärtner eine Reise nach Hatfield. Eine Schilderung seiner Gärten sollte, bei richtiger Vertheilung des Stoffes, eigentlich mit dem Weinberge schließen, denn alles Andere ist geringer, mag auch Einiges noch älter sein. In diesem Zauberwalde steigt man zum Flüßchen hinab, an dessen anderem Ufer der alte, von hohen Mauern eingeschlossene Küchengarten, jetzt modern cultivirt, sich erhebt.

Am entgegengesetzten westlichen Ende des Parkes liegen die neuen Küchengärten. Sie geben uns, in vollkommenem Gegensatze, auf ihrem Gebiete von etwa zwölf Morgen ein Bild modernster englischer Hochcultur. Indessen drängt die Zeit und wir treten unter der Führung des Obergärtners, Mr. George Norman, in das anstoßende Gebiet der Treibhäuser. Hier reift die Traube für den Tisch, vom April bis tief in den Winter hinein, in verschiedenen Häusern von insgesammt einhundert Metern Länge. In vier Häusern, von zusammen dreißig Metern Front, werden Gurken, Melonen und Bohnen getrieben. Daneben stehen zwei Ananashäuser, es folgen zwei Pfirsichhäuser, jedes zwanzig Meter lang und zwei, mit je fünfzehn Metern Front, für Erdbeeren. Aus den letzteren waren zwei Tage zuvor vierzig Pfund Erdbeeren für die Tafel geliefert und trotzdem hing eine neue, reichliche, reife Ernte an den Büschen. Für die Ausschmückung des Schlosses und des Stadthauses mit Blumen ist durch ein Kalt- und ein Warmhaus gesorg; zugleich steht hier ein reich decorirter Wintergarten. Dann folgen nochmals ein Pfirsich- und ein Feigenhaus, beide achtzehn auf sechs Meter enthaltend, zwei Ananashäuser und eine Treiberei, in welcher nur Trauben in Töpfen gezogen werden. Außerdem fehlen die Vermehrungshäuser und der übrige nothwendige Zubehör an Räumen nicht. Genug, — vielleicht zuviel — der Aufzählung!

Ich kann jedoch nicht schließen, ohne des Heizapparates zu erwähnen. Hier haben wir ein Stück allermodernster Gartenindustrie. Der große Wasserkessel für alle diese Häuser wird nicht direct durch Kohlenfeuerung geheizt, sondern er ruht auf einem Ofen, in welchem eine Kalkbrennerei betrieben wird, und empfängt so die vom Kalke entweichende hochgradige Hitze. Die Idee ist ganz neu und hier zuerst praktisch ausgeführt. Mr. Norman sprach sich völlig zufrieden über das Ergebniß aus und bemerkte, daß bei durchschnittlichen Kalk- und Kohlenpreisen die gesammte erforderliche Wärme kostenfrei erzeugt und daneben an der täglichen Kalkproduction noch fünfzig Pfennig bis eine Mark verdient werde.

Wir nähern uns nun wieder dem Schlosse und gelangen an dessen südwestliche Ecke. Hier verändert der Garten seinen landschaftlichen Charakter. Er erscheint ungepflegter, verlassen, veraltet. Eine niedrige Mauer schließt

einen geräumigen, quadratischen, gegen die Umgebung vertieften Platz ein, wir steigen zu ihm auf halbverfallenen Stufen hinab. Rundum läuft ein Laubgang von alten, knorrigen, verschnittenen Linden. In der Mitte ist ein großes Wasserbecken, von geschorenen Juniperus umgeben, an welche sich schnörkelhafte Beete schließen. Die Beete sind mit einfachen veralteten Sommerblumen und mit Gemüsen besetzt. In jeder der vier Ecken steht ein nicht großer, aber sehr alter Maulbeerbaum. Es ist ein Stück mittelalterlicher Gärtnerei, in das wir eintraten. Dieser Garten gehört zum alten Tudorpalaste und ward wahrscheinlich in seiner jetzigen allgemeinen Anlage zu der Zeit hergestellt, als die junge Prinzeß Elisabeth hier die Maulbeeren pflanzte.

Aus dieser merkwürdigen Gartenruine führen uns wenige Schritte in den unmittelbar anstoßenden Rosengarten; ein großer quadratischer Raum, dessen Hintergrund der alte Palast bildet. Als die Tudors hier noch Hof hielten, war das jetzt blühende und duftende Rosenfeld ein kahler innerer Hof, welchen der Palast mit vier Flügeln umgab. Die Stellen, an denen ehemals die Eckthürme standen, sind durch erhöhte Beete bezeichnet. Die Rosen gedeihen hier prachtvoll; sie genießen den doppelten Vortheil der niederen schattigen Lage und einer Bewässerung durch unterirdische Röhren. In der Mitte sprudelt ein erfrischender Springbrunnen unter einem offenen Dache von Kletterrosen. Die Hauptfront des alten Palastes, auf dessen Grunde wir stehen, lief dem jetzigen westlichen Flügel des neuen Schlosses parallel. Sie und die beiden Seiten wurden niedergerissen; man bedurfte des Bauplatzes und benutzte das, erst einhundertundzwanzig Jahre alte Material. Zum Glück blieb das rückwärtige Gebäude verschont. Es enthält eine einzige große Halle, in deren Mitte ein Thurm den Eingang überhöht. Der Bau ist im reichen englisch-gothischen, dem sogenannten Tudorstile aus Back- und Hausteinen ausgeführt, welche noch keine Spuren des Verfalls tragen. Die erhabenen Arbeiten an den Gesimsen und die Zierathe an den Rahmen und Kreuzen der Fenster sind besonders kunstreich gearbeitet. Das Gebäude ist künstlerisch wol schöner zu nennen als das neue, weit höhere Schloß und könnte ihm durch den Reichthum seiner stilvolleren Formen und durch den warmen dunklen Ton seiner Steine Eintrag thun. Die Halle ist überwölbt mit einer nach Innen offenen und reich ornamentirten Holzdecke, ähnlich dem berühmten Dachstuhle in der Westminster Halle. Einst gab es hier hohe königliche Feste, von denen Eines noch nicht ganz vergessen ist. Nachdem die junge Prinzeß Elisabeth aus dem Tower entlassen war, beschränkte die Eifersucht der Königin ihren Aufenthalt auf Hatfield, das Eduard VI. der Schwester Elisabeth geschenkt hatte. Als Wächter ward ihr Sir Thomas Pope bestellt, der jedoch anscheinend keinen Beruf fühlte, es mit seiner Gefangenen durch Strenge zu verderben. Denn in der Fastenzeit des Jahres. 1556 gab er auf seine Kosten der Lady Elisabeth eine glänzende

Maskerade in der großen Halle zu Hatfield, mit prächtigen Aufzügen und Belustigungen. Da erschienen zwölf alterthümliche Minstrels, achtundvierzig Herren und Damen gekleidet in rothen Atlas mit Gold, Spitzen und Perlen. Es war ein Kastell dargestellt aus goldgestickten Stoffen, dessen Zinnen mit Granatbäumen besetzt und mit den Schildern der sechs Ritter behängt waren, die davor in reicher Rüstung turnierten. Der Credenz in der Halle hatte zwölf Stufen übereinander, alle geschmückt mit Gold- und Silbergeschirr. Beim Bankette waren siebzig Plätze gelegt und es gab, mit Zwischengängen von gewürzten Süßigkeiten und feinem Backwerke, dreißig verschiedene Speisen. Alles ging auf Kosten von Sir Thomas. Am folgenden Tage wurde, zum Schlusse des Festes, das Schauspiel vom Holofernes aufgeführt. Indessen die strenge und eifrige Majestät gab dem armen Sir Thomas hinterher das allerhöchste Mißfallen über diese Fastnachtsscherze zu erkennen und so hatte das Maskiren fürder zu unterbleiben.

Jetzt ist jede Erinnerung an die frühere Herrlichkeit in der neueren Einrichtung verschwunden, denn diese königliche Banketthalle dient als hoher, lustiger, ganz modern eingerichteter — Pferdestall. Sic transit!

Vom früheren Abschlusse des Palastes gegen das Städtchen ist nur noch ein Thorhaus vorhanden. Neben diesem sieht man einen hohen, mit Epheu dicht bewachsenen Schornstein. Die Königin Mary soll auf diese Esse, die den Zimmern ihrer Halbschwester gegenüberstand, eine spitzige eiserne Stange haben befestigen und die Gefangene bedeuten lassen: es sei dort der Platz für ihren Kopf, falls dieser etwa unruhig und unbequem würde.

Inzwischen mahnte die sinkende Sonne, sich zum Dinner anzukleiden. Um acht Uhr erscholl die Hausglocke und man versammelte sich im Drawingroom der Schloßdame neben der großen Speisehalle. In diesen Räumen waltet in England der weibliche Genius und bethätigt sich vor Allem in der Anordnung der reichen Blumenpracht, die, in den Treibhäusern vorbereitet, Wohnzimmer und Tafel stets mit frischem blühendem Leben schmückt. Dadurch gewinnt das schwere stilvolle Gemach des alten Schlosses ein heiteres und die häusliche Familientafel ein festliches Ansehen. Die Blumen bewillkommnen auch den Gast auf seinem Zimmer und ehren ihn jeden Tag neu in frischen Sträußen. So hat sich in England die Neigung für die Blumen in der pflegenden Hand der Frauen zu einer liebenswürdigen Seite des Nationalcharakters entwickelt.

Leider war der Herr des Hauses durch die Vorbereitungen für seine Congreßreise nach Berlin verhindert worden, die Stadt heute zu verlassen und ich genoß daher den Vorzug, im engsten Kreise der Damen und Kinder des Hauses zu speisen. Eine nicht große, prunklos reiche und mit Pflanzen und Blumen heiter verzierte Tafel stand in der Mitte des riesigen, hell erleuchteten Raumes und die wohlwollende, einfach höfliche Aufnahme,

die der Fremde an diesem Familientische fand, entsprach der echten Vornehmheit des Hauses. Mir gegenüber thürmte sich an der Wand ein mächtiges Buffet von dunklem Eichenholze, auf welchem schwere Schaustücke des viel gepriesenen alten englischen Silbers das Licht der Wachskerzen zurückwarfen. Zur Rechten des Buffets tritt aus goldenem Renaissance-Rahmen ein Bild hervor: der Erbauer des Schlosses in ganzer, lebensgroßer Figur, gemalt von Hilliard. Eine seltsame Erscheinung. In dem schönen blassen Gesichte schwarze, große, tiefe, melancholische Augen; ein großer Kopf unmittelbar auf die Schultern gesetzt; diese, rund und unverhältnißmäßig, geben der Gestalt den unverkennbaren Typus des Verwachsenen. Dazu trägt die Kleidung bei: große Halskrause, über dem Knie gebundene Pluderhosen, lange, enge, gelbe Strümpfe an zu schwachen Beinen. Es fehlt dem Körper das sichere Fundament; der Schwerpunkt erscheint zu weit nach oben gerückt. Allerdings war bei dem ersten Robert Cecil dieses „Oben" erheblich schwerer als bei der größten Zahl seiner Zeitgenossen.

Zur Linken des Buffets erscheint ein modernes Bild. Eine hohe, kräftige Gestalt. Die Haltung ist leicht vorn übergebeugt; eine nicht sehr hohe aber bedeutend entwickelte, denkende Stirn; kluge, ruhige, feste Augen; dunkler Vollbart, schwarzes gelocktes Haar, um den Scheitel schon stark gelichtet. Es ist der jüngste Robert Cecil Marquess of Salisbury, der Herr dieses Hauses, dessen schon langjährige öffentliche Laufbahn gerade jetzt der Welt in neuem energischen Aufschwunge erscheint, der sich inzwischen den schönen, reinen Ruhm erworben hat, durch seine Festigkeit und Mäßigung Europa den lange bedrohten Frieden gesichert zu haben und dafür den wohlverdienten Lohn in der höchsten Auszeichnung empfing, welche die englische Krone einem Engländer gewähren kann. „Sero sed serio", „langsam aber sicher", so lautet das Wappenmotto, welches der Ahnherr Robert Cecil seinem Geschlechte vererbte.

Als wir nach Tische wieder hinaus auf die Terrasse traten, erglänzten die Gärten im Schimmer des Vollmondes. Die Jugend war bereit, mir den nördlichen Park und besonders seinen „ältesten Baum" bei Mondschein zu zeigen. Bald traten wir in den alten Baumgang ein, dessen vielhundertjährige Eichen schon Schatten spendeten, als Edward VI. als Kind unter ihnen spielte. Mit feinem historischen Takte ist dieser nördliche Theil des Parkes nie umgestaltet; der Boden zu beiden Seiten der Bäume ist forstartig mit hohem Farrenkraute bedeckt, auf welchem in unregelmäßigem lichten Bestande alte Baumriesen sich breiten.

Das junge Geschlecht der Cecils schritt, heiter und unbefangen plaudernd, auf dem gewohnten Wege dahin, der den Fremden durch die Fülle der geschichtlichen Erinnerung und durch den lebendigen Zusammenhang dieser Gegenwart mit ihrer Vorzeit zu ernsteren Betrachtungen anregte. Wir bogen in einen Seitengang ein, an dessen Ende uns bald gespenster-

haft ein riesiger Eichenstumpf im weißen Mondlichte entgegentrat. Seine Krone ist längst gebrochen und lebt nur noch scheinbar, indem einige, in seinen hohlen Stamm eingesäete Eicheln junge grüne Loden entwickelt haben. Zu seinen beiden Seiten grünt und wächst die Gegenwart in zwei anderen kräftigen Eichen, von der jetzt regierenden Königin und dem nie genug betrauerten Prinzen Gemahl vor Jahren eigenhändig gepflanzt.

Wir stehen vor der ältesten Eiche von Hatfield House, vor der Eiche der Königin Elisabeth. Hier liebte die junge Prinzessin im Schatten des damals in seiner Vollkraft treibenden Baumes zu sitzen und mit Roger Asham griechische und lateinische Klassiker zu lesen. Hier saß sie auch am 17. November 1558, voll ängstlicher Spannung wegen der Nachrichten, die ihr William Cecil über die tödtliche Erkrankung ihrer Schwester hatte zugehen lassen. Schon war ihr von anderer Seite eine Todesbotschaft hinterbracht worden. Sie jedoch fürchtete eine Schlinge der grimmen Schwester — und dachte dabei vielleicht an den Schornstein. Sie verlangte daher, zum Zeichen der Wahrheit, daß man ihr einen gewissen Ring von schwarzer Emaille bringe, der die Hand der lebenden Königin Mary nie verließ. Indessen noch vor diesem Zeichen erschien auf der Straße von London her ein Trupp Reiter, welcher der Prinzeß in den Park nachfolgte. Es waren Mitglieder des Geheimrathes; sie kamen, ihr den Tod der Königin Mary anzuzeigen und der neuen Herrin zu huldigen. Da löste sich ihre quälende Spannung „zwischen Axt und Krone"; im überwältigenden Gefühle der Befreiung sank sie in die Kniee und rief laut mit dem Psalmisten: „Das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unseren Augen;" und die Nachlebenden können wol den vorausgehenden Vers desselben Psalms hinzufügen: „Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden."

Es ist nun allerdings nicht gewöhnlich, daß junge Prinzessinnen im Monate November im Freien unter entlaubten Eichen sitzen. Aber Elisabeth war auch keine gewöhnliche Frau. Sie besaß eine ungewöhnliche Stärke des Körpers wie des Geistes. Noch sechs Monate vor ihrem Tode, in ihrem siebzigsten Lebensjahre, einsam und leidend, ging sie täglich Stunden lang im Park von Windsor spazieren und ritt auch noch einmal auf einer Jagd zehn englische Meilen. Eine echte Engländerin, berufen, Engländer zu beherrschen. Sie starb, wie wir wissen, beinahe im Garten und ihr Lebensende fiel ebenfalls in den Winter.

Unter dieser alten Eiche gab sie auch später noch Audienzen und erledigte die Staatsgeschäfte. An diesem 17. November aber ernannte sie hier sofort ihren getreuen Freund in ihrer Niedrigkeit, William Cecil, zu ihrem ersten Minister. Durch ihn schloß sie noch in Hatfield, als praktische Frau und Regentin, mit einem der damaligen Großen von Lombardstreet, Sir Thomas Gresham, ein Anlehn ab von 500,000 Mark zur Bestreitung ihrer Krönung und von anderen 500,000 Mark um ihre leere

Kasse mit Betriebsmitteln zu füllen. Sir Thomas erwies sich hierbei als guter Patriot. Er nahm, wie er selbst erzählt, nur zwölf Procent von der jungen Königin, während ihre Vorgängerin stets vierzehn hatte bezahlen müssen.

Die vorgerückte Stunde mahnt zum Heimwege, den wir nur zögernd antreten. Unwillkürlich begleitet der große Schatten, welchen wir hier heraufbeschworen haben, noch unsere Schritte, als wir schon weit von der berühmten Eiche entfernt sind und uns der Gegenwart, dem erleuchteten Hause nähern. Er wandelt vor uns auf in dem ungewissen Mondlichte, das spärlich durch die Wipfel der Eichen dringt. Jetzt nicht mehr allein; der Königin zur Seite schreiten ihre beiden großen Minister, William und Robert Cecil; und wol sind sie würdig, den Nachkommen neben der Majestät zu erscheinen. Durch sie wurde Elisabeth aus Hatfield auf den Thron geführt, durch sie auf dem Throne über das gewöhnliche Maß menschlicher Größe emporgehoben. Sie lehrten ihre Herrin die große Kunst, ihr Volk stark und fest zu machen und dadurch zugleich die eigene Macht zu stärken. So ist durch die Cecils im Laufe der Zeiten die Königin mehr und mehr hinausgewachsen über die Frau.

Und so waren die Cecils Elisabeths würdigste Nachfolger in Hatfield House.

Sommerfrische am Baltischen Strande.

Von

Ernst Wichert.

— Königsberg. —

I.

Die Welt im Streit. Kaum hat der Pulverdampf
Aus tausend Feuerschlünden sich verzogen,
Und eifrig rüstet man zu neuem Kampf.

Die Friedenstauben kamen zwar geflogen,
Doch haben sie der Geier scharfe Klau'n,
So scheint's, nur unter's Federkleid gezogen

Und keiner mag dem Wort des Friedens trau'n.
Wenn endlich doch die Großen einig werden,
Wer wagt auf schwanken Grund ein Haus zu bau'n?

Wer mästet für das Wolfsgezücht die Heerden,
Das beutegierig haust im Felsgeklüft,
Stets auf dem Sprung den Frieden zu gefährden

Und kaum bedenklich, daß die Kugel trifft;
Denn mächt'ge Nachbarn fördern sein Gedeihen:
Ein jeder gönnt dem andern solches Gift.

So müssen Haß und Zwietracht sich erneuen;
Nur die Erschöpfung zwingt zu kurzer Rast,
Nie fehlt's an Grund sich wieder zu entzweien.

Drum ist der Friede nur ein flücht'ger Gast,
Man hält ihn nicht, wie freundlich man ihn bitte;
Und was er bringt, genießt man so in Hast,

Im Uebermaß nicht achtend guter Sitte.
Rasch sucht Erwerb, wer nur dem Tag vertraut,
Und stürmt zum nächsten Ziel mit eil'gem Schritte.

Nicht rechts, nicht links, nicht rückwärts wird geschaut,
Was in den Weg sich stellt, schiebt man zur Seite
Und überschreit des Schwachen Klagelaut:

Wer ist voraus? wer macht die schnellste Beute?
Vielleicht schon morgen schwankt Besitz und Recht,
Gewinn zerrinnt — gewiß ist nur das Heute!

So tobt die Jagd, und wie der Herr sein Knecht,
Auch der Geringste will sein Theil erhaschen.
Drum wächst heran ein rechtes Strolchgeschlecht,

Das übermüthig klopft auf volle Taschen
Und, wenn ihm die Justiz zu Leibe geht,
Verschlagen stets des Netzes weit'ste Maschen

Zum Durchschlupf listig auszuspähn versteht.
Gewalt vor Recht heißt ihm auch die Devise,
Und beugt das Recht sich nicht, wird es verdreht.

So rüstet man zur nächsten scharfen Krise
Und sorgt, wenn bitter schmeckt der Leiden Frucht,
Für desto mehr Ertrag der eignen Wiese.

Auf fremde Schultern wälzt man ab die Wucht
Der Lasten, die getragen werden müssen
Zum Wohl des Staats, und ohne Scham und Zucht

Schwelgt Ueppigkeit in dreisteren Genüssen.
Im Kampf um's Dasein, der ringsum entbrennt
Und alle Welt erfaßt, schweigt das Gewissen.

Seht, wie das Volk zum gold'nen Kalbe rennt,
In blinder Gier den Götzen anzubeten;
Die Schranke bricht, die Leidenschaft erkennt

Kein Maß, das Heil'ge in den Staub zu treten
Erscheint Verdienst; der Selbstsucht nieder'n Trieb
Beschwört man schon als Richtschnur ohn' Erröthen

Und frech nennt man den Eigenthümer Dieb.
Die Hand vermißt sich keck den Kopf zu meistern,
Und ernste Worte fallen durch ein Sieb:

Man will sich nicht erheben, nicht begeistern,
Nur von dem Tage nehmen, was er gibt,
Leichtfertig jeden Schaden überkleistern;

Und wenn man nichts mit rechter Liebe liebt,
Für kein Geliebtes strebt, gleichgültig passen,
Ob die Materie auseinanderstiebt,

Und bis dahin die Dinge gehen lassen;
Es sei denn, daß die menterische Schaar
Das Steuerruder früher will erfassen

Und blutig, jeder edlen Regung bar,
Gebieten, was der Faust erlauchter Wille. —
Fast sündhaft scheint's, so nahe der Gefahr

Zu retten sich in liebliche Idylle. —

2.

„Der Stadt entfloh ich," ihren heißen Gassen
Und dumpfen Häusern. Andern gönn' ich's gerne
Sich durch Concertmusik erbau'n zu lassen

Und zu bewundern sommerliche Sterne
Des zwölften Grades am Theaterhimmel.
Zwar mächtig zog es mich in weit're Ferne,

Zu schauen das Pariser Weltgetümmel
Und aller Völker aufgehäufte Schätze,
Voll Neugier umzutreiben im Gewimmel

Der ungezählten Fremden, in dem Netze
Der tausend Straßen mich hindurchzuwinden,
Und frei vom Zwang der heimischen Gesetze

Im Ungewohnten mich zurechtzufinden.
Es sollte nicht. — So ließ ich mir's genügen,
Wie sonst den Gaul vom Strange loszubinden,

Dran er geübt der Themis Feld zu pflügen,
Und an ein leichtes Wägelchen zu spannen —
Ihm selbst ist's wen'ger Arbeit als Vergnügen.

So geht's durch Wald und Feld landein von dannen;
Es ist kein Paradies, das wir durchfahren,
Die Insel nicht, die Dichter sich ersannen,

Wo Glückliche nur ihre Wohnung haben,
Doch wechselt Berg und Thal und Dorf und Mühle,
Und offne Fernsicht mag das Auge laben

Hoch auf die See hinaus nicht weit vom Ziele.
Die Luft wird rein, der Himmel klar, es sendet
Der Nordwind mir entgegen frische Kühle;

Und nun sich das Gefährt noch einmal wendet,
Geht's flugs bergab in eines Thales Senkung,
Drin unsre kurze Reise glücklich endet.

Es gibt dem kleinen Flüßchen Halt und Lenkung,
Bis es zum Teich sich weitet, den ein Bogen
Waldreicher Hügel schließt mit sanfter Schwenkung.

Rechts steigt das Dörfchen auf, langhingezogen,
Die weißen Häuschen blicken aus dem Grünen,
Jetzt von des Abends Rothgluth überflogen.

Es kräuselt blau der Rauch sich über ihnen;
Die schmucken Zelte, weiß mit rothem Bande,
Verstecken halb sich hinter Laubgardinen

Man haust darin den ganzen Tag „am Strande",
Geschützt vor Wind und vor der Sonne Strahlen.
Schwer keucht der Wagen nun im losen Sande.

Wir springen ab und gehn zu Fuß den schmalen
Gewund'nen Steg hinan, doch nicht zu steigen
Bis zu der Haide Grenzgebiet, dem kahlen,

Wo sich des Meeres weite Buchten zeigen.
Auch wol der Fremde rastet vor der Höhe
Und macht rückschauend sich das Bild zu eigen,

Das ich aus meinem Gärtchen stündlich sehe,
Im dichten Busch von Kirschenlaub geborgen.
Das niedre Fischerhaus ganz in der Nähe

Beherbergt jetzt im Sommer wenig Sorgen:
Der Wirth mit Weib und Kind ist ausgezogen,
Der Gast zieht ein; und wie von heut zu morgen

Der Tag vergnüglich, das nur wird erwogen,
Und — daß zu sehr der Tag dem Tag nicht gleiche —
Wohin bei schönem Wetter ausgeflogen?

Hier in des Birnbaums schattigem Bereiche
Gilt's schnell das Zelt von Leinwand aufzuschlagen,
Dem Wind zu wehren seine kecken Streiche,

Wenn die frugale Mahlzeit aufgetragen.
Auch weht er allzu gern das Blatt vom Tische,
Will ich einmal im Zelt zu schreiben wagen —

Kaum schickt sich's freilich für die Sommerfrische.

3.

Schon röthen in der Laube ſich die Kirſchen;
Es hüpft von Zweig zu Zweig ein Vögelpaar,
Um emſig auf die ſüßeſten zu pirſchen.

Ihr Lockruf führt herbei die Jägerſchaar,
Und bald wird's in dem ganzen Buſch lebendig —
Von mir, das weiß das Volk, hat's nicht Gefahr,

Ich ſitze ſtill. — Viel wollt' ich geben, fänd' ich
Die Bank noch, drauf ſo manches Jahr ich ſaß —
Sonſt iſt man doch in Allem hier beſtändig.

Es war kein Meiſterſtück, das man erlas,
Das hübſche Plätzchen kunſtgerecht zu zieren:
Ein jedes Ding nimmt von uns ſelbſt ſein Maß

Und hat nicht Jedem Gleiches zu verlieren.
Genug ich ſaß darauf ſo manches Jahr
Und hatte reichlich Stoff zum Phantaſiren.

Zwar äußerlich ſcheint Alles wie es war:
Zwei Pfähle, über die ein Brett geſchlagen.
Doch welch ein Brett? Der Fall iſt ſonderbar.

Es war ein Brett, das einſt ein Boot getragen,
Ein Eichenbrett — noch war das Loch zu ſehn,
Aus dem der Maſt beim Segeln mochte ragen...

Ich ſah daran den rothen Wimpel wehn,
Wenn ſechs Matroſen von der ſtolzen Barke
Zu Lande brachten ihren Kapitain.

Woher das Brett, das ſchmale, glatte, ſtarke?
Das ſtammt von euren Fiſcherböten nicht,
Geſteht es nur, untrüglich iſt die Marke.

Da lacht des Fiſchers runzliges Geſicht:
Ei, Herr! Ihr habt es gut in Acht genommen,
Und was Ihr da vermuthet, hat Gewicht.

Das Ding kam nämlich an den Strand geſchwommen
Beim großen Sturm mit anderm ſolchen Wrack;
Da hab' ich's klar gemacht und mitgenommen.

Es war auf hoher See ein böſer Tag:
Zwei große Schiffe, hieß es, mußten ſtranden,
Ein drittes ſank. Von dieſem dritten mag

Die Mannschaft ausgesetzt sein hier zu landen.
Wir sah'n vom Ufer, wie die Ruderer
Mit Stricken an die Bänke fest sich banden

Der Wellen wegen — half doch kein Gesperr',
Das schlanke Ding war allzu schwer beladen,
Und Alle sind ertrunken, lieber Herr.

Ihr habt die See nicht wild genug bei'm Baden,
Besucht sie aber im Novembersturm,
Da merkt Ihr, wie sie wüthet uns zu schaden.

Dann schwankt zu Brüsterort der feste Thurm,
Das Ufer dröhnt von wucht'gen Wellenschlägen
Und machtlos fühlt der Mensch sich wie ein Wurm.

Da wagt kein Fischer Ruder einzulegen,
Wir zieh'n die Böte hoch hinauf an's Land,
Sonst würden sie die Wellen seewärts fegen.

Kurzum, das Brett trieb damals auf den Strand
Zusammt dem Mast und eines Seemanns Leiche.
Den Mann begruben wir. Was sonst man fand

Von Trümmerwerk in unserm Strandbereiche,
War kaum des Bergens werth. Still theilten wir,
Und mir gefiel nicht übel diese Eiche;

Sie paßte zu dem kleinen Bänkchen hier
Und wird, so Gott will, lange Jahre dienen. —
So sprach er, und ganz eigen wurde mir,

Als wäre mir des Seemanns Geist erschienen
Und gäbe selbst von Noth und Tod Bericht. —
Auf diesem Bänkchen saß ich oft im Grünen

Und schrieb darauf manch launiges Gedicht
Und manche heiter-tolle Lustspielscene.
Gern zeigt das Leben doppeltes Gesicht,

Und nah ist stets das Lachen bei der Thräne.
So wurde mir das Mastbrett lieb und werth,
Daß ich nach dem vermißten jetzt mich sehne,

Als fehlte etwas, das mir angehört.
Wo blieb das Brett? sagt mir's, ihr klugen Vögel.
„Es kam mit Anderm auf den Feuerheerd

Im letzten Winter nach der Bauerregel."

4.

Dem Flüßchen folgt' ich thalab von der Mühle.
Dort hat es ſeine Arbeit treu vollbracht,
Das mächt'ge Rad umſchwingend wie zum Spiele,

Und ſchleicht nun durch die Erlen müd und ſacht
Der See entgegen, die mit lichter Bläue
Sich vor dem Einſchnitt hoch zum Himmel dacht.

Doch zieht mich's heute nicht hinab in's Freie,
Denn überm Strande wüthet der Nordweſt,
Den ich als ein verwöhntes Stadtkind ſcheue.

Hier leg' ich lieber in das Gras mich feſt,
Geſchützt vom hochgethürmten Wall der Düne,
Die drohend überm Thal ſich blicken läßt.

Schon ſtreckt ſie ihren weißen Arm in's Grüne,
Bis zu den Erlen reicht die Todtenhand,
Das Flüßchen zu bedecken macht ſie Miene

Und legt die Finger jenſeits auf das Land.
Kaum wen'ge Schritte ſeitwärts dürft' ich ſtreifen,
So ſänke ſchon mein Fuß in tiefen Sand.

Ich liege langgeſtreckt; die Blicke ſchweifen
Hinüber zu des Himmels blauem Rund,
Durch das in dünnen ſilberhellen Streifen

Sandſchleier zieh'n, ſich ſenkend auf den Grund.
So ſchmeichleriſch mit ſanftem, leiſem Wehen
Thun ſie den Fluren ihr Verderben kund.

Bringt nicht der Landmann die Gefahr zum Stehen?
Zieht unaufhaltſam dieſes Sandmeer fort? —
So weit die Augen jetzt die Düne ſehen,

Bis hoch hinüber längs des Thales Bord,
War fruchtbar Ackerland vor wenig Jahren.
Begraben iſt die Saat, der Halm verdorrt.

Willſt Du hinauf — man darf nicht Mühe ſparen,
Da immer unterm Fuß der Boden weicht
Und zwingt, den halben Schritt zurückzufahren —

Haſt Du ein Bild, das wenig Bildern gleicht.
Du ſchauſt hinab in eine graue Höhle,
Durch deren Grund ein trübes Waſſer ſchleicht,

Wohl schauerlich genug, daß eine Seele,
Die der Verdammten finstrer Schaar gehört,
In ihrer Oede sich die Wohnung wähle.

Wo sie mit tieferm Rand zur See sich kehrt,
Siehst Du die sturmgepeitschte Woge jagen,
Die donnerrollend dieses Grausen mehrt,

Und wo hinaus des Halbrunds Spitzen ragen,
Streckt sich nach Ost und West die Küste weit,
Zerkerbt von Schluchten, zackig und zerschlagen.

In dieses Kessels Höhlung legt sich breit
Der Sturm und wühlt darin mit wildem Tosen,
Daß weit umher die Füllung wird zerstreut.

In hohen Säulen wirbeln auf die losen
Durchwühlten Massen, nicht gebändigt mehr
Von Ginster, Flechten, Haidekraut und Moosen.

Sie brechen sich und treiben drüber her,
Am Rand zu dünnen Schleiern sich verflüchtend,
Und sinken drüben auf den Boden schwer,

Mit weißem Sand des Thales Frucht vernichtend.
Nicht die Natur schuf diesen Höllenschlund;
Der Landmann, auf des Ufers Schutz verzichtend,

Verkaufte klugen Händlern seinen Grund,
Und wehrte nicht, so tief ihn auszuheben.
Sie witterten dort einen Bernsteinfund,

Wo unterm Meeresgrund ein Urweltsleben
Die Spur ließ. Keines Menschen Auge sah
Zum Himmel auf die mächt'gen Stämme streben,

Als grausig das Zerstörungswerk geschah
Vom Norden her durch eisbeschwerte Fluthen.
Der Bäume flüß'ges Harz erstarrte da,

Das goldgelb tropfte in der Sonne Gluthen.
Jetzt gräbt der Mensch, der sich als Erbe weiß,
Nach Schätzen, die so manch Jahrtausend ruhten,

Und überreichlich wird belohnt sein Fleiß,
Wenn er zur Erdschicht nur gelangt, der blauen.
Im Orient hält der Bernstein seinen Preis:

Dort tragen ihn als Schmuck des Sultans Frauen.

5.

Zwar abſeits von der Straße liegt der Ort,
Doch kann ich ihn nicht weltverloren nennen,
Wie wohl auf weiter See des Schiffes Bord,

Auf hoher Alp das ſchlichte Haus des Sennen.
Seit das Beſondre aller Welt gehört,
Iſt's ſchwer vom Allgemeinen ſich zu trennen.

Wenn man entlang der Uferſtraße fährt,
Gibt das Geleit der Draht des Telegraphen,
Der faſt bedenklich die Idylle ſtört.

Der Mann, den wir bei ſchlimmſtem Wetter trafen,
Trägt zweimal täglich uns heran die Poſt,
Daß wir der Dinge Fortgang nicht verſchlafen;

Zeitungen füttern uns mit ihrer Koſt:
Wie oft ſie falſche Münze ſchlagen mögen,
Nie klebt für uns daran des Alters Roſt.

So folgt uns überall der Ernteſegen
Der lachenden und ſeufzenden Cultur,
Und thöricht wär's, den Weg ihr zu verlegen:

Man mag doch gern erfahren, was die Uhr,
Auch wenn man Zeit verſchwendet, und nicht immer
Schätzt man Enthaltſamkeit als beſte Kur.

Mag ſein, die Welt wird klüger nicht, noch dümmer
In einem kurzen, ſommerlichen Mond,
Und geht man nicht mit ihr, vermißt man's nimmer;

Doch ſind wir leider allzuſehr gewohnt,
Uns fremder Leute Köpfe zu zerbrechen:
Man murrt und ſieht ſich ungern doch verſchont.

Ich weiß mich ſtark in allen ſolchen Schwächen,
Doch manchmal reizt es mich, für kurze Friſt
Aus dem Gehege künſtlich auszubrechen,

Und wohlgelungen nenn' ich ſtets die Liſt.
Dann ſammeln ſich die ſchwarzbedruckten Blätter
Und Alles, was darin zu leſen iſt

Von Politik, von gut und ſchlechtem Wetter
In England, Frankreich und Amerika,
Der Wahltrompeten wüthendem Geſchmetter,

Von Allem, was geschah und nicht geschah,
Und hier und dort beinah geschehen wäre,
Kaum ausposaunt sich schon berichtigt sah —;

Von allem diesem laß ich eine Leere
In meinem Kopf, und dankbar muß er sein,
Daß ich ihn so mit Wissen nicht beschwere.

Nun mag sich neuen Kindersegens freu'n
Hans, Peter oder Kunz, des Schmerzes Thräne
Der Erbe dem verstorbnen Onkel weih'n,

Herr Iks und jene vielumworb'ne Schöne
Sich melden als verlobt mit fetter Schrift,
Ich merke nichts von alledem und wähne

So manche schlimme Klippe gut umschifft,
Brauch' ich um dies und das mich nicht zu mühen,
Was in der Stadt den lieben Nachbar trifft. —

Auch sonst den alten Jakob auszuziehen,
Und wär's auch nur auf kurzbemess'ne Zeit,
Verlohnt's einmal der Regel zu entfliehen.

Nicht fern vom Ort erstreckt sich meilenweit
Ein Forstrevier mit dichtem Holz bestanden.
Zu Anfang ist der Weg bequem und breit;

Er gabelt sich — dort scheint er zu versanden.
Ein Fußpfad führt seitab in tiefen Tann,
Und bald wird jede Wegekunst zu Schanden.

Das ist's, worauf ich mich gefreut: nun kann
Der Fuß im Walde munter phantasiren,
Die Quer, nach rechts, nach links, bergab, bergan

Mich nach Belieben gründlich irreführen.
Schnell dort hinein in's dichteste Gebüsch,
Es gilt, die Richtung gänzlich zu verlieren.

Das nenn' ich Wald: ein köstliches Gemisch
Von Laub- und Nadelholz, dazwischen Hecken
Von Brombeerstrauch, worin sich duftig frisch

Die rothen Walderdbeeren scheu verstecken.
Vielleicht gelingt's, wenn man die Zweige theilt,
Ein scheues Reh vom Lager aufzuschrecken:

Wie zierlich es in schnellem Lauf enteilt!
Ihm nach! es kennt gewiß die tiefsten Gründe,
In denen sich's zur Rast vergnüglich weilt.

Doch nun wohin? Ob ich den Ausweg finde?
Die Sonne macht ſich mir zur Führerin,
Verläßlich iſt der Bäume mooſ'ge Rinde.

Und geht auch noch ein Stündchen drüber hin,
Ein zweites, bis ein ſichrer Weg getroffen,
Was ſchadet das, da ich nicht eilig bin?

Zuletzt iſt hier und dort die Gegend offen,
Und eh' in's Meer hinab die Sonne ſteigt,
Darf ich in meinem Neſt zu ſitzen hoffen:

Sich zu verirren iſt durchaus nicht leicht!

6.

Ein kleines Haus, nur hoch genug und weit,
Mit Weib und Kind behaglich drin zu wohnen,
Ein Gärtchen rings umher als grünes Kleid;

Ein Ackerſtück zu Rüben, Kohl und Bohnen;
Ein Morgen fetter Weide für die Kuh,
Und Federvieh, der Wirthſchaft treu zu frohnen;

Vielleicht ein flottes Wägelchen dazu
Mit einem ſchnellen Traber an der Leine,
All eigen . . .! Drückte dann nicht ſonſt der Schuh —

Wie oft man große Sorge tauſcht für kleine
Und kümmerlich ſich müht um täglich Brod,
Damit man Sonntags ſich berauſcht am Weine —

Verlockend ſchien' es, ſo des Lebens Noth
Im Ringen um ein Höchſtes abzuſtreifen,
Gehorſam nur dem einen Pflichtgebot:

In ſich an ſeiner Stelle auszureifen: —
Nicht mehr begehren, als Beſcheidenheit
Im nächſten Umkreis mühelos mag greifen,

Und jedem Dinge laſſen ſeine Zeit;
Nie überſchätzen ſich in ſeinen Mitteln,
Mit Dank die Frucht verzehren, die gedeiht,

Nach andrer nutzlos nicht am Baume ſchütteln
Und, wenn die Schlußzahl glatt nicht ſtimmen will,
Deshalb des Himmels Fügung nicht bekritteln —

Wer ſo beſcheiden, gottergeben, ſtill,
Sein ganzes Herz im engſten Thun befriedet,
Der mache doch ſein Leben zum Idyll,

Wenn er vom Lärm der großen Stadt ermüdet,
Der Arbeit satt, die tausendfach verdrießt,
Abhold dem Zwang, der an's Geschäft ihn schmiedet,

Mit einem kräft'gen Strich die Rechnung schließt.
Hier hätt' ich ihm ein Plätzchen wie erlesen
Zu still beschaulichem Genuß erkiest.

Wie oft nicht bin ich glücklich selbst genesen,
Wär' ich auch wenig kurze Wochen nur
Des Segens seiner Heilkraft froh gewesen.

Kargt rings umher mit Reizen die Natur,
Hier hat sie sich geschmückt zum Feiertage
Und lacht verheißungsvoll aus Wald und Flur;

Hier wohnen Menschen noch vom alten Schlage,
Halb Bauer und halb Fischer, brav und schlicht. —
Und doch —! wenn ich mich auf's Gewissen frage:

Für's Leben wählt' ich diese Stille nicht.
Was mich entzückt bei seltenem Genießen,
Alltäglich zeigt's ein anderes Gesicht.

Mein freier Herr zu sein, auf eig'nen Füßen
Zu steh'n, nicht pflichtig eines Amtes Zwang,
Der Lockung kann ich nicht mein Ohr verschließen;

Doch mahnt es mich, wie vor Sirenensang
Mich an den Mast des Schiffes festzubinden.
Noch starb nicht in der Brust der frische Drang,

Auf hoher See zu treiben mit den Winden,
Nach guter oder sturmbeschwerter Fahrt
Von Neuem stets die Heimat aufzufinden.

Und wäre dann die Arbeit streng und hart,
Fast überreich dem Tage zugemessen,
Kein Mißerfolg dem Strebenden erspart,

Das mühevoll Erreichte bald vergessen,
Und das Bekenntniß, daß das Ziel verfehlt,
Das kümmerliche Facit alles dessen:

Doch heißt es leben, wenn die Kraft sich stählt,
Zu eigner Lust das Größ're zu vollbringen,
Wenn unser Herz nicht seine Schläge zählt,

Und unsre Seele die befreiten Schwingen,
So weit sie reichen mögen, senkt und hebt,
Voll Freudigkeit dem Dunst sich zu entringen.

Der wäre frei, der an der Scholle klebt,
Sich ſorglich mühend wenig zu bedürfen,
Um Andern nichts zu ſchulden, ſtets beſtrebt

Sich fernzuhalten zweifelhaften Würfen
Des Schickſals, lieber nie vom Wein verſucht,
Als je verführt, zu viel des Schaums zu ſchlürfen?

Wenn jeder Tag die gleiche Ziffer bucht,
Der Jahresſchluß erzielt kein Mehr, kein Minder,
Des Handelns einz'ge Frage: iſt's befugt —?

Niemals der Pulsſchlag eiliger, geſchwinder,
Die Ausſchau in die Zukunft eng beſchränkt
Auf väterliche Sorge für die Kinder...

Genieße ſtillvergnügt, wem's ſo geſchenkt,
Und blick' auf den mit lächelndem Bedauern,
Der ſelbſt das Joch ſich auf die Schulter hängt,

Zu rüſt'ger Arbeit hinter Wall und Mauern
In der Geſammtheit Dienſt Verlangen hat.
Ich weiß es, die Idylle darf nicht dauern:

Ich bin geſtärkt. Hab' Dank! Zurück zur Stadt!

Kant und die Frauen.

Von

J. H. Witte.

— Bonn. —

Es sind nun bald mehr denn hundert Jahre vergangen, da wanderte an jedem Tage so regelmäßig und pünktlich, daß man seine Uhr danach zu stellen vermochte, ein Mann von schlichtem Aeußeren nach Tische durch die Straßen unserer alten Krönungsstadt Königsberg. Sogar die Bettler hatten die Regelmäßigkeit, aber auch die Wohlthätigkeit jenes Spaziergängers bemerkt. Ja durch reichlichere Gaben als sie gewöhnlich sind, hatte der letztere in solcher Anzahl die ersteren nach dem später von ihm benannten Philosophendamme hingezogen, daß der Weg über denselben ihm lästig wurde und er fortan einen anderen einschlagen mußte, indem er alsbald den Gang besuchte, der nach dem holländischen Baume führte, sodann von dort nach dem Steindammer Thore wanderte und von hier über den Steindamm nach seiner Wohnung zurückkehrte.

Wer war nun diese Persönlichkeit, deren öffentliche Erscheinung auf den Spaziergängen sowie in größeren gesellschaftlichen Kreisen Königsbergs augenblicklich die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich hinlenkte? Es war die eines der trefflichsten und scharfsinnigsten Geister, die je gelebt haben, es war Immanuel Kant, zweifellos der größte deutsche Philosoph, dessen Ruhm für alle Zeit in der Geschichte der Wissenschaft überhaupt und in der der deutschen Philosophie im Besonderen geborgen ist. — Wenn ein bereits so berühmter Mann die angedeutete Gewohnheit hatte, stets außer dem Hause sein Mittagsmahl einzunehmen, so wird als einer unter den dafür wahrscheinlichen Gründen der Umstand gelten können, daß er ein Junggeselle gewesen sei, und eben diese Vermuthung ist in der That auch die richtige. Aber daß er darum im Uebrigen ebenfalls die oft etwas sonderbaren Eigenschaften eines solchen an sich gehabt hätte, das dürfte eine nicht ohne Weiteres gerechtfertigte Annahme sein.

Und je mehr unsere Zeit die wissenschaftliche Größe Immanuel Kants zu würdigen gelernt hat, um so mehr erscheint es angezeigt, auch die Persönlichkeit desselben weiteren Kreisen bekannt zu machen. Denn letzteren läßt sich ein bedeutender Mann oft mehr durch seinen Charakter als durch seine Leistungen nahe bringen, und jenem gegenüber möchte, was Kant betrifft, immer noch eine gewisse Pflicht obwalten, ihn in klares Licht zu stellen, da selbst ein so liebevoll und genial gehaltenes Lebensbild wie das Kuno Fischers es ist, nicht ganz frei von dem Hange befunden werden möchte, in unseres Philosophen Persönlichkeit uns die eines Sonderlings darzustellen.

Ich glaube, daß das Gegentheil davon das Richtige ist, und ich hoffe, nicht nur dies in kurzen Betrachtungen erweisen zu können, sondern von einem Gegenstande zu handeln, der für einen weiteren Kreis von Interesse ist, wenn ich mir des Lesers geneigte Aufmerksamkeit erbitte für das, was Immanuel Kant über die Frauen geurtheilt und von ihnen gehalten hat.

Für dies Urtheil haben wir zwei Quellen: zuvörderst nämlich die Nachrichten, welche uns über Kants Verkehr mit den Frauen vorliegen, sodann seine Aeußerungen über dieselben in den Schriften. Urtheilt man doch nicht allein in Wort und Schrift, sondern auch durch sein Verhalten und seine Thaten, und beide erläutern sich wechselseitig.

Die erstere Quelle, die Nachrichten über Kants Umgang mit Frauen, besteht in wenigen Aufzeichnungen, die am besten zusammengestellt sind bei seinem auf urkundlichen Quellen fußenden Biographen Fr. W. Schubert. Sie nennen uns nur eine kleine Reihe von Frauen; aber die spärlichen Samenkörner, die durch sie in Kants Seele gelegt worden sind, geben nur einen neuen Beweis von seinem empfänglichen und tief angelegten Geiste, der auch sie zu reicher und reifer Frucht entwickelt hat.

An der Spitze dieser Frauen, sowol der Zeit nach als auch nach der Größe des Einflusses, den sie auf unseren Philosophen ausgeübt hat, steht seine Mutter, Anna Regina, geborene Reuter. Sie war es, die trotz der einfachen und schlichten Verhältnisse im Hause des ehrbaren Sattlers, als dessen Sohn Immanuel Kant am 22. April 1724 geboren wurde, an ihrem Theile reichlich dazu beigetragen hat, in ihrem Sohne früh die Ueberzeugung zu erwecken, daß Zartgefühl und feinsinnige Empfindung auch ohne den Glanz äußerlich blendender Verhältnisse den wesentlichen Kern jedes echt weiblichen Charakters ausmachen. Der Besitz dieser Vorzüge wird der Mutter Kants von seinen Biographen in übereinstimmender Weise zugesprochen, und es wird dabei im Besonderen hervorgehoben, sie habe den Sohn oft in die freie Natur geführt und ihn dabei auf die wechselnden Erscheinungen in derselben aufmerksam gemacht. So wurde zugleich mit der Empfindung für die Schönheit der Schöpfung die Forschbegierde des Knaben geweckt. Denn wenn auch die

Mutter, wie bei der Erwähnung dieser Spaziergänge ausdrücklich hervorgehoben wird, dem Sohne die Naturerscheinungen in herzlicher Zusprache aus der wunderbaren Macht Gottes zu erklären suchte, so muß doch dem freien Nachdenken über dieselben dadurch so wenig Zwang auferlegt worden sein, daß Kant, selbst als er schon durch die Herausgabe seiner Meisterwerke seinen freien und wahrhaft kritischen Geist bekundet hatte, doch die Erziehung, die er selbst genossen, gern derjenigen rühmend gegenüber stellte, die er selbst als Hauslehrer der gräflich Kayserling'schen Kinder habe anzuwenden verstanden. Er bezeugt damit, daß ihm die pietistisch religiöse Anschauung, der seine Mutter wie die ganze für ihn einflußreiche Umgebung in jener Zeit ergeben war, bei den Belehrungen, die ihm seine Mutter zu Theil werden ließ, stets nur als ein unwesentliches Aeußerliche erschien neben dem tiefen, heiligen Ernst, den ihre zärtliche Mutterliebe mit richtigem Gefühle an die Spitze der die Kindererziehung leitenden Grundsätze stellte.

So war die Mutter Kants die Ursache, daß er schon in seine Universitätsjahre ein Bild edler Weiblichkeit mitgenommen hat, das ihm stets lebendig vor Augen stand und ihn mit wahrer Achtung vor dem anderen Geschlechte erfüllte.

Allein die schlichte Art dieser guten Frau, deren Bildung mehr Herzens- als Verstandessache war, die wol braven Bürgersinn besaß, aber jeder feineren Weltbildung entbehrte, würde doch nicht ausreichend gewesen sein, Kant zu dem scharfsinnigen und oft sogar witzigen Beobachter weiblichen Wesens zu machen, als der er sich in seinen Schriften zeigt. Dazu bedurfte es des Umganges mit Kreisen, in denen der feinere gesellschaftliche Ton hauptsächlich durch wahrhaft gebildete Frauen vermittelt wurde. Und auch einen solchen Umgang hat Kant genossen, namentlich als er in den Jahren 1746—1755 auf verschiedenen Gütern in der Nähe seiner Vaterstadt als Hauslehrer thätig war. So war es die Familie des Rittergutsbesitzers von Hülsen auf Hermsdorf bei Mohrungen, in der sich Kant so beliebt machte, daß die Söhne der Familie sich noch zu ihm hielten, als er längst an der Universität seiner Vaterstadt als Lehrer thätig war. Vor allen aber war es die Familie des Grafen Kayserling auf Rautenberg, in der Kant als Hauslehrer Gelegenheit hatte, zu erfahren, welchen Einfluß eine feine und vornehme Frau von glänzenden, aber nicht etwa blos bestechenden Eigenschaften auf das Glück ihrer Familie haben kann. Eine solche Frau war aber nach den übereinstimmenden Berichten von Kants Biographen die Gräfin Kayserling, eine geborene Reichsgräfin von Truchseß zu Waldburg, deren Persönlichkeit eine so hervorragende gewesen sein muß, daß sie damals als die Tonangeberin für die Gesellschaft der höheren Stände Königsbergs galt. In diese Kreise zog sie denn auch mit richtigem Takte unsern Philosophen, und der Einfluß, den sie selbst wie ihre ganze Familie auf ihn aus-

geübt hatten, bewirkte, daß Kant, so ungern er gewisse conventionelle Höflichkeitsformen ertrug, doch viel darauf hielt, überall in Handlung und Ausdruck sich als den fein gebildeten Mann zu zeigen, der jene Formen beherrschte, auch wo er sich ihnen nicht unterzog, und der sich ihnen wiederum gern und mit bewußter Absicht unterzog, wo er sie als verständigen Ausdruck eines inneren Adels zu deuten vermochte. Gerühmt wird sein Talent gefälliger Erzählung und einer Tischunterhaltung, bei der Gegenstände der Tagesgeschichte wie der Literatur und Wissenschaft, weniger der Kunst, in leichter und angenehmer Folge wechselten und auf eine, selbst minder gebildete Leute fesselnde Art erörtert wurden. Selbst Züge cavaliermäßiger Geistesgewandtheit und Zuvorkommenheit gegen die Frauen werden erzählt.

Noch eine Familie bleibt zu erwähnen, in der Kant Gelegenheit fand, die auf weiblicher Wirksamkeit beruhenden Annehmlichkeiten des Lebens kennen zu lernen. Denn obschon die Frau Oberförster Wobeser in Moditten bei Königsberg in Bezug auf hervorragende Eigenschaften mit der Gräfin Kayserling kaum dürfte in einer Reihe genannt werden, so bewies doch das Forsthaus zu Moditten, daß ein Mann von biederem Charakter und einer für die mannichfachsten geistigen Interessen empfänglichen Seele, wie der Oberförster war, in Gemeinschaft mit einer einfach und still in echter Weiblichkeit wirkenden Hausfrau wol eine Häuslichkeit einzurichten und zu verwalten im Stande ist, in der sich, wie im Forsthause zu Moditten, die besten und geistvollsten Königsberger Gelehrten, Kant insonderheit, zu versammeln pflegten.

Und doch dieser feingebildete, für die Geselligkeit und die Annehmlichkeiten des Lebens nicht unempfängliche Philosoph, dessen Umgang und Lebensweise vielfach zugleich einen offenen Sinn für die Schönheiten der Natur und nicht minder für die Vorzüge des anderen Geschlechts bekundet, ist trotzdem sein Leben hindurch unverheirathet geblieben. — Man darf ihm wegen dieses Umstandes aber schwerlich eine Unterschätzung der Bedeutung der Ehe, zumal nicht in ihrem sittlichen Werthe, Schuld geben wollen. Noch weniger ist anzunehmen, daß dies cölibatäre Leben Kants die Folge einer eigensinnigen Grille war. Schon die angeführten Thatsachen aus seinem geselligen Leben sprechen dagegen. Und der wahre Grund dafür, daß Kant stets unverheirathet blieb, liegt offenbar darin, daß er in den Jahren, wo für ihn das Eingehen der zartesten und innigsten Lebensgemeinschaft natürlich gewesen wäre, außer Stande war, eine Frau zu ernähren, daß er aber, als er dies vermochte, in zu hohem Alter stand, um eine solche brauchen zu können, wie er sich fast wörtlich etwas derbe darüber ausgesprochen haben soll. Er empfand also in den späteren Lebensjahren das Bedürfniß nach der Ehe nicht mehr ernstlich. Wol aber gestaltete er seine Häuslichkeit so, daß sich erkennen läßt, wie sehr er das, was er immerhin als Entbehrung fühlte, durch eine sehr eng an

sich gesessselte Bedienung und durch einen täglichen Kreis befreundeter Tischgenossen zu ersetzen suchte. Einen solchen versammelte er während der spätesten Lebensjahre in seinem eigenen Hause.

Wol mochte auch der Ehestand in dem höheren Lebensalter unserem Philosophen als ein Hinderniß erscheinen für die von ihm in demselben inne gehaltene strenge Beobachtung eines regelmäßigen häuslichen Lebens, die nicht sowol Folge der Charaktereigenschaften eines Sonderlings war als sie vielmehr durch verständige Rücksicht auf Kants mangelhafte Gesundheit, zumal im Verhältniß zu den hohen Anforderungen seines Berufes, wie er ihn auffaßte, erheischt wurde.

Den Ehestand zu erstreben, das hielt Kant für einen Wunsch, der an sich durchaus in einer sittlichen und natürlichen Nothwendigkeit begründet ist; aber Aufmunterungen dazu, die sich auf seine Person bezogen, konnte er aus den angedeuteten Gründen nicht vertragen, und als man einst den unpassenden Scherz bis zu einem zudringlichen Vorschlag getrieben hatte, verließ er unwillig die Gesellschaft. Dennoch stand er in den mittleren Jahren zwei Male nahe daran, sein eheloses Leben aufzugeben; aber die gedachten peinlichen Rücksichten ließen ihn in Folge des zu spät gefaßten Entschlusses die günstige Gelegenheit versäumen.

Wie Kant überhaupt wenig eifrig in seinem Briefwechsel war, so hat er auch mit Personen des schönen Geschlechts keinen solchen regelmäßig geführt. Andererseits aber sind uns besonders zwei Briefe an Frauen erhalten, die beide ein Zeugniß davon geben, daß er die Frauen überhaupt für würdig genug hielt, um auch mit ihnen über die wichtigsten Angelegenheiten des Herzens und Verstandes sich in ernster Weise zu unterhalten. Der eine Brief betrifft den Fall des Geisterssehers Swedenborg, über den unser Philosoph an ein Fräulein von Knoblauch schreibt, der andere ist ein unvergleichlich schöner Trostbrief, an Frau von Funk gerichtet in Folge des Ablebens ihres Sohnes, eines von Kant überaus geliebten und geschätzten Zuhörers.

Das sind die wichtigsten Thatsachen, die für Kants Umgang mit den Frauen von Bedeutung sind, und das Urtheil, welches wir aus *ihnen* über Kants Meinung von dem anderen Geschlechte gewinnen, wird bestätigt durch seine Aeußerungen über dieselben in seinen Werken. Liegen diesen Aussprüchen doch jene Thatsachen als die Erfahrungen, die er verwerthet hat, zum Grunde.

Es sind aber vorzugsweise zwei Schriften, die hier in Betracht kommen, erstlich Kants Schrift, die den Titel führt: „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" und sodann seine „Anthropologie".

Der zuerst genannten wenden wir uns zunächst und fast ausschließlich zu. Kant verfaßte sie in dem uns bereits bekannten Hause des Oberförsters Wobeser zu Moditten. Während der Sommerfrische des ländlichen Aufenthaltes im Jahre 1764 wurde sie daselbst leicht hingeworfen und

vollendet. — Sie strotzt von einer Fülle feinsinniger Bemerkungen über ästhetische und moralische Gegenstände und zeigt uns zugleich Kant als einen wahrhaften Virtuosen im Beobachten seelischer Zustände. Dabei ist die Schreibart geistreich, sind die Gedanken oft genial, und die Haltung des Ganzen ist frei von den Fesseln philosophischer Terminologie, wie denn dieser Aufsatz auch siebzehn Jahre dem Erscheinen des ersten epochemachenden Hauptwerkes von unserem Denker, der „Kritik der reinen Vernunft" vorangeht.

Kant schrieb die „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" vielmehr in einer Zeit nieder, wo er sich eingehend mit der englischen Philosophie beschäftigte, zumal mit deren Untersuchungen über Fragen der praktischen Weltweisheit, und er zeigt sich in derselben vielfach abhängig von englischen Einflüssen, aber er steht doch nicht blos *unter* denselben. Es liegt mehr an der leichten Darstellungsweise, als daran, daß es noch Kants Ueberzeugung sein könnte, wenn das Schöne und das Sittliche in dieser Abhandlung oft nicht streng geschieden werden. Es ist offenbar nach Kants eigener Meinung nicht der tiefste, sondern nur der fruchtbarste Gesichtspunkt, wenn er hier nicht sowol das Wesen des Schönen aus dem des Geistes und aus jener Formvollendung, bei der die Gestalt des Sinnlichen zum reinen Ausdrucke der Harmonie von jenem mit dem Stoffe geworden ist, herzuleiten sucht, als nach den subjectiven Eindrücken fragt und nach den besonderen einzelnen Gefühlen, durch welche das Schöne hervorgerufen wird. Denn wenn Kant den ersten Abschnitt der in Rede stehenden Schrift, der „von den verschiedenen Gegenständen" handelt, „die das Gefühl des Schönen und Erhabenen" in uns erwecken, mit der allgemeinen Bemerkung beginnt, daß jede Empfindung weniger durch die Natur der Gegenstände, welche diese Empfindung hervorrufen, als durch die Beschaffenheit des Subjects, welches dieser Empfindung inne wird, bedingt ist, so gesteht er von *den* Factoren, deren Producte die Empfindungen sind, dem auf Seite des Geistes gelegenen eine so überwiegende Bedeutung zu, wie sie die englische Philosophie gerade leugnete. Wol aber befindet sich diese wichtige Rolle, die hier dem Subjecte, welches das Schöne empfindet, bei Bewirkung des letzteren zugeschrieben wird, in Uebereinstimmung mit den Lehren der Kritik der reinen Vernunft und den späteren der auf diese fußenden Kritik der Urtheilskraft. Liegt doch in der Consequenz der ersteren die Ansicht, daß, wo Gewißheit der Erkenntniß erreicht werden soll, sich die Gegenstände nach der Vernunft, nicht aber diese nach den Gegenständen richten müsse.

Kant urtheilt nun insonderheit vom Gefühl des Schönen und Erhabenen unserer Schrift zufolge, daß es in einer gewissen angenehmen Rührung bestehe, letztere aber auf verschiedene Weise angenehm sei. Das Erhabene nämlich errege ein Wohlgefallen, das mit Staunen, ja selbst mit Grauen gemischt sei. Das Schöne aber veranlasse eine angenehme Empfindung, die fröhlich und lächelnd sei.

Das Erhabene hat dann des Weiteren nach Kant drei Arten: 1) das Schreckhaft-Erhabene, 2) das Edele und 3) das Prächtige. Wenn bei der ersten Art die Empfindung mit Grausen, ja Schwermuth verbunden sei, wie beim Eindrucke, den die tiefe Einsamkeit der Wüste hervorruft, so bringe das Edele wiederum eine ruhige Bewunderung hervor, z. B. der stolze Bau einer Pyramide; beim Prächtigen aber sei über einen erhabenen Plan der Oberfläche der Schimmer der Schönheit verbreitet (Peterskirche).

Nach näherer Begründung dieser allgemeinen Auseinandersetzungen behandelt Kant im zweiten Abschnitte die Eigenschaften des Erhabenen und Schönen am Menschen, und er kommt dann im dritten endlich auf das, was uns hier eigentlich angeht, zu sprechen, nämlich auf den Unterschied des Erhabenen und Schönen im Verhältniß der beiden Geschlechter.

Das weibliche Geschlecht bezeichnet Kant hier als das schöne, das männliche als das edele. Letzteres fällt damit unter das Erhabene.

Denn — so führt Kant des Näheren aus — die Gestalt des Weibes ist feiner, ihre Züge sind zarter und sanfter, ihre Miene im Ausdrucke der Freundlichkeit, des Scherzes und der Leutseligkeit bedeutender und einnehmender als beim männlichen Geschlechte.

Aber dies ist für unseren Philosophen das Geringste, worauf hier das Gewicht fällt, und auch all' dasjenige schlägt Kant nicht am höchsten an, „was man für die geheime Zauberkraft abrechnen muß, wodurch sie unsere Leidenschaft zu vortheilhaftem Urtheil für sie geneigt machen", sondern „vornehmlich" ... „liegen in dem Gemüthscharakter dieses Geschlechtes eigenthümliche Züge, die es von dem unseren deutlich unterscheiden und die darauf hauptsächlich hinauslaufen, sie durch das Merkmal des Schönen kenntlich zu machen."

Wenn wir Männer im Gegensatze dazu den Anspruch auf die Benennung des edelen Geschlechts erheben dürften, so solle das jedoch nicht so verstanden werden, „daß das Frauenzimmer" — welchen damals unanstößigen Ausdruck Kant in der Sprache seiner Zeit meist gebraucht — „edler Eigenschaften ermangelte oder daß das männliche Geschlecht der Schönheiten gänzlich entbehren müßte. Vielmehr erwartet man, daß ein jedes Geschlecht beide vereinbare, doch so, daß von einem Frauenzimmer alle anderen Vorzüge sich nur dazu vereinigen sollen, um den Charakter des Schönen zu erhöhen, welcher der eigentliche Beziehungspunkt ist, und dagegen unter den männlichen Eigenschaften das Erhabene als das Kennzeichen seiner Art deutlich hervorsteche." Hierauf müssen nach Kant alle Urtheile von diesen zwei Geschlechtern, sowol die rühmlichen als die des Tadels sich beziehen.

Was nun aber die Gemüthsart im Besonderen betrifft, so wird für ihn der behauptete Unterschied zunächst dadurch bestätigt, daß das Frauenzimmer ein starkes Gefühl für Alles, was schön, zierlich und geschmückt

ist, besitzt. „Schon in der Kindheit sind sie gerne geputzt und gefallen sich, wenn sie geziert sind. Sie sind reinlich und sehr zärtlich in Ansehung alles dessen, was Ekel verursacht. Sie lieben den Scherz und können durch Kleinigkeiten, wenn sie nur munter und lachend sind, unterhalten werden."

Geben wir soweit auch Kant Recht, so glauben wir doch, daß er in den folgenden Sätzen auf eine schönfärbende Weise das als Thatsache angibt, was nur ein auf Grund gewisser wirklich vorhandener Anlagen bei den Frauen durch Erziehung leichter zu erreichendes sittliches Ideal darstellt, wenn er nämlich also fortfährt: „Sie haben sehr früh ein sittsames Wesen an sich, wissen, sich einen feinen Anstand zu geben und besitzen sich selbst; und dieses in einem Alter, wenn unsere (scil. männliche) wohlerzogene Jugend noch unbändig, tölpisch und verlegen ist." Die deutschen Backfische werden nach diesen Aeußerungen gewiß alle Ursache haben, sobald sie herangewachsen sind, doch 'mal zuzusehen, ob der Verkündiger des kategorischen Imperativs wirklich ein so rigoristischer Mann ist, als welcher er oft mit Unrecht verschrieen wird.

Wenn diese Züge die sinnliche Seite des Frauengemüthes kennzeichnen und gewisse mit Unterstützung ihrer Vorzüge zu erzielende praktische Fertigkeiten, selbst sittliche Eigenschaften, so findet Kant denselben Gegensatz beider Geschlechter auch wieder in den intellectuellen und höheren Geistesanlagen.

„Das schöne Geschlecht," sagt er, „hat ebensowol Verstand als das männliche; es ist nur ein *schöner* Verstand, der unsrige soll ein *tiefer* Verstand sein, welches ein Ausdruck ist, der einerlei mit dem Erhabenen bedeutet."

Auf diese Eigenthümlichkeit des Frauenverstandes soll man auch bei der Erziehung der Mädchen Rücksicht nehmen. Kant fordert in dieser Beziehung Folgendes: „Bei der Gelegenheit, die man ihnen geben wolle, ihre schöne Natur auszubilden, muß man dieses Verhältniß jederzeit vor Augen haben. Man wird ihr gesammtes moralisches Gefühl und nicht ihr Gedächtniß zu erweitern suchen." Letzteres in überwiegender Weise bei dem Frauengemüthe anzustreben, hält Kant für verfehlt, und er sagt darüber: „Es scheint eine boshafte List der Mannspersonen zu sein, daß sie das schöne Geschlecht zu diesem verkehrten Geschmacke haben verleiten wollen. Denn wohl bewußt ihrer Schwäche, in Ansehung der natürlichen Reize desselben, und daß ein einziger schalkhafter Blick sie mehr in Verwirrung setze als die schwerste Schulfrage, sehen sie sich, sobald das Frauenzimmer in diesen Geschmack einschlägt, in einer entschiedenen Ueberlegenheit und sind in *dem* Vortheile, den sie sonst schwerlich haben würden, mit einer großmüthigen Nachsicht den Schwächen ihrer Eitelkeit aufzuhelfen. Der Inhalt der großen Wissenschaft des Frauenzimmers ist vielmehr der Mensch und unter den Menschen der Mann. Ihre Weltweisheit ist nicht Vernünfteln, sondern Empfinden."

Endlich bekundet sich selbst in den rein moralischen Eigenschaften der unterschiedene Charakter beider Geschlechter auf die im Vorangehenden angegebene Weise. Sogar „die Tugend des Frauenzimmers ist eine schöne Tugend", wie Kant sich ausdrückt, „die des männlichen Geschlechts aber soll eine edle Tugend sein. Die Frauen," sagt er weiter, — und wenigstens hinsichtlich der Bethätigung eines ihnen natürlichen moralischen Gefühles können wir dies ihm zugeben — „die Frauen," meint er also, „werden das Böse vermeiden, nicht weil es unrecht, sondern weil es häßlich ist, und tugendhafte Handlungen bedeuten bei ihnen solche, die sittlich schön sind: Nichts von Sollen, nichts von Müssen, nichts von Schuldigkeit." Denn Kant glaubt auf Grund seiner Beobachtung des weiblichen Verhaltens dies versichern zu können: „Dem Frauensinne sind alle Befehle und aller mürrische Zwang unleidlich. Sie thun etwas nur, weil es ihnen so beliebt, und die Kunst besteht darin, zu machen, daß ihnen nur dasjenige beliebe, was gut ist."

„Selbst viele von ihren Schwachheiten sind" — so dünkt es unseren nachsichtigen Philosophen — „so zu sagen, nur schöne Fehler. Beleidigung oder Unglück bewegen ihre zarte Seele zur Wehmuth. Der Mann muß niemals andere als großmüthige Thränen weinen. Die, so er in Schmerzen oder über Glücksumstände vergießt, machen ihn verächtlich."

„Die Eitelkeit, die man dem schönen Geschlechte so vielfältig vorrückt, wofern sie ja an demselben ein Fehler ist, so ist sie nur ein schöner Fehler." Denn die Frauen „beleben ... dadurch wirklich ihre Reize. Diese Neigung ist ein Antrieb, Annehmlichkeiten und den guten Anstand zu zeigen, ihren munteren Witz spielen zu lassen, ingleichen durch die veränderlichen Erfindungen des Putzes zu schimmern und ihre Schönheit zu erhöhen."

Dennoch bleibt diese Eitelkeit fehlerhaft und ein Uebermaß in ihr macht zur Närrin, das freilich nach Kant nicht eine so harte Bedeutung hat wie dasselbe Wort mit fehlender Endsilbe beim Manne.

„Wenn die Eitelkeit ein Fehler ist, der an einem Frauenzimmer sehr wohl Entschuldigung verdient, so ist das aufgeblasene Wesen an ihnen nicht allein sowie an Menschen überhaupt tadelhaft, sondern es verunstaltet gänzlich ihren Geschlechtscharakter."

Eitelkeit und Aufgeblasenheit sind also nach Kant durchaus und scharf auseinanderzuhalten. „Die erstere" — so bestimmt er ihr Wesen des Näheren — „sucht Beifall und ehrt gewissermaßen diejenigen, um deren willen sie sich diese Bemühung gibt; die zweite glaubt sich schon in dem völligen Besitze desselben, und indem sie keinen zu erwerben bestrebt, so gewinnt sie auch keinen."

„Dem Schönen ist nichts so sehr entgegengesetzt als der Ekel sowie nichts tiefer unter das Erhabene sinkt als das Lächerliche. Daher kann dem Manne kein Schimpf empfindlicher sein als daß er ein Narr und

einem Frauenzimmer, daß sie ekelhaft genannt werde." Kant glaubt dies Urtheil selbst dem der Engländer gegenüber, sofern man von der sittlichen Werthschätzung absehe, aufrecht erhalten zu sollen, die da meinen: „dem Manne könne kein Vorwurf gemacht werden, der kränkender sei als wenn er für einen Lügner, und dem Frauenzimmer kein härterer als wenn sie für unkeusch gehalten wird."

Wenn Kant hiernach die Reinlichkeit bei dem schönen Geschlechte zu den Tugenden vom ersten Range rechnet, so ist es natürlich, daß er schon vom Gesichtspunkte leiblicher Sauberkeit aus die Schamhaftigkeit gleich hochstellt. Trotzdem aber hebt er für die Nothwendigkeit dieser doch in erster Linie die Bewahrung der sittlichen Lauterkeit hervor, wenn er von ihr sagt: „Sie ist ein Geheimniß der Natur, sowol einer Neigung Schranken zu setzen, die sehr unbändig ist und, indem sie den Ruf der Natur für sich hat, sich immer mit guten sittlichen Absichten zu vertragen scheint, wenn sie gleich ausschweift. Sie ist demnach als ein Supplement der Grundsätze höchst nöthig; denn es gibt keinen Fall, da die Neigung so leicht zur Sophistin wird, gefällige Grundsätze zu erklügeln als hier. Sie dient aber zugleich, um einen geheimnißvollen Vorhang selbst vor die geziemendsten und nöthigsten Zwecke der Natur zu ziehen, damit die gar zu geheime Bekanntschaft mit denselben nicht Ekel oder zum mindesten Gleichgültigkeit veranlasse . . . . ." Diese Eigenschaft ist dem schönen Geschlechte, wie Kant betont, sogar „vorzüglich eigen und ihm sehr anständig".

Die edlen Eigenschaften des weiblichen Geschlechts, die jedoch, wie wir bereits von Kant gelernt haben, niemals das Gefühl des Schönen unkenntlich machen müssen, kündigen sich durch nichts deutlicher und sicherer nach ihm an als durch die Bescheidenheit, die er für „eine Art von edler Einfalt und Naivetät bei großen Vorzügen" erklärt. „Aus derselben leuchtet eine ruhige Wohlgewogenheit und Achtung gegen andere hervor, zugleich mit einem edlen Zutrauen auf sich selbst und einer billigen Selbstschätzung verbunden, die bei einer erhabenen Gemüthsart jederzeit anzutreffen ist. Indem diese feine Mischung zugleich durch Reize einnimmt und durch Achtung rührt, so stellt sie alle übrige schimmernden Eigenschaften wider den Muthwillen des Tadels und der Spottsucht in Sicherheit. Personen von dieser Gemüthsart haben auch ein Herz zur Freundschaft, welches an einem Frauenzimmer niemals kann hoch genug geschätzt werden, weil es so gar selten ist und so überaus reizend sein muß."

Hierin sind die wichtigsten Beobachtungen Kants erschöpft, durch welche er die Natur des Weibes kennzeichnet als eine sowol in physischer als auch in geistiger Hinsicht vom Charakter des Schönen bestimmte Erscheinung. Nicht nur die äußere Gestalt, sondern auch die Verstandeskräfte und sittlichen Eigenschaften des Weibes haben vorwiegend den Charakter des Schönen und Anmuthigen, während dieselben bei dem Manne

den des Erhabenen und Würdevollen, sowie insonderheit den des Edlen an sich tragen.

Unser Weiser erörtert in ferneren Betrachtungen des hier besprochenen Abschnittes seiner „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" auch die Verschiedenheit des Eindrucks, den die Gestalt und die Gesichtszüge des schönen Geschlechts auf das männliche machen. Wir begnügen uns hier, das anzuführen, was Kant über den Unterschied der schönen, der angenehmen und der reizenden Frau bemerkt. Er sagt: „Eine Frau, an welcher die Annehmlichkeiten, welche ihrem Geschlechte geziemen, vornehmlich den moralischen Ausdruck des Erhabenen hervorstechen lassen, heißt schön im eigentlichen Verstande, diejenige, deren moralische Zeichnung, sofern sie in den Mienen oder Gesichtszügen sich kenntlich macht, die Eigenschaften des Schönen ankündigt, ist annehmlich, und wenn sie es in höherem Grade ist, reizend. Die erstere läßt unter einer Miene von Gelassenheit und einem edlen Anstande den Schimmer eines schönen Verstandes aus bescheidenen Blicken hervorleuchten, und indem sich in ihrem Gesicht ein zärtlich Gefühl und wohlwollendes Herz abmalt, so bemächtigt sie sich sowol der Neigung als der Hochachtung eines männlichen Herzens, die zweite zeigt Munterkeit und Witz in lachenden Augen, etwas feinen Muthwillen, das Schäkerhafte der Scherze und schalkhafte Sprödigkeit; sie reizt, wenn die erste rührt, und das Gefühl der Liebe, dessen sie fähig ist, und welches sie anderen einflößt, ist flatterhaft, aber schön."

Kant hebt nicht mit Unrecht am selbigen Orte hervor, daß vom feineren Geschmacke im Allgemeinen den Erscheinungen, die bei näherem Umgange gewinnen, der Vorzug gegeben werde vor denen, die zwar im ersten Augenblick blenden, dann aber erkältend wirken.

Ueberdies warnt er davor, auf die äußeren Reize zu großen Werth zu legen. Man habe Ursache, in der Verfeinerung des zärtlichen Gefühls behutsam zu sein, wofern wir uns nicht durch übergroße Reizbarkeit nur viel Unmuth und eine Quelle von Uebeln erklügeln wollen. „Droht doch auch allen Reizen das Alter, der große Verwüster der Schönheit."

Gleichwol gehört die Frau, auch wenn sie altert, nach Kant immer noch zum schönen Geschlecht. „Eine bejahrte Person," sagt er, „welche mit einem sittsamen und freundlichen Wesen der Gesellschaft beiwohnt, auf eine muntere und vernünftige Art gesprächig ist, die Vergnügungen der Jugend, daran sie selbst nicht Antheil nimmt, mit Anstand begünstigt, und indem sie für Alles sorgt, Zufriedenheit und Wohlgefallen an der Freude, die um ihr vorgeht, verräth, ist noch immer eine feinere Person als ein Mann in gleichem Alter, und vielleicht noch liebenswürdiger als ein Mädchen, wiewol in einem anderen Verstande. An der Natur" — so fügt er mit einer ganz trefflichen allgemeinen Bemerkung hinzu — „an der Natur liegt es niemals, wenn wir nicht in einem guten Anstande erscheinen, sondern daran, daß man sie verkehren will."

Es folgen Erörterungen über den Einfluß, den ein Geschlecht auf das andere auszuüben vermag, um dessen Gefühl zu verschönern oder zu veredeln. Kant behauptet in dieser Beziehung u. A.: „Das Frauenzimmer hat ein vorzügliches Gefühl für das Schöne, sofern es ihnen selbst zukommt, aber für das Edle, insoweit es am männlichen Geschlechte angetroffen wird. Der Mann dagegen hat ein entschiedenes Gefühl für das Edle, das zu seinen Eigenschaften gehört, für das Schöne aber, insofern es an dem Frauenzimmer anzutreffen ist. Daraus muß folgen, daß die Zwecke der Natur darauf gehen, den Mann durch die Geschlechterneigung noch mehr zu veredeln und das Frauenzimmer durch eben dieselbe noch mehr zu verschönern."

Ueber das Verhältniß, in dem diese Neigung ihren Gipfel erreicht, äußert er sich in folgender beachtenswerthen und zugleich ebenso wahren wie durchaus würdigen Weise:

„In dem ehelichen Leben soll das vereinigte Paar gleichsam eine einzige moralische Person ausmachen, welche durch den Verstand des Mannes und den Geschmack der Frauen belebt und regiert wird. Denn nicht allein, daß man jenem mehr auf Erfahrung gegründete Einsicht, diesen aber mehr Freiheit und Richtigkeit in der Empfindung zutrauen kann, so ist eine Gemüthsart, je erhabener sie ist, auch um desto geneigter, die größte Absicht der Bemühungen in der Zufriedenheit eines geliebten Gegenstandes zu setzen, und andererseits je schöner sie ist, desto mehr sucht sie durch Gefälligkeit diese Bemühung zu erwidern. Es ist also in einem solchen Verhältniß ein Vorzugsstreit läppisch, und wo er sich ereignet, das sicherste Merkmal eines plumpen oder ungleich gepaarten Geschmackes. Wenn es dahin kömmt, daß die Rede vom Rechte des Befehlshabers ist, so ist die Sache schon äußerst verderbt; denn wo die ganze Verbindung eigentlich nur auf Neigung errichtet ist, da ist sie schon halb zerrissen, sobald sich das Sollen anfängt hören zu lassen. Die Anmaßung des Frauenzimmer in diesem harten Tone ist äußerst häßlich und des Mannes im höchsten Grade unedel und verächtlich. Indessen bringt es die weise Ordnung der Dinge so mit sich, daß alle diese Feinheiten und Zärtlichkeiten der Empfindung nur im Anfange ihre ganze Stärke bewahren, in der Folge aber durch Gemeinschaft und häusliche Angelegenheit allmählich stumpfer werden, und dann in vertrauliche Liebe ausarten, wo endlich die große Kunst darin besteht, noch genugsame Reste von jenen zu erhalten, damit Gleichgültigkeit und Ueberdruß nicht den ganzen Werth des Vergnügens aufheben, um dessen willen einzig und allein es verlohnt hat, je eine solche Verbindung einzugehen."

Daß die Ehe auch eine mehr äußerliche Seite hat und daß, wenn sie nur von dieser aus in ihrer rechtlichen Bedeutung aufgefaßt wird, ihr Begriff ebenfalls weniger erhabene und schöne, ja zum Theil sogar etwas sinnliche Bestimmungen enthalten muß, ist selbstverständlich und für sich

klar. Einen solchen Begriff gibt uns Kant von der Ehe in seiner Rechtslehre, wo dieselbe in ihrer Wichtigkeit für den Staat und die bürgerliche Gesellschaft und rücksichtlich des Interesses derselben an der Erhaltung der Gattung erörtert wird. Allein wer die hier vorgetragenen Bemerkungen über die Ehe (zumal trotz des Umstandes, daß Kants Ausdrucksweise für jeden der Gesichtspunkte, unter dem er jedes Mal etwas behandelt, durchaus angemessen und deshalb an diesem Orte etwas derbe erscheint) für die die Sache erschöpfenden nehmen wollte, würde unserem Philosophen sehr Unrecht thun. Er würde eben vergessen, daß der Begriff eines Gegenstandes verschieden ist je nach dem Gesichtspunkte, von welchem er erfaßt wird, und daß Kant nicht nur in seinen „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen", sondern auch noch in seinen spätesten Werken das eheliche Verhältniß zugleich in seiner sittlichen und inneren Bedeutung stets voll und ganz zu würdigen gewußt hat. Das gilt z. B. von der „Metaphysik der Sitten" aus dem Jahre 1797 und der „Anthropologie in pragmatischer Absicht", einer der letzten Schriften Kants, die er 1798, d. h. sechs Jahre vor seinem Tode abgefaßt hat.

Die „Anthropologie" ist nach Kant eine Lehre von der Kenntniß des Menschen. Eine solche als Weltkenntniß sei alsdann pragmatisch, wenn sie Erkenntnisse des Menschen als eines Weltbürgers enthält. Sie geht nicht, wie die physiologische, auf die Erforschung dessen, was die Natur, sondern auf das, was er, der Mensch, als frei handelndes Wesen aus sich selber macht oder machen kann und soll. Kant gliedert sie in zwei Haupttheile:

I. Von der Art, das Innere sowol als das Aeußere des Menschen zu erkennen und
II. von der Art, das Innere des Menschen aus dem Aeußeren zu erkennen.

Wie aller kritischen Betrachtung Kants die Eintheilung der Gemüthsvermögen in Erkennen, Fühlen und Begehren zu Grunde liegt — welche drei Fähigkeiten, in bestimmter Richtung zur Thätigkeit erregt zu werden, für Kant derartig unterschiedene Grundkräfte sind, die auf der Natur des Geistes als eines Allgemeinen und auf dem Verhältnisse desselben zum Besonderen bei seiner seelischen Bethätigung in diesem beruhen: so handelt er auch das Thema des I. Theiles ab in Bezug auf das Erkenntnißvermögen, das Gefühl der Lust und Unlust und auf das Begehrungsvermögen. Hier aber sind es nur ganz zerstreute Bemerkungen, welche die Natur der Frauen betreffen.

Im zweiten Theile jedoch werden folgende Gegenstände besprochen: 1) Der Charakter der Person, 2) der des Geschlechts, 3) der des Volks und 4) der der Gattung d. i. der Menschheit als solcher.

Der zweite dieser Abschnitte berührt somit ausführlich unseren Gegenstand. Kant geht in ihm von folgender Bemerkung aus:

„In alle Maschinen, durch die mit kleiner Kraft ebenso viel ausgerichtet werden soll als durch andere mit großer, muß Kunst gelegt sein. Daher kann man schon zum voraus annehmen, daß die Vorsorge der Natur in die Organisation des weiblichen Theiles mehr Kunst gelegt haben wird als in die des männlichen, weil sie den Mann mit größerer Kraft ausgestattet hat als das Weib, um beide zur innigsten leiblichen Vereinigung, doch auch als vernünftige Wesen zu dem ihr am meisten angelegenen Zwecke, nämlich der Erhaltung der Art zusammen zu bringen."

Zur Einheit und Unauflöslichkeit einer Verbindung sei das beliebige Zusammentreten zweier Personen nicht hinreichend; „ein Theil mußte dem anderen unterworfen und wechselseitig einer dem anderen irgendworin überlegen sein, um ihn beherrschen oder regieren zu können: .... der Mann dem Weibe durch sein körperliches Vermögen und seinen Muth, das Weib aber dem Manne durch ihre Naturgabe, sich der Neigung des Mannes zu ihr zu bemeistern. So sei es wenigstens im Fortgange der Cultur; im noch uncivilisirten Zustande sei freilich die Ueberlegenheit blos auf Seite des Mannes."

Im bürgerlichen Zustande aber „gibt sich das Weib dem Manne nicht ohne Ehe hin und zwar die der Monogamie."

Man könne nur dadurch, daß man nicht, was wir uns zum Zwecke machen, sondern was Zweck der Natur bei Einrichtung der Weiblichkeit war, als Princip brauche, zu der Charakteristik dieses Geschlechts gelangen, und da dieser Zweck selbst vermittelst der Thorheit des Menschen doch der Naturabsicht nach Weisheit sein muß, so werden diese ihre muthmaßlichen Ziele auch das Princip derselben anzugeben dienen können. Sie sind aber 1) Erhaltung der Art und 2) die Cultur der Gesellschaft und Verfeinerung derselben durch die Weiblichkeit.

Ueber beide macht Kant gute Bemerkungen, die aber am besten und geschmackvollsten bei ihm selbst nachgelesen werden mögen.

Interessant sind einzelne seiner zerstreuten Anmerkungen, die er diesen Ausführungen hinzufügt, z. B. folgende:

„Die Frau will herrschen, der Mann beherrscht sein (vornehmlich in der Ehe). Daher die Galanterie der alten Ritterschaft. — Die Frau setzt früh in sich selbst Zuversicht zu gefallen, der Jüngling besorgt immer zu mißfallen und ist daher in Gesellschaft der Damen verlegen (genirt)."

„Das Weib ist weigernd, der Mann bewerbend, ihre Unterwerfung ist Gunst. — Die Natur will, daß das Weib gesucht werde; daher mußte jenes selbst nicht so delicat in der Wahl nach Geschmack sein als der Mann, den die Natur auch gröber gebaut hat, und der dem Weibe schon gefällt, wenn er nur Kraft und Tüchtigkeit zu ihrer Vertheidigung in seiner Gestalt zeigt."

„Was die gelehrten Frauen betrifft, so brauchen sie" — sagt Kant — „ihre Bücher etwa so, wie ihre Uhr, nämlich sie zu tragen, damit

gesehen werde, ob sie eine haben, ob sie zwar gemeiniglich still steht oder nicht nach der Sonne gestellt ist." Von dem verlobten Mädchen hat unser Philosoph das, was hiernach offenbar von allen Frauen hinsichtlich des Uhrentragens gelten soll, nicht behauptet, und er würde es auch nicht gekonnt haben. Denn die glückliche Braut, falls sie eine Uhr besitzt oder auch nur Gelegenheit, über eine solche zu verfügen, hat, pflegt sie womöglich vorzustellen, um den selbst stets pünktlich erscheinenden Bräutigam dennoch zu schelten mit den gern gehörten Worten: „Du kommst ja so spät!"

„Weibliche Tugend oder Untugend", sagt Kant des Weiteren, „ist von der männlichen nicht sowol der Art als der Triebfeder nach sehr unterschieden. Sie soll geduldig, er muß *duldend* sein. Sie ist *empfindlich*, er empfindsam. Des Mannes Wirthschaft ist Erwerben, die des Weibes Sparen."

Indem Kant praktische Folgerungen dieser Auffassungen berührt stellt er allgemein dies auf:

„Das weibliche Geschlecht muß sich im Praktischen selbst ausbilden und disciplinireu; das männliche versteht sich darauf nicht."

Was einzelne Bestimmungen angeht, so bemerkt er auch hier wiederum über die Ehe sehr schön: „Das Weib wird durch die Ehe frei, der Mann verliert dadurch seine Freiheit." Er meint dies vorzugsweise auch in diesem besonderen Sinne, daß jenes nur in der Ehe den ihrer Natur entsprechenden Beruf, den sie in der Familie hat, ganz und voll zu erfüllen im Stande ist, während der Mann, gerade als Unverheiratheter, die für seinen bürgerlichen Lebensberuf nöthige Zeit ungetheilt besitzt und in diesem vielfach ungehemmt ist durch die mannichfachen Beschwerden und Hindernisse, die für denselben insonderheit eben der *Ehestand* mit sich bringt.

Kant fragt auch: „Wer soll denn den oberen Befehl im Hause haben?" „Denn nur Einer könne es doch sein, der alle Geschäfte in einen mit diesen seinen Zwecken übereinstimmenden Zusammenhang bringt." Und er antwortet: „Ich würde in der Sprache der Galanterie (doch nicht ohne Wahrheit) sagen: Die Frau soll herrschen und der Mann regieren; denn die Neigung herrscht und der Verstand regiert. — Das Betragen des Ehemannes muß zeigen, daß ihm das Wohl seiner Frau vor allem Anderen am Herzen liege. Weil aber der Mann am besten wissen muß, wie er stehe und wie weit er gehen könne, so wird er, wie ein Minister, seinem blos auf Vergnügen bedachten Monarchen, der etwa ein Fest oder den Bau eines Palais beginnt, auf diesen fürstlichen Befehl zuerst seine schuldige Willfährigkeit dazu erklären, nur daß z. B. für jetzt nicht Geld genug im Schatze sei, daß gewisse dringendere Nothwendigkeiten zuvor abgemacht werden müssen u. s. w., so daß der höchst gebietende Herr alles thun kann, was er thun will, doch mit dem Umstande, daß diesen Willen ihm sein Minister an die Hand gibt."

Es bleibt nur übrig, schließlich Kants Ansichten über die Bildung und Erziehung der Frauen mitzutheilen. Voran stelle ich seinen Ausspruch in einer Anmerkung zu den „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen", daß er Rousseaus Wort um alles nicht gesprochen haben möchte, der da behaupte: „daß ein Frauenzimmer niemals etwas mehr als ein großes Kind werde". „Allein," so wendet Kant ein — und er glaubt jene verwegene Meinung dadurch zugleich einzuschränken — „der scharfsinnige Schweizer schrieb dieses in Frankreich und vermuthlich empfand er, als ein so großer Vertheidiger des schönen Geschlechtes, es mit Entrüstung, daß man demselben nicht mit mehr wirklicher Achtung daselbst begegnet."

Was nun des Näheren die allgemeine Ansicht über Frauenbildung und -erziehung betrifft, so will Kant, wie wir es bereits früher angedeutet haben, daß der dem weiblichen Geschlechte natürliche Charakter des Schönen auch bei der Erziehung gewahrt und ihm sorgsam Rechnung getragen werde. Sogar die in's Einzelne gehenden Ausführungen darüber beruhen ebenfalls auf der für jene Forderung geltend gemachten und uns schon bekannten Ueberzeugung, daß auch der Verstand der Frauen ein schöner sei, während der der Männer ein tiefer sein soll. Dieselben enthalten zugleich im Einzelnen noch Manches, was zu sehr interessanten Folgerungen führen würde in Bezug auf die sociale Stellung der Frauen und auf ihre Ausbildung für eine selbständige und von der Familie unabhängige Wirksamkeit in der bürgerlichen Gesellschaft. Um nun die dahin gehörigen Aeußerungen unseres Weisen nicht irrig zu deuten und die Wahrheit in denselben eben dadurch festzustellen, daß wir sie auf das rechte Maß zurückführen, muß ich jedoch eine eigene Bemerkung vorausschicken. Kant würde sie in seiner Weise vielleicht selbst gemacht haben, wenn er jene hier in Betracht kommenden Erfahrungen, die aus unseren gesellschaftlichen Zuständen hervorgehen, in solchem Grade vor Augen gehabt hätte

Ich meine Folgendes: Wenn Jemand, wie es Kant thut, die Meinung hegt, daß der Verstand der Frauen von Haus aus eine andere Anlage zeige als der der Männer, so kommt dies freilich darauf hinaus, daß selbst für die geistigen Kräfte beider Geschlechter eine qualitativ und wesentlich verschiedene Begabung vorauszusetzen sei. Und es dürfte doch die Erfahrung auch wol thatsächlich dafür sprechen, daß beispielsweise Verstand und Verstand nicht immer einerlei sei, daß er oft nicht blos dem Grade und der Stärke nach verschieden erscheint, sondern daß zumal das Mischungsverhältniß der Gemüthskräfte, welches sich in den Unterschieden der Temperamente und in anderen von der Geburt an mitgegebenen leiblichen und seelischen Bestimmtheiten darstellt, auch Art-Unterschiede des Verstandes zur Folge haben wird und so insonderheit ein solcher zwischen männlichen und weiblichen Verstandeskräften vorhanden sein mag. Wenn aber auch somit die angeborenen Unterschiede der Seelenkräfte wesentlich

auseinandergehende Befähigung für gewisse Leistungen des Verstandes bedingen, so ist im Sinne Kants doch jede solche Naturbeschaffenheit lediglich eine relative und nur in bestimmter Rücksicht bedeutsame, keine absolute und unbedingt geltende Schranke. Denn Niemand hat so wie er — Fichte etwa ausgenommen — die Macht jener Grundkraft des Gemüthes anerkannt, die ihrem Wesen nach alle Bestimmtheit durch anderes von sich ausschließt und die Selbständigkeit des Geistes und seine sittliche Stärke als etwas vor aller Naturbestimmtheit Liegendes offenbart. Diese Grundkraft ist der reine Wille, der ursprünglich frei, dem Geiste auch in jeder anderen Beziehung diejenige Selbständigkeit wieder zu erringen vermag, welche ihm, bei der Besonderung in seelische Individuen, eben nur vorübergehend verloren gegangen sein kann. Durch Innewerden seiner geistigen Selbständigkeit im reinen Wollen vermag jeder Mensch alle Naturbestimmtheit — sei es sinnliche oder intellectuelle — zu überwinden. Daher wird auch die Frau im Stande sein, all' das, was dem weiblichen Verstande an sich weniger angemessen erscheint, wenn es von ihr mit sittlichem Ernste ergriffen und in den Dienst ethischer Zwecke gestellt wird, in einer solchen Weise zu adeln, daß es nicht mehr als unweiblich befunden zu werden vermag. Eben darum geben wir gerne zu, daß manche von jenen der lediglich natürlichen Bestimmung der Frau weniger angemessenen und ihr weniger zusagenden Wirkungsarten dennoch von derselben mit gutem Fuge erfaßt und mit lohnendem Erfolge wird durchgeführt werden können, wenn sie ihr mit solchem moralisch geläuterten Eifer sich widmet, der die für ihre Gemüthsart von Haus aus vorliegenden Verstandesschwierigkeiten bewältigt. In der Weise müssen die Frauen aber jedenfalls solchen Berufsarten obliegen, daß man sieht, wie das ihnen sich hingebende weibliche Gemüth mit dieser Pflichterfüllung nicht nur nicht prahlt, sondern sogar trotz der anerkennenswerthen Bereitwilligkeit zur Uebernahme derselben das Lob derselben eher ablehnt als herausfordert und trotz der Freudigkeit an dieser Thätigkeit doch die klare Einsicht durchblicken läßt, daß es die natürlichste und eigentlichste Aufgabe seines Geschlechtes wohl begreift, ob es gleich der Lösung einer anderen nicht blos nothgedrungen sich hingibt. — Bedenken wir dies, so werden wir unter Voraussetzung der hier bezeichneten Einschränkungen im Uebrigen der Hauptsache nach immerhin das anzuerkennen vermögen, was Kant über die intellectuelle Anlage der Frau sowie über die ihr entsprechende Erziehung und Berufsart äußert.

„Zur Schönheit aller Handlungen" — so urtheilt er in den „Beobachtungen u. s. w." — „gehört vornehmlich, daß sie Leichtigkeit an sich zeigen und ohne peinliche Bemühung scheinen vollzogen zu werden; dagegen Bestrebungen und überwundene Schwierigkeiten Bewunderung erregen und zum Erhabenen gehören. Tiefes Nachsinnen und eine lange fortgesetzte Betrachtung sind edel, aber schwer, und schicken sich nicht wohl für

eine Person, bei der ungezwungene Reize nichts anderes als eine schöne Natur zeigen sollen."

„Mühsames Lernen oder peinliches Grübeln, wenn es gleich ein Frauenzimmer darin hoch bringen sollte, vertilgen die Vorzüge, die ihrem Geschlechte eigenthümlich sind. — Ein Frauenzimmer, das den Kopf voll Griechisch hat, wie die Frau Dacier, oder über die Mechanik gründliche Streitigkeiten führt, wie die Marquise von Chatelet, mag nur immerhin noch einen Bart dazu haben; denn dieser würde vielleicht die Miene des Tiefsinnes noch kenntlicher ausdrücken, um den sie sich bewerben."

„Der schöne Verstand wählt zu seinem Gegenstande Alles, was mit dem feineren Gefühle mehr verwandt ist und überläßt abstracte Speculationen oder Kenntnisse, die nützlich aber trocken sind, dem emsigen, gründlichen und tiefen Verstande."

„Das Frauenzimmer wird demnach keine Geometrie lernen," aber „Gefühl für Schildereien vom Ausdrucke und für die Tonkunst, nicht insofern sie Kunst, sondern Empfindung äußert, alles dieses verfeinert oder erhebt den Geschmack dieses Geschlechts und hat jederzeit einige Verknüpfung mit sittlichen Regungen. Niemals ein kalter und speculativer Unterricht, jederzeit Empfindungen, und zwar die so nahe wie möglich bei ihrem Geschlechtsverhältnisse bleiben. Diese Unterweisung ist darum so selten, weil sie Talente, Erfahrung und ein Herz voll Gefühl erfordert, und jeder anderen kann das Frauenzimmer sehr wohl entbehren, wie es denn auch ohne diese sich von selbst gemeiniglich sehr wohl ausbildet."

Wie gesagt, wir würden Kant nicht beistimmen, falls diese Aeußerungen so zu verstehen wären, daß die Frau von der höheren Bildung ausgeschlossen sein soll. Dann würde ja auch die Ehe nur ein künstliches Band zwischen ungleichartigen Gliedern herstellen können ohne Zuverlässigkeit und Bestand, was denn doch durch eine Reihe, Gott sei Dank, herrlicher Erfahrungen für Jeden widerlegt wird. Das will aber unser Weiser auch eigentlich gar nicht sagen, sondern es kommt ihm im Wesentlichen nur darauf an, daß diese höheren Kenntnisse dem Weibe nicht als wissenschaftliche Untersuchung, sondern mehr in der Gestalt des Schönen, weniger zugleich mit ihren Gründen als nur in den Ergebnissen, daher hauptsächlich als Gefühlsbildung und in Beziehung zur Eigenthümlichkeit ihres Geschlechts ihnen mitgetheilt werden.

Daß dies der in erster Linie zu beachtende Gesichtspunkt sei, darin hat Kant unzweifelhaft Recht; daß er im Grunde mit seiner Forderung nicht weiter gehen will, bezeugt auch der Umstand, daß eine seiner spätesten Schriften, die ein Jahr vor seinem Tode, also 1803, von Rink herausgegebene „Pädagogik", die offenbar überall nur das Kindesalter und die Jahre vor den Anfängen der näheren schulmäßigen Vorbildung zur Wissenschaft im Auge hat, auch hinsichtlich der intellectuellen Erziehung gar keinen wesentlichen Unterschied zwischen beiden Geschlechtern

macht, während sie in Bezug auf gewisse physische und zugleich moralische Punkte den Gegensatz doch ausdrücklich betont hat.

Kant urtheilte überhaupt so: Was auf der einen Seite eine Schwäche des Weibes und ein Mangel sei, eben das gerade sei auf der anderen ein Vorzug und seine Stärke. So sei es zwar bürgerlich unmündig, d. h., wie er in der „Anthropologie" sagt, es habe eine Stellvertretung seiner Person nöthig, nicht wegen Unreife des Alters, sondern weil es nach Lage der bürgerlichen Einrichtungen zum eigenen Gebrauche seines Verstandes oftmals ungeeignet sei. „Das Weib," sagt Kant ebenda, „in jedem Alter wird für bürgerlich unmündig erklärt; der Ehemann ist ihr natürlicher Curator." — Denn „es können die Frauen, so wenig es ihrem Geschlechte zusteht, in den Krieg zu ziehen, ebenso wenig ihre Rechte persönlich vertheidigen und staatsbürgerliche Geschäfte für sich selbst, sondern nur vermittelst eines Stellvertreters treiben, und diese gesetzliche Unmündigkeit in Ansehung öffentlicher Verhandlungen macht sie in Ansehung der häuslichen Wohlfahrt nur desto vermögender; weil hier das Recht des Schwächeren eintritt, welches zu achten und zu vertheidigen sich das männliche Geschlecht durch seine Natur schon berufen fühlt."

Hiermit — so dünkt mich — hat Kant das Wahre und den Kern der Sache getroffen. Denn jenes Recht des Schwächeren bedeutet in seiner Sprache nur das einer äußeren Schwäche, die jedoch dazu dient, auf eine eigenthümlich innere Begabung des Weibes recht deutlich hinzuweisen.

Diese, d. h. sein Beruf für die Familie, ist darum zugleich eine das Weib auszeichnende Kraft und Würde. Wir müssen an Stelle jenes Rechtes des äußerlich Schwächeren in unserer Ausdrucksweise vielmehr das Recht einer eigenthümlich inneren Stärke setzen, die der Vorzug und Stolz der Frau ist und sogar so gebietend auftritt, daß der Mann selbst seine größere äußere Kraft willig in ihren Dienst stellt und keine Verletzung jener duldet.

Fassen wir Alles zusammen, so hat Kant, wie ich meine, nicht nur über die übrigen wichtigen Interessen, sondern auch über die als sogenannte Frauenfrage bezeichnete und unsere Zeit ernstlichst beschäftigende Angelegenheit schöne und klare Aussprüche gethan, — solche, durch die wir, gleichsam wie mittels eines Compasses, uns vielfach gut und sicher im unruhigen Gewoge der Tagesmeinungen orientiren können.

Der große Weise von Königsberg, ein unbestrittener Meister in Behandlung der tiefsten und gelehrtesten Fragen vieler Einzelwissenschaften, vor Allem aber der philosophischen Grundwissenschaft, erscheint somit auch als ein trefflicher und umsichtiger Berather in bedeutsamen Verhältnissen, welche das praktische Leben unmittelbar betreffen. Zu diesen aber werden stets jene Interessen gehören, welche von der Männerwelt, zumal von der verheiratheten, mit einer im Allgemeinen gewiß wohl begründeten Höflichkeit bezeichnet werden als die Angelegenheiten ihrer besseren Hälfte.

Bilder aus Deutschlands Kriegsmarine.

Von

Bernhard Wagener.

— Kiel. —

TAYLOR INST. OXFORD

Vorgedanken.

Hast Du das Meer gesehen? War's Feiertag über den Gewässern, spiegelnde Sonnengluth, Lämmerwolken am Horizonte, schwirrende Insecten am Waldsaume, das Murmeln der Wellen am Strande wie die Athemzüge einer Schlummernden? Oder hast Du gesehen, wie Sturm und Meer geschwisterlich ihren Aufruhrreigen tanzten, wie zerrissenes Gewölk an der fahlgelben Mondscheibe vorüberflieht, wie zerstiebende Wasserfluthen strandaufwärts lecken, jede neue Woge höher hinauf und wie das Gebrüll dieser Ungeheuer vergebens sich müht, die pfeifenden, knatternden, zischenden Accorde des Orkanes zu übertosen?

Wenn Du am Strande wohnst, sind es vertraute Bilder, die ich Dir vor die Seele führe; wenn Du aber Dein Heim gegründet hast im Sande der Binnenlandsebene oder an den waldreichen Hängen unserer Berge: wie oft hat schon die Sehnsucht an Dein Herz gepocht, einmal, nur einmal diese irdische Unendlichkeit sehen zu dürfen, dann aber nicht im Schlummer des Friedens: im heulenden Aufruhr!

Der Binnenländer, dem es seine Mittel erlauben, im Hochsommer einige Wochen am kühler angehauchten Seestrande zu verträumen, ist wol die einzige Menschenklasse, der mit einem gründlichen Sturme auf dem Meere noch gedient ist; der Seemann hat zwar unter gewissen Vorbedingungen Nichts dagegen einzuwenden, aber eine „steife Brise" ist ihm lieber; der Küstenbewohner hat allerlei Grund zu Besorgniß, zumal, da das Reich mit der Einführung einer Strandungsordnung das alte Gebet: „Gott segne den Strand!" unter die indifferenten Dinge verwiesen hat.

Aber für die bloße Neugierde des Touristen hat das Meer Nichts, als ein nachsichtiges Lächeln; Du kannst mit den ersten zehn Graden Wasserwärme, die übrigens höchstens uns Salzwassergewöhnten zugemuthet werden dürfen, an unsere Küsten ziehen und mit Storch und Schwalbe von dannen gehen, und es wäre ein seltener Glücksfall, wenn Du aus eigener Anschauung einen rechten Begriff von Meereswellen und Sturmesgetobe bekommen hättest. Aber im Herbste und im Frühling, da ist es, wo die elementaren Kräfte ihren Umgang halten; da kann es Dir begegnen, daß Dich am sicheren Strande, angesichts der brüllenden Gewässer, derselbe Schwindel erfaßt, mit dem Du von Thurmeshöhe herabschaust oder daß der irrende Blick vergebens einen Punkt sucht, in dem Himmel, Wasser und Erde sich scheiden.

Was Dir am Ufer ein Schauspiel scheint, ist dem Seemann ein tiefernstes Ereigniß; nicht, daß ihn die Furcht beschleicht, aber selbst das Bewußtsein, jeder Pflicht genügt zu haben, welche die Sicherheit seines Fahrzeuges fordert, vermag den Gedanken nicht zu bannen, daß alles Menschenwerk der Einwirkung natürlicher Kräfte nur auf Zeit widerstehen kann und daß überall im trügerischen Elemente unsichtbare Gefahren lauern, jede bereit, das Verderben zu bringen.

Welcher Dichter die Poesie des Seelebens zuerst erfunden hat, ist mir nicht bekannt, aber daß sie eine der gewagtesten Erfindungen ist, zu denen sich Unkenntniß und lebhafte Phantasie verirren kann, glaube ich verbürgen zu dürfen. Im Seeleben gibt es absolut Nichts, was an Poesie erinnert; der Sturm ist keine Poesie, sondern Kampf und harte Arbeit; ein Stillleben an Bord bei Sonnenschein und gutem Segelwind ist keine Poesie, sondern die Zeit des Zeugflickens, Segelausbesserns, Deckscheuerns; der Aufenthalt in überseeischen Häfen ist keine Poesie, denn der Seemann kommt nur in homöopathischen Dosen von Bord und dann nur bis in das nächste Wirthshaus. Aber etwas Anderes ist es, was der Seemann vor vielen menschlichen Beschäftigungen voraus hat: das ist der ewige Kampf mit der Gefahr, das Bewußtsein, daß der Tod, oft als ein sagenhaftes Seegespenst, auf jedem Gallionsbilde reitet, daß kein Morgen dämmern wird, ehe der junge Tag nicht wirklich aus vergoldeten Wolkensäumen hervorlacht. Was einen großen Theil unserer männlichen Jugend zum Seeleben verlockt, ist entweder eine betrogene Sehnsucht nach unbekannten Wundern, welche ihren Reiz unter der steten Gesellschaft der Gefahr bald verlieren, oder das Ueberquellen der jugendlichen Kraft, welcher die Schranken der alltäglichen Lebensgewohnheit zu enge werden; endlich auch und nicht zum kleineren Theile die Tradition, das vom Vater erlernte Gewerbe, die Noth des Tages, der Instinct, der am Theergerüche und am Salzwasser haftet, dasselbe Heimatsgefühl, das den Bergbewohner stets in seine Felsenthäler zurückzieht.

Das Meer fesselt die Phantasie, wie alles Erhabene, an das unsere

Bewunderung sich zagend wagt: wer es niemals sah, der müht sich vergebens im Traume, ein Endloses zu denken, und wer je auf uferlosen Wellen schwamm, inmitten des Himmels, den hält das unendliche Meer an allen Fasern seines Herzens für immer gefangen!

Aber es ist mehr, als die Sehnsucht nach dem Unbekannten, was den Binnenländer, insbesondere den Deutschen, zum Meere zieht oder ihm aus der Ferne her Theilnahme abnöthigt für unser Seeleben: es sind nationale Erinnerungen und nationale Hoffnungen, die ihren Schauplatz auf der Salzfluth suchen. Deutschlands Hansazeit und unser heutiger Seehandel, des großen Kurfürsten Kriegsmarine und die schwarz-weiß-rothe Flagge mit Preußens Adler, die heute von hundert Gaffeln weht! Vor Jahrhunderten hat Deutschlands Handel den Erdkreis umspannt, friedlich oder in Wehr und Waffen, und heute würde vergeblich der Hafen gesucht werden, in dem die deutsche Handelsflagge nicht Heimatsrechte besäße; zwei Jahrhunderte rückwärts war es das kleine Chur-Brandenburg, das den rothen Adler im weißen Felde an Afrikas Küsten wehen ließ, und heute?

Wenn man, wie ich, mitten in einer Situation sich befindet, gewissermaßen verwachsen ist mit der Sache, um die es sich handelt, wird man nach allgemeinen Erfahrungssätzen gut thun, sich eines Urtheiles zu enthalten; nicht weil man schonendes Verschweigen für empfehlenswerth hielte, sondern weil man Grund hat, dem eigenen Urtheile zu mißtrauen, jedenfalls bei seinen Lesern den Glauben an eine unbefangene Kritik nicht voraussetzen darf.

Aber das deutsche Volk, in dem der nationale Gedanke nach schweren und mehr als ein Säculum alten Kämpfen in einer Weise zum Durchbruche gekommen ist, welche Bestand hoffen läßt, zählt zu seinen nationalsten Hoffnungen das Gedeihen unserer Kriegsflotte und wo ich auf gelegentlichen Querzügen im Vaterlande mich als Marinier entpuppte, war es der lebhafteste Wissensdrang nach den Dingen, die zum Seewesen gehören, welcher mir überall, selbst im Süden des bergreichen Bayerlandes, mit seltener Einstimmigkeit begegnet ist. Nun ist die andere Thatsache bekannt genug, daß das Seewesen eine durchaus eigenartige Sache ist, nicht nur unverständlich für den Laien durch eine Ueberfülle technischer Benennungen selbst für die gewöhnlichsten Dinge und Vorgänge im Leben, sondern eigenartig deshalb, weil es auf Vorbedingungen beruht, welche vom gewohnten Erdendasein wesentlich abweichen. Es wird beispielsweise Jedermann begreifen, daß die soeialen Zustände an Bord, bei jahrelangem Zusammenleben im engsten Raume, nur durch gewisse, dem Laien vielleicht unnatürlich erscheinende Maßregeln ungefähr in denselben Bahnen aufrecht erhalten werden, wie sie in der sonstigen menschlichen Gesellschaft die Naturnothwendigkeit geschaffen hat und daß gar ein Kriegsschiff, auf welchem die starre Scheidung militärischer Grade eine eben solche Noth-

wendigkeit ist, wie im Heere, Einrichtungen aufzuweisen hat, welche erst bei richtiger Würdigung von Zweck und Mittel nicht mehr befremdlich erscheinen.

Eine compendiöse Besprechung alles Dessen, was die berechtigten Eigenthümlichkeiten unserer Kriegsmarine ausmacht, würde dem Leser wenig Ergötzliches bieten; indessen verspreche ich mir von einer Reihenfolge von Skizzen, welche hoffentlich Viele unterhalten, Manche auch wol belehren werden, den Erfolg, das Interesse dieses weiten Leserkreises nicht für undankbare Dinge in Anspruch genommen zu haben und durch den Versuch, aufzuklären, die Theilnahme an der maritimen Entwickelung deutscher Wehrhaftigkeit wachzurufen. Anspruchslos, wie diese Skizzen nur sein können, werden sie in zusammenhanglosen Bildern die Einrichtungen der Marine flüchtig behandeln, das seemännische Leben schildern, ein wenig Topographie, ein wenig Technik bringen, vor Allem nicht vergessen, daß in der Marine zwei Dinge zu den vertrautesten Nachbarn gehören: der Ernst der Gefahr und der kaustische Seemannshumor!

Vom Seemann und was dazu gehört.

Um dem geneigten Leser nicht von vorn herein die Laune zu verderben, bekenne ich mich an dieser hervorragenden Stelle laut und deutlich als Anhänger der neuen Zeit in der Marine, nicht mit blindem Enthusiasmus, sondern mit kritischer Mäßigung. Es bleibt mir also erspart, in wahlverwandtschaftlicher Beziehung zu einem der größeren Propheten auf den Trümmern der „guten, alten Zeit" zu klagen, obgleich ich sie mit erlebt habe und mit ungetrübter Heiterkeit können wir beide, der Leser und ich, vorübergehend in das Meer der Vergangenheit tauchen.

Der Seemann von „einst" hätte, wenn seine Eigenthümlichkeiten nicht einer großen Anzahl von Menschen wie eine Uniform auf den Leib gepaßt hätten, Etwas von einem Original an sich gehabt; er trug seine Mütze auf dem Hinterkopfe und den lackirten Paradehut seligen Angedenkens an derselben Stelle; er documentirte das Bewußtsein, daß seine Beine so wenig, wie seine ganze Körperconstitution für das Festland geschaffen seien, durch eine undefinirbare Gangart, in der die schwankende Bewegung des Schiffes, auch wo sie nicht vorhanden war, paralysirt werden sollte; er hatte in den seltenen Fällen, in denen er zum Defiliren vor hohen Vorgesetzten sich genöthigt sah, nur unvollkommene Vorstellungen von Richtung der Glieder, Tritt (im militärischen Sinne) und Körperhaltung; er trug einen hohen Grad von Verachtung im Busen für die fragwürdigen Exercitien, welche er die unterdrückten Menschenbrüder in der Armee ausführen sah: er hatte Alles in Allem schematische und anscheinend berechtigte Eigenthümlichkeiten, welche mit meinen Andeutungen noch nicht erschöpft sein sollen. Als in der deutschen Kriegsmarine vor beiläufig sechs Jahren die neue Aera kam, zog der Seemann den alten

Adam aus und einen neuen an. Er lernte von den sogenannten militärischen Tugenden alle diejenigen, welche er bisher nicht besessen und theilweise verachtet hatte und that einen Schritt, der zu den großartigsten gehört, die unsere Marine überhaupt gemacht hat: er brach mit der Tradition aller seefahrenden Nationen.

Der Seemann von heute ist in Folge dessen ein so complicirter Begriff geworden, daß diese Vielseitigkeit in demselben Menschen füglich in Erstaunen setzen darf. Zunächst ist er in des Wortes verwegenster Bedeutung Seemann geblieben; er weiß ein Boot zu rudern und hat ein tiefes Verständniß für den Unterschied in dem Schlage der „Riemen" in der Gig oder im Kutter; er entert mit Virtuosität die Wanten in die Höhe und versteht sich auf Segel nicht minder wie auf das zahllose Tauwerk; mit Sand, Scheuersteinen, Absetzer und Salzwasser bewirkt er Wunder in der Reinigung der Decke und mit der rührendsten Zärtlichkeit überwacht er den Zustand seiner Bekleidung; im Nothfalle versteht er wie nur je ein „Garn zu spinnen" und hat sich eine in weise Schranken gehaltene Vorliebe für Rum bewahrt.

Da nun ein Kriegsschiff ohne Kanonen nicht gut denkbar ist, so hat sich derselbe Seemann auf die artilleristische Wissenschaft verlegt; er versteht das Geschützexercitium vollkommen, er lernt zielen und abfeuern, was bei der störenden Bewegung des Schiffes seine besonderen Schwierigkeiten hat; er hat den complicirten Organismus eines Schiffsgeschützes am Schnürchen und wenn eine Musterung droht, putzt er in die breite Oberkante der Rahmenlafette mit herzgewinnender Ausdauer die zierlichsten Muster und Schraffirungen. Aber wahrhaft großartig wird seine Selbstverleugnung beim Exercitium mit den Boots- und Landungsgeschützen. Man denke sich eine Batterie zierlicher Kanonen, immer noch respectabel genug, um bei einer Landung schon aus den größeren Booten und sodann am Lande dem Feinde empfindliche Mahnungen zu senden; vorgespannt an breiten Zuggurten drei oder vier Paare Matrosen, gefolgt vom Geschützcommandeur und der Bedienungsmannschaft. Man stelle sich weiter vor, daß alle Bewegungen im scharfen Trabe ausgeführt werden, daß es keine artilleristische Finesse gibt, die nicht versucht würde, bis zum Wechsel eines zerschossenen Rades im feindlichen Feuer, und man wird es begreiflich finden, wenn diese Uebungen, ausgeführt mit der denkbarsten Präcision und Schnelligkeit, dem Leiter der Marine bei einer ersten Besichtigung ein Lächeln überraschter Befriedigung entlockten.

Aber zu einem Landungsversuche in Feindesland gehört mehr, als Geschütze; alle Boote, die das Kriegsschiff zur Verfügung hat, starren von Bewaffneten; die Riemen furchen das Wasser, die Flottille nähert sich dem Ufer. Jetzt streift der Kiel der tiefgehenden Boote den Sand, im nächsten Augenblicke wimmelt das Wasser von Menschen, die im eiligen Ansturm und mit kräftigem Hurrah! das Ufer gewinnen, den nächsten

Hügelzug oder die Uferhecken nehmen und als wohlorganisirte Tirailleurkette ihr Feuer eröffnen. Hinter ihnen sammelt sich das Gros der Mannschaft, aus den Booten an das Land watend und mit Erstaunen sieht der Armeekundige nach allen Regeln militärischer Kunst sich ein Gefecht entwickeln, immer von denselben Seeleuten ausgeführt, die in der nächsten Sturmesnacht auf der ächzenden Raa ihren Kampf um das Leben mit schlagendem Segeltuch kämpfen.

Noch immer sind wir nicht am Ende mit der Vielseitigkeit des Seemannes von heute. Auf dem Exercierplatze lernt der Matrose den Dienst des Infanteristen in seiner ganzen Vollkommenheit; er hat Verständniß für den „hörbaren Ruck" der Gewehrgriffe und für die richtige Lage der Stiefelspitze; er macht langwierige Schießübungen auf Scheiben mit sehr wenig weißem und sehr vielem blauen Papier; er schildert seine Wache mit aller Gravität, die der Posten für seine heiligste Pflicht hält: kurz, es gibt keinen Garnisondienst, in dem er nicht die gründliche Schule des deutschen Soldaten durchzumachen hätte.

Zudem ist der Matrose der anstelligste Mensch unter der Sonne; ich will kein Aufhebens davon machen, daß er sich im Bordleben eine beachtenswerthe Gewandtheit im Kartoffelschälen erworben hat, aber es gibt abgesehen davon schwerlich eine praktische Situation, in der sich der Seemann nicht schleunigst zurechtfände. Ich traue jedem Officierburschen zu, daß er eine ausgesprochene Zuneigung zu Kindern hat, aber auch das Anbrennen einer heiklen Mehlspeise auf dem Feuer unfehlbarer zu verhindern weiß, als die gewandteste Köchin; es gibt keine Last zu bewegen, für welche der Seemann nicht die richtige mechanische Kraft herausfände; es gibt kein Gewerbe, in das er nicht hineinpfuschte und keine technische Fertigkeit, die er sich nicht im Handumdrehen aneignete.

Ich bin weit entfernt davon, zu behaupten, daß dieser Ausbund von Vielseitigkeit mit besonderer Begabung auf die Welt käme; aber der seemännische Beruf, das Angewiesensein auf eigene Kräfte und auf beschränkte Hülfsmittel an Bord erzieht dazu.

Die Frage der Heranbildung tüchtiger Unterofficiere, welche in der Armee eine Zeit lang eine brennende war, konnte der Kriegsmarine um so weniger erspart werden, als der Seemann von Beruf wenig Neigung besitzt, dem Dienste für das Vaterland mehr als die Pflichtzeit zu widmen; es zieht ihn gewaltsam in das ungebundenere Leben der Handelsmarine zurück, obgleich ihm das Bewußtsein folgt, im wöchentlichen Speiseturnus mindestens eine Mahlzeit von Pflaumen und Klößen gegen die verhaßten Erbsen mit Salzfleisch einzutauschen und auf manches frische Brot und Fleisch zu Gunsten ihrer fragwürdigen Dauersurrogate verzichten zu müssen. Das Institut der Schiffsjungen, an das sich eine längere Dienstverpflichtung knüpft, hat sich deshalb unter der neuen Aera einer besonderen Pflege erfreut und wer die blitzsauberen Jungen in Friedrichsort zur

Parade angetreten oder in ihren Lehrsälen auf die Bücher gebeugt sieht, wird sich beeilen, die alte Fabel aufzugeben, daß alle Taugenichtse jugendlichen Alters ihr Heil vorzugsweise in der Marine suchten. Daß diese hoffnungsvolle Jugend trotzdem nicht auf jenes unbestrittene Vorrecht verzichtet hat, welches wir Norddeutsche „Durchtriebenheit" nennen, liegt in der natürlichen Veranlagung des Menschen und es ließen sich über diesen Gegenstand ganze Serien von Geschichten erzählen, die sich für ernsthafte und gesetzte Leser nicht immer eignen. Hier eine harmlose von vielen, obgleich ich sie nur vom Hörensagen habe. Ein Prinz des preußischen Königshauses widmet den Schiffsjungen der Kriegsmarine seine besondere Zuneigung, die ihn Sommers häufig auf eins der Schulschiffe führt, wenn sie in der Ostsee kreuzen, und ihn tagelang dort verweilen läßt. Eines Tages betritt der hohe Herr das Zwischendeck, als die Jungen ihre Mittagsmahlzeit beginnen; der eine schaut trübselig in seine Blechschüssel, während überall sonst ein emsiges Löffelgeklapper sich bemerkbar macht. Der arme Sünder bekennt auf Befragen, daß er seinen Löffel verloren habe; ein Wink, und aus der prinzlichen Menage erscheint ein silberner Löffel, der die Wunde des kleinen Schelmes höchst bemerkenswerth schließt. Der glückliche Besitzer wird allgemein beneidet, er birgt sein Heiligthum sorgsam im Kleidersack. Der nächste Mittag kommt, wiederum besucht der Prinz den Speiseraum, aber welch ein Anblick! In langen Reihen sitzen die Jungen an den Backen, jeder den gefüllten Speisenapf vor sich, aber kein Löffel regt sich, Nichts, als erwartungsvolle Gesichter, die bald auf den Prinzen, bald auf den Napf gerichtet sind. Noch ist die Frage des Erstaunten nicht verklungen, als sich die Schaar unisono mit dem Rufe erhebt: „Wir haben unsere Löffel verloren!"

Nachdem der Seemann von Beruf ebenso, wie das Embryo eines solchen, der Schiffsjunge, unsere gebührende Aufmerksamkeit in Anspruch genommen haben, wollen wir in Kürze mit der Bemerkung schließen, daß die Schiffsjungen zu einer Abtheilung formirt sind und, wie schon oben angedeutet, in der den Kieler Hafen schließenden Seefestung Friedrichsort hausen, daß die Seeleute von Beruf, die eigentlichen Matrosen, zwei große Körper bilden, die sogenannten Matrosendivisionen, deren eine in Kiel, die andere in Wilhelmshaven stationirt ist und deren jede in vier Abtheilungen zerfällt. Da diese Marinetheile den größeren Theil der Schiffsbesatzungen zu stellen haben, so ist es erklärlich, daß sie niemals vollzählig beisammen sind, da irgendwo in der Welt stets die deutsche Kriegsflagge von der Gaffel weht, und daß sie am stärksten im Winter, am schwächsten aber im Sommer sein werden, wenn ein Panzergeschwader jene merkwürdigen Drehkreise beschreibt, welche eigentlich ihre Erklärung im Namen selbst finden, deren eingehende Betrachtung jedoch nicht hierher gehört.

Wer einmal Kriegsschiffe zu Gesicht bekommen hat, wird wissen,

daß sie der großen Mehrzahl nach einen Schornstein und einige Masten tragen. Wenn sich aus dem Schornsteine scharfsinnigerweise auf das Vorhandensein einer Dampfmaschine schließen läßt, so werden dem naiven Gemüthe die auf Segelgebrauch berechneten Masten mit ihren Querhölzern, den Raaen, entbehrlich scheinen. Aber die Thatsache, daß englische Maschinenkohlen zu den theuren Artikeln gehören und daß der Wind, wenn er einmal bläst, gratis zu haben ist, hat zu der ökonomischen Einrichtung geführt, daß ein Kriegsschiff in Friedenszeiten sich der Segel bedient, wo dies irgend angeht, und nur im Nothfalle zum Dampfe seine Zuflucht nimmt, also etwa wenn verfängliche Hafeneinfahrten passirt werden, wenn es sich um eilige Aufträge, um pünktliches Eintreffen handelt, oder für Uebungszwecke, welche auf den Kriegsgebrauch berechnet sind. Im Kriege selbst gehen natürlich die Feuer niemals aus, wenn das Schiff in Dienst gestellt ist, denn im Falle der Noth würden immerhin beiläufig zwei Stunden vom Feueranzünden an vergehen, ehe Dampf zur Bewegung vorhanden ist.

Diese Bemerkungen sollen einstweilen den geneigten Leser nur darauf vorbereiten, daß an Bord eines Kriegsschiffes das Personal der Maschinisten und Heizer seine bedeutungsvolle Rolle spielt; die ersteren vom leitenden Maschinisten, der seinen Platz an der Steuerung, vor dem von oben niederkommenden Sprachrohre, in der Action nicht verläßt, bis zum jüngsten Maschinisten-Applicanten hinab, der, mit der Handlampe bewaffnet, hunderte von durstigen Oeffnungen in dem Maschinengetriebe unablässig mit Oelfluthen tränkt.

Aber dort, im Hintergrunde des tunnelartigen Raumes: scheint es nicht eine Cyclopenwerkstatt, die ihre Gluth in den Maschinenraum haucht? In zwei Reihen liegen sich die Feuerungen gegenüber; hier und dort wird eine Thür aufgerissen, und wenn Dir die Hitze vorher den Athem benahm, so beschleicht Dich vor der geöffneten Thür die Furcht, daß Dir die Kleider vom Leibe schwelen. Gestalten mit schwarzen Gesichtern und schmutzigem Hemd, das in weißen Hosen steckt, regieren ungeheure Schürstangen, und wo eine Thür sich öffnet, verschlingt der Höllenschlund einen Centner Steinkohle auf einmal. Hinter Dir übertönt das Geraffel des Maschinenungeheuers jeden anderen Laut, vor Dir im Feuer, in den Wasser- und Dampfleitungen ein Gebrause, bei dem sich die Brust mit ängstlichen Athemzügen begnügt.

Das Leben des Heizers gehört unter die wenig beneidenswerthen Dinge, selbst in Betracht genommen, daß ihm bei schwerem Dienst vor dem Feuer ein Labsal der Götter gereicht wird, — Haferschleim! Er hat das Unglück, im Kampfe gegen Oel, Nuß, Theer, Kohle stets den Kürzeren zu ziehen; keine Menschenkraft vermag die Spuren dieser unerbittlichen Gegner aus Hemd und Bramtuchhose zu bannen und die Stirn der Gewaltigen runzelt sich doch ob jeder unlauteren Stelle!

Aber es drängt uns zum Lichte zurück, wo heitere Bilder unser warten.

Der Malersgast ist der einzige Jünger der darstellenden Kunst an Bord; aber ungleich seinen lockenhäuptigen Collegen von München oder Düsseldorf vertauscht er die Palette mit bauchigem Farbetopf und das zarte Pinselwerk mit solidem Farbenquast; extrem angelegt, wie er ist, malt er in Schwarz oder Weiß; außenbords schwarz, innenbords weiß: das ist seine Aesthetik. Schneider und Schuhmacher bleiben auf den untersten Entwickelungsstufen ihrer Künste zurück, auf dem Standpunkte der Flickarbeit; der Büchsenmacher sorgt für die Kriegsbereitschaft der Handwaffen; einige Schreiber beschäftigt das Commandobureau. Der Schiffszimmermann gehört zu den Vielbeschäftigten an Bord; er ist Jedermanns Factotum, sobald es sich um Holz handelt und seine technische Geschicklichkeit kann bei ernsteren Beschädigungen am Holzkörper des Schiffes von Wichtigkeit sein. Vergessen wir nicht zu erwähnen, daß einige Lazarethgehülfen für die Krankenbedienung vorhanden sind, daß der Segelmacher über den Zweck seines Daseins nicht zweifelhaft läßt, so haben wir einen Complex von Beschäftigungen kurz angedeutet, welche von technisch vorgebildeten Mannschaften der Handwerkerabtheilung wahrgenommen werden. Maschinisten und Heizer gehören zur Maschinistenabtheilung, beide Abtheilungen sind zu einer Werftdivision vereinigt, deren jeder Stationsort eine hat und welche im Gebrauchsfalle die Schiffe mit Personal versorgen.

Der Seesoldat ist etwas durchaus Verschiedenes vom Seemanne; uniformirt und bewaffnet nach dem Muster der Armee, ausgebildet eigentlich nur für den Landdienst und deshalb an Bord der größeren, namentlich Panzerschiffe, wo er sich in Detachements allein noch findet, nur für den Wachtdienst und bei Landungen verwendbar. Er ist Soldat und durchaus nicht Seemann, wenngleich die Bevölkerung der Flußfahrzeuge mit Vorliebe für diesen Dienst ausgehoben wird; er hat das Gefühl, obgleich er ein so tüchtiger Soldat ist, wie nur einer, an Bord eine nebensächliche Rolle zu spielen, und wenn er es nicht hat, wird es ihm bei Zeiten beigebracht; er hat eine ausgesprochene Neigung zur Seekrankheit und die überzeugungstreue Theerjacke hat deshalb nur einen geringen Grad der Werthschätzung für ihn. Das einzige vorhandene Seebataillon in Kiel hat zwei Compagnien nach Wilhelmshaven detachirt und erhält seine Officiere leihweise von der Armee.

Die Seeartillerieabtheilungen, welchen die Aufgabe zufällt, die Geschützriesen in den Seefestungen Friedrichsort und Wilhelmshaven zu bedienen, haben vor nicht langer Zeit eine Reorganisation erfahren, welche sie den Matrosendivisionen als fünfte Abtheilungen zugesellte und die abweichende Uniform beseitigte; aber im großen Ganzen ist nichts daran geändert worden, daß die Mannschaften dieser Marinetheile Artilleristen im eigentlichen Sinne bleiben und mit dem Dienste an Bord der Kriegsschiffe in keine Berührung kommen.

Es bliebe uns noch übrig, einen discreten Blick auf die oberen Chargen der Kriegsmarine zu werfen.

Der Seeofficier unserer Tage ist keine Species mehr im darwinistischen Sinne, höchstens noch eine Varietät; er ist ein ausschließliches Product der modernen Cultur; er hat sich bequemt, den Rock bis unter das Kinn zuzuknöpfen und im Dienste eine Schärpe um die Hüfte zu legen; er hat allerdings den originellen Hut in die neue Zeit hinüber gerettet, die Cantillen an den Epauletten der unteren Chargen und die goldgestreiften Galabeinkleider, aber er bangt vielleicht nicht mit Unrecht um den Verlust auch dieser Auszeichnungen. In seinem ersten Entwickelungsstadium heißt er Cadett und wird zum Seecadetten befördert, indem sich der schmale goldene Mützenstreifen in einen etwas breiteren verwandelt. Wenn er sich zu seinem Berufe entschließt, hat er in den seltensten Fällen bereits Salzwasser gesehen, aber er genießt auf der Marineschule und an Bord der Cadetten-Schulschiffe eine so gründliche und vielseitige Ausbildung, daß man mit Recht vor dem Gedanken Halt macht, ob die verschiedenartigen Dienstzweige, denen der Seeofficier gewachsen sein soll, wirklich eine allseitige Durchbildung möglich erscheinen lassen. In Allem, was der Seemann praktisch zu leisten hat, soll ihn der Officier unterweisen und überragen insofern, als die theoretische Vertiefung einen erhöhten Standpunkt mit sich bringt; der Officier soll aber außerdem erfahren sein in der Leitung des Schiffes, in der astronomischen Ortsbestimmung, in der Küstenvermessung, im Zeichnen; das Artillerieweſen wird ihm zur Wissenschaft, die Kenntniß des Torpedoweſens, der Elektrotechnik wird gefordert und es wird Niemandes Wahl anheimgegeben, sich einem dieser Dienstzweige allein zu widmen, sondern von Jedem wird Alles beansprucht. Es kommt hinzu, daß der Dienst an Bord nichts weniger als eine Sinecure ist und keinerlei Anlaß gibt, den Neid des Armeeofficiers zu erwecken, daß die spärliche Zeit der Muße in größerer Gemeinschaft verbracht wird und zum Studium und zur Weiterbildung in den theoretischen Fächern schon wegen des beschränkten Raumes und Materials wenig verleitet: man sieht, daß es kein Kleines ist, ein Seeofficier comme il faut zu werden und daß hier die imaginäre Präponderanz des „ersten Standes im Staate" durch Wissen und Können wesentlich gestützt wird. Wie sich der Seeofficier mit ziemlicher Geschwindigkeit in den Besitz der höheren Gradabzeichen setzt, zu erzählen, verspare ich mir auf ein anderes Mal; hier möchte ich noch anführen, daß an Bord der Schiffe ein oder mehrere Aerzte vorhanden sind, daß gelegentlich ein Marineprediger die Sorge für das Seelenheil übernimmt, daß Zahlmeister oder Solche, die es werden wollen, die Verwaltungsgeschäfte besorgen, daß auch im Maschinenpersonal einige obere Ingenieurchargen, namentlich auf Geschwadern und den größeren Schiffen, durch ihre Anwesenheit glänzen. Hier mag es bei dieser flüchtigen Vorstellung sein Bewenden haben.

Was der Seemann eine „Messe" nennt.

Unter „Messe" an Bord versteht man eine in sich abgeschlossene Tischgesellschaft, im übertragenen Sinne wird damit auch der Raum bezeichnet, in welchem diese Genossenschaft ihren culinarischen, poculativen und ästhetischen Genüssen obliegt.

Die Messen gehören zu denjenigen Dingen an Bord, welche die an sich eigentlich paradoxe Bestimmung haben, gleichzeitig den kameradschaftlichen Geist und die Exclusivität zu fördern; den ersteren, indem sie möglichst gleichartige Elemente in sich vereinigen, die letztere, weil sie diese Gesellschaft gegen etwaige Invasionsgelüste fremder Elemente hermetisch abschließen; selbst der Cerberus, welcher den Eingang wehrt, fehlt den meisten Messen nicht.

Wir haben den angenehmen Vorzug, ein Flaggschiff zum Gegenstande unserer kritischen Beleuchtung wählen zu können, eine stattliche gedeckte Corvette, welche mit einem Geschwaderstabe gesegnet ist. Der Grad der Würdigung dieses Vorzuges ist an Bord selbst in der Regel ein nur mäßiger, da der Geschwaderstab die besten Räumlichkeiten für sich beansprucht, wo überhaupt in Bezug auf Raum nicht ein Schimmer von Luxus getrieben wird; außerdem nimmt auch der regste Diensteifer in verfrühter Morgenstunde oder gegen den Schluß eines achttägigen See- (nicht Land-)regens gerechten Anstoß daran, wenn das Auge des Gewaltigen in zu unmittelbarer Nähe über ihm wacht. Wir wollen von unserer Eigenschaft als „Badegast" nicht viel unnöthigen Aufhebens machen, denn wer an Bord und gar in einer Messe nicht absoluter Seemann in des Wortes verwegenster Bedeutung ist, wird eine passiv-neutrale Haltung in allen Lebensfragen empfehlenswerth finden, selbst wenn es sich um den lediglich terrestrischen Unterschied zwischen Kopfsteinpflaster und Chaussee handeln sollte; aber diese Eigenschaft kommt uns doch insoweit zu Gute, als wir ohne Voreingenommenheit selbst in des Gewaltigen Heiligthum schauen dürfen und bei einem unvorbereiteten „Alle Mann auf zum Manöver!" behaglichen Sinnes die einsamen Seiten des Messelebens genießen dürfen, ein Moment, in welchem der Nachtheil des Badegastthums durch den Vorzug warmer Suppe oder heißen Kaffees mehr als reichlich aufgewogen wird.

Verrathen wir dem geneigten Leser in Kürze, daß unter der Firma „Badegast" in der Officiersmesse die Aerzte, Prediger und Zahlmeister fahren, und wenn das schwarze Geschick in boshafter Laune einen Intendanturbeamten dorthin verschlagen haben sollte, auch dieser.

Um endlich zur Sache zu kommen, so führt an Bord unseres Flaggschiffes zunächst der Admiral seine eigene Messe, in der Regel ein ältlicher Herr, welcher im Laufe seines ereignißreichen Lebens die Wahrnehmung gemacht hat, daß die Geselligkeit das beste Glas Wein würzt. Deshalb hat

der hohe Herr dem Commandanten des Schiffes die annehmbare Offerte einer gemeinsamen Messeführung mit sehr ungleicher Vertheilung der Kosten gemacht und hält es vielleicht auch für eine Pflicht des Herzens, seinen Stabschef und seinen Flagglieutenant dauernd einzuladen. Der Commandant des Flaggschiffes wird hierbei in der Regel kein wesentliches Geschäft machen, weil er Dasjenige, was ihm für seine Messe an etatsmäßiger Competenz gewährt wird, in den gemeinsamen Fonds geben wird; der Stabschef aber, welcher eigentlich mit dem Commandanten gemeinsame Messe machen soll, und der Flagglieutenant, der in die Officiersmesse gehört, können die ehrenvolle Einladung ihres Geschwaderchefs nicht durch das schnöde Anerbieten einer Geldentschädigung entweihen und genießen eine zwar unfreiwillige, aber nicht unwillkommene Nebeneinnahme. In neuerer Zeit ist der Stabschef zahlendes Mitglied des Admiralstisches geworden.

Wenn sich der Leser unsere Corvette als ein vierstöckiges Haus denkt, dessen Kellerräume der unergründliche Kielraum, dessen Parterre-Etage das Hellegat und die Lasten für Proviant, Munition ꝛc., dessen erster Stock das Zwischendeck, dessen zweiter das Batteriedeck ist, und welches auf der hinteren Hälfte des oberen freien Deckes eine halbe Etage besitzt, die Campanje, wie der Seemann sagt, so wird derselbe sich orientiren, wenn wir sagen, daß die Räumlichkeiten des Admirals im zweiten Stockwerke, die des Schiffscommandanten sogar allen Regeln des guten Tones zuwider in der kleinen Dachetage belegen sind. Der Geschwaderchef gebietet über ein Wohnzimmer, ein Schlafzimmer und einen Speisesaal, die ersten beiden Räume in der hintersten Rundung des Schiffes neben einander belegen, die Messe beiden quer vorgelagert von Backbord zu Steuerbord. Die Einrichtung ist eine höchst mäßige, der solide Mittelstand macht in der eigenen Häuslichkeit jedenfalls mehr Ansprüche an Comfort, als man bei dem Höchstcommandirenden an Bord findet. Für seine tägliche Verpflegung erhält der Geschwaderchef (bis jetzt noch stets ein Contre-Admiral) 24 Mark, so lange das Geschwader sich in der Ost- und Nordsee aufhält, dagegen 45 Mark, sobald die Straße Dover-Calais, oder bei dem Wege um Schottland, sobald der dritte westliche Längengrad (Greenwich) passirt wird. Zur Beleuchtung der Räume und zur Besoldung von Koch und Kellner werden täglich 7 Mark 75 Pfennig gewährt. Diese Zahlen wären vielleicht im Stande über ihren Werth zu täuschen, wenn man nicht zu bedenken hätte, daß der Admiral das Wenigste davon verbraucht. Ein guter Koch ist nicht unter 50 Thaler, ein brauchbarer Steward vielleicht schon für 40 Thaler monatlich zu engagiren; man wird begreifen, daß jene 232 Mark 50 Pfennig monatliches Pauschquantum, von denen noch 45 Mark für die Beleuchtung abzurechnen, für ihren Zweck nicht ausreichen. Ob man ferner von acht Thalern seine Verpflegung bestreiten kann, wenn man zunächst stehende

Tischgäste hat, sodann aber in jedem fremden Hafen zu unaufhörlichen Dejeuners, Diners und Soupers verpflichtet ist, bei denen gute Weine auf der Tafel stehen müssen und manchmal zwölf und mehr Personen mit kritischer Zunge die Seemannskost erwarten, kann man getrost dem Nachdenken überlassen. Es mag eine Ehre und ein Verdienst sein, ein Geschwader zu führen, aber der kaufmännische Sinn wird begreifen, daß es mit Unterbilanz abschließt.

Von der Commandantenmesse ist in unserem Falle nicht zu reden, weil sie durch Convention ihre Selbständigkeit eingebüßt hat; wo sie aber an Bord des einsam segelnden Kriegsschiffes besteht, zeichnet sie sich in der Regel durch völligen Mangel constanter Tischgäste aus, verkörpert durch Engagement des Koches der Officiersmesse das umgekehrte Princip des Dualismus insofern, als beide Messen von derselben kunstfertigen Hand ernährt werden, und weiß meistens ökonomisch genug zu wirthschaften, um sich durchzuschlagen. Die Messecompetenzen der Commandanten variiren schon nach den Schiffsklassen und nach dem Aufenthalte der Fahrzeuge, und können an Tafelgeldern im besten Falle 18 Mark, im kläglichsten 2 Mark 50 Pfennig, an Pauschquantum 7 Mark 75 Pfennig und 3 Mark 90 Pfennig betragen.

Soweit die himmlische Gerechtigkeit die Beleuchtung gratis übernimmt, gibt sie weder beim Commandanten noch beim Geschwaderchef Anlaß zu klagen, der Unbefangene würde sogar den etwas klein gerathenen Seitensenstern wahrscheinlich von innen heraus nicht einmal ansehen, daß sie eigentlich nur Geschützpforten sind. Steigen wir aber eine weitere Treppe in die Tiefe bis in das Zwischendeck, in welchem wir wieder „achtern", wie der Seemann „hinten" nennt, die Officiersmesse vorfinden, so lehrt das zweifelhafte Halbdunkel des Raumes, daß wir uns der Wasserlinie bedeutend genähert haben, weshalb aus den Seitenwänden des Schiffes nicht mehr viel Licht zu erwarten ist. Diese Messe ist ein viereckiger Raum, nach hinten mit einem Vorrathsgelaß, welches den bedienenden Kellnern den Tag über zum Aufenthalte dient, in die äußerste Rundung des Schiffes hineintretend. In die Decke ist ein großes, quadratisches Loch eingeschnitten, durch welches man in das Batteriedeck in die Höhe schaut. Dies Loch kann durch aufgelegte Fenster verschlossen werden. Gerade darüber ist in der Decke der Batterie ein gleiches Loch gelassen, welches also nach dem Oberdecke führt und dem Tageslichte den Eingang gestattet. Bei ganz schlechtem Wetter wird dies oberste Loch durch einen kastenartigen Deckel geschlossen, worauf in der Messe absoluteste Dunkelheit herrschen müßte, wenn man nicht die Oellampen besäße (Petroleum wird an Bord nicht geduldet). Die Messe kommt mit den Seitenwänden des Schiffes in keine Berührung, denn sie ist auf beiden Seiten von den Kammern der Officiere eingeschlossen. Diese neiderregenden Räume sind höchstens drei Schritte lang und ebenso breit und besetzt

mit einem Bette (Koje, sagt der Seemann), einer geräumigen Kommode, Waschgestell und einem Klappstuhle, und wenn dazu noch einige Dinge kommen, die man als unentbehrliche Besitzthümer mit sich führt, so können wir aus unserer Erfahrung die Vergeblichkeit des Nachdenkens darüber versichern, wo nun der Raum zum Stehen oder zu einer Bewegung der unteren Extremitäten bleibt. In weiser Oekonomie sind alle Thüren so eingerichtet, daß sie nicht aufschlagen, sondern in die Seitenwand eingeschoben werden. Ihr Licht erhalten diese Einzelzellen durch je ein rundes Loch in der Schiffswand, klein genug, um den Kopf nicht hineinschieben zu können; bei schlechtem Wetter werden Glascylinder in diese Ochsenaugen, wie der technische Ausdruck lautet, eingeschraubt, sonst würde jede anschlagende Welle eine unerquickliche Wasserfluth auf den Schläfer oder auf das verlassene Bett ausgießen.

Die Messe hat, wenn das Schiff in Dienst gestellt wird, nichts Eiligeres zu thun, als ein Statut zu beschließen und den Vorstand zu wählen, welcher in gewissen Intervallen einer Neuwahl unterzogen wird. Der Messevorstand, ein älterer Officier, Arzt oder Zahlmeister, ist der Geschäftsführer, welcher die einkommenden Gelder verwaltet und verrechnet, die Einkäufe anordnet, das tägliche Menü festsetzt und gerade dieser letzten Pflicht wegen der geplagteste Mensch sein kann, wenn er sich für den besonderen Zweck nicht mit Gleichmuth gepanzert hat. Es ist eine Thatsache, die wir als bekannt voraussetzen dürfen, daß Hammelfleisch manchen Menschen eine wahre Augenweide, anderen wieder Gegenstand des Abscheues ist; daß der Eine Mehlspeisen, der Andere süße Compots als Nachtisch liebt; jener kann Kartoffeln zu keiner Speise missen, dieser glaubt sich zum Proletarier herabgewürdigt, wenn sie ihm zugemuthet werden. Und da der Messevorstand nicht allen Geschmacksrichtungen folgen kann, hat er es in der Regel mit mehreren verdorben; wenn er sparsam ist, befriedigt er die Gourmands nicht, ernährt er seine Messe splendid, so seufzen die mageren Geldbeutel, welche an einen möglichen Zuschuß aus eigener Tasche denken.

Der gute Messevorstand muß eine Unsumme vortrefflicher Eigenschaften in sich vereinigen, viel Zeit auf sein Geschäft verwenden und die Kunst verstehen, bei äußerster Sparsamkeit und unter ungünstigen Verhältnissen, wie bei längeren Reisen in See, stets einen standesmäßigen Tisch herzurichten; aber auch der schlechteste sollte den einen Grundsatz unbeirrt verfolgen, den Kaffee stets selbst zu kaufen. Wer unter der Vernachlässigung dieses Princips je gelitten hat, wird mit uns zu fühlen vermögen.

Das Leben der Officiersmesse beginnt in der Regel nicht vor acht Uhr; aber von acht bis halb neun Uhr Morgens ist der Tisch gedeckt, mit Frühstücksgeschirr besetzt und im Hintergrunde lauern die Stewards. Es ist Jedem überlassen, innerhalb dieser Zeit sein erstes Frühstück nach

Belieben zu genießen. Wer erscheint, nimmt seinen zugewiesenen Platz ein, befiehlt Thee oder Kaffee, dazu etliche Eier oder kalten Aufschnitt. Der beginnende Dienst läßt es zu weiterem Genuß der Morgenstunde nicht kommen, die Messe ist nach der Kaffeezeit verödet. Die nächste Mahlzeit, das zweite Frühstück, wird um halb Zwölf durch zwei Trompetensignale im Schiffe bekannt gemacht. Man wäscht sich eilig, unterzieht die Wäsche einer peinlichen Durchsicht und verfehlt nicht, beim Ausklingen des zweiten Signals in gesellschaftsfähigem Anzuge seinen Stuhl zu nehmen. Wenn der erste Officier des Schiffes den Präsidentensitz eingenommen, hat jeder später Kommende die Pflicht, sich zu entschuldigen. — Die Stewards präsentiren Bouillon, eine Zwischenspeise, warmen Braten und Käse, die Reihenfolge des Herumreichens wechselt täglich; zum Schluß erscheinen Lichter: es darf geraucht werden. Die dritte Mahlzeit, das eigentliche Diner, wird um ein halb sechs Uhr durch dieselben Signale eingeleitet, ein Gang Fleischspeise wird eingeschoben und Compot und Kaffee angehängt. Hiermit hat die ernährende Thätigkeit der Messe ihr Tagewerk vollendet. Ist das Wetter schön und der Dienst wie gewöhnlich vor der Tischzeit beendet, so genießt man auf dem Decke der Campanje den Abend, bis die kühlere Nachtluft oder das Signal „Pfeifen und Lunten aus, Ruhe im Schiff!" das Rauchen an Deck nicht mehr gestattet. Alsdann sammelt sich die Gesellschaft in der Messe, um sich einem idyllischen Stillleben hinzugeben. An der einen Ecke der Tafel denken drei Scatspieler über die Finessen des Grands ohne Vieren nach; nebenan sitzt der Stabsarzt, welcher sich durch angestrengtes Studium eines dickleibigen Buches über Schädelbrüche und acuten Gelenkrheumatismus auf das bevorstehende Examen zum Oberstabsarzt vorbereitet; der Officier, welcher um 8 Uhr von Wache kam, hat sich den Cadetten seiner Wache rufen lassen, der in dem scheuen Gefühle der Subordination auf der vorderen Kante des Stuhles balancirt und dem Wachtofficier Notizen für das Heiligthum des Schiffes, das Loggbuch, leistet. Ob die Wolkenformation cumulo-stratus oder cirro-cumulus gewesen ist, erregt eine kurze Debatte, an welcher sich auch die Scatspieler betheiligen. Gegenüber soll zwischen zwei Unterlieutenants eine Serie von Ecarté-Parthien darüber entscheiden, wer zwei bereits getrunkene Flaschen Bier bezahlt; neben ihnen sitzt ein Zither-Virtuose und rückt nach mühseligem Stimmen mit einigen Schweizerliedern in das Feld. Dem Assistenzarzte ist die Aufgabe zugefallen, ein verwickeltes Krankenrapportschema mit hundert Colonnen auszufüllen, welches zum äußersten Termine morgen abgeschickt werden muß; ein letzter Tischgast endlich hat einige Bände von Meyers Conversations-Lexikon vor sich liegen und läßt ein eingestecktes Messer entscheiden, welcher Gegenstand die Aufmerksamkeit des Lernbegierigen heute fesseln soll. Soeben tritt der Officier der Wache ein, der sich vom Piketofficier hat verfangen lassen, um die Einwirkung der Nacht-

kühle durch einen eiligen Cognac zu paralysiren und wieder zu verschwinden. Trotz der mannichfachen Beschäftigungen läuft eine muntere Unterhaltung um den Tisch herum, welche aber in demselben Augenblicke unterbrochen wird, wo die Thür der Messe sich öffnet, um den Stabswachtmeister einzulassen. Der Mann schließt die Thür hinter sich, nimmt eine militärische Haltung an und sagt die seltsamen Worte „Vier Glas!" Allgemeiner Aufbruch folgt, die Beschäftigungen werden kurz geschlossen, Alles verschwindet in den Kammern, die Stewards löschen die Lampen und erst jetzt entfernt sich der Stabswachtmeister beruhigt. Erklären wir dem mit dem Leben an Bord nicht vertrauten Leser den Zauber jener Worte. Alle Wachen dauern an Bord vier Stunden und beginnen um 12, 4 und 8 Uhr. Die Schiffsglocke verkündet den Beginn der neuen Wache dadurch, daß sie die alte mit acht Schlägen schließt. Von nun an wird jede halbe Stunde abgeläutet, die erste mit einem Glockenschlage, jede folgende mit einem Schlage mehr. Auf die Abendwache, welche um 8 Uhr begann, angewendet, bedeutet „Vier Glas" soviel wie „Zehn Uhr"; in See wird um diese Zeit, im Hafen dagegen um 11 Uhr (sechs Glas) die Messe geschlossen.

Wenn wir oben sagten, daß die Ernährung der Theilnehmer aus demjenigen Fonds bestritten wird, welcher sich aus den etatsmäßigen Tafelgeldern ansammelt, so müssen wir ergänzend bemerken, daß Getränke hiervon ausgeschlossen sind. Für die Verwaltung des Weines wird ein besonderer Weinvorstand gewählt; dieser kauft Vorrath, normirt die Schiffspreise, führt Buch über den Verbrauch und zieht allmonatlich von jedem Messetheilnehmer den Preis Dessen ein, was getrunken worden ist. Sind aber Gäste an Bord, welche entweder von der Messe eingeladen, oder an den erlaubten Gasttagen von Einzelnen gebeten sind, so bezahlt die Messe die Kosten der Getränke. Bier und Spirituosen zu führen wird in der Regel dem Steward überlassen als Geschäft auf eigene Rechnung und dann mit Sachkenntniß ausgebeutet. Das Tafelgeld wird für jeden Messetheilnehmer einzeln liquidirt, aber vom Messevorstand allein in Empfang genommen, und beträgt je nach dem Aufenthalte des Schiffes von 2 bis 5 Mark täglich. Für Köche und Kellner wird das Pauschquantum mit 7 Mark 75 Pfennig bis zu 3 Mark 90 Pfennig täglich gegeben, wobei neben dem Aufenthaltsorte auch die Größe des Schiffes den Unterschied bedingt. Die Abrechnung wird bei jedem Wechsel des Messevorstandes vorgenommen, die Schlußbilanz bei der Außerdienststellung entscheidet über die inhaltsschwere Frage, ob Ersparnisse vertheilt oder Schulden von den Mitgliedern eingezogen werden sollen. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Messewirthschaft um so vortheilhafter wird, je länger die Indienthaltung dauert, da sich die sehr bedeutenden Kosten der ersten Einrichtung während des größeren Zeitraumes besser einbringen lassen, als auf kleinen Sommerreisen.

Wir haben der Officiersmesse eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, um uns demnächst um so kürzer fassen zu können. Wir müssen uns zunächst zu der Cadettenmesse wenden; in der Regel ein Raum, welcher auf Eleganz der Einrichtung keinen Anspruch machen darf, sondern nur darauf berechnet ist, den Seecadetten, Cadetten und Officiers-Aspiranten einen gesonderten Speise- und Gesellschaftsraum zu bieten; daß es hier nicht selten etwas geräuschvoller zugeht als in den anderen Messen, erregt mehr als billig die Ungeduld der Anwohner, wird aber durch die Jugendlichkeit der Messetheilnehmer hoffentlich entschuldigt. Zum Schlusse führen auch die Deckofficiere an Bord ihre eigene Messe, meistens eine nur kleine Tischgenossenschaft reiferer Männer, an welcher außer den eigentlichen Deckofficieren auch die Zahlmeister-Aspiranten und die Stabswachtmeister Theil nehmen. Cadetten- und Deckofficiersmesse müssen sich mit den Tafelgeldern von 1 bis $2\frac{1}{2}$ Mark etwas ökonomisch einrichten und sind mit den Pauschquanten von 3 Mark 40 Pfennig bis 4 Mark 90 Pfennig auf gemeinsame Benutzung von Koch und Keller angewiesen. Auch diese Räumlichkeiten liegen der Regel nach im Zwischendeck, sind aber bei mangelndem Raume genöthigt, sich längs der Schiffswand hinzuziehen in derselben Tiefe, welche den Kammern gestattet ist, lang genug, um das vorhandene Personal zur Noth zu beherbergen.

Die höchste Würdigung erfährt die Einrichtung der Messe natürlich bei Denjenigen, welche, wie die Cadetten, einzelne Deckofficiere und selbst dann und wann die jüngsten Seeofficiere, keine Kammer zur Verfügung haben, da Kammern und Messen an Bord die einzigen Orte sind, wo man sich dem Auge der großen Masse zeitweise entziehen kann; aber ihr absoluter Werth ist ein ungleich höherer. Das menschliche Bedürfniß nach Geselligkeit sucht unter allen Umständen Befriedigung; die Einrichtung der Messen macht es unmöglich, diese Befriedigung anders als im Kreise Gleicher zu suchen, sie fördert ein Kastenwesen, welches im Interesse der Disciplin an Bord eine absolute Nothwendigkeit ist. Außerdem aber ermöglicht die Messeführung allein, daß der Einzelne sich normal ernähren kann und daß die nicht hoch bemessenen Entschädigungssätze dem Bedürfnisse genügen, indem das Princip der Vereinigung zum Zwecke gemeinsamer Beschaffung und Bewirthschaffung aufgenöthigt wird.

Verlag von Georg Stilke in Berlin, NW., 32. Louisenstraße.
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Iw. Turgenjew

Herausgeber

Paul Lindau.

— November 1878. — 20. Heft.

(Portrait in Radirung von Turgenjew.)

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

VII. Band. — November 1878. — 20. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: Iwan Turgénjew.)

Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
NW. 52. Luisenstraße.

Ueber Fetiſchismus.

Von

F. Max Müller.

— Oxford. —

Fängt alle Religion mit Fetiſchismus an?

Wenn man die zahlreichen Bücher, welche während des letzten Jahrhunderts über die Geſchichte der Religionen geſchrieben worden ſind, zu Rathe zieht, ſo findet man trotz mancher Abweichungen eine merkwürdige Uebereinſtimmung wenigſtens in einem Punkte, nämlich, daß die niedrigſte Form von dem, was überhaupt Religion genannt zu werden verdient, Fetiſchismus ſei. Es ſei unmöglich, meint man, ſich etwas Niedrigeres vorzuſtellen, was doch noch den Namen Religion verdiene, und wir könnten daher ganz ſicher ſein, daß Fetiſchismus, und nur Fetiſchismus, den Anfang aller Religion gebildet habe. So oft mir ein ſo überraſchendes Uniſono entgegentritt, worin dieſelben Gedanken faſt in denſelben Worten ausgedrückt werden, da muß ich bekennen, fühle ich immer einen gewiſſen Verdacht, und halte es wenigſtens für meine Pflicht, auf die erſten Quellen zurückzugehen, um zu ſehen, unter welchen Umſtänden und zu welchem Zweck eine Theorie in's Leben trat, die ſich ſo leichten und ſo allgemeinen Beifall erwerben konnte.

De Broſſes, der Erfinder des Fetiſchismus.

Nun das Wort Fetiſchismus findet ſich nirgends vor dem Jahre 1760. In dieſem Jahre erſchien ein anonymes Buch mit dem Titel: Du Culte des Dieux Fétiches, ou Parallèle de l'ancienne Religion de l'Egypte avec la Religion actuelle de Nigritie. Es iſt jetzt kein Geheimniß, daß der Verfaſſer dieſes Buches De Broſſes war, der bekannte Präſident De Broſſes, der Correſpondent Voltaires, ja einer der hervorragendſten Männer aus der ganzen Voltaire'ſchen Periode (geb. 1708, geſt. 1777). Es war auf

den Rath seines Freundes, des großen Buffon, daß sich De Brosses dem Studium wilder Völkerschaften widmete, was wir jetzt Anthropologie, und zwar historische sowie prähistorische, nennen würden. Seine Arbeit bestand hauptsächlich darin, daß er die besten Beschreibungen, die er in den Werken alter und neuerer Reisenden, Seefahrer, Kaufleute, Missionäre finden konnte, sammelte und die Resultate seiner Forschungen in einem Werke in zwei starken Quartbänden herausgab, unter dem Titel: Histoire des navigations aux terres Australes, 1756. Obgleich dies Werk jetzt veraltet sein mag, so enthält es doch zwei Namen, die, soviel ich weiß, hier zum ersten Mal erscheinen, die, wie es scheint, von De Brosses selbst geprägt waren und die wahrscheinlich fortleben werden, nachdem alle seine übrigen Leistungen, selbst seine Theorie des Fetischismus, vergessen sind, — nämlich Australien und Polynesien.

Ein anderes Werk desselben Verfassers, welches öfters citirt als gelesen wird, ist sein Traité de la Formation mécanique des Langues, 1765. Obgleich auch die in diesem Buche niedergelegten Ansichten jetzt meist veraltet sind, so verdient dasselbe doch, selbst in diesen Festtagen der Sprachwissenschaft, sorgsam gelesen zu werden; ja man kann wol sagen, daß es in Bezug auf Behandlung der Phonetik vielen anderen noch ganz vor Kurzem erschienenen Werken entschieden voraus ist.

Zwischen seinem Buche über die Oestlichen Reisen und seiner Abhandlung über die mechanische Bildung der Sprachen liegt nun sein Werk über die Verehrung der Fetische, was man vielleicht nicht mit Unrecht als eine Abhandlung über die mechanische Bildung der Religion bezeichnen könnte. De Brosses war unbefriedigt von den landläufigen Ansichten über den Ursprung der Mythologie und der Religion, und er faßte den ganz richtigen Gedanken, daß ein Studium der Sitten und Gebräuche der auf der niedrigsten Stufe der Bildung stehenden Wilden, namentlich der damals am besten gekannten Neger an der Westküste von Afrika, wie sie von portugiesischen Seefahrern beschrieben worden waren, die nützlichsten Hülfsmittel zu einer natürlichen und richtigen Erklärung dieses alten Problems liefern würden.

„Die verwirrte Masse alter Mythologie," sagt er, „ist uns ein unerklärbares Chaos, oder ein sinnloses Räthsel geblieben, so lange als man sich begnügte zu ihrer Lösung den Figurismus der letzten Platonischen Philosophen zu gebrauchen, welche unwissenden und wilden Stämmen eine Kenntniß der verborgensten Kräfte der Natur beilegten und in einem Wust lächerlicher Gebräuche gemeiner und unwissender Menschen geistreiche metaphysische Abstractionen zu erkennen glaubten. Noch ist es denen besser ergangen, die meist vermittelst gewaltsamer und unbegründeter Vergleiche in der alten Mythologie die bis in's Einzelne gehende, obgleich etwas entstellte Geschichte des jüdischen Volkes wieder erkannten, eines Volkes, das fast allen andern Völkern unbekannt geblieben war, und

darauf bestand, seine Lehren nie fremden Völkern mitzutheilen... Allegorie ist ein Instrument, mit dem man Alles machen kann. Gibt man einmal das Princip des bildlichen Ausdrucks zu, so sieht man, wie in den Wolken, Alles in Allem. Es gibt keine Schwierigkeiten mehr. Man braucht nur Geist und Phantasie. Das Feld ist weit und fruchtbar, was für Erklärungen auch verlangt werden."

„Einige Gelehrte," so fährt er fort, „die ein besseres Urtheil und eine bessere Kenntniß der Geschichte der alten Völker, deren Colonien zuerst den Orient entdeckten, besaßen, und die außerdem orientalische Sprache studirt hatten, haben endlich, nachdem sie die Mythologie von dem Staub und Schutt, womit die Griechen sie bedeckt, wieder gereinigt, den richtigen Schlüssel dazu gefunden, und zwar in der wirklichen Geschichte der alten Völker und ihrer Ideen, in der falschen Uebertragung einer Anzahl einfacher Ausdrücke, deren wahre Bedeutung selbst von denen vergessen war, die fortfuhren sie zu gebrauchen, und in den Homonymien, durch welche ein Gegenstand, der mit verschiedenen Namen bezeichnet wurde, in verschiedene Wesen und Personen verwandelt wurde."

„Diese Schlüssel aber, obgleich sie uns oft die Bedeutung historischer Sagen geben, sind nicht immer genügend, um die Eigenthümlichkeit dogmatischer Ansichten, oder die ritualistischen Gebräuche alter Völker wieder verständlich zu machen. Diese beiden Bestandtheile der heidnischen Theologie beruhen entweder auf der Verehrung der Himmelskörper, gewöhnlich Sabäismus genannt, oder auf der wahrscheinlich noch älteren Verehrung gewisser irdischer und materieller Gegenstände, von den afrikanischen Negern fétiche genannt (vielmehr von denen, welche die Neger besucht und beschrieben hatten), welche Verehrung ich daher Fetischismus nennen werde. Es wird mir erlaubt sein, diesen Ausdruck feststehend zu gebrauchen; und obgleich er zunächst nur auf die Neger von Afrika anwendbar ist, so bemerke ich doch sogleich, daß ich ihn auch auf andere Völker übertragen werde, welche Thiere oder leblose aber vergötterte Gegenstände verehren, selbst wenn diese Gegenstände weniger Götter, im eigentlichen Sinne des Wortes, als Dinge sind, denen man einen gewissen göttlichen Charakter beigelegt hat, wie Orakel, Amulette oder Talismane. Denn es steht fest, daß alle diese Auffassungen ein und denselben Ursprung haben und einer allgemeinen Religionsform angehören, welche früher über die ganze Erde verbreitet war, und die für sich selbst betrachtet werden muß, da sie eine bestimmte Classe unter den verschiedenen Religionen der heidnischen Welt bildet."

De Brosses theilt sein Werk in drei Theile. Im ersten sammelt er alle Nachrichten über Fetischismus, die damals erreichbar waren, wie er sie theils unter den wilden Stämmen Afrikas, theils unter anderen Völkern der Erde findet. Im zweiten vergleicht er diesen Fetischismus mit den religiösen Gebräuchen der bedeutendsten Völker der alten Welt.

Im dritten sucht er zu zeigen, daß, da diese Gebräuche viele Aehnlichkeit in ihrer äußeren Erscheinung unter einander haben, wir zu dem Schlusse berechtigt sind, daß ihr ursprünglicher Charakter bei den heutigen Negern derselbe sei, als was er bei den Aegyptern, den Griechen und Römern gewesen.

Alle Völker, behauptet er, müßten mit Fetischismus anfangen, um dann zum Polytheismus und Monotheismus überzugehen.

Nur ein Volk macht bei ihm eine Ausnahme, nämlich die Juden, das auserwählte Volk Gottes. Sie waren, nach De Brosses, niemals Fetischdiener gewesen, während alle anderen Völker zuerst eine urweltliche göttliche Offenbarung empfingen, dann sie vergaßen, und dann wieder mit dem Anfang anfangen mußten, also mit Fetischismus.

Es ist auffallend, den Einfluß der zur damaligen Zeit vorwaltenden Ideen selbst bei einem so aufgeklärten Geist, wie De Brosses war, zu finden. Hätte er mit denselben scharfen Augen nach Spuren des Fetischismus im alten Testament zu suchen gewagt, mit denen er Fetische sonst überall, in Aegypten, in Griechenland, in Rom entdeckte, so würden ihm die Teraphim, die Urim und Thummim, mit dem Ephod, genug Material gegeben haben, von dem goldnen Kalb und der ehernen Schlange gar nicht zu reden. (Gen. XXVIII, 18; Jerem. II, 27.)

Wenn nun aber auch in diesen und einigen anderen Punkten viele von denen, welche die Lehre von De Brosses angenommen und vertheidigt haben, von ihm abweichen würden, so hat sich doch seine Ansicht vom Fetischismus, als der ursprünglichsten Form aller Religion, bis auf den heutigen Tag im Ganzen unverändert erhalten. Man kann auch nicht leugnen, daß sie sehr natürlich, sehr annehmbar klingt. Sie fand daher sehr bald Eingang in Handbüchern der Religionsgeschichte, ja selbst in Schulbüchern, und ich glaube, den meisten von uns ist dieselbe bereits auf der Schule beigebracht worden.

Ich selbst bin mit dieser Ansicht aufgewachsen und bezweifelte sie nie, bis ich mehr und mehr darauf aufmerksam wurde, wie wir gerade in den ältesten uns seit Kurzem zugänglich gemachten Denkmälern der Religionen des Alterthums vergebens nach handgreiflichen Spuren von Fetischismus suchen, während sie in den späteren Perioden immer häufiger und häufiger werden. Während im Rig-Veda kaum eine Spur von Fetischismus ist, sind die neueren Phasen des indischen Gottesdienstes, schon vom Atharva-Veda an, voll davon. M. Goblet d'Alviella sagt in seiner Vorlesung „De la supériorité du Brahmanisme sur le Catholicisme“: „L'étranger qui arrive dans l'Inde, et moi-même je n'ai pas fait exception à cette règle, ne découvre d'abord que des pratiques religieuses aussi dégradantes que dégradées, un vrai polythéisme, presque du fétichisme.“

Ursprung des Wortes Fetisch.

Warum nannten auch die Portugiesen, die Christen waren, aber Christen in jenem metamorphischen Zustande, wie er den römischen Katholicismus des vorigen Jahrhunderts beim niederen Volke bezeichnete, warum nannten diese das, was sie bei den Negern der Goldküste sahen, feitiços? Der Grund ist klar. Feitiços waren ihnen wohl bekannt, als Amulette oder Talisman, und sie trugen wahrscheinlich alle entweder Ketten, Kreuze oder Bilder, die, ehe sie zur See gingen, von ihren Priestern geweiht und gesegnet worden waren. Sie waren in einem gewissen Sinne selbst Fetischdiener. Als sie sahen, wie ein Eingeborener irgend einen Schmuck umarmte, einen bunten Stein nicht hergeben wollte, oder gar vor einem Knochen, den er sorgsam in seiner Hütte aufbewahrte, sich niederwarf und ihn anzubeten schien, was war wol da natürlicher als zu glauben, daß die Neger diese Dinge nicht nur aus einer Art von gedankenlosem Aberglauben thaten, sondern daß es heilige Reliquien wären, Etwas wie ihre eigenen feitiços! Da sie weiter keine Spuren von Religion oder Gottesdienst bei den Negern entdeckten, so schlossen sie nicht ganz unnatürlich, daß diese äußerlichen Zeichen von Verehrung für ihre feitiços die ganze Religion des Negers ausmachten.

Man nehme den Fall, daß die Neger, nachdem sie das Treiben der weißen Ankömmlinge von Weitem betrachtet, sich gefragt hätten, was wol die Religion dieser Menschen sein könne; — was würden sie gesagt haben? Sie sahen, wie die portugiesischen Matrosen ihre Rosenkränze trugen, wie sie vor häßlichen Bildern Weihrauch brannten, wie sie sich vor Altären verneigten, bunte Fahnen schwenkten und sich vor einem hölzernen Kreuze niederwarfen. Sie beobachteten sie nie, während sie im Stillen ihre Gebete sagten, noch sahen sie irgend welche große Opfer, die man den Göttern brachte. Auch ihr moralischer Lebenswandel hinterließ wol kaum den Eindruck, daß sie aus Furcht vor den Göttern sich von Verbrechen fern hielten. Was wäre also wol natürlicher gewesen, als daß sie gesagt hätten, die Religion der Weißen bestände nur aus einer Verehrung von Gru-grus, — dies war ihr Name für das, was die Portugiesen feitiço nannten — daß sie keine Kenntniß von einem höchsten Geiste oder einem König im Himmel hätten oder ihm irgend welche Verehrung bezeugten!

Was nun das Wort für Fetisch betrifft, so ist es bekannt, daß das portugiesische feitiço dem lateinischen factitius entspricht. Factitius bedeutete zunächst, was mit der Hand gemacht, dann, was künstlich, unnatürlich, magisch, bezaubernd oder bezaubert ist. Ein falscher Schlüssel z. B. heißt im Portugiesischen chave feitiça, und feitiço war bald die gewöhnliche Bezeichnung für Amulette und ähnliche halb heilige, halb profane Schmucksachen. Der Handel in diesem Artikel war im Mittel-

alter durch ganz Europa ebenso verbreitet, wie er noch jetzt in Afrika ist. Ein Fabrikant oder Verkäufer solcher Dinge hieß ein feitiçero, ein Wort, was jedoch bald auch in der Bedeutung von Zauberer gebraucht wurde. Wie weit verbreitet der Gebrauch dieser Worte im Portugiesischen war, zeigt sich am besten in dem Ausdruck meu feitiçinho, welches so viel als mein Liebling bedeutet.

Einen ähnlichen Uebergang in der Bedeutung als in feitiço, factitius, sehen wir im italienischen fattura, Zauberformel, welches in dieser Bedeutung schon im mittelalterlichen Latein von 1311 vorkommt;*) ebenso in charme, das ursprünglich einfach carmen war, und im griechischen ἐπῳδή.

Ausdehnung der Bedeutung von Fetisch.

Genau genommen konnten also die portugiesischen Matrosen — denn ihnen verdanken wir schließlich die Einführung des Wortes — feitiço nur in Bezug auf leblose und greifbare Gegenstände anwenden, und es war schon eine große Freiheit, die sich De Brosses nahm, wenn er dieses Wort auch auf Berge, Flüsse und Bäume ausdehnte. Man kann zu seiner Entschuldigung anführen, daß er die wahre Etymologie des Wortes nicht kannte und feitiço von fatum abgeleitet glaubte, wovon auch Fata, eigentlich ein nom. plur. neutr., der aber, wie viele solcher Plurale, für einen nom. sing. fem. genommen wurde und später als fée, Fee, erscheint. Dies ließ es ihm weniger gezwungen erscheinen, den Namen Fetisch auch auf natürliche Gegenstände, wie Bäume, Berge und Flüsse auszudehnen. Nichtsdestoweniger blieb es ein unglücklicher Schritt, denn er vermischte auf diese Weise drei gänzlich verschiedene Phasen der Religion:

1) Physiolatrie, oder die Verehrung von Naturgegenständen, welche Gefühle der Ehrfurcht und Dankbarkeit im Menschen erregen, wie Berge, Flüsse, Bäume ꝛc.;

2) Zoolatrie, oder Verehrung von Thieren, wie wir sie namentlich bei den hochgebildeten Einwohnern des alten Aegyptens finden;

3) Fetischismus im wahren Sinne des Wortes, d. h. die abergläubische Verehrung zufälliger und anscheinend unbedeutender Gegenstände, die an sich selbst durchaus keinen Anspruch auf irgend welche Auszeichnung zu haben scheinen.

Aber dies ist noch nicht Alles. De Brosses unterschied auch nicht einmal zwischen Fetischismus und Idolatrie, so weit auch die beiden von einander entfernt sind. Ein Fetisch nämlich, in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes, gilt an sich selbst für übernatürlich; das Idol, im

*) Synodus Pergam., anno 1311, apud Muratorium, tom. 9 col. 561; incantationes, sacrilegia, auguria, vel maleficia, quae facturae sive praestigia vulgariter appellantur.

Gegentheil, war von Anfang an ein Bild, ein Zeichen, ein Symbol von etwas Anderem. Ohne Zweifel konnte ein Idol zu einem Fetisch herabsinken, aber ursprünglich fließt der Fetischdienst aus einer ganz anderen Quelle als die, aus welcher Idolatrie entspringt.

Hören wir, was De Brosses sich unter einem Fetisch vorstellt. „Fetische," sagt er, „sind Alles, was sich Menschen zur Verehrung wählen mögen, ein Baum, ein Berg, die See, ein Stück Holz, der Schwanz eines Löwen, ein Kieselstein, eine Muschel, Salz, ein Fisch, eine Pflanze, eine Blume, gewisse Thiere, wie Kühe, Ziegen, Elephanten, Schaafe ꝛc. Dies sind die Götter des Negers, seine Heiligthümer, Talismane. Die Neger verehren sie, richten Gebete an sie, bringen ihnen Opfer, tragen sie bei Prozessionen herum, befragen sie bei großen Gelegenheiten. Sie schwören bei ihnen, und ein solcher Schwur wird nie gebrochen."

„Einige Fetische gehören einem ganzen Stamme, andere einzelnen Menschen zu. National-Fetische haben ein öffentliches Heiligthum; Privat-Fetische werden an ihrem eigenen Platz in den Häusern und Hütten aufbewahrt."

„Wenn z. B. die Neger Regen haben wollen, so setzen sie ein leeres Geschirr vor den Fetisch. Ziehen sie zur Schlacht, so legen sie Waffen vor ihm nieder. Haben sie kein Fleisch oder Fisch, so werden Knochen und Gräten zum Fetisch gebracht, während, wenn sie Palmenwein zu haben wünschen, sie die Scheere bei dem Fetisch lassen, mit der die Einschnitte am Palmbaume gemacht werden.*) Werden ihre Wünsche erfüllt, so ist es gut. Werden sie nicht erfüllt, so glauben sie, daß der Fetisch erzürnt mit ihnen ist, und sie versuchen dann ihn gnädig zu stimmen."

Dies ist in Kurzem, was De Brosses unter Fetischismus versteht, was, wie er glaubte, die Religion aller Neger war, und was, wie er zu beweisen suchte, die Religion aller großen Nationen des Alterthums gewesen sein muß, ehe sie die höheren Stufen des Polytheismus und Monotheismus erreichen konnten.

Nutzen des Studiums wilder Völker.

Der Gedanke, daß wir, um zu lernen was die sogenannten civilisirten Völker gewesen sein mögen, ehe sie ihre höhere Stufe der Bildung erreichten, wilde Völker beobachten sollten, so wie sie noch heutigen Tages sind, ist gewiß ein ganz richtiger. Es ist die Erfahrung, welche wir in der Geologie gewonnen haben, nur auf die Stratification des Menschengeschlechts angewendet. Aber was ähnlich ist, ist darum nicht gleich, und jedenfalls ist die Gefahr, metamorphisches Gestein für primäres vulkanisches zu nehmen, weit größer in der Anthropologie als in der Geologie.

*) Aehnliche Gebräuche erwähnt Waitz, Anthropologie II, S. 177.

In Bezug hierauf finde ich einige sehr treffende Bemerkungen bei Herbert Spencer:*)

„Zu bestimmen," schreibt er, „was wahrhaft primitiv ist, würde leicht sein, wenn wir nur Berichte über wahrhaft primitive Menschen hätten. Wir haben aber guten Grund zu vermuthen, daß die jetzt lebenden Menschen vom niedrigsten Schlage, die gesellschaftliche Gruppen von der einfachsten Art bilden, uns durchaus nicht den Menschen darstellen, wie er ursprünglich war. Wahrscheinlich hatten die meisten von ihnen, wo nicht alle, Vorfahren auf höheren Stufen der Entwickelung, und in dem, was sie glauben und meinen, mag Manches übrig geblieben sein, was sich auf jenen höheren Stufen entwickelt hatte. Während die Theorie des ununterbrochenen Verfalls, wie sie gewöhnlich verstanden wird, unhaltbar ist, scheint die Theorie des ununterbrochenen Fortschritts der Menschheit, in ihrer unbeschränkten Form, ebenfalls unhaltbar. Auf der einen Seite ist die Ansicht, daß Barbarei durch ein Herabfallen aus Civilisation verursacht ist, mit den Thatsachen unvereinbar; auf der andern fehlt es an hinlänglichen Beweisen, daß die tiefste Barbarei immer so barbarisch gewesen, wie sie jetzt ist. Es ist ganz möglich, ja, ich glaube, höchst wahrscheinlich, daß Verfall ebenso häufig gewesen als Fortschritt."

Diese Worte enthalten eine sehr nützliche Warnung für solche Ethnologen, die meinen, daß, wenn sie nur ein paar Jahre unter Papuas, Fuegiern und Andamanen zugebracht, sie genau berichten können, wie es bei den ältesten Stammvätern der Griechen und Römer ausgesehen. Sie sprechen von dem heutigen Wilden, als ob er nur eben in die Welt geschickt, ohne zu bedenken, daß er, als eine lebendige Species, wahrscheinlich nicht einen Tag jünger ist als wir selbst. Er mag ein mehr stationäres Wesen gewesen sein, aber er kann auch vielmals hinauf und hinunter gestiegen sein, ehe er seine jetzige Lage erreichte. Schließlich aber, selbst wenn man beweisen könnte, daß in allen anderen Elementen der Civilisation ein ununterbrochener Fortschritt stattfindet, so könnte doch Niemand behaupten wollen, daß dies auch von der Religion gelte.

Häufiger Verfall der Religionen.

Daß Religion dem Verfall ausgesetzt ist, das lehrt uns die Weltgeschichte wieder und wieder, ja in gewissem Sinne kann man wol die Geschichte der meisten Religionen eine Geschichte ihres langsamen Verfalls von ihrer ursprünglichen Reinheit nennen. Niemand würde zu behaupten wagen, daß Religion stets mit dem Fortschritt der allgemeinen Bildung Schritt hält. Wenn man also auch zugeben wollte, daß in Bezug

*) Sociology, p. 106. Man vergleiche auch On some Characteristics of Malayo-Polynesians, im Journal of the Anthropological Institute, Februar 1878.

auf Werkzeuge, Kleidung, Gebräuche und Sitten die Griechen und Römer, die Deutschen und Celten vor dem Anfang aller Geschichte in demselben Zustand gelebt hätten als die Negerstämme des heutigen Afrikas, so würde doch nichts uns zu dem Schlusse berechtigen, daß auch ihre Religion dieselbe gewesen sein müsse, daß sie Fetische, Stöcke und Steine verehrten, und nichts weiter.

Sehen wir nicht Abraham, einen einfachen Nomaden, vollkommen überzeugt von der Nothwendigkeit der Einheit Gottes, während Salomon, berühmt unter den Königen der Erde, hohe Plätze und Tempel für Chemosch und Moloch baute. Im 6. Jahrhundert vor Chr. G. lauschte Ephesus einem der weisesten Männer, den Griechenland geboren; tausend Jahre später war dieselbe Stadt voll vom leichtfertigen und nichtssagenden Geschwätz des Cyrillus und des Concils von Ephesus. Die Hindus, die vor mehreren tausend Jahren die schwindelndsten Höhen der Philosophie erreicht hatten, sind jetzt an vielen Orten zu einer entwürdigenden Verehrung von Kühen und Ochsen herabgesunken.

Schwierigkeiten des Studiums der Religionen wilder Völker.

Und eine noch andere und weit größere Schwierigkeit ist mit diesem Studium wilder Völker, der Agriologie, verbunden. Wenn wir auch geneigt sein sollten, den Vorfahren der Griechen und Römer dieselbe Religion zuzuschreiben, die wir jetzt unter Negern und anderen Wilden finden, haben wir uns wol ehrlich gefragt, was wir denn eigentlich von den religiösen Ansichten dieser sogenannten Wilden wissen.

Vor hundert Jahren mochte es sich noch entschuldigen lassen, wenn Gelehrte so ganz im Allgemeinen von der Religion der Wilden sprachen. Die Wilden galten damals als bloße Merkwürdigkeiten, und man glaubte fast Alles, was von ihnen berichtet wurde. Man hackte und packte sie zusammen etwa in derselben Weise, wie ich von einer englischen Kanzel Neander und Strauß als Vertreter der deutschen Neologie habe nennen hören. Neger von Neger, Wilde von Wilden zu unterscheiden, daran dachte Niemand.

Jetzt ist dies Alles anders geworden. Kein wissenschaftlicher Ethnolog bedient sich noch solcher Ausdrücke wie Wilde oder Neger. Im gewöhnlichen Verkehr spricht man zwar noch von Negern und versteht darunter alle schwarze Menschen, aber in wissenschaftlichen Werken ist Neger meist auf die im westlichen Afrika zwischen Senegal und Niger wohnenden Stämme, die sich bis zum See Tschad und wahrscheinlich noch weiter erstrecken, eingeschränkt worden. Wenn man vom Neger als auf der tiefsten Stufe der Menschheit stehend spricht, so meint man fast immer diesen Neger auf der Westküste, bei dem die Portugiesen sich zuerst ihre Vorstellung von Fetischismus bildeten.

Es ist hier nicht der Ort, die Ethnographie Afrikas zu behandeln, wie sie sich nach den Berichten der neuesten Reisenden gestaltet hat. Es genügt, auf die Eintheilung, wie sie Waitz gibt, zurückzugehen, um den Neger am Senegal und Niger wenigstens von seinen nächsten Nachbarn zu unterscheiden:

1) Die Berber- und Koptischen Stämme im Norden Afrikas. Vom historischen Standpunkte aus gehören sie mehr zu Europa als zu Afrika. Viele von ihnen wurden von den Mohammedanern unterjocht und verschmolzen mit ihren Eroberern. Sie hießen zuweilen Mohren, nie aber Neger.

2) Die Stämme, welche das östliche Afrika, die Gegend vom Nil bis zum Aequator bewohnen. Sie sind Abessinier und Nubier, und in der Sprache entfernt mit den Semiten verwandt.

3) Die Fulahs, welche über fast ganz Mittelafrika verbreitet sind und sich selbst in entschiedenem Gegensatz zu den Negern fühlen.

4) Vom Aequator südwärts bis zu den Hottentotten die Kaffer- und Congovölker, die ihre eigene sehr eigenthümliche Sprache reden, religiöse Ideen von wahrer Erhabenheit besitzen, und auch physisch vom wahren Neger leicht unterscheidbar sind.

5) Die Hottentotten und theilweise die Buschmänner, die sich wiederum von allen übrigen Stämmen sowol durch ihre Sprache, als physisch scharf unterscheiden.

Dies sind nur eben die allgemeinsten Gruppen der Bewohner Afrikas. Wollten wir von ihnen allen als Negern sprechen, so machten wir uns derselben Nachlässigkeit schuldig, mit der die Griechen von Scythen, die Römer, vor Cäsar, von Celten sprachen. Für wissenschaftliche Zwecke sollte also der Name Neger entweder ganz vermieden, oder auf die Stämme eingeschränkt werden, welche etwa 12 Breitegrade vom Senegal bis zum Niger einnehmen und sich landeinwärts bis dahin erstrecken, wo sie mit Berbern, Nubiern oder Kaffern zusammenstoßen.

Wenn nun aber auch der Ethnolog nicht mehr von allen Bewohnern Afrikas als Negern spricht, so ist es doch gar nicht leicht, den Historiker zu überzeugen, daß diese Stämme nicht mehr wie früher als bloße Wilde behandelt werden können, sondern daß wir auch hier zu unterscheiden lernen müssen, ehe wir vergleichen können. Die, welche so leichthin von Wilden in Afrika, Amerika und Australien sprechen, würden es sehr schwierig finden, eine Definition von diesem Worte zu geben, die mehr bedeutet, als daß die Wilden von uns verschieden sind. Wilde sind für uns etwa dasselbe, was für die Griechen die Barbaren waren. Wie aber die Griechen zu lernen hatten, daß einige dieser sogenannten Barbaren Naturgaben besaßen, um welche sie sie selbst hätten beneiden können, so werden auch die, welche sich etwas gründlicher mit den Wilden beschäftigen, gestehen müssen, daß einige dieser Wilden eine Religion und Lebensweisheit

besitzen, die einen Vergleich mit der Religion und Lebensweisheit der civilisirten und civilisirenden Völker der Erde nicht zu fürchten hat. Wie dem auch sei, jedenfalls muß die Idee, die man gewöhnlich von den Wilden hat, sehr bedeutend modificirt und differenzirt werden; ja es gibt kaum einen andern Zweig der Anthropologie, der mit so vielen Schwierigkeiten behaftet ist, als gerade das für so leicht erachtete Studium dieser sogenannten Wilden.

Die Sprache der Wilden.

Wir wollen nur einige der gewöhnlichsten Vorurtheile betrachten, die man noch immer mit wilden Völkern verbindet. Ihre Sprachen, glaubt man oder glaubte man, sind weniger vollendet als die unsrigen. Hier hat nun die Sprachwissenschaft bereits gute Dienste geleistet. Zuerst ist die Idee, daß es Menschen gäbe, die keine Sprache besitzen, gänzlich verschwunden, und was es bedeutet, eine Sprache zu besitzen, verstehen wir auch jetzt besser zu würdigen als früher. Alle die Berichte von sprachlosen Stämmen, oder von Menschen, deren Sprache dem Zwitschern der Vögel ähnlicher sei als den artikulirten Tönen menschlicher Wesen, sind für die Zukunft in das Kapitel der anthropologischen Mythologie verwiesen.

Was aber noch wichtiger, ist, daß man nachgewiesen hat, wie viele der Sprachen der Wilden eine höchst vollendete, ja in manchen Fällen eine zu vollendete, d. h. eine zu künstliche Grammatik besitzen, während ihr Wörterbuch einen Reichthum von Benennungen entfaltet, um den sie mancher Dichter beneiden würde.*) Es ist nun zwar sehr richtig, daß dieser Reichthum an grammatischen Formen und dieser Ueberfluß von Namen für ganz besondere Gegenstände, von einem Gesichtspunkte aus, ein Zeichen logischer Schwäche und eines Mangels an kräftigem Begreifen ist. Sprachen, die Casus haben, um Nähe bei einem Gegenstande, Bewegung einem Gegenstande entlang, Annäherung an einen Gegenstand, Hineintreten in einen Gegenstand zu bezeichnen, aber keinen allgemeinen objectiven Casus, keinen Accusativ, mögen reich heißen, ihr grammatischer Reichthum ist aber logische Armuth. Dasselbe gilt vom Wörterbuch. Dasselbe mag Namen für jede Art und Abart von Thieren, ja für dasselbe Thier, wenn es jung oder alt, wenn es männlich oder weiblich ist, besitzen. Es mag den Fuß eines Menschen, eines Pferdes, eines Löwen, eines Hasen durch besondere Ausdrücke unterscheiden. Aber zu gleicher Zeit fehlen ihm oft Worte für Thier im Allgemeinen, oder selbst Bezeichnungen für solche Begriffe wie Körper, Glied u. s. w. Es ist hier eben Gewinn auf der einen, Verlust auf der andern Seite. So

*) A. B. Meyer, Ueber die Mafoor und andere Papuasprachen in Neu-Guinea, S. 11.

unvollkommen aber auch eine Sprache sein mag in einem oder dem andern Punkte, jede Sprache, selbst die der Papuas und Veddas, ist solch ein Meisterwerk des Geistes, daß die Kunst aller Philosophen daran scheitern würde, etwas Aehnliches hervorzubringen. Es kommt auch vor, daß die Grammatik wilder Völker Zeugniß ablegt für eine höhere Stufe geistiger Entwickelung, auf welcher diese Völker früher gestanden haben müssen, um solche grammatische Unterschiede zu bezeichnen. Und schließlich dürfen wir nicht vergessen, daß jede Sprache unendliche Möglichkeiten in sich trägt und daß bis jetzt noch keine gefunden ist, in der es unmöglich gewesen, das Vaterunser zu übersetzen.

Zahlwörter der Wilden.

Lange galt es für einen der besten Beweise der niedrigen geistigen Anlagen wilder Stämme, daß sie nicht im Stande seien, über drei, vier oder fünf hinaus zu zählen. Zuerst nun gehört ein tüchtiger Gelehrter dazu, um einen solchen Fall festzustellen.*) Zweitens aber, wenn die Thatsachen festgestellt sind, so gilt es, sie zu erklären. Es mag Stämme geben, die Alles, was über fünf, die Finger einer Hand, geht, als Viel zusammenfassen, obgleich es mir sehr unwahrscheinlich scheint, daß irgend ein menschliches Wesen, es sei denn ein Irrer, nicht fünf Kühe von sechs oder sieben Kühen unterscheiden kann.

Lesen wir nun die Berichte über das Fehlen der Zahlwörter über zwei oder drei hinaus etwas genauer. Man hat oft gesagt z. B., daß die bekannten Abiponen**) keine Zahlwörter über drei haben. Was finden wir wirklich? Daß sie vier durch drei + eins ausdrücken. Nun, anstatt geistige Schwäche zu beweisen, beweist dies vielmehr eine viel größere Kraft der Analyse, als wenn vier durch Wörter ausgedrückt wäre, die ursprünglich Hände und Füße, Augen und Ohren bedeuten. Wilde, die vier durch zwei-zwei ausdrücken, würden nie in die Versuchung gerathen, den Satz, daß zwei und zwei vier machen, als ein synthetisches Urtheil a priori zu betrachten. Sie würden augenblicklich sehen, daß, wenn sie sagen: „Zwei und zwei macht zwei-zwei", sie ganz einfach ein analytisches Urtheil aussprechen.

Wir müssen nicht immer nur darauf bedacht sein, die geistige Superiorität der Rassen hervorzuheben, zu denen wir selbst gehören. Das arische Wort für vier, Sanskrit *katur*, Latein. quatuor, ist von einigen recht

*) In Bezug auf die Neger von Dahomey sagt Burton (Memoirs of the Anthropological Society, 1, 314), daß sie durch das ewige Spielen mit Cowriemuscheln zu ganz experten Rechenmeistern werden. Bei den ihnen verwandten Yarubas sagt man: „Du kannst nicht neunmal neun sagen," um auszudrücken: „Du bist ein Dummkopf."

**) Dobrizhofer, Historia de Abiponibus, 1784.

bedeutenden Sprachforschern von tar, drei, mit vorgeschlagenem *ka*, dem Latein. que, abgeleitet worden, so daß *k*atur auch im Sanskrit als eins und drei aufgefaßt worden wäre. Dies mag nun richtig oder falsch sein, jedenfalls fragt man sich, weshalb, wenn afrikanische Stämme sieben durch fünf + zwei, oder sechs durch fünf + eins ausdrücken*), dies als Beweis tiefster geistiger Armuth gelten soll, während doch Niemand ein Wort gegen die an der Spitze der europäischen Civilisation marschirenden Franzosen zu sagen hat, die neunzig durch quatre-vingt-dix, oder gegen die Römer, die neunzehn durch undeviginti ausdrücken.**)

Nein, auch hier gilt die Regel, Andere mit demselben Maaße zu messen, mit dem wir uns selbst messen. Wir müssen erst zu verstehen lernen, ehe wir wagen zu urtheilen.

Geschichtslosigkeit der Wilden.

Ein anderer schwerer Vorwurf gegen die Wilden ist, daß sie keine Geschichte haben. Ein Wilder zählt kaum die Tage eines Jahres, geschweige die Jahre seines Lebens. Einige Negerstämme halten es sogar für unrecht, dies zu thun, da es Mangel an Vertrauen zu Gott beweise! In einem Lande, wo jedes Bauwerk, jedes Denkmal schnell verschwindet, wo das Leben kurz ist, und wo auch die Jahreszeiten so wenig von einander verschieden sind, daß Niemand nach längeren Zeiträumen als Monden rechnet, wird Alles schnell vergessen.***) Da diese Wilden keine Kenntniß der Schrift haben, so kann natürlich bei ihnen von dem, was wir Geschichte nennen, keine Rede sein. Nun soll durchaus nicht in Abrede gestellt werden, daß eine Interesselosigkeit sowol in Bezug auf Vergangenes als Zukünftiges ein Beweis von niedriger Bildung ist; aber man glaube nur nicht, daß diese Interesselosigkeit bei allen sogenannten wilden Stämmen zu finden sei. Viele von ihnen bewahren das Gedächtniß von den Thaten ihrer Väter und Großväter, ja das Merkwürdige ist, daß sie, ohne Schrift zu besitzen, im Stande gewesen sind, ihre Ueberlieferungen viele Geschlechter hindurch lebendig zu erhalten.

Herr S. J. Whitmee, dem wir so viele wichtige Beobachtungen über die braunen Polynesier verdanken, bemerkt hierüber: „Diejenigen,

---

*) cf. Winterbottom, Account of the Native Africans in the neighbourhood of Sierra Leone, London 1863, p. 230.

**) Aehnliche Beispiele, wie acht durch zehn minus zwei, neun durch zehn minus eins ausgedrückt werden, findet man in den Listen von Zahlwörtern am Ende meiner Abhandlung über die Turanischen Sprachen. Auch vor Kurzem bei Moseley, On the Inhabitants of the Admiralty Islands, p. 13, und bei Matthews, Hidatsa Grammar, p. 113.

***) Codrington, Letter from Norfolk Islands, July 3, 1877.

denen die nationalen Ueberlieferungen zur Bewahrung anvertraut waren, gehörten gewöhnlich nur wenigen Familien an, und es war ihre Pflicht und ihr Lebensberuf, die ihnen anvertrauten Legenden und Gesänge unversehrt von Geschlecht zu Geschlecht zu überliefern. Dies war eine Ehrensache für die ganze Familie. Es war die Erbpflicht der ältesten Söhne in diesen Familien, dieselben mit wörtlicher Treue zu lernen, zu üben und zu lehren. Es war dies nicht nur eine heilige Pflicht, sondern das Recht, solche Mythen und Gesänge aufzubewahren, wurde als ein ehrenvolles und werthvolles Privileg sehr eifrig bewacht. Daher kommt auch noch jetzt die Schwierigkeit, sie aufgeschrieben zu erhalten. Man sah sich sogar vor, sie nicht zu oft herzusagen, und nie ganz vollständig auf einmal. Zuweilen hat man sie absichtlich geändert, um die Zuhörer irre zu führen. Missionäre und andere Fremde, die sich unter den Polynesiern aufhielten, sind in dieser Weise oft getäuscht worden, wenn sie ein Interesse an diesen Erzählungen blicken ließen. Man muß der Sprache vollkommen mächtig sein, ihre Art und Weise kennen und ihr ganzes Vertrauen besitzen, ehe man hoffen kann, eine wirklich genaue Kenntniß ihrer alten heiligen Literatur zu erhalten. Ja selbst dies war oft nur möglich, wenn man denen, welche diese Schätze behüteten, versprach, sie nie auf ihren Inseln selbst bekannt zu machen."

„Trotz aller dieser Schwierigkeiten ist es einigen Missionären und Anderen gelungen, große Sammlungen von diesen Mythen und Liedern zu machen und ich zweifle gar nicht, daß binnen Kurzem es möglich sein wird, alles Material für eine vergleichende Mythologie von Polynesien zusammen zu bringen."

„Die meisten dieser Volkslieder enthalten manches Veraltete, sowol in Form als in Worten, die den meisten der Jetztlebenden unverständlich geworden sind."

Es ist bemerkenswerth, wie man sich der wörtlichen Treue in der Ueberlieferung dieser Sagen und Lieder versichert. Auf manchen Inseln findet man alle Sagen, die irgend von Bedeutung sind, in zwei Formen, in Prosa und Poesie. Die Prosa gibt die Geschichte in der einfachsten Form. Die Poesie hat Rhythmus, oft auch Reim. Die poetische Bearbeitung dient zur Controle der einfacheren Prosaerzählung, die leichter dem Wechsel ausgesetzt ist. Da es so leicht ist, Aenderungen im Prosatext vorzunehmen, so gilt dieser nie als echt, wenn er nicht bis auf's Einzelnste durch poetische Diplome beglaubigt ist.*) Eine Auslassung oder eine Einfügung im poetischen Text könnte leicht entdeckt werden. So haben also auch jene Völker die Thatsache anerkannt, daß Poesie leichter

*) Dies wirft ein merkwürdiges Licht auf die Buddhistische Literatur, die bekanntlich auch in dieser doppelten Form existirt, einmal in Prosa und dann metrisch, in Gâthâ-Form.

und sicherer im Gedächtniß fortlebt als Prosa, und daher weit besser geeignet ist, historische Mythen mit strenger Treue zu bewahren.

Was wir aber jetzt unter Geschichte verstehen, ist etwas ganz Anderes. Die Namen der Könige von Aegypten und Babylon zu lernen, die Jahreszahlen ihrer Schlachten auswendig zu wissen, die Namen ihrer Minister, ihrer Frauen und Maitressen hersagen zu können, mag sehr gut zu einem Staatsexamen sein, aber daß es ein Zeichen wirklicher Bildung ist, habe ich nie glauben können. Sokrates war doch kein Wilder, aber ich zweifle, ob er die Namen und Jahreszahlen seiner eigenen Archonten hätte hersagen können, geschweige denn die Namen der Könige von Aegypten und Babylon.

Und wenn wir uns dann fragen, wie zu unserer eigenen Zeit Geschichte gemacht wird, so werden wir vielleicht besser das Gefühl derer verstehen lernen, die sich nicht überzeugen können, daß jede königliche Hochzeit, jede Schlächterei, sei es zwischen wilden Horden oder civilisirten Heeren, jede Zusammenkunft von Friedensmännern oder jeder Congreß von Diplomaten zum Besten künftiger Geschlechter aufbewahrt werden müssen Je mehr man sieht, wie Geschichte geschrieben wird, desto weniger begreift man, daß ihr Werth so groß sein könne, wie man wol früher glaubte. Man setze den Fall, daß die Geschichte der letzten zwei Jahre von Gladstone, Beaconsfield und Gortschakoff geschrieben würde; — was sollten wol zukünftige Historiker davon glauben? Ja, was sollen zukünftige Historiker über diese Staatsmänner selbst glauben, die von denen, welche die beste Gelegenheit sie zu beurtheilen hatten, entweder als hochherzige Patrioten oder als selbstsüchtige Parteimänner dargestellt werden? Selbst bloße Thatsachen, wie die in Bulgarien verübten Greuelthaten, können nicht, so scheint es, von zwei Augenzeugen ohne die größten Widersprüche beschrieben werden. Ist es denn also so unbegreiflich, daß eine ganze Nation, — ich meine die alten Judier — Geschichte im gewöhnlichen Sinne des Wortes einfach verachteten, und anstatt ihr Gedächtniß mit Namen von Königen, Königinnen, Schlachten und ihren Jahreszahlen zu beladen, lieber die wahren Könige im Reiche des Geistes und die entscheidenden Schlachten im Kampfe für die Wahrheit in ihrer Erinnerung aufzubewahren suchten?

Sittenlosigkeit der Wilden.

Schließlich glaubte man sonst, daß alle Wilden ohne moralische Grundsätze wären. Es ist nun gar nicht meine Absicht, den Wilden mit Rousseauschen Farben zu malen, oder zu leugnen, daß unser sociales und politisches Leben ein Fortschritt über die vereinzelte oder nomadische Existenz der wilden Stämme von Afrika und Amerika ist. Ich sage nur, wir müssen jede Phase in der Entwickelung des menschheitlichen Lebens

für sich selbst beurtheilen. Wilde haben ihre eigenen Fehler, aber sie haben auch ihre eigenen Tugenden. Wenn der Neger ein schwarzes Buch gegen den weißen Menschen schreiben könnte, würden darin wenige der Verbrechen fehlen, die, wie wir glauben, den Wilden eigenthümlich sind. Die Moralität des Negers kann aber mit der des Europäers nicht verglichen werden, da ihre ganzen Lebensansichten verschieden sind. Was wir für unrecht halten, halten sie nicht für unrecht. Wir verurtheilen z. B. die Polygamie; Juden und Mohammedaner dulden sie. Wilde betrachten sie als ehrenhaft, und in dem Zustande der Gesellschaft, in dem sie sich befinden, haben sie ohne Zweifel recht. Wilde glauben nicht, daß die Europäer Muster von Tugend sind, ja es wird ihnen sehr schwer, sich in ihre Lebensansichten hineinzudenken.

Nichts ist dem Wilden unverständlicher als unsere Unruhe, unser ewiges Streben nach Gewinn und Besitz mehr noch als nach Genuß. Ein indianischer Häuptling sagte zu einem Weißen: „Ach, mein Bruder, Du wirst nie das Glück kennen lernen, Nichts zu denken und Nichts zu thun; dies ist nächst dem Schlafe das Allerentzückendste. So waren wir vor der Geburt, so werden wir nach dem Tode sein."*) Als auf Tahiti die Missionäre versuchten, das Tuchweben einzuführen, verließen nach wenig Tagen alle zum Lernen desselben herbeigekommenen Mädchen die Arbeit und sagten: „Warum sollen wir arbeiten? Haben wir nicht so viel Brotfrüchte und Cocosnüsse, als wir essen können? Ihr, die ihr Schiffe und schöne Kleider braucht, müßt wol arbeiten, aber wir sind zufrieden mit dem, was wir besitzen."**)

Solche Ansichten sind nun allerdings sehr uneuropäisch, aber sie enthalten doch auch eine Lebensphilosophie, die falsch oder richtig sein mag, aber die keinesfalls als einfach barbarisch abgeurtheilt werden kann.

Ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen vielen sogenannten Wilden und uns Europäern liegt in dem geringen Werth, den sie diesem Erdenleben zuschreiben. Wir können uns kaum darüber wundern. Es gibt wenig Dinge, die sie an dieses Leben fesseln können. In vielen Theilen von Afrika und Amerika muß der Tod für eine Frau oder einen Sklaven wie ein glückliches Entrinnen sein, wenn sie nur ganz fest überzeugt sein könnten, daß das nächste Leben nicht eine Wiederholung des jetzigen sei. Sie sind eben wie Kinder, denen Tod und Leben nur wie eine Reise von einem Ort zu einem andern vorkommt. Und gar die Alten, die mehr Freunde jenseits als diesseits des Grabes haben, sind stets bereit zur Abreise; ja an manchen Orten ist es für die Kinder eine Pflicht, ihre alten Aeltern zu tödten, wenn ihnen das Leben eine Last geworden. So un-

*) Crevecoeur, Voyage dans la Haute-Pensylvanie, Paris, 1801; I, S. 362. Schultze, Fetischismus, S. 48.

**) Beechey, Reise nach dem stillen Ocean, I, S. 337. Schultze, Fetischismus, S. 49.

natürlich dies uns scheint, so wird es doch natürlich, wenn wir an das Wanderleben der wilden Völker denken, bei dem die, welche nicht mehr wandern konnten, den wilden Thieren zur Beute fielen. Wenn wir nicht dies und vieles Andere in Betracht ziehen, so werden wir uns nie ein richtiges Urtheil über die Religion der wilden Völker bilden können.

Religion allen Menschen gemeinsam.

Zur Zeit des De Brosses war Alles anders. Man wunderte sich damals, daß schwarze Menschen überhaupt so etwas wie Moralität oder Religion besitzen könnten, sei es auch nur eine Verehrung von Stöcken und Steinen. Wir haben anders zu urtheilen gelernt, Dank hauptsächlich den Missionären, die ihr ganzes Leben unter Wilden verlebt, ihre Sprachen gelernt, ihr Vertrauen gewonnen haben, und die, wenn sie auch ihre eigenen Vorurtheile haben, doch im Ganzen den guten Elementen im Charakter der Wilden volle Gerechtigkeit haben widerfahren lassen. Wir können jetzt sicher behaupten, daß trotz aller Nachsuchungen keine menschlichen Wesen irgendwo gefunden worden sind, die nicht Etwas besaßen, was ihnen als Religion galt; um es so allgemein als möglich auszudrücken, die nicht einen Glauben an Etwas hatten, was über ihre sinnliche Wahrnehmung hinausging.

Da ich hier nicht die ganze Beweisführung für diese Behauptung geben kann, so darf ich vielleicht das Urtheil eines anderen Gelehrten anführen, der sich seit Jahren mit Religionsgeschichte beschäftigt hat, des Professor Tiele, namentlich da seine Ansichten sonst in vielen Punkten von den meinigen abweichen. Er sagt (Outlines, p. 6): „Die Behauptung, daß es Völker oder Stämme gibt, die keine Religion haben, beruht entweder auf ungenauer Beobachtung, oder auf verwirrten Ideen. Kein Stamm, kein Volk ist bis jetzt gefunden worden ohne einen Glauben an höhere Wesen, und Reisende, die dies behaupteten, sind später durch Thatsachen widerlegt worden. Es ist deshalb vollkommen erlaubt, die Religion, in ihrer allgemeinsten Bedeutung, ein Universalphänomen der Menschheit zu nennen."

Das Studium der Religionen civilisirter Völker.

Nachdem nun aber einmal diese alten Vorurtheile weggeschafft worden waren und nachdem man eingesehen, daß die verschiedenen Völker von Afrika, Amerika und Australien nicht so ohne Weiteres als Wilde zusammengeworfen werden konnten, da fing man erst recht an die Schwierigkeiten zu fühlen, die sich einem wissenschaftlichen Studium dieser Völker entgegen stellten, namentlich in Bezug auf ihre religiösen Ansichten. Es ist schwer genug, einen genauen und wissenschaftlichen Bericht über die Religion der Juden, der Griechen, der Römer, der Juder und Perser zu

geben; aber die Schwierigkeiten eines wahren Verständnisses und einer richtigen Erklärung der Glaubensartikel und des Cultus jener literaturlosen Stämme sind unendlich größer. Jeder, der sich ernstlich mit der Geschichte der Religionen beschäftigt hat, weiß, wie schwer es ist, den Griechen, Römern, Indern und Persern in's Herz zu schauen und eine richtige Einsicht in ihre Ansichten über die großen Probleme des Lebens zu gewinnen. Und doch haben wir da eine ganze Literatur vor uns, religiös und profan; wir können Zeugen einander gegenüber stellen und hören, was für und gegen eine jede Ansicht gesagt werden kann. Wenn wir aber zu sagen haben, ob die Griechen im Allgemeinen, oder ein gewisser Stamm unter den Griechen, und dieser Stamm wiederum zu irgend einer bestimmten Zeit, etwa an eine Fortdauer des Lebens nach dem Tode, oder an Strafe und Belohnungen nach dem Tode, oder an die Oberhoheit persönlicher Gottheiten oder eines unpersönlicher Fatums, an die Nothwendigkeit von Gebet und Opfer, an den heiligen Charakter von Priestern und Tempeln, an Inspiration von Propheten und Gesetzgebern geglaubt habe oder nicht, so werden wir es oft recht schwierig finden, eine entschiedene Antwort zu geben. Es gibt eine ganze Literatur über die Theologie des Homer, aber es gibt trotzdem nur wenig Uebereinstimmung zwischen den besten Gelehrten, welche diese Gegenstände während der letzten zwei Jahrhunderte behandelt haben.

Noch viel mehr ist dies der Fall, wenn es sich um die religiösen Ansichten der Inder und Perser handelt. Wir besitzen ihre heiligen Bücher, wir haben ihre eignen anerkannten Commentare dazu. Aber wer weiß nicht, wie die Entscheidung, ob die alten Sänger des Rig-Veda an die Unsterblichkeit der Seele glaubten, oft von der richtigen Interpretation eines einzigen Wortes abhängig ist, während die Frage, ob die Verfasser des Avesta einen ursprünglichen Dualismus, eine Gleichheit zwischen dem Princip des Guten und Bösen annahmen, zuweilen nur auf grammatischem Wege festgestellt werden kann.

Ich erinnere nur an ein bekanntes Beispiel. In dem Hymnus des Rig-Veda, welcher das Verbrennen des Leichnams begleitet, kommt die Stelle vor:

Zur Sonne geh' das Aug', zur Luft der Odem,
Wie's recht ist, geh' zum Himmel, geh' zur Erde!
Geh' zu den Wassern, wenn es Dir genehm ist;
Mit Deinen Gliedern weile bei den Kräutern!
Das ew'ge Theil! — wärm' es mit Deiner Wärme,
Mög' Deine Gluth, mög' Deine Flamm' es wärmen,
O Gott des Feu'rs, nimm freundliche Gestalt an,
Und trag es sanft hinweg zur Welt der Frommen!

Diese Stelle ist vielfach besprochen worden, und ihre richtige Auffassung ist allerdings von großer Wichtigkeit. *Aja* bedeutet ungeboren, eine Be-

deutung, die eng mit unvergänglich, unsterblich, ewig verbunden ist. Ich übersetzte also ago bhagah durch das „ewige Theil" und nahm dann eine Pause an, um der Construction des Verses gerecht zu werden. Aga bedeutet aber auch der Ziegenbock und Andere übersetzten die Stelle: „Der Ziegenbock ist Dein Theil." Auch sie müssen dann dieselbe Aposiopese annehmen, die allerdings im Sanskrit selten ist. Nun ist es ganz richtig, wie aus den Kalpa-sûtras erhellt, daß man zuweilen ein Thier weiblichen Geschlechts hinter dem Leichnam zur Brandstätte führte, so daß dieses Thier mit dem Todten verbrannt wurde. Es hieß deshalb die Anustaranî, die Decke. Dieser Gebrauch ist aber erstens kein allgemeiner, wie er sein würde, wenn er auf einer klaren Stelle des Veda beruhte. Zweitens mißbilligt ein Sûtra sogar diese Sitte, weil, wie Kâtyâyana sagt, wenn die Leiche und das Thier zusammen verbrannt würden, man beim Knochensammeln die Knochen des Todten mit denen des Thieres vermischen könnte. Drittens ist das Thier, sei es nun Ziege oder Kuh, vorzugsweise ein weibliches Thier. Wenn wir also übersetzen: „Der Ziegenbock ist Dein Theil!" — so bleibt der Hymnus noch immer in directem Widerspruch mit der Tradition der Sûtras. Noch größer ist die Schwierigkeit, daß, wenn der Dichter wirklich hätte sagen wollen: „dieser Ziegenbock soll Dir gehören", er das Wichtigste, nämlich das Dir ausgelassen haben sollte. Er sagt nicht: „der Ziegenbock ist Dein Theil," sondern nur: „der Ziegenbock Theil."

Bleiben wir aber bei der alten Uebersetzung, so ist auch diese nicht ohne Schwierigkeiten, aber sie ist dennoch natürlicher. Der Dichter hatte vorher gesagt, daß das Auge zur Sonne, der Odem zur Luft, daß der Todte zum Himmel oder zur Erde zurückkehren, daß seine Glieder bei den Kräutern ruhen mögen. Alles also, was geboren, geht zurück, dahin, woher es gekommen. Wie natürlich, daß er nun fragen sollte: „Wo bleibt das ewige, das ungeborene Theil des Menschen?" Wie natürlich, daß auf einen solchen Gedanken eine Pause folgte, und daß dann der Dichter fortfährt: Wärm' es mit Deiner Wärme! Möge Deine Gluth, Deine Flamme es wärmen! O Gott des Feuers, nimm freundliche Gestalt an, und trag' es sanft hinweg zur Welt der Frommen! Was? Doch gewiß nicht den Ziegenbock allein, noch auch den ganzen Leichnam, sondern das ungeborene, ewige Theil, was sehr gut durch das auf Früheres hinweisende Pronomen, enam, gemeint sein kann.

Möglich und mehr als möglich ist es nun allerdings, daß aus einer falschen Deutung dieser Stelle sich die Idee entwickelt hat, daß mit dem Todten ein Ziegenbock verbrannt werden solle, wie man ja aus ähnlichen Mißverständnissen die Wittwe des Verstorbenen verbrannte, wie aus ähnlichem Mißverständniß Yama, der alte Gott der untergehenden Sonne, zum König der Todten, schließlich zum Ersten der gestorbenen Menschenkinder wurde. Die Brahmanen ergriffen diese Idee des Ziegenbocks mit

beiden Händen, wie wir aus dem Atharva-Veda, IX, 5 sehen, obgleich sich selbst hier, z. B. in IX, 5, 7, Spuren einer anderen Auffassung finden. Es liegen eben jenseits der Vedahymnen noch weite Fernen, und Manches selbst im Rig-Veda wird nur verständlich, wenn wir es als Gewordenes, nicht als Werdendes auffassen.

Dies ist nur ein kleines Beispiel von den Schwierigkeiten, welche das Verständniß einer Religion bietet, selbst wenn wir eine große Literatur für dieselbe besitzen. Wenn Gelehrte aber so von einander abweichen, so leidet dabei der wissenschaftliche Charakter ihrer Untersuchungen nur wenig. Sie haben Gründe für ihre Ansichten, die sie beibringen müssen. Andere sind dann im Stande, ihr eigenes Urtheil zu bilden. Wir bleiben dabei stets auf terra firma.

Das Unheil beginnt, wenn Philosophen, die nicht Gelehrte von Fach sind, die Arbeiten von Sanskritisten, Zendisten oder klassischen Philologen für ihre Zwecke zu benutzen suchen. Hier sieht man die Gefahr. Dieselben Schriftsteller, welche nur eben in kurzen Zügen, ohne alle Beweisstellen, ja ohne auch nur die verschiedenen Grade der Glaubhaftigkeit ihrer Autoritäten sich klar gemacht zu haben, uns ganz genau erzählt haben, was die Kaffern, Buschmänner und Hottentotten über die Seele, den Tod, über Gott und die Welt glauben, bringen selten eine Behauptung in Bezug auf die Religion der Griechen und Römer, der Inder und Perser, die ein Gelehrter von Fach nicht sogleich zu beanstanden hat. Auch hiervon muß ich ein paar Beispiele geben, nicht etwa aus Tadelsucht, oder weil ich die Versuchung nicht selbst kenne, sondern nur um auf eine durchaus nicht unbedeutende Gefahr für unsere Studien aufmerksam zu machen.

Es gibt kaum ein Wort, was öfter im Munde der Brahmanen gewesen sein kann, als das Wort Om. Es mag ursprünglich avam gewesen sein und Ja bedeutet haben, so wie oui für hoc illud; es nahm aber bald einen mystischen Charakter an, etwa wie unser Amen. Am Anfang und am Ende jeder Recitation mußte Om gesagt werden, und es gibt wenig Handschriften, die nicht mit diesem Worte beginnen. Man mußte es sogar bei gewissen Begrüßungen gebrauchen,*) so daß man mit Recht sagen könnte, kein Wort sei häufiger im alten und neuen Indien gehört worden als Om. Nichtsdestoweniger sagt Mr. Herbert Spencer, daß die Inder es vermeiden, dieses Om auszusprechen, und er gibt dies als einen Beweis, daß es halbcivilisirten Völkern verboten ist, ihre Götter bei ihren Namen zu nennen. Es ist nun ganz möglich, daß in Sammelwerken, wie z. B. in Dr. Muirs Sanskrit Texts, irgend eine Stelle vorkommt, die eine solche Ansicht zu unterstützen scheint. In der mystischen Philosophie der Upanischaden z. B. wurde Om eine Bezeichnung des höchsten Brahman, und es war allerdings verboten, das Wissen

*) Âpastamba Sûtras, I, 4, 13, 6. Rig-veda prâtisû-Khya, XV, 6, 16.

von diesem Brahman zu veröffentlichen. Aber wie verschieden ist eine so späte Idee von dem, wenn man sagt,*) „daß es verschiedenen halbcivilisirten Völkern verboten worden oder von ihnen als unrecht betrachtet worden sei, ihre Gottheiten bei ihren wahren Namen zu nennen. Es ist so bei den Hindus, welche den heiligen Namen Om auszusprechen vermeiden; es war so bei den Hebräern, deren Aussprache des Namens Jehovah deshalb unbekannt geblieben; und auch Herodot vermeidet sorgsam den Osiris zu nennen." Diese letzte Behauptung wird Manchen in Verwunderung setzen, der sich erinnert, wie es Herodot ist, der uns erzählt, daß, obgleich nicht alle Aegypter dieselben Gottheiten verehren, sie alle die Isis und den Osiris, den sie mit Dionysos identificiren, verehren.**)

Ebenso hat Dr. Muir gewiß ganz Recht, wenn er (Sanskrit Texts V, p. 12) sagt, „daß in einigen Stellen des Veda gewisse Götter zugestandenermaßen als blos geschaffene Wesen betrachtet werden, und daß sie, wie die Menschen, durch das Trinken des Soma unsterblich gemacht sind". Aber dies beweist eben, wie gefährlich es ist, sich selbst auf so sorgsam gemachte Zusammenstellungen als Dr. Muirs Sanskrit Texts ohne Weiteres zu verlassen. Die Götter heißen bekanntlich im Veda unsterblich, amartya, im Gegensatz zu den Menschen, die sterblich, martya, mrityubandhu, sind. Und wenn es heißt, daß Soma ihnen oder gar den Menschen Unsterblichkeit verliehen, so wie Nektar und Ambrosia den griechischen Göttern, so ist dies nur gesagt, um die Macht des Soma zu verherrlichen. Auch gibt es uns eine ganz falsche Idee, wenn man sagt, daß die Vedischen Dichter alle ihre Götter als blos geschaffene Wesen betrachteten, weil sie nämlich von der Morgenröthe als der Tochter des Himmels sprachen, oder weil sie sagten, daß Indra von Himmel und Erde entsprungen sei. Wir könnten wenigstens mit weit besserem Rechte sagen, daß die Griechen ihren Zeus als ein blos geschaffenes Wesen betrachteten, weil sie ihn nämlich den Sohn des Kronos nannten.

Und weiter, was kann uns einen falscheren Eindruck geben, als wenn man, um zu beweisen, daß alle Götter ursprünglich Menschen waren, den Ausspruch Buddhas citirt: „Götter und Menschen, Reiche und Arme, alle müssen gleich sterben." Zu Buddhas Zeiten, ja lang vor Buddha, waren die alten Devas, die wir nun eben nur durch Götter übersetzen können, abgenutzt und verbraucht. Buddha glaubte an keine Devas, vielleicht an keinen Gott. Die alten Devas vegetirten bei ihm als fabelhafte Wesen fort,***) und da fabelhafte Wesen von weit größerer Bedeutung als die Devas das allgemeine Schicksal von Allem, was überhaupt existirt, theilten, nämlich ein endloses Wandern von Geburt zum Tode

*) Sociology, I, p. 298.

**) Herodot, II, 42; 144; 156.

***) Siehe M. M. Buddhistischer Nihilismus.

und vom Tode zur Geburt, so konnten natürlich die Devas keine Ausnahme machen.

Um eine richtige Vorstellung von den geistigen Fähigkeiten eines Volkes zu gewinnen, ist eine genaue Untersuchung seiner Sprache gewiß außerordentlich nützlich. Aber eine solche Untersuchung verlangt große Sorgfalt und Vorsicht. Mr. Herbert Spencer sagt nun an einer Stelle seiner Sociologie (I, S. 149): „Wenn wir von einem der in Süd-Amerika lebenden Stämme hören, daß sie in ihrer Sprache «Ich bin ein Abipone» nur durch «Ich Abipone» ausdrücken können, so müssen wir unumgänglich schließen, daß nur die allereinfachsten Gedanken bei so unentwickelten grammatischen Bildungen ausgedrückt werden konnten." Würden aber nicht einige der höchstentwickelten Sprachen unter dasselbe Verdammungsurtheil fallen!

Das Studium der Religionen wilder Völker.

Wenn nun solche Mißverständnisse da vorkommen, wo sie am leichtesten vermieden werden könnten, was sollen wir da von Behauptungen denken, die sich auf die religiösen Anschauungen ganzer Stämme und Völker beziehen, welche keine Literatur besitzen, deren Sprache meist nur unvollkommen verstanden ist, ja die oft nur von einem oder zwei Reisenden besucht worden sind, die sich bei ihnen einige Tage, wenige Wochen oder vielleicht einige Jahre aufgehalten.

Nehmen wir ein beliebiges Beispiel. Man sagt uns, daß wir bei den Insulanern von Fiji einen sehr ursprünglichen Zustand der Religion beobachten können. Sie betrachten die Sternschnuppen als ihre Götter, und die kleineren als die entfliehenden Seelen der Menschen. Ehe wir nun irgend welchen Gebrauch von einem solchen Bericht machen können, müssen wir es uns nicht vorher ganz klar gemacht haben, erstens, was der genaue Name und die genaue Vorstellung von Gott in ihrer Sprache ist; zweitens, von welchen Gegenständen außer den Sternschnuppen dieser Name prädicirt ward? Sollen wir glauben, daß die ganze Idee des Göttlichen, welche die Fijianer sich gebildet, in Sternschnuppen aufgeht? Oder heißt es nur so viel, daß sie die Sternschnuppen als eine neben vielen andern Manifestationen einer göttlichen Macht betrachten, die den Menschen schon aus andern Quellen her bekannt ist? Wenn dies der Fall, dann hängt eben Alles davon ab, was diese andern Quellen sind, und wie sich aus ihnen der Name und der Begriff des Göttlichen entwickeln konnten.

Wenn man uns z. B. sagt, daß die Vedischen Dichter die Sonne als einen Gott betrachten, so fragen wir sogleich, was ihr Wort für Gott ist und was es bedeutet. Es war deva, und deva bedeutet licht. Die Biographie dieses einzigen Wortes deva würde Bände füllen, und erst wenn wir seine ganze Lebensbeschreibung von seiner Geburt und ersten Kindheit an kennen gelernt haben, kann die Thatsache, daß die Inder die

Sonne als einen Deva oder Gott betrachten, irgend welche verständliche Bedeutung für uns gewinnen.

Dasselbe gilt von der Behauptung, daß die Fijianer oder irgend welche andere Völker Sternschnuppen als die enteilenden Seelen der Menschen betrachten. Sind die Sternschnuppen die Seelen, fragen wir, oder die Seelen die Sternschnuppen? Und dann hängt wieder Alles von dem ab, was sie unter Seelen verstanden. Wie erhielten sie solch ein Wort? Was war seine erste Absicht? Dies sind die Fragen, welche jeder ethnologische Psycholog zu stellen und zu beantworten hat, ehe er sich mit irgend welchem Nutzen zu den vielen Erzählungen und Anekdoten wenden kann, die sich in Werken über den Menschen aufgespeichert finden.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß viele Worte, welche Seele bedeuten, ursprünglich Schatten bedeuteten. Aber was sollen wir uns denken, wenn man uns einfach berichtet, daß die Benin-Neger ihre Schatten als ihre Seelen betrachten? Wenn Seele hier bedeutet, was es uns im Deutschen bedeutet, so können wir sicher sein, daß kein Neger je geglaubt, daß seine deutsche Seele nichts sei als ein afrikanischer Schatten. Die Frage in ihrer einfachsten Form ist die: Wollen Sie sagen, daß a (Schatten) gleich a (Schatten) sei, oder aber, daß a (Schatten) gleich b (Seele) sei? Es ist nun freilich ganz wahr, daß wir auch im Deutschen es uns durchaus nicht immer ganz klar machen, was wir unter Seele verstehen, aber was ganz klar ist, ist dies, daß, selbst wenn wir die Seele einen Schatten nennen, oder vom Schattenreich sprechen, wir unter Seele nie blos das verstehen, was wir Schatten nennen. Wenn man uns also nicht sagen kann, ob die Benin-Neger unter ihrem Worte für Seele die anima, den Athem, als Zeichen des Lebens; den animus, den Geist, als Zeichen des Denkens, oder die Seele, als die Quelle der Begierden und Leidenschaften, verstehen; wenn wir nicht einmal wissen, ob ihre sogenannte Seele materiell oder immateriell ist, sichtbar oder unsichtbar, sterblich oder unsterblich, was lernen wir dann, wenn man uns sagt, daß die Wilden den Schatten, oder einen Vogel, oder eine Sternschnuppe als ihre Seele betrachten?

Dies war bereits geschrieben, als mir die folgende Stelle in einem Briefe des Herrn Codrington (Norfolk Islands, 3 July 1877) zu Gesicht kam, in dem dieser einsichtsvolle Missionär in ganz demselben Sinne sich ausspricht. „Nehmen wir an," sagt er, „daß es Menschen gibt, welche ihre Seelen «Schatten» nennen, so glaube ich doch nicht im Geringsten, daß sie den Schatten für eine Seele, oder die Seele für einen Schatten halten. Sie gebrauchen das Wort Schatten bildlich für das, was dem Menschen zugehört, was wie sein Schatten ist, entschieden individuell, untrennbar von ihm, aber nicht materiell. Das Motawort, welches wir für Seele gebrauchen, bedeutet in Maori Schatten, aber kein Eingeborener von Mota weiß, daß es jemals diese Bedeutung hatte. Meine Ueberzeugung

ist, daß dieses Wort in der ursprünglichen Sprache entschieden weder Schatten noch Seele ausdrückte, sondern eine Bedeutung hatte, die man sich eher vorstellen als ausdrücken kann, und die in einer Sprache in der Bedeutung Schatten, in der andern in der Bedeutung von Etwas wie Seele, etwa ein zweites Selbst, hervortrat."

Was wir zu begreifen lernen müssen, ist eben dieser Uebergang der Bedeutung, wie aus der Beobachtung des Schattens, der am Tage bei uns ist und in der Nacht uns verläßt, die Vorstellung von einem zweiten Selbst entstand, wie diese Vorstellung sich mit einer andern vereinigte, nämlich mit der von Athem, der im Leben bei uns ist und im Tode uns zu verlassen scheint; und wie aus diesen beiden Vorstellungen sich die Idee von einem Etwas, das vom Körper verschieden ist und doch eine Art von Leben besitzt, langsam hervorarbeitet. Hier finden sich wahre Uebergänge vom Sichtbaren zum Unsichtbaren, vom Materiellen zum Immateriellen. Aber anstatt zu sagen, daß Menschen, in dieser frühen Periode ihrer Geistesentwickelung, ihre Seelen für Schatten halten, sind wir kaum berechtigt, mehr zu sagen, als daß sie glaubten, nach dem Tode werde ihr Athem, der den Körper verlassen, in einer Form existiren wie der Schatten, der dem Körper im Leben folgt. Der Aberglaube, daß ein todter Körper keinen Schatten wirft, entspringt dann ganz von allein.

Nichts ist schwieriger, als der Versuchung zu widerstehen, eine unerwartete Bestätigung unserer Theorien, die wir in den Berichten von Missionären und Reisenden finden, für einen Beweis zu halten. So ist das Wort für Gott im östlichen Polynesien Atua oder Akua. Da nun ata in der Sprache der Polynesier Schatten bedeutet, was könnte natürlicher erscheinen, als in diesem Namen für Gott, der ursprünglich Schatten bedeutet, einen Beweis zu finden, daß die Vorstellung von Gott überall aus der Vorstellung von Geist entsprang, und die Vorstellung von Geist aus der Vorstellung von Schatten? Es könnte wie bloße Streitsucht aussehen, wollte man Einwendungen dagegen erheben, oder zur Vorsicht rathen, wo Alles so klar scheint. Glücklicherweise hat aber das Studium der polynesischen Sprachen in der letzten Zeit schon einen mehr wissenschaftlichen und kritischen Charakter angenommen, so daß bloße Theorien die Probe der Thatsachen bestehen müssen. So zeigt denn Mr. Gill*), der zwanzig Jahre in Mangaia gelebt hat, daß atua nicht von ata abgeleitet werden kann, sondern daß es mit fatu im Tahitischen und Samoanischen zusammenhängt, und mit aitu, und daß es ursprünglich das Mark eines Baumes bedeutete. Nachdem es nun zuerst Mark bedeutete, wurde es später, etwa wie Sanskrit. sâra, zur Bezeichnung von Allem, was das Beste ist, bezeichnete die Stärke eines Dinges, und schließlich den Starken, den Herrn. Das auslautende a in Atua ist intensiv, so daß also atua

*) Gill, Myths and Songs from the South Pacific, p. 33.

für einen Polynesier die Bedeutung von dem innersten Mark und Lebenssaft eines Dinges hat, und hieraus entwickelte sich bei ihnen einer der vielen Namen für Gott.

Wenn wir mit einem Manne von wirklichem Wissen zu thun haben, wie Mr. Gill ist, der fast sein ganzes Leben unter einem Stamme der Polynesier verlebt hat, so können wir uns wohl auf seine Darstellung verlassen. Aber selbst er kann nicht von der Religion seiner Mangaianer mit derselben Autorität sprechen, die z. B. dem Homer zukommt, wenn er von seiner eigenen Religion spricht, oder dem Augustinus, wenn er uns seine interessante Beschreibung des Glaubens der Römer gibt. Und doch wer weiß nicht, welche Ungewißheit trotz alledem in unseren Ansichten von der griechischen und römischen Religion übrig bleibt, selbst nachdem wir Alles gelesen, was solche Männer entweder von ihrer eigenen oder von der Religion Derer uns berichten, in deren Mitte sie herangewachsen und ihr ganzes Leben verbracht haben.

Die Schwierigkeiten, mit denen Missionäre und Reisende zu kämpfen haben, wenn sie uns eine getreue Schilderung der Religion und des geistigen Lebens wilder Völker zu geben suchen, sind also viel größer, als man wol zu glauben geneigt ist, und einige verdienen noch besonders hervorgehoben zu werden.

Einfluß der öffentlichen Meinung auf Reisende.

Erstens also gibt es wenig Reisende, die nicht von den Strömungen der öffentlichen Meinung berührt werden. Es gab eine Zeit, wo alle Reisenden von Rousseau'schen Ideen angesteckt waren, so daß alle Wilde in ihren Augen etwa für ebenso edel galten, als die Germanen in den Augen von Tacitus. Dann kam ein Widerschlag. Theilweis durch den Einfluß amerikanischer Ethnologen, die überall nach Entschuldigungsgründen für Sklaverei suchten, theilweis zu einer späteren Zeit aus dem Wunsche, das fehlende Glied zwischen Affe und Mensch zu finden, beschrieb man die Wilden in einer Weise, daß man wirklich oft zweifelte, ob der Neger nicht ein niedereres Geschöpf als der Gorilla sei, und ob der Name Mensch wirklich auf ihn passe.

Ebenso als sich die Streitfrage erhob, ob Religion eine inhärirende Eigenthümlichkeit des Menschen sei oder nicht, da stieß eine gewisse Classe von Reisenden stets auf Horden, die keinen Namen und keinen Begriff für Gott hatten*); andere entdeckten überall die erhabensten religiösen Ansichten. Mein Freund, Mr. Tylor, hat eine sehr nützliche Sammlung von sich stracks widersprechenden Berichten über die religiösen Anlagen eines und desselben Volkes gemacht. Vielleicht das älteste Beispiel dieser Art ist der Bericht über die Germanen von Cäsar und Tacitus. Cäsar sagt,

*) M. M. History of Ancient Sanskrit Literature, p. 538.

daß die Germanen nur die für Götter halten, welche sie sehen können und durch deren Gaben sie offenbar begünstigt werden, wie die Sonne, das Feuer, den Mond.*) Tacitus erklärt, daß sie mit dem Namen der Götter nur das Verborgene nennen, das sie nur durch Verehrung sehen.**) Wir mögen sagen, daß Tacitus später kam als Cäsar, oder daß jeder von ihnen bei einem anderen Stamme der Deutschen sich über ihre Religion Rath erholt. Die Sache bleibt dieselbe, und die Schwierigkeit, zuverlässiges Material zu sammeln, tritt nur in ein noch helleres Licht.

Mangel an einheimischen Autoritäten.

Aber selbst wenn ein Reisender sich findet, der keine vorgefaßten wissenschaftlichen Vorurtheile hat, der weder den Führern wissenschaftlicher noch theologischer Schulen zu Liebe schreibt, so bleibt noch immer, wenn er eine genaue Beschreibung wilder Völker und ihrer Religion geben will, die große Schwierigkeit, daß keine dieser Religionen anerkannte Autoritäten besitzt. Religion unter Wilden ist fast eine persönliche Sache, und sie wechselt sehr schnell und leicht von einer Generation zur andern. Ja selbst in derselben Generation findet sich die größte Verschiedenheit der Ansichten mit Bezug auf die wichtigsten Fragen des Glaubens.

Allerdings gibt es Priester, auch heilige Gesänge und Gebräuche, und überall gibt es Mütter, die ihren Kindern einige gute Lehren für das Leben mitgeben. Aber es gibt eben keine Bibel, keinen Katechismus, kein Glaubensbekenntniß. Die Religion liegt in der Luft, und Jeder athmet so viel davon ein, als er zum Leben braucht.

Dies wird uns begreiflich machen, wie es kommt, daß Berichte von Reisenden und Missionären über die Religion desselben Volkes oft wie Schwarz und Weiß von einander abweichen. Es mag ja in demselben Dorfe einen wahren Engel unter den Negern geben, und einen wahren Teufel, und doch würden beide in den Augen europäischer Reisenden für gleich gute Gewährsmänner in Bezug auf die religiösen Ansichten des ganzen Stammes gelten. Daß aber auch unter den Negern sehr bedeutende Verschiedenheiten in ihren religiösen Ansichten herrschen, das wissen wir von ihnen selbst.***) In Widah z. B. sagte man Des Marchais, daß nur die Vornehmen und Großen von einem höchsten Gott im Himmel wissen, der allmächtig, allgegenwärtig sei und das Gute und Böse vergelte, und an den man sich zuletzt wende, wenn alle anderen Hülfsmittel in der Noth sich fruchtlos erwiesen. Es gibt aber einen solchen Adel unter allen

*) De Bello Gall., VI, 21. Deorum numero eos solos ducunt quos cernunt, et quorum aperte opibus juvantur, Solem, et Vulcanum, et Lunam.

**) Tac. Germ. IX. Deorumque nominibus appellant secretum illud quod sola reverentia vident.

***) Waitz, Anthropologie, II, 171.

Völkern, den civilisirten wie den uncivilisirten, den alten Adel des Guten und Edlen, der oft den Einzelnen einen Vorsprung von Jahrhunderten vor dem gemeinen Haufen gibt.

Man denke doch nur, was der Erfolg sein würde, wenn man in Europa einen herabgekommenen Verbrecher und eine Diakonissin, die ihn im Gefängniß tröstet, befragen wollte, was ihre gemeinsame Religion sei, und man wird sich dann vielleicht weniger wundern, wenn die Berichte des Missionärs und des Sklavenhändlers über die religiösen Ansichten desselben Negerstammes so weit von einander abweichen, daß wir sie gar nicht zusammen reimen können.

Autorität der Priester.

Nun gibt es allerdings Priester auch bei den Negern, und man könnte meinen, daß was diese von der Religion ihres Volkes berichten, unumstößliche Autorität habe. Aber man denke nur ein wenig nach. Man frage sich nur wieder, wie es denn bei uns sein würde. Wir haben vor nicht vielen Jahren das Schauspiel erlebt, daß einer unserer ausgezeichnetsten Theologen erklärte, wie ein anderer Geistlicher, dessen Büste jetzt in Westminster Abbey neben den Büsten von Keble und Kingsley steht, nicht an denselben Gott glaube als er selbst. Ist es ein Wunder also, wenn Priester bei den Aschantis in Bezug auf das wahre Wesen ihrer Fetische von einander abweichen, und wenn Reisende, die sich bei verschiedenen Priestern und Wahrsagern Rath erholt haben, sehr verschieden berichtet worden sind! In einigen Theilen von Afrika, namentlich wo sich der Einfluß des Mohammedanismus fühlbar gemacht hat, verachtet man sowol die Fetische als die, welche sie verkaufen. Die Jolofs setzen den Marabuts die Thiedos, die Ungläubigen, Gottlosen (so heißen die bezahlten Soldaten) entgegen, welche überhaupt keinen Glauben weiter haben als den an ihre Gris-gris.*) An anderen Orten blüht der Fetischismus, und die Priester, welche Fetische fabriciren und von diesem Handel leben, rufen auch dort: Groß ist die Diana der Epheser!

Abneigung der Wilden, über ihre Religion zu sprechen.

Schließlich müssen wir noch einen Punkt in Betracht ziehen, nämlich daß, um ein wahres Verständniß irgend einer Religion zu gewinnen, der Wunsch und Wille auf beiden Seiten da sein muß. Viele Wilden scheuen sich vor allen Fragen über Religion, theilweis vielleicht aus abergläubischer Furcht, theilweis wol auch aus einer gewissen Unbehülflichkeit, ihre halbfertigen Gedanken und Gefühle in fertigen Worten auszudrücken. Einige Stämme sind entschieden schweigsam, für andere ist Sprechen eine An-

*) Waitz, Anthropologie, II, 200. Ueber verschiedene Classen unter den Priestern ibid. II, 199.

ſtrengung. Nach zehn Minuten Unterhaltung klagen ſie über Kopfweh.*) Andere im Gegentheil ſchwatzen unaufhörlich und haben auf jede Frage eine Antwort fertig, ohne ſich viel zu kümmern, ob was ſie ſagen wahr oder unwahr iſt.**)

Dieſe Schwierigkeit iſt ſehr treffend von R. H. Codrington in ſeinem Brief von den Norfolk Islands geſchildert. „Die Verwirrung in Bezug auf ſolche Dinge liegt gewöhnlich nicht an den Eingeborenen, ſondern entſpringt aus dem Mangel eines klaren Gedankenaustauſches zwiſchen Eingeborenen und Europäern. Ein Eingeborener, der ein wenig Engliſch verſteht oder der verſucht mit einem Engländer in ſeiner eigenen Sprache zu verkehren, findet es viel leichter, zu Allem, was der Weiße andeutet, zu nicken, oder ſolche Worte zu gebrauchen, die ihm eben bekannt ſind, ohne daß er ſich von ihrer Bedeutung genaue Rechenſchaft geben kann, als ſich abzuquälen, um gerade das auszudrücken, was er auf dem Herzen hat. In dieſer Weiſe erhalten Reiſende was ſie für ganz zuverläſſige Mittheilungen von den Eingeborenen halten, und drucken dann Dinge, die denen, welche wirklich eine genaue Kenntniß davon haben, ganz lächerlich klingen. So haben wir heute ſehr gelacht, als ich einem jungen Merlav-Knaben mittheilte, was ich eben in einem Buche (Capt. Moresby's Ueber Neu-Guinea) von den Götzenbildern geleſen hatte, die er in ſeinem Dorfe geſehen haben will, und von denen er hofft, daß mein junger Freund dazu beitragen werde, daß die Eingeborenen ſie mit der Zeit abſchaffen. Mein junger Freund hatte nämlich dieſe ſogenannten Götzenbilder ſelbſt mit machen helfen und ſie ſind ſo wenig Götzenbilder als die Regenrinnen (gurgoyles) an den gothiſchen Kirchen. Ich habe aber gar keinen Zweifel, daß irgend ein Eingeborener dem Schiffscapitän ſagte, ſie wären Götzenbilder, oder Teufel, oder etwas dem Aehnliches, als man ihn gefragt, ob ſie nicht Götzen wären, und man lobte ihn wahrſcheinlich ganz beſonders wegen ſeiner Kenntniß des Engliſchen."

Wir beſitzen eine ſehr gute Beſchreibung von Benedictinern,***) die, nachdem ſie drei Jahre lang auf ihrer Station in Auſtralien als Miſſionäre gearbeitet hatten, vollkommen überzeugt waren, daß die Eingeborenen keine Gottheit, wahr oder falſch, verehrten. Später aber wurde es ihnen ganz klar, daß dieſe Wilden an ein höchſtes Weſen glaubten, welches die Welt geſchaffen habe. Wenn nun dieſe Benedictiner ihre Station verlaſſen, ehe ſie dieſe Entdeckung gemacht, wer würde gewagt haben, ihren Berichten zu widerſprechen?

Für De Broſſes, als er ſein unglückſeliges Buch über den Feti-

*) H. Spencer, Sociology, I, p. 94.

**) Mayer, Papuaſprachen, S. 19.

***) Vergl. C. H. E. Carmichael, A Benedictine Missionary's Account, im Journal of the Anthropological Institute, Februar 1878.

schismus schrieb, existirte keines von allen diesen Bedenken. Alles, was er in der Reisebeschreibung von Seeleuten oder Handelsleuten vorfand, war ihm willkommen. Er hatte eine Theorie, die vertheidigt werden mußte, und Alles, was sie zu bestätigen schien, mußte nothwendig wahr sein.

Ich hielt es für nothwendig, die bei einem wissenschaftlichen Studium der Religionen wilder Völker unvermeidlichen Schwierigkeiten klar und offen darzulegen, um gegen zwei Gefahren zu warnen, die eine, daß wir einseitige Beschreibungen solcher Religionen für zuverlässig annehmen, die andere, und noch größere, daß wir auf so unsicherem Boden weitgreifende Theorien über den Ursprung und das Wesen von Religion im Allgemeinen aufbauen. Es scheint jetzt fast unmöglich, den tiefeingewurzelten Glauben an einen ursprünglichen Fetischismus aus den Handbüchern der Geschichte wieder fortzuschaffen. Er ist zu einer Art von wissenschaftlichem Fetischismus geworden, der, wie die meisten Fetische, aus Unwissenheit und Aberglauben entstanden, aber nichts desto weniger eine gewisse Heiligkeit noch lange behaupten wird.

Nur möchte ich nicht mißverstanden werden. Die Thatsache, daß Fetischismus unter den Negern von West-Afrika und auch unter anderen wilden Stämmen weit verbreitet ist, soll durchaus nicht in Abrede gestellt werden.

Was ich nicht zugeben kann, ist, daß irgend Jemand, der über diesen Gegenstand geschrieben, mit De Brosses anzufangen, bewiesen oder auch nur zu beweisen versucht hat, daß alles das, was sie Fetischismus nennen, wirklich eine ursprüngliche, uranfängliche Form der Religion sei.

(Ein Schlußaufsatz folgt.)

Sieben Oden des Horaz.

Verdeutſcht von

Emanuel Geibel.

— Lübeck. —

An M. Vipſanius Agrippa.

Dich, Bezwinger des Feinds, tapfrer, verherrliche
In homeriſchem Flug Varius' Heldenlied,
Wie Dein Heer Du zu Schiff oder im Reiterkampf
Zu glorwürdigem Sieg geführt.

Mir, Agrippa, gelingt nimmer ſo Mächtiges;
Nie den Zorn des Achill ſäng' ich, des ehernen,
Nie die Fahrten des liſtſinnenden Ithakers,
Noch die Gräuel in Pelops Haus.

Für Erhabnes zu ſchwach warnt mich die ſchüchterne
Muſe, welcher der Ton kriegriſcher Saiten fremd,
Cäſars ſtrahlenden Ruhm nicht und den Deinigen
Durch Geſtümper herabzuziehn.

Wer auch führte den Mars im diamantenen
Harniſch würdig uns vor? Wer den Meriones
Schwarz von troiſchem Staub oder in Götterkraft
Pallas Schützling, des Tydeus Sohn?

Nur Gaſtmähler und heißblütiger Mädchen Kampf,
Wenn ihr Nagel geſtutzt kühnem Getändel wehrt,
Sing' ich, heute noch frei, morgen in Flammen ſchon,
Meiner leichten Natur getreu.

An Phidyle.

Wenn Du die Arme flehend zum Himmel hebſt
Bei jungem Mondlicht, ländliche Phidyle,
Und fromm die Laren ſühnſt durch Weihrauch,
Heurige Frucht und ein rundes Ferklein,

Dann spürt des Südwinds giftigen Odem nicht
Der schwangre Rebstock, noch den verderblichen
Mehlthau die Saatflur, nicht das junge
Saugende Lamm das Gebrest der Obstzeit.

Der Opferstier, der kräftige Weide fand
Im Eichenforst am schneeigen Algidus,
Den Albas Grasflur üppig nährte,
Röthe mit blutig getroffnem Nacken

Das Beil des Priesters. Aber für Dich bedarf's
Nicht vielen Bluts unschuldiger Lämmer erst;
Nur Rosmarin und zarte Myrten
Winde den Göttern des Heerds zum Kranze!

Denn Deine Hand, die fromm den Altar berührt,
Versöhnt, auch arm an Gaben, wie köstlicher
Brandopferduft den Zorn der Götter,
Spendet sie knisterndes Salz und Mehl nur.

An Iccius.

Dich locken, Freund, die Schätze der Araber
Und ernsten Kriegszug, Iccius, rüstest Du
Sabäas nie zuvor besiegten
Königen, ja, für den Meder schmiedest

Du Fesseln schon? Welch schönes Barbarenkind
Bedient Dich künftig, dem der Verlobte fiel?
Welch schmucker Edelknabe soll Dir
Duftenden Haars den Pokal kredenzen,

Der einst vom Vaterbogen den Sererpfeil
Ins Schwarze schoß? — Nun sage mir Einer noch,
Es könne nie bergan der Sturzbach
Oder zur Quelle die Tiber strömen,

Da Du den schwer erworbenen Bücherschatz,
Der Stoa Schriften und der Sokratiker,
Dir selber treulos, willig hingibst
Für ein iberisches Panzerhemde.

An Virgilius.

O wie wüßte von Scham oder von Maß der Schmerz
Um solch theueres Haupt! Hilf, o Melpomene,
Hilf mir klagen Du selbst, der das erschütternde
Lied zur Harfe der Vater gab.

Alſo unſer Quintil ſchlummert den Todesſchlaf?
Wann wird ſtilles Verdienſt, wann die Gerechtigkeit
Reinſter Treue vermählt, jeglicher Lüge fremd,
Seines Gleichen auf Erden ſehn!

Mancher Edle beweint heiß den Entriſſenen,
Heißer Keiner, als Du, trauter Virgilius;
Ach, Dein frommes Gelübd, das von den Himmliſchen
Andres bat, es erweckt ihn nicht.

Ob noch ſüßer, als einſt Orpheus, der Thracier,
Du den horchenden Wald lockteſt mit Saitenſpiel:
Nie kehrt warmes Geblüt wieder dem Schattenbild,
Das mit winkendem Stab einmal

Taub für jedes Gebet wider des Schickſals Schluß
Seiner ſtygiſchen Schaar Hermes hinzugeſellt.
Hart iſt's. Lern' in Geduld männlich ertragen, Freund,
Was zu ändern ein Gott verwehrt.

Weihgeſang.

Das Volk der Spötter haſſ' ich, hinweg mit ihm!
In Andacht ſchweigt! Nie früher vernommenen
Geſang im heil'gen Dienſt der Muſen
Stimm' ich den Jünglingen an und Jungfrau'n.

Die Herrn der Herrn ſelbſt, welche der Völker Schwarm
Mit Zittern ehrt, ſind Jupitern unterthan,
Der, durch Gigantenſieg verherrlicht,
Alles bewegt mit dem Wink der Braue.

Ob der in weiter'n Gränzen, als Andere,
Luſtgärten pflanze, dieſer ſich edlerer
Geburt, zum Wahlkampf ſchreitend, rühme,
Dieſer durch Sitten und Ruf geadelt

Mitwerbe, jenen größre Clientenſchaar
Umring': ein ſtreng ausgleichend Verhängniß theilt
Sein Loos dem Cröſus zu, dem Bettler,
Wie es für jeglichen birgt die Urne.

Wem über ſchuldbeladenem Haupt gezückt
Ein Schwert herabhangt, kein ſybaritiſch Mahl
Schafft reinen Wohlſchmack ihm, noch lullt ihn
Vogelzwitſcher und Klang der Saiten

In Schlummer ein. Doch friedlicher Schlaf verſchmäht
Die niedern Hütten ländlicher Männer nicht,
Am Uferabhang nicht den Schatten,
Oder ein Tempe, gekühlt vom Weſthauch.

Wer nichts, als was zum Leben genügt, bedarf,
Den kümmert nicht des tobenden Meeres Wuth,
Wenn unter Sturm Arkturus Sternbild
Sinkt und am Himmel der Widder aufsteigt,

Nicht Hagelschlag, der über die Reben braust,
Mißwachs im Feld nicht, wenn die Gewässer bald
Die Frucht verdarben, bald des Hundssterns
Sengende Glut und des Winters Härte.

Beengt im Meer schon fühlen die Fische sich
Durch rief'gen Dammbau; wälzt doch der Meister dort
Mit seinem Werkvolk Schutt und Quadern
Täglich hinab, da der stolze Grundherr

Satt ward des Festlands. Aber dem Ueppigen,
Wohin er schweift, nachschreitet die Furcht; es steigt
Ins Ruderschiff mit ihm und setzt sich
Hinter den Reiter die schwarze Sorge.

Wenn drum den Trübsinn phrygischer Marmor nicht,
Nicht Purpurschmuck, glanzvoller als Sternenschein,
Zu bannen Macht hat, nicht Falerner,
Noch der erlesenste Perserbalsam,

Was soll mit neiderweckenden Säulen ich
Im neusten Stil mir prächtige Hallen bau'n?
Was mein Sabinerthal um Reichthum,
Der mir Beschwerde nur schafft, vertauschen?

An Calliope.

Nun steig' herab vom Himmel, Calliope,
Und laß zum Ton der Flöte, Gebieterin,
Ein großes Lied hellstimmig schallen,
Oder begleit' es auf Phöbus Leyer.

Vernahmt ihrs? Oder täuscht mich ein holder Wahn?
Mir ist, ich hör's, wie schweifenden Fußes sie
Herwallt im Götterhain, melodisch
Von den Gewässern umrauscht und Lüften.

Mich deckten auf Apuliens Geierberg,
Wo einst als Kind ich, ferne dem Vaterhaus,
Vom Spiele müd' in Schlaf gesunken,
Himmlische Tauben mit jungem Laub zu.

Ein Wunder däucht' es Allen, soviel umher
Im hohen Klippennest Acherontia's,
Soviel im üpp'gen Thal Forentums
Wohnen und an den Bantiner Waldhöh'n,

Wie ſicher ich vor Bären und Natternbrut,
Geborgen unter heiligem Lorbeerreis
Und Myrten, ſchlief, ein ſorglos Knäblein,
Gnädig behütet von euch, ihr Muſen.

Denn euer bin ich, euer, umwehe mich
Sabinums Bergluft oder der Schattenhain
Präneſtes, winke Tiburs Haug mir
Oder der plätſchernde Golf von Bajä.

Nicht hat mich, eurer Quellen und Tänze Freund,
Philippis rückwärts flutende Schlacht verſehrt,
Nicht jenes Unglücksbaums Herabſturz,
Noch im Sicilíſchen Meer das Felsriff.

Seid ihr mit mir, ſo darf ich mich frohgemuth
Im Schiff dem wildaufbrauſenden Bosporus
Vertraun und durch den heißen Flugſand
An der Aſſyriſchen Küſte pilgern,

Den Britten darf ich, welcher den Fremdling würgt,
Getroſt, den Roßblut ſchlürfenden Cantaber
Aufſuchen und am Scythenſtrome
Ruhig dem Pfeil des Gelonen trotzen.

Ihr laſſet Cäſarn, wenn der Erhabene
Sein müdes Heer im Schooße der Städte barg
Und Stille ſucht nach Kampf und Mühſal,
In den pieriſchen Grotten ausruhn.

Friedſelgen Rath ertheilet ihr Holden ihm
Und freut euch eures Rathes. Doch wiſſen wir,
Wie mit des Donners Keil die Rotte
Frevler Titanen er einſt zerſchmettert,

Zeus, der den Erdball, der die Gewäſſer lenkt,
Geſetz den Städten gibt und dem Schattenreich,
Und Götter gleichwie Staubgeborne
Einzig beherrſcht mit gerechtem Scepter.

Wohl kam ein Grau'n ihm, als mit gewaltgem Arm
Tollkühn die Rieſenjugend den Sturm begann
Und jenes Paar anhub, den wald'gen
Pelion auf den Olymp zu wälzen.

Doch was vermochte Typhous und Mimas' Kraft,
Was alle Drohgeberde Porphyrions,
Was ſelbſt Enceladus, der kühne
Schleudrer entwurzelter Eichenſtämme,

Als ihnen Pallas tönender Götterſchild
Entgegenblitzt'? als hier ſich Vulkan erhub,
Dort Junos Gottheit und des goldnen
Nimmer verſagenden Bogens Meiſter,

Er, dem vom klaren Thaue Kaſtalias
Die Locke trieft, der Lyciens Myrtenflur
Und ſeines Eilands Hain umwaltet,
Delos und Patara's Gott, Apollo?

Kraft ohne Rath ſtürzt unter der eignen Wucht,
Kraft, wenn ſie Maß hält, führen die Götter ſelbſt
Zum Ziele, doch verhaßt iſt ihnen
Uebergewaltiger Stärke Frevel.

Mein Wort bezeug' euch Gyas, der Gäa Sohn,
Der hundertarm'ge, jener Orion auch,
Der, frech Dianas Reiz begehrend,
Unter den Pfeilen erlag der Jungfrau.

Schwer deckt die Erd' ihr eigenes Gräulgeſchlecht,
Die Brut bejammernd, die zu des Orkus Nacht
Der Blitz geſtürzt; noch nicht durchfraß ihr
Zehrendes Feuer die Laſt des Aetna.

Der Geier läßt, zum Rächer der Schuld beſtellt,
Von Deiner Bruſt nicht, lüſterner Tityos,
Und Ketten, dreimal hundert, drücken
Ewig Pirithous Dich, den Buhler.

An Phyllis.

Schon in's zehnte Jahr im Gewölbe lagert
Mir ein Krug albaniſchen Weines, Phyllis;
Immergrün zu Kränzen beſcheert der Garten,
Fülle des Epheus,

Daß mit reich durchflochtenem Haar Du glänzeſt;
Fröhlich ſtrahlt von Silber das Haus, der Altar,
Keuſch mit Lorbeerzweigen umwunden, harrt des
Ländlichen Opfers.

Hand an's Werk legt jeder; geſchäftig eilen
Hier und dorthin Knaben zumal und Mädchen;
Himmelan ſchon wirbelt die Glut den ſchwarzen
Strudel des Rauches.

Doch, damit Du wiſſeſt, zu welchen Freuden
Ich Dich lud: wir feiern das Feſt der Iden,
Das den Mond der Flutengebiet'rin Venus
Theilt, den Aprilis.

Heilig iſt, faſt heiliger dieſer Tag mir,
Als das Feſt der eig'nen Geburt, verkündet
Doch ein neu zuſtrömendes Jahr ſein Aufgang
Meinem Mäcenas.

Telephus, nach dem Du Dich ſehnſt, den Jüngling
Hält — denn Dir nicht war er beſtimmt — ein Mädchen,
Reich und leicht von Sitten und Sinn, in ſüßen
Banden gefeſſelt.

Brandverſengt lehrt Phaëton Dich, vermeſſ'nen
Wunſch zu fliehn; Bellerophons Sturz auch mahnt Dich,
Den als ſtaubentſproſſen der flügelſtolze
Pegaſus abwarf,

Daß Du nur Dir Ziemendes ſuchſt und niemals,
Uebers Ziel mit frevelnder Hoffnung ſchweifend,
Was Dir ungleichartig begehrſt. So komm denn,
Letzte Geliebte,

(Denn nach Dir macht nimmer ein Weib mich glühen),
Komm und ſinn' auf ſüßen Geſang und laß ihn
Seelenvoll hinſtrömen! Im Born des Liedes
Löſt ſich der Kummer.

Eine unfindbare freie Reichsstadt.

Kulturgeschichtliche Skizze.

Von

Karl Braun-Wiesbaden.

— Berlin. —

I.

Sie heißt Buchhorn und liegt auf dem deutschen Ufer des Bodensees, — diese freie Reichsstadt, von welcher ich sprechen will.

— „Die deutsche Reichsstadt Buchhorn?" fragt vielleicht der geneigte Leser. „Ich kann sie auf meiner Karte nicht finden. Wurde sie im dreißigjährigen Kriege zerstört, oder ist sie von Lava überströmt worden, wie Herculanum, oder ist sie im See untergegangen, gleich Vineta?"

Nein, antworte ich, sie blüht und existirt noch, wenngleich nicht mehr als freie Reichsstadt. Aber sie ist auch auf der besten Specialkarte nicht verzeichnet. Die beste Specialkarte vom oberen See, das will ich hier beiläufig bemerken, betitelt sich „Waltenbergers Specialkarte von Lindau", sie ist in der Wilhelm Ludwig'schen Buchhandlung in Lindau erschienen. Maßstab 1 : 50,000. Der Titel „Karte von Lindau" ist eine falsche Bescheidenheit. Denn sie umfaßt den ganzen oberen See, von Friedrichshafen bis hinauf nach Lindau und Bregenz, und von da hinunter bis Rorschach. Sie zeichnet sich aus durch Genauigkeit und Klarheit. Du findest auf ihr die Städte, Dörfer, Weiler und selbst einzelne Häuser; — die Kirchen, die Schlösser und die Ruinen; — die Wälder und die Moore (hier „Moos" genannt), die Berge und die Ebenen; — die Eisen-, Wasser- und Landstraßen bis auf die Vicinalwege, die Feldwege und die kleinsten Fußpfade, welche letztere man hier „Gangsteige" nennt; — die Flüsse, die Seen, die Weiher, die Bäche und die Bächlein; — das Alles findest Du, aber ein Buchhorn findest Du

nicht, wenigstens nicht unter diesem Namen. Man hat nämlich die alte freie Reichsstadt mit einem zum Schloß avancirten Kloster, das vormals Hofen geheißen, Anno 1806 zusammengeworfen und das Ganze, dem ersten König von Württemberg zu Liebe, „Friedrichshafen" genannt. Dieser Name ist, obgleich die Unsitte des Umtaufens und der Anwendung von Vornamen, bei welchen sich die Nachwelt in der Regel nicht das Geringste zu denken vermag, keineswegs als empfehlenswerth zu betrachten ist, allgemein üblich geworden für den württembergischen Seehasen, der zugleich für den König Karl, die Königin Olga und deren Unterthanen, namentlich die Stuttgarter, eine beliebte Sommerfrische geworden ist und vor unseren übrigen deutschen Orten am nordöstlichen Ufer des Sees den Vorzug genießt, daß man von hier aus den schönsten Ueberblick über die größere Masse des Sees hat (denn Friedrichshafen liegt so ziemlich in der Mitte der ganzen Seelänge und die breitesten und tiefsten Stellen sind zwischen Friedrichshafen, Romanshorn, richtiger nach der alten Lesart: „Romis-Horn", und Langenargen), daß man gleichzeitig Constanz und die Hügel der Rhein-Einmündung sieht, und daß die Alpsteingruppe und der dazu gehörige Säntis weniger, als in Lindau und Kreßbronn, verdeckt werden von den Vorbergen.

Die gute alte freie Reichsstadt Buchhorn hat von ihrer ehemaligen Herrlichkeit nichts übrig behalten, als eine recht unangenehme Legende im Style der Laien- oder Schildbürger. Man erzählt sich, der hohe Rath von Buchhorn habe einem der benachbarten Dynasten, welcher der Stadt in irgend welchen Nöthen Beistand geleistet, eine Sammlung frisch gelegter Eier schicken wollen, weil der biedere Reichsgraf geäußert, er habe noch nirgends so gute Eier gefunden, als gerade in Buchhorn. Man sammelte also die besten und frischesten Eier und verpackte sie in eine schön gezimmerte Kiste von Eichenholz, die verziert war mit dem Wappen der Stadt und mit dem Reichsadler, welchen daneben zu führen die Hohenstaufen der getreuen Stadt in Gnaden verliehen. Aber es zeigte sich, daß die Kiste zu klein war. Die Eier wollten nicht alle hineingehen. Da stiegen die Väter der Stadt in die Kiste und stampften die Eier zusammen, um dieselben zu comprimiren, auf daß sie weniger des Raumes bedürften. Da begab es sich, daß die Eier zerbrachen und die Männer des Rathes gelbe Füße bekamen. Seitdem nennt man die Buchhorner an den Gestaden des Sees die „Gelbfüßler". Und diese Bezeichnung hat sich erhalten, selbst nachdem der altehrwürdige Name Buchhorn von der Landkarte verschwunden. Die Geschichte von den „comprimirten Eiern" hatte aber ihre gleichsam symbolisch-prophetische Bedeutung für die Bodensee-Gegend. Denn heute befindet sich in Lindau eine große Fabrik condensirter oder comprimirter Milch, welche halb Europa versorgt. Ich habe diese Milch namentlich im Orient, wo es gute Milch selten in Natur gibt, mit Vergnügen genossen und will

daher hier ihrer, wenigstens im Vorübergehen, mit gebührender Dankbarkeit denken.

Ich will Dir diese Geschichte vertraulich mittheilen, allein für den Fall, daß Du den guten Gedanken bekommst, auch einmal auf der schwäbischen Seite des Sees Villeggiatura zu halten, füge ich hinzu: Nicht frommt es dem Fremden, anzuspielen auf diese Geschichte, denn es könnte ihm Seitens der Gelbfüßler Prügel eintragen. Es geht hier so, wie in Reutlingen, ebenfalls weiland freier Reichsstadt. Bei Reutlingen wächst nämlich ein Wein, welcher mindestens eben so gut ist, wie der Seewein und andere dergleichen Gewächse. Als nun der Prinz Eugen, der edle Ritter, die Stadt passirte, überreichte ihm der hohe Rath „zur Verehrung und Ergötzlichkeit" einen kostbaren Pokal, gefüllt mit Reutlinger Wein, den der siegreiche Feldherr austrinken mußte. Das that er. Darauf aber ergriff ihn ein bedeutsames Schütteln, und er sprach die geflügelten Worte: „Lieber will ich noch einmal Belgrad einnehmen." Allein es ist ihm dennoch vortrefflich bekommen und den Becher hat er natürlich behalten. Aber auch auf diese Geschichte anzuspielen, frommt nicht dem Fremdling.

Als gewissenhafter Chronist muß ich hinzufügen, daß mir einige Bürger der Stadt Friedrichshafen, geborene Buchhorner, die Versicherung gaben, an der ganzen Geschichte von den Eiern sei nicht ein wahres Wort, dieselbe sei eine boshafte Erfindung der neidischen Lindauer, von welchen man auch Mancherlei erzählen könne, wie z. B. daß man den hohen Rath der Stadt Lindau „das Wachsfiguren-Cabinet" geheißen, weil Keiner davon Etwas zu sprechen im Stande oder Willens gewesen.

Ich bat darauf meine Buchhorner Freunde, sie möchten die Geschichte von der Rathsversammlung und dem Wachsfiguren-Cabinete nicht weiter erzählen, sonst werde es an Versuchen nicht fehlen, auch den deutschen Reichstag in ein stummes Wachsfiguren-Cabinet zu reformiren.

Dagegen versprach ich ihnen, die Herrlichkeit der alten Grafschaft und der freien Reichsstadt Buchhorn nach Kräften wieder aufzufrischen. Und dies will ich, allen Feinden und Neidern zum Trotz, hierdurch übernehmen.

„— Ich wag's, ein Grab
Dem heißgeliebten Buchhorn aufzuwerfen",

spreche ich mit Sophokles Antigone.

II.

Fangen wir also mit dem Anfange an. Der Bodensee erscheint uns zuerst in römischer Beleuchtung. Ammianus Marcellinus hat uns ein wenig schmeichelhaftes, aber für die damalige Zeit wahrscheinlich ziemlich richtiges Bild von demselben entworfen. Obgleich die großen und stark befestigten

Römercastra, bei welchen sich nach und nach auch Städte ansiedelten, auf der südwestlichen Seite lagen, so hatte man doch auch auf der Nordostseite militärische Ansiedlungen, von welchen aus sich Straßen nach dem Innern von „Alemannien" erstreckten. Man kann auf dem württembergischen Gebiete zwei solcher Straßenzüge, welche heute noch durch die von Alters her überkommenen Namen „Hochsträß", „Straß" und „Steinmauern" markirt werden, mit einiger Wahrscheinlichkeit nachweisen. Die eine führt von dem jetzigen Friedrichshafen nach Frohnhofen, die andere von Langenargen nach der über die Arge geschlagenen Gießensbrücke und dann weiter nach Tettnang, Waldburg und Aulendorf ꝛc.

Der römische Wartthurm lag jedoch nicht an der Stelle der späteren freien Reichsstadt, sondern auf jener Landzunge, hier „Horn" genannt, wo sich gegenwärtig das königliche Schloß Friedrichshafen befindet; ebenso wie die beiden römischen Thürme von Langenargen auf jener Halbinsel oder Insel standen, welche jetzt das von dem König Wilhelm von Württemberg wieder aufgerichtete stattliche Schloß Montfort trägt. An die Stelle des römischen Wartthurms, „specula" geheißen, trat dann nachher der gräfliche Sitz Buchhorn, welcher wahrscheinlich älter als die Stadt ist, obgleich letztere schon im zehnten Jahrhundert als solche, unter dem Namen Pudihorn oder Buochihorn, erwähnt wird.

Spuren des alten Grafensitzes finden sich in der jetzigen Stadt Buchhorn nicht. Diese liegt auch nicht auf einem „Horn", sondern auf einem nur wenig in den See ausladenden Bogen des Ufers, neben welchem Bogen sich links eine hübsche Bucht, der jetzige Hafen, befindet.

Unter diesen Umständen ist es wahrscheinlich, daß das alte Schloß Buchhorn auch wirklich auf dem oben erwähnten „Horn" lag und daß es dieses schon frühzeitig wohlbefestigte gaugräfliche Schloß und nicht die wahrscheinlich erst später befestigte Stadt war, welches im Jahre 926 den stürmischen Angriff der Hunnen zurückgeschlagen. Der Name Buchhorn stammt also wahrscheinlich von jenem wirklichen Horn her und hat sich von dem Grafensitz auf die bürgerliche Ansiedlung übertragen, welche sich den für die Schifffahrt günstigsten Platz wählte. Denn in jenen an guten Landstraßen so armen Zeiten überwog der Verkehr auf dem Wasser. Allerdings scheint das Wappen der freien Reichsstadt Buchhorn gegen diese Annahme zu sprechen. Es zeigt in dem Felde rechts eine grüne Buche, mit in die Luft ragenden schwarzen Wurzeln, in goldenem Felde, in dem Schilde links dagegen ein schwarzes Jagdhorn mit Gold beschlagen, in rothem Feld.

Es ist, wie man sieht, ein sogenanntes sprechendes oder redendes Wappen, welches den Namen Silbe vor Silbe widergibt. Aber bekanntlich ist diese Sorte Wappen von neuerem Datum und hat wenig geschichtliche Beweiskraft. Dafür nur ein Beispiel. Die Stadt Jüterbog hat gegenwärtig einen Bock in dem Wappen. In alten Zeiten führte sie darin

eine strahlende Sonne. Das letztere war richtig. Denn Jüterbog ist ein Wort slavischen Ursprungs und bedeutet den strahlenden Gott, den Sonnengott der alten Wenden, welche den Ort gegründet haben. Diese Bedeutung ist jedoch der späteren deutschredenden Bevölkerung verloren gegangen, und so ist denn aus dem Gotte (Bog) ein „Bock" geworden. Dazu kam denn schließlich noch der Berliner mit seinem Hange zu schlechten Witzen, um das Räthsel zu erfinden: „Was ist das Gegentheil von Jüterbog (Güterbock)?" Antwort: „Personenzüge" (sprich Ziege). Traurige Schicksale eines Wortes!

Um nun wieder auf Buchhorn zurückzukommen, so schreiben alte handschriftliche Nachrichten die Befestigung von Buchhorn den Einfällen der Hunnen zu, was denn auch dafür sprechen dürfte, daß die starken Mauern nach der Seeseite, welche auch heute noch deutlich erkennbar sind, und daß die Wälle und Gräben nach der Landseite, welche heute theilweise verschwunden, erst nach 926 entstanden.

Damals stand die Stadt, wie das ganze Linzgau, wozu sie gehörte, unter dem Gaugrafen des Kaisers, der auf dem gedachten Horn seinen Sitz hatte. Das Gau (auch der Gau kommt fast ebenso häufig vor in den alten Urkunden, gerade so wie man heute noch im „Rheingau" für dieses Wort bald den männlichen und bald den sächlichen Artikel anwendet), das Gau also und die Gaugenossenschaft zerfiel in die einzelnen Hundertschaften oder Centgenossenschaften. Die Verwaltung und die Justiz leitete der kaiserliche Graf und unter ihm die einzelnen Centgrafen, natürlich — das verstand sich damals von selbst — unter Mitwirkung der Gau- und der Centversammlungen, später unter Mitwirkung der Delegirten derselben, der Schöffen. Anfangs war das Linzgau für sich, später hatten dieses und das östlich davon gelegene Argengau denselbigen Grafen, welcher sich nach dem Gaue benannte. Der Name der Grafen von Buchhorn kommt zum ersten Male vor bei dem Grafen Ulrich dem Jüngeren, dem Sohne des Ulrich des Aelteren. Während dieser immer nur der Graf des Linz- und Argengaues genannt wird, wird jener der „Comes Buchhornensis" benamset. Von ihm und seiner Gemahlin Wendelgard, der frommen Kaisertochter, werde ich später noch reden. Für jetzt wollen wir die Stadt im Auge behalten.

Bekanntlich entwickelten sich aus den Gaugrafen, die ursprünglich Reichsbeamte waren und von dem Kaiser ein- und abgesetzt wurden, erbliche Dynasten; und solche wurden auch die Grafen von Buchhorn. Zu ihrem dynastischen Besitze gehörte von da an auch die mit demselben Namen bezeichnete Stadt. Mit den anderen Besitzungen der letzteren ging dieselbe an die Dynastie der Welfen und nach deren Rebellion und Sturz an das Haus der Hohenstaufen über.

Wann nun Buchhorn eine freie Reichsstadt geworden, läßt sich nicht ermitteln. Wahrscheinlich benutzte es die Wirren des Interregnums,

welches auf den Untergang der Stauſenherrſchaft folgte, um ſich die Unabhängigkeit zu erringen; und gewiß iſt, daß der ſtädteſreundliche und raubritterſeindliche Kaiſer Rudolf, der Habsburger, im Jahre 1272 Buchhorn als ſreie Reichsſtadt anerkannte und confirmirte. Kaiſer Albrecht gab noch mehr. Er verlieh ihr 1299 das Recht, daß kein Ritter oder Mönch erbliche Güter in der Stadt und in deren Gebiet erwerben oder beſitzen dürfe.

Buchhorn hatte in der Kaiſerfehde zwiſchen Albrecht von Oeſterreich und Adolf von Naſſau getreulich zu Jenem gehalten und in Folge deſſen ſchweren Schaden erlitten. Der Abt Wilhelm von Sanct Gallen, aus dem Hauſe der Grafen von Montfort, der keineswegs ein ſo gemüthlicher Herr war, wie jener Abt, welchen Bürger in ſeiner Ballade „Ich will Euch erzählen ein Märchen gar ſchnurrig" beſungen, überfiel 1298 die Stadt Buchhorn unverſehens von der Land- und der Seeſeite, erſtürmte dieſelbe und plünderte ſie gründlich. Allein der geiſtliche Herr mußte wieder abziehen, da Kaiſer Albrecht ſiegreich blieb. Der letztere verlieh dann der Stadt zur Schadloshaltung für Das, was ſie um ſeinetwillen Schweres erduldet, 1299 alle Privilegien, um welche ſie anhielt. (Siehe Dr. J. N. von Vanotti, Geſchichte der Grafen von Montfort und Werdenberg. Ein Beitrag zur Geſchichte Schwabens, Graubündtens, der Schweiz und Vorarlbergs. Belle-Vue bei Conſtanz, 1845. S. 58 u. ff.)

Seitdem hat ſich Buchhorn ſelbſt regiert unter einer ziemlich demokratiſchen Verfaſſung. An der Spitze der Regierung ſtand der kleine und der große Rath. Der kleine Rath beſtand aus zwei Bürgermeiſtern oder Conſuln und ſieben Senatoren. Unter den letzteren befanden ſich vier Zunftmeiſter. Der große Rath beſtand aus zwölf Mitgliedern. Alle Jahre, am ſogenannten „Schwörtag", wurden ſämmtliche Magiſtratsperſonen neugewählt. In der Regel wählte man zwar von Neuem die alten; allein man hatte ſie doch unter Gewalt und Controle, und ſie mußten jedes Jahr von Neuem der Bürgerſchaft gegenüber ihre Pflichten beſchwören.

Daß die Stadt Buchhorn doch nicht ſo ganz unbedeutend war, beweiſt der Umſtand, daß ihr Name in den meiſten damaligen Städtebündniſſen glänzt.

So gehört z. B. Buchhorn zu den „fünf Städten um den See" (im Gegenſatz zu dem Bund ob dem See, an deſſen Spitze Appenzell ſtand), welche 1470 „am Donnerstag vor Catharinen" eine Art Eidgenoſſenſchaft mit einander ſchloſſen, nicht, wie die Schweiz, um ſich von Kaiſer und Reich loszuſagen, ſondern um deſto getreuer zu denſelben zu halten. Es waren die Städte Lindau, Ueberlingen, Buchhorn, Ravensburg und Wangen. Der Bund bezweckte nicht nur gemeinſame Maßregeln zur Aufrechterhaltung des kaiſerlichen Landfriedens, oder wie es in den alten Verträgen heißt: zur Wahrung von „Friden, ruow und gemach", ſondern auch

1. Behauptung der wohlerworbenen Rechte und Freiheiten der verbündeten Städte, oder, wie schon am 21. Juli 1291 der Rath von Zürich beschloß, „daß die Stadt an keinen Herrn kommen solle, außer mit dem gemeinen Rathe (der allgemeinen Zustimmung) der Gemeinde," und

2. Aufrechterhaltung von Freiheit, Ordnung und Sicherheit von Handel und Wandel, mit Gut und Blut.

In der Vertragsausfertigung, welche in der Bücherei der freien Reichsstadt Ueberlingen aufbewahrt wird, heißt es wörtlich:

„Wenn wer würe, der uns gemeiniclich oder besonder von unsern Frihaiten, rechten und guoten gewonhaiten hemmen oder von dem heiligen römischen Rych tryben oder trengen, versetzen oder verkoffen wöllte, Dem wolln wir" etc.

Buchhorn hat in dem Bunde der „Städte um den See" seine Stellung behauptet. Es hat sogar im Jahre 1472 sein Gebiet erweitert, indem es von der Stadt Constanz die in seiner nächsten Nähe gelegenen Orte Baumgarten und Eriskirch kaufte, welche von da an als die „Buchhorn'sche Herrschaft Baumgarten" bezeichnet werden.

Neben Rühmlichem ist auch einiges Unrühmliche zu erwähnen, z. B. Folgendes: Der Stadt Buchhorn war von dem Deutschen Kaiser das Münzrecht verliehen. Sie machte nicht immer guten Gebrauch davon. Zur Zeit der Münzverschlechterung im siebzehnten Jahrhundert, zur Zeit der Kipper und Wipper, prägte sie Scheidemünzen, welche wenig oder gar keinen Metallwerth hatten, in solcher Masse, daß damit alle Nachbargebiete überschwemmt wurden.

Es war das eine damals in Deutschland, namentlich auch in Oberschwaben, und nicht weniger in der Schweiz, allgemein grassirende wirthschaftlich-politische Krankheit, welche fortgewuchert hat bis in die Gegenwart. Man erinnere sich z. B. der „E-Groschen" und der „Wilden Thaler-Scheine". Der Zollverein und die Münzconventionen haben dieses Uebel eingeschränkt, und erst der Münz- und der Bankgesetzgebung des Deutschen Reiches ist es gelungen, dasselbe vollständig auszurotten.

In der Schweiz und in Oberschwaben existirte vormals eine Silbermünze, „Plaffert" genannt. Diese wurde schließlich so schlecht geprägt, daß ihr Name noch in diesem Jahrhundert in Süd- und Westdeutschland allgemein üblich war, um damit eine schlechte Münze zu bezeichnen. „Blaffert" nannte man noch vor zehn Jahren in den Ländern des rheinischen Münzfußes jene Scheidemünzen von unerkennbarem Werth und Gepräge, welche von Silber sein sollten, aber aussahen wie ein ganz flaches Stück Blech und sehr häufig den Ladentisch zierten, an welchem sie aufgenagelt wurden.

Die freie Reichsstadt Buchhorn, welche in Schlechtmünzerei mit ihrem östlichen Nachbar, den Reichsgrafen von Montfort in Langenargen, wetteiferte, trieb es mit dem Ausprägen unterwerthiger Batzen, Plaffert und

Kreuzer so stark, daß die dadurch gefährdeten Städte des schwäbischen Kreises und das Herzogthum Württemberg, mit welchen Ueberlingen noch dazu eine Münzconvention abgeschlossen hatte, einig wurden, es sich ferner nicht mehr gefallen zu lassen. Die Vertreter des schwäbischen Kreises beschlossen, einzuschreiten und beauftragten Württemberg mit der Execution. Diese Execution war der Vorbote der Annexion. An einem schönen Sommertag des Jahres 1705 erschien in der freien Reichsstadt ein Commissarius des Herzogs von Württemberg, an der Spitze von hundert Grenadieren, welche mit Hacken und Schaufeln und sonstigen Zerstörungswerkzeugen versehen waren. Die Münze wurde niedergerissen, ihre Einrichtungen wurden vernichtet. Damit hatte der Gebrauch und der Mißbrauch des Münzrechts ein Ende.

Und es ging überhaupt zu Ende mit der freien Reichsstadt. Die Zeit von 1705 bis 1802 war nur noch eine lange Agonie. Der Handel hatte andere Richtungen eingeschlagen. Der Verkehr auf dem Bodensee, früher so lebhaft, begann zu veröden. Die vielen kleinen weltlichen und geistlichen Territorien, welche hier durch einander im Gemenge lagen, wußten nichts Besseres zu thun, als einander mit Zoll- und Grenz-Plackereien und auf jede andere denkbare Weise zu chicaniren. Das Reich verfiel und mit ihm die Reichsstädte. Die schweren Kriegszeiten verminderten die Einnahmen und vermehrten die Ausgaben. Die Steuern warfen nichts mehr ab; es blieb keine Rettung mehr, als Schulden zu machen; und diese Rettung war zugleich der Anfang des Unterganges. Das arme Buchhorn, welches damals höchstens 700 Einwohner, von geringem Wohlstand, noch zählte, hatte zu Anfang des Jahrhunderts nahe an hunderttausend Gulden Schulden. Es wurde 1802 Bayern zugetheilt, welches die Stadt nebst Gebiet im Jahre 1810 wieder an Württemberg abtrat, bei welchem sie denn auch, nach Veränderung der städtischen Firma, bis heute verblieben. Bayern hatte sich des Schuldenwesens der Stadt nur in der Art angenommen, daß es einen großartigen Schuldentilgungsplan machte, von welchem aber während der acht Jahre, welche die Stadt unter der Krone Bayern verblieb, nicht das Geringste zum Vollzug kam, so daß Buchhorn mit völlig ungeschwächtem Schuldenbestande an Württemberg überging. Letzteres dagegen griff energisch zu. Es nahm der Stadt die Einkünfte aus der Herrschaft Baumgarten, die nicht unbeträchtlich waren, und die Hälfte ihres stattlichen Waldes ab (den man größtentheils niederhieb, um nur schnell Geld zu bekommen). Aber zu gleicher Zeit nahm es auch den größeren Theil ihrer Schulden auf sich, bis auf einen Rest von etwa 20,000 Gulden. Den letztgenannten Betrag war die Stadt verschiedenen Stiftungen und Corporationen in Buchhorn selber schuldig, bei welchen sie in den schlimmsten Zeiten, wo ihr kein Mensch mehr borgen wollte, mehr oder weniger zwangsweise ihre sogenannten „Anlehn" gemacht hatte. Diese Schulden wurden von der

Regierung einfach „niedergeschlagen". Ein solcher obrigkeitlicher Eingriff in wohlerworbene Privatrechte wäre heut zu Tage nicht möglich. Damals war er es noch; der Staat disponirte frei über alle öffentlichen Gelder, namentlich auch über jenes Corporations- und Stiftungsvermögen, welches man in der Türkei „Wakuf" nennt. In allen Rheinbundsstaaten ohne irgend eine Ausnahme sind damals solche und schlimmere Dinge vorgekommen. Durch eine Verordnung des Königs Friedrich von Württemberg vom 17. Juli 1811 wurden die Stadt Buchhorn und das in ein königliches Schloß verwandelte Kloster Hofen unter dem Titel „Stadt und Schloß Friedrichshafen" in eine Gemeinde zusammengeschlagen.

So endete die freie Reichsstadt Buchhorn. Ich werde mich nun zu der Dynastie Buchhorn wenden und ihr Geschick und Ende erzählen. Zuvor will ich jedoch noch ein nicht unrühmliches Blatt aus der Geschichte der Stadt im fünfzehnten Jahrhundert aufschlagen. Die Schrift ist etwas verwischt und nicht mehr recht zu entziffern. Sie handelt von der Deutschen Kaiserkrone in Buchhorn. Diesem ernsten Blatte aus der Zeit des Concils von Constanz will ich ein heiteres aus unseren Tagen beifügen, welches uns den Fürsten Metternich, den regierenden Kanzler von Oesterreich, im Conflict zeigt mit Doctor Hüetlin, dem regierenden Bürgermeister von Constanz.

III.

Der Freiherr von Aufseß hat in den Archiven von Nürnberg ein Schreiben des hohen Rathes dieser freien Reichsstadt an die Stadt Buchhorn am Bodensee entdeckt, welches lautet, wie folgt:

— „Der Staat (Stadt) zu Buchhorn.

„Lieben Freunde! Der allergnädigste Fürst und Herr Sigmund, Römischer Kaiser ꝛc. ꝛc. ꝛc., unser Gnädigster Herr, hat uns kürzlich geschrieben und uns geheißen, seine Kaiserliche Krone, die Seine Durchlaucht jeder Jahre in unserer Stadt gelassen hat, Euer Weisheit zu überschicken und auszuantworten. So meint Seine Kaiserliche Gnaden Euch eine Freudenbotschaft zu thun und Euch zu unterweisen, wie Ihr ihm die Krone fürbaß schicken sollt. Also nach söllichem (solchem) Geheiße schicken wir Euch diese Krone mitsammt einem Meßbuch, als Euch gegenwärtiger unser Knecht, Ausantworter dieses Briefes, wohl unterweisen wird, wo und wie Ihr deren bedürft, Euch derselben Dinge zu unterwinden und Seiner Kaiserlichen Majestät nach Seinem Geheiß und Wohlgefallen fürbaß zuzufügen, denn wo wir Euer Ehrsamkeit ꝛc."

Datirt ist dieses Schreiben Nürnberg an Buchhorn vom 28. März 1434.

Was hat dasselbe zu bedeuten?

Bekanntlich war die freie Reichsstadt Nürnberg in den engsten Beziehungen zu Kaiser und Reich. „Auf der Höhe, die sich über den Giebeln der Stadt erhebt" (sagt der badische Archivdirector Friedrich von Weech in seinen soeben, Leipzig, Duncker & Humblot, erschienenen gesammelten Essays „Aus alter und neuer Zeit", die ich dem Leser auf das Angelegentlichste empfehle), „haben ehedem zwei Burgen stolz in die Lüfte geragt: die eine des Kaisers Burg, wo der Vogt des Reiches zu Gericht saß und Recht sprach, und gar mancher der großen deutschen Kaiser seine Wohnung nahm, wenn er die fränkischen Lande besuchte; die andere der Burggrafen Burg, von der das gewaltige Geschlecht der Zollern den Weg fand in die sandigen Ebenen der brandenburgischen Marken."

Die Stadt Nürnberg war sodann auch mit Aufbewahrung der Reichskleinodien betraut. Da das heilige Römische Reich Deutscher Nation eine Wahlmonarchie war und es daher keine unabänderliche kaiserliche Residenz gab, da ferner auch der jeweilige Kaiser eigentlich kein festes Domicil hatte, sondern bald da und bald dort Residenz hielt, da endlich auch der Sitz des Reichstags zum Oefteren wechselte (Ende des fünfzehnten Jahrhunderts z. B. tagte er hier am Bodensee, in der damaligen freien Reichsstadt Lindau, wo er die Reichs-Justiz-Gesetze zu Stande brachte, die leider nur sehr unvollständig zum Vollzuge gelangten): so war es nöthig, für die Reichskleinodien einen unabänderlichen und permanenten Bewahrer, einen vertrauten und getreuen Inhaber, einen „Trustee", wie die Engländer sagen, zu haben, welcher erhaben war über den Wechsel der Zeiten und der Personen. Und das war die allergetreueste Stadt Nürnberg.

Sie bewahrte nicht nur die Krönungsinsignien, die Krone, den Kaisermantel, den Reichsapfel, das Reichsschwert (das „gladium Caroli Magni") u. s. w., sondern auch die dazu gehörigen heiligen Schriften, die mit kostbaren Miniaturen versehenen Meßbücher und die Reliquien, welche sich theils auf die Kreuzigung Christi, theils auf das Martyrthum der Apostel bezogen, namentlich also die Kerkerketten von Johannes, Paulus und Petrus, sowie das Fragment von der Krippe des Heilands, den hölzernen Span des Kreuzes und die Marterwerkzeuge der Kreuzigung, ein Nagel, Lanze u. s. w.

„Jährlich am zweiten Freitage nach Ostern," schreibt Herr von Weech, „wurde dem Volke auf dem Marktplatze das «Heiltum» gewiesen, d. h. die Reichskleinodien wurden vorgezeigt, welche seit dem Jahre 1424 der Stadt zur Aufbewahrung anvertraut waren. Das war ein großes Fest, zu dem auch von Auswärts die Massen des andächtigen und neugierigen Volkes herbeiströmten, um so mehr, als die mit dem Feste verbundene Messe der Landbevölkerung zu mancherlei Einkauf erwünschte Gelegenheit darbot. Man weiß, daß im Jahre 1463 an jenem Tage

1266 Wagen und 608 Karren die Stadtthore passirten. Da waren denn auch große Vorbereitungen nöthig. Die Straßen wurden sorgfältig gereinigt, jene in der Nähe des Marktes mit Ketten abgesperrt, um keinem Fuhrwerk den Durchgang durch die gedrängten Massen zu gestatten; ein großes Schaugerüste ward aufgeschlagen, auf dem unter freiem Himmel die Kostbarkeiten ausgestellt wurden. Was mag da das Volk hin und her gewogt sein auf dem weiten Marktplatze, wenn der Zug sich langsam von der H. Geistkirche her bewegte, und wie feierlich mag der Anblick gewesen sein, wenn die Priester in ihren kostbaren Gewändern das Gerüste bestiegen, während alle Glocken erklangen, und wenn dann ein Bischof der dazu gebeten war, oder gar ein päpstlicher Legat, der etwa eben durchreiste, die Messe sang. Da hob wol ein alter Großvater den neugierigen Enkel hoch empor, um ihm alle die Herrlichkeit zu zeigen und zu erklären, den Nagel, die Lanze und den Span vom Kreuze des Herrn, das Stück von der Krippe Christi, Glieder von den Ketten, mit denen Petrus, Paulus, Johannes einst gefesselt waren, das Schwert Karls des Großen, seine Krone, sein Scepter, seine Kleider und andere heilige und kostbare Gegenstände. Aber nicht allein die Freude an den frommen Spielereien durchdrang und beherrschte diese Massen, sondern ihnen trat bei dieser feierlichen Scene doppelt kräftig das Gefühl vor die Seele, daß sie Glieder eines großen staatlichen Ganzen seien und das weitere: daß ihrer Stadt vor allen Gemeinwesen des deutschen Reiches die Ehre zugetheilt sei, die Hüterin der Insignien dieses Reiches zu sein."

Aus diesem Schatze der Krönungsinsignien und Reichskleinodien also wurde im März des Jahres 1434 die Kaiserkrone entnommen, um nach einer der kleinsten freien Reichsstädte überbracht zu werden.

Was sollten die Buchhorner damit machen? Das Schreiben vom 28. März spricht sich darüber nicht aus. Es verweist die Buchhorner auf die Botschaft, welche ihnen von dem Kaiser Sigmund direct und schriftlich zugehen werde, und auf die mündlichen Bestellungen des freireichsstädtischen Knechtes, welchem die Krone zum Transport anvertraut ist.

Damals, im März 1434, ging der Kaiser Sigmund nach Constanz. Später begab er sich nach Ulm, um dort den Reichstag abzuhalten. An dem einen wie an dem andern Orte hatte er vielleicht die Kaiserkrone nöthig, und beide liegen unfern von Buchhorn, Constanz an dem Ufer des nämlichen Sees, schräg gegenüber.

Warum aber der Kaiser seine Krone, statt direct nach Constanz, nach dem winzigen Buchhorn geschickt hat, das aufzuklären, ist bis jetzt nicht gelungen. Denn ein reichsstädtisches Archiv von Buchhorn ist nicht zu ermitteln, wahrscheinlich sind die Papiere im Trouble der Kriegsjahre verkommen. Nachgehends aber ist die Krone wieder in die Verwahrung der allergetreuesten Stadt Nürnberg zurückgelangt. Zu welchem Zwecke

dieselbe auf ihrer Reise nach Buchhorn von dem Meßbuche begleitet wurde, das harrt auch noch der Aufklärung.

Jedenfalls beweist dieser Hergang, daß Buchhorn doch gerade nicht die geringste Stadt Deutschlands war, sonst hätte man ihr nicht die Kaiserkrone anvertraut.

Constanz hat seine freireichsstädtischen Erinnerungen besser bewahrt als Buchhorn. Eine kurze Strecke vor den Thoren der Stadt Constanz an der Stelle, wo Huß den Feuertod erlitten haben soll — merkwürdiger Weise nennt man die Stelle „Im Paradies" —, steht jetzt der „Hussenstein" aufgerichtet.

Auch dieser Stein hat seine Geschichte. Sie ist moderner und seltsamer Art und beginnt lange vor Existenz dieses Steines. Im Jahre 1834 nämlich hatte, wie uns ebenfalls Herr von Weech erzählt, der damalige Bürgermeister von Constanz, Karl Hüetlin, zuerst den Einfall, auf der Richtstätte ein Denkmal zu errichten. Da Baden und überhaupt Deutschland damals noch sehr arm war, reflectirte Hüetlin auch auf das Ausland, namentlich auf England, wo Hussens Vorgänger und Lehrer Wiklef gelebt hat, und auf Böhmen, das Heimatland des Reformators. Er richtete ein Schreiben in diesem Sinne an den „verehrlichen und hochlöblichen Magistrat der k. k. böhmischen Haupt- und Residenz-Stadt Prag". Desgleichen an den Magistrat von Hussitin, eines böhmischen Städtchens, in welchem Johannes Huß geboren sein soll. Die böhmischen Magistrate gaben der Zuschrift des Bürgermeisters von Constanz keine Folge, sondern legten dieselbe der vorgesetzten Staatsbehörde vor und so ging denn das harmlose Schreiben durch alle Instanzen hindurch hinauf bis an den allmächtigen Kanzler, den Fürsten Metternich.

Diesem kam der Einfall des Constanzer Bürgermeisters etwas in die Quere. Er wünschte, daß in Böhmen die Erinnerungen an die schrecklichen Erlebnisse des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts nicht wieder aufgeweckt werden möchten; und wer die jetzigen Zustände im Lande der Czechen kennt, wird ihm kaum stark verübeln, daß er darauf aus war, aufregende Sammlungen für ein Hußdenkmal in Böhmen zu vermeiden. Auf die Dauer hat diese Vorsicht freilich doch nichts geholfen.

Aber desto komischer war das Mittel, dessen er sich zu diesem Zwecke bediente. Wer weiß, ob er es selbst that. Vielleicht waren es auch nur seine allzudienstbeflissenen Schreiber, welche so recht aus dem, damals in der Hof- und Staatskanzlei in Wien herrschenden Ton heraus schrieben. Man erinnere sich: es war im Jahre 1834. Die französische Julirevolution war in Süd- und Westdeutschland nicht ohne Wirkung geblieben. Hiergegen war nun eine kräftige Reaction eingetreten. Oesterreich übte die politische Polizei gegen die deutschen Mittel- und Kleinstaaten. Die badische Regierung war namentlich wegen ihrer liberalen Neigungen dringend „des Verdachtes verdächtig"; und überhaupt bestand damals

das einfachste Mittel, Jemanden lahm zu legen, darin, ihn als „Demagogen", oder als „Mann des Umsturzes" zu bezeichnen. Dies muß ich vorausschicken, damit der Leser von heute das Folgende begreife, was 1834 übrigens Jeder natürlich fand. Denn damals war es so „styli".

Der Fürst Metternich also schickt am 17. April 1834 an den badischen Minister Freiherrn von Reizenstein eine höchst ernsthafte „vertrauliche Note", in welcher er die badische Regierung in einem schulmeisterlich belehrenden und drohenden Tone auffordert, „solche Vorkommnisse zu verhindern". Das Unternehmen des Bürgermeisters von Constanz, heißt es, trage den Charakter „eines politischen staatsgefährlichen Umtriebes", wenngleich es äußerlich harmlos erscheine. Denn darin liege gerade die Gefahr und das sei bekanntlich so die Taktik der allerraffinirtesten Umsturzmänner, welchen es dadurch zuweilen gelinge, minder achtsame Regierungen zu täuschen. Dieselben pflegten nämlich irgend einen wissenschaftlichen oder philanthropischen, dem Anscheine nach löblichen, „in der That aber immer perfiden und bösgemeinten Zweck" voranzustellen, Ausschüsse zu bilden, Gelder zu sammeln, sich allerwärts Verbindungen zu schaffen und dann das Geld und die Verbindungen „zu rein revolutionären Unternehmungen zu benutzen". Offenbar falle auch der Plan des Bürgermeisters von Constanz unter diese höchst gefährliche Kategorie; dessen Absicht sei unzweifelhaft, die Gemüther in einer der bestehenden Ordnung der Dinge ungünstigen Richtung aufzuregen; solchen unlauteren Bestrebungen habe jede loyale Regierung mit äußerster Entschiedenheit entgegenzutreten u. s. w.

So schoß man damals mit Kanonenkugeln schwersten Kalibers nach Sperlingen oder nach Fliegen. Natürlich beeilte sich Herr von Winter, der für höchst liberal geltende badische Minister des Innern, den Befehlen Metternichs, der sich sonst als Hort der Souveränetät der Territorialstaaten aufspielte, pflichtschuldigst zu gehorchen. Der gute Bürgermeister von Constanz erhielt eine furchtbare Nase. Ihm wurde Einhalt geboten, mit der Vermahnung, sich bei Meidung gebührender Strafe „Dergleichen nicht wieder beigehen zu lassen". Nach Wien aber schrieb man, der gute Bürgermeister habe das Alles aus Dummheit gethan und die Tragweite seiner Handlung gar nicht ermessen; ein Bischen Liebhaberei an Alterthümern, die in Constanz grassire, ein Bischen Bestreben, durch allerlei Curiositäten Reisende nach Constanz zu ziehen, „welche daselbst Geld verzehren", — kurz, Goethe würde sagen „ein Bischen Diebsgelüst', ein Bischen Rammelei" — weiter sei es in der That nichts, Fürst Metternich möge sich daher gnädigst beruhigen, nachdem man den unbedachten Bürgermeister gebührend auf die Finger geklopft habe.

In der That scheint sich denn auch der große Protector und Polizeidictator in Wien beruhigt zu haben. Jetzt steht, wie gesagt, ein erratischer Block als Denkmal an der — übrigens bestrittenen — Stätte.

Die czechischen Hussiten haben schwerlich dazu beigetragen, denselben hierher zu wälzen. Insofern hat Fürst Metternich Recht behalten. Der Stein hat jedoch bis jetzt nicht das Geringste zum „Umsturz alles Bestehenden beigetragen". Und insofern hat Fürst Metternich Unrecht gehabt; und was er in Böhmen verhindern wollte, ist dennoch gekommen.

IV.

Soviel von der freien Reichsstadt. Sprechen wir nun von den Grafen von Buchhorn, welche weit früher endeten, als die gleichnamige Reichsstadt.

Ich habe schon das Nöthige gesagt über die alte deutsche Gauverfassung, sowie über das Linzgau und das Argengau, welche sich dem jetzigen deutschen Ufer des Bodensees entlang erstreckten. Beide Gaue hatten lange einen gemeinsamen Grafen. Als solche Grafen werden in den Urkunden genannt: Warin (764), Ruthart (790), Rotbert, verwandt mit Hildegard, der Gemahlin Karls des Großen (773), Ulrich (803), Roger, Konrad, Welfo, Pabo, Ulrich (860—883), Konrad (907—915).

Mit dem Anfange des zehnten Jahrhunderts finden wir hier schon jene Veränderung, welche mit dem elften so ziemlich in ganz Deutschland eintrat. Sie war gleichsam in prophetischer Weise vorher angekündigt. Während des Laufes des zehnten Jahrhunderts wurde nämlich für das Jahr 1000 n. Ch. vielfach der Untergang der Welt angekündigt; und dieser Glaube hatte sich, je mehr das verhängnißvolle Jahr heranrückte, desto mehr in Deutschland verbreitet. Mit dem Jahre Tausend kamen nun allerdings nicht der erwartete Antichrist und die sonstigen Schrecknisse der Apokalypse, wol aber der Untergang der altgermanisch-fränkischen Volks- und Reichsverfassung. An ihre Stelle trat immer mehr der Feudalismus, bei welchem die Bevölkerung kastenmäßig geschichtet und die Herrschergewalt ein Zubehör des lehnsmäßigen Grundbesitzes ward. Die oben genannten Grafen waren noch kaiserliche Beamte. Von nun an ward das Amt erblich und ein Ausfluß des Haus- und Besitzrechts. Die Grafen nannten sich nicht mehr nach dem Gau, sondern nach ihrer Besitzung. So kommen denn seitdem Grafen von Buchhorn vor. Sie stammen von den alten Grafen des Linz- und Argengaues ab und gehören zu demselben Geschlechte, wie die welfischen Herzoge und die Altdorfer Grafen. Es werden genannt ein Graf Otto der Aeltere von Buchhorn und sodann ein Gaugraf Ulrich der Aeltere mit seiner Gemahlin Bertha. Dieser Ulrich wurde von dem König Arnulf, angeblich wegen Felonie, seiner Lehen entsetzt, später aber, zu Ende des zehnten Jahrhunderts, wieder zu Gnaden angenommen und reicher als jemals beliehen. Sein Sohn, Graf Ulrich der Jüngere, war einer der reichsten Dynasten am Bodensee. Er residirte zwar auf seiner Burg Buchhorn, aber seine Besitzungen erstreckten sich

nicht nur dem ganzen nordöstlichen Ufer des Sees entlang, sondern auch bis zum Rheingau (Bregenz) und weit am Rheinstrom hinauf bis auf die rhätischen Höhen.

Dieser Ulrich, der Buchhorner, erzählt Ottmar Schönhuth, mit Karl dem Großen und dem uralten Hause der Welfen versippt, eröffnet mit seiner treuen Gemahlin Wendilgard, einer Enkeltochter König Heinrichs I., die Geschichte der eigentlichen „Dynastie Buchhorn". Als um's Jahr 919 die Ungarn zum zweiten Mal in Deutschland einfielen und verheerend durch das Bayerland heranrückten, zog auch Graf Ulrich mit seinen Genossen ihnen entgegen, seine dortigen Güter zu vertheidigen. Es kam zur Schlacht. Graf Ulrich focht ritterlich gegen die fremden Bedränger, hatte aber das Unglück, in die Hände der Feinde zu fallen, die ihn in die Gefangenschaft wegführten. Er wurde von allen seinen Mitgenossen für todt gehalten. So erhielt auch Wendilgard die Kunde, daß ihr Gemahl nimmer am Leben wäre. Bald stellten sich Freier ein, welche sich um die Hand der jugendlichen Wittwe bewarben, aber sie wollte nichts von solchen Anträgen hören. Um Allem auszuweichen, begab sie sich auf den Rath Bischof Salomos nach St. Gallen, wo sie neben der Klause der heil. Wiborada eine Zelle sich bauen ließ; allda lebte sie von dem Ihrigen, und spendete zum Seelenheil ihres todtgeglaubten Gemahls den Armen reichliche Almosen. Alljährlich kam sie nach Buchhorn und feierte dort des Gemahls Andenken mit andächtigem Gebet und Werken der Wohlthätigkeit.

Vier Jahre waren verflossen, da begab sie sich wieder hinüber nach Buchhorn, um die gewohnte Trauerfeier zu begehen. Während sie nun damit beschäftigt war, ihre milden Gaben an die zahlreich herbeiströmenden Armen auszutheilen, drängte sich ein verlumpter Bettler durch die Menge und verlangte von ihr ein Kleid. Wendilgard schalt, daß er so frech und ungestüm seine Gabe verlange, doch reichte sie ihm das Kleid, wenn auch etwas unwillig. Plötzlich schloß der Bettler die Geberin in seine Arme und küßte sie, Frau Wendilgard mochte es geschehen lassen oder nicht. Schmerzlich bewegt, daß ihr solche Schande widerfahren, zog diese sich auf ihren Stuhl zurück und rief: „Jetzt erst erfahre ich, daß mein Gemahl Ulrich nimmer am Leben, da ich solche Frechheit von einem Bettler erfahren muß!" Da kamen einige der umstehenden Diener und wollten dem frechen Bettler Faustschläge geben, aber der warf seine wilden, langen Haare mit der Hand in den Nacken zurück und rief: „O verschont mich doch mit euren Faustschlägen, denn ich habe deren genug erduldet; schaut her und erkennet Graf Ulrichen, euren Herrn!"

Als die erstaunten Diener der Gräfin die Stimme ihres Herrn hörten und das einst so wohlbekannte Angesicht zwischen seinen Locken erblickten, grüßten sie ihn laut, und das Hausgesinde jauchzte vor Freude. Ulrich aber trat zu Frau Wendilgard, nahm ihre Hand und führte sie

an eine ihr wohlbekannte Narbe. Da erwachte Wendilgard wie aus einem tiefen Schlaf und sprach: „Das ist mein Herr, der liebste aller Menschen! Bis mir willkommen, bis mir willkommen, mein Süßester!“ Während sie den wiedergefundenen Gemahl umarmte, rief sie ihrem Gesinde zu: „Leget eurem Herrn Kleider an und sputet euch zur Stunde, daß er ein Bad empfange!“ Als Ulrich wieder ziemliche Kleider angelegt hatte, sprach er: „Nun laßt uns zur Kirche gehen, um Gott zu danken!“ Während dem Gehen schaute Ulrich seine Gemahlin an und bemerkte den Nonnenschleier, welchen sie angelegt hatte. „Sprich, wer hat dir den Schleier umgelegt?“ fragte er Frau Wendilgard. Als er hörte, der Bischof von Constanz habe solches gethan, da sie alle Hoffnung aufgegeben, daß ihr Gemahl je wiederkehren würde, sprach er: „Nun darf ich dich von Stund' an nicht mehr umarmen, wenn der Bischof nicht Erlaubniß dazu ertheilt!“

Von den Geistlichen, deren mehrere an diesem Tage zusammen gekommen waren, wurden jetzt in der Kirche Aemter gehalten, nicht in Trauer für den Verstorbenen, sondern voll Freude für den Lebenden, und all das Volk nahm andächtig Theil daran. Darnach wird ein festliches Mahl gehalten, zu dem Viele herbeiströmen, die von der wunderbaren Geschichte hören, und Alle erquicken und freuen sich bei diesem Mahle.

Die nächste Zeit darauf berief Bischof Salomo von Constanz eine Synode; auf dieser forderte Graf Ulrich seine Gemahlin wieder von dem Bischof zurück. Der Beschluß der Versammlung fiel dahin aus: „Aelter ist das Gelübde, das Wendilgard ihrem Gemahl gethan; sie werde dem Gatten zurückgegeben, der Schleier aber in den Schränken der Kirche aufbewahrt, damit Frau Wendilgard, wenn ja ihr Gemahl vor ihr sterben sollte, denselben als Wittwe wieder anlege.“ Nun kehrte das wieder vereinigte Ehepaar nach Buchhorn zurück, nachdem sie noch das Gelübde gethan, daß, wenn sie noch einen Sohn erzeugen würden, derselbe an der Mutter Statt dem heil. Gallus geweiht werden sollte. Wirklich empfing Frau Wendilgard noch einen Sohn von ihrem Gemahl, aber sie gebar ihn nicht glücklich: vierzehn Tage vor der Zeit kam sie in Kindesnöthen und starb. Das Söhnlein mußte ihr aus dem Leibe geschnitten werden und wurde dann in einem warmen Bauch eines frisch geschlachteten Schweins zur Reise gebracht. In der Taufe erhielt das Kind den Namen Burkhard.

Kaum war Burkhard der Pflege seiner Amme entwachsen, so brachte ihn sein Vater nach St. Gallen, wie er mit seiner seligen Mutter gelobt hatte, und legte ihn auf den Altar der Kirche nieder, indem er Segen für das Kind von seiner Mutter erflehte. Als Zugabe weihte er dem Kloster Grundstücke und Zehenten zu Höchst. Im Kloster wurde der kleine Burkhard erzogen; die Brüder nannten den wunderschönen Knaben nur Burkhard den Ungebornen. Weil er unzeitig geboren wurde, war er so zart, daß er bei jedem Fliegenstich blutete; darum bekam er von

seinen Lehrern selten Ruthenhiebe. So schwächlich und zart Burkhard immer am Leibe blieb, so stark ward er an Geisteskraft. Er wurde später wegen seiner ausgezeichneten Gaben zum Abt des Klosters gewählt.

Nicodemus Frischlin, dessen Gedächtniß durch Dr. Friedrich Strauß in so trefflicher Weise wieder erneuert worden ist, hat die Geschichte der Gräfin dramatisch bearbeitet unter dem Titel: „Fraw Wendelgard; ein new comedi oder spil, aus glaubwürdigen Historien gezogen, von Fraw Wendelgard, Keyser Heinrich I. aus Sachsen tochter mit ihrem ehegemal Graff Ulrich von Buchhorn, herren im Linz-Gaw am Bodensee, was sich anno 915 und anno 919 mit ihnen zugetragen; nützlich und kurtzweilig zu lesen. Gehalten zu Stuttgart den 1. tag Martini anno 1579. Authore Nicodemo Frischlino. Gedruckt zu Frankfurt am Main, durch Wendel Hammer anno 1589."

Es ist ein für die württembergische Dynastie, welche auf ihre Verwandtschaft mit den alten Dynasten und Grafen des Linzgaues stolz ist, gedichtetes Festspiel.

In der Sage, wie ich sie oben wiedergegeben habe, zeigt sich ein eigenthümlicher Zug, welchem wir in den Legenden des frühen Mittelalters öfters begegnen.

In den Dichtungen der alten Griechen finden wir das Thema von dem „Neide der Götter" variirt. Die Götter können es nicht leiden, wenn es einem Sterblichen allzu wohl ergeht. Sie gehen dann darauf aus, dieses Glück durch Mißgeschick wieder auszugleichen. Zuweilen lassen sie sich dadurch versöhnen, daß der Allzuglückliche einen Theil seines Glückes freiwillig opfert. In anderen Fällen aber weigern sie sogar die Annahme des gebotenen Opfers, um den Mann, der ihren Neid herausfordert, unrettbar zu verderben.

Nicht so unversöhnlich, wie sich die heidnischen Götter z. B. in Schillers Gedicht vom Ringe des Polykrates erweisen, ist die christliche Kirche im Mittelalter. Sie nimmt jede Sühne und jedes Opfer bereitwillig entgegen. Aber sie kann es nicht vertragen, wenn ihr das einmal Gespendete wieder entzogen wird. Frau Wendilgard, obgleich sie sich der Zustimmung und des Segens des frommen Bischofs von Constanz erfreute, als sie das Kloster verließ, um in die Arme ihres verloren geglaubten Gemahls zurückzukehren, mußte dennoch ihre Handlungsweise büßen. Sie hatte als Ersatz ihren zu erhoffenden Sohn dem durch ihren Rücktritt geschädigten Kloster angelobt. Aber das Kloster verschmähte es, diese Sühne auf dem natürlichen und gewöhnlichen Wege entgegen zu nehmen. Nur den „Ungeborenen" nahm es als Sühne. Solche Legenden, deren Moral sich immer dahin zuspitzt, daß es höchst gefährlich sei, der Kirche oder dem Kloster irgend Etwas zu entziehen, sind außerordentlich zahlreich. Ich will zur Vergleichung nur eine ganz kurze Erzählung hierhersetzen. Sie

findet sich in der bekannten Sammlung „Schimpf und Ernst", welche von dem Barfüßer-Mönche Johannes Pauli zu Thann 1519 zusammengestellt worden und 1522 bei Johann Grieninger in Straßburg im Druck erschienen ist. Die Sammlung enthält allerlei ernsthafte Erzählungen und kurzweilige Schwänke, welche der Verfasser „denen Prädicanten" zum Gebrauche für ihre Predigten empfiehlt, weil dieselben geeignet seien, daran allerlei gute Nutzanwendungen zu knüpfen, desgleichen auch schlaflustige Zuhörer in Christo wach zu erhalten und Schlafende wieder zu wecken. Die Geschichte lautet so:

„Ein Edelmann war lange verheirathet gewesen und hatte keine Leibeserben. Da verhießen er und seine Frau, wenn ihnen Gott der Herr ein Kind gebe, das sollte ein Priester werden. Gott erhörte sie und schenkte ihnen ein Knäblein, und nicht lange darnach erhielten sie noch ein Knäblein. Die beiden Knaben wuchsen auf, und der Erste war lieblich, hübsch und gerade. Der Andere war nicht so hübsch und der Welt so angenehm, wie der Erste. Da beschlossen Vater und Mutter, daß sie das andere Kind wollten geistlich werden lassen, und der Erste, der schöne Knabe, sollte weltlich bleiben und ihr Erbe sein. Da ließ Gott die Kinder beide sterben, damit man nicht meine, Gott habe nicht auch gern etwas Schönes in seinem Dienste."

Graf Ulrich der Jüngere von Buchhorn hatte jedoch außer dem „ungebornen" Sohn, welcher ein Kirchenlicht wurde, noch zwei wirklich geborne Söhne, und zwar geboren bevor der Graf in die Gefangenschaft und die Gräfin in das Kloster gerieth. Diese, Adelhard und Uzzo, theilten die reiche Herrschaft des Vaters. Uzzo erhielt die Besitzungen am oberen und Adelhard die am unteren See. Von jenem stammen die Grafen von Bregenz und von diesem die späteren Grafen von Buchhorn. Des Letzteren Sohn hieß Richar, sein Enkel Otto I. und sein Urenkel Otto II. Mit diesem erlosch das edle Geschlecht der Buchhorner Grafen. Dieser Otto entführte einem benachbarten „Grafen Ludwig" (es soll, wie die Gelehrten meinen, ein Graf von Pfullendorf gewesen sein) seine Gemahlin und ließ sich dieselbe als zweite Gemahlin antrauen; von der ersten hatte er keine Kinder. Der beleidigte Gatte rief jedoch die weltlichen und geistlichen Herrscher zur Hülfe und Rache an. Der Bischof von Constanz verhängte den Kirchenbann über Otto und der Graf Ludwig ließ ihn von seinen Knechten erschlagen. Dies geschah im Jahre 1089. Der Erschlagene wurde in dem Kloster Hofen, dem jetzigen Schloß Friedrichshafen, in der Kirche begraben. Allein der Bischof von Constanz ließ ihn als einen Gebannten wieder ausscharren, seine Leiche verbrennen und die Asche in alle vier Winde zerstreuen.

So endete das Geschlecht der Grafen von Buchhorn.

V.

Sprechen wir nun, nachdem wir die Stadt und die Grafen zu Grabe geleitet, von dem Kloster, dessen Kirche ihre Thürme heute noch, einem riesigen Doppel-Spargel vergleichbar, gen Himmel reckt, während die Klostergebäude, in ein schönes Schloß verwandelt, dem württembergischen Königspaare als Sommerfrische dienen.

Ich habe bereits die Vermuthung ausgesprochen, daß die alte feste Burg der Grafen von Buchhorn auf jener Nase gelegen, welche sich bei dem jetzigen Schloß in den See streckt. Nach der gemeinen Sage soll die Gräfin Bertha, die Mutter des letzten und die Gemahlin des vorletzten Grafen von Buchhorn, daneben dieses Kloster gestiftet haben, in welchem die Gebeine des Letzten ihres Hauses nicht einmal die ewige Ruhe finden sollten. Das Kloster heißt in den ältesten Urkunden stets „Zelle Buchhorn" oder „Zell-Buchhorn". Der Name Zell, welchen so viele Orte in Süddeutschland, der Schweiz und Tirol u. s. w. führen, deutet immer auf ein ehemaliges Kloster, ebenso wie „Münster," das von „Monasterium" (Kloster) herrührt, München, welche Stadt nach den „Mönchen" benannt ist und auch einen kleinen Mönch im Wappen führt, jetzt scherzweise meistens mit einem Bierseidel in der Rechten dargestellt und „das Münchener Kindlein" geheißen.

Das Kloster Buchhorn hegte Nonnen vom Orden der Benedictiner. Nachdem die alte Dynastie der Grafen von Buchhorn mit Otto dem Jüngeren ausgestorben und das Haus der Welfen an ihre Stelle getreten war, unterstellte Herzog Welfo IV. im Jahre 1090 das Kloster dem großen Convent von Weingarten (bei Ravensburg). Damals heißt es schon „Hofen" (in atrio heißt es in den lateinischen Urkunden). Wahrscheinlich hat es diesen Namen, nach dem Aussterben der Buchhorner, von einigen in der Nähe gelegenen Bauernhöfen angenommen.

Der Abt von Weingarten beeilte sich, einen Probst hinzuschicken, welcher die Interessen des vorgesetzten Herrn zu wahren hatte. Allein es herrschte nicht immer der richtige canonische Gehorsam. Einmal wurde das Kloster ganz aufgehoben, Einige sagen wegen Widersetzlichkeit gegen Weingarten, Andere sagen wegen unsolider Lebensweise seiner Insassen; an die Stelle des Probstes, d. h. des Geistlichen, trat ein „Vogt", ein weltlicher Verwaltungsbeamter. Später stellte der Abt das Kloster wieder her, aber die Schweden brannten es im dreißigjährigen Krieg nieder. Im Jahre 1695 erfolgte der Wiederaufbau. Die damals errichteten Gebäude bilden das heutige Schloß Friedrichshafen.

Als im Jahre 1802 die bis dahin reichsunmittelbare Abtei Weingarten mediatisirt wurde, theilte man dieselbe nebst ihren Besitzungen dem Erbstatthalter der Niederlande, dem Prinzen von Nassau-Oranien, als Entschädigung für die Besitzungen, die er verloren hatte, zu.

Dieser trat sie schon zwei Jahre später an Oesterreich ab. Oesterreich aber verlor wieder 1805, durch den Frieden von Preßburg, diese Besitzungen und sie kamen nun an das neugeschaffene Königreich Württemberg, welches etwas später, 1810, auch die freie Reichsstadt Buchhorn gewann, wie wir dies ja gesehen haben. Kaum hatte Württemberg am Bodensee Fuß gefaßt, so beschloß es, von dieser Stellung ausgibigen Gebrauch zu machen. Der Schwaben-König freute sich, von einem Theile des „Schwäbischen Meeres" Besitz ergreifen zu können. Es erwachten die Erinnerungen an jene Zeiten, wo der Schwäbische Reichskreis für den ganzen See die Ausübung der Hoheitsrechte in Anspruch nahm. Vielleicht hatte man den romantischen Traum, Admiral-Staat eines Süßwasser-Sees zu werden. Wer weiß Das? In einer württembergischen Verordnung vom 7. Juli 1807 heißt es:

„Seine Majestät der König haben Sich durch den Augenschein überzeugt, daß der Hafen von Hofen am Bodensee für die Schweizer Schifffahrt und Handlung von der größten Wichtigkeit ist."

In Uebereinstimmung mit dieser Verordnung befahl König Friedrich, den gänzlich in Verfall gerathenen Hafen bei Hofen wieder herzustellen. Desgleichen begann man die Restauration der Gebäulichkeiten des säcularisirten Klosters. Als aber nur wenige Jahre darnach auch die Stadt Buchhorn und deren Gebiet dem Königreich Württemberg zufiel, wandte man die Hauptsorgfalt dem östlich von Buchhorn gelegenen Hafen zu, welcher größer ist und besser gelegen. So war denn nach etwa tausend Jahren Alles, was im Laufe der Jahrhunderte nach verschiedenen Richtungen auseinander gegangen, unter dem Scepter eines Herrschers Berthold'schen Geschlechtes wieder vereinigt.

Zuerst hatten hier die Römer ihren Wartthurm auf der Landspitze errichtet. Dann hatten die Alemannen die Römer vertrieben und einer ihrer mächtigsten Häuptlinge aus Berthold'schem Geschlechte hatte auf dieser nämlichen Landzunge seine plumpe, steinerne, nach Land und Wasser hin wohlbefestigte Gaugrafenburg aufgerichtet und gegen die Hunnen vertheidigt. Unter dieses Grafensitzes Schutz hatten sich weiter östlich Fischer und Schiffer angesiedelt, deren kleine Gemeinschaft, begünstigt durch eine für Handel und Schifffahrt glückliche Lage, nach und nach zu einem Städtlein erwuchs, das sich dann auch hinter Wall und Graben verschanzte. Denn nur hinter solcher Brustwehr konnte sich damals der Bürger der Früchte seines Fleißes erfreuen. Sobald er seine Mauern verließ, war er recht- und machtlos.

Die Alemannen liebten es, die Niederlassungen der Römer zu zerstören, aber auf deren Fundamente und Substructionen zu bauen. Das Geschlecht der Grafen von Buchhorn, welche dies auf der bezeichneten Landspitze gethan hatten, erlosch im elften Jahrhundert, um einem Kloster des Benedictiner-Ordens zu weichen. Dies Kloster machte sogar den Namen

Buchhorn verschwinden. Es nannte sich Hofen und stellte sich unter die mächtigen Weingarter Aebte.

Auch die Stadt emancipirte sich von der alten reichs- und gaugräflichen Tradition. Das Erlöschen des mächtigen Grafengeschlechtes, „die kaiserlose, die schreckliche Zeit" des Interregnums, verwies sie ausschließlich auf die Selbsthülfe. So schied sie aus jedem Territorialverbande aus und wurde eine eximirte freie Reichsstadt, welche, weil sie selbst zu klein und zu schwach war, ihren Schutz in dem Verband der „fünf Städte um den See" suchen mußte. Allein vom siebzehnten Jahrhundert an war die Zeit den kleinen örtlichen Verbänden und den Städtebündnissen nicht mehr günstig. Im Jahre 1632 wurde die Stadt von den Schweden genommen und dann 1634 von den „Kaiserlichen" unter dem Obersten Vizthum (Vice-Dominus) belagert. Nach der Schlacht von Nördlingen zogen die Schweden ab, um dem kaiserlichen General Gallas Platz zu machen, welcher die Festungswerke, so die Schweden errichtet, wieder zerstörte. Im Jahre 1643 wurde die Stadt von den Weimar'schen und 1643 von Wiederhold, der auf dem Hohentwiel saß, genommen und gründlich geplündert. Dazwischen ist sie auch mehrmals von großen Bränden heimgesucht worden, bis daß sie endlich, von Unglück und Schuld, vom Verhängniß und von den Schulden niedergebeugt, existenzunfähig wurde.

So kam es denn, daß, nachdem das Grafenhaus dem definitiven Untergang, dagegen die Stadt und das Kloster der Agonie verfallen, schließlich zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts Alles, was sich früher differencirt hatte, wieder mit einander vereinigte, freilich nicht unter dem frühern gemeinsamen alten Namen Buchhorn, sondern unter der modernen Firma Friedrichshafen. Das junge Königreich Württemberg, welches unter seinem Scepter Alles vereinigte, so ehedem Buchhorn geheißen, hatte die besten Absichten für dies neu erworbene Stückchen Land, aber mir scheint, es griff die Sache nicht richtig an und überschätzte seine Kräfte. Statt die Hindernisse und Hemmungen des Verkehrs zu beseitigen und den von den Fesseln befreiten Kräften der bürgerlichen und wirthschaftlichen Gesellschaft „Raum zu geben für ihren Flügelschlag", glaubte man durch Staatshülfe und Reglementirung Alles machen zu können.

Als man 1811 Buchhorn die Stadt und Hofen das Kloster, nunmehr Schloß, zu einer Gemeinde consolidirte und Friedrichshafen nannte, entdeckte man, daß zwischen beiden ein großes Stück fehlte. Der „souveraine" König — selbst die kleinsten Rheinbundfürsten nannten sich mit Vorliebe „souverain", womit sie ausdrücken wollten, daß sie nunmehr des Kaisers und Reichs ledig seien, wobei sie natürlich unterließen, hervorzuheben, wie leicht das angebliche Reichsjoch gewesen und wie schwer das des Rheinbunds-Protectors Napoleon drückte — der König befahl, daß diese Lücke ausgefüllt werde, d. h. daß zwischen der Altstadt (Buchhorn) und dem Schlosse (Hofen) eine blühende Neustadt entstehe. Durch königliche

Verordnung vom 15. December 1811 wurden den Baulustigen die größten Vortheile geboten, Steuerfreiheit, Holzbezug und sonstige Privilegien und Immunitäten. Die Lockspeise wirkte; es fand sich eine Anzahl von Speculanten, welche auf der dem See entlang führenden schnurgeraden Baufluchtlinie, welche die Stadt mit dem Schlosse verbindet, Häuser erbauten. Aber sie waren von kleiner und schlechter Beschaffenheit. Sie wurden nicht um ihrer selbst willen errichtet, sondern um die Bauprämien schlucken zu können; und es schien, als hätten sie, nachdem dieser Zweck erreicht war, alle Bedeutung verloren. Kein Mensch wollte diese häßlichen kleinen Häuser miethen oder gar kaufen. Es ging ihnen gerade so, wie jenen Cottages zwischen Cassel und Wilhelmshöhe (damals Weißenstein genannt), über welche sich Goethe in seinem Jahrmarkt von Plundersweiler lustig macht, indem er sie mit einer Reihe von Käfigen ohne Vögel vergleicht, man dürfe sich freilich darüber nicht wundern, da man die Vögel exportire (der Landgraf verkaufte seine Unterthanen an England für den Krieg in Amerika). Siehe meine Textes-Kritik und Interpretation dieser so lange unverstanden und unverständlich gebliebenen Stelle in meinen „Reisebildern" (Stuttgart, Auerbach 1875) S. 11—14.

Nicht allein die Häuser der Neustadt wollten nicht gedeihen, auch mit der Schifffahrt wollte es nicht vorwärts. Man hatte nun zwei Hafen, einen an der Stadt und einen am Schlosse. Beide wurden für „Freihafen" erklärt und ein eigener Hafendirector für dieselben ernannt. Aber trotzdem blieb der Verkehr aus. Soweit von Handel die Rede sein konnte, blieb er in den Händen des baierischen Lindau; dieses hatte einen ziemlich lebhaften Verkehr mit der Schweiz und Vorarlberg. Der Wassertransport beschränkte sich auf Segelschiffe. Die Zeit der Dampfschiffe und der Eisenbahnen war noch nicht gekommen. Die Straßen landeinwärts ließen Vieles zu wünschen übrig.

Die Entfaltung der Schifffahrt an dem württembergischen Ufer war durch allerlei Gewerbebeschränkungen, Privilegien und Verbietungsrechte behindert. Einige Orte hatten gar kein Schifffahrtsrecht. Andere hatten nur ein beschränktes. Langenargen und Kreßbronn durften keine kaufmännischen Waaren, und alle übrigen, mit alleiniger Ausnahme von Friedrichshafen, weder solche Waaren, noch auch Getreide und sonstige Feldfrüchte verladen und verfrachten. Der eine Ort durfte nur ein Schiff (richtiger Segelkahn), der andere nur zwei halten. Ebenso war an jedem Orte für die Schiffer eine geschlossene Ziffer festgesetzt. Wer da Schiffer werden wollte, der mußte warten, bis Einer der Alten starb, oder er mußte ihm für schweres Geld sein Zunftrecht abkaufen.

Die Landwirthschaft konnte nicht aufkommen vor allerlei Feudallasten. Die Domänenkammer und Andere bezogen die mannichfachsten grundherrlichen und lehnsrechtlichen Gefälle. Der Zehnte, der Nexus, der Leib-, Erb- und Schöpf-Lehn, die Vogt-Rechte, das Drittels-Recht, die Ritt-

Gelder, Forstdinkel, Forsthafer, Holzhafer, Hundskorn, Stockbatzen-Abgaben ꝛc. drückten die Bauern darnieder. Die Finanzkammer hob den großen, und der Pfarrer hob den kleinen Zehnten. Neben dem Getreide-Zehnten existirten auch Heu- und Wein-Zehnten. Wie sollte da die Landwirthschaft viel exportiren? Die Beseitigung oder Ablösung dieser Feudallasten vollzog sich sehr langsam. Viele Jahrzehnte waren dazu nöthig. Erst das Jahr Achtundvierzig vollendete das Werk der Befreiung des Bodens.

Zu diesen Beschränkungen und Belastungen der Gewerbe und der Landwirthschaft, des Handels und der Schifffahrt, kam dann noch eine verderbliche Handelspolitik, vermöge deren sich ein Land gegen das andere abschloß und eines dem andern den Verkehr auf dem See erschwerte. Jedes deutsche Territorium und jeder Schweizer Canton suchte den Unterthanen des andern möglichst viel Schaden zuzufügen; und der Andere verfuhr dann nach der barbarischen Regel: Haust Du meinen Juden, dann haue ich Deinen Juden. Indem er den letzteren hieb, hieb er zugleich auch den seinen, denn er erschwerte ihm den Bezug seiner Lebensbedürfnisse und vertheuerte ihm dieselben.

Dazu kam dann noch, um das Maß des Elends überlaufen zu machen, das Mißjahr von 1816 und das Hungerjahr von 1817.

Wie sollte da der Freihafen gedeihen?

VI.

Das Jahr 1824 brachte den ersten Anstoß zum Umschwung in Gestalt eines Dampfschiffes. Wilhelm I., der zweite König von Württemberg, war es, der zuerst auf den deutschen Binnengewässern die Dampfkraft in Anwendung brachte. Am 31. October 1823 übertrug er Herrn Church, damals Consul der Vereinigten Staaten in Genf, die Errichtung eines Dampfers, welcher bestimmt war, von Friedrichshafen aus den Bodensee zu befahren. Das Schiff hatte zwanzig Pferdekraft und kostete etwa 50,000 Gulden. Man begrüßte den Plan mit Enthusiasmus.

Da erhob sich die Schiffergilde von Friedrichshafen, die privilegirteste der Schifffahrtszünfte, wie wir oben gesehen. Sie bestand aus acht Familien, welche mit dem Privileg beliehen waren und es gemeinschaftlich ausübten. Sie protestirte gegen das Dampfschiff als einen frechen Störer geheiligter und wohlerworbener zünftiger Rechte. Man mußte sich mit ihnen, so gut oder schlecht es ging, abzufinden suchen. Endlich verstanden sich dieselben zu folgendem Vergleich: Jeder der acht Mann erhielt eine jährliche Leibrente von 450 Gulden, und der Fiscus übernahm sämmtliche Schiffe nebst Zubehör zu anständigen Preisen. So war denn der moderne Staat Württemberg an die Stelle der alten Schifferzunft von Buchhorn getreten. Allein der moderne Staat erbte

einen Theil der Untugenden der alten Zunft, nämlich den Hang zu Verbietungs- und sonstigen Vorrechten. Die Regierung erklärte sich nunmehr für ausschließlich berechtigt zum Betriebe der Schifffahrt von Friedrichshafen aus. Die übrigen Württemberger Schiffer durften keine Kaufmannsgüter mehr führen. Das Privileg erstreckte sich über beide Häfen, wurde aber in der Art getheilt, daß in dem Buchhorner Hafen, in dem Stadthafen, nur Kaufmannsgüter und Getreide, dagegen in dem Hofener Hafen, in dem Schloßhafen, nur sonstige land- und forstwirthschaftliche Gegenstände, insbesondere Rohproducte, wie Holz, Steine und dergl. ein- und ausgehen durften. Auswärtige Segelschiffe wurden, um die Concurrenz abzuwehren, empfindlich besteuert. Sie mußten folgende Abgaben unter dem Titel „Abfahrts-Geld" entrichten: Von jeder Person drei Kreuzer, von jedem Pack Getreide sechs Kreuzer und von jedem Centner Kaufmannsgüter zwei Kreuzer. Natürlich erhob jeder andere deutsche Staat und jeder Schweizer Canton, desgleichen das österreichische Vorarlberg auch solche Abgaben von der Schifffahrt, und wo sie noch nicht bestanden, da beeilte man sich, solche unter dem Titel „Repressalien gegen Friedrichshafen" neu einzuführen.

An die Stelle des Staats trat später formell zwar eine Actiengesellschaft, trotzdem aber blieb das Geschäft im Wesentlichen in den Händen des Staates.

Der neue Dampfer wurde dem König zu Ehren „Wilhelm" getauft. Am 11. November 1824 machte er seine Probefahrt und am 1. December wurde der regelmäßige Dienst zwischen Friedrichshafen und Rorschach eröffnet. Auf diese Strecke beschränkte das Schiff seine Fahrten. Den Transportbedürfnissen vermochte dieser beschränkte Dienst nicht zu genügen. Die erwarteten Früchte reiften nur theilweise. Friedrichshafen vermochte sich nicht, wie man erwartet hatte, zum „ersten Seeplatz" aufzuschwingen, und zwar um so weniger, als ringsum die Zollschranken fortbestanden und die übrige Schifffahrt in Friedrichshafen zu Gunsten des Dampfers theils gänzlich unterdrückt, theils schwer belastet und beschränkt ward.

Der Dampfer entsprach schon damals nicht den Anforderungen des Verkehrs und der Technik. Geschweige denn später. Ich habe ihn noch persönlich gekannt. Er war Gegenstand der Spottreden der aufgeweckten Bevölkerung der Seeufer. Man nannte ihn den „alten Wilhelm", zuweilen auch den „Seekrebs", weil er sich nicht eilte und manchmal rückwärts ging, wenn er vorwärts gehen sollte.

Trotz alledem kann man seine Verdienste und die des Königs, nach dem er genannt war, nicht hoch genug anschlagen. Es war der erste Anstoß, welcher nach allen Seiten hin wirkte.

Der damalige Freiherr von Cotta ließ sofort einen zweiten Dampfer construiren. Derselbe wurde nach dem König von Baiern „Max Joseph"

genannt und wurde von der baierischen Regierung mit großen Privilegien für Lindau ausgestattet. Allein er hatte noch weniger Glück, als der „alte Wilhelm". Das Schiff war technisch mißlungen. Außerdem mehrten sich die polizeilichen, fiscalischen und handelspolitischen Schwierigkeiten der Viel- und Kleinstaaterei so sehr, daß das Unternehmen denselben erliegen und das Schiff öffentlich an den Meistbietenden auf den Abbruch versteigert werden mußte.

Diese beiden ersten Versuche waren wenig ermuthigend. Dennoch dauerte es nicht lange, bis die Schifffahrt und namentlich die Dampfschifffahrt auf dem Bodensee den Aufschwung nahm, dessen sie sich noch erfreut bis zu dem heutigen Tage. Sie erstarkte unter den Segnungen der einheitlichen wirthschaftlichen Freiheit, welche sich mächtiger erwies, als die Gebote zweier willenskräftigen deutschen Monarchen.

Im Jahre 1828 hoben Württemberg und Baiern die gegenseitige Grenzsperre auf. Dies war der erste Schritt zum deutschen Zollverein, welcher seinen Bewohnern die Wohlthaten eines einheitlichen und freien Wirthschaftsgebietes bis zu einem gewissen Grade gewährte. Die gewerbepolizeilichen, fiscalischen und zünftigen Beschränkungen wurden allmählich beseitigt. Die Landwirthschaft wurde von den feudalen Lasten befreit. In der Schweiz wie in Deutschland siegte eine liberale Handelspolitik. Mit der Eidgenossenschaft und mit Oesterreich wurden Handelsverträge geschlossen, welche beiden vertragschließenden Theilen gleich sehr zum Vortheil gereichten. Mit jedem Schritte vorwärts auf der Bahn der wirthschaftlichen Freiheit hob sich der Verkehr, die Schifffahrt, und namentlich die Dampfschifffahrt, auf dem „Schwäbischen Meere", das am Anfange des Jahrhunderts kaum von einigen elenden Schifferkähnen befahren war. Ich widerstehe nur ungerne der Versuchung, eine kurze Geschichte der Entwickelung dieser Schifffahrt zu schreiben. Diese Geschichte würde lehrreich sein, namentlich in heutigen Zeiten, wo in Deutschland die wirthschaftliche Reaction — oder sagen wir lieber die wirthschaftliche Confusion? — scheinbar wieder zu einer, freilich nur vorübergehenden, epidemischen Herrschaft gelangt ist. Aber eine solche Darstellung würde diese Skizze, dieses bescheidene Fahrzeug, mit allzuschwerem Stoffe zu sehr belasten.

Ich beschränke mich daher darauf, hier kurz zusammenzustellen:

Das erste Dampfschiff ging 1824. Im Jahre 1853 gingen etwa dreizehn; im Jahre 1868 waren es zwei und zwanzig; heute, im Jahre 1878, sind es neun und zwanzig. Im Jahre 1824 war es nur Württemberg, welches einen Dampfer vom Stapel ließ. Jetzt wird der See auch von baierischen, badischen und schweizer Dampfern befahren. Der neueste württembergische Dampfer zeichnet sich durch technische Vollendung und Eleganz aus; er wird zur Erinnerung an einen ruhmreichen württembergischen Dynasten „Christoph" geheißen.

Nur Bregenz (Oesterreich) hat keine Dampfer, dagegen hat es Eisen-

bahn-Verbindung mit Lindau, mit Vorarlberg (über Feldkirch nach Bludenz) und mit der Schweiz und Graubündten; die Dampfer der anderen Länder wetteifern mit einander, die Verkehrsbedürfnisse von Bregenz zu befriedigen.

Das unter dem Namen „Friedrichshafen" consolidirte Ufer bietet heute einen heiteren und wohlthuenden Anblick. Das alte Buchhorn hat nun auf der Seeseite einen geräumigen Hafen und auf der Landseite einen stattlichen Bahnhof. In der Richtung, in welcher früher die Militärstraße der Römer verlief, zieht sich jetzt die Eisenbahn nach der Donau. Ich will hier im Vorübergehen bemerken, daß, wie in neuerer Zeit unzweifelhaft festgestellt worden ist, die Donau durch einen unterirdischen Abfluß mit dem Bodensee in Verbindung steht und sonach dem Rhein einen schwesterlich grüßenden Beitrag liefert.

Die alte freie Reichsstadt Buchhorn hat sich heute nach der Landseite möglichst vollständig modernisirt. Hübsche Häuser und Gärten lassen hier Wall und Graben vergessen. Dagegen nach der Seeseite erkennt man noch deutlich die Befestigungsmauern, welche senkrecht auf den See stießen und sich in demselben abspiegeln. Die Häuser sind auf die letzteren aufgesetzt, so daß diese mächtigen Mauern das untere Stockwerk der Wohnungen bilden. Ursprünglich kehrten die Häuser dem See den Rücken zu. Seitdem aber der See so freundlich und verkehrreich geworden, hat dies selbst die ältesten Häuser derart gerührt und ergriffen, daß sie versuchen, ihre Stellung zu ändern und dem See das Gesicht zuzuwenden. Man hat Thüren und Fenster in die dicke Umwallungsmauer gebrochen. Von der Thüre führt zuweilen ein hölzernes Gerüst mit einer kleinen Treppe in den See, sei es, um dort waschen, sei es, um mit dem Kahn anlegen zu können. Hin und wieder ist die Mauer gänzlich durchbrochen und es wagt sich ein Blumengärtchen hervor, oder eine Plattform gestattet die früher verschlossene Aussicht. Die alten Mauern sehen noch grau und mürrisch darein. Sie können den Ruhm der alten Zeit nicht vergessen. Anderer Meinung sind die auf ihnen sitzenden hell angestrichenen Wände und die blumengeschmückten Wohnungen des jetzt lebenden Geschlechtes der Menschen. Sie haben sich mit der Gegenwart versöhnt und geben der Freiheit, dem Frieden und der Ruhe den Vorzug vor dem Ruhm. Oder richtiger gesagt: Sie prätendiren nicht einen besonderen Kriegsruhm für Buchhorn, sondern begnügen sich mit ihrem Antheil an dem gemeinsamen Ruhme von Alldeutschland.

Ueber dem alten Städtchen hebt sich ein kräftiger, dicker Thurm empor mit einem hohen Sattel- oder Reitdach. Das Dach ist mit bunten Schindeln gedeckt, von zwei gezackten Giebeln eingefaßt und mit einer hohen gothischen Spitze gekrönt. Dies ist der Thurm der Nicolauskirche und das Wahrzeichen von Buchhorn. Die Strecke zwischen der alten Stadt und dem Schlosse, der vormaligen Probstei Hofen, hat sich im Laufe des

letzten halben Jahrhunderts zu ihrem Vortheile verändert. Sie zeigt zwar hin und wieder noch jene elenden Häuslein, welche, durch die Prämienspeise gelockt, gleich Pilzen aus der Erde schossen und dann keine Liebhaber fanden. Aber an vielen Stellen haben sie schöneren und besseren Gebäuden Platz gemacht und an dem See sind schattige Gärten entstanden. Die ganze Umgebung ist heute reich an lauschigen Plätzchen, an Parks, Garten- und Waldanlagen, welche jetzt einen willkommenen Ersatz bieten für die am Anfange des Jahrhunderts ausgerotteten Wälder. Auch das Schloß Hofen, das ehemalige Kloster, hat einen schönen Garten. Von seinem Pavillon aus hat man eine umfassende Aussicht über den See und die Alpen. Von den letzteren präsentirt sich am stattlichsten der Säntis und der Glärnisch. Die Schönheit der Natur, die gute Luft, die Bäder im See und in einem wohl eingerichteten römisch-türkischen Bade ziehen viel „Sommerfrischlinge" und sonstige Gäste an.

Der König und die Königin von Württemberg halten jeden Sommer ihre Villeggiatur in dem Schloß Hofen. König Karl war am 25. Juni 1878 von Stuttgart aus eingetroffen. Am 26. kam ich mit dem Dampfer von Ueberlingen und Meersburg gefahren. Gleichzeitig mit dem meinigen strebten 4 oder 5 andere Dampfer dem Hafen von Buchhorn zu. Angesichts des Schlosses begannen alle Dampfer zu schießen und zu flaggen. Es war ein hübscher Anblick diese kleine Dampferflottille, reich geschmückt und weiß gekräuselte Pulverdampfwolken entsendend, auf dem lachenden See, Angesichts des ebenfalls beflaggten Schlosses und Hafens und der ernsten halbverschleierten Bergriesen der Alpen.

Die Flaggenordnung war auf jedem Dampfer dieselbe: Vorn und hinten die schwarz-rothe württembergische Flagge, in der Mitte an der Spitze des Mastes der schwarz-rothe Wimpel. An den vier Ecken der Radkasten vier hohe Stangen mit den Flaggen der vier Territorien, die an dem See liegen. Die Schweiz: Rothes Feld mit dem weißen Kreuz. Baden: Roth und Gold. Baiern: Hellblau und weiß. Oesterreich endlich: Schwarz-gelb.

Bekanntlich ist aber Schwarz-gelb schon seit langer Zeit abgelöst von „Roth-weiß-grün", der jetzigen Flagge der österreichisch-ungarischen Monarchie. Hier jedoch herrscht noch das Schwarz-gelb, vielleicht um an jene Zeit zu erinnern, in welcher König Wilhelm von Württemberg dem Kaiser Franz Joseph in Bregenz vasallische Heeresfolge gegen Preußen gelobte.

Die deutsche Flagge — Schwarz-weiß-roth — fand sich auf keinem einzigen dieser Schiffe. Wir aber, die Passagiere des Schiffes, zusammengewürfelt aus allerlei deutschen Ländern und Gauen, brachten gemeinsam ein Hoch aus auf unseren Kaiser und tranken auf dessen baldige volle Genesung.

Eine Glocknerfahrt.

Novelle

von

Karl Erbm. Edler.

— Wien. —

Ein Duft hebt sich zuweilen leise und flüchtig, kaum herangeweht — schon verweht, und er zaubert ein Meer von Erinnerungen herauf, längst vergessene Tage, Welle an Welle. Dem Einen mag er aus der Rosenknospe sich heben oder aus dem Athem des Waldes, Jenem von dem offenen Heerde einer Gebirgshütte oder aus dem Becher edlen Weines, und so Jedem ein anderer Hauch — und doch Jedem wie der sanfte und gewaltige Lebenshauch des Frühlings, der eine ganze todte Welt auferweckt. Verblichene Bilder leuchten davon auf in alter Farbengluth, Augen, die längst müde zugefallen, blicken wieder, lange verstummte Lippen heben an zu sprechen, und verschollene liebe Menschen wandeln uns zur Seite; wir sehen, wir hören sie, und ihre Hand legt sich wie einst linde stillend auf unser Haupt: sie leben wieder.

So ergeht es mir, wenn in der beschaulichen Ruhe nach einem Diner zufällig das Aroma eines syrischen Tabakes in blauen Wölkchen zu mir heranflattert. Es ist dann, als wäre mein alter Freund Radenburg nur irgendwo in einer Ecke stille gesessen und richtete sich nun plötzlich vor mir auf, der schlanke dreißigjährige Mann mit dem tiefgebräunten Gesicht und mit dem ruhigen Wohlwollen eines bejahrteren Mannes in Miene und Haltung. Und auch ein Stück seines Lebens legen die Rauchwölkchen vor mich hin, indem sie sich sachte aufrollen wie ein Pergament, darin ein altes Geschehenes verzeichnet steht.

Wie er damals so einfach und anspruchslos seinen Erdenweg dahinzog, mochte er wol dem Vorübergehenden durch keine Besonderheit auffallen, zumal er selbst Scheu hegte sich vorzudrängen. Er trug weder nach einem Ministersauteuil noch Akademiesitz eine verzehrende Sehnsucht

im Herzen; ja, es quälte ihn nicht einmal das Verlangen, seine Wohlhabenheit irgendwie zu vermehren. Seine Gelehrsamkeit als Naturforscher war in Fachkreisen anerkannt und häufig zu Rathe gezogen; aber er fühlte keinen Drang, in Wort oder Schrift öffentlich als Lehrer zu wirken, und hatte eine Lehrkanzel an der Hochschule verlassen, um sich einer Expedition nach Afrika anzuschließen. Nach seiner Heimkehr hatte er dieselbe nicht mehr bestiegen, sondern trieb seine Studien zu eigener stiller Freude und selbstloser Unterstützung Jedermanns, der sich Raths bei ihm erholte, und lebte im Uebrigen ein edles, ruhiges Vernunftleben voll Theilnahme an allem Guten und Schönen. In der Welt galt er als angenehmer, geistvoller Gesellschafter, aber Niemand ließ es sich beifallen, ihm irgend ein Heirathsproject anzusinnen, obzwar er nach Charakter, Alter, Aeußerem und sonstigen Verhältnissen ganz der Mann dazu gewesen wäre, eine Frau glücklich zu machen. Jede scharfsichtige Mutter heirathsreifer Töchter mußte ihn entmuthigt aufgeben, wenn sie sein völlig leidenschaftsloses Wesen und die unabänderlich ruhige Freundlichkeit sah, womit er Frauen und Mädchen begegnete. Es durchdrang im Umgange mit ihnen sein ganzes Thun und Lassen eine gleichmäßige Temperatur, die ihm wohl anstand und dem Fremden bei flüchtiger Begegnung normal erscheinen mochte, den Frauen aber entschieden kühl vorkam. Feinfühlig merkten sie sofort, daß dies freundliche Glänzen nur Wintersonnenlicht, und das Strichlein am Thermometer, über welches hinauf er sich ebenso wenig je erwärmte, als er unter dasselbe je kühler ward, nicht sehr hoch über dem Eispunkte gezogen war. Sie zählten ihn, nach stillschweigendem Uebereinkommen, zu jenen nutzbaren Wesen, welche der Hausfrau mit ihrem Geiste über viele leere Stunden und mit ihrem Gemüthe über manche kummervollen Tage hinweghelfen, bei dem Whisttisch des Hausherrn als nie fehlender Vierter einspringen und die Kinder mit Bonbons und Märchen absüttern — bequeme Hausmöbel, die im Wohnzimmer zu Jedermanns Gebrauch stehen und sich sachte abnützen, ohne daß man sonderlich darauf achtet; erst wenn sie sich einmal zu Ende genützt, blicken Mann und Frau nachdenklich auf den leeren Platz, täglich und stündlich, und erst die Kinder — ... Und da er so wohlwollend und harmlos seinen Weg weiter ging, so kam es, daß er für den Fernerstehenden weder ein grelles Licht vor sich hintrug, noch einen tiefen Schatten hinter sich herschleifte.

Wenn man ihn aber näher kennen lernte und aufmerksamer zusah, ward es merkbar, daß er dies ganze Wesen nur wie seinen Salonrock für die Andern angethan hatte. Man fühlte, daß selbst jene kühle Temperatur, die er stetig zur Schau trug, nur durch eine künstliche Erwärmung erzeugt war, und daß es ihn mitunter Selbstüberwindung kostete, dieselbe zu unterhalten. Es kamen unbewachte Augenblicke, wo es dem aufmerksamen Blicke erkennbar wurde, wie er jene gleichmäßige Heiterkeit mannhaft sich selbst abkämpfte und in diesem stündlichen Ringen mit Wort und Miene viel

Kraft abnützte. Eine Ermüdung kam dann über ihn, die jede Faser schlaff zusammenfallen ließ in einer Resignation, die nicht nur keine Freude mehr erwartet, sondern überhaupt keiner mehr fähig ist. Jedoch selten nur ließ er solche Ermattung an sich herantreten und raffte sich aufjahrend sofort aus ihr mit dem alten Lächeln wieder empor. Man sah ihm den festen Willen an, den Gedanken selbst aus dem Wege zu gehen, denen Andere nicht bei ihm begegnen sollten. Auch trat in diesem Kampfe mit sich selbst nie etwas Gewaltthätiges hervor, kein listiges Betäuben des Gegners durch überlaute Fröhlichkeit und wilde Lust: es war ein ehrliches, stilles Ringen, ein furchtbares Umfassen Brust an Brust, Blick in Blick, Arm um Arm, daß es wie freundschaftliche Umarmung aussah, und nur ein scharf hinhorchender Lauscher das tiefe Aufathmen vernehmen mochte.

So kam es, daß in seinem ganzen Wesen dieselbe Höhe des Tones war, wie bei anderen ruhig angelegten Naturen, aber eine andere Klangfarbe, wie sie wol dem geübten Ohre hörbar wird, wenn eine höhere Saite gerissen ist, und der Geiger auf der tieferen seinen Part muthig weiter spielt. Mir fiel dies um so mehr auf, als ich den lebhaften offenen Frohsinn kannte, der ihn während seiner Studienjahre nie verlassen hatte, da uns vielfache Berührungspunkte in nähere Beziehung brachten. Dann hatten getrennte Geschicke uns wol eine Zeit lang entfremdet, bis ein zufälliges Zusammentreffen die Jugendfreundschaft neu festigte, und gemeinsames Interesse an vielen Dingen dieselbe immer inniger gestaltete.

Seine Schwester besaß nahe an einem der reizenden Sommernestchen in der Umgebung der Hauptstadt eine ansehnliche Villa. Sie sah es gerne, wenn man sie dort aufsuchte, und man that es gerne: die Frau war noch schön und ihre Tochter schon schön und beide liebenswerth. So war denn in der schwülsten Sommerszeit wieder einmal ein bunt gemischter Schwarm aus der Stadt dort eingefallen, darunter auch ich. Mein Besuch galt zunächst Radenburg, welcher sich bei der Schwester für den ganzen Sommer häuslich niedergelassen hatte.

Es war um die Speisestunde, die Hausdamen bei der Toilette und Radenburg noch nicht zurückgekehrt von seiner täglichen zoologisch-botanischen Excursion. Wir Gäste saßen und lagen im Garten unter den schattigen Bäumen umher; aller Antlitz war nach Norden gekehrt, wo der kühle Speisesalon sich gegen die Terrasse öffnete: in der zehrenden Landluft, die man den ganzen Vormittag hindurch gierig eingesogen hatte, geberdete sich der Magen sehr kummervoll. Das landschaftliche Bild steigerte überdies erheblich die Gesammtstimmung. In der glühend heißen Luft hing jedes Blättchen regungslos lechzend, die Blumen senkten verschmachtend die Köpfe und Raspe, der weiße Hauspudel, lag unter einer Staude mit weit hinausgestreckter Zunge, über die er schwer hinathmete. Es war ungeheuer langweilig; man schwieg und gähnte in der Runde, und wenn sich ein einsamer Ton hob, so war es ein vom Hunger erpreßter Seufzer, oder er

kam von Raspe herüber, der über die Fliege auf seiner Nase stöhnte und sich doch nicht zu der Willenskraft aufraffen konnte, nach ihr zu schnappen. Dann war es wieder stille und man hörte nur ein Zirpen vom Zaune her und ein unstetes Herumtrippeln auf dem Sandwege, beides eintönig, beides mit einer Art Rabbia, beides kurz, scharf und doch ununterbrochen, ein endloses Staccato ohne Pause, beides zum Verzweifeln. Das Zirpen war die Mittagsunterhaltung der Grillen, das Herumtrippeln aber die einer jungen blonden Frau, der Gräfin Achenberg. Sie pflegte sich derselben immer hinzugeben, wenn andere Leute Ruhe hielten, sowie sie auch gewohnt war, unwiderstehlich reizend zu plaudern, sobald die Uebrigen ihren eigenen Gedanken nachhängen wollten. Dafür lag sie jedesmal unbeweglich in einem Fauteuil zusammengeknäult, wenn ihre Umgebung am rührigsten war und hörte gewöhnlich einer allgemeinen lebhaften Conversation mit halbgeschlossenen Augen zu, ohne sich daran auch nur mit einer Silbe zu betheiligen. Ihr Arzt konnte darüber nicht in's Reine kommen, wie und warum sie noch fortlebte, nachdem er sie längst aufgegeben; er schüttelte jedesmal verständnißlos und zugleich unwillig den Kopf, wenn er die Frau betrachtete, wie sie eigentlich nur noch aus zwei großen blauen Augen bestand und alles Uebrige blos eine Art zartfeiner Filigraneinfassung dieser Augen war. Diese ohne alle Berechtigung weiter lebende Gräfin Achenberg war nach seiner Ansicht eine Blasphemie gegen die infallible Heiligkeit der Naturgesetze. Savonarola aber hätte von dieser Frau gesagt, daß bei ihr die Schatten des Fleisches nicht mehr über das Durchleuchten des Geistes ausgebreitet seien. Denn sie glich in der Ruhe einer jener rührenden Heiligengestalten, wie sie unter den gothischen Baldachinen des Mittelalters sinnend vor sich hinblicken. Aber wenn sie emporschnellte und die Ruhe der fast harten Contouren sich auf einmal in vibrirende Bewegung auflöste, da schuf dies ununterbrochene Dahinfließen zahlloser kleiner Wellen Linien von seltsamer Weichheit, und die rührende gothische Heilige ward plötzlich ein berückendes Weib voll wunderbarer Anmuth und Elasticität. Man sah dann das zuckende moderne Nervengespinnst, daraus dies mittelalterliche Himmelsbild gewebt war. Diese vibrirenden Nerven schienen es auch gewesen zu sein, welche die Schatten des Fleisches ganz aufgezehrt hatten, und die jetzt allein den vergeistigten zartschlanken Frauenleib aufrecht erhielten. Was aber diese Nerven selbst aufrecht erhielt und ihnen die stählerne Ausdauer und Spannkraft gab, blieb doch dem Arzte ein Räthsel und Aergerniß. Es war in dem Wesen dieser Frau auch eine Klangfarbe, welche aus der anderer Menschen eigenartig hervortönte; nur klang es hier immer, als würde eine weiche Violapartie auf einer Violine gespielt, die neu besaitet worden ist.

Die Gräfin hielt plötzlich mitten in ihrer unsteten Wanderung an und ließ ihren Blick langsam über unseren Kreis schweifen. Der Blick

kam wie ein verfrühter Violintriller in eine Generalpause. Ein Zucken fuhr durch die hungerschlaffe Versammlung — ein Bär, der noch verständig brummen oder gar tanzen soll, wenn ihn eben die Mahlzeit erwartet! Aber es nützte Nichts, man mußte bei der Musik dieser großen Augen immer tanzen, wie sie es gerade wollten: es fuhr Einem durch alle Glieder. Es handelte sich nur darum, wer sich zu dem ersten Worte als Opfer hinschlachten wollte; denn ein solches erste Wort, das gewaltsam dem allgemeinen Schweigen abgerungen wird, ist, nach geheiligtem Herkommen, zumeist eine haarsträubende Dummheit.

„Warum uns nur Radenburg immer so plötzlich und ohne alle Ursache verläßt?" — platzte endlich ein gelblicher, magerer Mann hervor. Er mußte offenbar hinter jenem Verschwinden Radenburgs den tragischen Stoff gewittert haben, auf den er seit Jahren Jagd machte. Denn außer der Marotte, als dramatischer Dichter gelten zu wollen, war er sehr unschädlich und sah nur etwas vorsündfluthlich aus, wenn er wie jetzt die langen Haare in's Gesicht herniederhängen ließ und den an beiden Enden gespitzten Bleistift in den Mund nahm. Uebrigens — das Motiv war da, und daraus spann sich sofort eine unendliche Melodie.

„Ja, warum?" — stöhnte ein behäbiger Millionär, der sich bei jedem Wetter von seinem Diener einen Regenschirm nachtragen und andere Leute für sich denken und antworten ließ.

„Er macht Gedichte!" — lispelte seine Tochter und warf die Lockenranken aus dem Knospengesichte, das erst vor Kurzem aus dem Treibhause eines Pensionats an die freie Luft gestellt worden war.

„Schwager Konrad geht irgend einem naturwissenschaftlichen Problem in der Insektenwelt nach" — sagte der Hausherr. — „In seinem Zimmer züchtet er ja förmlich mit väterlicher Liebe auf eigenen Pflanzen dergleichen Gethier und ist oft stundenlang in dessen Betrachtung vertieft."

„Dagegen spricht der tragische Zug seines Gesichtes" — warf der gelbliche Dramatiker ein. — „Er hat nicht die kalte Forschermiene, wenn er sich verliert, sondern das Antlitz Sauls, der seine Schwermuth in die Einsamkeit trägt."

„Quelle ingénieuse invention! Man liebt ein Schläfchen bei hellichtem Tage und hüllt sich in geheimnißschweres Schweigen oder unmögliche Prätexte, um sich interessant zu machen" — kam es aus dem allerliebsten Schnurrbärtchen der Baronin Boden hervorgesprudelt, einer ebenso reizenden als koketten Dame, die stets einen Troß von ergebenen Sklaven um sich hatte.

„Er leidet an Migräne" — schnarrte eine alte Gesellschaftsdame mit himmelblauen Augengläsern und einer schwefelgelben Stickerei.

Und so ging es fort, und dann von Neuem im Kreise herum mit immer abenteuerlicheren Hypothesen: es war nachgerade eine Art Gesellschaftsspiel geworden. Nur die Alte bestand hartnäckig auf der Migräne.

Gräfin Achenberg hatte unbeweglich zugehört und kein Wort gesagt. Plötzlich wandte sie sich mit einem Rucke zu mir: „Und Sie, der Sie sein Freund sind?"

Die Blicke der großen Augen bohrten fühlbar an zwei Stellen in meine Stirne hinein.

„Ich weiß es nicht" — antwortete ich. „Seitdem ich ihn gestern sogar Sie, meine Damen, habe verlassen sehen, weiß ich blos das Eine unzweifelhaft, daß er unheilbar, und keine Macht der Welt im Stande ist, ihn von seiner Schrulle abzubringen."

Gräfin Achenberg setzte, ohne ein Wort zu erwidern, ihr früheres Herumtrippeln fort. Ueber die Gesichter der übrigen Damen aber lief bei meinen letzten Worten ein seltsames Lichtspiel, erst ein Zug düsterer Entschlossenheit wie vorüberhuschende Wolkenschatten, dann gleich hervorbrechenden Sonnenstrahlen ein siegessicheres Lächeln. Dieses Lächeln erblich sofort in einer sanfteren Nuance, da eben zu dem lange ersehnten Diner gerufen wurde.

Radenburg, der inzwischen heimgekommen war, saß bei Tisch neben einem sehr wissensdurstigen Fräulein von vierzig Jahren und der Millionenknospe. Beide behandelten ihn wie eine Lieblingspuppe. Die Erstere bohrte sehr viel trockene Sägespäne aus ihm hervor und forschte mit Inquisitorsblicken, was für ein erzählenswerthes Geheimniß dahinter stecke; die Andere bekleidete die vermeintliche Dichterpuppe mit aller Herrlichkeit ihrer jugendfrischen Phantasie. Radenburg ließ sich anbohren und kostümiren ganz nach der kalthöflichen Art rechtschaffener Puppen, welche Hände und Füße bewegen, Augen verdrehen und sprechen können, wenn man sie irgendwo drückt. Erst beim Dessert versuchte er sich in einigen unruhigen automatischen Bewegungen, und kaum war man vom Tische aufgestanden, als er unter allerlei kunstvollen Umwegen seinen Rückzug anzutreten begann. Jedoch die vierzigjährige Stiftsdame legte unversehens ihren Arm in den seinen: „Ich möchte Sie um einen Rath angehen, Herr von Radenburg!"

„Um einen Rath? Bitte, verfügen Sie über mich — sogleich?" — Er sah dabei sehr unglücklich aus.

Aber sie verfügte über ihn und führte ihn ungerührt auf die Terrasse und von da hinab in die schattige Allee. Als Radenburg bald darnach auffallender Weise in dem Baumgange allein auftauchte, hob sich ein allgemeines Lächeln in dem Damenkreise mit verständnißvollem Zublinzeln, dann aber lächelte jede für sich selbstbewußt weiter.

Radenburg schlenderte an der Terrasse vorüber gegen das Hausthor zu und betrachtete mit möglichst harmloser Miene seine Fußspitzen. So fesselnd ihm dieses Studium auch erscheinen mochte, er mußte es doch abbrechen; denn da lag plötzlich eine Hand auf seinem Arme. Die Hand war sehr schön und blendend weiß, besonders in diesem Augenblicke, da

sie sich so herrlich von dem dunklen Tuche seines Aermels abhob. Sie gehörte der Baronin Boden, und auch die andere Hand war ihr Eigenthum, welche gegen die Sonne ausgespreizt war, als ergötze sie unwiderstehlich das Lichtspiel ihres Ringdiamanten. „Radenburg, ein Wörtchen im Vertrauen!" — flüsterte sie zutraulich. Die halbgeöffneten Lider thaten sich dabei ganz auf, und die Augen schillerten darunter seltsam hervor — zwei Edelsteine der Gattung oeil de chat. Dieser fascinirende Blick und die weißen Zähne, welche plötzlich unter dem feinen dunklen Flaum der Oberlippe hervorblitzten, mahnten an eines jener furchtbar schönen Raubthiere, deren sammtweiches Schreiten — Ueberfall, deren leuchtendes Blicken — Betäuben, deren Grazie — Blutgier ist. Der weißen Hand, mit welcher sie ihn festgehalten, folgte ein weißer Arm; sachte, in kaum merkbarer Bewegung wand er sich um den seinen und lag nun in weicher Rundung stille leuchtend da. Er war sehr schön, der Arm, und es war etwas Schlangenhaftes in dieser Umstrickung — man konnte sich bei dieser Frau vor Raubthiermotiven nicht retten. Jetzt warf sie einen langen Blick über die Versammlung oben auf der Terrasse; darauf entführte sie Radenburg in die Baumschatten und hob beim Gehen achtsam ihre Robe; die ganze Aufmerksamkeit ihres gesenkten Blickes war sichtlich von ihren reizenden Stiefelchen gefesselt. Die Frauen auf der Terrasse waren anzusehen wie der Opernchor, wenn er dem schlachtbereiten Helden nachblickt. Es war eine gewaltige Vorkämpferin für Frauenmacht, die dort hinauszog, und eine unbesiegbare dabei, wie man sagte. — Jedoch plötzlich saßen alle Damen wie versteint: der, den sie hatten opfern wollen, er stieg aus dem Baumdunkel an das Sonnenlicht. Alles war todtenstille, und Radenburg nahte langsam wie Banquos Geist. In diesem feierlichen Augenblicke stand die alte Dame auf, legte die schwefelgelbe Stickerei bei Seite und ging Radenburg entgegen. Sie griff in ihren Ridicule und drückte ihm ein Fläschchen in die Hand. Es lag etwas Feierliches in dem Tone, mit dem sie ihm dabei sagte: „Exquisite Migränetropfen, zehn auf Zucker!"

Auf der anderen Seite stand die jugendliche Millionärin, sagte gar Nichts, sondern war nur sehr roth und lieblich anzusehen, und steckte ihm eine Rosenknospe in das Knopfloch. Er verbeugte sich stumm nach beiden Seiten und ging im Sturmschritt davon. Die Alte und die Junge sahen einander an wie Hebbels erster und letzter Mensch:

Dem letzten begegnet der erste dann,
Den einst die Erde getragen;
Sie schauen sich stumm und ernsthaft an
Und haben sich nichts zu sagen. —

Dann tauchten beide im Schatten der Allee unter, und auch die anderen Damen verschwanden nach und nach von der Terrasse und verzogen sich gleich drohendem Gewölke schwer und langsam hinter den Bäumen. Nur

Gräfin Achenberg blieb zusammengekauert in ihrem Fauteuil, abseits von den rauchenden Herren, in einem Schmollwinkelchen der Terrasse, wohin sie sich gleich nach dem Diner geflüchtet. Sie hatte den Vorgängen schweigend mit den großen Augen zugesehen; jetzt hielt sie dieselben gesenkt und starrte unbeweglich vor sich in den Sand. Sie wollte in solchen Stunden nicht gestört sein — man wußte das. Ich stieg in den Garten hinab und schlenderte durch die Allee. Am Ausgange derselben in einer Laube saßen die Damen. Der Himmel war rein und sonnendurchstrahlt, und doch schwebte um diese Laube eine gewitterschwüle Atmosphäre, die aufgeregte Ahnung eines Platzregens unter Sommerroben und weißen Beinkleidern. Ich hatte das elende Gefühl, ohne Regenschirm zu sein, und machte mich schleunigst davon. Als ich an der Terrasse vorüberkam, debattirten die Herren bei Kaffee und Cigarre von der Börse — es war vor dem deutsch-französischen Kriege — das hängende Gewitter erschien mir hier ebenso drohend wie dort: ich rettete mich unter Dach. Es war eigentlich noch immer ungeheuer langweilig, und dies mochte mich wol veranlassen, daß ich, an Radenburgs Zimmerthüre vorübergehend, ohne weitere Ueberlegung anklopfte. Erst vernahm ich ein unwilliges Murren, darauf ein leises, feines Knirschen und endlich ein widerwilliges: Herein!

Dichter Tabakqualm füllte das Zimmer, darin ich erst mit einiger Mühe Radenburg herausfand. Er lag auf der Chaiselongue ausgestreckt, den Kaffee neben sich auf dem Tische und ein Ungethüm von Tschibuk im Munde. Er sah mich anfangs wie geistesabwesend und dann verwundert an; endlich sagte er nachdenklich: „Auch Du noch!"

Er hatte Recht, und es klang mir wie: Auch Du Brutus! Denn da lag in einer Ecke eine Rosenknospe, in der anderen sickerten die exquisiten Migränetropfen aus dem hingeschleuderten Flacon, und ich hatte das beschämende Bewußtsein, in die dritte zu gehören. Ohne ein Wort zu sagen, ging ich wieder. Als ich die Thüre öffnete, rief er mir nach: „Rauchst Du syrischen Tabak? Ich habe keinen anderen."

„Ja."

„So nimm Dir einen Tschibuk und bleibe."

Ich setzte mich in einen Lehnstuhl, und wir rauchten eine Weile schweigsam den feinen Latakia. Er hielt dabei die Augen unverwandt auf ein Etui gerichtet, das neben ihm auf dem Tische stand. Der kleine, seltsam geformte Schlüssel daran kam mir bekannt vor; ich erinnerte mich dann, daß ihn Radenburg immer an der Uhrkette trug, und es fiel mir ein, daß jenes feine Knirschen von vorhin, ehe ich eingetreten war, von dem Schließen des Etuis entstanden sein mochte. Die Latakiawolken ballten sich immer dichter. Ich konnte seine Züge nicht mehr unterscheiden, als er sein Schweigen unterbrach: „Bist Du schon einmal auf dem Großglockner gewesen?"

„Nein."

„So will ich Dich hinaufführen. Erschrick nicht — ich weiß, Du liebst die Alpennarrheiten nicht sonderlich. Es ist nur eine Bergfahrt in Gedanken. Ich mache sie jeden Tag mit meinem Tschibuk. Du kannst es denen da draußen sagen, wenn es sie wieder gelüsten sollte, mich mit ihren Siestavergnügungen abzuquälen. Der übrige Tag gehört ihnen, und ich bin froh darum, wenn ich für Andere etwas sein oder thun kann. Die eine Stunde aber sollen sie mir lassen, denn —"

Er schwieg eine Weile. „Für die Anderen ist das nicht" — fuhr er dann zögernd fort — „Dir will ich es wol sagen. Es war einmal ein stilles, schönes Mädchen und ein stiller, ernster Knabe. Beide wohnten draußen vor dem vielthürmigen, mittelalterlichen Häusergedränge, um welches die Ringmauer lange einengend gedrückt hatte, wie ein unnachgiebig Gürtelband. Da war einmal das jungkräftige Leben über Mauer und Graben keck hinausgequollen, und jenseits derselben in Kurzem, wie von selbst, eine Gasse emporgewachsen, mit großen Vorgärten herzhaft in das Weideland greifend, in deren Hintergrunde die Häuser selbst sich heimlich bargen. Unmittelbar an den finsteren Mauerthurm lehnte sich eine Villa, ganz umwachsen mit üppigem Pflanzenwirrsal. Darin wohnte das Mädchen mit seiner Mutter, einer verwittweten Freiin aus altem, verarmtem Geschlechte, der Knabe aber gegenüber in dem hochbedachten, großen Hause. An den geschlossenen Fenstern der Villa drängen Vorhänge das Licht zurück, nur an der Balkonthüre sind sie matt auseinander geneigt, und ein feines Frauenprofil leuchtet hervor, da die Abendsonne über die Scheiben zuckt. Ohne den hellen Strahl möchte wol dies Antlitz unkenntlich zerrinnen: so blaß steht es vor dem Weiß des Vorhanges — mondhaft, erst von dem Sonnenlichte leisen Schimmer erborgend. Blicke und Locken der Frau fallen nieder auf ein Buch, und rings um sie spannt sich draußen der grüne Rahmen des Schlinggewächses, daraus hie und da eine mattfarbige Passionsblume schwermüthig herabnickt. Bei dem Pförtchen des Vorgartens kauert ein Mops; schmerzvoll glotzen seine Augen — sie sagen verständlich: die Welt ist ein Jammerthal! Seinen Hals umschlingt ein Sammetband, es stimmt in der Farbe zu den Passionsblumen der Pflanzenwand, zu den Ueberhängen der Fenster, und der ganze violette Mollaccord zu der Frau oben und zu dem Kinde unten im Vorgarten. An der Trauerweide lehnt ein steinerner Sessel mit wunderlichen Schnörkeln und darin sitzt das kleine Mädchen. Ein schwermüthiger Zug breitet sich schleierhaft über das feine Gesichtchen in dem goldigen Lockenrahmen. Das Kind sitzt so regungslos, das ganze Bild anzusehen, wie eine marmorne Göttin auf marmornem Throne, zum Schmucke des Gartens hereingestellt. Alles ist so zart und schön an ihr, aber der Knabe im Vorgarten drüben hat nicht ein einziges Mal herübergeschaut; er starrt immer nur nach dem Eckfenster über sich empor.

Dasselbe ist, wie alle übrigen, weit geöffnet, daß die freie Gottesluft nur so gleich in ganzen Strömen hineinfluthe, und daran sitzt eine Frau, voll, strahlend, warm blickend wie die liebe Sonne. Sie müht sich um ein gähnendes Hosenloch, daraus eine ganze lustige Geschichte abzulesen sein muß; denn sie lächelt recht herzlich und inniglich — wozu auch jetzt eine strafende Miene, der Knabe ist ja draußen! Du wirst noch manchmal Anlaß zum Lächeln finden, Du grundgütiges Mutterherz, vielleicht schon heute! Dein lieber Junge kauert neben einem Brettlein aufgespannter Schmetterlinge, in einer Flasche kriecht noch allerlei lebendig Ungeziefer zu Knäueln über einander, das zusammengeknüpfte Sacktuch krümmt sich in schlangenhafter Windung und wird gleich einen Spaziergang über den Rasen beginnen. Gleichwol hat der jugendliche Gelehrte ernste Bedenken, die sauer errungenen Schätze sammt seinem Hunger hinaufzuschleppen. Die Hand rührt sich nicht von seinem Rücken, als gelte es daselbst dräuenden Zerfall aufzuhalten.

Die kleine Trauerweidengöttin drüben aber langweilt sich indessen. Da sie mit ihren Locken und dem violetten Kleidchen nicht hinab darf zu den Wildfängen der Gasse, so mag sie wol schon manchen Tag sehnsüchtig hinübergeschaut haben auf den Buben, der gleichfalls nicht zu den Spielen lief, sondern im Vorgarten bei seinen Käferkästchen saß; freilich erschien er struppig und schmutzig von seinen Land- und Wasserfahrten nach Thieren, aber es war doch etwas Anderes als der Mops, der Papagei und die aus Haaren geflochtenen Freiherrnkronen unter Glas und Rahmen. Heute lag nun da auf einmal ein Thier bequemlich auf der Armlehne des Thronsessels ausgestreckt, darüber die kleine Göttin ein menschlich Hülferufen erschallen ließ. Das hätte indeß den Jungen drüben nicht gerührt, der für alle Schreie der Gasse wie taub war, aber sie hatte gerufen: „Eine Schlange!" — In drei Sätzen war er drüben, mit dem vierten hatte er den Mops umgestoßen, eine Hecke übersprungen und eine Hortensie geknickt. Und schon hielt er das Ungeheuer in der flachen Hand, wobei er ein umbändiges Gelächter losließ: „Wie Du aber dumm bist! Eine Schlange! Das ist ja eine ganz gemeine Nacktschnecke!"

Das Mädchen aber stand nur zitternd da und stammelte vorgebeugt nach seiner Hand starrend: „O Du schmutziger, schmutziger Bube!"

Aber es muß ihr zugleich unbewußt ein Gefühl der Bewunderung aufgestiegen sein, daß er das Ungethüm so ohne Weiteres in die Hand genommen; denn am nächsten Tage lockte sie ihn selbst herüber. Sie stellte sich dazu auf ihren Thronsessel, reckte sich auf den Fußspitzen in die Höhe und winkte mit dem Finger; jedoch die Trauerweide hing vor ihrem Kopfe nieder, und der Junge konnte nur ihr violettes Kleidchen sehen. Da sie seinen Namen nicht wußte, so rief sie hinüber: „Du schmutziger Bube, ein Thier ist da!" — Und er kam. Der Schmutz war

ihm gleichgültig, aber das Thier zog ihn an. Sie zeigte ihm, sich sachte auf den Fußspitzen nähernd, den grüngoldigen Käfer, welcher sich ruhsam in eine Rosenblüthe geklebt hatte. Er steckte das goldige Thierchen in eine Spiritusflasche, die er aus der Tasche zog und sagte dabei: „Ist übrigens gar nichts Besonderes, ein Rosenkäfer, ein ganz gemeines Insekt, vulgaris, verstanden?"

Während nun der gemeine Rosenkäfer seinen Todeskampf kämpfte, stand das Mädchen wieder bleich da und rief: „O Du garstiger, garstiger Bube!" Der Kannibale hat jedoch nur dazu gelacht und ist mit seinem Opfer hinübergelaufen. Er besaß nun schon zwei Namen, mit denen ihn die Trauerweidengöttin rufen konnte, und wer weiß, wie viele noch dazu gekommen wären; aber dann waren sie einmal in ein langes Gespräch und daraus in einen kurzen Streit gerathen, wobei sie ihn endlich mit den Worten niederschmetterte: „Meine Mutter macht Gedichte, dein Vater aber nur Häuser!"

Darauf kehrte er ihr den Rücken und ging langsam hinüber. Sie dagegen schlug mehreremal mit der rechten Faust in die linke Hand und nahm sich felsenfest vor, sich gar nicht mehr um ihn zu kümmern: es gab ja genug andere Knaben in der neuen Gasse. Sie wollte auch gleich ernstlich anfangen, ihn nicht zu beachten: so stellte sie sich denn zwischen die zwei Buxbaumpyramiden und blickte gewissenhaft in die Gasse, wo die Buben, insgesammt lauttönende Rufer, sich in Turnier und kriegerischem Würgen abmühten, während das heranwachsende Hausfrauengeschlecht bei stillerem Spiele mit Puppen und Töpfen sittsam waltete. Allem dem hatte sie eine Weile zugesehen, aber es machte ihr doch keine rechte Freude; und weil sie die Stimmen der Gasse forttönen hörte, so meinte sie, sie schaue noch immer zu — aber ihre Augen waren schon längst wieder auf den Knaben drüben gerichtet. Es that ihr nun doch leid, daß sie ihn so gekränkt hatte. Nachdem sie noch ein Weilchen nachgesonnen, ging sie, scheu um sich blickend, zu dem Gartenpförtchen; dort stockte sie noch einen Augenblick, dann lief sie mit einem Male durch die Gasse hinüber. Sie hielt dabei dem Jungen, daß er sie nicht wegtreibe, von Weitem ein Versöhnungsgeschenk entgegen, ein grünes Glasstück, dadurch es gar wunderschön zu schauen sei. Er jagte sie auch nicht fort, sondern ließ sie neben sich stehen und betrachtete durch des Glas Haus und Garten. Sie war noch ganz athemlos, hatte die Händchen auf dem Rücken zusammengelegt und sah ihm in's Gesicht. Als er dann auch sie durch das Glas anschaute, ließ sie die Hände schlaff herabsinken und bohrte mit dem Füßchen im Kiese herum. Er ließ dann das Glas mit unsäglicher Geringschätzung in seine Tasche gleiten. „Zu dumm!" — sagte er — „und Alles ganz falsch! Unser rothes Hausdach, Euer gräulicher Mops, Deine spitzige Nase, Alles ist grasgrün!" — Das war nicht zu verwinden. Und sie hatte es doch so gut gemeint! Weinend schlich

sie zu ihrem Thronsessel heim, und dann ist das Gras zwischen hier und drüben recht hoch gewachsen. Das Mädchen kann nicht mehr herüber, der Bube nicht hinüber.

Eines schönen Morgens aber stand der Knabe am Zaune und schaute durch das grüne Glasstückchen. Er sah sich Alles aufmerksam an, nur nicht die kleine Göttin drüben im Thronsessel; denn er fuhr immer hastig mit dem Glase an ihr vorüber, wenn sie bei den Rundblicken mit in das grüne Bild gerieth. Und sie saß ganz ruhig auf ihrem Throne und rührte sich nicht; er hatte das deutlich gesehen, denn sie war ihm bei dem eifrigen Herumblicken sehr oft in das Glas gesprungen. Am Nachmittage war er in die Gasse hinausgetreten, wieder mit dem grünen Glase, und hatte dadurch die Pflastersteine angestaunt, dann die Gitterstäbe des Villagartens, und endlich auch den Mops, der in dem Garten saß, einer eingehenden Studie unterzogen. Von dem grünen Mops vermochte er sich gar nicht zu trennen; aber er war ihm eigentlich doch zu weit entfernt, und er sah nicht, wie die einzelnen Härchen sich ausnehmen mochten. So ging er denn langsam durch die Gitterthüre, stellte sich dicht vor ihn hin und blickte nachdenklich durch das Glas auf ihn hinab. Der Mops machte große verwunderte Augen und blickte nachdenklich zu ihm hinauf. Da fühlte er auf einmal zwei warme Händchen um seinen Hals, und das Glas fiel auf die Erde, weil seine Hände um einen anderen Hals lagen.

Seit dem Tage hatten die beiden Kinder einander so lieb und lebten Eines in dem Anderen. Und wie es geworden war, so ist es auch geblieben. Der Knabe ging später der Studien wegen in die Hauptstadt, aber er mußte immer an das Mädchen zurückdenken. Wenn er zur Ferienzeit nach Hause kam, bei dem Posthause in der Stadt abstieg und die Gassen durcheilte, so bog er bei dem Stadtthore langsam ein und zögernd hinaus in die neue Gasse, weil ihm das Herz zum Zerspringen klopfte, und weil er an sie dachte. Die grün umwucherte Villa suchte sein erster Blick, sein zweiter das hochbedachte Haus gegenüber, wo er des Vaters weißes, der Mutter schwarzes Haupt dicht zusammengeneigt erspähte, und vier sehnsüchtige Augen, wie sie gegen das Stadtthor gerichtet frugen: Ob er schon kommt? Dann zuerst der weiße Pudel, mit den altersschwachen Gliedern Freudensprünge versuchend, und da auf einmal des Vaters mächtige Gestalt die Hausthüre füllend, die Mutter weit voraus im Vorgarten, und er in ihren Armen, an's treue Herz hinaufgezogen, oder, als manches Jahr verflossen, niedergebeugt zu ihm, an jeder Hand eine jubelnde Schwester, und drüben — sie in der geöffneten Gartenthüre, zwischen den beiden Buxbaumpyramiden. Die Hände hingen ihr an dem violetten Kleidchen hinab, und auch das Köpfchen neigte sich leise gegen die rechte Schulter. Es war nichts Weiches oder auch nur Behagliches in ihrer Stellung, sondern nur etwas, was tief zum Herzen

sprach. Eine unsäglich rührende Unbeholfenheit lag in der ganzen Gestalt, wie sie so scheu und steif da stand, dem Engel altdeutscher Bilder gleich, der fliegen oder dahinwandeln will, und doch stille steht und wartet. Die unbeweglichen Füßchen, die herabhängenden Arme, der gesenkte Kopf, und aus den ährenfarbenen Haaren die kornblumenblauen Augen, sie alle sagten, ein jedes zu sich selbst: Was fange ich nur mit mir an? So komm doch! — Und er riß sich los von den Seinen und kam. Sie stand noch immer stille und wartete. Dann lagen auf einmal die beiden Arme um seinen Hals, und die blauen Augen schauten so groß und ruhig in die seinen und sagten: Da bist Du ja!

Während jener schönen Studienjahre hast Du den Knaben genugsam selbst kennen gelernt, und weißt auch noch, wie er später angestrengt daran arbeitete, sich eine Lehrkanzel zu erringen. Ihr sprachet von meinem ungeduldigen Ehrgeize, und ich dachte nur an die treuherzigen Augen und ihre fragende Bitte: So komm doch! Und endlich brach der Tag an, wo ich kommen konnte, kommen, um sie nicht mehr zu lassen — das angestrebte Ziel war erreicht. Daheim wußten sie Nichts von meiner Ankunft, ich wollte sie überraschen. Der Zug ging erst gegen Mittag, aber ich war schon am Morgen reisefertig und frühstückte im Zimmer herumgehend — die Ungeduld ließ mich nicht ruhig sitzen. Der Briefträger trat ein und übergab mir ein Kreuzbandblatt. Ich warf es achtlos auf den Tisch. Was war mir an jenem Morgen Verlobung oder Tod, die man mir etwa darin bekannt gab! Als ich später eine Cigarre anzündete, fiel ein Funken auf das Kreuzband, was mich veranlaßte, dasselbe in die Hand zu nehmen. Eine Freiin in meiner Vaterstadt that darin der Welt zu wissen, daß sich ihre Tochter Marie mit einem Grafen verlobt habe, dessen Titel mehrere Zeilen durchliefen, worauf die Namen seiner Güter das übrige halbe Blatt ausfüllten. Ich kannte den Grafen sehr gut und war oft mit ihm zusammengetroffen. Er war ein beleibter, gutmüthiger Mann von vierzig Jahren, Wittwer, aber ohne Erben für seinen großen Fideikommißbesitz. Ich kannte auch seine Verlobte, ich erinnerte mich ihrer ja ganz deutlich: sie hatte kornblumenblaue Augen, und ihre Arme waren so weich und lind, wenn sie dieselben um meinen Hals geschlungen hielt, und sie trug violette Kleider — davon kam es wol, daß Alles rings um mich her auf einmal violett aussah, selbst das gedruckte Blatt. Und ich wunderte mich, daß auch meine Hand violett war, welche das Blatt hielt — das war mein letzter Gedanke. Als ich wieder zu denken begann, sagte man mir, ich sei lange krank und recht elend gewesen. Sie sprachen nicht wahr: ich war erst elend, als ich aufwachte. An einem milden Tage, da ich zum ersten Male am offenen Fenster saß, griff ich nach dem Kreuzbandblatte. Ich hatte nicht vergessen, was darauf verzeichnet stand, ich wußte es Wort für Wort; aber ich wollte es sehen, schwarz auf weiß sehen Wort für Wort. Da erblickte

ich auch Etwas, was mir damals entgangen war. Ein Bleistiftstrichlein zog sich unter dem Namen der Freiin hin, und an dessen Ende stand ein M hingeschrieben. Es ist eine seltsame Linie, und ich habe lange und viel über sie nachgesonnen: leise wie ein zartes Geheimniß, zitternd wie unter Herzbeben gezogen, plötzlich abgebrochen und tiefer wieder angefangen, wie unter thränenüberflutheten Augen, die nicht mehr klar sehen. Die Mutter hat es so gewollt — sagte der Strich — ich aber .... Es ist das Einzige, was ich von ihrer Hand besitze, dieses Bleistiftstrichlein, in das sie ihre Seele scheu hineingezeichnet.

Ich bin dann unstät herumgeirrt in aller Welt und habe mit meinem Leben gespielt wie mit einem unnützen Dinge — aber es war wie geseit. Ich habe meine Gedanken zwingen wollen, sich an dies oder jenes festzuklammern, und gewartet, ob etwa ein Theil meines Gemüthes irgendwo hängen bleibe, wie die Flocke an ragendem Gestein — es war vergebens. Immer und immer stand dasselbe Bild vor meinen Augen: eine weite Ebene, inmitten eine vielthürmige Stadt, in ihr ein grünumwachsenes Haus, darin ein bleiches Weib mit blutendem Herzen ein zitternd Strichlein zieht unter das, was einst gewesen für sie und für mich — was unter ihm noch werden und kommen sollte, galt nicht mehr mir. Doch genug davon — ich rede sonst nie über die alten Dinge, und das macht wol, daß ich dies eine Mal zu viel darüber rede. Ich wollte Dich auf den Großglockner führen.

Es war an einem Abend im Herbstbeginn, als ich bei einer Studienwanderung durch das Möllthal in Heiligenblut ankam, dem höchsten Gebirgsorte Kärnthens. Ich machte mich in dem Zimmerchen des netten kleinen Gasthauses heimisch und schlenderte dann der alten gothischen Kirche zu. Nachdem ich deren Flügelaltar und Sanctuarium genugsam betrachtet, trat ich aus der Thüre auf den alten Kirchhof. Der Abend war schon über das Dörfchen hereingesunken, und dunkle Schatten häuften sich in der Tiefe; sie schlichen an den Berghängen hinauf und bargen sich schwarz in den Falten des Felsenmantels, den das Gebirge eng um die Thalstufe gelegt hat. Ueber dem nächtlich umschatteten Grunde schwamm die klare schöne Himmelsferne, und aus ihr tauchte einsam ein rosenfarbenes Berghaupt und stieg mit sanftem Leuchten in den Aether. Es war die Eispyramide des Glockners im Alpenglühen.

„Er ist der einzige, der noch der scheidenden Sonne sehnsüchtig nachblickt, die anderen sind schon alle schlafen gegangen" — sagte leise eine Stimme vor mir.

Ich kannte diese Stimme, ich kannte auch das Weib, das dort auf der Erderhöhung saß und unverwandt nach dem leuchtenden Berge emporblickte, und den Mann, der an ihrer Seite stand. Ich schauerte in tiefster Seele zusammen, als ich sie jetzt leibhaftig neben einander sah, die schon einmal auf jenem gedruckten Blatte beisammen gewesen. Und

ich vermeinte es nicht ertragen zu können. So schlich ich mich denn leise davon, stieg in mein Zimmer und starrte in das Dunkel der Nacht hinaus. Es war mir auf einmal, als wäre dies Alles nicht möglich, und sie könnte nicht das Weib eines Anderen geworden sein. Aber man brachte mir das Fremdenbuch zugleich mit dem Lichte in mein Stübchen herauf und darin stand es mit ihrer eigenen Hand niedergeschrieben; es mußte wol so sein — es war dasselbe eckige M wie am Ende jenes Bleistiftstriches. Und wie ich zuvor geglaubt hatte, es nicht ansehen zu können, so faßte mich jetzt eine fieberhafte Ungeduld darnach.

Als ich in das hellerleuchtete Speisezimmerchen hinabkam, waren sie beide schon da. Der Graf erkannte mich sofort und kam mir lachend bis zur Thür entgegen, um mir die Hände zu schütteln. Und dort jenes bleiche Weib — die Hände hingen ihr an den Seiten hinab, das Haupt war etwas gegen die rechte Schulter gesenkt, und die großen blauen Augen auf mich gerichtet. Und sie stand still und wartete. Es war, wie es einst gewesen. Nur bleicher war sie, nur der ruhige stille Glanz war nicht mehr in den Augen. Als ich zu ihr hintrat, reichte sie mir die Hand. Sie war kalt wie Eis. Wir redeten dann wie Menschen, die einander Nichts zu sagen haben. Sie hatten vor, am nächsten Morgen die Pasterze zu besteigen, den großen Glocknergletscher. Er drang in mich, ich möge ihnen auf dieser Bergfahrt Gesellschaft leisten. „Ich bin etwas unbeholfen im Klettern" — sagte er und musterte lachend seine Gestalt, die in der Zeit, seit ich ihn nicht gesehen, noch behäbiger geworden war. „Machen Sie sich 'außer der Wissenschaft auch um meine Frau verdient! Ich habe bei dergleichen Partien immer mit mir selbst zu thun und bliebe eigentlich am liebsten in der Ebene — aber was wollen Sie: ce que femme veut . . ."

Sie ging indessen von Fenster zu Fenster und blickte hinaus; und es war draußen doch Nichts als die sternlose, mondlose schwarze Nacht. Dann schritt sie wieder auf und ab und war wie eine fiebernde Kranke, welche die innere Gluth unruhig von einem Orte zum anderen treibt. Das war mir fremd an ihr, aber nicht dem Grafen; denn er lachte und plauderte inzwischen und beachtete es so wenig, wie man eben des Gewohnten nicht zu beachten pflegt. Dann sagten wir uns gute Nacht. Aber es ist keine gute Nacht für mich geworden.

Als ich in der Morgendämmerung hinabkam, standen zwei Führer, mit Plaids und Proviant beladen, schon bereit vor dem Gasthause. Nach einer Weile trat sie rasch aus der Thüre und bestieg sofort das Reitpferd. Zögernd kam der Graf nachgeschlichen. Er und ich hatten schon am Abend vorher die angetragenen Pferde abgelehnt, ich aus Gewohnheit des Wanderns, er aus Rücksichten auf seine Taille, um sich — wie er sagte — um einige Centimeter schlanker zu machen.

Es war noch frühe am Morgen, und wir zogen schweigsam durch

die Stille des schlafenden Dörfchens. Rings umher lag ein dichter unbeweglicher Nebel. Ueber uns, vor uns, hinter uns — das weißliche Dunkel, darin die Reiterin bald verschwand, wie durch einen Zauber hinweggerafft, bald wieder schattenhaft hervortauchte, gleich einem Geiste, den die Erde plötzlich aus ihrem Innern entläßt. Mein Wandergefährte war nicht in dem gewohnten rosigen Humor; der Schlaf lag noch im Hintergrunde seiner Augen und steckte ihm in allen Gliedern. Das Gehen fiel ihm beschwerlich, der Nebel beengte ihn, und man sah es seinem aufrichtigen Gesichte deutlich an, wie er sich nach dem Bette zurücksehnte. Er war verdrossen, wortkarg und lachte fast gar nicht. Als die steinigen Hänge der Thalstufen anfingen, holten wir die Reiterin mit den Führern ein. Ich schritt jetzt neben dem Pferde hin, welches vorsichtig auf dem Gerölle einen Fuß vor den anderen setzte. Der Nebel war noch immer da, allein nicht mehr das unbewegliche, Alles gleichmäßig füllende Element, sondern zerrissen und ruhelos bewegt.

Die Gräfin sah dem wechselnden Nebelspiele zu und sagte dann: „Es ist, als stände im Hintergrunde ein Bildner und griffe mit unsichtbarer Hand in den weichflockigen Nebelstoff. In wilder Künstlerlaune knetet er die wunderlichsten Gestalten und schleudert sie unzufrieden wieder hin, um sie sofort umzuformen. Bemerken Sie dort jenen Riesen, links in der Höhe?"

„Wohl, er hat langwallende graue Haare . . ."

„Und eine hohe Mütze darauf gedrückt. Jetzt — sehen Sie — hebt er wuchtig den Arm. Er wirft einen ungeheuren Ball herüber. Wohin nur? — Auf den kleinen Wicht, hier rechts vor uns oben . . ."

„Der drei Arme hat . . ."

„Wahrhaftig, drei Arme — und mit einem derselben schleudert er einen anderen Ball hinüber. Nun duckt er sich schelmisch zusammen, sehen Sie nur, wie er immer kleiner wird — jetzt ist er verschwunden . . ." — und sie trieb ihr Pferd zu rascherem Gange an, um zu erforschen, was aus dem tückischen Gnomen geworden war.

Der feine Nebel wob einen durchsichtigen Schleier zwischen uns herab, durch welchen ich sie vor mir hinziehen sah. Und es war, als wäre sie gestorben, und ihr Geist schwebte dort in der Höhe durch meinen Traum. Ihre Haare waren weiß geworden, weiß flossen die Gewänder an ihr nieder, über ihr aber rollte sich ein grauweißes Leichentuch auf und sank immer tiefer, sie zu umhüllen. Ich fuhr empor und stürmte ihr nach: mich faßte auf einmal eine unsägliche Sehnsucht, sie reden zu hören, nur Einen Laut ihrer lieben Stimme zu vernehmen. Sie hatte das Pferd angehalten und wartete auf mich.

„Er hat sich" — rief sie mir entgegen — „in dem runden Thurme versteckt, den unser Nebelkünstler dort aufgebaut!"

„Unser Nebelkünstler" — antwortete ich noch athemlos — „ist

ein artiger Mann. Er muß einmal durch unsere Heimatsstadt gewandert sein und den Thurm unserer Ringmauern gesehen haben. Es ist wahrhaftig mein lieber alter Thurm!"

Sie schwieg und starrte unverwandt nach dem Nebelbilde hinüber. Ihr Antlitz war das einer schönen Todten. Jeder Zug war noch da und das ganze liebe Gesicht, wie es einst gewesen, aber etwas Regungsloses war darin festgehalten, von keinem sonnigen Lächeln hinwegzuthauen, von keiner warmen Thräne zu zerschmelzen — ein Reif, welcher in kalter Nacht die Frühlingsblüthe befallen hat.

„Mich fröstelt" — sagte sie dann. Ich nahm einen Plaid und legte ihn um ihre Schultern. „Wo ist Emil?" — fragte sie dabei.

Ich erzählte ihr, daß der Graf ausruhe und mir vorher seinen Führer nachgeschickt habe mit der Bitte, nicht auf ihn zu warten, sondern vorwärts zu gehen; er werde mit Muße nachkommen.

Sie schwieg wieder, und wir blickten beide nach dem Nebelthurme vor uns. Endlich sagte sie leise, als redete sie zu sich selbst: „Der alte Thurm in unserem Garten! Er steht nun wol auch nicht mehr."

„O, er steht noch muthig. Ich habe ihn selbst im verflossenen Jahre besucht."

„Der neue Besitzer" — erwiderte sie verwundert — „hatte doch vor, ihn sogleich niederreißen zu lassen, als er die Villa von meiner Mutter kaufte. Was hat denn Besitzer, Bauverständige und Stadtrath vermocht, von der Demolirung abzustehen?"

„Ich." —

„Sie haben . . . ?" —

„Er ist ja ein alter Freund von mir, und es hätte mir etwas gefehlt, wenn ich ihn nicht mehr auf Erden gewußt hätte. Und da ich das drohende Unheil von dem Alten anders nicht abwenden konnte, so habe ich Haus und Garten, die ehedem Ihrer Mutter gehörten, von dem zweiten Besitzer erworben. . ."

„Ich habe nicht gewußt, daß Sie sich auch so warm für Alterthümer interessiren" — unterbrach sie mich, und ein leises Beben war in ihren Worten und ein Versagen der Stimme in den letzten Lauten.

Ich hörte nur dies Zittern des Tones und nicht, daß sie ablenken wollte. „Es ist nicht das" — fuhr ich fort. „Der alte Thurm ist ja ein Denkstein meiner Jugend, oder ein Grabstein, da sie nun vergangen ist. Grabsteine reden nur Gutes und Liebes von den Todten: ich hätte ihn um Alles nicht missen wollen und habe ihn beim Wiedersehen mit jenem nachdenklichen Blicke betrachtet, mit welchem der Mensch den Erdwellen eines Friedhofes folgt oder in das große Grab hineinstarrt, darin er all das Alte zur Ruhe legt, in sein eigenes Herz. Von drüben, wo einst vier treue Augen nach mir ausgeschaut, blickten fremde Menschen auf ihre Kinder nieder, die unten auf dem Rasen lachend her-

sprangen, und vor dem Gartengitter der Villa saß ein kleines Mädchen und sang leise ihre Puppe in den Schlaf. Wie lange, da ziehen auch diese Kinder in die weite Welt, und treue Augen blicken ihnen nach bis zum Erlöschen, und fremde Augen starren sie an, wenn sie einst heimkehren — es ist der alte Lauf. Ernst und ungerührt ragte der Thurm: hundertmal hat er die Kinder groß werden sehen, und dieselben Kinderaugen blicken, in den folgenden Geschlechtern von Neuem jung geworden, immer wieder zu ihm in die Höhe. Darum starrt er auch so seltsam ruhig darüber: das ist für ihn nur noch wie Sonnenaufgang nach Abendroth, wie Frühling nach Winter, wie blaue Blumen nach weißem Schnee. Und ich mußte daran denken, daß auch wir beide einmal mit Kinderaugen nach ihm hinübergeblickt. . ."

Die Gräfin hatte erst mit aufgeregter Ungeduld meine Worte angehört und versucht, das Pferd zu rascherem Schritte anzueifern. Dann wich die abwehrende Haltung einer müden Ergebung, als ich in den Strom der alten Erinnerungen hinabgetaucht war und nun unaufhaltsam von ihm fortgerissen wurde; und da ich auch meinen üblichen Doppeltitel hervorholte, jenes: „Schmutziger Bube! Garstiger Bube!" der ersten Tage unserer Freundschaft, da lächelte sie plötzlich auf. Es war ihr erstes Lächeln, seit ich sie wiedergefunden, und als ich es aufleuchten sah, dachte ich, daß das Leben noch etwas werth sei.

Alle unsere großen Freuden und kleinen Leiden, die Worte alle, die Eines dem Anderen gesagt, traten heran, die ganze Idylle unserer Kindheit zog durch meine Seele und drängte sich über die Lippen. Sie hörte schweigsam zu und blickte vor sich hin in die wallenden Dünste, und als ich auch in die große Epoche des Zerwürfnisses gerieth, da sie ihrer Mutter Gedichte niederschmetternd meines Vaters Häusern entgegengestellt, hob sich leise ein silbernes Lachen in den Nebel.

Aber sie wußte das Alles ja noch so gut und Wort für Wort, wie ich selbst. Denn ich horchte noch wie trunken jenem hellen Tone nach, als sie fortlächelnd sagte: „Und dafür wieder das furchtbare Urtheil, das mir entgegengeschleudert worden ist: Unser rothes Hausdach, Euer gräulicher Mops, Deine spitzige Nase, Alles ist grasgrün!"

„Was es wol sein mochte" — sagte ich darauf — „das die beiden Kinder wieder zusammengeführt hat? Vielleicht Vogelsang und Blumenduft, die herüber- und hinüberschwebten, die lichtdurchwebte Luft, welche hin und wieder wehte, und die beiden Vorgärten, wie sie Zwiesprache hielten mit den tausend beweglichen Zungen der Baumblätter und mit den freundlich nickenden Blumen. Waren es diese zarten Fäden, die von dem einen Hause zum anderen hinüberspannen, sich enge verwebend, wie leise Mahnung für die Kinderherzen hier und drüben, es ihnen nachzuthun? Oder ist es noch etwas Anderes gewesen? Aber sie mußten wieder zusammenkommen, es war ihnen nicht anders gegeben. Denn als bei der

Versöhnung des Mädchens Arme sich so innig um den Hals des Knaben legten, und er sie dann plötzlich so ungestüm umschlang, da ... ich glaube die Kinder hatten damals bitterlich geweint, weil sie einander so unsäglich lieb hatten ..."

„Ich möchte ein wenig ausruhen" — sagte die Gräfin leise. Sie lächelte nicht mehr, sondern war bleich, sehr bleich, und wankte. Ich sprang hinzu, und als ich sie umfaßte und vom Pferde hob, übermannte mich mein Leid um sie und um mich. „Marie!" — rief ich aufschluchzend — „Marie!"

Da schnellte sie empor, entwand sich meinen Armen und hing schon über dem Abgrunde — hätte ich sie nicht gewaltsam zurückgerissen, wäre sie hinabgestürzt. So stand sie todtenbleich, die Augen flammten auf und sahen mich groß und unverwandt an, so fremd, als sähe sie mich zum ersten Male, daß die meinen sich senken mußten, und der Arm, mit dem ich sie zurückgezogen, sie losließ und wie gelähmt herabfiel. Ich taumelte vor jenem Blicke gegen die Felswand zurück. Sie sagte kein Wort. Langsam schritt sie weiter, und der Führer, welcher uns eingeholt hatte, führte das Pferd. Ich bin langsam hinter ihr gegangen und habe nicht nach rechts, nicht nach links geblickt. Ich habe nur gesehen, wie hie und da ein freundlicheres Licht ihre Gestalt überstrahlte, und dann wieder ein silberner Nebeldunst sie umspann. Sie aber hat sich nicht umgesehen und ist nicht einen Augenblick stille gestanden. Wie im Traume bin ich oben angelangt, wie ein Traum liegt Alles umschleiert vor meinen Augen, was dann folgte: der Gletscher mit der ragenden Doppelspitze des Glockners, die kleine Wallnerhütte, darin das Lachen des Grafen und seine Späße mit den beiden Führern und dem Hirten bei der Mahlzeit, der Orkan und Wolkenbruch, der plötzlich herankam und den Abstieg unmöglich machte. Ich weiß nur, daß ich plötzlich auffuhr mitten in Sturm und Regen auf einem Steine sitzend, um mich die finstere Nacht und finstere Gedanken, wie sie aus mir hinauszogen und in mich hinein. Als ich in die Wallnerhütte zurückkam, lag der Graf schon in festem Schlafe auf der Erde im Heu ausgestreckt. Der Hirt saß neben der Thüre, rauchte und lächelte mir zu; er mochte mich für einen verrückten Engländer halten. Es war eben zur Noth Platz für einen Dritten in dem Raume; ich warf mich neben den Grafen auf das Heulager, der Hirt neben mich. Nach einer Weile hörte ich ein ängstliches Rufen aus dem Nebenkämmerchen. Ich weckte den Grafen, der mich auslachte, aber doch hineinging. Nach einigen Augenblicken kam er zurück und verlangte Wasser. Er lachte nicht mehr und sagte: „Meine Frau scheint sich verkühlt zu haben — sie ist unwohl." Als er das Wasser hineingetragen hatte, stellte sich der Hirt mit dem brennenden Span vor mich hin. „Ich habe es mir gleich gedacht!" — sagte er mit dem Kopfe schüttelnd. — „Weil Sie am Abend auf einmal fort gewesen sind, hat das Frauchen nach Ihnen gefragt, und als der andere Herr schon einnickte, da ist sie ängstlich geworden. Ich habe es ihr angesehen und gesagt, ich wollte mich nach Ihnen umschauen. Erst als ich schon weit von der Hütte

gewesen bin, habe ich beim Umdrehen gemerkt, daß sie leicht angezogen, wie sie war, in den Regen hinausging und nach allen Seiten mit den Augen herumsuchte. Sie ist dann wol zurückgegangen, weil ich ihr den Stein gewiesen habe, auf dem Sie in der Dämmerung noch zu erkennen waren. Aber sie hat sich in die Thüre gestellt und ist da gestanden, bis sie Ihren Schritt gehört hat."

Der Graf rief mich. Sie lag auf einem Plaid, der über das Heu gebreitet war, und fieberte stark. Der Graf war rathlos, und vielleicht war es nur seine verstörte Unbeholfenheit, die mich besonnen machte. Der Hirt, ein junger Riese, ging auf meine Bitte mitten in der bösen Nacht hinab nach Heiligenblut, um von dort einen reitenden Boten nach Winklern oder nöthigenfalls anderswohin um den nächsten Arzt zu schicken, der uns in Heiligenblut erwarten sollte; dann sollte er selbst mit zwei kräftigen Männern zurückkommen. Er hatte sich schon zu dem nicht ungefährlichen Gange bereit erklärt, ehe von einer Belohnung die Rede war. „Das Frauchen thut mir leid!" — sagte er und ging mit mächtigen Schritten in die Nacht hinaus. Ich weckte die beiden Führer, die sich ein Schlaflager in einem riesigen Heuhaufen gehöhlt hatten. Sie zimmerten eine Art Tragsessel zusammen, in dem sie die Kranke hinabtrugen, als der Morgen angebrochen war.

Der Graf saß stumm auf dem Reitpferde, ich ging stumm hinter den Trägern. Die Wolken hingen in grauen Fetzen vom Himmel herab, aber es regnete nicht. Ein trauriges Grau lag über Alles hin, die aus dem Gletscher niedergehende Möll brauste düster in die Tiefe, und mir war zu Muthe, als ginge ich mit einem Leichenzuge. Unweit der Briccius-kapelle stießen wir auf den Hirten und die zwei Männer, die er mitgebracht, und die jetzt mit frischen Kräften an den Tragstuhl traten.

So brachten wir sie hinab. Der Arzt kam nach einigen qualvollen Stunden. Er war ein einfacher Mann mit schneeweißen Haaren und einem freundlich lächelnden Greisenantlitz. Als er aus ihrem Zimmer kam, ließ er den Kopf hängen. „Eine Lungenentzündung" — sagte er, als ich ihm fragend den Weg verstellte, und blickte auf; er lächelte nicht mehr, seine Miene war ernst und nachdenklich. Es wurden berühmte Aerzte aus der Ferne rasch herbeigerufen. Sie kamen und sagten, sie könnten nichts Anderes thun, als was der alte Landarzt gethan; dann gingen sie wieder. Und jetzt kamen Tage, endlose Tage, wo ich nach dem Lächeln jener ersten Begegnung in dem durchfurchten Greisenantlitz spähte — aber es erschien nicht mehr wieder. Der Mann war steinalt und mußte an dem Schmerzenslager zweier Menschengeschlechter gestanden sein, und er kam doch immer so bewegt und traurig auf mein Zimmer, wenn er bei ihr gewesen war. Wir redeten nicht viel mit einander; aber er ging nie fort, ohne bei mir eingetreten zu sein und mich nachdenklich angesehen zu haben, als machte er auch mir einen Krankenbesuch.

Einmal, als ich seinen Arm heftig faßte und frug: „Muß sie sterben?" — sah er mir tief und lange in die Augen. Ich glaube, der einfache Greis las in den Seelen wie in einem offenen Buche.

„Muß?" sagte er dann. „Nein. Wenn sie leben wollte, würde sie nicht sterben."

Am Abend desselben Tages kam er mit dem Grafen herein, der die ganze Zeit hindurch ganz verstört und unzurechnungsfähig gewesen war. Er zitterte auch jetzt am ganzen Leibe und ließ sich kraftlos auf den ersten Stuhl sinken. Der Arzt war an das Fenster getreten und blickte in die Berge. Ich war aufgesprungen, weil mir der Athem stockte, der Graf hielt mich fest. „Es ist ein Befehl des Doctors" — sagte er — „gehen Sie zu ihr hinüber. Es naht eine Krise, wie er sagt. Sie hat Ihren Namen mehrmals genannt, der Doctor wünscht es, und ich bitte Sie darum, lieber Freund!" Er drückte mir aufschluchzend die Hand. Der Greis stand noch immer und schaute in den Abend. Ich trat zu ihm, ob er mir über mein Verhalten etwas vorzuschreiben habe. Er sagte aber kein Wort, ich sah nur den tiefen, klaren Blick wieder, mit welchem er mich am Morgen angeschaut, und es war, als wiederholten mir seine Augen die Antwort, die er mir gegeben. Ich ging hinüber.

Sie lag ganz ruhig da, mit geschlossenen Augen und blaß, als wäre sie schon gestorben.

„Marie!" — sagte ich leise.

Da schlug sie die Lider auf und sah mich an. Der sanfte, stille Glanz der Kindheit stand wieder tief im Hintergrunde der blauen Augen und leuchtete ruhig zu mir empor, und auch die fragende Bitte jener Tage: So komm doch! — Und als ich mich über sie beugte, war auch das alte Kinderlächeln aufgeglänzt: Da bist Du ja! — Und plötzlich rankte sie sich mühsam mit den Händen an meinen Schultern in die Höhe und schlang die Arme um meinen Hals. So zog sie mich nieder an ihre Brust, und preßte ihre Lippen an die meinen, und küßte mich so heiß, so süß, so lange. Dann drängte sie meinen Kopf von sich und hielt sich ihn mit beiden Händen vor die Augen. Lange sah sie mich so an. Dann sagte sie lächelnd: „Lebe wohl!" — Die Hände und Lider sanken ihr schlaff hinab, und das Lächeln erstarb langsam.

„Gehe nicht" — rief ich schluchzend — „gehe nicht von mir!"

Aber sie blieb ganz ruhig und regte sich nicht mehr. Da war mir, als klänge durch die gräßliche Stille ein Wort von heute Morgen: Wenn sie leben wollte, so würde sie nicht sterben.

„Hast Du denn unserer Kindertage vergessen" — stammelte ich über sie gebeugt — „vergessen, daß auch ich gehe, wenn Du gehst und bleibe, wenn Du bleibst? Nicht um Deiner willen, Marie, nur um meiner willen — wie Du einst so oft gethan! Hast Du es denn je einmal über das Herz gebracht, mir etwas abzuschlagen? Marie, nur um meiner willen!"

„O Du garstiger Bube!" — sagte sie hold auflächelnd, und eine Thräne rann langsam unter den geschlossenen Wimpern hervor . . ."

Der Erzähler schwieg — ich blickte auf. „Der Rauch ist mir in die Augen gekommen" — sagte er heiser, während ihm zwei große Tropfen über die Wangen niederrollten. Nach einer Weile fuhr er fort: „Die Glocknerfahrt ist zu Ende. Ich mache sie jeden Tag zu dieser Stunde — Du magst nun darüber lächeln. Ich habe dabei das Bild jener Frau vor Augen, welches mir ihr Mann gegeben zum Andenken an die gemeinsam verlebten Schmerzenstage in Heiligenblut. Der Rauch steigt dicht und dichter aus dem Tschibuk in die Höhe. Er steht wie Nebelwolken um das theuere Haupt, zu Riesen und Thürmen ballt er sich zusammen, fernen Berghäuptern gleich taucht er in die Höhe. Bald sinkt der graue Schleier nieder zwischen mir und ihr und umstellt sie rings, daß ich sie nur schattenhaft vor mir sehe und warte, bis sie wol winkt. Dann öffnet er sich, sie tritt aus der Dämmerung hervor, und ich sehe wieder jeden Zug des lieben Gesichtes. Da bist Du ja — sagt es. Eine Nebelwolke wirft ihren weichflockigen Mantel um uns beide wie um zwei verirrte Kinder, und wir ducken uns zusammen, stille und heimlich, abgeschieden von der weiten tosenden Welt da draußen, uns einander alte Geschehnisse zu erzählen, die wir gemeinsam erlebt, und die seltsamen Nebelgebilde vor uns zu enträthseln. Und so sehe und höre ich in dem grauen Rauchgewoge Alles, was ich sehen und hören will, und es ruft meine Phantasie zurück in jene Berge und Tage: jede Bewegung zieht wieder an meinen Augen vorüber, jedes Wort vernehme ich, wie es damals geklungen. Es ist ein Träumen mit offen stehenden Augen." —

„Und ist sie gestorben?" — fragte ich leise, als er jetzt schwieg.

Er stand auf, zog den Schlüssel von dem Etui ab und befestigte ihn an der Uhrkette. Dann ging er zum Fenster und blickte auf die Terrasse hinab. Ohne sich umzuwenden sagte er: „Ob sie gestorben ist? Vielleicht — vielleicht auch nicht, wer kann das scheiden, da es dasselbe ist. Ist sie gestorben, so hat es begonnen wegen meiner, als sie mir in Herzensangst nachgespäht durch Nacht und Sturm, und ist vollendet worden wegen meiner, weil sie hat sterben wollen. Hat sie weiter gelebt, so ist es geschehen, weil sie hat weiter leben wollen um meiner willen, jedoch nicht für mich, denn sie war ein rechtschaffenes ehrliches Weib. So ist es denn dasselbe geworden für mich, ihr Leben und Sterben — beides Liebe, beides Tod. Und das ist es auch, was mir Ruhe gegeben hat und Frieden in der Seele. Ich muß an sie nur denken als an ein scheues Kind, wie es unter den wehmüthigen Passionsblumen auf seinem Thronstuhle gesessen. Ich erinnere mich ihrer, wo ein Kind stille vor sich hin sinnt, ihre Kindesaugen sehen mich an, wenn ich irgendwo am Waldsaume ausruhend in den blauen Himmel starre; und auch dann, wenn ich blos an den Himmel denke, wie er so blau und so ruhig glänzend

allenthalben über mir hingegangen durch die weite Welt, und doch so ferne, so unerreicht, so schön und doch so unbegehrt. Immer ist es derselbe und der Eine Himmel gewesen, und immer ist es nur das bleiche Kind unter dem alten Thurme der Ringmauer, dessen ich gedenken muß. Und wenn ich hier mit ihr durch die flatternden Nebel des Rauches dahinziehe, immer weiter in die grau wogenden Schatten bis zu dem Krankenlager, so ist es wieder nur dasselbe. Das war nicht eines Anderen Weib, welches bei jenem letzten Lebewohl meinen Nacken umschlungen hielt: das war ein Kind mit seinen frommen Kindesaugen, mit seinen reinen Kindeslippen, mit seinem heiligen Kindesherzen. Und da sie an meiner Brust lag, zitterte durch unsere Seelen das süße Zauberlied der Kindheit. Es war dasselbe holde Lied, wie einst unter dem Mauerthurme — wir hörten es nur zum zweiten Male, und jetzt klang es hold und weh zugleich. Und es ist auch ebenso ausgeklungen, wie einst, so oft sie etwas für mich begann oder wollte, darein ihr Herz willigte, wenn es ihm auch wehe that: O Du garstiger Bube! — flüsterte sie lächelnd und weinend, als ich sie anflehte, um meiner willen weiter zu leben ... und wer es nicht gehört, könnte wol lächeln über solches Ausklingen." —

Er schwieg und fuhr fort in die Bäume hinabzublicken. Ich drückte ihm schweigend die Hand und ging in den Garten. Ich dachte darüber nach, wie sich das Leben zweier Menschen gestalten müßte, deren jeder nur um des anderen willen weiter lebte. Der Eine ringt des Anderen Leben durch das seine dem Tode ab, und der mächtigste Trieb, die Selbsterhaltung, wird zum bloßen Mittel eines mächtigeren Zweckes, der Erhaltung des Anderen. Gefeit muß ein solches Leben vor jedem waghalsigen Spiele mit sich selbst sein durch die forttönende Stimme des Vorwurfes und der Mahnung: Wenn das Deine — so auch das andere; sieghaft in übermenschlich zäher Kraft, über Leid und Schmerz und Krankheit durch den Gedanken: Je länger das Deine — desto länger das andere. Eine Liebe, die den Tod überwindet! — Und dann dachte ich wieder die Geschichte des Freundes durch, und wie des Menschen Herz doch etwas so unsäglich Trauriges und dabei unsäglich Schönes sei.

Als ich so nachsinnend auf die Terrasse stieg, sah ich noch Jemanden dort sitzen. Es war Gräfin Achenberg. Sie bemerkte mein Kommen nicht, sie schaute auch nicht auf, als ich mich unweit von ihr in einen Lehnstuhl sinken ließ. Sie saß an demselben Orte in derselben Haltung, wie ich sie vor zwei Stunden verlassen. Ein leichtes Lüftchen rührte zuweilen leise an den Baumblättern, wiegte anmuthig die zarten Grasrispen am Fuße der Veranda und kletterte an den Weinranken empor, daß sie leise schwankten. Die Aloen auf der Brüstung aber blieben unbewegt, sobald der Windhauch über sie stieg, und unbewegt blieb auch die einsame Frau unter den Aloeblättern, da er sie umwandelte. Als er dann von ihr zu mir herüberflog, und mir über das Gesicht hinhauchte,

da trug er einen süßen Duft mit sich. Hatte er ihn aus dem Blumengarten heraufgebracht? Oder stieg der Dust aus den Haaren jener Frau, von der schmalen weißen Hand, die so nachdenklich im Schooße ruhte, von der ganzen Gestalt, die unter dem Baldachine der herübergeneigten Aloe wieder zu einem stillen rührenden Heiligenbilde verwandelt schien, als sanfter Hauch empor, wie aus einer zarten Blüthe, wenn Wind und Wetter vorüber, und sie ganz unbewegt in die Sonnenluft emporsteht? Aber wer diese Menschenblume ansah und sich in ihrem Anblick und Dust den Sinn verwirrte, so kühn oder rauh war Keines Hand, nach ihr zu greifen; denn kein Dusten war es, sondern ein Ausdusten, kein Hauchen — ein Aushauchen, ein stolzes Hinwelken von Innen, aufrecht bis zum letzten Ausathmen der Blumenseele, die sie nur noch in den großen Augen zurückhielt, so lange sie wollte. Warum sie es noch wollte, wußte Keiner zu enträthseln, da sie so freudlos hinlebte; aber man fühlte, sie brauchte nur den Willen zu haben und die großen Augen zuzumachen — dann konnten wir sie stille begraben.

Sie dauerte mich mit ihrem stundenlangen wortlosen Starren. Ich konnte es nicht länger ansehen und wollte sie aus ihrem düsteren Hinbrüten wecken um jeden Preis, selbst um den, ihr ungelegen zu kommen. Ein Spazierstöckchen auf dem Tische neben ihr erzählte freilich, daß einer der Herren schon vor mir den Versuch gewagt und mit Hinterlassung seiner Handarbeit verwirrt den Rückweg angetreten habe. Aber mir fiel ein, daß sie an der Debatte vor dem Diner einiges Interesse geäußert hatte, und so meinte ich ihr wenigstens ein Lächeln entlocken zu können, als ich zu ihr tretend sagte: „Gräfin, Sie haben die Frage an mich gerichtet, ob ich als Radenburgs Freund um sein Geheimniß wisse. Ich kann und darf es Ihnen nun sagen: er steigt jeden Tag auf den Großglockner."

Aber es machte mir das Blut in den Adern stocken und benahm mir den Athem, als ich aufblickte. Zwei blaue Kindesaugen schauten mich stille und groß an, und an den Wimpern hingen zwei schwere Thränen. Sie war aufgestanden, die Hände hingen ihr an dem Kleide nieder, und das Haupt mit den ährenfarbenen Flechten war gegen die rechte Schulter geneigt. Ein leises Zucken glitt über ihre Lippen, hold und schmerzlich zugleich, wie jenes Ausklingen, von dem Radenburg vorhin gesagt, wer es nicht erlebt, könnte wol darüber lächeln. Vielleicht ist sie gestorben, vielleicht auch — hatte er dann gesagt — hat sie weiter gelebt um meiner willen, aber nicht für mich, denn sie war ein rechtschaffenes ehrliches Weib.

Und ich hielt den Athem an, ob ich es wol erlausche, das kindlich süße wehe: O Du garstiger Bube! — Aber es blieb stille, und was das Herz gesagt, ist in jenem Zucken scheu erstorben.

Nur die zwei Tropfen habe ich gesehen, wie sie sich langsam von den Wimpern lösten und langsam über die bleichen Wangen niederrannen.

Bilder aus englischen Landsitzen und Gärten.

Von

Ludwig Freiherrn von Ompteda.

— Wiesbaden. —

II.

Eine moderne Cottage.

Wir stehen auf der Zinne des hohen Steinriesen, welcher die majestätische Königsburg Englands überragt, des mächtigen Runden Thurmes von Windsor Castle. Zu unseren Füßen liegt die Residenz der erhabenen Frau, in deren Reiche die Sonne nicht untergeht. Das stolze Schloß erglänzt im klaren Lichte eines wolkenlosen Frühlingsmorgens und die weite Umgegend streckt sich unabsehbar fern hinaus. Es gibt wol keine Landschaft Englands, die in ihrer eigenthümlichen Schönheit englischer ist als das Bild, welches sich vor unseren Augen entrollt. Im Norden und Osten windet sich das silberne Band der Themse um die Höhe, auf deren breiter Kuppe Windsor Castle um weite Höfe emporstrebt. Jenseits des Flusses gegen Norden liegt, tief unter uns, das alte stets jugendfrische Eaton, darüber hinaus sucht der Blick das ehrwürdige Oxford. Im Westen und Osten drängen sich Städte, Dörfer, Herrensitze und Cottages in der frischen, grünen, baumreichen Ebene; am fernsten östlichen Horizonte zeichnet sich dem scharfen Auge die mächtige Kuppel von St. Pauls. Die ganze südliche Hälfte des Gesichtskreises aber ist mit einem unendlichen Meere von Baumgipfeln bedeckt; einzelne Riesen, Gruppen, ganze Wälder. Zwischen ihnen glänzt der wunderbare Smaragd der englischen Grasflächen, von seltenen, musterhaft gepflegten Wegen durchschnitten. Diese grüne Welt ist der meilenweite Große Park und der Forst von Windsor, ernst und lachend, überwältigend großartig und zugleich heimlich und herzerfreuend.

Der Große Park enthält zweitausendvierhundert Morgen; hinter ihm verliert sich der Forst von Windsor am südlichen Horizonte in grünen Wellen, deren Rücken hier ganz besonders scharf ausgesprochen sind. Es will scheinen, als wirke in dem ungeheuren Ganzen jeder einzelne Baum als eine besondere Halbkugel bemerklich zu dem Gesammtbilde mit, weil die Kronen der Waldriesen hier zu einer Entwickelung gelangt sind, wie man ihr wol selten anderswo wieder begegnet.

Wenden wir unsern Blick genau nach Süden, so wird er durch Linien gefesselt, welche die ungezwungene Natürlichkeit der Landschaft in strenger Ordnung unterbrechen. Wir sehen eine gewaltige Schneide entlang, die sich in mächtiger Breite und kaum zu ermessender Länge vom Fuße des Schlosses durch den Park zieht und in ihrem letzten Auslaufe wieder aufsteigt. In ihrer Mitte dehnt sich eine geräumige Fahrstraße, jedoch erscheint sie nur als helle Linie, denn auf beiden Seiten nimmt der freie grüne Rasen, der sie begleitet, wol den viersachen Raum des Weges ein. Diese gesammte Fläche ist wieder hüben und drüben durch zwei Reihen hoher, alter Ulmen eingefaßt, weite schattige Alleen für Fußgänger und Reiter. Das ist der berühmte Long Walk, eine in ihrer einfachen Größe wahrhaft geniale Schöpfung. Die riesigen Rüster sind zur Zeit der Königin Anna gepflanzt und stehen jetzt noch in der vollen Kraft ihrer Jahre.

Unser heutiger Weg führt uns durch dieses Meisterstück der englischen Parkkunst; während wir seine ganze Ausdehnung von beinahe vier Kilometer durchmessen, öffnen sich uns zu beiden Seiten liebliche wechselnde Durchblicke. Rechts zeigen sich zunächst die Landhäuser des Städtchens Windsor, die sich dem Parke hier bescheiden anschmiegen; links trennen uns leichte Gatter von dem, den Reisenden nicht zugänglichen Hausparke und den großartigen königlichen Obst- und Küchengärten zu Frogmore. Dann erweitert sich die Aussicht, wir fahren zwischen geräumigen Weidegründen hin, belebt durch Heerden von Schafen, Angoraziegen und vertrautem Dammwilde, das, am Wege grasend, dem vorübereilenden menschlichen Verkehre gleichmüthig zusieht. Am Schlusse der Allee wächst nach und nach das Reiterstandbild König Georgs III. auf dem Hügel empor, den wir jetzt hinansteigen. Vor dem Denkmale theilt sich der Weg; rechts erreicht man bald das sportberühmte Ascot; unsere Fahrt jedoch biegt links zur Seite, wir verlassen nach kurzer Zeit die große Straße und gelangen bald auf Waldwegen in einen blühenden Garten. Doch nein! wir sind noch im Walde, die großen lichten Eichen über uns bezeugen es; aber unter ihnen nimmt jetzt unseren Weg von beiden Seiten ein wol sechs Meter hohes dichtes Gebüsch auf, dessen kräftiges, immer grünes Blattwerk fast verschwindet in einem bläulichen Meere der frischesten, üppigsten Blüthen. Wir sind in den, allen Pflanzen- und Gartenfreunden wohlbekannten Rhododendron Walk eingetreten. Ein

wunderbarer Anblick gerade in dieser Blüthezeit; dem Fremden, der nie einen farbenreichen Wald gesehen, doppelt wunderbar. Wol länger als eine Viertelstunde begleitet uns diese Pracht, dann erreichen wir wieder die nach Osten führende Landstraße und halten an der Grenze des Parkes, vor dem Bishops Gate.

Aus einem von blühenden Glycinien völlig bedeckten Häuschen erwidert die stattliche Frau des Thorwärters den lauten Ruf unseres Kutschers: Gate! Gate! und wir biegen in einen sanft gewundenen Gartenpfad ein.

Wie durch einen Zauberschlag sind wir in eine andere Welt versetzt. Eben noch Waldeinsamkeit unter Eichen, Gebüsch und Farrenkraut, nun vollendete ländliche Hochcultur. Auf beiden Seiten ist der Fahrweg von tadellosem Rasen eingeschlossen, auf welchem einzelne ausgewählte kleinere Coniferen: Cypressen, Retinosporen, Taxus und die goldgrüne Thuja aurea vertheilt sind; dazwischen die helle scheckige Aucuba mit tiefrothen Beeren und die gezackte Aralie aus Japan. Hinter diesen Rasenflächen begrenzen dichte Wände von immergrünem Evonymus, Lauruſtinus und bunter Stechpalme, mit wildem Rhododendron und buschigem Buchsbaum unterpflanzt, den Garten. Zu unserer Linken erscheinen über dem Gebüsche die spitzen Giebel ländlicher Gebäude; zur Rechten blicken wir hinauf in die Wipfel mächtiger Cedern, die aus der Ferne herüberragen.

Wir halten jetzt an dem Eingange des Wohnhauses; ein niedriges Gebäude von zwei Geschossen, in sauberer hellgrauer Oelfarbe gestrichen. Das Dach ist durch verschiedenartige spitze vorspringende Giebel gebrochen, deren innere Auskleidung mit dunkelbraunem Holze gefällig von dem lichten Grundtone absticht. Oben darauf sind die weißen, als verzierte kurze Säulen behandelten Schornsteine in Bündel vereinigt, so daß sie das Gebäude schmücken und erhöhen. Die Mauerfläche des Hauses ist durch schmale Dachrinnen abgetheilt, deren obere Oeffnungen mit kleinen Kapitälen verhüllt und deren eiserne Beschläge gefällig verziert sind.

Ein kleiner Vorraum empfängt die Eintretenden, nicht ein unbequemes gelecktes „Rühr mich nicht an", sondern er dient zur Aufbewahrung aller Mäntel, Peitschen, Schirme und Hüte; den letzteren nimmt im praktischen England der Gast nicht mit sich in das Wohnzimmer, hat ihn also auch beim Abschiede dort nicht ängstlich und vergeblich zu suchen. Hier liegt auch das große Fremdenbuch auf nebst allem Material für das Briefschreiben. Das vorzügliche Papier trägt in Stempel und Aufschrift den Namen des Hauses, jedem Gaste eine doppelt willkommene Gabe. Die Patentdintenfässer sind stets gefüllt und jede Feder ist dienstüchtig. Von der hinteren Wand herab überwacht der Hausherr, im rothen Frack auf einem edlen braunen Hunter, sein Hausrecht. Im Originale ist er jedoch schon mitten unter uns und bewillkommnet die Landsleute. Denn wir befinden uns hier in der Cottage des Barons Henry

Schröder, eines Sohnes des großen Hauses Schröder in Hamburg, schon seit länger als zwanzig Jahren in England ansässig, jetzt in der vordersten Reihe unter den Magnaten der City stehend und eines der Häupter unserer deutschen Colonie in London. Aber der große Kaufherr ist zugleich ein vortrefflicher Reiter, ein unermüdlicher Jäger und ein Mann, der mit gebildetem Geschmacke und feinem Verständnisse reiche Mittel auf die Ausstattung dieser Perle einer modernen englischen Cottage, „die Dell" genannt, verwendet und hier, mit seiner liebenswürdigen Gattin, eine reiche, gemüthliche, herzliche Gastfreundschaft übt.

Die Dell ist kein neu gemachtes, sie ist ein altes, im Laufe der Zeit gewordenes, ein gewachsenes Haus, und gerade dadurch in ihrer scheinbaren Unregelmäßigkeit malerisch und heimlich. Die vordere Front zerfällt in zwei Theile; vor dem älteren, niederen läuft zu ebener Erde eine breite mit Glas geschlossene Vorhalle, in die wir nun eintreten. Sie ist als Wintergarten behandelt. Der Fußboden mit bunten Thonfliesen heiter musivisch eingelegt, an der inneren Hauswand ranken zierliche, gesund wuchernde Kletterpflanzen empor. Die Seite, durch welche wir eingehen, ist mit einer mächtigen Baumfarre in einem riesigen Kübel von Gien ausgefüllt, von hohen pyramidalisch gezogenen indischen Azaleen in voller Blüthenpracht umringt. In der Mitte des Wintergartens sehen wir eine der kolossalen hochaufgebauten Majoliken von Minton, phantastisches derbes Blätterwerk von bunten Delphinen und Figuren getragen; sie ist mit seltenen Treibhauspflanzen besetzt. Den Abschluß der Vorhalle bildet eine einzige große Glasscheibe, welche den sich nähernden Fremden durch das Entgegenkommenen des eigenen Bildes überrascht und verwirrt. Die Wohnzimmer der Hausfrau münden auf diese blühende Vorhalle, erhalten dadurch Schutz gegen die äußere Luft und gewähren, bei hinreichendem Lichte, einen freien Durchblick in den Garten. Die Einrichtung der Räume ist bequem, zierlich, landhausmäßig. Ihr Schmuck besteht in seltenen Blumen, kostbaren chinesischen Emaillen und einigen Familienbildern. Wir begegnen unter diesen der ehrwürdigen Gestalt des Hauptes der Familie Schröder, jetzt ein rüstiger Greis von vierundneunzig Jahren, nicht nur in weiten Kreisen der großen Welt hochangesehen, sondern auch von jedem Kinde in Hamburg als der Gründer des „Schröderstiftes" und der unermüdliche freigebige Wohlthäter aller Armen und Kranken gekannt und verehrt.

Allein es leidet uns nicht länger in diesen wohnlichen Zimmern; der schöne Tag und die Blicke, welche wir heimlich in den Garten geworfen haben, die dort immer mehr gefesselt wurden, immer verwunderter und bewundernder dahin zurückkehrten, — ziehen uns unwiderstehlich hinaus.

Der Garten um die Cottage ist achtzehn Morgen groß. Er macht zunächst den allgemeinen unbestimmten Eindruck von etwas Besonderem,

Seltsamen; er ist ernster als unsere Hausgärten und zugleich weit farbenreicher. Es ist ein immergrüner Garten. Außer einigen alten Eichen auf seinen Grenzen enthält er keine perennirende Pflanze, die im Winter ihre Blätter verliert. Die Durchführung dieses Systems ist streng und das Ergebniß ein anfangs fremdartiger, dann erfreulicher, ruhiger und heiterer, ein vornehmer Effect. Der ganze Garten liegt in dichtem, reinem sammtartigen Rasen, der aus einem älteren, zu diesem Zwecke angekauften Grundstücke abgeschält und hier wieder zusammen gelegt ist. Denn je langjähriger die Grasnarbe, desto schöner. Nur ein einziger Kiesweg führt an der äußeren Grenze entlang, übrigens bildet die grüne Fläche selbst das Verkehrsmittel. Dieser Gegensatz zu unseren, oft übermäßig mit hellen Kieswegen durchschnittenen Gärten trägt zu dem ruhigen und vornehmen Eindrucke wesentlich bei.

Die Peripherie ist mit verschiedenartigen, ausgewählten, hohen und mittelhohen Coniferen besetzt, die, mit immergrünen Sträuchen unterpflanzt, eine dichte Schutzwand gegen die Außenwelt bilden. Die weite Rasenfläche enthält eine reiche Sammlung der ausgesuchtesten fremden Nadelhölzer. Jeder Baum steht allein, in ausreichendem Boden- und Luftraume; dadurch sind die untersten Aeste zu ihrer vollen natürlichen Entwickelung gelangt und breiten sich weithin, den Stamm mit einem riesigen Schleppmantel umgebend. So sind Baumbilder erzielt, wie sie nicht schöner und regelmäßiger gedacht werden können. Das Geschlecht der Pinus ist in etwa einem Dutzend Arten vertreten, die Cypresse in vier; der Juniperus, die Retinosporen, der Taxus, die Thuja: sie alle erscheinen in den interessantesten Varietäten, in regelmäßigen und üppig entwickelten, zum Theil großartigen Individuen. Des Gartens schönste Zierden sind jedoch seine Wellingtonien, welche, bis zu achtzehn Meter hoch, normale Pyramiden bilden; mit ihnen die Araucarien, von denen eine über dreizehn Meter hinausragt und den sehr seltenen Anblick ihrer großen Früchte gewährt. Ueber alle diese schönen und bedeutenden Bäume erheben sich die Cedern vom Libanon und die heiligen Deodaren. Sie sind hier von ungewöhnlicher Großartigkeit und erreichen die Höhe unserer großen, alten Waldfichten. Die untersten Zweige ruhen weitgestreckt auf dem Grase, die über den mächtigen Stämmen frei entwickelten Kronen breiten sich weit in die Lüfte.

So beherrscht das Dunkelgrün den Garten und doch ist er nicht dunkel, nicht eintönig grün. Eine Fluth von Rhododendren ist in kleinen und großen Gruppen über den Rasen ausgegossen; ein unendlicher Reichthum kräftig ausgeprägter Formen und leuchtender Farben, hervorgegangen aus den seit fünfzig Jahren unablässig fortgesetzten Kreuzungen des indischen Baumrhododendron mit dem Catawbiense aus Nordamerika. Der Garten enthält mehrere Tausende von Rhododendren in etwa zweihundert Arten und diese Sammlung, wol eine der schönsten in ganz England,

war jetzt im Monate Mai in voller Blüthe. Ein kaum zu beschreibendes Bild. Anfangs bewundert man still das Ganze, dann, eine nach der anderen, die zahllosen Verschiedenheiten in Bau, Größe und Farbe. Die meisten dieser wunderbaren Erzeugnisse der englischen Kunstgärtnerei stammen von dem großen Rhododendron-Specialisten, Mr. Waterer im benachbarten Woking. Da ist die Queen, eine der größten, stark gefüllt und ganz weiß; der Kronprinz, dieselbe Größe in feurigem Dunkelroth; Kate Waterer, dunkles Rosa mit gelblicher Zeichnung im Innern; Baroneß Schröder, lebhaftes Scharlachroth um eine hellere Mitte, und so fort im unendlichen Wechsel.

Die Beete der Sommerblumen sind hier, wie häufig in England, untergeordnet behandelt; sie sind nie sehr groß, nur so zahlreich als die Belebung des Rasens es erfordert und meistens einfarbig; Pelargonien und Geranien, eingefaßt mit blauen Lobelien, gelblichem Pyrethrum, grauer Gnaphalie; auch mit einer niedrigen geschorenen Kante von Erica, Epheu oder buntem Buchsbaum. Man wählt gern lebhafte Farbentöne, man vermeidet jedoch alles Unruhige und Verwirrte, Aufgeputzte und Ueberladene. Namentlich erfreuen sich die gekünstelten Teppichbeete vor dem, der Natürlichkeit nachstrebenden englischen Geschmacke keines großen Beifalls. Man meint, daß sie in der Vermehrung einen übermäßigen Raum einnehmen und die Frühgemüse aus den Mistbeeten verdrängen. Man findet auch die Kunstproducte dieser Pflanzen-Teppichindustrie einigermaßen zopfig, da sie nicht dem ersten Grundsatze jeder guten Gärtnerei entsprechen: veredelte, idealisirte Natur darzustellen. „Ich weiß nicht, warum die Leute das Teppichbeete nennen," bemerkte ein anwesender Gartenfreund, „ich würde sie: Salade à l'Italienne heißen. Mich erinnern sie stets an die großen Schüsseln mit kunstvoll garnirtem italienischen Salat, dem Stolze jedes guten Ballbüffets, auf welchem Eigelb, Petersilie, rothe Rüben und graugrüne Kapern ganz ähnliche Muster bilden."

„Jetzt will ich Ihnen noch zum Schlusse den Stolz meines Gartens zeigen," knüpfte Baron Schröder an, „sehen Sie hier!" Wir standen vor einem riesigen Camelienbaume, der mit Tausenden gefüllter weißer Blumen übersäet war. Die Pflanze ist gegen fünf Meter hoch und etwa acht Meter breit; ihr Alter übersteigt wahrscheinlich schon einhundert Jahre.

„Wird der Baum im Winter überbauet?"

„Durchaus nicht; wir bedecken nur den Fuß dieses und aller anderen zarteren Bäume mit einer dicken, breiten Düngerschicht; das genügt. So hat diese Camelie ohne Schaden einmal eine Winternacht mit zwölf Grad Kälte Réaumur ertragen; aber nur eine, am nächsten Tage war wieder Thauwetter. Außerdem ist der ganze Garten drainirt, so daß keine stockende Nässe um die Wurzeln frieren kann. Endlich schützt auch der umschließende Park im Norden, Westen und Osten gegen die rauhen Stürme."

„Es ist wirklich," bemerkte der Erfinder des italienischen Salates, „die ganze gemäßigte Zone des Erdballs in Contribution gesetzt, um dieses immergrüne Eden zu schaffen, wie es auf dem Continente nördlich der Alpen unbekannt und auch unmöglich ist."

„Ja," erwiderte der Hausherr, „die Engländer pflegten die Evergreens schon in früheren Zeiten. Sie werden große Anlagen davon in den alten Parks finden; aber seit etwa fünfundzwanzig Jahren wird eine wahre Jagd um die ganze Erde auf sie gemacht, und namentlich seit Japan erschlossen ist, diese unerschöpfliche Fundgrube."

„Wir aber, verehrter Gastfreund, fühlen uns Ihnen hochverpflichtet für dieses schöne, seltne Bild. Den immergrünen Garten der Dell werden wir stets als einen unserer werthvollsten Reiseeindrücke bewahren."

Die Straße, auf welcher wir anlangten, trennt Cottage und Garten von den Glashäusern. Wir treten in das Gebiet der Letzteren hinüber und stehen vor einem allerliebsten Häuschen, der Wohnung des Obergärtners, Mr. Ballantine. Die innere saubere, zweckmäßige und comfortabele Einrichtung entspricht dem gefälligen, grünbewachsenen Aeußern. Einen höchst seltenen Schmuck erhält die Cottage durch zwei, ihr unmittelbar benachbarte alte hochstämmige Magnolienbäume. Von hier aus übersieht man das benachbarte Gebiet der Treibhäuser vollständig, und wahrlich! es ist nicht klein.

Zuerst das lange niedrige Hauptgebäude; in seiner Mitte liegen zwei Dampfkessel, welche sämmtliche Treibhäuser heizen; außerdem befinden sich hier die Schlafzimmer und die gemeinsamen Wohnräume für die Gärtner, ferner das Obstzimmer, Saatzimmer, Pack- und Pflanzzimmer, Räume für die verschiedenen Erdsorten, Töpfe und Geräthschaften. Auch sind hier zwei Abtheilungen der Champignonzucht gewidmet.

Die Treibhäuser selbst bilden eine kleine Welt für sich. Wir zählen sechs Abtheilungen für Trauben, jede elf Meter lang; ferner drei Häuser für Ananas, zwei für Melonen und Gurken, zwei Häuser für Erdbeeren; zwei große Warmhäuser für tropische Pflanzen, zwei Orchideenhäuser, vier Kalthäuser für Zierpflanzen, ein Haus für Farren und Eriken; zusammen etwa zwanzig Häuser. Außerdem ist die Gartenmauer auf einer Länge von hundertundzwanzig Metern mit Glas für die kalte Obstcultur bedeckt. Diese gesammten Anlagen nehmen eine Fläche von vier Morgen ein und die Kosten ihrer Herstellung betrugen über 200,000 Mark.

Wir beobachteten hier mit Interesse die Art und Weise, wie ein solches Gebäude hergestellt wird, an einem noch im Bau befindlichen Weinhause. Es wird zunächst eine Grube von drei Metern Tiefe in der für das Haus beabsichtigten Länge ausgehoben. Ihre Breite beträgt fünf Meter. Zu unterst in diese Grube bringt man eine Lage von Kalk und Steinbrocken, dann eine Schicht Backsteine, hierauf füllt man die Grube

aus mit der besten alten Düngererde und mit Soden von abgestochenem Rasen. Dieses Erdmaterial wird nur nach und nach, in vertikalen Schichten, eingesetzt und jeder Schicht Zeit gelassen, sich unter dem Einflusse von Luft und Sonne zu entsäuern. Die ganze Masse ist mit Drains durchzogen. Die äußere Schrägwand des Treibhauses steht über der Mitte der Grube, so daß die Wurzeln der Reben, innen und außen, je drittehalb Meter Raum finden. Die Lüftung wird durch obere und untere verstellbare Fenster geregelt, die gemeinschaftlich der Drehung eines kleinen Steuerrades leicht gehorchen. Röhren mit kaltem und heißem Wasser laufen im Erdboden und über demselben hin und wieder. Die Knochendüngung wird sehr stark angewendet, wir fanden für eine Abtheilung von zehn Rebstöcken zwanzig Centner zerschlagene Knochen bestimmt. Die Reben und Pfirsichstämme sind, wie schon erwähnt, auf die Mittellinie der Grube gepflanzt und laufen in den Warmhäusern unter dem schrägen Dache hinauf; nur in den ersten Jahren des Betriebes in einem neuen Hause, wenn die definitiven Pflanzen noch klein sind, duldet man ältere, interimistische, an der geraden Wand; diese werden später beseitigt. Nach der strengen Observanz soll jedes Haus nicht etwa nur eine Gattung von Früchten, sondern sogar nur eine Sorte derselben enthalten, da die richtige Temperatur und der unausgesetzte Kampf mit den Pilzen und Insekten, durch Spritzen und Tabakräuchern, sonst gestört werden. Für die Topferdbeeren wird wol eine Ausnahme zugestanden, denn von ihnen kann man bekanntlich nie genug aufstellen, um der Nachfrage völlig zu entsprechen.

Der Erdboden innerhalb und außerhalb des Hauses wird mit altem Dünger gedeckt, stets nur vorsichtig gelockert, nie gegraben und bepflanzt, um die flach unter der Oberfläche laufenden feinen Wurzeln nicht zu schädigen. Einen eigenthümlichen Anblick gewährte das Gurkenhaus. Auch diese Pflanzen werden an Drähten unter den schrägen Glasfenstern sorgfältig in die Höhe geleitet. Da die getriebenen fünfunddreißig bis vierzig Centimeter langen Früchte ihrer Reife entgegen gingen, so hingen sie dicht und tief herab und erinnerten unwillkürlich an eine mit aufgehängten geräucherten Würsten wohl gefüllte Vorrathskammer.

An die Treibereien schließen sich die überglasten Spaliermauern, welche mit Wein, Pfirsichen, Aprikosen, Kirschen und Pflaumen besetzt sind.

Dieses ganze System der warmen und kalten Obsthäuser ist darauf berechnet, den Tisch möglichst zu jeder Jahreszeit mit reichlichem Obste zu versorgen. Es werden geliefert: Trauben das ganze Jahr hindurch, die spätesten dickschaligen erhalten sich, nach dem Blätterfalle, an den Stöcken bis in den Monat März und die frühesten neuen reifen im April; ebenso sind Gurken stets vorhanden, auch Ananas; Erdbeeren vom März bis tief in den Juli, Pfirsiche und Melonen vom Anfange des Mai bis in den September. Dazwischen treten vom Mai an Kirschen und Pflaumen,

dann die harten Gartenfrüchte und das Winterkernobst. Alle Häuser überraschen und erfreuen durch die Gesundheit sämmtlicher Pflanzen; kein Kräuseln, keine Bleichsucht, keine Ameise und rothe Spinne, kein Schimmel und vor Allem keine Blattläuse, diese Pest unserer Obstgärten im Freien.

Soweit ist man hier zu Lande durch Intelligenz und nachhaltige Energie gelangt, aber auch mit Anwendung von Geldmitteln, die allerdings bei uns nur in den seltensten Ausnahmen zur Verfügung stehen.

Das Betriebspersonal in den Gärten der Dell besteht: aus dem Obergärtner, welcher neben freier Wohnung und Feuerung alle Lebensmittel ausgenommen Fleisch, und an Gehalt wöchentlich vierzig Mark erhält. Ferner sind fünf Untergärtner vorhanden, die zusammen, neben freier Wohnung und Kost, ebenfalls etwa vierzig Mark für die Woche bekommen; dazu acht Tagelöhner mit etwa hundert Mark wöchentlich und ein Tischler mit dreißig Mark. So stellen sich allein die baaren Löhne des Gartenpersonals auf beinahe elftausend Mark im Jahre.

Wir durchschritten die warmen und kalten Blumenhäuser flüchtig, da hier die Aufstellung durch den Fortgang der noch nicht vollendeten Bauten gestört ist. Bei den Orchideen fiel es auf, daß man sämmtliche Tische mit großen flachen Blechschüsseln besetzt hatte; sie waren mit Wasser gefüllt, im Wasser standen umgekehrte leere Blumentöpfe und auf diesen kleinen Inseln erst die Töpfe mit den Pflanzen. Die Ursache dieser ungewöhnlichen und mühsamen Vorrichtungen ist eine winzige hellgrüne Ameise, die vor einigen Jahren mit Orchideen aus den Tropen eingeschleppt wurde und bis jetzt noch nicht gänzlich hat vertilgt werden können. Mit der, ihrem Geschlechte eigenen Energie versuchen die Thierchen freilich die Wasserfluth zu überspringen; sie gelangen aber doch nur sehr vereinzelt an die Pflanzen und können wenigstens nicht mehr im Großen vernichtend wirken.

Damit dem ländlichen Idyll der Dell zu seiner Vollendung nichts fehle, schließt sich an die Obstgärten eine kleine Musterfarm mit etwa zweihundert Morgen Wiesen und Weiden. Die niederen Häuschen und Stallungen sind sämmtlich niedlich und kokett, von höchster Sauberkeit und nach den neuesten rationellen Principien hergestellt. Sie beherbergen zwanzig edle, im Heerdbuche verzeichnete, Alderneykühe von der Insel Jersey, unvergleichlich im Zucker- und Fettgehalte ihrer Milch, und dabei in voller Leistung fünfzehn Liter im Tage liefernd. In der Mitte des Gehöftes wühlen unter langem Stroh schwarze Berkshireschweine von ungewöhnlicher Größe. Absichtlich ist hier der Stammbaum nicht ganz rein gehalten, um größere Figuren, weniger Speck und zahlreichere Nachzucht zu gewinnen. Der Hof und seine Umgebung sind von gewählten Hühnerrassen, sowie von Gold- und Silberfasanen belebt, alle in wohl umhegten Abtheilungen.

Eine abgeschiedene, vornehme Niederlassung für sich bilden die Pferde-

ställe, deren Giebel wir bei unserer Einfahrt, links hinter dem immergrünen Gebüsche, wahrnahmen. Hier stehen sechs Vollblutpferde für den Hunt, ein Viererzug und mehrere andere Dienstpferde.

Eine Fülle der Anschauungen, wie sie uns heute geboten worden, erschöpft die Kraft und die Zeit eines Tages; so waren wir froh, uns beim Untergange der Sonne zum Dinner zu setzen, das, mit dem Luxus reicher Einfachheit ausgestattet, durch die herzlichste Gastfreundschaft einen wohlthuenden familienhaften Charakter gewann. Auch muthete die vorzügliche Hamburger Kochkünstlerin die schon seit Wochen mit englischer Hotelkost geprüften Reisenden heimatlich an. Nach Tische betraten wir die uns noch unbekannten Räume der Cottage: einen großen State Drawingroom und hinter ihm eine kleine Gallerie, mit mehreren werthvollen Marmorwerken von Eduard Müller in Rom, unter denen das schlafende Kind, sowie die Unschuld in Gefahr und im Siege besonders ansprechen. Den ersten Platz nimmt hier mit Recht die ähnliche und ausdrucksvolle Porträtbüste der Hausfrau ein. Dieser kleine Raum führt in die große Bildergallerie, ein weiter, stattlicher, mit geblendetem Gasoberlichte erhellter Saal. Durch seine Einrichtung als abendliches Familien- und Musikzimmer wird er angenehm belebt und zeigt nichts von der gewöhnlichen Steifheit und Geschäftsmäßigkeit der Gallerien. Eine auserwählte Sammlung neuerer Meister ist hier mit seinem Geschmacke und echtem Kunstsinne zusammengestellt.

Wir erinnern uns aus den zahlreichen Franzosen vor Allen an Paul de Laroches Napoleon in Fontainebleau (1814), Meissonniers Schachspieler, Ary Scheffers Franzeska di Rimini, an Rosa Bonheurs schottischen Schäfer; diese Meisterwerke sind auch durch den Stich bekannt geworden. Ihnen schließt sich Gallait mit den letzten Augenblicken Egmonts an. Unsere deutsche Kunst ist vertreten durch zwei Bilder von Knaus, darunter der berühmte Orgeldreher, zwei Andreas Achenbach'sche Marinen, Vautiers Jahrmarkt, durch zwei Schreiers und einen Pettenkofen. Perlen der Gallerie sind auch vier der, jetzt in England sehr hochgeschätzten, antiken Genrebilder von Alma Tadema.

Unter Betrachten und Besprechen dieser Schätze schwanden die letzten Abendstunden rasch dahin und man trennte sich mit dem Bedauern, schon am anderen Tage die liebliche Dell verlassen und nach London, „ein jeglicher an sein Geschäft", zurückkehren zu müssen.

Als wir am nächsten Morgen im Eßzimmer die Damen erwarteten und uns an der schönen Täfelung der Wände und an der reichen Kassettirung der Decke erfreuten, dabei unsere gestrigen Eindrücke durchsprachen und über Vieles, was wir gesehen und nicht genau eingesehen hatten, um Belehrung baten, fragte einer der Reisegefährten:

„Weswegen heißt denn dieses kleine Paradies «die Dell»? Das Wort hat wol eine besondere Bedeutung?"

„Diesen Namen hat dem Platze schon der erste Erbauer gegeben," erwiderte unser Hausherr, „und dieser war kein Geringerer als der König Georg III. Ursprünglich stand hier nur ein königliches Kaffeehäuschen, später ging dieses in Privatbesitz über, denn es liegt freilich hart am Parke, aber nicht darin; ich kaufte es im Jahre 1864 und habe das Haus dann durch verschiedene Anbauten wol um das Doppelte vergrößert."

„Und den sonderbaren Namen haben Sie beibehalten?"

„Beibehalten, gewiß! Der Name ist zudem uns Niedersachsen nicht ungeläufig, denn eine «Delle» heißt im Plattdeutschen eine Bodensenkung, ein Thal. Das Wort ist auch altenglisch; im modernen Lexikon finden Sie statt seiner «Dale». Nun aber genug der vergleichenden Grammatik; Sie sollen selber sehen, was der Name meiner Dell bedeutet."

Er öffnete das große, nördliche Bogenfenster: „Das bedeutet die Dell!"

Wir sahen hier die alten Bäume des Windsor Parkes unmittelbar vor uns, nur in der Mitte der Waldwand eine schmale Lichtung oder Schneide. In dieser Lichtung zog sich eine Schlucht, eine «Delle» abwärts und jenseit dieser Schlucht, weit, weit hinaus, stieg im Rahmen der beiden Waldsäume die mächtige Königsburg Windsor Castle vor unseren überraschten und geblendeten Augen im goldenen Morgenlichte riesenhaft empor.

Und deshalb nannte König Georg III. dieses Hänschen über der Delle, welche dem Besitzer und seinen Gästen die schönste aller Aussichten auf Schloß Windsor darbietet: die Dell.

III.

Die königlichen Hausgärten zu Windsor.

Unser Weg von der Dell nach Windsor führt uns an den rothen, unregelmäßigen Gebäuden von Cumberland Lodge vorüber, der Residenz des Forst- und Wildmeisters von Windsor Park, des Prinzen Christian von Holstein, Schwiegersohns der Königin. Wir verweilen hier, um eine der größten gärtnerischen Sehenswürdigkeiten zu begrüßen, welche England aufzuweisen hat, den „Großen Weinstock". Er ist in vielen Beziehungen ein wirkliches Original. Er gehört zu keiner der bei seiner Entstehung bekannten Rebsorten, sondern wurde im Jahre 1800 als Sämling in einem Gurkentreibhause gefunden und weiter gezogen. Im Jahre 1850 war seine Ueberdachung schon fünfundvierzig Meter lang und fünf Meter breit. Im Jahre 1859 trug er zweitausend große schwarze Trauben. Später ist das Haus nochmals erweitert und jetzt füllt die Pflanze über dreihundert Quadratmeter Glasfläche, welche mit gesundem Blattwerke und reichlichen schönen Trauben bedeckt war. Der Stamm mißt wol einen

Meter im Umfange. Der Weinstock von Cumberland Lodge ist bedeutend größer als sein, dem reisenden Publikum zugänglicherer und dadurch viel weiter bekannt gewordener Rival in Hampton Court.

Noch eine andere berühmt gewordene Größe erblickte in Cumberland Lodge das Licht der Welt. Hier wurde im Jahre 1764 der Eclypse geboren, das beste und rascheste Vollblutpferd, welches je die englische Rennbahn betreten hat. Ein Stallbedienter erkannte die, vom Herrn nicht gewürdigten, großen Anlagen des jungen Thieres und kaufte es gemeinschaftlich mit einem Schafhändler auf der Versteigerung für 1500 Mark. Eclypse und sein Ruhm gehören der Geschichte an. Er starb, an Ehren, Siegen und Nachkommen reich, als ein Patriarch von 26 Jahren am 27. Februar 1789.

Die Zeit drängte jetzt zur Abreise und wir eilten den Long Walk hinab dem Städtchen Windsor und dem Bahnhofe zu. Jedoch sollte ich diesen heute nicht erreichen, denn unverhofft begegnete mir vor dem Wirthshause zum „Weißen Herzen" das Glück in Gestalt der Erlaubniß, heute einen Blick in die dem großen Publikum streng verschlossenen königlichen Privatgärten von Windsor thun zu dürfen.

Freudig wandte ich meine Schritte und vor mir stiegen die gebieterischen westlichen Mauern der Königsburg steil und ernst zwischen den drei uralten runden Thürmen empor, die wol noch aus der ersten Gründung des Schlosses durch Wilhelm den Eroberer stammen. Eine schroffe, unnahbare Felsmauer, nur auf ihrer Höhe belebt durch die einsame, rothe Gestalt des schottischen Gardefüseliers, der, ein unbewegtes Bild, in einer Lücke der Zinnenkrönung auf sein Gewehr lehnt. Wir schreiten weiter an den Mauern des alten Klosters von Windsor vorüber, in denen heute die Chorknaben hausen. Dann wird uns durch die Gefälligkeit des Decans von Windsor, Mr. Wellesley, eines Verwandten des Eisernen Herzogs, ein Blick in die berühmte Wolseykapelle vergönnt. Sie ist jetzt mit dem höchsten Aufwande von Geschmack und Pracht als Mausoleum der englischen Königsfamilie restaurirt und, außer bei großen Trauerfeiern, nur durch die Wohnräume des geistlichen Herrn zugänglich. Wir umgehen dann den Runden Thurm und treten durch das enge Norman Gate in den oberen Schloßhof ein. Unwillkürlich bleiben wir hier gefesselt stehen unter der Wirkung des ungeheuren Werkes, das uns umgibt. Wir finden wol kaum eine zweite Schöpfung der Menschenkunst, die so klar und großartig, so genial den Charakter ihrer Bestimmung ausspricht, wie Windsor Castle. Die Franzosen freilich erzählten sich und uns seit zweihundert Jahren so oft und so siegesgewiß: das Schloß von Versailles sei der erste und vollendetste unter allen Repräsentanten der monarchischen Größe, daß wir Deutsche, denen Paris von jeher ein beliebter Ausflug, London ein seltenes und ernstes Reiseunternehmen war, ihnen schließlich auch hierin geglaubt haben.

Versailles ist groß; es ist weitläufig und prunkend; es steht da ohne lebendige Geschichte, das willkürlich gemachte Monument einer, damals schon alternden, jetzt längst abgestorbenen künstlichen Glanzperiode. Was ist heute Versailles? Ein verödeter Königspalast in einer Todtenstadt, ein „allen (traurigen) Glorien Frankreichs" errichtetes Museum, eine geschichtswidrige Schule der Nationaleitelkeit.

Windsor Castle zeigt uns die Entwickelung der monarchischen, nationalen Größe Englands von ihrem geschichtlichen Ursprunge, der Eroberung, durch achthundert Jahre stetig fortschreitend und wachsend, heute größer als gestern; altehrwürdig und jugendkräftig. Jeden unserer Schritte begleitet hier nicht etwa eine nebelhafte Erinnerung an ein verschollenes „Es war einmal", sondern die lebendige Vergangenheit als Mutter der noch größeren Gegenwart. Im Normannenthore sehen wir noch heute die Reste der alten Fallgatter, mit denen die Vorzeit ihren Burgfrieden wahrte und oberhalb dieses Thors breitet sich, unter dem Schutze des Runden Thurms, die neueste Entwickelung der Königsburg, der große viereckige Hof vor uns aus in hoheitvoller Ruhe und schwerer würdiger Pracht. Hier spricht die Majestät der lebendigen Größe, ohne Prunk und Schnörkel, in einfachen aber riesigen Schriftzügen; sie gebietet Ehrfurcht durch sich selbst, durch ihre erhabene, stolze, festgegliederte Masse. In Versailles spreizt sich der hypertrophische Dünkel des „Grand Monarque" in barocker Unnatur, der sicheren Signatur des beginnenden Verfalls. Windsor steht auf seiner natürlich gegebenen, gewachsenen, festen beherrschenden Höhe, von der Themse umflossen, mitten in der englischen fruchtbaren Landschaft. Versailles liegt in gesuchter Absonderung und ohne jedes andere Motiv seines Daseins als eine Laune, in der sterilen Sandebene. Dort ist Oede, Künstelei, Verfall; hier Entwickelung, Natur, Leben.

Wir betreten den nördlichen Flügel des Schlosses über der großartigen Terrasse, die den Namen ihrer Erbauerin, der Königin Elisabeth, trägt, um von hier in die östlichen Privatgärten zu gelangen. Treppen, Zimmernischen, Tische, alle Räume sind hier zu unserer Ueberraschung mit den herrlichsten grünenden und blühenden Gewächsen geziert. Dieser Festschmuck steigert sich bis zum Eingange der großen Waterloogallerie. Ein mächtiger Raum, der sein Licht von oben durch die, in der Mitte erhöhete, von Gurtbögen getragene Decke empfängt. Bis zur Höhe von sieben Metern etwa sind die Wände in Holz getäfelt und auf dieser Bekleidung reihen sich die Porträts der bedeutenderen Persönlichkeiten aus den Befreiungskriegen, fast alle von Sir Thomas Lawrence gemalt. Ein geschäftiges Treiben bewegt sich im Saale. In der Mitte wird eine große Tafel von siebzig Gedecken hergerichtet und auf ihr wie auf den zahlreichen hohen und schweren Schenktischen und Büffets leuchtet schon das berühmte goldene Service von Windsor. Nur in Zwischenräumen langer Jahre verläßt dieser Schatz die Gewölbe der Silberkammer; heute soll er die

Anwesenheit der ältesten Tochter des Hauses und ihres Gemahls, unserer deutschen kronprinzlichen Herrschaften verherrlichen.

Doch wir eilen vorwärts durch die Säle, Hallen und Gallerien, bis wir eine Terrasse erreichen, die am östlichen, von der Königin bewohnten Flügel des Schlosses entlang läuft, und betreten nun den vor dieser Fronte liegenden Blumengarten. Seine Fläche enthält etwa sechs Morgen, sie ist gegen das umgebende Terrain, namentlich gegen die Schloßterrasse, erheblich vertieft und zum größeren Theile durch eine umlaufende Orangerie abgeschlossen, so daß kein unberufenes Auge eindringen kann. Ein Wasserbassin steht im Mittelpunkte; von dort aus ist der Garten in ziemlich regelmäßige Kreisabschnitte zerlegt und mit Rasen bedeckt, in welchen die Blumenbeete in entsprechenden, meist länglich laufenden Formen eingeschnitten sind. Die Anlage stammt zwar schon aus der Zeit Königs Georg IV., ihre jetzige Vollendung jedoch verdankt sie, wie so unendlich Vieles was wir heute in Windsor bewundern, der still schaffenden Thätigkeit und dem hochgebildeten Schönheitssinne des Prinzen Albert. Der bedeutendste und eigenthümliche Schmuck des Gartens besteht in der vollendeten Verbindung des lebenden Blumenflors mit den Meisterwerken der Erzbildnerei, die als schöne Statuen und prächtige Vasen im Garten vertheilt sind. Sie geben ihm den echt italienischen Charakter, dessen Nachahmung diesseit der Alpen kaum je mit solchem meisterlichen Verständnisse gelungen ist, außer etwa in den Gärten von Sanssouci dem Kunstsinne des großen Königs und später des Königs Friedrich Wilhelm IV.

Jenseit dieses Terrassengartens fällt der Schloßberg ab und wir steigen nun in den Hauspark hinunter. Dieser sogenannte „kleine Park" enthält auf sieben- bis achthundert Morgen einen großen Reichthum an schönen Bäumen, reizenden Cottages und gewählten künstlerischen Gartenbildern. Ueberall der herrliche Rasen und Alles in musterhafter Pflege. Wir gehen unter schattigen Ulmenalleen entlang und bewundern, etwas weiter hin, zwei mächtige immergrüne Eichen, zusammen über hundert Meter Umkreis haltend. Hier dürfen wir auch die, uns Allen befreundete, Herne's Eiche suchen, unter welcher der spukhafte Schlußakt der „Lustigen Weiber von Windsor" sich so oft vor uns entwickelt hat. An die Königin Adelheid, Gemahlin Wilhelms IV., erinnert eine zierliche, ihren Namen tragende Cottage, an den Prinzen Albert ein hochgelegenes Sommerhäuschen; dann gelangen wir an ein niedriges Gebäude orientalischen Charakters, das uns als „der Königin Frühstücksraum" bezeichnet wird. Eine wilde Felspartie mit fallendem Wasser und entsprechender reicher Vegetation ist in großen Verhältnissen dargestellt, und nicht weit von ihr finden wir die Lutherbuche, ein Ableger des bekannten gleichnamigen Baumes bei Altenstein in Thüringen an dem Platze, von welchem der Doctor Martin im Jahre 1521 als Junker Georg auf die Wart-

burg entführt wurde. Der Baum ist jetzt etwa fünfzig Jahre alt und ein Zeugniß für die außerordentliche Wüchsigkeit des englischen Bodens und Klimas.

Wir haben uns inzwischen einer Gegend der königlichen Hausgärten genähert, wo lange hohe Mauern die Fernsicht abschneiden. Durch ein geräumiges Thor treten wir jetzt in den sogenannten „Küchengarten von Frogmore" ein. Der Garten leistet jedoch weit mehr als sein Name verspricht, denn hier ist auf einem, durch solide Steinwände eingeschlossenen, weiten Gebiete die gesammte Obst- und Gemüsezucht für den königlichen Hofhalt vereinigt. Man darf wol anerkennen, daß dieser „Küchengarten" zur Zeit in ganz Europa seines Gleichen sucht, denn seine Anlage wie seine Leistungen sind in allen Zweigen gleich unübertrefflich und der allerhöchsten Eigenthümerin würdig. Auch dieser Garten ist eine Schöpfung des Prinzen Albert aus dem Jahre 1848. Vorher war die Erzeugung des königlichen Bedarfs in sechs älteren Gärten zerstreut, daher ungleich, ohne System und ohne Controle. Alle diese mangelhaften kleinen Betriebe wurden aufgehoben und dafür Frogmore eingerichtet mit einem Kostenaufwande von 900,000 Mark.

Sofort bei unserem Eintritte werden wir durch die Großartigkeit und Weite des Anblickes gefesselt, dann erkennen wir im Fortgange der Besichtigung die vollendete Zweckmäßigkeit der Disposition und den vorzüglichen Culturzustand aller Abtheilungen. Der gesammte Betrieb deckt fünfundvierzig Morgen; diese Grundfläche bildet nahezu ein Quadrat. Der Gartendirector Mr. Jones, dem ich empfohlen war, hatte die Güte mich selbst zu führen. Er wies zunächst darauf hin, daß der Garten durch eine lange Reihe von Gebäuden von Ost nach West in zwei ungleiche Theile zerlegt wird. In dem nördlichen kleineren Reviere befinden sich die Pflanz- und Vorrathshäuser, die Magazine, Stallungen und Schuppen jeder Art. Die südliche größere Hälfte ist wiederum durch vielfache Quermauern zerschnitten. Jede so gebildete Abtheilung trägt den Namen derjenigen Obstsorte, die ausschließlich an ihren Mauern gezogen wird: Kirschen, Pflaumen, Johannisbeeren, Aprikosen, Birnen u. s. w. Alle Wege sind mit Cordons von Aepfeln und Birnen eingefaßt; hinter diesen breiten sich freie Spaliere in verschiedenen Formen an eisernen Gestellen aus. Alle Bäume, alle Beete sind sauber gehalten und in einem üppigen Stande der Vegetation. Zahlreiche Arbeiter sind mit Reinigen der Wege, Lockern des Bodens, Gießen, Ausjäten des Unkrautes, Sammeln des Ungeziefers u. s. w. beschäftigt; genug: das Ganze muß jedem gärtnerischen Auge die vollste Befriedigung gewähren.

Dennoch übt die große, den Garten durchschneidende Gebäudereihe eine mächtigere Anziehungskraft und wir werden ungeduldig, sie zu betreten. Sie besteht aus einem Mittelhause, eine zweistöckige Giebelcottage in rothem Backstein, von allen Seiten grün und bunt bewachsen; nament-

lich zeichnen sich auf der Südseite die bis unter das Dach kletternden Jasmine und die Bignonia grandiflora aus. Hier ist die Wohnung des Directors; zu jeder ihrer beiden Seiten erstreckt sich eine Reihe von sieben großen, in Eisen ausgeführten Glashäusern. Diese fünfzehn Gebäude haben eine Frontlänge von beinahe vierhundert Metern und jedes Haus ist über sechs Meter tief. Wir durchschreiten sechs Weinhäuser, von denen zwei je vierunddreißig Meter lang sind. Die Reben stehen in Zwischenräumen von 1,30 Metern und eines der beiden Häuser gab im Jahre 1877 im Laufe eines Monates etwa eintausend Stück reife Trauben von Foster Seedling und Black Hamburgh. Ferner zählen wir vier Pfirsichhäuser; zwei Pflaumenhäuser mit Queen Victoria und Golden Drop besetzt, und an jedem Flügel zwei große Warmhäuser für Blumen und Zierpflanzen. Die Art des Betriebes in diesen Häusern wollen wir hier nicht näher betrachten; sie verläuft im Großen nach denselben Grundsätzen, die wir gestern schon auf der Dell angewendet fanden. Die Gärtnerei von Frogmore ist bereits seit einem Menschenalter ein Vorbild geworden, welches in der Nähe und Ferne als mustergültig nachgeahmt wird und Schule gemacht hat.

Auf der nördlichen Fronte dieser langen Reihe finden wir die geräumigen Wohnungen der zahlreichen Gärtner und Lehrlinge, bei denen ein Lesezimmer nebst Bibliothek nicht fehlt; hier liegen die Dampfkessel, Pflanzräume und die Champignonzucht. Gegen uns über sehen wir jetzt ein ganzes Dorf von hohen und niederen Glashäusern für die großartigen Treibereien aller möglichen Früchte und Gemüse. Die größeren Gebäude sind auch hier wieder der Traube und dem Pfirsich gewidmet; eine lange Reihe niederer Häuser enthält die Ananaszucht in reicher Vollendung; sie bringen im Jahre über viertausend Früchte. Die Erdbeere wird hier jährlich in neuntausend Töpfen getrieben, die Häuser lieferten in diesen Tagen, während des höchsten Besuches im Schlosse, täglich fünfundsiebzig Pfund in die Küche. Schnittbohnen und Blumenkohl dürfen das ganze Jahr über nicht ausgehen; drei Monate lang bringt sie der offene Garten, die übrige Zeit müssen die Glashäuser ausfüllen. Zwei große Räume sind mit frühen Kirschen in Töpfen besetzt, dann folgen Gurken, Melonen, wieder Trauben und Pfirsiche; endlich ganze Wälder von decorativen Pflanzen und Blumen, wie sie das große Schloß für unzählige Räume, für die Tafel, und für massenhafte Bouquets täglich frisch bedarf.

Nach einer stundenlangen Fahrt durch dieses Wunderland ruhten wir gern in Mr. Jones' freundlichem Wohnzimmer aus; jedoch noch keineswegs zu ermüdet: wir zu fragen, er uns zu belehren.

„Wir dürfen," sprach er, „das Lob, welches Sie unseren Culturen ertheilen, wol annehmen; wenigstens bemühen wir uns unausgesetzt, in jedem Zweige unserer Gärtnerei nur das Beste zu leisten. Wir setzen unsere Ehre darin, unsere allerhöchste Herrin so zu bedienen, wie die

ersten Marktgärtner von London bei schärfster Concurrenz, jeder in seiner Specialität, produciren. Wir fühlen uns gewissermaßen an der Spitze der englischen Gärtnerei und also auch unter ihrer allgemeinen Controle. Das schützt uns vor der Erschlaffung, die so leicht die Leistungen großer Administrationen auf die Mittelmäßigkeit herabdrückt."

„Die an uns gestellten Ansprüche sind allerdings zuweilen in Beziehung auf Massenhaftigkeit kaum glaublich. Vor einigen Jahren befand sich während acht Tagen ein ziemlich zahlreicher Besuch fremder höchster Herrschaften im Schlosse. Die damals von uns gelieferten jungen Erbsen verzehrten die Ernte von soviel Reihen, daß deren Gesammtlänge drei englische Meilen betrug. Auch ist unsere Thätigkeit nicht nur auf die Zeit beschränkt, in welcher der Hof hier residirt. Das ganze Jahr hindurch senden wir täglich Alles, was die Hofhaltung bedarf, nach Osborne und Balmoral."

„Unsere große Maschine muß daher mit militärischer Pünktlichkeit und Genauigkeit arbeiten. Werfen Sie einen Blick in diese Bücher hier. Wir führen darin genaue Verzeichnisse über Alles und Jedes, was die Gärten producirt haben, sowie wann und wohin es abgeliefert wurde; zugleich eine Berechnung unserer Erzeugungskosten in jeder Jahreszeit. Verkauft wird gar nichts. Die Resultate früherer Jahre stellen wir dann mit den neuesten zusammen und suchen so, an der Hand vergleichender Erfahrungen, vorwärts zu kommen und stets mehr, besser und billiger zu produciren."

„Diese gesammte umständliche, aber durchaus nothwendige Organisation unserer Verwaltung," fuhr Mr. Jones fort, als er sah, wie eifrig wir ihm zuhörten, „fand ich bereits vor, als ich meine hiesige Stellung im Jahre 1872 antrat. Ihre Schöpfung ist das Verdienst meines ausgezeichneten Vorgängers, Mr. Thomas Ingram. Ich hatte nichts zu thun, als in seinen Spuren weiter zu gehen. Nur nicht selbstgefällig stehen bleiben; das führt zum Schlendrian und Rückschritt. Auch tragen wir uns mit neuen großen Ideen. Zur Sicherung und Vereinfachung unserer Früheulturen habe ich den Plan ausgearbeitet, eine ganze Abtheilung, wie Sie solche in den Gemüsegärten gesehen haben, von Mauer zu Mauer mit Glas zu decken. Im Prineipe ist mein Projeet genehmigt worden; die Ausführung stößt sich bis jetzt noch an den Kostenpunkt, denn mein Anschlag beläuft sich allerdings auf hundertundachtzigtausend Mark. Aber ich hoffe bestimmt, das Geld wird sich nächstens finden."

Unser Rückweg nach Windsor führte uns an der Musterfarm von Frogmore und an der Dairy (Milchwirthschaft) vorüber. Auch hier durften wir eintreten. Die Farm, nebst drei anderen im Windsor Parke ist ebenfalls vom Prinzen Albert erbaut und eingerichtet. Sie zeigt im Großen dieselbe Vollendung, die wir gestern in ihrer verkleinerten Nachahmung auf der Dell bewunderten. Neben den zierlichen Alderneys sind,

hier prächtige Exemplare der Shorthorns und, zu Züchtungsversuchen, auch hochedle Schweizer aufgestellt.

Der Milchkeller der Dairy ist nicht allein ein Muster von großartiger, rationeller Einrichtung, sondern auch durch die reiche decorative Ausstattung seines Innern ausgezeichnet. Seine schönste Zierde bilden die umlaufenden, künstlerisch höchst werthvollen Friese aus bunter Majolika, in der berühmten Fabrik von Minton für diesen Raum und Zweck besonders entworfen und in der bekannten Vollendung ausgeführt.

Als wir uns jetzt auf dem Heimwege den Privatgärten der königlichen Cottage Frogmore näherten, begegnete uns ein zierliches einspänniges Wägelchen, begleitet von einem Reitknechte auf hochedlem Schimmel. Eine einzelne Dame, in tiefes Schwarz gekleidet, führte darin, nach guter englischer Sitte, selbst die Zügel. Wir blieben stehen und verbeugten uns tief und ehrfurchtsvoll vor der Königin, die heute, wie schon seit langen leidvollen Jahren, in den einsamen Weg zu dem königlichen Mausoleum einbog, in welchem ihr bestes irdisches Glück ruht.

Iwan Turgénjew.

Perſönliche Erinnerungen.

Von

Ludwig Pietſch.

— Berlin. —

Am 9. November vollendet der große ruſſiſche Novelliſt Iwan Turgénjew ſein ſechzigſtes Jahr. Das literariſche Werk ſeines Lebens, ſeine dichteriſche Thätigkeit, iſt, wie er verſichert, bereits zwei Jahre früher für immer abgeſchloſſen worden. Kritiker, Literarhiſtoriker und Eſſayiſten aller Culturnationen haben dieſem ſeinem Werk und Turgénjews Stellung und Bedeutung in der ruſſiſchen wie in der modernen Weltliteratur Beſprechungen, Unterſuchungen, Abhandlungen in Menge gewidmet. Ich hätte denſelben nichts Neues, etwa bisher noch ungeſagt Gebliebenes hinzuzufügen; oder habe wenigſtens nicht die Abſicht, es in den folgenden Blättern zu thun. Aber bei dem allgemeinen Intereſſe, welches die heutige gebildete Welt, und die deutſche nicht am wenigſten, an ſeinen poetiſchen Schöpfungen nimmt, ſind den Leſern von „Nord und Süd“ Mittheilungen über die Perſönlichkeit des Autors, ſeinen Lebensgang und die Art ſeines Schaffens ſchwerlich unwillkommen. Eine glückliche Verkettung von Umſtänden hat mich zu verſchiedenen Zeiten mit ihm in eigenthümlich nahe Berührung gebracht, mich wiederholt ſein Leben theilen laſſen und mich ſo in die Lage geſetzt, beſſer als die meiſten meiner Landsleute über ſeine Perſon, beſonders auch über die Geſchichte ſeiner Beziehungen zu Deutſchland und ſeiner Wirkungen auf das deutſche Publikum unterrichtet zu ſein. Von ſolchen Begegnungen mit Turgénjew will ich hier nur erzählen; ſolche ganz ſubjective Erinnerungen an das, was ich an und mit ihm erlebte, hier noch einmal erwecken; — nichts weiter.

Wer in den Jahren, welche der Berliner Märzrevolution zunächſt vorangingen und während der letzteren ſelbſt in der preußiſchen Haupt-

stadt gelebt hat, entsinnt sich des von Dr. Julius etwa 1845 begründeten großen Journal-Lese-Instituts, der „Zeitungshalle", das sich damals im ersten Stockwerk des heutigen Louis Landsberger'schen Hauses in der Oberwallstraße, Ecke der Jägerstraße, befand und 1849—50 durch den Belagerungszustand ruinirt und zum Eingehen gebracht wurde. Es war in jenen erregten vormärzlichen Tagen der Sammelplatz aller „Vertreter der Presse" Berlins, der, die von den Poeten und Propheten als nahe herbeigekommen verkündete „neue, freie Zeit" gläubig erhoffenden Jugend, aller politisch und literarisch thätigen und interessirten Köpfe der Einheimischen wie der hier verweilenden oder durchreisenden Fremden.

An einem der letzten Novemberabende des Jahres 1846 hatte ich diese Lesezimmer verlassen und stieg die Treppe zum Flur hinab. Von unten kam mir die auffallend hoch und breit gewachsene Gestalt eines jüngeren Mannes, in einen weiten Pelzrock gekleidet, ziemlich langsamen schweren Trittes die Stufen hinaufsteigend, entgegen. Auf dem mittleren Treppenabsatz trafen wir zusammen. Die dort brennende Gasflamme beleuchtete scharf und hell das Gesicht dieses Mannes. Der Anblick desselben frappirte mich so, daß ich für einen Moment stehen blieb und das Auge nicht von ihm wenden mochte, als er an mir vorüber und die Treppe weiter hinaufging. Falls er mich überhaupt beachtete, so mußte ihm mein Benehmen und Anstarren wunderlich genug und nicht eben von guter Lebensart zeugend erscheinen.

Es war ein Kopf, wie ich ihn nie gesehen hatte und wie man ihn nie wieder vergißt. Der eines etwa Achtundzwanzigjährigen. Ein Gesicht von entschieden russischem Typus mit ziemlich breiten Backenknochen, welche aber durch die edle, breite, herrlich gewölbte Stirn und die mächtige Nase dominirt wurden. Ueber jene fiel nach links hin ein voller Büschel des etwas lang getragenen, auf der rechten Seite gescheitelten braunen Haars. Starke, fast schwarze Brauen beschatteten ein Paar grünlich braune, breitlidrige, große Augen von fast schwermüthig ernstem Ausdruck. Ein brauner kurzer Schnurrbart zog sich bis unter die Mundwinkel über der etwas aufgeworfenen Oberlippe hin. Das glattrasirte, volle, bestimmt gezeichnete Kinn schloß dies bedeutende Antlitz nach unten hin ab.

Ich hatte das instinctive Gefühl, hier einem ganz besondern Menschenwesen begegnet zu sein, wenn mir auch schwerlich eine Vorahnung sagte, daß ich hier zum ersten Male auf die Quelle getroffen sei, die mir eines der besten und dauerbarsten „Glücke" der daran nicht eben armen spätern zweiten Hälfte meines Lebens spenden würde. Der Eindruck dieser exceptionellen Erscheinung beschäftigte mich am folgenden Tage unausgesetzt und ich entsinne mich, während desselben wiederholte Versuche gemacht zu haben, sie aus der Erinnerung zeichnerisch zu reproduciren.

In jenen Jahren von 1845 bis zur Märzrevolution vereinigte sich allabendlich resp. allnächtlich, wie das so in verschiedenen Kneipen Berlins

jeder Zeit geschehen ist, geschieht und immer wieder geschehen wird, ein Kreis von meist jüngeren Männern (zwischen 22 und 35 Jahren), an Berufsart, Lebensstellung, Begabung, selbst Nationalität unter einander sehr verschieden, in der Bierstube von Scheible an der Ecke der Markgrafen- und Französischen Straße am Gensdarmenmarkt. Es war keine geschlossene Verbindung; keine Statuten, kein Comment regelten ihr Verhalten unter sich und den Verlauf der gemeinsamen Sitzungen. Aber ein starker Zug des persönlichen Wohlgefallens an einander und eine gewisse Gleichartigkeit der idealistisch-philosophisch-künstlerischen Anschauung schlang ein festes Band um sie und bildete die magnetische Kraft, welche sie mit großer Regelmäßigkeit dort immer wieder zusammenführte. Ich habe seitdem viele derartige freie Vereinigungen von Männern aller Altersstufen, von Gesinnungsverwandten in Berlin und an anderen Orten kennen gelernt und danke ihren Sitzungen viel gute Stunden in Ernst und Heiterkeit. Aber nie wieder habe ich mich in einer befunden, in welcher jener, dem späteren Geschlecht unwiederbringlich verloren gegangene, schöne Idealismus der Welt- und Lebensauffassung, der Bestrebungen, der Gesinnungen so allgemein verbreitet und herrschend gewesen wäre, wie in dieser. Die starke Begeisterungsfähigkeit der Mehrzahl der dieser Gesellschaft Angehörigen bewies sich nicht ausschließlich den politischen Idealen gegenüber, welche in den Köpfen der damaligen Jugend spukten und seit den Verhandlungen des ersten vereinigten Landtages eine immer realere, bestimmtere Gestalt annahmen. Auch nicht nur in Bezug auf gewisse Erscheinungen der bildenden Kunst und der Poesie. Am stärksten wurde sie hervorgerufen und entfacht durch eine der herrlichsten, eigenartigsten und vollkommensten Verkörperungen, welche das Genie des Gesanges, und speciell des dramatischen, und der damit eng verbundenen dramatischen Darstellungskunst, jemals gefunden hat: durch die Erscheinung Pauline Viardot-Garcias. Diese große Meisterin, damals eben fünfundzwanzigjährig, im vollsten Glanze ihrer jugendlichen genialen Kraft und ihres früh eroberten Weltruhms strahlend, war nach längerem Aufenthalt in Rußland zu einem Gastspiel an der italienischen Oper im alten Königstädtischen Theater nach Berlin gekommen. Am 4. September 1846 war sie dort zum ersten Male (in der Rolle der Amina in Bellinis Sonnambula) aufgetreten. Und seit jenem Abend war es uns ähnlich ergangen wie Wilhelm Meister, seit ihm Farno zum ersten Male die Werke Shakespeares zur Lectüre empfohlen und gegeben hatte: „es ergriff uns der Strom jenes großen Genius" und wir hatten uns „bald völlig darin vergessen und verloren".

Der vielleicht am tiefsten und leidenschaftlichsten Ergriffene war gerade einer der ältesten unseres Kreises; 35 Jahre galten nämlich in jenen glücklichen jungen Tagen für ein Alter! — Die heutige Berliner Gesellschaft zählt solche Jünglinge fast noch zu den Knaben. — Dieser

Senior Dr. M.-Str. (er hat sich erst neuerdings in England, das er seit 25 Jahren bewohnt, einen bedeutenden Ruf als klassischer Philologe, speciell am Aristophanes erworben) dankte die glückliche Erhaltung des jugendlichsten Feuers einem Geschick, welches bei weniger kraftvollen und widerstandsfähigen Naturen gerade dieser Eigenschaft am schnellsten und sichersten verderblich wird. Als Theilnehmer am Frankfurter Attentat war er durch des hohen Bundestags berühmte Untersuchungscommission als zweiundzwanzigjähriger Student zum Tode verurtheilt und wie Fritz Reuter, sein Landsmann und Studiengenosse, zu lebenslänglicher Festungsstrafe begnadigt worden. Durch die Amnestie beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1840 der Freiheit und dem Leben zurückgegeben, fand er zunächst viel geringeren Antrieb, die ihm für den Erwerb einer festen Lebensstellung durch sieben Kerkerjahre gestohlene Zeit durch ernsthafte Bemühungen zur nachträglichen Eroberung einer solchen Position wieder zu gewinnen, als vielmehr zunächst die in seinen zwanziger Jahren verlorene Summe von Lebensgenuß in seinen dreißigern einzubringen. In der ungestörten Ruhe seines Festungsgefängnisses hatte er ein reicheres Wissen erworben, als es ihm während derselben Zeit draußen in dem Strom der Welt gelungen sein dürfte. Seine körperliche Frische und Gesundheit aber war ungebrochen geblieben; seine Persönlichkeit, seine Unterhaltung, sein Umgang wirkte wahrhaft hinreißend auf seine jüngeren Genossen, denen er es an Lebens- und Genußkraft zum mindesten gleich that.

Der gleich hohe Temperaturgrad der Begeisterung für Pauline Viardot schloß uns noch inniger mit ihm zusammen. Nun ist aber eine Sängerin, und sei in ihr auch die reinste und höchste Kunst gleichsam verkörpert, doch niemals nur ein Abstractum, niemals nur die gleichgültige Form eines geistig-künstlerischen Inhalts. Sie ist immer und vor Allem ein Weib. Und der Enthusiasmus der Männer für die Kunstleistung fließt mit dem für die Frau in ihr unwillkürlich zusammen. Man mag sich nicht an den Masken ihres Wesens genügen lassen, welche sie auf der Bühne der Menge zeigt, sondern empfindet das dringende Verlangen, dieses Wesen in seiner wahren, bleibenden, natürlichen Gestalt kennen zu lernen, ihm persönlich möglichst nahe zu treten. Dieser Wunsch wurde bei einigen unseres Kreises, zu denen der Unterzeichnete gehörte, von Tag zu Tag dringender. Aber jene, uns im späteren Alter so unbegreifliche „verschämte, blöde, süße Jugendeselei" trat immer zwischen das Verlangen und seine Ausführung. Da an einem Abend kam Freund M.-Str. mit frohen Mienen zu unserem Tisch bei Scheible: Er sei sehr glücklich; die „Enthusiastenvisite" bei Frau Viardot bleibe ihm erspart. Er habe einen jüngeren Freund wiedergefunden, dessen Bekanntschaft er vor einigen Jahren in Dresden gemacht, einen Russen, der in Deutschland studirt hätte, Collegienassessor Iwan Turgénjew. Dieser sei von

Petersburg her der intimste Freund der Familie der Künstlerin und nun hier eingetroffen, um während der ganzen Saison in Berlin zu bleiben. Heut wolle ihn derselbe in das Viardot'sche Haus einführen.

Habe ich je das Laster des Neides an mir bemerkt, was selten genug im Leben geschehen ist, so war es in diesem Augenblick; eines Neides, der ebenso gegen M. wie gegen diesen unbekannten jungen Russen gerichtet war. Am nächsten Abend warteten wir länger als sonst auf unseres Freundes Ankunft. Es war lange nach Mitternacht, als er eintrat; und er kam nicht allein, sondern mit ihm, in den weiten Pelzrock gehüllt, dieselbe Gestalt, die mich am dritten Abend zuvor so tief und seltsam impressionirt gehabt hatte, als ich ihr auf der Treppe zur „Zeitungshalle" begegnet war. Das also war der glückliche „junge Russe"! Bald genug noch während derselben Nacht gelang es dem neuen Bekannten, ohne jede Anstrengung seinerseits, die erste flüchtige Empfindung des Neides in die sehr entgegengesetzte der reinen Freude über sein Hiersein und des innigen Wohlgefallens an seiner Persönlichkeit zu verwandeln. Er sprach fließend deutsch, welches der russische Accent wol etwas fremdartig, aber nur desto anmuthiger und einschmeichelnder klingen ließ. Hatte er doch, nachdem er die Moskauer Universität besucht, zwei Jahre (40 und 41) in Berlin studirt; war ein eifriger Hörer und gläubiger Bekenner der Hegel'schen Philosophie — zu den Füßen Werders und Michelets sitzend — wenigstens *gewesen* und hatte auch wiederholt andere deutsche Städte zu kürzerem oder längerem Aufenthalte besucht. Er kannte Paris und Italien, bewies eben so feines, tiefes und eigenartiges Gefühl und Verständniß der Musik und der Malerei sowie der poetischen Literatur. Mit der deutschen schien er gründlich vertraut und speciell von einer imponirenden Goethefestigkeit. Was er sprach und worüber es auch sein mochte, das war durch Gehalt, wie durch die Form der Darstellung immer gleich anziehend und fesselnd, hatte nicht nur frischen Reiz der Neuheit und Originalität, sondern unterschied sich, wie ich bald erkannte, sehr wesentlich von der Art jener Gesprächs- und Darstellungsweise, welche unter uns vormärzlichen, mehr oder weniger hegelianisch dressirten oder doch angekränkelten Idealisten vorwiegend war, durch eine mich völlig überraschende sinnliche Gegenständlichkeit, durch die Fülle der feinen und genauen Beobachtungen der realen Natur und des Menschenlebens, von denen er damals schon einen reichen Schatz in seinem treu bewahrenden Gedächtniß angehäuft zu haben schien. Während der folgenden Tage und Abende dieses glücklichen Winters und Frühlings 1847, von welchen kaum einer vorübergegangen ist, ohne mir eine oder ein paar Stunden des erquicklichen Zusammenseins mit dem neuen Bekannten zu gewähren, fand ich immer vermehrten Anlaß, diese nie zuvor in solchem Maße bei einem anderen Menschen gefundene Gabe der Anschauung, oder vielmehr der allgemeinen sinnlichen Aufnahmefähigkeit für

alle Eindrücke der Natur, d. h. der gesammten Wirklichkeit, einer so eminenten Kunst der Darstellung derselben durch das Wort gesellt, zu bewundern. Wenn er den europäischen Westen kannte, so war ihm das Vertrauteste selbstverständlich doch bis dahin noch immer die eigene Heimat. Er war der Sohn eines reichen russischen Landedelmannes im Gouvernement Orel, der jüngste Sproß einer alten Magnatenfamilie, deren Mitgliedern, weiblichen so gut wie männlichen, bis zur letzten Generation keine jener charakteristischen Eigenschaften des altrussischen Gewaltherrenthums gefehlt hatten. Aber das Gesetz der Vererbung schien durch seine eigene Persönlichkeit der Unwirksamkeit überführt zu sein. Diese, körperlich im gewaltigen Stil seiner Ahnherren angelegte Gestalt war die eines Menschen von fast weiblicher Zartheit und Weichheit des Gemüths, dessen kräftigste Leidenschaft der tiefe Haß gegen das Unrecht, gegen die Brutalität, gegen die Unmenschlichkeit in jeder Gestalt war, und somit am heftigsten durch und gegen die Sünden und Frevel wider Humanität, Recht und Wahrheit erregt werden mußte. Und gerade diese sah er, wie in der Geschichte seines eigenen Hauses, überall in seinem ganzen Vaterlande unter der Regierung Nikolais die unbedingte grausame Herrschaft führen. Was Leibeigenschaft heißt, hatte er auf seinen elterlichen Besitzungen und denen seiner Nachbarn an der Quelle studiren können; was brutale Geistesknechtschaft, gewaltsame Erstickung des geistigen Lebens einer ganzen großen Nation sagen will, — überall in Rußland, in den glänzenden Hauptstädten und ihren Palästen, wie in den Hütten des kleinsten Dorfes. So waren die Bilder aus dieser russischen Heimat unter allen, welche sein beredtes Wort in so scharfer Naturwahrheit und mit so poetischem Stimmungsreiz malte, doch immer nicht nur die lebendigsten, schon durch die Seltsamkeit und Neuheit des Gegenstandes frappantesten, sondern auch die ergreifendsten. Wenn von einem „versöhnenden Element" darin überhaupt die Rede sein konnte, so wurde das einzig durch die tiefe Liebe zur Natur hineingetragen, die sich, zumal in solchen Heimatschilderungen, zugleich mit einem wahren Malersinn und Verständniß auch für ihre intimsten, leisesten Schönheiten bekundete. Immer aber erschien sein Wesen, selbst seine Heiterkeit, wie von einem zarten trübenden Schleier, von einer gewissen undefinirbaren Schwermuth beschattet. Waren persönliche Erfahrungen die Ursache davon? Oder war diese Grundstimmung nur jenes allgemeine Erbtheil seines Volkes, aus dessen Liedern sie so vernehmlich herausklingt? Mir erschien sie damals nur als eine Bestätigung mehr für meine Ueberzeugung, daß er zum Dichter geboren sei. Denn „es gefällt dem Dichtergenie das Element der Melancholie". Aber (der Heuchler!) er leugnete jedes derartige Vermögen ab und — verschwieg consequent, daß er bereits in der Heimat erzählende Gedichte in Versen, Novellen und Skizzen veröffentlicht hätte, in welchen, wie ich mich erst viel später überzeugen sollte, eigentlich schon alle jene Eigen-

schaften und Vorzüge klar zu Tage getreten waren, denen seine ferneren Schöpfungen ihre Wirkungen und ihren Ruhm zu danken haben.

Anfang Juni 1847 verließ Turgénjew Berlin zu einer großen Tour durch das westliche Europa. Sein Scheiden riß eine schmerzlich empfundene Lücke in unser hiesiges Leben. Das Salz, die rechte Würze desselben, schien verschwunden. Der Ausgang des „tollen Jahres" veranlaßte auch M.-Str., Berlin aufzugeben. Er übersiedelte völlig nach Paris, das er später dauernd mit London vertauschte. Jahre nach Jahren vergingen; — ich hörte nie den Namen Turgénjew nennen, empfing keinen Brief, kein Lebenszeichen von ihm.

Von dem 1872 verstorbenen Friedrich Eggers redigirt, erschien in den ersten fünfziger Jahren in Berlin das „deutsche Kunstblatt". 1855 im Januar ging dasselbe in den Besitz des hiesigen Verlagsbuchhändlers Heinrich Schindler über. Ich zeichnete zuweilen Beilagen für dasselbe. In jenem Winter besuchte ich denn meinen Verleger einmal, um ihm eine derartige kleine Arbeit abzuliefern. Er reichte mir ein paar Correcturbogen: „Sehen Sie's einmal durch; es ist ein wunderliches Buch, das ich da verlege; eine Uebersetzung aus dem Russischen; ein junger Russe hat sie mir gebracht, der sehr gut Deutsch versteht. Widert heißt er, lebt in Potsdam. Das Original soll in Rußland ungeheures Aufsehen machen." — Wer ist der Verfasser? — „Iwan Turgénjew nennt er sich; hier ist ein Daguerreotyp-Porträt von ihm, das mir Widert geliehen hat."

Der so lange nicht gehörte Klang des Namens erweckte mir plötzlich die ganze Fluth der liebsten Erinnerungen, welche die für mich sehr schweren, trüben, zwischen 48 und 55 liegenden Jahre zurückgedrängt, wenn auch nicht verschüttet gehabt hatten. Das Lichtbild zeigte mir das, durch den völlig veränderten Bartschnitt zwar etwas fremd gemachte, aber doch wohlbekannte herrliche Gesicht; nur noch schwermüthiger als ehemals blickten mich die Augen daraus an. Aber hätte ich auch dies Porträt nicht zur sinnlichen Bekräftigung zur Hand gehabt, — die Gewißheit, daß der Verfasser, Iwan Turgénjew, kein anderer sei, als jener unvergeßliche Genosse und Herbeiführer der schönen Tage und Nächte von 1847, wäre mir schon durch die Lectüre des ersten Bogens jenes Buches geworden. Letzteres aber war das „Tagebuch eines Jägers".

Wie er einst zu erzählen gewußt, so hatte er nun geschrieben. Von seinem Uebersetzer aber schien er vortrefflich verstanden zu sein. Wo der Erzähler selbst spricht in diesen Skizzen, glaubte ich bei der Lectüre Turgénjews eigenstes Deutsch zu hören. Diese Sammlung von Bildern aus dem Volksleben und der Natur seines heimatlichen Gouvernements ist längst, seitdem in alle Sprachen übersetzt, ein nach Gebühr geschätzter Besitz der ganzen gebildeten Welt geworden, die kaum ein diesem vergleichbares Buch besitzt. Zu den meisten der Skizzen, welche seinen Inhalt bilden, hat ihn irgend ein wirkliches Erlebniß, die Begegnung mit

einer ihm bemerkenswerth erscheinenden Gestalt, eine in der Natur gesehene lebendige Scene angeregt. Jede sieht wie ein reines Spiegelbild der Wirklichkeit aus; aber keine ist bloße Photographie derselben Sie ist mit den hellen, scharfen Sinnen des Jägers aufgefaßt, aber wiedergeboren aus der Seele eines Dichters und bewahrt einen Hauch von deren eigner Schönheit. Von seinen persönlichen Empfindungen bei dem, was er als erlebt und gesehen schildert, schweigt der Erzähler fast in allen diesen Geschichten. Er schildert, er läßt die Handlungen vor sich gehen und die Menschen reden, jeden in seiner echten Sprache, das Volk wie die Vornehmen. Kennt er doch beide gleich gut und genau; gehört er doch seiner Geburt, Erziehung und Bildung nach zu den letzteren und versteht und fühlt er doch so tief Alles, was die Seele des ersteren bewegt, belastet und quält! Dies „Tagebuch des Jägers" ist keineswegs eine Tendenzschrift. Nirgends reißt den Verfasser die Liebe und das Mitleid mit den Gepeinigten und Unterdrückten, der Haß und die Verachtung der Bosheit und Niedertracht und der Zustände, welche diesen das Recht und die Macht gegen jene gaben, zu Declamationen wider dieselben oder zum beredten Ausdruck seiner Theilnahme und seiner Ergriffenheit fort. Er beklagt nicht und macht sich auch nicht direct zum Ankläger der Verbrechen einer barbarischen Tyrannei und der Consequenzen des Instituts der Leibeigenschaft. Und dennoch hat keines von den unzähligen glühenden Plaidoyers für die unter derselben Leidenden, Geknechteten, keine der leidenschaftlichen revolutionären Predigten gegen die Einrichtung und die, welche sie aufrecht hielten, ausnutzten und eigentlich über die gesammte Bevölkerung des russischen Reichs ausdehnten, eine so gewaltige, directe, auch praktische Wirkung geübt, als diese Sammlung künstlerischer, objectiver Lebensbilder. Man lernt eben aus ihnen kennen, was Sklaverei ist, was Sklavenhalter und Leibeigene sind. Und selbst die aus solchen Zuständen erwachsenen humoristischen und groteskkomischen Figuren und Scenen erwecken die Empörung in der Brust des Lesers gegen das Institut kaum minder als die Darstellung desselben in seiner ganzen Furchtbarkeit und erbarmungslosen Unmenschlichkeit. Zum endlichen Sturz des Systems und zur Aufhebung der Leibeigenschaft hat dies „Tagebuch eines Jägers" vielleicht kräftiger mitgewirkt als alle Arbeiten der Verschwörer in und außerhalb Rußlands.

Das System erkannte den gefährlichen Feind, welcher ihm hier erstanden war. Aber es hatte keine rechte Handhabe, ihn zu vernichten oder unschädlich zu machen. Die Censur ließ das „Tagebuch" ziemlich ungehindert passiren. Man suchte und fand einen anderen Anlaß zu einer Art von Rache oder Strafe. Jedenfalls ist sie keine besonders schwere und grausame gewesen. Der Verfasser wurde für zwei Jahre auf seinen Besitzungen internirt, was ihn indeß nicht hinderte, so oft es ihm beliebte, Moskau zu besuchen. Der Tod Nikolais und der Ausgang der

neuen Zeit für Rußland nach dem Abschluß des Krimkrieges hat auch diesen nicht besonders empfindlichen Maßregelungen und persönlichen Freiheitsbeschränkungen Turgénjews ein Ziel gesetzt. Die damalige neue Generation verehrte in ihm einen der wichtigsten Mitarbeiter am Werke ihrer Erlösung. Durch die Mittheilung des Uebersetzers Widert, dessen Bekanntschaft ich unmittelbar nach der ersten Kenntnißnahme der Aushängebogen machte, erfuhr ich wenigstens einiges Thatsächliche von dem Leben Turgénjews seit der Zeit, wo er Berlin verlassen hatte. Die deutsche Uebersetzung vom „Tagebuch eines Jägers" erschien. Aber die darin zur Darstellung gebrachten Zustände und Menschen waren nicht nur unserem großen Publikum, sondern auch den deutschen ästhetischen Bildungskreisen so fremd, die tiefe Trostlosigkeit und die unbarmherzige Wahrheit darin so wenig behaglich, daß man sich gegen die Macht des Eindrucks dieser Erzählungen bei uns anfangs meist verschloß und sie im Allgemeinen, statt der sicher von mir erwarteten, eine ziemlich kühle Aufnahme fanden. Wenn ich persönlich nach meinen damaligen schwachen Federkräften mit vollem Enthusiasmus öffentlich dafür in's Zeug ging, so blieb das natürlich völlig wirkungslos. Auch Paul Heyse, den ich von der Kunst des Erzählers fast eben so sehr bezaubert, als von der poetischen und menschenbildnerischen Naturkraft desselben im Tiefsten ergriffen fand, widmete ihm und seinem Werke eine meisterhafte, sehr eingehende kritische Besprechung im „Deutschen Literaturblatt", in welcher des Dichters Eigenart und Größe allseitig gerecht und erschöpfend gewürdigt wurde. Doch des schon damals gefeierten und allbeliebten jungen Poeten beredtes Wort änderte vorläufig wenig an der fast gleichgültig reservirten Haltung des deutschen Publikums gegen das Buch und seinen Autor.

Ein neuer Versuch, Turgénjew in Deutschland einzubürgern, wurde durch den verstorbenen Wolfsson in der von ihm herausgegebenen „Deutsch-russischen Revue" zu Ende der fünfziger und Anfang der sechziger Jahre gemacht. Kein Geringerer als Fr. Bodenstedt übersetzte für dieselbe das vielleicht vollendetste und abgeschlossenste Meisterwerk des Dichters: „Faust; eine Novelle in Briefen". Abwechselnd in Frankreich und in der russischen Heimat lebend, in der höchstcultivirten Gesellschaft der europäischen Großstädte und wieder zwischen seinen russischen Bauern, unter denen er nun eifrig praktisch thätig mitwirkte, das Geschenk der ihnen gegebenen Freiheit zu realisiren und für sie selbst wahrhaft nutzbar zu machen, war Turgénjew während dieser Jahre dichterisch sehr productiv gewesen. Aber die damals geschaffenen größeren erzählenden Dichtungen: „Väter und Söhne", „Erste Liebe", „Dmitri Rudin", „Helene", „Der Antschur", „Anuschka", „Das Gasthaus an der Landstraße" blieben in Deutschland so gut wie unbekannt. Das „adlige Nest" war die einzige, welche damals (1861) in einer deutschen übrigens recht schwachen Uebersetzung (von Paul Fuchs) in Leipzig er-

schien. Man kümmerte sich eben in Deutschland noch so wenig um die moderne russische Literatur, daß kein Widerhall, kein Wellenschlag zu unseren literarischen Kreisen selbst von der enormen lärmenden Bewegung herüberdrang, welche z. B. Turgénjews „Väter und Söhne" bei ihrem Erscheinen in seinem Vaterlande hervorgerufen hatte. Es war der größte Erfolg gewesen, welchen der Dichter seit dem „Tagebuch eines Jägers" dort errungen gehabt hatte; aber ein Erfolg von wesentlich anderer Art. Beide Generationen des neuen Rußland, die sich seit der Durchführung der Reformen Alexanders II. gegenübertraten, hatte er im treuesten Spiegelbilde und mit einer wunderbaren, in die feinsten Fasern des inneren Lebens seiner Zeit und ihrer Menschen dringenden, dichterischen Divinationsgabe darin gezeichnet. Es waren nicht mehr die beiden alten Gegensätze, wie sie in der Blüthezeit der Herrschaft des Nikolai'schen Systems sich bekämpften: brutaler Absolutismus und philosophischer Liberalismus. Die Vertreter des letzteren gerade, die „westlich" gebildeten, human und frei gesinnten Ideologen und Romantiker, sahen sich nun plötzlich durch ein junges himmelstürmerisches, entfesseltes Geschlecht in die Position der noch vor Kurzem von ihnen selbst bekämpften „Alten" gedrängt. Der radikale Nihilismus erwuchs mit einer erstaunlichen Schnelligkeit aus dem von Grund aus umgewälzten Boden der russischen Gesellschaft. Turgénjew fand den wahren mustergültigen Typus und Repräsentanten dieser Jugend, den jungen Mediciner Bazaroff. Diese in ihrer Unliebenswürdigkeit doch so imponirende Gestalt und die Bilder derer, welche der Dichter als dessen Schüler und Gesinnungsgenossen mit so unerbittlicher Wahrheit zeichnete, fanden damals noch keineswegs den Beifall der jungen Generation. Sie überschüttete ihren Zeichner mit Invectiven und brandmarkte den, fünf Jahre zuvor noch als einen der Befreier des Vaterlandes Gefeierten als einen Verräther an der Sache der Freiheit. Aber eben so wenig schienen auch die „Alten" mit den in den beiden Brüdern Kisenoff nach ihnen gezeichneten repräsentativen Porträts zufrieden zu sein, sondern sehr geneigt, den Dichter selbst als einen Bekenner der nihilistischen Lehren seines Bazaroff anzuklagen. In England und Frankreich waren diese wie die anderen dichterischen Schöpfungen Turgénjews, unmittelbar nach ihrem Erscheinen in Rußland, in meist vorzüglichen Uebersetzungen erschienen (die französische Bearbeitung von „Väter und Söhne" eingeleitet durch ein Vorwort von Prosper Merimée). Der Autor war dort bekannt wie in seiner Heimat, ja uneingeschränkter noch, als in dieser, verehrt. In Deutschland blieb seine Kenntniß und die Liebe für ihn damals noch immer auf eine ganz kleine Gemeinde von Wissenden beschränkt.

Im Frühling 1863 kam ich zu längerem Aufenthalt nach Paris. Dort, im Hause der Familie Viardot, dort erwartete mich eine gänzlich unerhoffte freudige Ueberraschung: während des ersten Besuchs, den ich

bei ihr machte, trat Iwan Turgénjew in's Zimmer. Sein volles Haupt- und Barthaar war früh ergraut; im Uebrigen hatten diese 16 Jahre die wohlbekannte, unvergeßliche Erscheinung nicht wesentlich geändert. Nur wenige Tage wurde mir damals das Glück, mit ihm dort zusammen zuzubringen, die alten Erinnerungen zu erneuern und die Lücken in meiner Kenntniß von seinem Leben und Schaffen während der dazwischen liegenden Periode durch seine Mittheilungen zu ergänzen. Er folgte in jenem Frühlinge der ihm so nahe befreundeten Familie, an welche er sich mit ausdauernder Treue und Innigkeit angeschlossen hatte, nach Baden-Baden, wohin dieselbe zu vieljährigem Aufenthalt übersiedelte, da die moralische und politische Luft des zweiten Empire Herrn Louis Viardot, dem bekannten Kunstschriftsteller und Culturhistoriker, dem ehemaligen gesinnungsstrengen und überzeugungstreuen Freunde Armand Marrasts, unerträglich geworden war.

Dort in Baden-Baden, in dem schönheitreichen Waldthal der Oos, fand ich auf der Heimkehr im Juli desselben Jahres Turgénjew wieder. Und von da ab wurde es zu einer lieben und beglückenden Gewohnheit für mich, in jedem Sommer während 6—8 Wochen seine Wohnung und sein Leben zu theilen. Es schien, als übe der herrliche Ort auch auf ihn jene stille Macht, welche den, der einmal die unvergleichlichen Reize desselben und des Aufenthalts in ihm kennen gelernt hat, mit Willen kaum wieder von ihm scheiden läßt. Das damalige Baden-Baden gewährte seinem Gast und Bewohner in jedem Augenblick den Mitgenuß alles Glanzes und aller Lust der raffinirten, modernen, großstädtischen Civilisation und Lebenskunst, und zugleich die Möglichkeit, ihn nach Belieben sofort austauschen zu können gegen die stillen Freuden einer durch nichts gestörten holden poetischen Einsamkeit, inmitten einer reichen, herrlichen Wald- und Gebirgsnatur, deren Großartigkeit sich mit einer wahrhaft idealen Anmuth auf's Innigste verschmilzt. In einem jener Seitenthäler, welche sich von der Lichtenthaler Allee aus tief hinein zwischen die Waldberge hin erstrecken (im „Thiergartenthal"), lag die Villa Viardot inmitten eines weiten parkähnlichen Gartens, der auf der einen Seite von der Landstraße, auf der anderen von den zu den tannenbedeckten Höhen des Sauerbergs ansteigenden, saftigen Wiesen umgrenzt wurde. Das noch tiefer im Thal gelegene, dem Park nächstbenachbarte Wiesengrundstück erwarb Turgénjew als Eigenthum. 1865 begann er mit dem Bau eines eigenen Hauses auf demselben, einer stattlichen Villa im Stil eines französischen Lustschlößchens Louis XIII. mit hohem Mansardendach und schlanken Cheminées. Um dieses, bald seinem Aeußeren harmonisch auch im Inneren ausgestattete, Schlößchen entstand ein Garten mit alten, breitschattenden Obstbäumen, zierlichen neueren Anlagen, Bosquets und weiten Rasenflächen, kleinen Kiosken, von einer auf dem Grundstück selbst entspringenden Quelle durchrieselt und nur durch eine lebendige Gebüschhecke von dem anstoßen-

den, baumreicheren Park des befreundeten Hauses getrennt. 1866 wurde dies neue Heim von seinem Besitzer bezogen, und für die folgenden Jahre bis zum Sommer 1870 blieb es der Schauplatz einer wahrhaft idealen Existenz.

Turgénjew trug zwar die äußerste Trägheit geflissentlich zur Schau. Er schien seine Zeit dort hauptsächlich dem täglichen und stündlichen Verkehr mit der Familie seines Freundes zu widmen; dem Genuß der ihm zum tiefsten Lebensbedürfniß gewordenen, nirgends reicher und vollkommner als in diesem Kreise gebotenen musikalischen Kunst, und — von der sehnlich erwarteten Augustmitte an seiner zweiten Hauptleidenschaft, der Jagd, zu leben. Und trotz dieses Anscheins waren die in Baden-Baden verlebten Jahre für ihn außerordentlich fruchtbare. In jedem derselben mußte er sich, ob auch immer mit bitterem Widerstreben, zu einer Frühlings- oder Winterreise nach Rußland entschließen. Und in dem, wenn auch nur meist wenige Wochen währenden, Aufenthalt in der Heimat und der Wiederberührung mit dem natürlichen Mutterboden seines Genies gewann dasselbe, so schien es, immer wieder neue Kraft, oder wurde es zu neuen dichterischen Gebilden aus dem Leben des russischen Volks und der neuen Gesellschaft befruchtet. Aber auch in seiner relativen Verborgenheit in Baden war er jener nicht ganz entrückt. Die Promenade vor dem Curhause dort hat bekanntlich ihren „russischen Baum", und von den das Thal umgebenden belaubten Hügeln schimmern, wie man weiß, die vergoldeten Kuppeln russischer Kapellen und blinken aus dem Dunkel der Bäume und Bosquets ihrer Parks die lichten Mauern und die Fenster der Villen und Schlößchen zahlreicher russischer Aristokratenfamilien hervor. Baden-Baden war, wenigstens in jenen Zeiten, ein Rendezvous-Platz für alle Typen des modernen Russenthums. Hier fand er die Modelle, die er dichterisch frei, und darum erst recht treffend, 1866 in den Gestalten seines berühmten Romans „Rauch" reproducirte; ein Werk, das den Grimm und Haß so ziemlich aller Parteien seines Vaterlandes gegen ihn entflammte. Bitterere Wahrheiten hatte noch nie ein Dichter, Sittenschilderer, Socialpolitiker seinem eigenen Lande und Volk in's Gesicht gesagt, wie Turgénjew hier dem russischen. Ich muß mich begnügen, nur die Titel der Erzählungen zu nennen, welche während der in Baden-Baden verlebten Zeit von ihm geschrieben worden sind. Die wunderlich-phantastische Erzählung: „Erscheinungen" oder „Visionen", in welcher man so viele geheime Absichten und symbolisch verkleidete Gedanken ihres Dichters erkennen wollte, während sie in Wahrheit (ich habe sie gleichsam entstehen sehen) doch nichts als ein absichtsloser Traum, freilich der Traum und die Phantasie eines echten, mit der Natur auf's Gründlichste vertrauten Realisten ist, eröffnete die Reihe 1863—64. Dort entstanden ferner: „Das Abenteuer des Lieutenant Yergunoff", „Rauch", „Der König Lear auf dem Dorfe", „Eine Unglück-

liche", „Eine seltsame Geschichte", „Der Brigadier" und, in Folge eines zur Zeit der Hinrichtung Trauppmanns gemachten Besuchs in Paris, jenes Meisterwerk der Schilderung der letzten Stunden vor der Execution des genannten Mörders.

Es gehört zum höchsten Glück und zu den feinsten Genüssen meines Lebens, gewissermaßen, so weit das bei einer dichterischen Arbeit eben möglich ist, dem künstlerischen Schaffen und Bilden dieses außerordentlichen Genius zugesehen zu haben. Es war so ganz eigenthümlicher Art, so gründlich verschieden von der gewohnten Manier der schriftstellerischen Thätigkeit am Pult. Es ist nie bei Turgénjew auf „Bestellung" geschehen, nie unter der Einwirkung irgend eines äußeren Antriebes, nenne man denselben Ehrgeiz, literarische Ruhmsucht, Wunsch zu gefallen, oder zu bessern und zu bekehren, Tendenz oder Gelderwerb. Durch sociale Stellung und Naturell ist er von Haus aus der Wirkungssphäre solcher Motive, wie sie gerade die mächtigsten für so viele unserer Novellisten sind, entrückt. Und damit auch jener Kleinlichkeit des Sinnes und der Interessen, deren Spuren keine Kunst in den Schöpfungen der damit Behafteten auszulöschen vermag. Wenn Turgénjew schrieb, geschah es jederzeit nur unter dem Zwange einer ihn beherrschenden und treibenden unerklärlichen Macht. Er sah ein bestimmtes Bild, eine Einzelgestalt oder Gruppe. In einer gewissen Beleuchtung und Farbenstimmung trat sie vor sein inneres Auge; zuweilen eine solche, die er einmal in der Wirklichkeit gesehen hatte; ebenso oft aber auch, ohne daß er wußte, woher sie ihm kam. Die Erscheinung belästigte ihn, peinigte ihn selbst, Wochen, Monate lang; kehrte unablässig immer wieder, als ob sie von ihm ihre objective Gestaltung in einem Kunstwerk gebieterisch verlangte. Wie gern hätte er sich derselben entzogen; auf die Länge konnte er es nicht. Dann fühlte er sich wie von einem Nebelgewölk umgeben. Immer deutlicher gestaltet, traten aus demselben einzelne, meist russische Figuren, Männer und Weiber von verschiedenstem Alter, Beruf, Aussehen, Sprache, Benehmen, zuletzt in leibhaftigster Klarheit heraus, die in irgend einer dem Dichter selbst noch unbekannten Beziehung zu jener Hauptgruppe oder Hauptfigur standen. Er hört sie mit sinnlicher Deutlichkeit sprechen. Sie erzählen ihm ihre Lebensgeschichte, ihre Absichten. Er kann es nicht mehr vermeiden, ein Aktenstück anzulegen, in welchem er, unter dem Namen jedes Einzelnen von ihnen, ihre Mittheilungen, die sich zuweilen wol bis zur Geschichte ihrer Großeltern zurück erstrecken, niederschreibt. Dann wird er sich wol bewußt, daß er den Kreis verengern muß. Er scheidet eine größere oder geringere Anzahl von Personen aus, den Rest läßt er auf einander wirken. Wille und Schicksal, Freiheit und Naturbedingtheit durch Vererbung und natürlichen Volks- und Heimatsboden wirken zusammen, um Lebensgang und Handlungsweise zu bestimmen, die Katastrophen und die Lösungen herbeizuführen. Aus dieser Art

des Schaffens erwächst seinen Dichtungen jenes Gepräge der über jede Willkür erhabenen, aber somit freilich auch die eigentliche, mit bewußter klarer Absicht durchgeführte, ästhetische Composition ausschließenden Naturnothwendigkeit des Verlaufs. Sie ist der Vorzug, aber besonders in den Augen so mancher deutschen, ästhetisch wohlgeschulten Kritiker zugleich auch der größte Mangel dieser erzählenden Dichtungen. Diese Beurtheiler mögen es ihnen nicht verzeihen, daß sie nicht, wie es der deutsche Roman vorschriftsmäßig thut, „harmonisch ausklingen", wenn auch tragisch, so doch „versöhnend" schließen; sondern es der Tugend so selten, wie es das Leben und die Wirklichkeit thut, vergönnen, sich zufrieden und vergnügt nach allen Leiden zu Tische zu setzen, während sich das Laster erbricht.

Wie oft habe ich während unseres sommerlichen Zusammenlebens Turgénjew unter dem innerlichen Zwange dieses „Schreibenmüssens" leiden sehen und ihn buchstäblich stöhnen gehört, wenn er es schlechterdings nicht mehr hinausschieben konnte, demselben Folge zu leisten; wenn das einsame Schach- und Billardspielen mit sich selbst und die Hühnerjagd nicht länger mehr ausreichten, um ihn dieser Nöthigung zu entziehen und dieselbe vor sich selbst vergessen zu machen. „Ich muß heute schreiben!" war dann wol ein mit einer Art komischer Verzweiflung ausgestoßener Schmerzensschrei am Morgen eines solchen Arbeitstages. War aber das Werk in der sorgfältigsten Ausbildung zum Abschluß gebracht, so interessirte ihn das fernere Schicksal desselben kaum im Geringsten mehr. Nie habe ich einen Schriftsteller oder Künstler von einer so absoluten, aufrichtigen Gleichgültigkeit gegen Erfolg oder Nichterfolg seiner Werke, gegen die Meinung der Welt und der literarischen Kritik über dieselben gefunden wie ihn: „die That ist Alles, Nichts der Ruhm" auch für ihn. Höchstens, daß ihm zuweilen einmal eine Uebersetzerbarbarei, — und er hat von solcher schlimmer wie andere zu leiden gehabt, — einen Klageruf über seine so plump mißhandelten Geisteskinder entlockte. Seit seiner Uebersiedelung nach Deutschland, — das, wie er in der Vorrede der bei Behre in Mitau erscheinenden deutschen Uebersetzung seiner ausgewählten Werke öffentlich erklärte, er als ein zweites Vaterland verehre und liebe, — begann plötzlich die Popularität, die Beliebtheit seiner Erzählungen auch bei uns von Jahr zu Jahr in rapider Schnelligkeit zu wachsen. Der immer stärker sich entwickelnde, mit der Kraft einer ansteckenden Krankheit in der deutschen Bildungswelt um sich greifende pessimistische Zug unserer Zeit kam der Wirkung von Turgénjews Dichtungen zu gut, während gerade diese in ihnen selbst so stark und herb vorwaltende Stimmung und Weltanschauung zwölf Jahre früher ihrem Eindringen bei uns die stärksten Hindernisse bereitet gehabt hatte. Uebersetzungen und Bearbeitungen nicht nur seiner neuesten, sondern auch seiner ältesten jugendlichen Novellen drängten sich in unsere Romanzeitungen, wie als Buchausgaben. Eine Seite seiner dichterischen

Production allerdings haben die Uebersetzer bis diesen Augenblick noch nicht der Beachtung gewürdigt, vielleicht auch nicht gekannt: die von Turgénjew in Baden-Baden verfaßten, französisch geschriebenen Texte zierlicher kleiner, phantastischer Operetten. Er schrieb sie für Madame Viardot, die sie zum Text der von ihr componirten anmuthigsten Musik benutzt. Die Villa Viardot war während aller jener Jahre eine wahre Hochschule des echten Kunstgesanges. Ein Kreis von stimm- und talentbegabten jungen Damen aus allen Culturnationen empfing dort von der großen Meisterin den Unterricht darin. In zwei, damals noch halb kindlichen, reizenden Töchtern schien das mütterliche Gesangstalent sich zu neuer prächtiger Blüthe zu entfalten; wie die allgemeine musikalische Begabung nicht minder auch in einem Knaben, dem jüngsten Sohn des Hauses. Um diesen Schülerinnenkreis auch in den Anfangsgründen des Spiels und des dramatischen Bühnengesanges praktisch zu üben, componirte die Meisterin jene Opern, deren Chor- und Solostimmen, mit Ausnahme einer Männer- und einer Knabenrolle, ausschließlich als weibliche, als Soprane und Alte, gedacht waren. Ich glaube, es war die einzige Art von dichterischer Arbeit, welche Turgénjew mit wahrem Vergnügen und Behagen ausführte, diese Libretti zu verfassen. Und doch waren darin jene nicht eben leichten Bedingungen zu erfüllen. Es sind „Le dernier des sorciers", „Trop de femmes" und „l'Ogre". Der liebende Prinz in diesen Operetten wurde bei den Aufführungen zumeist von Frau Viardot selbst übernommen, welche auch diese Partien noch immer mit dem unverminderten heiteren Glanz ihres Genies und ähnlicher Wirkung durchzuführen wußte, wie die, welche wir sie zwanzig und zehn Jahre früher von der lyrischen Bühne herab ausüben sahen nnd hörten. Die Baßpartie des alten Zauberers, Paschas oder Menschenfressers übernahm dann wol ein gesangskundiger, bärtiger, in Baden anwesender Freund des Hauses. Wenn ein so Begabter in dem großen Kreise interessanter und hervorragender Männer aus allen Nationen, der sich hier zusammenfand und durch die gleiche künstlerische und menschliche, innige Verehrung und treue Anhänglichkeit verbunden wurde, aber einmal gerade mangelte, so verschmähte es auch wol Turgénjew selbst nicht, dafür einzutreten und sich willig von den hübschen jungen Elsen, Harems-Schönen oder Gefangenen überlisten, necken und peinigen zu lassen zum großen Ergötzen eines Publikums, welches nicht selten mit vollem Recht, buchstäblich zutreffend, ein „Parquet von Königen" und Königinnen, Fürsten und Fürstinnen genannt werden konnte, die einfach als Freunde des Hauses „mit abgelegter Strahlenkrone" der Majestät und Hoheit in der Künstlervilla des Thiergartenthales, dieser greatest attraction des damaligen Baden-Baden für alle edleren, erleseneren Gäste des „Wiesen- und Waldparadieses an der Oos", verkehrten und aufgenommen waren. Bis zum Jahre 69 war die Scene dieser Uebungsaufführungen der Parterresalon in Turgénjews Schlößchen; später die Bühne eines kleinen Theaters, welches im Garten

der Villa Viardot errichtet wurde. Vergebens würde ich versuchen, den Zauber dieser Sommerabende und der ihnen folgenden Nächte zu schildern, während welcher diese jungen, kunstgeschulten Mädchenstimmen den Wiederhall in den nahen, dunklen Tannenwänden der umgebenden Waldberge erweckten. Und wenn dann die ganze Schaar in ihren phantastischen Trachten, so manche mit wahrhaft märchenhafter Anmuth geschmückt, auf den mondbeglänzten Gartenwegen, über die thauschimmernden Wiesen und durch den nachtdunklen Park dahinzog zur Villa Viardot, wo das Beisammensein nach dem heitersten Singen erst spät nach Mitternacht sein Ende fand! Und dann der langsame Heimgang an Turgénjews Seite durch die, dem tiefsten Schweigen und Schlummer zurückgegebene Thaleinsamkeit, dem Schlosse zu, an dessen Thür ihn der, nicht ganz mit Unrecht als der nächste und geliebteste Freund seines Herzens bezeichnete, große, prachtvolle, langhaarige Hühnerhund Pegase sehnlichst erharrte ... Wie oft, jeder seine Kerze in der Hand, im Flur stehend, im Begriff, uns in unsere verschiedenen Schlafzimmer zu begeben, blieb man dann wol noch im Flur stehen, durch irgend ein Gespräch, d. h. ein Schilderung, eine Erzählung von ihm, gebannt; nicht selten eine solche, welche sich später zum vielbewunderten Kunstwerk krystallisirt oder ausgebildet hat ... Und wie oft dort drüben über dem Wald kündete der Morgen sich an, ehe man sich losriß aus dem wunderbaren Bann dieses Dichterworts und -Geistes, um noch eine kurze Ruhe zu suchen.

Ich fühlte es deutlich schon in der höchsten Blüthenzeit dieses mir dort und durch ihn bereiteten Glückes, im Jahre 68 und 69, daß es zu schön sei, um lange zu dauern. Machte ich doch, sagte der Gott, nur das Vergängliche schön. Was ihm, wie dem ganzen Glanz und der Lust dieses Daseins in Baden-Baden ein Ende bereitete, war der Krieg von 1870. Keineswegs, wie man, theils absichtlich, theils unabsichtlich verleumderisch, den betreffenden Persönlichkeiten nachgesagt hat, war es plötzlich erwachter Haß gegen das „zweite Vaterland" Deutschland und Aerger über die Siege unseres Volkes, was die befreundeten Bewohner jener Thiergartenvillen bestimmte, ihren entzückenden Besitz aufzugeben; den deutschen Staub von ihren Schuhen zu schütteln. Umstände rein praktischer Natur machten es ihnen zur Nothwendigkeit. Die Familie Viardot und, wie immer, untrennbar von ihr, Turgénjew übersiedelten zu Ende des Jahres 1870 nach London. Kurz zuvor, in der Mitte des October, besuchte ich sie noch einmal. Von dem eroberten, halbzerstörten Straßburg aus, wohin ich von Versailles für einige Tage gefahren war, kam ich herüber. Wie so traurig und verhältnißmäßig verödet erschienen mir im trüben Licht dieser regnerischen Spätherbsttage die geliebten Stätten des einstigen Glücks! Alles war bereits zur Auflösung verurtheilt und es war mir, wie Marianne von Willemer es so anmuthig ausdrückt, „als flatterten die vergangenen Freuden ängstlich in den Räu-

men umher und fühlten, daß sie keine bleibende Stätte mehr haben" sollten. Dies schöne Stück Leben war für immer zu Ende. —

Aber die Kriege gehen vorüber wie die Gewitter, die Blumen blühen auf blutgetränkten Gräbern und verwüstet gewesenen Gärten. Frieden und sonnige Heiterkeit zogen wieder in die Welt ein. Habe ich die Freunde auch nicht mehr in Baden wiedersehen können, so war es mir doch vergönnt, im Jahre nach dem Kriege mit Turgénjew in London zusammenzutreffen, und seitdem fast alljährlich bald auf seiner Durchreise nach Rußland, wenn auch immer nur für wenige Stunden in Berlin, bald für Tage, Wochen und Monate bei häufig wiederholtem Aufenthalt in Paris. Im innersten Wesen immer Russe geblieben und von der tiefen, starken Liebe für sein, ob auch oft so herb von ihm geschmähtes, Vaterland und Volk beseelt, hat Turgénjew doch nicht jene Art von Heimat-Sentimentalität, die uns so oft und viel zu schaffen macht. Ich habe nie gefunden, daß er auf die in Baden-Baden verlebte Zeit mit noch einem anderen Bedauern über ihr Ende, als das über die Unmöglichkeit, eine gute Jagd wie dort im Schwarzwald und der Rheinebene hier in Paris zu haben, zurückgeblickt hätte. Nichts stört ihn da, wo er das Haus seiner Freunde theilt, und in dem schönen Bougival in der Umgegend der Hauptstadt, wo er in demselben weit ausgedehnten parkartigen Grundstück, das sich vom Seineufer bis zu den waldigen Höhenrücken hinter dem Ort erstreckt, eine neue stattliche Villa (diese im Schweizer Chaletstil) in unmittelbarer Nähe der dortigen Villa Viardot bewohnt, — in seinem vollen, ruhigen Behagen und in seinen liebsten Lebensgewohnheiten; es sei denn die jeweilige längere oder kürzere Heimsuchung durch seinen anhänglichsten Freund, die Gicht, und die, durch diese vermehrte Schwierigkeit, zu jagen wie ehemals. Dafür ist er Gemäldeliebhaber und -Sammler geworden. Einer der feinfühligsten und verständnißvollsten Kenner war er durch natürliche Anlage und vieles Sehen von jeher. Daß auch diese Jahre seines Pariser Aufenthalts keineswegs poetisch unproductive für ihn gewesen sind, beweisen — einer ganzen Reihe von kleineren Arbeiten hier zu geschweigen — (wie z. B. jene, allen Lesern der Gegenwart sicher unvergeßliche, furchtbar packende, beklemmende und erschütternde Erzählung: „Der Traum") — schon allein jene beiden großen, erzählenden Hauptschöpfungen: „Frühlingsfluthen" und „Neuland". Beide sind in Deutschland so allbekannt; zumal das letztere Werk hat bei uns eine der ihm in Rußland gewordenen wahrhaft empörenden so völlig entgegengesetzt bewundernde Aufnahme und eine so gerechte Anerkennung seiner außerordentlichen Bedeutung als Dichtung, wie als culturgeschichtliches Zeit- und Charakterbild gefunden, daß es gänzlich überflüssig wäre, mich hier noch einmal meinerseits damit kritisch zu beschäftigen. Wieder ist es Turgénjew ähnlich damit ergangen, wie vor 19 Jahren mit dem Roman „Väter und Söhne". Nur, daß auch die heutigen Nihilisten,

deren Bild er nun mit so einschneidender Schärfe zeichnete, den Bazaroff von damals zu den „Alten" werfen würden. An Roheit und Brutalität haben sie ihn weit überholt und ihre literarisch-kritischen Wortführer haben es an dem Ausdruck und an den Beweisen derselben gegen Turgénjew nicht fehlen lassen. Das Wort, das er sich gegeben, keine Zeile mehr zu schreiben, und dessen Bruch seine Freunde und Verehrer noch immer erhofften und herbeiwünschten, hat er bis jetzt wenigstens streng gehalten. Anscheinend kostet ihm das keinen besonders schweren Kampf. Er versicherte mich noch in diesem Frühling in Paris und im letzten August auf der Durchreise nach Rußland bei dem kurzen, hoch erfreulichen Zusammensein in Berlin, daß er diesem Entschluß des Nichtmehrschreibens und seiner Durchführung einen unvergleichlich behaglichen Zustand verdanke. Dabei aber entwickelte er wieder eine so glänzende geistige Frische und Regsamkeit, eine so lebhafte Theilnahme und so durchdringendes Verständniß der Dinge, speciell auch der gegenwärtigen, seltsamen und unheimlichen, socialen Erscheinungen und Bewegungen in seinem Vaterlande, eine so bewundernswürdige Fähigkeit der Darstellung und Schilderung des Geistigsten und Phantastischsten wie des Realsten durch die Sprache und sogar durch die deutsche, daß ich den Zweifel, er würde jenen Schwur während seines ganzen hoffentlich noch langen Lebensrestes dennoch brechen, wieder in voller tröstlicher Stärke erwachen fühlte. Für unsere Zeit ist es bekanntlich charakteristisch, daß viele der größten Thaten und Siege von Männern vollbracht und errungen wurden, die ihr sechzigstes Jahr bereits hinter sich hatten. Wer Turgénjew kennt, wie ich ihn kenne, mag die Hoffnung nicht aufgeben, daß die künftige Geschichte der Weltliteratur auch seinen ruhmvollen Namen denen dieser modernen „Alten" anzureihen haben wird.

Verlag von Georg Stilke in Berlin, NW., 32. Louisenstraße.
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Richard Wagner

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

VII. Band. — December 1878. — 21. Heft.

Berlin.
Verlag von Georg Stilke.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

VII. Band. — December 1878. — 24. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: Richard Wagner.)

Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
NW. 32. Luisenstraße.

Richard Wagner.

Von

Eduard Schelle.

— Wien. —

Die denkwürdigen Tage des Bayreuther Festspieles stehen noch immer in frischer Erinnerung; sie sind in Wahrheit ein höchst denkwürdiges Ereigniß in unserer Zeit, da die That ganz vereinzelt in der Geschichte der Kunst dasteht. Das Unternehmen, unsere modernen Zustände, das naturgemäße Resultat einer historischen Entwicklung jäh zu durchreißen und dem antiken Ideal auf dem Untergrunde einer heterogenen Gesittung und Cultur einen Tempel zu errichten, mag immerhin als die Folge eines überspannten romantischen Triebes betrachtet werden, es ist nichtsdestoweniger groß — und das muß selbst der anerkennen, welcher sich mit dem Kunstwerk und der Richtung Wagners nicht befreunden kann. Es ist groß, weil es ein hohes ideales Ziel enthüllte, und vor Allem, weil es den Erfolg für sich hatte, nämlich weil es ein Weltpublikum um sich versammelte. Hätte das Bayreuther Festspiel nur eine interne Betheiligung gefunden, so wäre es als eine ephemere Fata Morgana einer phantastischen Illusion auszulegen gewesen, so aber gibt es sich als ein Symptom unserer heutigen Kunstzustände zu erkennen, es erweckt die Ahnung, daß etwas im Staate des modernen Theaterwesens gründlich faul sei.

Aus der Fluth der Berichte und Abhandlungen, welche das Bayreuther Ereigniß hervorrief, stieg das Bild des alten Parteikampfes, der mit den ersten bahnbrechenden Schöpfungen Wagners so heftig entbrannte, wieder hell aufflammend hervor. Es ließen sich wie bei parlamentarischen Verhandlungen drei Parteien deutlich unterscheiden. Da trat hervor die äußerste Linke, welche, unter den Fahnen eines blinden Enthusiasmus kämpfend, in ihrem angebeteten Meister den Parakleten des wahren Kunstheils verkündet, ihn aus dem geschichtlichen Zusammenhang mit dem Ent-

wicklungsgange der Musik herausreißend nur mit einem Aeschylos und Shakespeare in Parallele stellt und neben ihm nur noch dem Musiker Beethoven gewissermaßen als Pionier des neuen Kunstwerkes einen Platz einräumt. Ihr gegenüber bemerken wir die äußerste Rechte, welche vor Wagner, als dem Antichrist in der Oper, das Kreuz schlägt, seinem Kunstwerk die ästhetische Berechtigung abspricht, dasselbe als das künstliche Machwerk einer sich nicht ausreichend fühlenden musikalischen Potenz stigmatisirt, dabei aber mit christlicher Liebe der Energie seines Strebens als Milderungsgrund für sein Wirken Achtung zollt. Und da läßt sich denn endlich auch das Centrum nicht vermissen, welches, einen Compromiß mit der Richtung des neuen Kunstwerkes eingehend, sich in einer reservirten Stellung hält und sorgsam die einzelnen Schönheiten abwägt, ohne die Schöpfung aus dem Ganzen und Vollen zu erfassen. Es wurden von dieser Seite her mitunter gar wunderliche Amendements eingebracht. So verlautete es unter Anderem: „Wagners Trilogie dürfte überhaupt nur dann Aussicht auf längere Lebensdauer und allgemeine Verbreitung haben, wenn ein sachverständiger und begeisterter Freund des Tonsetzers sich findet, der durch geschickte Striche das vierabendliche Werk auf ein einabendliches von mäßigem Umfang reducirt." Denn, wenn Wagner auch heutigen Tages siegreich gegen seine Gegner das Feld behauptet, wenn ihm gegenwärtig das große Publikum in seiner Mehrheit unbedingt zustimmt, so zeigt es sich doch bei dieser Gelegenheit, daß die Opposition noch keineswegs gewillt ist, vor ihm die Waffen zu strecken. Dabei läßt es sich indeß nicht verhehlen, daß die pro und contra in's Treffen geführten Gründe zumeist ihre Berechtigung haben, insofern sie sich auf ästhetische Principien stützen. Allein die Aesthetik ist eine sehr unverläßliche Wegweiserin in einer Kunst, deren geschichtlicher Bildungsgang noch nicht in durchsichtiger Klarheit bloßgelegt ist, über deren erste für die ästhetischen Bestimmungen maßgebenden Keime in vormittelalterlicher Zeit erst jetzt ein schwaches Dämmerlicht sich zu verbreiten beginnt, so daß man die Glaubwürdigkeit der Tradition bezweifeln kann. Die Aesthetik ist stets den Forderungen der Kunst gegenüber im Rückstand. Der Genius der Musik wenigstens liebt es, ihrer Dogmen keck zu spotten und seinen eigenen Weg zu gehen. Die Aesthetik läßt uns gerade in den wichtigsten, das Urtheil begründenden, heute namentlich brennenden Fragen, wie: das Verhältniß der Form zum Inhalte, das Wesen der Melodie, die künstlerische Berechtigung der historischen Oper, gar kläglich im Stich. Bei dem Anprall der verschiedenen gegensätzlichen Urtheile und Ansichten drängt sich nur zu häufig Mephistos Ausspruch in „Faust" auf:

„Mit Worten läßt sich trefflich streiten,
Mit Worten ein System bereiten —"

denn in der That können abstracte, aus der Philosophie herübergeholte Begriffe, wenn sie keine historische Basis finden, nicht mehr bedeuten als

Worte. Ständen nicht die Kunstschöpfungen Wagners dessen ästhetischen Theorien zur Seite, so dürfte, so geniale Blitze auch aus den letzteren hervorzucken, der Zukunftsruhm des Meisters auf sehr schwachen Füßen stehen.

Der große Parteikampf, der sich an die Person Wagners knüpft und dem Namen Richard Wagner auch für die späteren Zeiten ein ungemein interessantes Relief verleihen wird, findet einen Pendant in dem musikalischen Kriege, welchen im vergangenen Jahrhundert Gluck in Paris entzündete. Dieser Krieg hat mit dem Kampf, welcher durch und um Wagner entbrannt ist, auch darin eine Aehnlichkeit, daß er wie dieser eine für die damaligen Verhältnisse ziemlich weitschichtige Literatur ablagerte, daß die Parteien ihr Kriegsmaterial nur aus dem Arsenal der Aesthetik bezogen und die geschichtlichen Fonds der Musik unbehelligt ließen. Allein in wie kleinen Dimensionen bewegte sich dieser Krieg, wie bescheiden waren die Ziele, welche sich der Schöpfer der „Iphigenie auf Tauris" steckte, im Vergleich zu dem Ziele, welches Wagner in seinem Banner führt. Unter den Schriften, welche jener musikalische Krieg hervorrief, lautet eine: Mémoires pour servir à l'Histoire de la Revolution operée dans la Musique par M. le Chevalier de Gluck. In den Augen der damaligen Franzosen mußte freilich die That Glucks als eine revolutionäre gelten, indem sie das bis dahin herrschende System der französischen Oper über den Haufen warf und ein neues Stilgesetz proclamirte. Im Grunde war aber Gluck doch nur ein Reformator. Er begnügte sich, diese Kunstform von den Auswüchsen zu säubern, welche die italienische Praxis in ihr hervorgerufen hatte, den Wulst der französischen Schablone abzustreifen und einen echten, rein dramatischen Grundton in ihr einzuführen, ließ aber das Gebäude selbst unversehrt. Der Ausdruck Revolution ist vielmehr ein Schlagwort Wagners. Für ihn handelt es sich nicht um eine Reformation jener Kunstgattung, sondern für deren Verklärung in einem ganz neu gearteten Kunstwerke, welches sich mit den geschichtlich gewordenen Formen nicht mehr verträgt. Allein dieses Kunstwerk bedingt eine andere Atmosphäre als die, welche die moderne Welt ausströmt, diese Welt, in welcher die menschliche Natur bei ihrem Streben nach freier, selbständiger Entfaltung ihres ureigenen Wesens an den Hemmungen des socialen Lebens, der staatlichen Verhältnisse, endlich der Formenbildung überhaupt sich nur wund stößt, ohne das Ziel zu erreichen, in welcher endlich die Künste, dahingegeben einem „egoistischen" Sonderleben, statt sich liebevoll zu einem Gesammtkunstwerk zu umschlingen und in diesem aufzugehen, „einsiedlerisch verkümmern", die Kunst überhaupt nur „Luxus" ist. Dem historischen Ideal stellt somit Wagner ein neues Ideal entgegen, und mag immerhin dieses als ein romantisches Utopien zu deuten sein, so zeugt es doch von einer großangelegten Natur und von einem wahrhaft schöpferischen, den höchsten

Zwecken zugewandten Geiste. Nicht leerer Sturm und Drang, noch weniger Mißstimmung in Folge vereitelter Erwartungen hat Wagner zu dieser Anschauung getrieben, sie ist vielmehr allmählich in ihm aufgetaucht, ist von ihm allmählich zu einer Theorie verarbeitet worden. Anfänglich schloß er sich an die traditionelle und zwar die französische Effectoper in seinem „Rienzi" an, aber schon „Der fliegende Holländer", „Tannhäuser", „Lohengrin" bilden die Etappen zu „Tristan und Isolde" und in der Trilogie „Der Ring des Nibelungen" enthüllt sich nun völlig die von ihm neuentdeckte Welt. Für dieses Ideal ist er stets kampfbereit in die Schranken getreten. Er hat sich keineswegs, wie unsere großen Meister, auf ein stilles Dulden beschieden, sondern mit dem Schwerte der Kritik wie Polemik, das er glücklicherweise wohl zu schwingen versteht, tapfer dreingeschlagen. Wie er im Mai 1849 zu Dresden auf den Barrikaden für seine politische Ueberzeugung einstand, so steht er noch heutigen Tages auf den Barrikaden seiner künstlerischen Ueberzeugung, seine Gegner dräuend in's Auge fassend. In der geistigen Organisation, in der Richtung der Anstrebungen fällt bei Wagner ein verwandtschaftlicher Zug mit Hector Berlioz vor Allem auf. In diesem stand ebenfalls der Kritiker und Literat dem Musiker zur Seite und gleich Wagner hat auch Berlioz, und zwar bereits früher, die Sturmglocke der Revolution in seinem Lande gezogen. Allein Berlioz wollte nur den Geist der Tradition in der französischen Oper entthronen, doch keineswegs das Gehäuse der traditionellen Formen zertrümmern. Der unglückliche Berlioz mußte an seiner Revolution jämmerlich verbluten, während Wagner gegenwärtig als Dictator in der musikalischen Welt triumphirt. Die Franzosen haben eine Liebhaberei für Revolutionen in Staatsangelegenheiten, allein wenn die Traditionen ihrer Kunst in Frage kommen, sind sie entschiedene Absolutisten und namentlich erbittert gegen jeden heimischen Neuerer. Erst in neuester Zeit beginnt sich hier eine andere Windrichtung anzukündigen und hierin machen sich wiederum die Einflüsse des Mannes von Bayreuth wahrnehmbar.

Wunderbares Spiel der Geschichte! Das Gestirn, welches die Richtung Wagners leitet, ist dasselbe, welches einst die Renaissance auf den Pfad zur Oper führte. Das antike Drama war es, welches den Dichter und Musiker der Renaissance am Anfange des 17. Jahrhunderts anlockte, das antike Drama und die hellenische Welt sind es, die Wagner als ein leuchtendes Vorbild vorschweben. So berühren sich in diesen Anstrebungen die Enden zweier Culturepochen, während sie in ihren Resultaten polarisch auseinandergehen.

Jene Doppelnatur, die Vereinigung des Poeten, Literaten und Musikers in einer Person, hebt das Porträt Wagners mit einem eigenthümlichen Nimbus von seinen Zeitgenossen und Vorgängern auf dem Gebiete der Oper ab. Der Dichter, der Kritiker, der Aesthetiker und Musiker schließen

in ihm einen Bund, und wie sehr Wagner für jeden von ihnen die vollste Gleichberechtigung beansprucht, hat er durch die Veröffentlichung seiner schriftstellerischen Werke in einer Gesammtausgabe dargelegt — ist doch für ihn eigens der Name Dichter-Componist erfunden worden. Zwar finden sich einzelne Musiker, die eine gewisse dichterische Fähigkeit zu ihrer Fachkunst hinzubrachten. So haben sich z. B. Hector Berlioz und Lortzing zu ihren Opern — der erste nämlich zu seinen „Trojanern" — die Texte aus eignen Mitteln geschaffen, allein sie legten ihren poetischen Producten keine andere Bedeutung bei, als die eines Stoffes, der erst durch die Musik seine Gestaltung, sein eigentliches Fleisch und Blut zu erhalten hat. Allein Wagner dringt für seine Operntexte durch deren Herausgabe auf einen selbständigen poetischen Werth, auf das Ansehen von Literatur-Dramen. Freilich ragen sie über ihre gesammte Genossenschaft an poetischer Conception, einheitlicher Geschlossenheit, dramatischer Vertiefung unendlich hoch hervor. Sie sind poetisch inspirirte Gebilde, immerhin aber doch nur zu musikalischen Zwecken geformte Stoffe, und wären wir in die Alternative gesetzt, zwischen diesen Dichtungen und deren Musik zu wählen, so würden wir keinen Anstand nehmen, für die ganze Familie der Dichtungen die Musik eines dieser Dramen einzutauschen. So gibt denn auch erst der Musiker Wagner dem Dichter und Literaten Wagner die rechte Weihe, er nimmt beide als werthvolle Gehülfen, aber doch nur als Gehülfen in seinen Dienst. Denn nicht im Reiche der Poesie und Wissenschaft, sondern im Reiche der Musik hat die Geschichte das Postament errichtet, auf welches sie einst sein Standbild stellen wird, wie ich das im Folgenden zeigen werde. Jedenfalls aber erhielt Wagner durch dieses eigenartige Wesen seiner Natur mächtige Impulse, welche ihn auf die seiner Mission entgegenführende Bahn drängten.

Der schöpferische Mann ist ein Kind der Zeit, wie der Geschichte und sein Bild erhält erst die angemessene Beleuchtung, wenn es aus der Summe der Culturentwicklungen aufgefaßt wird, welche den Inhalt der ersteren wie der letzteren bilden; nur dann werden in ein richtiges Verhältniß zu einander die Schwächen wie die Tugenden sich stellen, welche bei einem Genie zum großen Theil aus den Einflüssen der gegenwärtigen Culturgestaltungen erwachsen. Man pflegt zu sagen, der Künstler müsse über seiner Zeit stehen, allein die Zeit ist es, die ihm die befruchtenden Elemente zuführt. Mit tausend Fäden ist er an sie gekettet, doch indem er ihren Inhalt veridealisirt in seinen Gebilden, erhebt er sich über ihre Schranken und schafft aus der Gegenwart für die Zukunft. Die Einwirkungen des Zeitgeistes auf das im Aufkeimen begriffene Genie haben eine unberechenbare Tragweite und die Wandlungen, die es durchmacht, erklären sich nur als Consequenzen des ersten Antriebes, als nothwendige Mauserungsprocesse, in welchen die ersten Eindrücke ihre Schalen abwerfen und sich in neuer Form erweitern.

Die jetzige Generation kann sich wol kaum eine rechte Vorstellung machen von jener Zeit, in welche die Jugend Wagners fällt, und in der That, wer sie nicht mit erlebt hat, dürfte Mühe haben, ihr etwas Fruchtbringendes zuzutrauen. Der Aufschwung der Nation, welchen die Befreiungskriege hervorgerufen hatten, dämpfte sich durch die väterliche Fürsorge der Regierungen ab zu einem gemüthlichen Stillleben, zu einem Leben im Kanzleistil, das ohne den erfrischenden Luftzug einer großen politischen Anregung in engster Umfriedigung von bureaukratischer Convenienz und kleinbürgerlichen Verhältnissen sich fortschlich. Aber je mehr der Mensch sich in diese Zustände einspann, desto ungehemmter nahm die Phantasie ihren Flug und schuf ein Zauberreich. Da stieg das Mittelalter mit seinen farbigen Bildern, mit den fahrenden Rittern, den Burgen, mit seinen Drachen und mystischen Gestalten wie ein duftender Frühlingswald vor den entzückten Sinnen auf und sang und klang es darin so wundervoll anheimelnd von den alten, dem Deutschen an's Herz gewachsenen Legenden und Liedern. Das war ein gedeihlicher Boden für die „blaue Blume" der Romantik und die blaue Blume trieb Riesenblüthen. Das war die Zeit, wo ein Theodor Hoffmann, Tieck, Novalis, ein Fouqué die Jugend begeisterten, in der sich Schlegels „Lucinde" als das Ideal des „ewig Weiblichen" aufwerfen konnte, in der Sternbald die züchtige Anmuth in den heiteren Regionen der Kunst als „unsittlich und gemein" verpönte. Der „schöne nackte Mensch" Jung-Siegfried lag schon längst in den Windeln der romantischen Phantasie, bevor ihn Wagner aus der Taufe hob. Eine so heiß empfindende Natur, wie sie Wagner schon in seiner Kindheit bekundete, mußte die farbenglühende Romantik tief und nachhaltig erregen, auf sie mußte der trunkene Uebermuth, mit dem sich die Romantiker gegen die Lebenstraditionen aufwarfen, einen fascinirenden Eindruck üben, da ja die Jugend schon von vornherein stets geneigt ist, gegen das Bestehende sich aufzulehnen. Wie das Wagner'sche Ideal, der „schöne nackte Mensch" in dieser Richtung bereits aufschimmerte, hat Heinrich Ehrlich in seiner höchst beachtenswerthen Schrift: „Für den «Ring der Nibelungen» gegen das «Festspiel zu Bayreuth»" hervorgehoben. Wie ein elektrischer Funke fielen in diese schwüle, extatische Stimmung die Klänge von Webers „Freischütz". Keine Oper hat eine ähnliche Wirkung aufzuweisen wie der „Freischütz", in deren Musik das Volk mit Freude und Erhebung den verlornen heimatlichen Naturlaut seines Empfindens und Fühlens wieder vernahm. Diese Musik, selbst die reinste und lieblichste Blüthe jener Romantik, konnte als die Katharsis des überreizten romantischen Sinnes gelten, der aus ihr eine neue, klärende Kraft zog.

In der Doppelnatur Wagners entfalteten sich nicht etwa zuerst die musikalischen Anlagen, sondern der ihm innewohnende Gestaltungsdrang führte ihn zuerst auf das Feld der Poesie; er glaubte sich zum Dichter

berufen. Erst die Zauberklänge Webers und die Harmonien Beethovens weckten in ihm die bis dahin schlummernden musikalischen Neigungen und je mehr er sich in die Werke des Letzteren, namentlich in die Symphonien einlebte, desto mehr zog es ihn zur Muse der Tonkunst hin, der er sich schließlich völlig ergab, ohne den Dichter zu verabschieden. Beethoven, in dessen letzten Schöpfungen die Romantik in den gewaltigsten Schwingungen austönte, war und ist seine eigentliche musikalische Lebensquelle geblieben, während der plastische Mozart ihn wol nie in einem sehr hohen Grade erwärmen mochte. Dorn, der Wagner als achtzehnjährigen Jüngling kannte, erzählt selbst, er zweifle, daß es zu irgendwelcher Zeit einen jungen Tonsetzer gegeben, der mit Beethovens Werken vertrauter gewesen wäre, als der zukünftige Schöpfer des „Lohengrin" und der „Meistersinger".

Der Entwicklungsgang Wagners hat bis zu dem Momente, da der Meister in Dresden den ersten künstlerischen Halt fand, etwas Ueberhastetes, etwas scheinbar Zerfahrenes an sich. „Während er" — so schildert ihn Dorn — „in seiner Laufbahn am Theater mit den Armen in Allerweltspartituren umherfegte, mit den Füßen in Beethovens Werken wurzelte, schlug das noch jugendliche Herz in ungestümer Wallung bald hier-, bald dorthin und der Kopf perpendikelte zwischen den Doppelbeen Bach und Bellini." Der Hang zum Maßlosen macht sich bereits erkennbar in den ersten musikalischen Schöpfungen von größerem Wurfe. Einen tiefen Einblick in die Art des künstlerischen Werdens dieses merkwürdigen Mannes geben uns die Mittheilungen Dorns aus Riga über die beiden Ouverturen „Columbus" und „Rule Britannia", als Wagner diese Werke während seiner Wirksamkeit als Capellmeister am dortigen Theater in einem Concerte zur Aufführung brachte. „Die Conception und Durchführung dieser Tondichtungen" — schreibt Dorn — „konnte man nicht anders, als Beethovnisch nennen: große, schöne Gedanken, kühne rhythmische Abschnitte, die Melodie weniger vorherrschend, die Durchführung breit und in absichtlich schwerfälligen Massen, die Länge fast ermüdend — dagegen das Außenwerk hochmodern, beinahe Bellinisch, wie ich denn nur die nackte Wahrheit erzähle, daß hier zwei Klapptrompeten in Bewegung sind, deren Stimmen vierzehuthalb engbeschriebene Seiten ausfüllen, dazu verhältnißmäßig alle übrigen Spektakel- und Reizmittel. Mag auch eine solche Verbindung von Kern und Schale nicht undenkbar sein, hier wenigstens war sie mißlungen und bot nur den Eindruck eines Hegelianers im Heine'schen Stil." Verkünden es nicht schon diese „Klapptrompeten", daß einst in dem letzten Werke Wagners, in dem „Ring des Nibelungen" das Blech in einem nie geahnten Glanz zu einer nie geahnten Wirkung sich aufschwingen sollte? Damals stritten sich zwei Mächte um die Seele des jungen Meisters, nämlich der hehre Genius Beethovens und die Sirene der modernen Oper. Die Reize der letzteren trugen vorläufig den Sieg davon, denn inmitten dieses Gährungsprocesses waren die Augen Wagners fest auf die fran-

zösische Effectoper gerichtet als das würdigste Ziel künstlerischen Schaffens. Thatendurst und Ehrgeiz drängten ihn zu gewaltigen Wirkungen und solche konnte er sich nur von der Bühne her und von dem blendenden, sinneberückenden Zauber der wunderwirkenden Maschinerie versprechen, durch welchen die Franzosen dieser Kunstgattung einen magischen Reiz zu verleihen wußten. Da lächelten ihm zu die heroischen Bilder Spontinis, verhießen ihm die „Stumme" Aubers, der „Robert" Meyerbeers, in welchen Werken sich die französische Oper in ihrer höchsten Glanzentfaltung zeigte, unerhörte Triumphe. Spontini, den man den modernisirten Gluck nennen könnte, blieb das eigentliche Vorbild für Wagner und nach dessen Modell schuf der letztere seinen „Rienzi". Daß er jedoch an Meyerbeer, geschweige an Weber nicht gleichgültig vorübergegangen sei, davon zeugen seine maßgebendsten Werke.

Der Theoretiker und der praktische Musiker stehen gewöhnlich in dem Verhältniß zweier feindlicher Brüder zu einander, doch in Wagner arbeiteten beide einträchtig zusammen. So sehr auch der letztere während dieser Phase den ersteren zu verdrängen suchte, so fand dieser doch in dem Bildungsschatze, den sich Wagner angeeignet hatte, reichliche Nahrung und stand nicht an, dem Musiker drein zu reden. In Folge dieser Wechselbeziehung mußte der letztere der holden Unmittelbarkeit in der Gestaltung wie im musikalischen Ausdruck ledig gehen. Aus demselben lugt in der That eine gewisse Absichtlichkeit nur zu unverkennbar hervor, welche indeß, durch andere Vorzüge ausgeglichen, der Stilweise Wagners ihr eigenthümliches Gepräge aufdrückt. Bekanntlich hat man wol vornehmlich aus diesem Grunde Wagner Armuth an Melodie vorgeworfen und auf Rechnung dieses Mangels zum großen Theil sein System gestellt. Allein der Begriff Melodie ist keineswegs so begrenzt, als daß sich unter seinen Hut alle möglichen Formen dieses Urelements der Musik bringen ließen. Sämmtliche Definitionen dieses Wortes sind nicht so erschöpfend, daß durch sie der Schleier des Bildes von Sais gelüftet worden wäre. Selbst der Musiker Wagner, wenn er uns das geheimnißvolle Wesen dieses musikalischen Naturlautes, mit dem er doch in unmittelbarster Berührung steht, mit Worten enthüllen will, verliert sich in „dunkle Tiefsinnigkeiten", in wahrhaft sibyllinische Sprüche, welche das alte Räthsel durch ein neues Räthsel lösen wollen. Der Meister überträgt seine Empfindungen auf alle Welt, wenn er dem Leser folgende Lösung bietet: „Die Melodie ist die Erlösung des unendlich bedingten dichterischen Gedankens zum tiefempfundenen Unbewußtsein höchster Gefühlsfreiheit: sie ist das gewollte und dargethane Unwillkürliche, das bewußte und deutlich verkündete Unbewußte, die gerechtfertigte Nothwendigkeit eines aus weitester Verzweigung zur bestimmtesten Gefühlsäußerung verdichteten, unendlich umfangreichen Inhaltes." Man fühlt aus diesen Worten heraus die Ahnung der Wahrheit, allein das „Unbeschreibliche", hier ist es — nicht

gethan. Als nun der Rausch über den glänzenden Erfolg des „Rienzi" verflogen war, diese Oper als ein überwundener Standpunkt abgeworfen war und der Meister in seinen nächsten Werken aus dem Geleise der herkömmlichen Opernpraxis trat, mußte er die Erfahrung machen, daß das Publikum ihm kein rechtes Verständniß für die Welt entgegenbrachte, in welche er es nun einzuführen begann. Die Unversöhnlichkeit der Elemente seiner jetzigen Stilweise mit den sanctionirten Dogmen der französischen Oper kehrte sich mit vollster Härte hervor, als der „Tannhäuser" im Jahre 1861 in Paris auf der Bühne der Académie Impériale erschien. Die Aufführung führte zu einem Mißerfolg, wie er sich kaum größer gestalten konnte.

Der Theoretiker kam nun in Wagner vollends zur Geltung, als dem Geächteten und Verbannten, der in der Schweiz eine Freistätte fand, die Schopenhauer'sche Philosophie tröstend entgegenkam. In seiner damaligen Stimmung mußte Wagner der Schopenhauer'sche Pessimismus sympathisch anmuthen, aber immerhin war diese Philosophie doch nur eine trübselige graue Schwester, eine traurige Trösterin. Denn unter allen Philosophien ist keine, die mit der Musik auf einem so gespannten Fuße steht, wie die Schopenhauers. Der große Denker anerkennt in unserem Gesammtbewußtsein zwei Seiten, indem dasselbe theils ein Bewußtsein vom eigenen Selbst, also der Wille, theils ein Bewußtsein von anderen Dingen und als solches anschauende Erkenntniß der Außenwelt ist, und in der ersten, der dem Innern zugekehrten Seite des Bewußtseins wurzelt nach ihm die musikalische Conception. Es wären somit die Tonwellen der berufene Dolmetsch des Urwillens, wäre die wahre Philosophie somit in der Musik gewissermaßen destillirt. Gewiß ein geistreicher, tiefer Gedanke, der aber in seiner praktischen Anwendung doch zu gefährlichen Resultaten führen kann. Denn gar leicht könnte unwillkürlich der persönliche Wille in das Gewand des Urwillens schlüpfen und seine eigenen Consequenzen für die nothwendigen Ausflüsse des letzteren halten. Wagner legt selbst zu wiederholten Malen den Accent darauf, daß erst dann dem Musiker die Zunge gelöst werde, er nur dann die Sprache des Willens zu sprechen vermöge, wenn er mit dem Dichter in innigster Gemeinschaft verbunden wäre und beide in einer Person die beiden Seiten unseres Gesammtbewußtseins repräsentiren. Gäbe es in dem Leben eines großen, die Zeit erfüllenden, schöpferischen Künstlers ein Wenn, da ja alle Einwirkungen sich schließlich als nothwendige Bedingungen der historischen Erscheinung gestalten, so könnte man den Verkehr mit dieser Philosophie bei Wagner bedauern, und nach einer Richtung hin möchte man ihn in der That bedauern.

Auf Anregung von dieser Seite her entstanden die in vieler Beziehung merkwürdigen Schriften „Die Kunst und die Revolution", „Das Kunstwerk der Zukunft" und „Oper und Drama", in denen er seinen Bruch mit der Vergangenheit verkündete und als der Gründer eines

neuen Systems auftrat. Aus seinen Anschauungen erbaute nun der Theoretiker mit Beihülfe des Musikers einen Riesentempel, auf dessen Altarstätte das Standbild des Gesammtkunstwerkes der Zukunft im Centralpunkte der Menschheit sich erhebt. Ein großartiges System, das Bewunderung für den Denker abnöthigt, aber nichtsdestoweniger mit den Wurzeln in der Luft hängt. Um es in's Leben einzuführen, müßte vorerst die Geschichte von Unterst zu Oberst gekehrt, müßte mit der mählich gewonnenen Cultur tabula rasa gemacht werden — und damit dürfte es doch gute Weile haben.

Das eigentliche Endziel des musikalischen Bildungsganges erkennt Wagner in der Gattung der Oper. Denn „mit dem Erlöschen des rein religiösen Geistes des Christenthums verschwand auch eine nothwendige Bedeutung des polyphonischen Kirchengesanges, und mit ihr die eigenthümliche Form seiner Kundgebung. Der Contrapunkt, als erste Regung des immer klarer auszusprechenden reinen Individualismus, begann mit scharf ätzenden Zähnen das einfach symphonische Vocalgewebe zu zernagen, und machte es immer ersichtlicher zu einem oft nur mühsam noch zu erhaltenden künstlichen Zusammenklang innerlich unübereinstimmender, individueller Kundgebungen. — In der Oper endlich löste sich das Individuum vollständig aus dem Vocalvereine los, um als reine Persönlichkeit ganz ungehindert, allein und selbständig sich kundzugeben. Da, wo sich dramatische Persönlichkeiten zum mehrstimmigen Gesange anließen, geschah dies — im eigentlichen Opernstile — zur sinnlich wirksamen Verstärkung des individuellen Ausdruckes — oder — im wirklich dramatischen Stile — als, durch die höchste Kunst vermittelte, gleichzeitige Kundgebung fortgesetzt sich behauptender charakteristischer Individualitäten" („Oper und Drama", 3. Theil, S. 203). Die absolute Musik hat dagegen die Bestimmung, sich als Mittel zu diesem Zwecke herzugeben. Nach Wagner hat sich ja unsere moderne Musik gewissermaßen aus der „nackten Harmonie" entwickelt — „sie hat sich willkürlich nach der unendlichen Fülle von Möglichkeiten bestimmt', die ihr aus dem Wechsel der Grundtöne, und der aus ihnen sich herleitenden Accorde, sich darboten. Soweit sie diesem ihren Ursprunge ganz getreu blieb, hat sie auf das Gefühl auch nur betäubend und verwirrend gewirkt, und ihre buntesten Kundgebungen in diesem Sinne haben nur einer gewissen Musikverstandesschwelgerei unserer Künstler selbst Genuß geboten, aber nicht dem unmusikverständigen Laien." Man sieht aus diesen Beispielen, wie hoch die Argumente zu veranschlagen sind, welche die Aesthetiker vom hohen Kothurn der Wissenschaft herab a priori der Musik zuwerfen, ohne deren Geschichte zu befragen, denn zufällig war es der Contrapunkt, an dem im Mittelalter der polyphone Satz emporrankte und diese „nackte Harmonie" — um den Ausdruck beizubehalten — hat ein fast tausendjähriger Entwicklungsproceß als eine spätreife Frucht abgeworfen, sie ist somit ein organisch hervorgewachsenes Mittel der

modernen Kunst, aber nicht eine Quelle derselben. Obendrein soll sich die absolute Musik in ihrer reinsten Form, in der Symphonie, bereits ausgelebt haben, indem ja mit der neunten Symphonie Beethovens dieses Genre sich erschöpft habe und verbliebe denn in der Oper das einzige Gut, welches Renten verspricht. Allein die Oper in ihrer überkommenen Gestalt kann Wagner nicht genügen; sie deutet eher auf einen Nothstand des künstlerischen Bedürfnisses hin, als daß sie eine Erfüllung desselben böte. Die Oper ist ihrer Wurzel nach ein romanisches Gewächs. „Ihr vornehmer Ursprung aus den Palästen der Fürsten empfahl sie wiederum den deutschen Fürsten, so daß die Fürsten die Oper in Deutschland einführten." Die Oper ist eine Luxuspflanze der Kunst, welche in dem Prunke der Höfe wie der Aristokratie ein üppiges Gedeihen fand, und mit ihrem scenischen Flitter eher auf eine zerstreuende Unterhaltung als auf eine künstlerische Erbauung hinzielte. „Das musikalische Drama war recht eigentlich ein Schauspiel geworden, während das Schauspiel ein Hörspiel geblieben war." Unter diesem Gesichtspunkt nimmt auch der Verfasser der „musikalischen Charakterköpfe" in seiner „Kriegsgeschichte der deutschen Oper" die romanische Erfindung auf und ist so unbarmherzig, diese Kunstgattung zu einem jämmerlichen Tode zu verurtheilen, ihre Stellung als Erbe dem Oratorium zuzusprechen. Diese Ansicht hat allerdings den Anschein für sich. Die Oper war in der That in einer aristokratischen Wiege geboren, und wenn man den Blick nur an der Oberfläche der Begebenheiten haften läßt, so könnte man sie als ein künstliches, in der Retorte der Renaissance-Bildung erzeugtes Product richten. Da saßen ja die vornehmen Florentiner Herren in ihren Palästen zusammen und disputirten über die Schönheit der griechischen Musik, und nach ihrem Recepte präparirten die Musiker die Monodie. Nun die Sprache gefunden war, sollte auch das antike Drama in neuer Form auferstehen, und da erging es ihnen wie jenem Alchymisten, der statt des gesuchten Goldes das Porzellan fand — statt des angestrebten Abbildes des antiken Dramas entdeckten sie die moderne Oper. Doch das sind nur äußerliche Vorgänge, welche in den Verhältnissen der Zeit lagen. Der Anschein ist nicht immer der Gewährsmann historischer Wahrheit. Die Oper war schon längst vorbereitet, bevor sie in den Gesichtskreis der Kunst trat. Sie ist organisch nach dem der musikalischen Kunst innewohnenden Naturgesetze erstanden aus den künstlerischen Antrieben der mittelalterlichen Ueberlieferung, und jene Florentiner gestalteten nur das, was bereits zur Gestaltung überreif war. Wenn auch erzaristokratischer Abkunft, ist die Oper nichtsdestoweniger eine geschichtlich begründete, mit einer künstlerischen Mission betraute Erscheinung. Keineswegs aber läßt sie sich zum Culminationspunkt aller musikalischen Bildungen hinaufschrauben, sie ist zunächst nur die nothwendige Durchgangsform zu einer reicheren und freieren Entfaltung der Musik. In der Kirche und in der

Klosterzelle hatte die Tonkunst ihre erste Erziehung genossen, an dem Meßcultus sich erstarkt und emporgebaut zu der kunstvollen Architektonik des polyphonen Satzbaues. Als nun die Zeit gekommen war, wo das Gebot einer Erweiterung des Ausdruckes zu einer individuellen Gefühlssprache an sie herantrat, fand sie in dem dramatischen Gerüst des Theaters die Stütze, deren sie nothwendig bedurfte. Jetzt fand auch die zahlreiche Familie der Instrumente den ersehnten Spielraum, sich zur Geltung zu bringen. Es bildete und organisirte sich das Orchester und an ihm bildeten sich die Formen, in welchen die Musik in voller Freiheit sich ergehen und sich als selbständige Kunst ihren Schwesterkünsten ebenbürtig zur Seite stellen konnte. In der Prachtblüthe der Symphonie feiert die Musik ihren höchsten Triumph, die Symphonie mithin ist es, in welcher das geschichtliche Werden der Musik grandios sich zuwölbt. Wagner liebt es, die Musik als eine weibliche Kunst aufzufassen, allein ein Blick in den Concertsaal kann ihn belehren, daß diese weibliche Kunst, wo sie aus ihren eigenen Mitteln schöpft, sich als männlich stark erweist. Verfolgen wir das Flußbett der Oper, so finden wir es eingedämmt von Lagern abgestorbener Partituren, in denen zum großen Theile einst ein gar kräftiges Genie pulsirte. Aus den Repertoiren fällt jahrein jahraus ein oder das andere dürre Blatt ab, an dessen frischem Grün die Zeitgenossen sich weideten und dem sie eine unvergängliche Lebenskraft zusprachen. Wie anders aber, wenn die Musik als Selbstherrscherin auftritt. Die Sonaten und Suiten Händels und Bachs werden jünger, je weiter die Zeit vorschreitet. Die Chöre Händels und Bachs klingen noch ebenso kräftig und zündend drein, wie zur Zeit ihres Entstehens, denn wo das Tonwesen das Recht hat, souverän über dem Worte zu walten, da emancipirt es sich von der Macht desselben und kann seine Vollkraft spielen lassen.

Ueberhaupt nimmt die Geschichte der Musik gegenüber der Geschichte der anderen Künste gewissermaßen eine Sonderstellung ein, indem sie in ihren Phasen das interessante Bild eines heftigen Kampfes um das Dasein entrollt. In den ersten Anfängen dieser Kunst, die mit den Anfängen der römischen Kirche zusammenfallen, stützt sich der Ton wie hülflos und schwach auf das Wort. Er ist diesem unterwürfig und begnügt sich nur, ihm eine höhere Weihe zu geben, ohne sich selbstisch hervorzudrängen. Aber schon in der kleinsten Ligatur regt sich die mächtige Triebkraft des Tones, die in ihm verborgen liegt. Aus der Verschmelzung zweier Töne treiben weitere Verbindungen hervor, die zu langen und bunten Tongewinden sich ausstrecken; da erblüht eine Fülle von Verzierungen, von Melismen verschiedenster Art, von rhythmischen Accenten, und der ursprüngliche Sprachgesang erwächst schließlich zu einem Kunstgesang, der sich wie eine schimmernde Decke über dem Worte ausbreitet. Ein ähnliches Schauspiel stellt sich dar, als im neunten Jahrhundert das Bedürfniß nach

harmonischer Gestaltung rege wurde. Aus dem rohen, ungefügigen Organum des Hucbald entspann sich durch das Weben des Contrapunktes der polyphone Satz der Niederländer, der mit seinem Stimmgeflechte das Wort gänzlich umstrickte, daß das Tridentinische Concil sich bewogen fand, gegen den überwuchernden Figuralgesang Einsprache zu erheben, um die Rechte des geheiligten Textes zu wahren. Und denselben Proceß sehen wir abermals sich wiederholen, als die Oper in die Erscheinung trat. In der „Eurydice" der Peri und Caccini bescheidet sich der Ton zu einer untergeordneten, dienenden Stellung zum Worte gemäß der Vorschrift des Grafen Bardi, eines der Gründer der Oper, daß „die Musik nichts sei als Sprache und Rhythmus und erst zuletzt der Ton, und nicht umgekehrt". Die Melopoe beschränkte sich auf eine einfache Recitation. Aber nur zu bald sehen wir dieses einträchtige Verhältniß sich lösen. Der Kunstgesang beginnt mächtig aufzuschießen in üppigen Coloraturen, welche wie Lianen das Wort umwanden und es schier erdrückten. Auf der andern Seite will das Orchester auf die Dauer nicht in seiner ursprünglichen Bestimmung beharren, den Untergrund für den Gesang zu bilden. Es sträubt sich gegen die dienende Stellung, die ihm zugewiesen war und ringt nach einer gewissen Selbständigkeit neben der Bühne. Unter Mozart richtet es sich schon zu einer symphonischen Bedeutung auf und nimmt einen gefährlichen Anlauf gegen die Bühne, wie denn bekanntlich dem Schöpfer des „Don Juan" die noch an die italienische Oper gewohnten Zeitgenossen vielfach den Vorwurf einer zu starken Instrumentirung machten. Unter Beethoven rückt die Symphonie in das Orchester und dringt nun mit unwiderstehlicher Gewalt auf die Oper ein. In „Tristan und Isolde" ist in dem Chor- und Ensemblegesang das letzte Bollwerk derselben gefallen und in der Trilogie zieht die Symphonie mit klingendem Spiel in die überwundene Oper ein und pflanzt auf der Bühne das Siegesbanner auf. Indem Wagner das volle Schwergewicht des dramatischen Ausdrucks in das Orchester legt, so spricht er nur der Symphonie das Wort und handelt darin nur unter den zwingenden Einflüssen des historischen Zuges, welcher sich durch alle Phasen des Bildungsganges der Musik verfolgen läßt und alle diese Phasen in einen organischen Verband zu einander setzt. Wagner hat die Symphonie zur Herrin über die Oper erhoben; in ihm rächt sich die absolute Musik an dem Worte für den Frohndienst, den sie demselben so lange leisten mußte.

Allein auch in den Formen der absoluten Musik macht sich eine eigenthümliche Bewegung wahrnehmbar, hindrängend nach Zielen, welche über das engere Weichbild der musikalischen Kunst hinausragen. Bereits in den Symphonien Beethovens erkühnt sie sich, aus ihrer Selbstgenügsamkeit sich herauszuschälen. Der Ausdruck folgt nicht einzig und allein specifisch musikalischen Impulsen, sondern auch den Anregungen eines der Conception vorschwebenden poetischen Gedankens und gestaltet sich, den

Forderungen desselben gemäß, mehr oder weniger bestimmt in dem Bestreben, den Widerschein dieses Gedankens aus dem Tonbilde hervorleuchten zu lassen. In den in diesem Boden wurzelnden Werken der nachfolgenden Meister, insbesondere der Franzosen, erhebt sich der poetische Gedanke zur Höhe eines gesetzgebenden Factors und gewinnt festere Contouren. Er schlägt sich hier zu einem Programm nieder, verdichtet sich dort zu einem Gedicht, welches sich mit der Symphonie verwebt und deren eigentlichen Kern bildet; eine Form, für welche die Franzosen den Ausdruck Ode-Sinfonie ersonnen haben. Die Programm-Musik ist nun freilich nichts weniger als eine Erfindung der Neuzeit, sondern ebenso alt wie die absolute Musik selbst. Denn mit dem Momente, da sich die Emancipation der Musik von dem Wort vollzog, erwachte auch das Bedürfniß, in den Kreis der Formen, welche das unmittelbare Gefühlsleben schildern, bestimmtere, an Vorstellungen haftende Empfindungen als einen reellen Inhalt hineinzutragen, ja selbst äußere Vorgänge und Ereignisse in der Musik zu conterfeien. So soll eine Sonate von Kuhnau, dem Vater der mehrsätzigen Clavierſonate, „präsentiren": 1) Sauls Traurigkeit und Unsinnigkeit, 2) Davids erquickendes Harfenspiel und 3) des Königs zur Ruhe gebrachtes Gemüthe, und von diesen naiven Ausgeburten der musikalischen Phantasie bis zu Beethovens „Schlacht bei Vittoria" zieht sich eine gar lange Strecke Weges. Jene Gebilde sind gleichsam nur Uebungen, in welchen die kaum zur Selbständigkeit gelangte Musik ihre erste Kraft erprobte, während sie in der Programm-Musik der Neuzeit im Vollbewußtsein ihrer Stärke eher ein übermüthiges Spiel treibt. Von dem poetischen Gedanken führt nur ein Schritt zur Verkörperung desselben durch das Bild einer äußeren Handlung — und diesen Schritt hat die absolute Musik in „Tristan" und noch entschiedener in der Trilogie gethan und nicht etwa als eine Hülfsbedürftige, sondern aus dem freiesten Antriebe, um ihre Macht gegenüber dem Worte darzulegen. Denn daß sie in der Symphonie Beethovens noch nicht ihre letzten Trümpfe ausgespielt habe, dafür leisten Mendelssohn, Schumann und Brahms genügende Bürgschaft.

So muß denn Wagner vor Allem Anstoß an dem Chor nehmen, für den sich auch nirgends Raum in seinem Drama findet. Für ihn ist der Chor nur eine Menge von „Individualitäten von so untergeordneter Beziehung zum Drama, daß sie zu dem Zwecke polyphonischer Wahrnehmbarmachung der Harmonie, durch nur musikalisch symphonirende Theilnahme an der Melodie der Hauptperson, verwendet werden könnten". Der Chor kann daher „nur von lebendig überzeugender Wirkung sein, wenn ihm die blos massenhafte Kundgebung vollständig benommen wird. Eine Masse kann uns nie interessiren, sondern blos verblüffen; nur genau unterscheidbare Individualitäten können unsere Theilnahme fesseln". Damit muß nun aber die Musik ihr werthvollstes Vorrecht, welches sie vor den an-

deren Künsten genießt, gänzlich aufgeben, nämlich das Vermögen, ein und dieselbe Stimmung in verschiedenen Individualitäten gleichzeitig zur Aussprache zu bringen. Und mit dem Chor müßte dann zugleich der Ensemblesatz fallen. Man wird dabei unwillkürlich an den Vorwurf erinnert, den nach der Aufführung der „Iphigenie" ein Gegner Glucks dem Meister in Betreff des Duetts zwischen Agamemnon und Achill machte. Das Zusammensingen der beiden Helden sei verwerflich, da es sich nicht zieme, daß zwei Personen gleichzeitig sprechen. Wagner selbst hat dieser Theorie ein kostbares Moment für eine gewaltige Wirkung geopfert, nämlich im zweiten Acte des „Tristan" bei dem Erscheinen des Königs Marke mit seinem Gefolge am Schlusse des Liebesduettes. Hier, wo bei dem Anblicke des schuldigen Paares die Empörung über die dem König angethane Schmach auf allen Gesichtern gleichzeitig aufblitzt, erwartet man, daß diese gemeinsame Empfindung in einem gleichzeitigen Ausbruche sich Luft mache, da die Musik die Mittel besitzt, eine gemeinsame Empfindung nach den verschiedenen Personen charakteristisch zu schattiren. Hier war ein Ensemblesatz durch die Situation motivirt, er war hier eine Naturnothwendigkeit, und dieses Moment verpufft wirkungslos in einer langweiligen Moralpredigt, die der König an die Schuldigen richtet. Man kann die Consequenz Wagners nicht genug bewundern, man hätte ihm aber in diesem Falle um des Gewinnes einer so mächtigen, so psychologisch begründeten Wirkung willen gern für eine Inconsequenz gedankt.

In „Tristan" ist Wagner auf dem Punkte angelangt, wo er sich der letzten Pflichten gegen den traditionellen Bau der Oper enthebt und den von seinem System gebotenen Weg ohne weiteres Bedenken einschlägt. Er selbst bekennt, daß er sich in diesem Werke „mit der vollsten Freiheit und gänzlichsten Rücksichtslosigkeit bewegte und sein System weit überflügelte". „Mit voller Zuversicht versenkte ich mich hier nur noch in die Tiefen der inneren Seelenvorgänge und gestaltete zaglos aus diesem Centrum der Welt ihre äußere Form." In diesen Worten liegt eine Kriegserklärung. Die romantische Phantasie zieht hier alle Register der Willkür, wirft alle Rücksichten für die Bedingungen zur Seite, welche das Gebot dramatischer Einheit auferlegt. Die frischen, vollblütigen Gestalten der Sage sind in „Tristan" mit dem Geiste Schopenhauer'scher Philosophie imprägnirt, sie siechen am modernen Pessimismus, sie stehen in schneidigem Contraste mit der Zeit und dem Kostüme, welche das scenische Bild vorhält. In der obigen Erklärung aber vernimmt man zugleich die Stimme des absoluten Musikers, denn nur in dem absoluten Musiker kann das Gelüsten Raum gewinnen, die objective Erscheinung in dem subjectiven Empfindungsleben aufzulösen. So läßt auch das Orchester alle Zügel schießen und strömt in symphonischer Breite aus. Das Princip, den musikalischen Satz auf Motive zu bauen, in welchen sich die Hauptstimmungen des Dramas zu musikalischen Themen krystallisiren, übt hier

sein Herrenrecht schon in unbeschränkter Weise aus. Der Chor ist bis auf einige kleine Sätzchen verbannt, welche der Zwang der Situation dictirte. Derselbe Zwang nöthigte den Dichtercomponisten auch in der „Walküre" wie in der „Götterdämmerung", den Chor wider sein Princip vorübergehend einzuberufen. Der „Tristan" ist ein hochinteressantes Werk, weil es den Stempel des Erlebten an sich trägt, aber nur die mit wunderbarer Treue die überschwänglichen Stimmungen in prachtvollen Farbentönen abspiegelnde Musik kann für die peinlichen Eindrücke schadlos halten, welche die krankhaft überreizte Empfindungswelt der Dichtung hervorruft. Man muß sich aber in dieses Tonwesen erst hineinleben, um seinen hohen Werth zu ermessen.

Der eigentliche Grund aber, warum Wagner mit dem Chor nicht paetiren will, liegt darin, daß eben dieser Chor eine fest geschlossene Masse bildet und sich dem Orchester gegenüber gewissermaßen als ein Gegenorchester hinstellt, welches gegen die Gleichberechtigung des Wortes mit der Musik einen kräftigen Widerstand leistet. Und daß diese Masse nicht blos „verblüffen", sondern auch interessiren kann, hat Wagner selbst dargelegt, indem er in seinem der Vollendung zueilenden „Parsifal" dem Chore wieder eine Hauptrolle zugetheilt hat.

Es ist interessant zu beobachten, wie sich jener geschichtliche Proceß in Wagner personificirt, namentlich in „Tristan" und in noch höherem Grade in der Trilogie in scharfen und getreuen Linien sich abzeichnet. Man kann ihn in der letzteren bis auf's Tüpfelchen nachweisen. Dem Schooße des Orchesters, also dem symphonischen Repräsentanten der absoluten Musik, ist das Musikdrama entstiegen und die absolute Musik umfluthet mit freiem und unbehindertem Wellenschlage in der unendlichen Melodie das Wort. Denn diese unendliche Melodie, der erste Factor der Melopoe Wagners und das Kreuz der Legitimisten, ist nicht etwa urplötzlich aus dem Haupte des Meisters gesprungen, sondern eine geschichtlich vorbereitete Erscheinung. Verfolgt man den Gang der Melodiebildung von den ersten Anfängen an, so sieht man ein Moment aufdämmern, wo die Melodie die Schleusen ihrer gewonnenen Form durchbrechen und in einem ungeahnten Erguß sich ziellos ausbreiten muß. Waltet doch in der musikalischen Kunst ein eisernes Gesetz in dem Bedürfniß nach einer stetigen Steigerung des Ausdrucks sowol nach Seiten der Form wie der Harmonie und des Colorits. Von dem einfachen Dreiklang, welcher der mittelalterlichen Polyphonie zur harmonischen Basis diente, führt der Drang nach Erweiterung der accordlichen Beziehungen naturgemäß über Schumann zu den überspannten Vorhaltsharmonien, mit denen Wagner hantirt, und in gleichem Verhältnisse nehmen Architektonik und Orchester größere Dimensionen an. Darin bekundet sich ja eben der gewaltige Naturtrieb im Tone, daß die Formen das Element zu fortlaufenden Neubildungen in sich tragen. Ebenso wenig sind nun auch die so übel beleumundeten Leit-

motive vom Baume gebrochen, sondern den Entwicklungen der letzten Kunstphase organisch entkeimt. Sie deuten sich bereits bei Weber und Meyerbeer, den unmittelbaren Vorgängern Wagners, in dem Streben nach prägnanter Charakteristik an. Denn wenn, wie es z. B. bei dem Letzteren eine Regel ist, die Hauptträger der Handlung bei ihrem ersten Auftreten durch eine charakterisirende Phrase sich ankündigen, so ist die Verwendung solcher Motive zu consequenter Symbolik nur eine natürliche Folge; sie stellen sich für die aufgelöste Form als ein Mittel für die nothwendige Concentration des Ausdruckes ein. Bei Wagner haben diese Motive nicht etwa allein die Bestimmung, die auftretenden Persönlichkeiten typisch in der Musik auszuprägen, wie auch die bedeutsamen Beziehungen der Handlung zu pointiren, sondern sie verfolgen einen höheren Zweck, sie sollen auch die verschiedenen Tonarten des Ausdrucks in einem Grundton verschmelzen, alle Einzeltheile des Baues zu einem Ganzen verbinden, mit einem Wort eine neue, dem Ideale würdige Architektonik beschaffen. Sie verästeln sich in der Trilogie wie ein Nervengeflecht durch das Vorspiel und die drei Dramen und bilden somit das musikalische Band, welches diese vier Werke zu einem einheitlichen Gesammtwerke verknüpft. Vollends aber fällt es in die Augen, wie sehr Wagner unter dem Banne der absoluten Musik steht, wenn man in seinen Partituren dem Systeme in der Behandlung des instrumentalen Tonkörpers nachgeht. Von „Lohengrin" an sehen wir das Orchester durch „Tristan" hindurch in der Trilogie zu einer riesigen Größe anschwellen. Die Bläser treten hier in vollständigen Familien auf, welche mannichfaltige Verbindungen mit einander eingehen, sich aber auch zu kleinen gleichartigen Orchestern gruppiren und mitunter, wie das Quartett der Tuben, das Wort allein führen. Die Trias der Flöten hat sich in der Vierzahl aufgelöst, und diese Vierzahl ist maßgebend geblieben für das Blech mit Ausnahme der Hörner, die auf acht herangewachsen sind. Und obendrein hat sich den übrigen Instrumenten noch ein neues in der Donnermaschine beigesellt, welches in der Partitur der „Walküre" einen eigenen Platz neben den anderen erhalten hat. Man hat an der allzu üppigen Instrumentirung Wagners vielfach Anstoß genommen und sie der Sucht nach betäubenden, sinnebestrickenden Effecten in die Schuhe geschoben. Allein in der Musik gilt nun einmal die Stimme der Mäßigkeitsapostel nichts; das mit so vielem Raffinement angelegte instrumentale Colorit, welches Wagner gibt, ist nichts absichtlich Aufgetragenes, sondern stets im innigsten Connex mit dem Organismus seines Kunstwerkes.

Gegen den Andrang solcher Schaaren vermag selbstverständlich der Gesang nicht Stand zu halten. Das Scepter, welches er bis dahin mehr oder weniger führte, ist ihm in „Tristan" und vor Allem aber in der Trilogie völlig von dem Orchester aus den Händen gewunden. Ueber dem Sänger schlagen die Wogen des Orchesters brausend zusammen. Wird

aber dem Sänger die Melodie entzogen, so geht er seiner eigentlichen Individualität verlustig; er agirt nur dürftig fort in seinem Spiegelbilde des ihm beigegebenen Motives im Orchester und zählt nur als ein Instrument unter den übrigen Instrumenten, das seinen Genossen gegenüber keine Selbständigkeit beanspruchen kann. Nur eine scheinbare Sonderstellung verbleibt ihm durch die Figur, die er darzustellen hat, und durch das Wort, welches ihm in den Mund gelegt ist.

Allerdings will Wagner die Rechte des Wortes und damit auch des Sängers gewahrt wissen. Er legt bekanntlich auf die deutliche Wahrnehmung des Textes ein besonderes Gewicht. Seine Tonsprache will die Wortsprache keineswegs überholen, sondern in trautem Vereine mit dieser zusammengehen und sich mit ihr zu einer idealen Gefühlssprache verklären. Auch aus dem Worte in dessen Steigerung zum poetischen Ausdruck entspringt eine Melodie, die „Wortversmelodie", welche als die Blüthe der „Worttonsprache" zu bezeichnen ist. Der Versmelodie fällt die Aufgabe zu, jenes „Unaussprechliche" auszusprechen, dessen Kundgebung in dem Vermögen des Orchesters liegt und damit das Ziel und auch zugleich die Schranke der absoluten Musik bildet. Allein der Begriff des „Unaussprechlichen" eröffnet eine unermeßliche Perspective, denn das Unaussprechliche hat einen mystischen Reiz für sich, und wird der geheimnißvolle Inhalt auch durch die beste Versmelodie erschlossen, immerhin wird sich zwischen dem Gewinn und dem Erwarteten ein gewisser Abstand aufdecken. Darin eben beruht ja die Zauberkraft der Musik, in welcher ihr keine andere Kunst gleichkommt, daß sie die Phantasie zum Ausdichten dessen in Bildern anregt, was in ihren Harmonien aus dem Dunkel der Ahnung zu uns spricht. In der alten Oper trug die Melodie auf den Wellen des Gesanges das Wort mit sich fort, in dem Musikdrama umbrandet die Symphonie die Versmelodie wie ein Eiland; in beiden Formen ist es immer die Musik, welche den Löwenantheil an der Wirkung an sich reißt.

Jener Anschauung liegt, streng genommen, die Vorstellung von der Musik als einer stofflosen Kunst zu Grunde. Die Geschichte jedoch lehrt, daß der musikalische Ton ein Stoff ist, der sich nur mühsam geschmeidigen läßt, aber zugleich ein Stoff, der, wie die Spinne ihr Netz, sein Formgewebe aus dem eigenen Körper zieht. Deshalb ist die Musik die jüngstgeborene unter ihren Schwestern, aber nicht die schwächste. Die letzte Consequenz der Theorie würde zu dem früher angeführten Axiom jenes Grafen Bardi zurückführen, und da hätte die geschichtliche Entwicklung der dramatischen Musik in Betreff ihres Zieles einen Zirkel beschrieben.

Mit dem Gesammtkunstwerk hätte es somit ein eigenes Bewenden. Der Gedanke, die Einzelkünste als gleichartiges Material in dem monumentalen Bau des Musikdramas zu verwenden, hat zwar ebenso etwas

Verführerisches wie der Gedanke der Wiederbelebung des antiken Dramas zur Zeit der Renaissance, ist aber wie diese doch nur ein schöner poetischer Traum. Poesie, Musik und bildende Kunst können wol bis zu einem gewissen Grade zu Gunsten ein und desselben Zweckes eine Allianz eingehen, allein diese läßt sich nicht bis zu dem Scheitelpunkt eines Gesammtwirkens aufrecht erhalten, in welchem jede dieser Künste ihr Sonderwesen liebevoll diesem Zwecke opfert. Eine reine Harmonie würde stets an dem Umstande scheitern, daß eines dieser drei Elemente auch in dem Gesammtkunstwerke dieselben Concessionen beansprucht, zu welchen die alte Oper das Publikum auffordert. Wir haben in Bayreuth bei der Aufführung der vier Dramen trotz des gedämpften unsichtbaren Orchesters die Erfahrung gemacht, daß man des Baedekers der alten Oper, des Textbuches auch hier nicht entrathen konnte. Der musikalische Ton, die Naturbedingung des gesungenen Wortes, wird immer die Deutlichkeit desselben bei dem gleichzeitigen Redestrom der Instrumente mehr oder weniger umfloren. Aus dem Gesammtkunstwerk, in diesem Sinn genommen, würde nur das Grabgeläute der Kunst ertönen. Ist die Phantasie des Genießenden, wie es hier eintreten müßte, völlig in Ruhestand gesetzt, hat sie nichts mehr nachzuschaffen, so stürzen die Ideale zusammen und der zersetzende Materialismus beginnt nun sein schauerliches Werk. Glücklicherweise ist Wagner nur in seiner Theorie so grausam, eine solche Opferwilligkeit von den Einzelkünsten zu erzwingen. Man gebe sich keiner Täuschung hin. In „Tristan" und noch mehr in dem Riesenwerke, in der Trilogie leuchtet die Musik als die eigentlich dominirende Kunst voran. Handlung und Bühne bethätigen sich an dem Gebilde wie in der alten Oper nur als Mittel zum musikalischen Zweck, nur daß die Mittel hier edler, die Bedingungen der Musik idealer sind als dort. Die Handlung an sich kann das Interesse auf die Dauer nicht spannen, weil sie den menschlichen Verhältnissen gänzlich entrückt ist. Wo das Wunderbare zur Natur wird, schwindet der reelle dramatische Maßstab, weil die Factoren der That an übermenschliche Beziehungen anknüpfen. Nur die Musik besitzt die Macht, uns über die Kluft dieser beiden Welten hinfortzutragen, deren Vermittlung dem Verstand versagt ist. Die Musik hat mithin hier, wo Stoff und Handlung bei ihr Hülfe suchen, ein Anrecht, sich in den Vordergrund zu drängen, sie hat dieses Anrecht überhaupt, wo sie sich als dritte im Bunde zum Drama gesellt, kraft der erreichten Entwicklung im Bewußtsein ihres Berufes und ihrer Stärke.

Ich bekenne offen, daß für den Eindruck der vier Dramen der Trilogie bei deren Aufführungen das Bild der Handlung auf der Bühne eher hemmend als fördernd auf mich einwirkte. Ich habe dies an mir erfahren, als ich in Bayreuth bei der letzten Vorstellung der „Götterdämmerung" den Schluß des letzten Actes außerhalb des Theatersaales vor dessen Thüre anhörte. Hier, wo mir die Bühne ganz entrückt war,

erhielt ich von der Musik einen so gewaltigen symphonischen Eindruck, wie ich ihn bei den beiden früheren Vorstellungen nie gekannt habe, und dieselbe Wahrnehmung machte ich bei den Aufführungen der „Walküre" und des „Rheingold" in Wien. Sobald ich also einzig und allein dem Ohre folgte, da verdichteten sich die schwankenden Schatten des Mythos zu reineren, poetischeren Gestalten als in ihrem Theaterkostüme auf der Bühne. Da glitt ich selbst über die drückenden Längen leichter hinweg, als wenn ich den schleppenden Dialog und den schweren Schritt der Handlung in der Scene verfolgte. In der That, wenn ich mich in das wunderbare Vorspiel zur „Walküre" versenke, da seh' ich Wotan über die Wolken schreiten, da steigt er in seiner düstern Großartigkeit vor mir auf, ganz anders als in dem Sänger mit dem unvermeidlichen Speer, und in dem „Feuerzauber" entrollen mir die Töne ein weit feierlicheres Bild der „wabernden Lohe" als die rothbelenchteten Wasserdämpfe der Decoration. Der Gedanke überfliegt so hoch die Erscheinung, daß man ihm nur auf den Fittichen der Musik folgen kann. Hat man sich nur mit der Conception der Handlung einigermaßen vertraut gemacht, so kann man dem Verlauf derselben in der Musik an der Hand der Leitmotive nachgehen, ohne Gefahr zu laufen, aus dem Bannkreis der Stimmung zu gerathen, und die Welt des nordischen Mythos baut sich aus den Tönen auf in erhabeneren Formen als aus den Kunststücken der Bühnentechnik; jedenfalls steht die Bühne, wenn es sich um die reine Wirkung handelt, in zweiter Linie. In keinem Bühnenwerke Wagners, selbst „Tristan" kaum ausgenommen, nimmt die absolute Musik eine solche Machtstellung ein wie in der Trilogie. Hier hat sich das symphonische Element gänzlich entfesselt und das Operndrama in einer Riesensymphonie aufgelöst. Machte man einmal den Versuch, das Vorspiel und die drei Dramen als Wortdramen mit allem scenischen Pomp darzustellen und wiederum das Tonwerk als solches ohne Beihülfe der Scene im Concertsaal aufzuführen, man würde sehen, wie sehr sich die Wagschale zu Gunsten des letzteren senken würde. In der Trilogie, der großartigsten, wenn auch nicht der in sich ausgeglichensten seiner Schöpfungen, hat Wagner die letzten Consequenzen nicht nur seiner Richtung, sondern auch der gesammten musikalischen Entwicklungen gezogen. Auf diesen Proceß begründet sich die Größe Wagners, aber aus ihm resultirt auch die Maßlosigkeit, als die Schattenseite des Meisters. Das Maß ist das unumstößliche Gesetz im Reiche des Schönen; an das Maß ist der menschliche Organismus gebunden.

Ein solcher ist der Standpunkt, von dem ich Wagner auffasse. Ich kann mir den Schöpfer der Trilogie nicht als ein von der Geschichte der Tonkunst abgelöstes, als ein isolirtes, aus dem Weichbilde derselben tretendes Phänomen denken, weil ich alle Fäden der Geschichte in ihm zusammenlaufen sehe. Wie einst in Palestrina die musikalischen Tradi-

tionen des Mittelalters sich personificirten, wie in Mozart der Geist der beiden folgenden Jahrhunderte ausstrahlte, so hat Wagner die symphonischen Errungenschaften der nachmozart'schen Zeit in sich aufgenommen, sie in seinem Musikdrama bis zu der äußersten Grenze ausgestaltet und damit der neuesten Entwicklungsphase das Schlußsiegel aufgedrückt. Ein Schritt über die Trilogie hinaus müßte zur Pantomime führen, ein weiterer aus dieser zu der reinen Symphonie zurücklenken.

Der Beruf, der Wagner zugefallen ist, bedingt eine Capacität, die sich nicht auf die musikalische Begabung allein beschränkt, in der vielmehr Musiker, Dichter und Denker zusammenfließen. Denn die Zeit des naiven Schaffens ist vorüber, seit die Musik in die allgemeine Strömung des geistigen Lebens mündet und an den schaffenden Musiker Anforderungen ergehen, welchen er aus seiner Kunst allein heraus nicht genügen kann. Die musikalische Ausdrucksweise Wagners vermag die gefurchte Stirn des Denkers nicht zu verhüllen, sie zeigt die Spuren der analysirenden Thätigkeit des Verstandes. Aber aus dem ganzen Tonwesen blickt uns das Bild des modernen Zeitgeistes entgegen, und darum klingt diese musikalische Sprache so harmonisch mit den Richtungen der Gegenwart zusammen. Aus diesen Beziehungen schöpft sie ihre Bedeutung und die zündende Kraft, mit der sie auf die heutige Generation wirkt, darin wurzeln auch gewisse Gebrechen des Stils, die nur der blinde Enthusiasmus übersehen kann. Deshalb hat wol Wagner eine Partei, aber keine Schule gründen können und wird auch eine solche nicht hinterlassen. Der Jünger, welcher das System Wagners zur Regel seines Schaffens machen wollte, ohne über das angeborne und erworbene geistige Vermögen des Meisters verfügen zu können, würde unfehlbar der Barbarei in der Kunst die Thüren öffnen.

Und nun die alte Oper. Hat sie in der That von dem neuen Musikdrama den Todesstoß empfangen? Wagner selbst hat auf diese Frage die Antwort gegeben in seinem Werke: „Die Meistersinger von Nürnberg", welches nach dem „Tristan" vollendet wurde, und diese Meistersinger sind nun gerade der Meistergesang Wagners, obwol sie in die Traditionen der alten Oper wieder einbiegen. Sie passen allerdings nicht in den Rahmen einer komischen Oper, wie es in den Intentionen des Verfassers lag, weil in ihnen die Springfluth eines echten, urwüchsigen Humors fehlt, sie fallen eher in die Kategorie des Volksstückes. Nichtsdestoweniger hat aber Wagner in dieser Schöpfung ein Musterbild der Oper hingestellt. Die „Meistersinger" überragen den „Tristan", denn sie bewegen sich in einer reineren Atmosphäre; in ihnen verkehren wir mit gesunden Menschen und Zuständen. In den „Meistersingern" hat Wagner die Bedingungen, welche die Gattung der herkömmlichen Oper an einen Componisten stellt, mit Behagen erfüllt und dennoch denselben ein neues Relief zu verleihen und das Blut frischer Ursprüng-

lichkeit einzuflößen gewußt, wol dadurch, daß er dem Orchester gemäß seinem Standpunkt einen unverhältnißmäßig größeren Tummelplatz angewiesen, als es die frühere Praxis mit sich brachte. Er hat sogar die alte Ouverture wieder in ihre Rechte eingesetzt und in ihr ein Meisterstück geliefert. Kraft ihrer Entstehung wird die Oper in ihrer Grundform gleich der Symphonie fortleben, so lange wie die Musik lebt, aber das Kunstwerk Wagners darf sich rühmen, diese Gattung einem Läuterungsproceß zugeführt zu haben durch den Gewinn einer strafferen Form, eines einheitlicheren Gusses und vor Allem durch den künstlerischen Ernst, auf den wir jetzt den Nachdruck legen.

So steht Richard Wagner da, eine gewaltige Gestalt, in der sich die excentrischen Neigungen unserer Zeit verkörpern. Die Mängel selbst, die uns, seinen Zeitgenossen, so stark in die Augen springen, zeugen doch nur für die Größe dieser Künstlererscheinung. Für seltene Ueberzeugungstreue sprechen die an das Uebermenschliche grenzende Thatkraft, der rastlose, in so vielen riesigen Partituren, in einer Fülle von literarischen Werken sich bekundende Fleiß, welchen der Meister unverkümmert bis in sein Alter hinübergenommen hat. Wagner steht jetzt in seinem 66. Jahre und geht daran, eine neue Schöpfung zu beenden. Am Sylvesterabend dieses Jahres wird er die letzte Note zu seinem „Parsifal" schreiben; er hat es gesagt und so wird es auch geschehen.

Idyllen

von

Heinrich Kruſe.

— Berlin. —

Die Dachreiter.

Stieg ich im Sturm zur Koje hinab um etwas zu ſchlafen
Und zu vergeſſen die Angſt, ſo nahte ſie doch mir im Traume.
Denn mir pflegte der Küſter von Schaprod dann zu erſcheinen,
Wie der gefürchtete Mann mit der Bierbaßſtimme mich aufrief,
Herzuſagen, und ich daſtand und konnte den Lex nicht.
Oder ich ſah ihn auch ſtehn in der offenen Thüre des Kirchthurms,
Drohend erhoben das Rohr, und wir drei Jungen, wir mußten
An ihm vorbei, von der Treppe herab. Das begab ſich wie folget:
Schaprod kennt Ihr ja wohl? Ein rügenſches freundliches Kirchdorf,
Das an dem Strand aufſteigt und wie ein behäbiger Landmann
Städtiſch ſich ſchon aufputzt; denn es ſchimmert mit ſtattlichen Häuſern,
Sauber geweißt und getüncht, grün glänzen die Fenſter und Läden.
Niedrig iſt freilich die Thür, und wenn man vergißt ſich zu bücken,
Stößt man ſich tüchtig den Kopf. Denn es wohnen da ältliche Schiffer,
Die ſich zur Ruhe geſetzt und das Haus nach alter Gewohnheit
Niedrig und zierlich ſich bau'n, wie weiland im Schiff die Cajüte.
Oben auf luftiger Höhe des Ufers erhebt ſich die Kirche,
Uralt — denn in das Chor iſt ein heidniſcher Götze gemauert —
Düſter, von wenigen Fenſtern erhellt, die nicht in der Reih' ſtehn;
Aber der Thurm iſt ſtattlich und dienet den Schiffern als Zeichen.
Stattlich iſt auch die Kirche mit ſteil aufragendem Dache:
Wer darüber zu werfen verſtand, der galt ſchon als Meiſter.
Ueber das Chor hinaus ſteht einſam ein Strebepfeiler,
Plump, von der Kirche getrennt, ſo wie man's am Dome von Lund ſieht.
Einſt zum Stützen beſtimmt; nun bedurft' er wol ſelber der Stütze;
Längſt ſchon bröckelt' er ab und war vor Alter geſpalten.
Und nun hatten die Bienen gebaut im Spalte des Pfeilers.

Dort war Honig in Masse, so sagten die Leute, zu finden,
Da dort Jahre bereits ungestört die Bienen genistet.
Schade, daß Niemand den leckeren Seim zu kosten vermochte,
Wenn nicht Engel vielleicht aus den Lüften herab sich bemühten.
Oftmals blickten wir Knaben hinauf und sahen die Bienen
Schlüpfen zur Oeffnung hinaus und hinein und leckten den Mund uns;
Aber vergebens; es reichten die Leitern im Dorfe so hoch nicht.
Und wir hätten am Leib uns Flügel gewünscht wie die Bienen.
„Wisset Ihr was? —" so rief ich einmal, da wir älteren Knaben
Sonntag Nachmittags Betglocke gezogen und heimwärts
Schon mit dem Schlüsselbund uns trollten; es mochte die Sonne
Grade den Pfeiler so recht anlockend bescheinen; ich sagte:
„Wisset Ihr was? Wir klettern hinauf und holen den Honig!"
„Johann Wolter, Du bist wol nicht klug!" so sagten die Andern.
Aber ich war damals der verwegenste Klett'rer im Dorfe,
Dem kein Marquardnest im obersten Wipfel zu hoch war.
„Ei was, sagt' ich, was ist denn dabei? Wir steigen vom Thurme
Nur auf das Kirchendach und schieben uns sacht an die Spitze,
Und dann sind wir am Pfeiler, und können den Honig verzehren.
Wenn Ihr nicht mitwollt, geh' ich allein!" So dreht' ich den Schlüssel
Schon in der Thurmthür um. Als die Andern so muthig mich fanden,
Ohne Besinnen an's Werk mich machend, als wär' es ein Leichtes,
Sahn sie einander sich an und kratzten sich hinter den Ohren;
Doch die Beherztesten folgten mir nach durch die offene Thüre.
Und so säum' ich denn nicht und stoße die Luke des Thurms auf,
Steig' auf's Dach und setze zur Fahrt rittlings mich und rufe:
„Wer kein Schneider ist, folge mir nach!" Da stieg denn auch richtig
Erst Fritz Runge mir nach, mein Spießgeselle, der treulich
Jeglichen Streich mit mir stets auszuführen gewohnt war.
Was ich that, das that er mir nach. Als er hinter mir Platz nahm,
Ließ aus der Luke sich noch Karl Kasten herunter, doch etwas
Zaghaft sich mit dem Fuße des Daches versichernd. Wir halfen
Ihm zum Sitzen zurecht. So saßen wir Drei auf dem Dache
Rittlings übergeschlagen. Ich rief: „Will Keiner denn mehr mit?
Schneider, Ade!" So zogen wir ab. Wir rutschten behutsam
Ueber das Dach vorwärts. Längst hatt's Ausbesserung nöthig, —
Los und bröckelig waren die Ziegel geworden; sie schoben,
Während wir vorwärts rutschten, sich hier und da, und der Kalk fiel
Krümelnd herab, und uns wurde dabei schier seltsam zu Muthe.
Doch uns erfüllte so ganz die Begier nach dem leckeren Honig,
Daß wir nur vorwärts strebten und viel an Gefahren nicht dachten.
Endlich hatt' ich den Pfeiler erreicht; da bedient' ich des Stock's mich,
Den ich mir mit auf die Fahrt zum Honigstochern genommen.
Voller Erwartung stieß ich den Stock in die Spalte hinnnter,
Rakte hinauf und hinab, und es flogen wol Bienen von dannen,
Aber es kam kein Honig heraus. Ich kratzte und scharrte;
Aber obgleich im Dorf auch alte verständige Leute

Sprachen vom Honig, als ſei es gewiß und nicht zu bezweifeln,
War kein Honig im Pfeiler; ich ſtieß ſtatt köſtlicher Waben
Nichts als altes Gerölle hervor und Spinnengewebe.
Ja, ich beugte mich vor und ſah mit eigenen Augen,
Daß kein Honig im Spalt, und daß wir Narren geweſen.
Anfangs ärgert' ich mich, dann lacht' ich und ſagte: „Es hilft nichts!
Hab' ich doch oft mir ſchon beim Klettern die Hoſen zerriſſen,
Und nachher war das Neſt doch leer!" „Ja, was fangen wir nun an?"
Sprach Karl Kaſten in kläglichem Ton. „Was iſt da zu fragen?
Ei, wir drehen uns um, und rutſchen zurück nach dem Thurme!"
Das war leicht wol geſagt, doch als Karl Kaſten ſich dreh'n ſoll,
Kriegt er es ſchon mit der Angſt und fürchtet vom Dache zu purzeln.
„Sieh!" ſo ſagt' ich zu ihm, und drehte ſo flink wie ein Turner
Sich auf dem Reck umdreht, mich herum, und mit einiger Mühe
Macht Fritz Rung' es mir nach. So blickten wir Beide zum Thurme,
Doch Karl Kaſten, er blickt' uns zitternd und zagend entgegen.
Endlich gelang es ihm auch mühſam, nach manchem Verſuche,
Sich auf der ſchwindelnden Höhe zu dreh'n und die Beine zu wechſeln.
Alſo traten wir dann den Rückmarſch an; doch der Hinweg
War uns leichter geworden, belebt von Verlangen und Hoffnung.
Unſer Kleeblatt war trübſelig ernüchtert! „Das Dach bebt!"
Rief Karl Kaſten. Der Hinterſte ſonſt, jetzt ſollt' er uns führen;
Aber ein kläglicher Führer! Es hatten ſich unſ're Geſpielen
Unten zuhauf verſammelt, und ſtarrten hinauf von dem Kirchhof,
Uns Dachreiter bewundernd. Sie riefen, die Meinung beſtärkend:
„Nehmt Euch in Acht! Denn es wackelt das Dach! Ja, es drohet den Einſturz!"
Und Karl Kaſten vergingen die Sinne beinah; doch er rutſchte
Langſam weiter zum Thurm. Als er zitternd zum Ziele gelangt iſt,
Und es nun gilt ſich empor zu der Luke des Thurmes zu ſchwingen,
Da entſinkt ihm der Muth. Ihm dünket, zu groß ſei der Abſtand.
Und er vermag nicht einmal ſich aufzurichten. Die Thürme,
Klagt er, und Schiffe beginnen vor ihm ſich zu biegen und ſchwanken,
Alles ſchwimmet und kreiſet um ihn, kaum hält er ſich krampfhaft
Noch an dem Kirchdach feſt wie ein Sonntagsreiter am Sattel.
„Nein, mir ſchwindelt!" ſo rief er. Ich ſprach vergebens ihm Muth ein;
Er ſaß zitternd und bebend und rührte ſich nicht von der Stelle
Und ſo waren wir Alle verhindert zum Thurme zu kommen.
Denn wir beſaßen ja nicht wie Kolter, der muthige Springer,
Ueber ihn wegzuſpringen die Kunſt. Wie ſollten wir alſo
An Karl Kaſten vorbei, der ſich nicht rüppelt' und rührte?
Alſo ſaßen wir drei Dachreiter und hatten die ſchönſte
Muße vom luftigen Sitz zu beſchauen die herrliche Umſicht.
Ringsum blaute das Meer im Glanze der ſinkenden Sonne,
Ausgeſpannt wie ein Rahmen, das liebliche Rügen geſtickt drauf.
Wittow ſtieg wie ein Wallfiſchhaupt aus den ſchäumenden Wogen
Mächtig empor, und ſchimmerte hell von unendlichem Waizen,
Jasmund dunkelte fern, mit dem Waldgebirge, dazwiſchen

Sah man die Kreidefelsen des Ufers. In Mitten der Insel
That sich der freundliche Rugard hervor und weiter nach Mittag
Sah man die ragenden Thürme von Stralsund, die aus dem Meere
Schienen gewachsen zu sein, und die anderen Städte von Pommern.
Neben uns, lang und schmal, lag Hiddensoe mit dem Dornbusch;
Endlos schweifte der Blick auf Küsten und Buchten und Inseln.
Moen sogar war deutlich zu sehn, vom kreidigen Ufer
Strahlte die Sonne, zum Rand schon gesunken, zurück wie ein Blitzstrahl.
Wer nur Stimmung gehabt, um in alle der Schönheit zu schwelgen!
Aber wir saßen da nun schon eine geschlagene Stunde,
Vorn Karl Kasten, je länger je mehr am Klettern verzweifelnd,
Dann Fritz Runge, gemach abwartend, was ich wol beginne;
Ich zuletzt, doch mit meinem Latein war auch es zu Ende.

Siehe, da kam langsam nach seiner Gewohnheit der Küster
Und Schulmeister daher, der alte Tode. Er pflegte
Sonntag Abends zu Gau im Bratenrocke zu gehen.
Rubarth kam dann auch, ein Steu'rmann, welcher sein Logbuch
Lange geschlossen bereits; Gau, ein zweispänniger Bauer,
Ließ sich nicht nehmen, den Wirth am Sonntag Abend zu machen.
Also kamen die Drei zusammen und spielten da Schaafskopf.
Als mein Küster nun naht, langsam, mit geistlicher Würde,
Hält er die Hand vor's Gesicht nnd wagt nicht den Augen zu trauen,
Als er nun Drei da sieht auf dem Kirchdach sitzen wie Krähen,
Die im Winter sich setzen auf's Dach in geschlossener Reihe.
Nun trug Tode gewöhnlich ein Rohr, ein mächtiges, hohes,
Lederbezogenes Rohr, und es waren im Leder verschied'ne
Knoten und Ringe gemacht, sie dienten dem Stock zur Verzierung,
Aber vereinten dabei mit dem Angenehmen den Nutzen;
Denn sie verstärkten die Wirkung des Rohr's auf den Rücken der Schüler.
Obbemeldeten Stock trug Tode, so sagt' ich mit Absicht.
Nämlich er pflegte das Rohr nicht zum Spazieren zu brauchen,
Sondern er trug es so quer, ganz wag'recht, unter dem Arme.
Als er uns aber erblickte, da nahm er den Stock in die Rechte,
Schwang ihn scharf durch die Luft und verrieth so seine Gedanken.
Doch er besann sich sogleich und brachte den Stock in die alte
Lage zurück, ihn quer mit dem Arm festhaltend, dem linken.
Ruhig rief er sodann mit seiner gewichtigen Stimme:
„Siehe doch, Johann Wolter, was machst Du da? Willst Du vielleicht Dir
Sperlinge greifen?" Ich sagte darauf: „Nein, Herr Schulmeister!"
Und so sucht' ich die Sache so glatt wie möglich zu machen,
Sagte zum Schluß wie es war, Karl Kasten sei zage geworden,
Mein', ihm wäre die Luke zu hoch, und es wackle das Kirchdach.
„Dummer Schnack!" rief Tode mit seiner gewaltigen Stimme,
„Was? Auf dem Kirchdach kann ein gemästeter Ochs noch entlang gehn!
Jungen, Ihr steigt sogleich in das Fenster des Thurms und vergeßt nicht
Unten die Thüre zu schließen! Ihr habt mich doch, Jungen, verstanden?

Marſch!" Als ſo commandirt mit donnernder Stimme der Küſter
Und zugleich ausholt mit dem lederbezogenen Rohre,
Springt Karl Kaſten empor, als ſpürt' er den Schlag auf dem Rücken,
Faßte die Luk' und ſprang auch hinein, es ging wie geſchmiert nun.
Ja, ein kräft'ger Befehl iſt gut für ſchwächliche Menſchen!
Auch Fritz Runge beſann ſich nicht lang, und ich ſchwang mich als Letzter
Spielend hinein. So waren wir denn im Thurme geborgen,
Und wir wünſchten nur raſch in's Weite zu kommen. Davor ſchrieb
Küſter ein P! Er ſtand in der halbgeöffneten Thüre,
Kriegte den Erſten ſogleich beim Wickel. Wir Anderen drängten
Hinter ihm her, wo möglich vorbei zu kommen am Oger;
Aber er ſtieß uns zurück, dann ſchloß er gemächlich die Thurmthür.
„Nun, Dachreiter, ſo komm! Ich will Reitſtunde Dir geben!"
Und ſo ließ er den ledernen Stock mit den Knoten und Ringen
Auf Karl Kaſten hinab, in gemeſſenen Pauſen. Der Junge
Lamentirte nicht wenig und ſuchte ſich noch zu entſchuld'gen.
„Mußt Du Narr denn ſtets mitmachen?" ſo ſagte der Küſter,
Und ſo ließ er ihn laufen, nachdem er ihn leidlich geprügelt.
Darauf ſchloß er die Thür von Neuem ſich auf, und er langte
Sich Fritz Runge zum zweiten; ich ſuchte dem Küſter noch einmal
Durchzuſchlüpfen und ihm vorbei zu preſchen, doch warf er
Wieder mit fleiſchiger Fauſt mich zurück auf die Treppe des Thurmes,
Stieß mit der Thür mich nach innen und drehte den Schlüſſel im Schloß um.
„Nun, mein Ritter vom Dach, ſprach Tode, ihn ſpöttiſch betrachtend,
Sag', Fritz Rung', auf Dich kann Johann Wolter wol immer
Rechnen, ſo oft er 'nen Streich ausheckt?" Daß Ich es geweſen,
Welcher die Andern verführt, das ſtand Schulmeiſter'n ſogleich feſt
Wie er uns oben nur ſah. Ich gab ihm im Lernen und Antwort
Selten Gelegenheit ſonſt zum Schelten, doch leider die Sitten!
Ward ein Streich nur verübt, war Johann Wolter dazwiſchen,
Oder er galt doch dafür, und mußt' unſchuldig es büßen;
Letzteres indeſſen, der Wahrheit die Ehre! nicht häufig.
„Komm, Fritz Rung', ich will Dich bewoltern! Du ſtiegſt auf das Dach 'rauf,
Und nun ſteig' ich Dir auch auf das Dach!" ſo ſagte der Küſter.
Und ſo ſchwang er den Stock und wammſte den armen Geſellen,
Daß durch das ganze Dorf das Klatſchen der Streiche zu hören.
Zwar Fritz Runge verbiß ſich den Schmerz und ſtellte ſich fühllos;
War ich auch ſelbſt nicht da, ſo dacht' er an mich doch, und wußte,
Daß ich den Schmerz zu verrathen zu ſtolz war; aber der Küſter
Ließ in geſchwinderem Tact dermaßen den Stock ſich bewegen,
Daß mein Fritz gottsjämmerlich ſchrie. Mir ward in dem Thurme,
Als ich die Laute vernahm, für meinen Buckel doch bange,
Und ich dachte daran, in das Sparrwerk oben zu flüchten,
Wo kein Küſter mir nachzukommen vermochte. Indeſſen —
Wenn mich der Küſter im Thurm' einſchloß, und ließ mich die Nacht da?
Davor gruſelte mich, trotz aller Verwegenheit, dennoch;
Darum zog ich es vor, dem Geſchick entgegen zu gehen.

Als er die Thür aufschloß und an mich nun die Reihe gekommen,
Trat ich hinaus, als sei nichts vorgefallen und sagte:
„Herr Schulmeister, ich wollte so gern von dem leckeren Honig
Eine Portion Euch holen" — begann ich in freundlichster Weise.
„So! So! So!" sprach Tode, und strich den verbogenen Stock aus.
„Johann Wolter, wir kennen Dich schon, wir kennen Dein Maulwerk!"
Und dann, ohne mit Worten sich weiter in Kosten zu setzen,
Wackelt' er so mich durch, wie ich nie im Leben geklopft bin.
Ich ward braun und blau, und dem Küster versetzt' es den Athem;
Kirschroth färbten sich ihm die wie Wampen hängenden Wangen;
Aber er brachte mich nicht zum Schrei'n. „Da, halte den Stock mal!"
Sagt' er und wollte den Schweiß von der Stirn abtrock'nen, mit frischen
Kräften nachher sein Züchtigungswerk zu beginnen. Ich aber,
Selber im heftigsten Schmerz nicht die Schwänke vergessend, ich sagte:
„Ach, ich soll wol den Stock zu Gau hintragen?" Und ohne
Antwort abzuwarten, ich auf und davon mit dem Stocke!
Gau saß schon vor der Thür mit Rubarth; Bauer und Seewolf
Schmauchten den Meerschaumkopf und erzählten sich alte Geschichten.
Als ich komme des Weg's mit dem ledernen Stocke gelaufen,
Ihn wie der Fähndrich die Fahne beim Vogelschießen zu Stralsund
Hoch in die Luft aufwerfend und zierlichst wieder ihn fangend,
Merkten sie auf und riefen: „He, Johann Wolter, was gibt es?
Junge, was bringst Du denn da?" „Nun den Stock des Küsters: Ihr
seht's ja."
„Doch wo bleibt er denn selbst?" sprach Gau. „Wo steckt er denn wieder?
Sagte zugleich Rubarth. Wir müssen schon lang auf ihn warten."
„Ja, Ihr müsset den Küster entschuldigen, zuckt' ich die Achsel;
Denn, so sagt' ich als Schalk mit listigem Doppelsinne,
Tode — er hatte 'nen Schlaganfall bei der Kirche."
„Der Küster
Hatte 'nen Schlaganfall!" so riefen erschrocken sie Beide.
Und sie sprangen dabei so rasch auf die Füße, daß Rubarth
Seine Pfeife verlor aus dem Mund und es gar nicht bemerkte.
„Hab' ich nicht stets es gesagt? sprach Gau. Ich warnt' ihn vergebens.
Warum frißt er so viel?" „Ich hab' es ihm längst prophezeiet!
Warum säuft er so viel? Er wollte mir längst nicht gefallen!"
Sagte da Rubarth auch, mit schwerem Kummer um Tode
Und um den dritten Mann bei Whist und Boston und Schaafskopf.
Und so liefen sie denn ihm entgegen. Ich rannte nach Hause,
Hell auflachend dabei ob meines gelungenen Scherzes;
Aber wie oft, wie oft bin ich im Leben nach Honig
Ausgegangen und habe nur voll den Buckel bekommen!

Wider Wind und Wellen!

Reich war Borkum vordem durch Wallfiſchfang und durch Schifffahrt,
Und auf der Inſel, die nicht blos leuchtet mit ſilbernen Dünen,
Sondern das Auge mit Wieſen erfreut und goldenen Aeckern,
Sieht man die Gärten noch heute mit Wallfiſchrippen umzäunet.
Solch ein Wallfiſchjäger war auch Gerd Eilers und hatte
Sich ein artiges Geld auf die hohe Kante geleget.
Doch ſchlecht wurden die Zeiten; es kamen in's Land die Franzoſen,
Welche die Küſten bewachten und engliſche Waaren verboten.
Alſo wurden die Häfen geſperrt und es wagte ſich kaum noch
Irgend ein Schiff hinaus und ſtill ſtand Handel und Schifffahrt.
Darin konnte jedoch ſich Eilers nicht finden, der kühnen
Und hoffärtigen Sinnes. „Was kehr' ich mich an die Franzoſen?
Sagt' er; dafür weiß wol Gerd Eilers ſich Rath noch zu ſchaffen.
Weſtwärts fließet von Borkum die Ems und fließet auch oſtwärts.
Wenn ich nur tüchtig die Hand der Franzoſen verſilb're, ſo ſehn ſie
Links, wenn ich fahre nach rechts, und rechts, wenn ich fahre zur Linken!"
Alſo beſtellt er ein Schiff in Emden. „Du brauchſt nicht zu ſparen,
Sprach er zum Baas, nur mußt Du mir Alles gerade ſo machen,
Wie ich es Dir angeb'; ich weiß, was zum Segeln gehöret."
Und ſo wurde das Schiff denn gebaut nach ſeinem Gefallen,
Ein dreimaſtiger Schoner aus eichenen Planken und Kernholz.
Niemals ward ein größeres Schiff in Emden gezimmert;
Niemand hatte darin auch nur ein Achtel gehebet;
Ganz ſein eigen, das herrliche Schiff, kein Stüver als Schuld drauf!
„Und wie ſoll es denn heißen?" ſo fragte der Schiffsbaumeiſter.
„Ja, was meinſt Du?" ſo ſprach Gerd Eilers mit pfiffigem Lächeln.
„Ich? Ich nennt' es: Die Braut; dieweil es ſo zierlich und ſchlank iſt.
Oder: Die Hoffnung; das iſt ein glücklicher Name."
„Die Hoffnung!
Hoffnungen ſchwimmen ſo viel auf der See! Ein gewöhnlicher Name!
Nein, mein Schiff iſt feſt, und ich ſelber verſtehe zu fahren,
Darum nenn' ich es auch — Allein Ihr werdet es hören!"
Und da die Flaſche zerſchlagen am Schiffsbug wurde, ſo taufte er's:
„Wider Wind und Wellen!"
„Das iſt ein vermeſſener Name!"
Sagte der Baas und zog nachdenklich die Brauen zuſammen.
„Unſer Herrgott ſitzt im Himmel und läßt ſich nicht ſpotten!
Daran kann man gedenken auf Spiekeroog, in dem Kirchlein,
Wo man die zwölf Apoſtel auf Goldgrund kräftig gemalt ſieht,
Bilder, die einſt die Kapelle geſchmückt in einem gewalt'gen
Spaniſchen Orlogsſchiff, das hier an der frieſiſchen Küſte
Schiffbruch litt in dem Sturm, der jach die Armada zerſtreute.
Philipp hatte ſich auch zu viel mit Worten vermeſſen,
Sieh, und die Bilder des Dorfkirchleins, aus dem Wracke geborgen,

Sind nun der einzige Rest von der unüberwindlichen Flotte.
Gott demüthigte noch ganz andere Leute, als Dich schon!"
„Freund, Du hast mein Schiff mir gebaut, ich bezahle dafür Dich,
Doch ich verlang' in den Kauf nicht Lehren und Predigten, hörst Du?"
So sprach Gerd, der nicht auf Andre zu achten gewohnt war,
Und so fuhr er nach Borkum zurück, um das Geld sich zu holen,
Das rückständig noch war für den Bau an den Meister. Im Eckschrank
Lag es schon lange bereit, im neuen und stattlichen Hause,
Das mit der Jahrszahl prangt' und der messing'nen Wetterfahne,
Mit drei stattlichen Linden, wenn über dem Dache die Wipfel
Winterlich kahl auch sind von den Stürmen der friesischen Küste,
Und mit dem Garten, der hier mit Wällen beschützt vor dem Sand war,
Dort von riesigen Knochen umzäunt: sie erinnern den Schiffer
Manches fröhlichen Fang's und der glücklich geworf'nen Harpune.
Fest gegründet war Gerd Eilers' Glück auf dem Lande;
Aber er glich dem Hund, der den Knochen verliert aus dem Maule,
Weil er schnappt nach dem Schatten, der ihm auf dem Wasser sich zeiget!
Borkum sprach von nichts als dem Schiff mit dem trotzigen Namen,
Und als Gerd mit dem Geld aus dem Haus trat, stand wol die halbe
Insel umher, und es war ihm schon recht sich beachtet zu sehen.
Als ihm die Truhe so schaukelt am Arm, da löst sich der Boden
Und in den Sand rollt klirrend das Geld, als wollt' es ihn mahnen:
„Gib mich nicht weg!" Da wurde der Kopf von Manchem geschüttelt.
„Unglück bringt Dir das Schiff; schlag's los! Dies sind nicht die Zeiten,
Gegen den Wind zu segeln; es faulen die anderen Schiffe,
Und Du bautest Dir eins. Schlag's los!" so sagten die Leute.
„Weibergewäsch!" brummt nur Gerd Eilers und sammelt die Münzen
Wieder vom Boden zuhauf, bringt's Geld nach Emden zum Baas hin,
Zählt es ihm baar auf den Tisch und schwimmt in Glück und in Freuden,
Wenn er so steht auf dem Schiff und mit Kennerblicken es mustert.
Und so nahm er denn flugs, trotz Engelsmann und Franzosen,
Fracht auf Indien an und segelte stolz aus dem Dollart.
Mit ihm fuhr sein einziger Sohn, ein blühender Jüngling,
Goldig gelockt, treuherzigen Blick's. In der Nacht vor der Abfahrt
Träumt er so schwer und sieht im Schlafraum neben sich stehen
Etwas — ein Schiffsrumpf schien es zu sein, doch dient er zum Sarge;
Denn ein Leichnam lieget darin mit wallenden blonden
Locken, allein das Gesicht ist verlarvt; rings brennen die Lichter.
Das ist das böse, das zweite Gesicht. Da ergrimmet der Jüngling
Gegen das schlimme Gespenst. Er greift nach der Scheere, er schneidet
Kräftig hinein in das lockige Haar und steckt sich den Büschel,
Welchen er abgeschnitten, in's Bett. Und als er am Morgen
Aufwacht und sich besinnt, da findet er richtig die Haare
Neben sich; aber es sind, o Schrecken! die eigenen Locken,
Wie ein Blick auf den Spiegel ihn zeigt. Er hatte die Scheere
Gegen das eigene Haupt im Traume geführt und sich selber
Hatt' er als Leiche geschaut und glaubte dem Tod sich verfallen.

Was ihm im Traume begegnet, erzählt' er dem Vater und sagte:
„Wenn ich reise, so zieh' ich das Schiff mit mir in's Verderben,
Laß mich, bat er, zu Haus." Doch es zürnte der Vater und fluchte,
Polternd von Albernheit und Aberglauben. Der Sohn mag
Flehn wie er will, er muß auf die Reise mit. Als mit gerefften
Segeln in kräftiger Brise sie fahren inmitten der Nordsee,
Kracht es im Schiff; bald hört man ein dumpfes Gegurgel im Schiffsraum
Und schnell stürzt sich die See in das Leck und reißt das Verdeck auf.
Da war freilich es Zeit an Rettung zu denken! Der Alte,
Obwol finsteren Muth's, gibt sicher und rasch die Befehle.
Als sie das Langboot lösen, so hilft ungerufen die Sturzsee
Beim flott machen; sie springen hinein. Als der letzte von Allen
Wankt, bleich wie ein Gespenst, mit gerungenen Händen, der Schiffer
Auf das Verdeck. Was ist es? Der Sohn liegt unten und will nicht,
Mag auch der Vater befehlen und bitten, den Uebrigen folgen.
„Laß mich, sagt er zum Alten, ich bin das erkorene Opfer;
Laß mich hier mit dem Schiff allein mein Schicksal vollenden.
Ging' ich mit Euch, so würdet Ihr selbst in die Tiefe gezogen.
Laß mich, Vater, und rette Dich nur und grüße die Mutter."
„Du barmherziger Gott, wie darf ich denn ohne Dich kommen,
Du Augapfel der Mutter? O, folge mir, einziges Kind, doch!"
Also flehet der Vater und weint und bestürmt ihn vergebens.
Abgewandt, als versagten den Dienst schon Ohren und Augen,
Liegt sein Sohn vor ihm da, und es ruft ihm draußen die Mannschaft:
„Kommt, Capitän! Macht fort! Sonst müssen wir kappen! So kommt doch!"
Hastig springet der Schiffer auf Deck, sieht, daß es zu Ende,
Eilt noch einmal hinab und beschwört bis zuletzt noch den Jüngling,
Und dann schwankt er verzweifelt hinaus und springt in das Langboot.
Und hoch werden die Ruder gehoben zum kräftigen Schlage,
Welcher das Boot fortstößt von dem sinkenden Schiffe. Da hört man
Plötzlich ein Hülfegeschrei vom Bord her. Siehe, da steht er,
Sein unglücklicher Sohn, in fliegenden Kleidern. In ihm hat
Endlich die Liebe des Lebens gesiegt. „Kehrt! jammert der Vater.
Gott, mein Kind, mein Kind! Wir müssen zum Schiffe zurück. Kehrt!"
Und schon hält er das Tau, sein Kind zu retten, in Händen.
„Kehrt!" Sie rudern zurück mit übermenschlichen Kräften,
Als hoch über das Schiff sich brausend und zischend ein schwarzes
Ungeheuer von Wogen ergießt. In die Tiefe geschleudert
Wurde das Rettungsboot und verschwand in dem gähnenden Abgrund.
Und da es wieder emporarbeitet: wo ist da das neue
Prächtige Schiff? Ringsum nur Meer und Wogengetümmel!
Wind und Wellen behielten den Sieg. Gerd war wie die Reichen
Sonst auf mehr nur erpicht und Geld und Gut; doch er dachte
Damals nur an den einzigen Sohn. Der verzweifelte Vater
Mußt' auf dem Boote noch lang umtreiben in Sturm und in Regen,
Bis am siebenten Tag, wo die Mannschaft vor Durst und vor Hunger
Fast schon verschmachtet war und erstarrt vor Näss' und vor Kälte:

Sprachlos harrten ſie ſchon auf den Tod! — bis das Boot noch bemerkt ward.
Eine ſchwediſche Brigg kam näher und nahm die dem Schiffbruch
Mühſam Entgang'nen an Bord, mitleidig ſie hegend und pflegend.
Einer der Mannſchaft beſann ſich nicht mehr und ſtarb an Entkräftung;
Alle die Anderen kamen davon mit dem Leben, dem nackten.
Und ſo wurden ſie denn an der frieſiſchen Küſte gelandet;
Aber der Schiffer, er kam mit traurigem Muth in die Heimat.
Als er in's Haus eintrat, ſo ſetzt' er ſich ohne zu reden
An den gewöhnlichen Platz. Es erſchrak darüber die Hausfrau:
„Mann, wo kommſt Du denn her? Was iſt's mit dem Schiff? Wo iſt Folgert?"
„Frau, Du ſiehſt es, ich komm' allein; Du mußt mich nicht fragen!"
Sprach er und ſuchte zu rauchen; doch fiel ihm die Pfeife zu Boden,
Daß ſie klirrend zerbrach, und gleich wie die thönerne Röhre
Schien auch gebrochen der rieſige Mann und ſchluchzte und ſtöhnte.
„O Herrgott, Du haſt uns geſtraft für den frevelnden Namen!"
Rief mit Jammern die Frau, und rang in Verzweiflung die Hände.
Seit dem Tag war bezähmet der Trotz des unbändigen Mannes,
Und man kannt' ihn nicht mehr. Schier weinerlich jetzt und verzagend
Sitzt er zu Haus, und als auch Nahrungsſorgen ſich melden,
Trotz des blinkenden Hahns auf dem Dach und der rieſigen Jahrszahl,
Läßt er ſich willig und ſtill zum Fährmann machen der Inſel.
Welche Veränd'rung mit ihm! Der alte Pflüger der Meere
Fährt jetzt über das Watt Frachtgüter und Gäſte zum Baden!
Der einſt Vogel geweſen, iſt jetzt zur Brücke geworden!
Alſo haben ihn Manche geſehn, die am herrlichen Strande
Borkums fröhliche Luſt und Geſundheit ſuchen im Meere.
Einſt ſo trotzig und laut, ſitzt jetzt Gerd ſchweigend am Ruder,
Schauet nach Ebb' und nach Flut, ſo ſtruppig und finſter wie Charon.

TAYLOR INST. OXFORD

Ueber Fetiſchismus.*)

Von

F. Max Müller.

— Oxford. —

Der Begriff von Fetiſch zu weit ausgedehnt.

Eine der größten Schwierigkeiten, die uns entgegentritt, wenn wir in wirklich wiſſenſchaftlicher Weiſe das Problem des Fetiſchismus zu behandeln ſuchen, iſt die weite Ausdehnung, welche man der Bedeutung dieſes Wortes gegeben hat.

De Broſſes, wie wir ſehen, ſpricht ſchon von Fetiſchen nicht nur in Afrika, ſondern bei den rothen Indianern, den Polyneſiern und den Stämmen im Norden von Aſien. Nach ſeiner Zeit hat es kaum einen Winkel der Erde gegeben, wo Reiſende nicht Spuren von Fetiſchdienſt zu finden geglaubt. Dieſe Tendenz, an allen Orten Aehnlichkeiten zu finden, hat ihre volle wiſſenſchaftliche Berechtigung. Es iſt eben der vergleichende Geiſt, der überall geſchäftig iſt und der bereits die größten Erfolge in unſerer Zeit errungen hat. Nur ſollte dabei nicht vergeſſen werden, daß Vergleichung, um wirklich wiſſenſchaftlich haltbare Reſultate zu Tage zu fördern, mit Unterſcheidung Hand in Hand gehen muß, ſonſt kommen wir in Verſuchung, ſo oft wir zwei aufrechte Steine und einen dritten darüber gelegt finden, von Cromlechs zu ſchwärmen, und jeden Stein mit einem Loch für einen Dolmen zu erklären.

Wie haben z. B. vor Kurzem in Deutſchland und in England viel von Baumdienſt und Schlangendienſt zu hören gehabt. Nichts kann nützlicher ſein, als analoge Fälle in weiteſten Kreiſen zu ſammeln; aber ihren wahren wiſſenſchaftlichen Werth erhalten ſolche Analogien erſt dann, wenn wir es uns klar machen können, wie unter der auf der Oberfläche erſcheinenden Aehnlichkeit oft die größte Verſchiedenheit in Bezug auf ihren Urſprung zu entdecken iſt.

*) Vergleiche „Nord und Süd" VII, 20.

Das ist ja auch der Hauptreiz der vergleichenden Sprachforschung. Natürlich gibt es Grammatik überall, selbst in den Sprachen der niedrigsten Völker. Die Frage ist, wie ist sie entstanden. Wenn wir unsere grammatische Terminologie, oder Classification, unseren Nominativ und Accusativ, unser Activum und Passivum, unser Gerundium und Supinum in allen Sprachen finden wollen, so verlieren wir das Nützlichste, was ein vergleichendes Studium der Sprache uns lehren soll, wir lernen nicht, wie dieselbe Absicht in hundert verschiedenen Sprachen, auf hundert verschiedenen Wegen erreicht werden konnte und erreicht wurde. Hier erhält der alte lateinische Spruch seine wahre Bedeutung: Si duo dicunt idem, non est idem. Wenn zwei Sprachen dasselbe sagen, so ist es deshalb nicht immer dasselbe.

Wenn es überall auf Erden Fetischdienst gibt, nun so ist dies gewiß eine interessante Thatsache, aber ihre wahre wissenschaftliche Bedeutung erhält sie erst, wenn wir verstehen lernen, warum dies so ist. Die Hauptschwierigkeit, die zu lösen, ist, wie ein Fetisch ein Fetisch geworden, und wenn wir den Fetischismus von dieser Seite angreifen, so werden wir bald sehen, daß, obgleich die Fetische anscheinend überall dieselben sind, ihre Antecedentien fast nirgends dieselben gewesen. Ich halte dafür, daß es keinen Fetisch ohne Antecedentien gibt, und daß das wahre und wissenschaftliche Interesse des Fetischismus hauptsächlich in diesen Antecedentien liegt.

Antecedentien des Fetischismus.

Betrachten wir nun einige der gewöhnlichsten Erscheinungen von sogenanntem Fetischismus, und wir werden bald einsehen lernen, auf wie verschiedenen Höhen der menschlichen Natur die Quellen liegen, aus denen er entspringt.

Wenn die Gebeine, oder die Asche, oder das Haar eines verstorbenen Freundes als Andenken aufbewahrt werden, wenn man sie an sichern oder heiligen Orten niederlegt, wenn man sie von Zeit zu Zeit betrachtet, ja selbst, wenn Trauernde in ihrer Einsamkeit stille Worte an sie richten, so kann dies Alles Fetischismus genannt werden.

Ebenso, wenn ein Schwert, das ein tapfrer Krieger gebraucht hat, oder eine Fahne, unter der einst ein Sieg erfochten wurde, wenn ein Stock, oder sagen wir ein Scepter, wenn ein Calabasch, oder sagen wir eine Trommel, mit Ehrfurcht und Enthusiasmus von Soldaten begrüßt werden, ehe sie selbst zur Schlacht ziehen, so mag auch dies Fetischismus genannt werden.

Wenn sodann, wie es ja oft geschieht, diese Fahnen und Schwerter von Priestern gesegnet werden, oder wenn man gar die Geister derer, welche sie früher getragen, anruft, als ob sie gegenwärtig wären, so mag auch dies als Fetischismus dargestellt werden.

Wenn der Soldat im Unmuth über seine Niederlage sein Schwert über das Knie bricht, oder seine Fahne zerreißt, oder seine Adler weg-

wirft, so könnte man sagen, daß er seinen Fetisch züchtigt; ja man könnte beweisen wollen, daß Napoleon ein Fetischdiener gewesen sein müsse, als er auf die Pyramiden hinwies und zu seinen Soldaten sagte: „Vierzig Jahrhunderte blicken auf Euch von diesen Denkmälern herab."

Dies ist eine Art von Vergleichen, wobei man die Aehnlichkeiten alle Unterschiede verdecken läßt. Wollen wir aber die alten Gebräuche wilder Völker nicht nur kennen, sondern auch verstehen lernen, so können wir gar nicht genug auf ihre Unterschiede achten. Die Gründe, aus denen ein Stock oder ein Stein verehrt wurde, sind unendlich. Zuweilen bezeichnet der Stein ein verlassenes Heiligthum, oder eine alte Gerichtstätte,*) oder ein Schlachtfeld, oder das Grab eines Königs, oder den Ort eines Mordes.**) Zuweilen sollte er die heiligen Grenzen zwischen Stämmen und Familien beschützen. Es gab Steine, aus denen man Waffen verfertigte, es gab andere, auf denen man Waffen scharf und schneidig machte; es gab Steine, wie die Jadesteine, welche man sogar in Schweizer Seen findet, die wie Heiligthümer aus weitester Ferne gleichsam als Familienerbstücke mitgebracht wurden. Es gab auch Steine, die vom Himmel gefallen. Sollen nun alle diese Steine einfach als Fetische katalogisirt werden, weil sie alle aus sehr guten, aber sehr verschiedenen Gründen eine gewisse Ehrfurcht in alten oder neueren Zeiten genossen?

Zuweilen beweist die Ehrfurcht, die man einem ganz rohen unbehauenen Steine als dem Bilde eines Gottes beweist, eine höhere Kraft der Abstraction als die Verehrung eines Meisterwerks von Phidias; zuweilen ist die Verehrung, die man einem Steine, der wie ein Mensch aussieht, beweist, eine sehr niedrige Stufe des Gottesbewußtseins. Wenn wir zufrieden sind, dies und vieles Andere einfach als Fetischismus zu betrachten, so wird man uns bald sagen, daß der Stein, auf dem alle Könige von England gekrönt worden sind, ein alter Fetisch ist, und daß wir in der Krönung der Königin Victoria ein Ueberlebsel (survival) von angelsächsischem Fetischismus zu erkennen haben.

Dieses Suchen nach Fetischen und Ueberbleibseln vom Fetischismus ist so weit getrieben worden, daß Reisende in Afrika die Eingeborenen fragen, ob sie denn wirklich an Fetische glauben, als ob der arme Neger oder Hottentotte oder Papua eine Idee haben könnte von dem, was wir unter Fetisch verstehen. Die als Ausdrücke für Fetisch bei den Afrikanern angeführten Namen sind gri-gri, gru-gru, oder ju-ju, wahrscheinlich alle ursprünglich dasselbe Wort.***) Ich muß wenigstens ein Beispiel an-

*) Paus. I, 28, 5.

**) Paus. VIII, 13, 3; X, 5, 4.

***) Waitz, II, S. 174. F. Schultze sagt, die Neger hätten das Wort von den Portugiesen geborgt. Bastian gibt enquizi als ein Wort für Fetisch auf der Westküste von Afrika; auch mokisso. (Bastian, St. Salvador, S. 254, 81.)

führen, um zu zeigen, wie weit höher zuweilen der Examinandus, selbst wenn er ein Neger ist, stehen kann, als der Examinator. Ein Neger, der einem Baume Verehrung erwies und ihm Speise darbrachte, wurde darauf aufmerksam gemacht, daß der Baum doch nichts esse, und vertheidigte sich dagegen mit der Antwort: „O der Baum ist nicht Fetisch, der Fetisch ist ein Geist und unsichtbar, aber er hat sich hier in diesem Baume niedergelassen. Freilich kann er unsere körperlichen Speisen nicht verzehren, aber er genießt das Geistige davon und läßt das Körperliche, welches wir sehen, zurück." Die Erzählung scheint fast zu gut, um ganz wahr zu sein, aber sie beruht auf dem Zeugniß von Halleur,*) und sie mag wenigstens als ein warnendes Beispiel dienen gegen die Art und Weise, alle heiligen Gebräuche eines wilden Stammes nach einer Regel zu erklären, und technische Ausdrücke zu gebrauchen, ohne sie vorher sorgsam gewählt und erklärt zu haben.

Die Verwirrung wird noch verwirrter, wenn Reisende, die sich daran gewöhnt haben, das Wort Fetisch in seiner neuesten Comtischen Bedeutung zu gebrauchen, und denen es zu einer ironischen Bezeichnung für Gott geworden ist, ihre Beschreibungen von wilden Völkern, unter denen sie gelebt, in diesem philosophischen Jargon schreiben. So berichtet ein Reisender, daß die Eingeborenen erzählt, wie der große Fetisch von Bamba im Busche lebe, wo kein Mensch ihn sieht oder sehen kann. Wenn er stirbt, sammeln die Fetischpriester seine Gebeine, um sie wieder zu beleben und zu ernähren, bis sie wieder Fleisch und Blut gewinnen. Hier sieht man deutlich, wie „der große Fetisch" im Comtischen Sinne des Wortes gebraucht ist, wie es nicht mehr Fetisch, sondern Gottheit bezeichnet. Ein Fetisch, der im Walde lebt, aber nicht gesehen werden kann, ist ja das gerade Gegentheil von einem feitiço, oder einem Gru-gru, oder was wir sonst für einen Namen gebrauchen wollen, um die leblosen und sichtbaren Gegenstände zu bezeichnen, welche von Menschen, nicht nur in Afrika, sondern in der ganzen Welt, während einer gewissen Phase ihres religiösen Bewußtseins, verehrt worden sind.

Fetischismus überall.

Gehen wir einmal so weit, so ist es natürlich leicht, Fetische überall bei alten und neuen, bei wilden und civilisirten Völkern zu finden. Das Palladium von Troja, welches, wie man annahm, vom Himmel gefallen war und die Stadt uneinnehmbar machte, kann ein Fetisch genannt werden, und wie ein Fetisch mußte es von Odysseus und Diomedes gestohlen werden, ehe Troja erobert werden konnte.

*) Das Leben der Neger West-Afrikas, S. 40; bei Waitz, II, S. 188. Tylor, Primitive Culture, II, 197.

Pausanias*) erzählt, daß in alten Zeiten die Götterbilder in Griechenland rohe Steine waren, und er erwähnt solche Steine als noch zu seiner Zeit, im 2. Jahrhundert n. Chr. G., als in vielen Theilen Griechenlands existirend. In Pharä erzählt er von 30 viereckigen Steinen, nahe bei der Statue des Hermes, welche das Volk verehrte und jedem einen Namen gab. Die Thespianer, die den Eros verehrten, hatten eine Bildsäule von ihm, die ein bloßer Stein war.**) Die Bildsäule des Herakles zu Hyettos war von derselben Art,***) nach dem Brauch der Alten, wie Pausanias selbst bemerkt. In Sicyon erwähnt er ein Bild des Zeus Meilichios, und ein anderes der Artemis Patroa, beide ohne jede Kunst, das erstere eine bloße Pyramide, das letztere eine Säule.†) Zu Orchomenos beschreibt er wieder einen Tempel der Chariten, in dem sie als rohe Steine verehrt wurden, von denen man glaubte, daß sie zur Zeit des Eteokles vom Himmel gefallen seien. Erst zur Zeit des Pausanias wurden wirkliche Statuen der Chariten in ihrem Tempel aufgestellt.††)

Aehnliches finden wir in Rom. Steine, welche vom Himmel gefallen sein sollten, wurden angerufen, einen günstigen Erfolg bei kriegerischen Unternehmungen zu verleihen.†††) Mars wurde durch eine Lanze dargestellt, Augustus, nachdem er zwei Seeschlachten verloren, strafte seinen Neptun wie einen Fetisch, indem er sein Bild von der feierlichen Prozession der Götter ausschloß.*†) Nero war, nach Suetonius, ein großer Verächter der Götter, obgleich er eine Zeit lang eine starke Verehrung für die Dea Syria an den Tag legte. Dies aber hatte bald ein Ende und er that später ihrem Bilde den größten Schimpf an. Man sagt, daß ihm eine unbekannte Person ein kleines Bild von einem Mädchen gegeben habe als ein Schutzmittel gegen Verrath, und da er bald darauf eine Verschwörung gegen sein Leben entdeckte, so beschloß er, dieses Bild in Zukunft als die höchste Gottheit zu verehren durch dreimaliges Opfer an jedem Tage; ja er wollte, daß man glaube, daß er durch dessen Stimme die Zukunft vorherwisse.**†)

Wenden wir uns nun zu unserer eigenen Religion, zur christlichen, so ist bekannt, wie schlecht die Heiligenbilder von den niederen Classen der römischen Katholiken behandelt zu werden pflegten. Della Valle erzählt, daß in der Mitte des 17. Jahrhunderts portugiesische Matrosen bei einer Windstille die heftigsten Drohungen gegen den heiligen Antonius

*) Paus. VII, 22, 4.
**) Paus. IX, 27, 1.
***) Paus. IX, 24, 3.
†) Paus. II, 9, 6.
††) Paus. IX, 38, 1.
†††) Plin. H. N. 37, 9.
*†) Suet. Aug.
**†) Suetonius, Nero, c. 56.

von Padua ausstießen, und ihn gebunden haben würden, wenn ihm nicht Jemand zu Hülfe gekommen wäre. Sie setzten endlich sein Bildniß auf das Ende des Bugspriets und sagten dabei knieend: „Heiliger Antonius, sei so gut, so lange dort zu stehen, bis Du uns einen guten Wind zur Fortsetzung unserer Reise gegeben hast."*) Frezier erzählt von einem spanischen Schiffscapitän, der ein kleines Marienbild an den Mast befestigte und ihm erklärte, es solle so lange dort hängen bleiben, bis es ihm günstigen Wind gegeben hätte.**) Kotzebue erzählt, daß die Neapolitaner den heiligen Gennaro vecchio ladrone, birbone, scelerato schimpften, weil er einen Lavastrom nicht aufgehalten hatte, und daß man ihn sogar geprügelt habe.***) Wenn russische Bauern und Bäuerinnen irgend eine unziemliche That in der Nähe von Heiligenbildern begehen wollten, so deckten sie Tücher über die Bilder, damit dieselben nichts davon sähen. Ja ein russischer Bauer, der eine schlechtere Ernte gehabt als sein Nachbar, borgte von diesem dessen Heiligenbild und stellte es beim Ackern auf den Pflug, um so einen reicheren Ertrag zu erzielen.†)

Alle diese Erscheinungen würden von einem Fremden, der ihre Entstehung nicht kennt oder errathen kann, einfach als Fetischismus behandelt werden, während wir eine unendliche Reihe von Antecedentien erblicken, durch die allein es möglich wurde, daß das Bild einer Jungfrau oder eines Heiligen an den Mast gebunden werden konnte, um günstigen Wind zu bringen. Muß es denn in Afrika so ganz anders gewesen sein? Warum sollen diese Fetische keine Geschichte, keine Entwickelung gehabt haben, sondern so wie sie sind aus der Erde gesprungen sein? Um es kurz zu sagen, wenn wir sehen, daß Alles, was Fetisch genannt werden kann, in anderen uns bekannten Religionen secundär ist, warum sollen alle Fetische in Afrika primär gewesen sein? Wenn ein Fetisch überall Voraussetzungen hat, wenn er überall von mehr oder weniger entwickelten religiösen Ideen begleitet ist, warum soll er in Afrika den Anfang aller Religion gebildet haben? Anstatt den Fetischismus in allen anderen Religionen, deren Entwickelung wir theilweis kennen, durch den Fetischismus der Neger, dessen Entwickelung wir nicht kennen, zu erklären, warum nicht umgekehrt den Fetischismus Afrikas durch den Fetischismus Europas zu verstehen suchen?

---

*) Della Valle, Voyage VII, p. 409. Meiners, Geschichte der Religionen, I, S. 181. F. Schultze, Fetischismus, S. 175.

**) Frezier, Relation du Voyage de la Mer du Sud, p. 248. Schultze, l. c.

***) Kotzebue, Reise nach Rom, I, S. 327.

†) F. Schultze, Fetischismus, S. 176.

Keine Religion besteht blos aus Fetischismus.

Man hat also bis jetzt nirgends bewiesen, daß Fetischismus in Afrika oder sonstwo die ursprünglichste Form menschlicher Religion war, ja man sieht leicht, daß es unmöglich ist, dies jemals factisch zu beweisen. Aber ich gehe noch weiter und behaupte, daß man bisher auch nirgends bewiesen hat, daß Fetischismus irgendwo, sei es in Afrika oder in anderen Ländern, die ganze Religion eines Volkes ausmache. So unvollkommen auch unsere Kenntniß der Religion der Neger ist, dies kann man mit Sicherheit sagen, daß, wo sich die Gelegenheit geboten, die religiösen Anschauungen selbst der niedrigsten Stämme einer langen, sorgsamen Prüfung zu unterwerfen, man noch nie gefunden hat, daß ein ganzer Stamm nichts von Religion aufzuweisen habe als bloßen Fetischdienst. Eine Verehrung lebloser Gegenstände ist in Afrika weiter verbreitet, als in anderen Ländern. Die geistigen und gemüthlichen Anlagen des Negers drängen ihn mehr als andere Völker zu dieser niedrigen und erniedrigenden Art des Cultus hin. Dies Alles gebe ich gern zu. Aber ich behaupte, daß Fetischdienst in Afrika ebenso wie anderswo einen Verfall bezeichnet, daß der Neger höhere religiöse Begriffe hat als Verehrung von Stöcken und Steinen, und daß Viele, die an Fetische glaubten, zu gleicher Zeit höhere, reinere, wahrere Ansichten über das Göttliche hatten. Aber freilich, es gehören Augen dazu, um dies zu sehen, Augen, die das Gute entdecken können, wo es auch existirt, ohne immer nur von dem angezogen zu werden, was schlecht ist. Je länger ich mich mit dem Studium der heidnischen Religionen beschäftige, desto mehr wächst meine Ueberzeugung, daß, wenn wir sie mit richtigem Maßstabe messen wollen, wir sie messen müssen wie die Alpen, nach den höchsten Punkten, die sie erreicht haben. Religion ist überall weit mehr ein Sehnen als ein Erfüllen, und ich verlange für die Religion des Negers nicht mehr als was ich für unsere eigene verlange, daß man sie beurtheile nicht nach dem, was sie zu sein scheint, sondern nach dem, was sie ist; ja noch mehr, nicht nur nach dem, was sie ist, sondern nach dem, was sie sein kann oder sein möchte im Herzen ihrer besten Bekenner.

Höhere Elemente in der Religion der Afrikaner.

Was unter jetzigen Umständen geleistet werden kann, um eine richtigere Ansicht von der wahren Religion des Negers zu gewinnen, hat Waitz geleistet im zweiten Bande seines klassischen Werkes über Anthropologie.*) Waitz, der Herausgeber von Aristoteles' Organon, faßte diesen Gegenstand zuerst in wahrhaft wissenschaftlicher Weise auf. Er war nicht

*) Anthropologie, II, S. 167.

nur selbst ganz unparteiisch, sondern er suchte sich auch stets von der Unparteilichkeit seiner Gewährsmänner zu überzeugen, ehe er ihre Ansichten benutzte. Sein Werk hat in England die größte Anerkennung gefunden, wo viele seiner Ansichten und der von ihm gesammelten Thatsachen durch Mr. Tylor eine weite Verbreitung erlangt haben. Die Ansicht, zu der Waitz in Bezug auf den wahren Charakter der Religion der Neger gelangte, kann kurz in seinen eigenen Worten gegeben werden:

„Die Religion des Negers pflegt als eine eigenthümliche rohe Form des Polytheismus betrachtet und mit dem besonderen Namen «Fetischismus» belegt zu werden. Indessen geht aus einer genaueren Untersuchung derselben deutlich hervor, daß sie, abgesehen von den extravaganten, phantastischen Zügen, die im Charakter des Negers wurzeln und sich von da auf alle seine Schöpfungen übertragen, im Vergleich mit den Religionen anderer Naturvölker weder sehr eigenthümlich ausgeprägt, noch von vorzugsweise roher Form ist. Jene Ansicht läßt sich als allgemein gültig nur festhalten, wenn man die äußerliche Seite der Religion des Negers allein in's Auge faßt oder ihre Deutung willkürlichen Voraussetzungen entnimmt, wie dies namentlich von Ad. Wuttke (Geschichte des Heidenthums I, S. 69, 71) geschehen ist. Bei tieferem Eindringen, das neuerdings mehreren gewissenhaften Forschern gelungen ist, kommt man vielmehr zu dem überraschenden Resultat, daß mehrere Negerstämme, bei denen sich ein Einfluß höherstehender Völker bis jetzt nicht nachweisen und kaum vermuthen läßt, in der Ausbildung ihrer religiösen Vorstellungen viel weiter vorgeschritten sind, als fast alle anderen Naturvölker, so weit, daß wir sie, wenn nicht Monotheisten nennen, doch von ihnen behaupten dürfen, daß sie auf der Grenze des Monotheismus stehen, wenn ihre Religion auch mit einer großen Summe groben Aberglaubens vermischt ist, der wieder seinerseits bei anderen Völkern die reinen religiösen Vorstellungen ganz zu überwuchern scheint."

Waitz selbst betrachtet das Buch von Wilson über „Westafrika, seine Geschichte Zustände und Aussichten" (London, 1856) für das in dieser Beziehung nützlichste, aber er sammelt sein Material auch aus vielen anderen Quellen, und namentlich aus den Berichten der Missionäre. Wilson war der Erste, der nachwies, wie das, was wir durchaus Fetischismus nennen wollen, von der wahren Religion des Negers gar sehr verschieden ist. Er zeigt uns, daß dieselben Stämme, die uns als Fetischdiener vorgestellt werden, entweder an Götter oder an einen höchsten guten Gott glauben, den Schöpfer der Welt, und daß sie in ihrem Dialekte bestimmte Namen für ihn haben.

Es mag wahr sein, daß man äußerlich diesem höchsten Wesen keine Verehrung beweist, sondern nur den sogenannten Fetischen. Aber dies läßt sehr verschiedene Erklärungsweisen zu. Es kann ebenso gut aus einer zu großen Ehrfurcht vor dem wahrhaft Göttlichen, als aus Nachlässig-

keit entstehen. Die Odschis*) z. B. oder Aschantis nennen das höchste Wesen mit demselben Worte wie den Himmel, aber sie verstehen darunter oft auch einen persönlichen Gott, von dem sie sagen, daß er alle Dinge gemacht habe und der Geber alles Guten sei, daß er, überall gegenwärtig, Alles wisse, auch die Gedanken der Menschen, und sich dieser in der Noth erbarme. Untergeordnete Geister sind es aber allein, die nach ihrer Ansicht die Welt regieren, und nur die Bösen unter ihnen erhalten Verehrung und Opfer.**)

Cruickshank***) hebt denselben Zug im Charakter der Neger an der Goldküste hervor. „So alt der Glaube an einen höchsten Gott, der die Welt geschaffen hat und regiert, auf der Goldküste auch sicherlich ist, so wird «der große Freund», «der mich Machende» wie sie ihn nennen, doch nur bisweilen angerufen. Im Unglück sprechen sie: «Ich bin in Gottes Hand, er wird es machen, wie ihm gutdünkt».“

Diese Ansicht wird von den Baseler Missionären bestätigt, die man doch auf diesem Punkte kaum der Parteilichkeit zeihen kann. Sie versichern, daß der Glaube an einen höchsten Gott durchaus nicht ohne Einfluß auf den Neger ist. Oft sagt er sich zum Trost im Unglück: „Gott ist der Alte, er ist der Höchste“, „Gott sieht auch mich“, „ich bin in Gottes Hand.“ Der Missionär wagt hinzuzufügen: „Daß sie neben Gott noch tausend und aber tausend Fetische haben, das haben sie leider auch mit vielen Christen gemein.†)“

Die Odschis oder Aschantis, wie wir sahen, besitzen eine ziemlich bestimmte Vorstellung von Gott, den sie den Hohen oder den Höchsten nennen: er ist Schöpfer, spendet Regen und Sonnenschein und alles Gute, hat die siebentägige Woche gemacht. Er weiß Alles und in sein Haus oder seine Stadt werden die guten Menschen nach ihrem Tode aufgenommen. Doch läßt er jetzt die Welt gewähren und steht zu hoch für die Verehrung der Menschen. Geschaffene Geister, die öfters heimlich erscheinen und sich besonders den Priestern mittheilen, sind von ihm über Gebirg und Thal, Wald und Feld, Fluß und See als Herren gesetzt. Man denkt sie sich ganz menschenähnlich, theils als gut, theils als böse. In einer Beziehung gehen die Neger so weit als die Europäer, nämlich in der Annahme eines obersten bösen Geistes, dem Feinde der Menschen, der abgeschieden von der Welt im Jenseits wohnt.††)

Einige der Namen des höchsten Wesens bedeuteten ursprünglich Sonne, Himmel, Regenspender; andere Herr des Himmels, Herr und König des

*) Waitz, II, S. 171.

**) Riis, Baseler Missions-Magazin, 1847, IV, S. 244, 248.

***) Achtzehnjähriger Aufenthalt auf der Goldküste (1834). Leipzig. S. 217.

†) Baseler Miss.-Mag., 1853, II, S. 86.

††) Waitz, II, S. 171—174.

Himmels, unsichtbarer Schöpfer. Als solcher wird er auch von den Yebus angebetet, indem sie das Gesicht zur Erde niederbeugen.*) Eines ihrer Gebete lautete: „Gott im Himmel, beschütze mich vor Krankheit und Tod. Gott, gib mir Glück und Weisheit."

Die Edeeyahs**) von Fernando Po verehren Rupi als höchstes Wesen, neben dem sie viele kleine Götter als Mittelspersonen haben. Die Duallahs***) am Cameruns bezeichnen mit demselben Worte den großen Geist und die Sonne.

Die Yorubas glauben an Olorum als den Herrn des Himmels.†) Sie glauben aber auch an andere Götter und sie erzählen von der Stadt Ise im Gebiete von Kakanda (5° ö. L. Gr., 8° n. B.) als dem allgemeinen Sitz der Götter, von wo sie selbst herstammen, von wo Sonne und Mond aus der Erde, in die sie begraben waren, immer wieder hervorkommen und wo die ersten Menschen geschaffen wurden.††)

Römer†††) erzählt, daß das Volk von Akra der aufgehenden Sonne eine Art von Verehrung zolle, und Zimmermann*†) stellt entschieden in Abrede, daß man dort beliebigen Gegenständen, gewöhnlich Fetisch genannt, irgend welche Verehrung erweise. Aus den Berichten der Baseler Missionäre wissen wir, daß der dort gebrauchte Name für den höchsten Gott Jongman**†) war, welches Regen und Gott bedeutet. Dieser Jongman wird gewöhnlich als identisch mit Nyongmo betrachtet, wie Gott auf der Goldküste heißt. Auch dort bedeutet das Wort den Himmel, der überall ist und von jeher. „Man sieht's ja täglich," sagte ein Fetischmann***†), „wie durch den von Ihm gesendeten Regen und Sonnenschein das Gras und Korn, der Baum entsteht; wie sollte er nicht Schöpfer sein?" Die Wolken, heißt es, sind der Schleier, die Sterne der Schmuck von Nyongmos Gesicht. Er sendet seine Kinder, die Wong, die Lichtgeister, die ihn bedienen, auf die Erde, wohin sie seine Befehle zu übertragen oder wo sie diese selbst auszuführen haben.

Diese Geister oder Wongs, die auch für Fetische ausgegeben worden

*) Waitz, II, S. 168. D'Avezac, Notice sur le pays et le peuple des Yébous, p. 84, Anm. 3.

**) Waitz, II, S. 168.

***) Allen and Thomson, Narrative of the Expedition to the River Niger in 1841, II, p. 199, 395, Anm.

†) Tucker, Abbeokuta, Origin and Progress of the Yoruba Mission, p. 192, Anm. Waitz, II, S. 168.

††) Tucker, l. c, p. 248. Waitz, II, 169.

†††) Römer, Nachrichten von der Küste Guinea, 1769, S. 84.

*†) Zimmermann, Grammatical Sketch of the Akra or Ga Language, Vocabulary, p. 337.

**†) Baseler Miss.-Mag., 1857, S. 559.

***†) Waitz, II, S. 170.

sind, bilden ein sehr wichtiges Element nicht nur in der Religion des Negers, sondern auch in vielen anderen Religionen. Sie kommen überall zum Vorschein, wo die Kluft zwischen dem Menschlichen und dem Göttlichen zu weit geworden, und wo dann der Mensch nach Vermittlern verlangt, um die Kluft auszufüllen, die er selbst geschaffen hat. So vertheidigt z. B. Celsus die Verehrung der Genii mit sehr wichtigen Gründen. Indem er die Christen tadelt, daß sie sich weigern, den alten Genii ihre hergebrachte Verehrung zu bieten, sagt er: Es geschieht dadurch Gott kein Unrecht. Gott kann nichts verlieren, die untergeordneten Geister sind nicht seine Rivalen, so daß ihn die Verehrung, die wir ihnen zollen, verdrießen könnte. Was wir in ihnen verehren, sind nur Attribute von Gott selbst, von dem sie ihre Macht herleiten, und indem ihr sagt, daß es nur einen Gott gibt, lehnt ihr euch gegen Gott selbst auf.*)

Auf der Goldküste**) glaubt man, daß diese Wongs zwischen Himmel und Erde wohnen, Kinder mit einander zeugen, sterben und wieder aufleben. Wong ist 1) das Meer und Alles was darin ist; Wong sind 2) die Flüsse, Seen, Quellen, 3) besonders eingezäunte Stücken Landes und namentlich alle Termitenhaufen, 4) die Otutu, die über einem Opfer errichteten kleinen Erdhaufen, und die Trommel eines gewissen Stadttheiles, 5) gewisse Bäume, 6) gewisse Thiere, Krokodil, Affe, Schlangen u. s. w., während andere Thiere nur den Wongs heilig sind, 7) die vom Fetischmann geschnitzten und geweihten Bilder, 8) zusammengesetzte Sachen aus Schnuren, Haaren, Knöchelchen u. s. w., die als Mysterien behandelt werden, obwol sie verkäuflich sind.***)

Hier sehen wir deutlich den Unterschied zwischen Wongs und Fetischen. Der Fetisch ist das äußere Zeichen oder Symbol, der Wong der inwohnende Geist. Wir sehen aber auch, hier wie anderswo, die einbrechende Verwirrung, und wie leicht das Geistige zum rein Materiellen herabsank.†)

In Akwapim ist das Wort, welches sowol Gott als Wetter bedeutet, Jankkupong. Auch in Bonny, wie im östlichen Afrika, bei den Makuas, wird dasselbe Wort für Gott, Himmel und Wolke gebraucht.††) In Dahomey soll die Sonne als das höchste Wesen gelten, sie erhält aber keine äußerliche Verehrung.†††) Die Ibos glauben an einen Schöpfer der Welt, den sie Tschuku nennen. Er hat zwei Augen, zwei Ohren, eines im Himmel, das andere auf Erden. Er ist unsichtbar und schläft nie. Er hört Alles, was über ihn gesagt wird, kann aber nur den erreichen, der

*) cf. Froude, in Fraser's Magazine, 1878, p. 160.

**) Waitz, II, S. 183.

***) Baseler Miss.-Mag., 1856, II, S. 131.

†) Waitz, II, S. 174, 175.

††) Köler, Einige Notizen über Bonny, 1848, S. 61. Waitz, II, S. 169.

†††) Salt, Voyage to Abyssinia, 1814, p. 41.

ihm nahe kommt.*) Könnten wir mehr sagen? Der Gute sieht ihn nach dem Tode, der Schlechte aber kommt in's Feuer. Sagen Einige von uns nicht dasselbe?

Daß einige unter den Negern selbst von dem entwürdigenden Charakter des Fetischdienstes überzeugt sind, das zeigt sich aus solchen Aeußerungen, wie man sie unter dem Volke in Akra hört, daß nämlich nur Affen Fetische verehren.**)

Ich kann nun allerdings nicht persönlich für die Genauigkeit von einem jeden dieser Berichte einstehen, aus Gründen, die ich bereits erwähnt habe. Ich glaube aber, wir können uns im Ganzen auf die Genauigkeit eines Gewährsmannes, wie Waitz war, verlassen. Einem Manne, der wie er daran gewöhnt war, variae lectiones aus griechischen Handschriften zu sammeln, kann man schon zutrauen, daß er es mit seinen Citaten genau nimmt. Faßt man nun aber Alles, was er über die Religion der Neger beigebracht, zusammen, so bekommt man allerdings ein ganz anderes Bild von derselben als früher. Jedenfalls sieht man sehr klar, daß sie nicht in einem einförmigen Fetischismus besteht, sondern im Gegentheil die größte Mannichfaltigkeit entwickelt hat. Fetischismus findet sich auch, ja findet sich mehr in Afrika als in anderen Ländern. Dies Alles mag zugegeben werden. Aber wo bleibt die Behauptung, daß die Religion des Negers in Fetischismus bestehe, daß der Neger über diese tiefste Stufe der Religion noch nicht hinausgeschritten sei? Wir haben bereits gesehen, daß sich in der Religion dieser Völker ganz unverkennbare Zeichen einer Verehrung von Geistern finden, die in den verschiedenen Theilen der Natur schalten und walten, ja es zeigt sich deutlich eine Ahnung von einem höchsten Geiste, der sich in der Sonne oder dem Himmel verbirgt und offenbart. Es ist gewöhnlich die Sonne oder der Himmel, der die Brücke vom Sichtbaren zum Unsichtbaren, von der Natur zu dem Gotte der Natur bildet. Aber außer der Sonne wurde auch der Mond von den Negern verehrt, und zwar als Ordner der Zeit und des Lebens. Man brachte ihm Opfer unter Bäumen, namentlich unter alten Bäumen, die von Geschlecht zu Geschlecht Zeugen der Freuden und Leiden einer Familie oder eines Stammes gewesen waren.

Zoolatrie.

Außerdem finden wir nun aber in der Religion dieser sogenannten Fetischdiener noch viele andere Elemente, z. B. was man bei anderen Völkern Zoolatrie oder Thierdienst nennt.***) Es ist, scheint mir, eines

*) Schön and Crowther, Journal of an Expedition up the Niger, 1842, p. 51, 72. Waitz, II, S. 169.

**) Waitz, II, S. 174—178.

***) Waitz, II, S. 171.

der schwierigsten Probleme der Religionswissenschaft, die ersten Beweggründe zu entdecken, welche den Neger und andere Völker bestimmten, gewisse Thiere zu verehren. Wir müssen uns dabei zuerst vor dem sehr allgemeinen Fehler hüten, für jeden religiösen Gebrauch nur immer einen Beweggrund anzunehmen. Derselbe Gebrauch hat oft in verschiedenen Ländern die verschiedensten Ursachen gehabt. So glaubte man an einigen Orten, daß die Seelen der Verstorbenen in gewissen Thieren weilten. An anderen Orten ließ man Thiere, namentlich Wölfe, Leichname fressen, und diese Thiere galten deshalb als heilig.*)

Affen hielt man zuweilen für Menschen, nur etwas bei der Schöpfung beschädigt, zuweilen auch für Menschen, die für ihre Sünden bestraft werden. Manche Stämme glauben, die Affen könnten sprechen, wenn sie nur wollten, und daß sie vorgeben stumm zu sein, um nicht zur Arbeit herangezogen zu werden. Aus solchen Gedanken entwickelte sich leicht eine Abneigung, sie, wie andere Thiere, zu tödten, und von da war es dann nur noch ein kleiner Schritt, ihnen eine gewisse Heiligkeit beizulegen. Es ist bekannt, daß Elephanten, wegen ihrer großen Verstandesentwickelung, mit sehr ähnlichen Gefühlen betrachtet werden. Die Eingeborenen tödten sie nicht gern, und wenn sie es thun müssen, so bitten sie oft das Thier um Verzeihung, nachdem sie es getödtet haben. In Dahomey, wo der Elephant als Fetisch gilt, müssen viele Reinigungsceremonien ausgeführt werden, wenn ein Elephant erlegt worden ist.**)

An manchen Orten wird es als ein Glück betrachtet, von gewissen Thieren getödtet zu werden, so in Dahomey von einem Leoparden.

Es kann viele Gründe geben, weshalb Schlangen eine gewisse Ehrfurcht, ja selbst Verehrung zu Theil wird. Giftige Schlangen werden gefürchtet, und es ist verständlich, daß man sie verehrte, namentlich nachdem ihnen, vielleicht im Geheimen, ihr Gift ausgebrochen. Andere Schlangen sind nützlich als Hausthiere, als Wetterpropheten, und man mag sie also gefüttert, hochgeschätzt und noch einige Zeit verehrt haben, wenn wir nur das Wort in der niedrigen Bedeutung nehmen, die es oft bei ungebildeten Menschen hat und haben muß. Die Idee, daß die Geister der Verstorbenen in Thiere übergehen, ist weit verbreitet, und wenn man sich erinnert, wie Schlangen sich oft in verlassenen, oder auch in bewohnten Häusern verstecken und dann plötzlich mit ihren blitzenden Augen die Bewohner anstarren, so kann man wol die abergläubischen Ideen begreifen, die man sich von ihnen machte. Außerdem ist bekannt, daß in alten wie in neuen Zeiten gewisse Stämme sich Schlangen (Nâgas) nannten, mochte es nun sein, um anzudeuten, daß sie an gewissen Orten einheimisch und gleichsam

*) Waitz, II, S. 171. Hostmann, Zur Geschichte des Nordischen Systems der drei Culturperioden, 1875, S. 13, Anm.

**) Waitz, II, S. 178.

wie Schlangen aus dem Boden entspringen, sei es, daß sie, wie Diodorus meint, eine Schlange als ihre Fahne, als ihr Zeichen, als ihr Totem, als ihr Wappen hatten, oder wie man es sonst nennen will. Wie derselbe Diodorus bemerkt, kann entweder die Schlange als Wahrzeichen gewählt sein, weil sie als etwas Göttliches galt, oder sie mag eine göttliche Geltung erhalten haben, weil sie als Wahrzeichen diente. Jedenfalls scheint nichts natürlicher, als daß Menschen, die sich Schlangen nannten, mit der Zeit eine Schlange als ihren Ahnherrn und endlich als ihren Gott erwählten. In Indien spielen die Schlangen sehr zeitig eine bedeutende Rolle in Volksdichtung und epischer Poesie. Sie werden bald was Feen und Gnomen in unseren Märchen sind, und sie bilden mit Gandharvas, Apsaras, Kinnaras und andern fabelhaften Wesen die ältesten Motive zur Ornamentirung von öffentlichen Gebäuden.

Ganz verschieden von diesen indischen Schlangen ist die Schlange des Avesta, die Schlange der Genesis und wiederum die Schlangen und Drachen der griechischen und deutschen Sage. Endlich gilt uns noch die Schlange als Symbol der Ewigkeit, sei es, weil sie ihre Haut jährlich abstreift, sei es, weil sie sich in einen Kreis zusammenrollt, oder, wie man sagt, sich in den Schwanz beißt. Jedes von diesen Gebilden der Phantasie hat seine eigene Biographie, und sie alle zusammen zu werfen wäre etwa dasselbe, als wollte man eine Biographie von allen Menschen schreiben, die Alexander heißen.

Afrika ist voll von Thierfabeln, nach Art der Aesopischen Fabeln; doch finden sie sich nur bei gewissen Stämmen, nicht überall. Man erzählt sogar, daß früher Männer mit den Thieren sprechen konnten, und in Bornu sagt man sich, daß ein Mann das Geheimniß der Thiersprache seiner Frau verrathen, und daß danach der Umgang zwischen Menschen und Thieren aufgehört.*)

Der Mensch allein, soviel wir wissen, scheint nie in Afrika als göttliches Wesen verehrt worden zu sein, und wenn an einigen Orten mächtige Fürsten Ehrenbezeugungen empfangen, vor denen wir schaudern, so müssen wir nicht vergessen, daß während der höchsten Blüthe römischer Cultur dem Augustus und seinen Nachfolgern fast göttliche Ehren erwiesen wurden. In mißgeformten Menschen, in Zwergen, Albinos und dergleichen sehen die Afrikaner oft etwas Ungeheueres, doch kann man deshalb noch immer nicht sagen, daß man sie als göttlich verehre.

Psycholatrie.

Ein sehr bedeutendes Element in der Religion dieser Völker ist sodann die Ehrfurcht, die man vor den Geistern der Verstorbenen hat.**)

*) Kölle, S. 145.

**) Waitz, II, S. 181.

Die Gebeine der Verstorbenen, wie wir sahen, werden oft sorgsam aufbewahrt und mit einer Art von religiöser Scheu behandelt. Die Aschantis haben ein Wort, Kla, welches Seele bedeutet. Nach dem Tode heißt die Seele Sisa. Kla ist 1) das Leben der Menschen, 2) als männlich gedacht, die Stimme, die ihn zum Bösen treibt, als weiblich die, welche ihn davon abmahnt, 3) der persönliche Schutzgeist eines Jeden, der durch gewisse Zaubereien citirt werden kann und auf Dankopfer Anspruch macht für den Schutz, den er gewährt. Sisa kann wiedergeboren werden, aber es werden auch stets neue Seelen vom höchsten Gotte auf die Erde herabgesendet.*)

Vielseitigkeit der afrikanischen Religionen.

Nun frage ich, ist eine Religion, die so viele verschiedene Seiten darbietet, einfach als afrikanischer Fetischdienst hinzustellen? Finden wir nicht fast jeden Bestandtheil anderer Religionen in dem Wenigen, was wir bis jetzt mit irgend welcher Genauigkeit vom Glauben und vom Gottesdienst des Negers wissen? Hat man irgend einen Beweis erbracht, daß es je eine Zeit gegeben, in der diese Neger nur Fetischdiener waren, und weiter nichts? Führt uns nicht Alles, was wir thatsächlich wissen, gerade zum Gegentheil, daß nämlich der Fetischismus eine rein parasitische Entwickelung darstellt, die begreiflich ist mit gewissen Antecedentien, aber ganz unverständlich, wenn man sie nur als einen ursprünglichen Impuls der menschlichen Seele darstellen will?

Nein, vom psychologischen Standpunkte aus liegt die wirkliche Schwierigkeit vielmehr darin, wie man die vernünftigen und in manchen Fällen erhabenen religiösen Ansichten dieser Neger mit der rohen Form des Fetischismus zusammenreimen soll, die natürlich nicht weggeleugnet werden kann. Hier können wir nur daran erinnern, daß alle Religion ein Compromiß ist und sein muß zwischen den Weisesten und den Thörichtsten, zwischen Alt und Jung, und daß, je höher der menschliche Geist sich erhebt in seinem Suchen nach göttlichen Idealen, desto unvermeidlicher ihre blos symbolische Darstellung im Geiste der Kinder, ja der Majorität eines Volkes, die stets unfähig ist, die höchsten Abstractionen rein zu erfassen.

Es läßt sich viel zur Entschuldigung der verschiedenen Arten und Weisen des Fetischismus sagen. Er ist eine Hülfe für die schwache menschliche Natur. Er dient als äußerliche Erinnerung an unsere Pflichten, und in vielen Fällen kann sich der Mensch vom materiellen Zeichen oder Symbol wieder zu höheren geistigen Anschauungen erheben. Oft auch findet das menschliche Herz in solchen äußerlichen Dingen Trost, wenn es ihn sonst nirgends finden kann. Man hört so oft, daß diese äußere

*) Baseler Miss.-Mag. 1856, II, S. 134, 139. Zimmermann, Voc., p. 151.

Symbolik jedenfalls unschuldig sei, und man wundert sich, weshalb die weisesten Lehrer der Menschheit in so harten Ausdrücken gegen diese Richtung des menschlichen Geistes oder des menschlichen Herzens geeifert haben. Mancher mag sich gewundert haben, daß unter den zehn Geboten, welche die höchsten und wichtigsten Pflichten der Menschen in kürzester Form zusammenfassen sollten, die zweite Stelle dem Verbote jeder bildlichen Darstellung des Göttlichen zuerkannt worden ist: „Du sollst dir kein Bildniß noch irgend ein Gleichniß machen, weder deß, das oben im Himmel, noch deß, das unten auf Erden, oder deß, das im Wasser unter der Erde ist. Bete sie nicht an, und diene ihnen nicht."

Nur ein Studium der Geschichte der alten Religionen zeigt uns die verborgene Weisheit dieser Worte. Man lese nur die Beschreibungen der religiösen Festlichkeiten bei Afrikanern, Amerikanern und Australiern, man sehe nur die pomphaften Schaustellungen in einigen unserer eigenen christlichen Kirchen und Kathedralen. Es ist schwer nachzuweisen, was denn eigentlich bei all diesen äußeren Zeichen und Symbolen, bei Bildern, Weihrauch und Kerzen so verwerflich ist. Viele versichern und sagen, daß sie in ihnen Trost und Stärkung finden. Aber die Geschichte ist eine strengere und unwidersprechlichere Lehrerin als alle Logik, und was die Geschichte der Religion immer wieder lehrt, ist, daß der Fluch gegen die, welche das Unsichtbare in das Sichtbare, das Göttliche in das Menschliche, das Unendliche in das Endliche verwandeln wollen, bei allen Völkern sich bewährt hat. Wir mögen meinen, daß wir selbst ganz sicher gegen die Gefahren des Fetischismus sind; und doch gibt es wenige Menschen, die nicht ihre Fetische oder ihre Götzen in ihren Kirchen oder in ihren Herzen haben.

Die Resultate, zu denen wir gelangt, indem wir die zahlreichen Werke über den Fetischismus von De Brosses bis auf die Jetztzeit zu Rathe gezogen, sind die folgenden:

1) Die Bedeutung des Wortes Fetisch (feitiço) ist von Anfang an eine undefinirte geblieben und von den meisten Schriftstellern so weit ausgedehnt worden, daß sie fast jede symbolische oder bildliche Darstellung religiöser Gegenstände in sich schließen kann.

2) Bei Völkern, die eine Geschichte haben, finden wir, daß Alles, was unter die Kategorie von Fetisch fällt, historische und psychologische Antecedentien hat. Wir dürfen daher nicht voraussetzen, daß dies bei Völkern, deren religiöse Entwickelung uns unzugänglich ist, anders gewesen sei.

3) Es gibt keine Religion, die sich ganz frei vom Fetischismus gehalten hat.

4) Es gibt keine Religion, die ganz und gar aus Fetischismus besteht.

Hiermit glaubte ich meine Stellung der Annahme eines universellen

urzeitlichen Fetischismus gegenüber hinlänglich genau angezeigt und wenigstens das klar gemacht zu haben, daß die bisher bekannten Thatsachen des Fetischdienstes die Frage nach dem natürlichen Ursprung der Religion in keiner Weise zu lösen vermögen.

Die psychologische Nothwendigkeit des Fetischismus.

Man hat jedoch von Seiten derer, die am Fetischismus oder vielmehr an der Comtischen Theorie des Fetischismus festhalten, den Einwurf erhoben, daß dies eben nur Thatsachen sind, und daß zuerst ein ganzes theoretisches System aus dem Wege geräumt werden muß, ehe man zugeben könnte, daß der erste Impuls aller Religion von der Wahrnehmung des Unendlichen komme, das sich uns von allen Seiten in den großen Erscheinungen der Natur entgegendrängt, und nicht von Gefühlen, wie Ueberraschung oder Furcht, die durch den Anblick zufälliger Gegenstände, wie Muscheln, Steine oder Knochen, d. h. durch Fetische, hervorgerufen werden.

Was auch die Thatsachen sein mögen, entgegnet man uns, die Zeugniß für die früheste Entwickelung der Religion ablegen sollen, und die ja nur der reine Zufall uns aufbewahrt hat, Niemand darf daran zweifeln, daß es eine Zeit gegeben, sei es in historischen oder vorhistorischen Perioden, wo die Menschen nur Stöcke oder Steine, und nichts weiter, verehrten.

Ich gehöre nun gar nicht zu denen, die meinen, daß unter keinen Umständen eine rein theoretische Beweisführung ebenso überzeugend sein könne als historische Thatsachen. In Bezug auf die Frage aber, die uns hier beschäftigt, glaubte ich allerdings genug gethan zu haben, indem ich nachwies, daß sich gerade bei den Völkern, die uns als lebendige Beweise des ursprünglichen Fetischdienstes vorgeführt wurden, religiöse Ideen oft von solcher Reinheit und Erhabenheit finden, wie wir sie kaum bei Homer und Hesiod erwarten. Thatsachen sollten hier eine Theorie beweisen, ja hatten anerkanntermaßen den ersten Anstoß zu einer Theorie gegeben, und diese Theorie soll nun bleiben, trotzdem daß die Thatsachen verschwunden oder jedenfalls durch und durch verändert sind.

Da es nun aber nie rathsam ist, eine Festung im Rücken zu lassen, wenn wir sie auch auf unserem Marsch sehr gut unberücksichtigt lassen könnten, so will ich versuchen, auch noch diese rein theoretische Ansicht des Fetischismus so kurz als möglich einer Prüfung zu unterwerfen.

Wir können es wol für zugestanden annehmen, daß diejenigen, welche die Ansicht festhalten, Religion habe überall mit Fetischdienst angefangen, das Wort Fetisch ausschließlich in der Bedeutung von zufälligen Gegenständen gebrauchen, die aus einem oder dem anderen Grund, oder sogar ohne allen Grund, als mit ausnahmsweisen Eigenschaften begabt, betrachtet, und allmählich zur Würde von Geistern und Göttern erhoben wurden.

Es scheint unmöglich, daß sie der anderen Ansicht sein könnten, wonach ein Fetisch von Anfang an nur ein Emblem oder Symbol, ein äußerliches Zeichen von etwas Anderem gewesen sei, welches Andere ursprünglich vom Fetisch verschieden, erst später in ihn hineinversetzt und schließlich mit ihm identificirt wurde. Denn in diesem Falle würde ja das Problem, welches ein Beobachter der Entwickelung des menschlichen Geistes zu lösen hat, nicht der Ursprung und die Entwickelung des Fetisch, sondern der Ursprung und die Entwickelung von jenem anderen Etwas sein, welches in den Fetisch hineinversetzt und mit ihm identificirt wird. Der wahre Ursprung der Religion läge dort, und der Fetisch würde nur eine zweite Stufe in ihrer Entwickelung darstellen. Es genügt auch nicht, mit Professor Zeller zu sagen: „daß die Phantasie vernunftlose, selbst leblose Dinge zu Göttern personificiren kann." Die Frage für uns ist, woher kam jene Phantasie? und woher kam vor allen Dingen jenes ganz grundlose, ganz unberechtigte Prädicat Gott? Die Theorie des Fetischismus, mit der allein wir hier zu rechnen haben, ist also die, daß eine Verehrung zufälliger Gegenstände der erste unvermeidliche Schritt in der Entwickelung des religiösen Bewußtseins gewesen sein muß und gewesen ist. Religion, so versichert man uns, muß anfangen und fängt an mit einer Beobachtung von Steinen, Muscheln, Knochen und ähnlichen Dingen, und kann sich erst von dieser Stufe zu einem Begreifen von etwas Anderem erheben, nennen wir es Mächte, Geister, Götter oder mit irgend welchem anderen Namen.

Die übernatürlichen Prädicate des Fetisch.

Fassen wir diese Ansicht scharf in's Auge. Wenn Reisende, Ethnologen oder Philosophen uns erzählen, daß gewisse wilde Stämme Steine, Knochen oder Bäume als ihre Götter betrachten, worüber wundern wir uns denn? Gewiß nicht über die Steine, Knochen und Bäume; nicht über die Subjecte, sondern über das Prädicat, das von diesen Subjecten ausgesagt wird, nämlich Gott. Steine, Knochen und Bäume sind weit und breit zu finden. Was der wissenschaftliche Beobachter des Wachsthums des menschlichen Geistes zu wissen wünscht, ist, weshalb man sie nicht einfach das nennt, was sie sind, sondern etwas Anderes, nämlich Götter. Hier liegt die ganze Schwierigkeit, und hier eben will man sie nicht sehen. Wenn ein kleines Kind uns seine Katze brächte und uns sagte, es sei ein Wirbelthier, so würden wir uns doch gewiß am meisten darüber wundern, wo ein Kind das Wort Wirbelthier gehört habe. Wenn uns also ein Fetischdiener einen Stein bringt und sagt, es sei ein Gott, so ist unsere erste Frage natürlich die: Wo hast Du das Wort Gott her und was denkst Du Dir darunter? Und doch scheint fast Niemand, der über die Geschichte der alten Religionen geschrieben, das Problem da gesehen zu haben, wo es wirklich liegt.

Zufälliger Ursprung des Fetischismus.

Die Frage, die wir zu beantworten haben, oder auf welche die, welche an einem ursprünglichen Fetischismus festhalten, zu antworten haben, ist also die: Kann sich etwas Geistiges oder Göttliches aus bloßen Steinen entwickeln? Können wir begreifen, wie es einen Uebergang von der Wahrnehmung eines Steines oder einer Muschel oder eines Knochen zu dem Begriff von Geist oder Gott geben kann?

Man versichert uns, nichts sei leichter.*) Aber wie! Wir sollen uns einen Geisteszustand vorstellen, wenn der Mensch noch keine Ideen hat, außer denen, welche ihm seine fünf Sinne bieten. Plötzlich sieht er einen glänzenden Stein oder eine helle Muschel. Er hebt sie auf als eigenthümlich, bewahrt sie, sie werden ihm lieb und theuer, und dann glaubt er, daß dieser Stein nicht ein gewöhnlicher Stein, wie andere Steine, daß diese Muschel nicht eine gewöhnliche Muschel, wie andere Muscheln sei, sondern daß sie Kräfte besitzen, die kein anderer Stein, keine andere Muschel je besessen. Man sagt uns, wir brauchten uns nur vorzustellen, daß der Stein früh am Morgen aufgelesen wurde, daß der, welcher ihn auflas, während des Tages einen Kampf zu bestehen hatte, daß er siegreich daraus hervorging, und daß er also ganz natürlich den guten Erfolg seines Kampfes dem Steine zuschrieb. Später, so heißt es weiter, würde er diesen Stein als einen Glücksstein aufbewahrt haben; wahrscheinlich würde er sich mehr als einmal als glückbringend bewährt haben; ja es würden eben nur die Steine, die sich mehr als einmal als glückbringend bewährten, eine Aussicht haben, im Kampf um's Dasein als Fetische übrig zu bleiben. Man würde dann glauben, daß der Stein eine übernatürliche Macht besäße, nicht ein bloßer Stein, sondern etwas ganz Anderes, ein mächtiger Geist sei, und also jede Verehrung verdiene, die ihm sein glücklicher Besitzer beweisen könne.

Dieser Prozeß, versichert man uns, sei ganz natürlich, ganz vernünftig in seiner Unvernunft. Ich leugne es nicht, nur zweifle ich, ob wir darin die Unvernunft eines noch ganz unentwickelten Geistes zu erkennen haben. Der ganze Vorgang, wie er uns hier beschrieben worden ist, erinnert uns weit mehr an moderne als an alte und naturwüchsige Unvernunft. Ja wir können uns denselben kaum verständlich machen, außer wenn wir annehmen, daß der Mensch in seinem Suchen nach dem Unendlichen bereits weit vorgeschritten und im Besitz der Begriffe von Geistig und Göttlich war, deren Ursprung die wahre Religionswissenschaft vor Allem zu erklären suchen muß.

*) Waitz, II, S. 187.

Sind die Wilden Kinder?

Man machte sich dies früher ziemlich leicht, indem man meinte, daß das im Fetischismus enthaltene psychologische Problem durch einen bloßen Hinweis auf Kinder erklärt werden könne, die mit ihren Puppen spielen, oder die den Stuhl schlagen, an den sie sich gestoßen haben. Die Unzulänglichkeit dieser Erklärungsweise wurde jedoch bald erkannt, denn selbst zugegeben, daß Fetischismus nur darin bestände, daß man leblosen Dingen eine Art von Leben, von Thätigkeit und Persönlichkeit zuschreibt (man mag dies nun Figurismus, Animismus, Personification, Anthropomorphismus oder Anthropopathismus nennen), so kann uns offenbar die Thatsache, daß Kinder dasselbe thun als erwachsene Wilde, nicht über die Thatsache selbst hinweghelfen, oder uns den Schlüssel zur Lösung beider psychologischen Probleme in die Hand geben. Die Thatsache, angenommen daß es eine Thatsache ist, bleibt bei den Kindern so unerklärlich als bei den Wilden. Denn obgleich eine gewisse Wahrheit darin liegt, Kinder Wilde oder Wilde Kinder zu nennen, so müssen wir doch hier, wie bei allen Vergleichen, zu unterscheiden suchen. Wilde sind Kinder in gewissen Dingen, aber nicht in allen. Es hat noch nie einen Wilden gegeben, der, wenn er heranwächst, nicht zwischen lebendigen und leblosen Dingen, also zwischen einem Strick und einer Schlange, zu unterscheiden lernte. Zu behaupten, daß sie in Bezug auf solche Dinge Kinder bleiben, heißt nur, sich selbst durch Metaphern zu täuschen. Auch können Kinder, so wie sie jetzt sind, uns nur wenig helfen, um eine richtige Vorstellung von dem zu gewinnen, was Wilde in vollem Naturzustande gewesen sein mögen. Vom ersten Erwachen ihres geistigen Lebens athmen unsere Kinder eine Atmosphäre, die durch und durch von den Ideen einer weit vorgeschrittenen Civilisation erfüllt ist. Ein Kind, das nicht durch eine schön angezogene Puppe angeführt werden kann, oder das sich so beherrscht, daß es nicht gegen den Stuhl ausschlägt, gegen den es mit dem Kopf gerannt, würde viel eher ein junger Philosoph als ein Wilder sein, der sich noch nicht über den Fetischdienst erhoben hat. Die ganzen Umstände und Bedingungen sind so verschieden für das Kind und den Wilden, daß Vergleiche zwischen den beiden mit der größten Vorsicht ausgeführt werden müssen, ehe sie auf irgend welchen wissenschaftlichen Werth Anspruch machen können.

Ich stimme soweit ganz mit den Anhängern der Fetischtheorie überein, daß ich vollkommen zugebe, daß, wenn wir Religion als ein allgemeines Charakteristicum des menschlichen Geschlechts betrachtet wissen wollen, wir dieselbe aus Bedingungen erklären müssen, die allgemein gegenwärtig sind. Und ich kann es ihnen durchaus nicht verdenken, wenn sie es ablehnen, über den Ursprung der Religion mit denen zu discutiren, die eine Uroffenbarung annehmen, oder eine sogenannte religiöse Anlage, die den Menschen vom Thier unterscheidet. Wir müssen jedenfalls von gemeinsamen und von

sichern Prämissen ausgehen. Wir müssen den Menschen so nehmen, wie er ist, im Besitz seiner fünf Sinne, und zur Zeit noch ohne irgend welches Wissen außer dem, was ihm seine fünf Sinne bringen. Ein solcher Mensch kann allerdings einen Stein auslesen, oder eine Muschel, oder einen Knochen. Aber dann kommt die Frage, die wir vergebens an die Verfechter des uranfänglichen Fetischismus richten, wo liest dieser Mensch, wenn er Steine, Muscheln und Knochen aufgelesen, zugleich den Begriff eines übersinnlichen Wesens, eines Geistes, eines Gottes auf, und wie kommt er dazu, diese unsichtbaren Wesen zu verehren?

Die vier Stufen.

Eine Art von Antwort wird uns schon gegeben in den bekannten vier Factoren, oder den vier Stufen, durch welche Alles erklärt und der Ursprung des Fetischismus vollkommen verständlich gemacht werden soll. Erst kommt die Vorstellung von dem sehr seltsamen Objecte als einem gerade deshalb sehr eigenthümlichen, ganz besondern, werthvollen. Zweitens, die anthropopathische Auffassung dieses Objectes als eines lebendig fühlenden und wollenden. Drittens, die Setzung des Causalzusammenhanges zwischen diesem Objecte und andern Vorstellungen. Viertens, die Anerkennung des Objectes als eines machtvollen, welches deshalb mit Ehrfurcht zu behandeln ist, damit es nicht feindlich, sondern freundlich gesinnt sei und wirke; d. h. also eines Objectes, welches in Folge seines ihm zugeschriebenen Wesens und Wirkens Gegenstand der Verehrung wird.

Wird aber durch solche Erklärungen die Schwierigkeit nicht vielmehr durch einen Goldregen von Worten verhüllt, als wahrhaft gelöst? Zugegeben, daß ein Mensch über einen seltsamen Stein oder eine Muschel in Staunen geräth, obgleich es so viele andere Dinge gibt, die den Menschen in seiner ersten Entwickelung in Staunen versetzt haben müssen, was ist denn dann eine anthropopathische Auffassung eines solchen Steines? Wenn wir dies Wort in's Deutsche übersetzen, so bedeutet es eben weder mehr noch weniger, als daß man den Stein nicht als einen Stein, wie alle anderen Steine, betrachtet, sondern als lebendig, fühlend und wollend. Dies mag sehr einfach und natürlich klingen, wenn es in technische Ausdrücke übersetzt wird, wenn wir uns durch lange Worte wie Anthropopathismus, Anthropomorphismus, Animismus, Figurismus und wie sie sonst heißen, bestechen lassen. Aber ruhig betrachtet scheint nichts dem gesunden Menschenverstande oder unseren fünf Sinnen größere Gewalt anzuthun, als zu sagen, dieser Stein ist ein Stein, aber doch nicht ganz ein Stein; oder, dieser Stein ist ein Mensch, aber doch nicht ganz ein Mensch. Es ist ganz wahr, daß nach einer langen Reihe von Zwischenstufen solche Widersprüche im menschlichen Geiste möglich werden, aber sie entstehen nicht plötzlich, sie finden sich nicht am Anfang der Dinge, wenn wir nicht ein wahres Wunder annehmen wollen, das noch wunderbarer wäre, als die alte Uroffenbarung.

Nein, es ist eben die Aufgabe der Religionswissenschaft, die langsamen und furchtsam wiederholten Schritte zu beobachten, durch welche der menschliche Geist von dem, was einfach und verständlich ist, zu dem fortschreitet, was zuerst über allen menschlichen Verstand hinweg zu gehen scheint. Wenn wir das, was wir erklärt sehen wollen, ohne Weiteres als ganz natürlich hinnehmen; wenn wir einmal zugeben, daß es für einen naturwüchsigen Wilden ganz natürlich war, einen Stein anthropopathisch aufzufassen, d. h. einen Stein für etwas Menschliches zu betrachten; wenn wir uns mit Worten wie Anthropomorphismus, Animismus, Figurismus u. s. w. befriedigt fühlen, nun dann ist allerdings im Fetischismus wenig zu erklären übrig, und wir können ihn ebenso gut für eine frühe als für eine späte Phase des religiösen Bewußtseins ausgeben. Ein menschlicher Stein hat alles Recht, für übermenschlich zu gelten, und übermenschlich ist nicht mehr sehr weit vom Göttlichen entfernt. Noch braucht es uns zu wundern, daß die Verehrung, die man einem solchen Object erweist, größer ist als die, welche einem Steine oder einem Menschen zukommt, daß also auch die Verehrung übermenschlich, und nicht sehr weit entfernt von göttlicher Verehrung sei.

Der Fetischismus nie ursprünglich.

Meine Stellung zum Fetischismus ist also einfach diese: Mir scheint es, daß die, welche alle Religion mit einem ursprünglichen Fetischismus anfangen lassen, das annehmen, was erst zu erweisen ist, daß nämlich jedes menschliche Wesen auf wunderbare Weise mit dem Begriff beschenkt worden ist, welcher das Prädicat eines jeden Fetischs bildet, nennen wir es nun Macht, Geist oder Gott. Daß zufällige Objecte wie Steine, Muscheln, der Schwanz eines Löwen, ein Zopf von Haaren oder ähnlicher Unrath einen theogonischen Charakter haben, d. h. zur Ahnung von etwas Uebersinnlichem und Unendlichem hinführen, ist nie bewiesen worden, während die Thatsache, daß alle wilde Völker, nachdem sie sich einmal zur Ahnung eines Uebersinnlichen, Unendlichen und Göttlichen erhoben, später die Gegenwart desselben auch in rein zufälligen, unscheinbaren Objecten zu finden meinten, übersehen worden ist. Es ist erst noch zu beweisen, daß es jetzt ein Volk gibt, oder daß es jemals ein Volk gegeben hat, dessen ganze Religion aus Fetischismus bestand. Es ist erst noch zu beweisen, daß es irgend ein Volk gibt, dessen Religion ganz frei von Fetischismus geblieben. Meine letzte, aber nicht meine geringste Beschwerde ist, daß Viele, die über Fetischismus als eine allgemeine, urweltliche Religion geschrieben, sich oft auf Autoritäten verlassen haben, die kein Philolog und kein Historiker als zulässig anerkennen würde.

Es ist also unsere Pflicht, neue Wege einzuschlagen, wenn wir wissen wollen, welche sinnliche Eindrücke es waren, die im menschlichen Geiste zuerst die Ahnung eines Uebersinnlichen, Unendlichen und Göttlichen hervorriefen.

An den Grenzen der Strategie und Taktik.

Von

Juſtus Scheibert.

— Stuttgart. —

Im Felde, da iſt der Mann noch was werth,
Da wird das Herz noch gewogen!

Dieſe, jedem Soldaten die Bruſt hebende Strophe ſcheint ihre Wahrheit verloren zu haben; wenigſtens iſt es in den „gelehrteren" ſoldatiſchen und Civilkreiſen heute Mode geworden, die tadelloſe Strategie als die unfehlbare Mutter der Erfolge hinzuſtellen.

Beſonders iſt es dem norddeutſchen Publikum ſo oft in Feuilletons und von Militärſchriftſtellern, ja ſelbſt in Gedichten erzählt worden, dieſe edle Kunſt habe nicht nur die Saat zu der militäriſch glänzenden Epoche der Jahre 64 bis 71 gelegt, ſondern dieſelbe ſogar reifen laſſen, daß ich es nur ſchüchternen Muthes verſuche, die Wirkungsgrenze der Kriegskunſt zu ſondiren. Von letzterer erfreut ſich die Strategie, d. h. die Kunſt, die Armeen zu rechter Zeit, in richtiger Stärke und „verpflegt" auf den Schauplatz der Thaten zu bringen, einer beſonderen Popularität; dieſelbe, ſowie die Taktik, die Kunſt, ſich mit militäriſchem Anſtande auf der blutigen Bühne zu bewegen, ſind Zwillingsſchweſtern, die ſo in einander verwachſen und verwoben ſind, daß kein militäriſches Secirmeſſer es wagen wird, ſie gänzlich zu trennen. Daß beide unmittelbar und naturgemäß aus den allgemeinen politiſchen und finanziellen Verhältniſſen des Landes, aus dem eigenthümlichen Volks- und Staatsleben, der Organiſation der Armeen und der Geſchichte emporkeimen und von allen dieſen Einflüſſen befruchtet und beſtimmt zu dem jeweiligen Standpunkt der Kriegskunſt emporwachſen, iſt dem deutſchen Volke durch die Ereigniſſe ſo nahe gelegt worden, daß ich dieſe Wahrheit als bekannt vorausſetze.

Ein Umſtand jedoch iſt, meiner Anſicht nach, der allgemeinen Aufmerkſamkeit weniger gewürdigt worden, das iſt der Uebergang der Leitung

der Feldzüge aus der Hand des obersten Heerführers von Stufe zu Stufe abwärts bis zur Selbstleitung des gemeinen Mannes. Mein Nachdenken wurde besonders durch den General R. E. Lee, einst Führer der conföderirten Armee im Secessionskriege, auf diesen Gegenstand gelenkt, als er seine fünfzehnte größere Schlacht dirigirte. Er sagte mir nämlich, als er müßig im Schlachtgetümmel bei Chancellorsville stand und mit fast objectiver Unparteilichkeit den Fortgang der Schlacht beobachtete: „Captän, ich arbeite mit der ganzen Hingabe meiner Kraft und unter Abwägung aller Details und Nachrichten, deren ich mich versichern kann, darauf hin, meine Armee an den richtigen Ort zu bringen. In dem Momente, in welchem die Schlacht entbrennt, überantworte ich in Gottes Namen die Fortführung der Schlacht meinen Generälen, die dann besser sehen und beurtheilen können, was Noth thut, als ich selber." Auch die Leitung der commandirenden Generäle, der Divisions- und Brigadecommandeure endigt in der Hauptsache mit dem richtigen Ansetzen der Truppen zum Kampfe und erstreckt sich höchstens auf das gelegentliche Einsetzen der Reserven. Die Führer befinden sich in einem ähnlichen Verhältnisse wie die Spieler beim Kegelwerfen. Der Kegelspieler hat die Kugel nur so lange in der Gewalt, als er dieselbe in der Hand hält und kann durch den richtigen Schwung des Armes und irgend eine raffinirte Seitwärtsdrehung ihr viele Chancen geben, eine tüchtige Verheerung anzurichten; allein sobald die Kugel der Hand entrollt ist, hört der Einfluß des Spielers auf und irgend ein zufälliges Hinderniß kann alle Berechnung zu nichte machen. Je glatter die Bahn, je runder die Kugel ist, desto mehr wird das Resultat dem „Aufsatz" der Kugel entsprechen; je ausgebildeter die Truppen, je besser ihr Geist und je einfacher die äußeren Verhältnisse sind, desto erfolgreicher werden sie den Plan des Oberfeldherrn auszuführen im Stande sein. So entgleitet die Armee mit der Ausgabe der Disposition für die Dauer der Schlacht der Führung des Oberfeldherrn, die Division dem Commandeur ꝛc. und selbst der Regimentscommandeur verliert bald die eigentlichen Zügel der Gefechtsführung aus der Hand; der Bataillonscommandeur wird in den großen rangirten Schlachten der Zukunft noch am längsten die Truppe leiten, während bei den kleineren Schlachten und Gefechten, oder in coupirtem Terrain der Compagniechef noch einige Zeit Einwirkung auf den Lauf der Ereignisse behält. Bei dem letzten Ringen aber ist es heute oft der gemeine Mann, der den Kampf fast selbständig ausficht.

Um diesen scheinbar bizarren Ausspruch näher zu beleuchten, möge ein Blick in die Geschichte der neuesten Kriege geworfen werden. In dieser Zeit gerade hat die Strategie unerhörte Triumphe gefeiert; die von einem Moltke schon Jahre vor dem Ausbruche der Kriege entworfenen allgemeinen Feldzugspläne wurden fast programmmäßig ausgeführt und mußten, ob gern oder ungern, die einmüthige und gerechte Bewunderung der militärischen Welt erregen.

Wo blieb das Resultat des bewunderten Wurfes, wo die geniale Conception des geschicktesten Strategen, wenn die Schlacht bei Wörth verloren oder die bei Spichern unglücklich ausgeschlagen wäre, oder auch nur in unentschiedenem Ringen geendigt hätte? Und daß in beiden Schlachten die Möglichkeit wenigstens eines zweifelhaften Erfolges nicht ausgeschlossen war, wird Jeder zugeben, der den Lauf der Kampfhandlungen aus der Nähe beobachtet hat. Eine solche Resultatlosigkeit aber hätte den deutschen Armeen die einfache Concentration im Innern Frankreichs versagt und so mit einem Schlage den strategischen Hauptplan verkümmert und wenn er dem vollkommensten aller je dagewesenen militärischen Gedanken entsprungen wäre. Neue Entwürfe, auf neuen Vorbedingungen fußend, hätten ausgearbeitet werden müssen. An der ersten Salve, welche jene Schlachten eröffnete, lag und liegt auch in allen Treffen der Zukunft die Grenzbarriere, welche das Aufhören der directen Wirkung der Strategie bezeichnet, und die Taktik, und die mit ihr in engstem Zusammenhange stehende Ausbildung der Leute zum Gefechte, trat und tritt nun in die Stelle derselben ein. In richtiger Würdigung dieser Thatsache wird in allen europäischen Armeen der Truppendressur eine wahrhaft wetteifernde Aufmerksamkeit gewidmet; mit wahrem Feuereifer wird gedrillt, exercirt, geturnt, geschossen, instruirt, Felddienst geübt und in kleineren und größeren Verbänden manövrirt, und zwar bis zur äußersten Anspannung der Kräfte, unter dem Grundsatze, daß ein Bogen durch öfteren Gebrauch an Elasticität gewinnt und daß die Unthätigkeit des Schwertes den Stahl zum Rosten bringt. Die Taktik, als solche, feiert größere Triumphe in den rangirten Schlachten; jedoch in den halb improvisirten Kämpfen, wie den oben erwähnten, bei Wörth, wo überdies das steile, oft terrassirte Terrain, dicht bestandene Weinberge, Drathzäune und unbetretbare Absätze die taktischen Verbände lockerten, und bei Spichern, wo der Schlachtendonner die Truppen mehrerer Armeecorps fast compagnieweise zusammenrief, verbieten oft die eigenthümlichen Gesetze der Nothwendigkeit den rationellen Gebrauch taktischer Massen, und legen das Endresultat der Schlacht den einzelnen Führern minoris gradus in die Hand. Gerade diese Siege aber waren und sind auch ferner die unerläßlichen Ouvertüren zu den großen, Armeen zerschmetternden Siegesdramen.

Eine nähere Betrachtung der Taktik der beiden besprochenen Schlachten zeigt keinerlei besonders gewandte Manöver, auch keinerlei Dreigliederung in Einleitungs-, Entscheidungs- und Ausnutzungstreffen ꝛc., welche die rationellen Grundsätze der heutigen Kampfweise fast zu gebieten scheinen, sondern die einfachsten taktischen Vorgänge. Ja selbst der fehlerlos angesetzte Vormarsch des Gardecorps gegen St. Privat hat zu dem glänzenden Resultate wol nicht aus dem Grunde geführt, weil die überlegen taktische Anordnung der Treffen oder die geniale Verschmitztheit der Ver-

wendung der Kampfeinheiten der feindlichen Hand das Schwert entwand; alle die tapferen Theilnehmer jenes blutigen Auftrittes werden mit einem entschiedenen Nein! antworten; die Gründe, die den Sieg herbeiführten, lagen als tieferer Kern in der taktischen Schale des Anmarsches.

Um diesem Kerne näher zu kommen, bitte ich den Leser, mir in eine Feldschlacht zu folgen, welche aus strategisch richtigem Ansatze sich entwickelt hat und in welcher auch keine groben taktischen Fehler begangen sein sollen; die feinere Taktik nämlich, welche in kleineren Felddienstübungen sogar einer „sauren" Kritik Lob entlockt oder bei den sogenannten „Türken" (den Modellvorstellungen auf den Exercierplätzen) das Entzücken taktischer Gourmands hervorruft, wird auch in Zukunft im Feuer, und mit Recht, einer einfachen hausbackenen Handhabung der Truppe Platz machen, und die gewitzten Finten der Scheinhiebe und Paraden pflegen sich in das klobige Draufloshauen von Enakskindern zu verwandeln. Die Schlacht besteht nicht, wie viele Laien sich dies vorstellen, aus einem fortdauernden geschlossenen Dahinstürmen siegesmuthiger Angreifer oder dem Fliehen geschlagener Unglücklicher. Die Berichterstatter müssen dies in ihren Erzählungen, die Schlachtenmaler in ihren Gemälden so darstellen, um den Leser in Aufregung und Spannung zu erhalten; ja selbst der Redacteur der officiellen Berichte kann sich nur auf die Darstellung derjenigen Momente beschränken, welche die Handlung förderten oder auf die Episoden, in welchen taktisch wichtige oder lehrreiche Manöver vorkamen. Alle jenen stiller sich abspielenden Ereignisse, welche oft von einschneidender Wichtigkeit in ihrer Summe sind, kann der Referent nicht darlegen, ohne entsetzlich breit zu werden, und auf alle jene kleinen Scenen nicht eingehen, wo eben die Führung ihr Ende erreicht. Was also keine officiöse oder nicht officiöse Darlegung den Laien bietet, jene Tausende von Vorgängen in der Schlacht, die nur von den Kameraden zugegeben werden, welche die Hand auf das Herz legen; die ungezählten Abschnitte, in denen die Leitung den Vorgesetzten aus der Hand schnellt, mögen in flüchtigen Skizzen hier angedeutet werden.

Schon der Beginn eines Schlachttages ist meist ein sehr prosaischer. Nach einer ungemüthlich, in nassem oder kaltem Bivouak verbrachten Nacht, in welcher die Leute oft mit vor Frost schlotternden Knieen und umgehängten Mänteln an dem Lagerfeuer vergeblich warm zu werden suchten und einem einfachsten Dejeuner à la main, bei welchem vielleicht der Schluck eau naturelle das einzig wahrhaft Genießbare war, geht der Soldat in die Schlacht. In derselben bekommt er häufig seinen Gegner nicht einmal zu sehen; seiner harren vielmehr längere Aufenthalte im Anmarsche, unangenehmes Stillstehen im Shrapnelbereiche, oft scheinbar erfolgloses Lagern im Schmutze und im Gewehrfeuer. Das Gefühl, den unerbittlichen und unberechenbaren feindlichen Geschossen ausgesetzt zu sein, vermischt mit dem unbehaglichen Drucke der Unwissenheit, was rechts

und links von ihnen vorgeht, läßt oft bei den besten Truppen eine sonst unerklärliche Niedergeschlagenheit einreißen, die durch wissentliches Verbreiten von Nachrichten übelgesinnter Feiglinge genährt wird; da sieht man manchmal ein Erlahmen der Offensivkraft und der Spannung, selbst wenn ein Gefecht im erfolgreichen Vorschreiten begriffen ist. In solchen Momenten hat die Taktik fast ausgespielt und es handelt sich lediglich um „Ausharren" und „Pflichterfüllung".

Noch dringender ist der Appell an die Moral der Truppen, wenn ein unglücklicher Ausgang der Schlacht eine Armee, welche ihre volle Schuldigkeit gethan hat, nach rückwärts drängt. Ausgebrannt bis auf den letzten Hauch seelischer Elasticität und körperlicher Muskelkraft läßt die bis auf das höchste Maß gespannte Widerstandskraft plötzlich nach und furchtbar reagirend wälzt sich eine unaufhaltsame, haltlose Masse nach rückwärts. Das ist heut zu Tage kein gegliedertes Zurückgehen mehr, von Position zu Position, wie es unsere Altvordern lehrten und ausführten, sondern ungestüm wie ein zurückstauendes Gebirgswasser ergießt sich der übergroße und durch die heutige energische Kampfweise erschütterte Menschenstrom über das Gelände. Wehe dem Lande, welches diesem Strome keine anderen Dämme entgegen zu werfen hat, als die Strategie, die Taktik und die Ausbildung der Truppe; weggespült würden sie werden, wie Sandhaufen von Wassermassen.

Doch ist es nicht nöthig, bei diesem extremen Beispiele, welches sich allerdings in allen entschiedenen Schlachten auf einer Seite wiederholt, stehen zu bleiben, sondern es dürften noch einige Episoden betrachtet werden, welche sich in allen Gefechten ähnlich abzuspielen pflegen: die Brigaden rücken vor, die Regimenter kommen nach und nach in Fühlung mit dem Feinde, die Bataillone, durch örtliche Hindernisse gezwungen, von den neuerdings beliebten Linienattaken mit vorgeschobenen Schützenschleiern abzulassen, lösen sich in Compagniecolonnen auf, die anzugreifende Position wird genommen, indem die hinteren Treffen vereint mit der Schützenlinie in dem Zielpunkte der Attake eintreffen. Eine allgemeine Vermischung der Truppencadres und eine momentane Auflösung der meisten Verbände ist die Folge. Man ist wiederum dicht an der Grenze der Taktik angelangt. Nunmehr ist es nämlich nicht mehr räthlich, mit den durch den letzten Kampf fast aufgebrauchten Truppenkörpern noch weitere ausgedehnte Angriffsmanipulationen vorzunehmen, vielmehr muß nun mit der Thatsache einer schwer zu leitenden Soldatenmasse gerechnet werden. Dennoch brennt der Kampf weiter; die Offiziere, welche in dem oft bunt gewürfelten Haufen von Kämpfenden nur hier und da ihren belebenden und ordnenden Einfluß ausüben können, haben in diesem Stadium des Kampfes sehr oft nur noch eine secundäre Rolle in der Fortleitung des Gefechtes zu spielen, der Mann ist im Großen und Ganzen sich selbst überlassen, sein Pflichtgefühl ist es, was ihn controlirt, auf seiner persönlichen Tapferkeit

allein fundamentiren oft die taktischen Maßnahmen, die nun etwa noch getroffen werden, und der Kampf wird auf diesem Theile der Schlachtlinie einem großen Mosaikbilde gleichen, welches aus größeren und kleineren Leistungen zusammengesetzt ist, welche mit Tausenden multiplicirt schließlich das Endfacit der Entscheidung ergeben.

Noch weiter möge mir der Leser in das Detailgetriebe des Kampfes folgen. Die Mannschaft, oft aus vielen Regimentern bunt gemischt, liegt, zum großen Theile sich selbst überlassen, in der genommenen Position, ein leichter Graben oder eine Terrainfalte gibt ihr Deckung; der Feind beabsichtigt einen Gegenstoß, welchen er mit einem Verderben bringenden Hagel von Gewehr- und Shrapnelgeschossen einleitet. Das Gesumse der Kugeln, die alle auf den Liegenden zuzukommen scheinen, so hell hört man die Stücke Blei sausen, pfeifen und purren, flüstert dem Soldaten zu: „Hab' Acht!" Und diese ununterbrochene Warnung hat eine nervenergreifende Wirkung auf den jungen Soldaten; denn jeder Mensch ist mehr oder minder ein Feigling, vornehmlich dem ungesehenen Feinde — dem Geschosse — gegenüber, welches ihm gewissermaßen in der Tarnkappe, unangreifbar und scheinbar unabwehrbar, gegenübertritt.

Dem natürlichen Menschen naht die verlockende Versuchung, sich durch eine kleine Kopf- oder Körperbeugung dem unheimlichen Hagel gänzlich zu entziehen, indem er sich einfach hinter der Deckung verbirgt, oder sich herunterduckt, um wenigstens nicht gesehen zu werden. Auch die beste taktische Ausbildung wird den unbeobachteten Mann nicht dazu bewegen, freien Auges dem feindlichen Geschoßhagel entgegenzublicken. Es ist die Selbstüberwindung, welche den Schützen hier veranlaßt, seine Pflicht zu thun, die ihn drängt, aus der Deckung hervorzuspähen, um zu entdecken, was der Feind beabsichtigt und die ihn schließlich dazu bringt, den etwaigen Maßregeln des Feindes durch Schuß oder Stoß entgegenzuwirken.

Wenn alle Leute in der Deckung liegen blieben, würde es natürlich dem Feinde leicht und gefahrlos gemacht werden, die so vertheidigte Stellung einzunehmen. Von dem Aufheben der Köpfe hängt also einerseits das Leben und die momentane Sicherheit des einzelnen Mannes, anderseits, im umgekehrten Verhältnisse, das Schicksal der ganzen Truppe, ja womöglich das eines großen Theils der Schlachtstellung ab. Es ist also die Selbstüberwindung, wie man den Muth in den heutigen Schlachten wol besser übersetzen müßte, welche die Schlachten entscheidet und neben der Strategie und der Taktik eine Bedeutung hat, deren Werth nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Sie pflügt den Acker, auf dem die Kriegskunst erst ihre Saaten bestellen kann, ohne sie ist alle Anstrengung der Taktiker vergebliche Sisyphusarbeit und ein entscheidender Sieg undenkbar. Wie die auserlesenste Geschicklichkeit der Schleifer und die bestarbeitenden Maschinen nichts ausrichten, wenn der bohrende Diamant nicht härter ist als das zu behandelnde Edelgestein, so kann auch keine

Taktik den Sieg erringen, wenn die eigenen Elemente nicht den feindlichen überlegen sind. Wo matte Herzen die Schwerter führen, da wird die schneidigste Klinge zur stumpfen Waffe, und die köstlichsten Perlen der Strategie würden im Kothe verderben, wenn nicht flammende Herzen da sind, um sie in's rechte Licht zu setzen.

Diese Selbstbeherrschung, welche die Herzen der Menschen stählt, hat ebenso mannichfache Motive, so viel Stufen in der großen Leiter der Empfindungen, als es Menschencharaktere und Erziehungsarten gibt. Einzelne blicken so weit, daß sie das Endziel der Schlacht, ja das Geschick des ganzen Vaterlandes abhängig sehen von jedem einzelnen Acte, der sich auf dem Gefechtstheater abspielt. Dies finden wir besonders bei den Führern, den gebildeteren Elementen der Armee, und ich fand es in ausgeprägtester Art in der Armee der Rebellenstaaten, wo sich diese Erkenntniß, ein nothwendiges Glied in der Gesammtkraft des Widerstandes zu sein, oft in originellster Weise zu erkennen gab. So riefen nach einem verunglückten Sturm auf die Befestigungen bei Chancellorsville, bei dem in einem verheerenden Kugelregen auszuführenden Zurückgehen, die Leute sich „steady, steady!“ zu, um sich gegenseitig vom Laufen abzuhalten, weil bei den taktisch ungewandten Truppen stets heillose Verwirrung einzureißen pflegte, sobald der Rückzug in ein Fliehen ausartete. Ein andermal riefen die Leute aus dem Gliede heraus: „die Offiziere haben ihre Pflicht zu thun, das Austreten muß verhindert werden!“ als bei einem in fürchterlicher Hitze unternommenen Marsche, nach welchem man eine Schlacht erwartete, die Leute aus den Gliedern seitwärts in die Gräben fielen. — Bei Anderen ist es das Ehrgefühl, welches, besonders im Offizierstande, das Hauptmotiv zur Aufrechterhaltung der Pflichttreue ist; nicht das reizbare Gefühl, welches nach außen hin den Mann intakt erhält, sondern noch mehr das innere, welches den eigenen Anwandlungen von Schwäche erröthend entgegentritt. Letzteres soll — den militärischen Intentionen gemäß — eigentlich auch dem gemeinen Manne eingeimpft werden; aber wie soll bei der kurzen Dienstzeit und der, fast die ganze Kraft des Offiziers in Anspruch nehmenden harten Arbeit Jemand auch noch das „Ehrorgan“ des Mannes soweit ausbilden, daß der richtig behandelte Soldat im Getümmel der Schlacht und in prekären Situationen, denn solche sind es hauptsächlich, welche den Prüfstein an den moralischen Goldgehalt legen, bei der augenscheinlichsten Todesgefahr ruhig und gelassen bleibt. Dies könnte nur durch eine langjährige sorgsame Erziehung geschehen, etwa wie solche in den Kadettenhäusern organisirt ist, in denen von den Kindesbeinen an die Bildung auf den Ehrenpunkt zugespitzt ist. Es ist überhaupt unmöglich, trotz aller Anstrengungen der Armee, dem Soldaten *neue* moralische Eigenschaften anzuerziehen. Man kann nur das zu erhalten suchen und auf *dem* Fond weiter bauen, welchen die militärische Erziehung vorfindet. Weder die Bildung, noch das Ehrgefühl,

noch die Pflichttreue, welche manche Leute aus guten bäuerlichen und bürgerlichen Familien als festes Erbtheil mit in die Armee bringen, können denselben in wenigen Jahren eingeimpft werden; das Volk und die Schule sind der Armee für das Vorhandensein dieser Fundamente verantwortlich. Das Hauptmotiv aber, welches den Mann am Sichersten zum Aushalten in gefährlichen Gefechtslagen bringt und ihn zur äußersten Erfüllung seiner Kriegerpflichten treibt, ist die religiöse Ueberzeugung von einem Dasein nach dem Tode, in welchem die auch ungesehene Treue ihren Lohn empfängt. Je höher diese Belohnung steht, desto tapferer wird sie den Kämpfer machen; je roher diese Anschauungen sind und je directer sie sich auf den Kampf mit Waffen beziehen, desto fanatischer und wüster wird sich die Bravour der Leute entflammen, je durchgeistigter sie ist, auf je idealerem Boden sie sich bewegt, desto mehr wird sie das ganze kriegerisch-menschliche Verhalten des Streiters durchglühen. Deshalb sehen wir in den Religionskriegen, auch in denen indirecter Natur, hier die furchtbarste Wuth, dort die erhabenste Hingebung für die Sache sich entwickeln.

Ein höchst interessantes Beispiel bietet uns der letzte orientalische Krieg, auf welchen ich aus psychologischen Gründen näher eingehen möchte. Auf der einen Seite standen die Russen, welche, nach Aussage aller Unbefangenen, seit Schedo-Ferroti uns in seiner geistreichen Kritik die inneren Schäden des Czarenreichs erbarmungslos aufdeckte, mannichfache Fortschritte gemacht haben, die in der Ausbildung der Offiziere und Mannschaften sowie der allgemeinen Bildung und der Taktik tüchtig vorwärts gegangen und den orientalischen Volksstämmen in allen diesen Dingen bedeutend überlegen sind. Diese Ueberlegenheit ist eine so große, daß man in militärischen Kreisen kaum mit großer Spannung dem in der Türkei entbrennenden Kriege entgegensah, in dem vollen Glauben, daß dessen baldiges Ende vor oder in Konstantinopel sicher zu erwarten stände. Denn die türkische Armee zeigte, nach den interessanten Berichten competenter Fachmänner, eine so gänzliche Verwahrlosung sowol in Hinsicht auf den Bildungsstand der Offiziere als auch auf die taktische Ausbildung der Soldaten, daß man ein taktisches Operiren im Sinne der europäischen Armeen wol nicht erwarten konnte. Dies hat sich auch durch die That bewiesen und selbst die Strategie war eine so verfehlte, daß sie nicht einmal die großen Fehler der russischen Heeresleitung auszunützen vermochte; wenn überhaupt von einer Strategie in einer ganz ungehobelten Armee die Rede sein kann, welche wegen der fast gänzlich mangelnden Ausbildung der Truppen manövrirunfähig genannt werden muß. Die türkischen Führer, statt mit compacten Massen hier und dort überraschend aufzutreten, waren daher im Großen und Ganzen gezwungen, die Truppen sich dort schlagen zu lassen, wo man sie mühsam hingeschleppt hatte. Und dennoch, wie staunenswerth waren die Resultate beim Beginne des Feldzuges! Die von mittelmäßigen

Paschas geführten und von den unfähigsten Offizieren geleiteten taktisch rohen Moslems hielten die große russische Armee durch empfindliche Schläge mehrere Monate hindurch in Schach, bis erst bedeutende Verstärkungen die Waage wieder auf die Seite der letzteren neigten. Und die Ursache dieser merkwürdigen Widerstandskraft — gewiß nicht die Taktik — war die von allen Berichterstattern gerühmte und selbst von den Russen auch heute noch anerkannte todesfreudige Tapferkeit der Türken.

Ihnen spiegelt der Koran und die Lehren des Propheten ein Paradies vor, in welchem den tapfer Gefallenen alle materiellen Genüsse, die einen Türken zur höchsten Begeisterung anreizen können, in ungezählter Menge dargereicht werden, Genüsse, zu denen eine ewige Jugendkraft den Kern und glänzende Paläste die anmuthige Schale geben. Sollte ein armer, fußkranker, halbverhungerter, in den nassen Gräben frierender Muselmann sich nicht sehnlichst eine tödtliche Kugel herbeiwünschen, die ihn von dem elendesten Dasein erlöst und ihn auf sanften Fittichen in einem Augenblicke hinüberführt in den Palast der zauberspendenden Huris? Ist es da noch unerklärlich, daß der Türke mit fatalistischer Ruhe dem Tode entgegensieht, der ihm nur Freuden winkt, die ihm hier versagt oder nur in kärglichstem Grade zugetheilt waren?

Solcher zur Raserei zu steigernden Tapferkeit gegenüber ist die Taktik allein nur ein stumpfer Spieß und nur das Schmieden einer ähnlich harten, auch in religiöser Glaubensgluth fest gestählten Waffe ist im Stande, durch das Feuer eines solchen Eifers erfolgreich hindurchzustoßen.

Auch die katholische Kirche in ihren greifbareren Anschauungen des Jenseits ist dazu befähigt, einen rücksichtslosen Kampfeseifer zu erwecken; so sah ich bei Düppel einen katholischen Pfarrer, der unter Hochhaltung des Crucifixes jedem Soldaten Ablaß und Seligkeit versprach, der in dem Sturme fallen würde; natürlich waren die Resultate dieser Ansprache glänzende.

Wenn dies auch extreme Beispiele sind, so ist doch die Sache zu klar, als daß sie weitläufiger Beweise bedürfte, daß ein religiöser Mensch, der an die Weiterführung eines bewußtseinvollen Daseins nach dem Tode glaubt, sei es in welcher Gestalt es sei, immer tapferer sein wird, als der materielle Genußmensch, der mit dem Abschluß des Lebens zugleich das Versiechen der einzigen Quelle der Freuden und der Genüsse vor sich sieht, und der so lange er gesund ist, Nichts mehr fürchtet als den Tod, der ihn mit roher Hand in das wesenlose Nichts hineinschleudert.

Dieselbe Wahrheit schreibt ja auch die Geschichte mit ehernen Lettern auf ihre Tafeln, daß die Kriegsthaten eines Volkes gleichen Schritt halten mit dem sittlichen und religiösen Werthe desselben. Die größten Thaten sind nicht die durch überlegene Massen und Waffen erzwungenen Unterwerfungen untergeordneter, halb barbarischer Völker, sondern es sind die

von einer Minderzahl unter ungünstigen Bedingungen erfochtenen Siege. Hier stehen an der Spitze die Waffenthaten der Ebräer, welche unter den Richtern und Königen und später unter den Makkabäern Schläge ausführten, die noch die Nachwelt mit Bewunderung erfüllen, Schläge, welche nur zum Siege führten, so lange das religiöse Bewußtsein zur vollen Entfaltung gelangte, welche aber sofort in schmähliche Niederlagen sich verwandelten, sobald die Israeliten den heidnischen Göttern anhingen und heidnischen Lastern fröhnten. Ebenso haben die ersten Generationen der Griechen und Römer die jedem Knaben eingeprägten, gewaltigen Kämpfe geführt, als sie noch an die hehren Olympier glaubten; beide Völker sind aber zerfallen und zu Grunde gegangen, als sie der Schatten im Orkus zu spotten begannen. Die großen Züge eines Alexander, eines Cäsar und dessen Epigonen waren die Früchte überlegener Massen, Bildung und Bewaffnung, die Napoleons die Folgen eines frischen politischen Geistes, der durch das Volk ging; sobald dieses Fieber aber im Buhlen um Ruhm und Ehre verraucht war, lag auch die Waffe zerbrochen am Boden und doppelt wurde das über Gebühr belohnte Schwert gedemüthigt.

Will ein Volk, welches die allgemeine Wehrpflicht eingeführt hat, seinen Stand in der Staatenfamilie aufrecht erhalten, d. h. will es eine kräftige, allen Aufgaben gewachsene Armee besitzen, so muß es mit der ganzen Kraft vor Allem dahin zu trachten suchen, daß seine Glieder an innerem Werthe, an Selbstbeherrschung, Tapferkeit und Seelenstärke, d. h. also an den idealen Gütern den Nachbarn überlegen sind und bleiben; denn nur mit tüchtigen und schneidigen Elementen können die beiden Schwesterkünste, die Strategie und die Taktik, entscheidende Siege erfechten. Da die idealen Güter eines Volkes sich aber nur in dessen Religion verdichtet finden, die für die Gläubigen außerdem über die letzte Leistung des Kriegers, den Tod für's Vaterland hinaus schicksalslenkend und segenspendend wirkt, so möge jedes Volk, welches nach hohen Zielen strebt, seine Religionen hegen und pflegen; reißen dieselben doch überdies den Mann aus der erniedrigenden und erschlaffenden Hingabe an Sinnlichkeit und Genuß heraus und führen ihn in die Höhe hinüber, die da lehrt, freudig das Leben einzusetzen für das Vaterland, und den Tod Nichts zu achten, wo es heißt, eine theure und große Pflicht zu erfüllen:

Denn setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.

Die Farbenblindheit.

Von

Hugo Magnus.

— Breslau. —

Die Physiologie, die Lehre von den normalen Functionen des menschlichen und thierischen Organismus, gilt mit Recht für eines der interessantesten Capitel der gesammten Naturwissenschaften. Führt uns ja doch diese Disciplin in unmittelbarster Weise in die geheimen Werkstätten der Natur und zeigt uns hier, wie die große Meisterin in emsiger, nie rastender Arbeit schafft und wirkt an dem bunten Getriebe des Lebens. Mit staunendem Blick schauen wir, wie Faden auf Faden einschlägt in dem gewaltigen Werk und wie sich Glied an Glied reiht in der vielgliederigen, unendlichen Kette ihres reichgestaltigen Wirkens. Ja selbst auf die dunklen, weit abschweifenden Irrwege, auf welche auch eine Meisterin wie die Natur nicht allzu selten geräth, vermögen wir ihr zu folgen, und die Beobachtungen, welche wir gerade hierbei machen können, gehören ganz gewiß zu den überraschendsten und interessantesten. Sie führen uns auf ein Gebiet, das eigentlich mitten inne liegt zwischen Physiologie und Pathologie, auf ein Grenzgebiet, innerhalb dessen die physiologische Werthigkeit der einzelnen Organe zwar bereits den Typus des Normalen verloren hat, ohne aber schon den Charakter des Krankhaften, Pathologischen dafür angenommen zu haben. Und gerade diese eigenthümliche zwitterhafte Stellung macht uns dies Gebiet ganz besonders interessant und bietet dem Forscher ein reiches, bisher eigentlich noch ziemlich wenig cultivirtes Feld seiner Thätigkeit dar. Eines der bestgekannten und am fleißigsten durchforschten Capitel dieses so wichtigen Gebietes der physiologischen Anomalien ist unstreitig die Farbenblindheit.

Die Farbenblindheit, d. h. die angeborene, durch keinerlei krankhafte Veränderungen des Auges oder des Gehirnes bedingte Unempfindlichkeit

gegen eine oder wol auch gegen alle Farben ist der wissenschaftlichen Welt erst im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts genauer bekannt geworden. Die erste diesbezügliche Mittheilung betraf ein farbenblindes Brüderpaar, das zu Maryport in Cumberland entdeckt und beobachtet worden war. An diese ziemlich fragmentarisch gehaltene Notiz schloß sich alsdann eine ausführliche Mittheilung an, welche der berühmte englische Naturforscher Dalton gab, und zwar war dieselbe um so werthvoller, als Dalton selbst rothblind war und somit diese eigenthümliche physiologische Abnormität aus eigenster Erfahrung und unmittelbarster Wahrnehmung beschreiben konnte. Seine Schilderung der absonderlichen Empfindungen, welche die verschiedenen Farben bei ihm erregten, rief die allgemeinste und lebhafteste Verwunderung hervor; klang es ja doch fast wie ein Märchen, wenn der berühmte Gelehrte versicherte: die Farbe der Rose und die des Himmels seien für sein Auge durchaus die gleichen; oder das glänzende Roth des Siegellacks unterscheide sich für ihn in Nichts von der Färbung eines sommerlich grünen Rasenteppichs. Warum man aber dem gerechten Staunen über derlei, fast abenteuerlich klingende Mittheilungen dadurch am Besten Ausdruck zu geben glaubte, daß man diesen eigenartigen Zustand der Farbenempfindung mit dem Namen jenes großen Gelehrten belegte und ihn schlechtweg Daltonismus nannte, ist uns niemals recht verständlich geworden. Die Engländer haben denn schließlich auch gegen diese eigenthümliche Verherrlichung ihres berühmten Landsmannes ganz energisch protestirt und gemeint: Dalton sei durch seine vielen wissenschaftlichen Verdienste bereits zu unsterblichem Ruhm gelangt, und brauche deshalb sein Name nicht in der Weise verewigt zu werden, daß man ihn zur Bezeichnung jenes physiologischen Gebrechens benütze. Sie verlangten deshalb, und wol nicht mit Unrecht, daß der Ausdruck Daltonismus ganz aus der wissenschaftlichen Welt verschwinden und dafür der Name Farbenblindheit eingeführt werden solle. Doch wie ja oft genug im Leben gerade die berechtigtsten Forderungen und Ansprüche unberücksichtigt bleiben, so geschah es auch mit diesem Protest der Engländer; eine große Reihe von Forschern und Untersuchern kümmerte sich so gut wie gar nicht um denselben und so kann man in Frankreich, in Italien und wol auch noch in Deutschland oft genug von Daltonismus reden hören. Und so ist es denn gekommen, daß der Ausdruck Daltonismus trotz allen Widerspruchs der Engländer und trotzdem derselbe eigentlich nur ganz speciell für die Rothblindheit, an welcher Dalton gelitten hatte, gebraucht werden dürfte, niemals aber für die Grün- oder Blaublindheit, doch ein gewisses Heimatsrecht in der Wissenschaft erlangt hat, ein Recht, das zwar abusiv, doch durch sein Alter eine nicht zu leugnende Legitimation gewonnen hat; und so sehen wir uns denn gegenwärtig in dem Besitz von zwei Ausdrücken: Daltonismus und Farbenblindheit.

Stellen wir uns nunmehr die Aufgabe: das Wesen der Farbenblindheit physiologisch zu erklären und all ihre verschiedenen Erscheinungen zu einem gemeinsamen Bilde zu einen, so werden wir zu diesem Zweck uns mit großem Vortheil der Young-Helmholtz'schen Farbentheorie bedienen; wenigstens haben meine eigenen Studien über Farbenblindheit mir die Helmholtz'sche Theorie im besten Einklang mit den praktischen Thatsachen stehend gezeigt. Gehen wir also von den theoretischen Vorstellungen, welche die Young-Helmholtz'sche Hypothese lehrt, aus: so ist die gesammte Farbenempfindung das Product einer gemeinsamen, jedoch nicht gleichmäßigen Reizung dreier Grundempfindungen, nämlich der des Rothen, Grünen und Blauen resp. Violetten. Eine jede einzelne Farbenempfindung setzt sich aus diesen drei Grundempfindungen zusammen, und zwar haben wir uns diesen Vorgang in der Weise zu denken, daß z. B. bei der Empfindung des Roth die der Grundempfindung für Roth dienenden Nervenfasern ganz besonders stark, die Grün und Violett empfindenden Fasern aber nur sehr wenig erregt werden; bei der Empfindung von Grün werden dementsprechend stark die grün-, dagegen sehr schwach die roth- und violettempfindenden Fasern gereizt, während bei der Empfindung von Blau und Violett ein ähnliches Erregungsverhältniß der blauen Fasern gegenüber den grünen und rothen stattfindet. Das Wesen der Farbenblindheit beruht nun darin, daß aus diesem physiologischen Dreiklang, aus dem sich unsere normale Farbenvorstellung aufbaut, die eine Grundempfindung ausfällt; und je nachdem nun die Grundempfindung des Rothen, Grünen oder Violetten außer Function tritt, zeigt sich die Farbenblindheit als Roth-, Grün- oder Blau- resp. Violettblindheit. Doch wie wir dies schon aus dem für die normalen Farbenempfindungen entworfenen Schema ersehen werden, kann der Verlust einer dieser drei Grundempfindungen nicht ohne Rückwirkung auf die Perception sämmtlicher Farben bleiben. Denn da eine jede Farbenvorstellung sich aus einer gleichzeitigen Erregung jener drei Grundempfindungen zusammensetzt, so muß der Verlust eines dieser drei Grundfactoren natürlich auch die Empfindung sämmtlicher Farben mehr oder minder beeinträchtigen. So wird z. B. ein Rothblinder, dem also die Grundempfindung des Rothen mangelt, auch Grün nicht in der Weise zu empfinden im Stande sein, wie dies ein normales Auge thut; denn da ja Grün eine Empfindung ist, die sich aus der Erregung der grün- sowie der rothempfindenden Nervenelemente combinirt, so muß natürlich bei Unthätigkeit der rothempfindenden Nervenfasern auch die Empfindung der grünen Farbe leiden. Aus demselben Grunde muß auch ein Grünblinder die rothe Farbe in anderer Weise empfinden, als ein Normalsichtiger, und der Violettblinde vom Grün einen andern Eindruck empfangen, als der Vollsichtige. In welcher Weise sich die Vorstellungen der verschiedenen Farben in der Empfindungssphäre der Farbenblinden gestalten, kann man an der Hand

der Young-Helmholtz'schen Theorie sehr gut studiren, und da gerade die Art und Weise, wie ein farbenblindes Individuum die Farben sieht, für den Normalsichtigen ein ganz besonderes Interesse darbietet, so wollen wir diesem Punkte noch auf einige Augenblicke unsere Aufmerksamkeit schenken. Holmgren, Professor der Physiologie in Upsala, welcher sich in der jüngsten Zeit die größten Verdienste um unsere Kenntniß der Farbenblindheit erworben hat, schildert die Empfindungen, welche die verschiedenen Formen des Daltonismus von dem Spectrum empfangen, im Anschlusse an Helmholtzs klassische Behandlung dieses Stoffes wie folgt: Der Rothblinde sieht das spectrale Roth als ein gesättigtes lichtschwaches Grün; das Gelb als ein lichtstärkeres Grün; das Grün als eine zwar lichtstärkere, aber weißliche Abstufung derselben Farbe wie Roth und Gelb; das Blau als Blau und das Violett als Violett oder Dunkelblau. Der Grünblinde sieht das Roth des Spectrums als ein lichtschwaches aber sehr gesättigtes Roth; das Gelb als lichtstärkeres Roth; das Grün als Weiß oder Grau; das Blau als eine dem Indigo ähnliche Farbe; das Violett als sehr gesättigtes Violett. Der Violettblinde sieht Roth als Roth; Gelb als Weiß oder Grau; Grün als Blaugrün; Blau als Grün und Violett als lichtschwaches Grün.

Wir sehen also, daß die Fülle der Farbenempfindungen bei jedem Farbenblinden, welcher der drei verschiedenen Formen er auch angehören mag, eine sehr ärmliche und beschränkte ist. Farben, welche einem normalsichtigen Auge als völlig verschiedene erscheinen, schmelzen dem Daltonisten in ein und denselben Empfindungsvorgang zusammen. Es kann uns deshalb nicht weiter mehr befremdend erscheinen, wenn ein Farbenblinder Gegenstände, die für uns die verschiedensten Färbungen besitzen, als durchaus gleichfarbig anspricht, und wir werden nicht mehr verwundernd den Kopf schütteln, wenn wir hören, daß ein Rothblinder, wie dies z. B. Dalton war, das Roth des Siegellacks und das Grün des Rasens für die gleiche Farbe erklärt.

Bis jetzt haben wir immer vorausgesetzt, daß dem farbenblinden Individuum eine der drei physiologischen Grundempfindungen vollständig fehlen solle; also z. B. dem Grünblinden die Grundvorstellung des Grünen. Doch sind derartige Fälle vollständigen Mangels immerhin die selteneren, und das gewöhnliche Vorkommen ist ein solches, daß eine der drei Hauptvorstellungen in ihrer Thätigkeit nur mehr oder minder beeinträchtigt ist. Es ist also dann nicht sowol ein wirklicher Functionsmangel, als vielmehr nur eine Functionsstörung vorhanden, und je nachdem dieselbe nun einen größeren oder geringeren Umfang besitzt, wird auch der Farbensinn des betreffenden Individuums mehr oder weniger abweichend sich verhalten. Es existirt nun in Wirklichkeit eine ganz erstaunliche Reihe von höheren oder geringeren Intensitätsgraden einer solchen Störung; von den ausgeprägtesten Fällen, in denen die bezügliche Functionsstörung be-

reits dem vollständigen Functionsmangel nahekommt, bis zu den allerleichtesten Formen, die kaum noch mit Sicherheit von dem sich normal bethätigenden Farbensinn unterschieden werden können, finden sich die verschiedensten und zahlreichsten Uebergangsstufen. Es gewinnt durch eine derartige Fülle von Erscheinungsformen das Bild der Farbenblindheit ein ungemein buntes und vielgestaltiges Aussehen, das aber in seinen Grenzen gegen den normalen Farbensinn hin allmählich abblaßt und seine charakteristischen Eigenartigkeiten mehr und mehr verliert, bis es schließlich ganz unmerklich in die normale Farbenempfindung übergeht. Bei einer derartigen Menge von Abstufungen und Intensitätsgraden muß natürlich der Erscheinungscharakter der Farbenblindheit gleichfalls ein sehr wechselnder sein; während die höchsten Intensitätsgrade eine so auffallende Beeinträchtigung in der Farbenempfindung zeigen, daß man bei ihnen mit vollem Recht von einer wirklichen Farbenblindheit sprechen kann, verdienen die geringeren und niedrigsten Abstufungen diesen Namen durchaus nicht mehr. Denn die mit ihnen behafteten Personen sind sehr wohl noch im Stande, alle Farben zu erkennen und sicher von einander zu trennen, so lange dieselben in charakteristischen Schattirungen auftreten, und ihr Gebrechen kommt erst dann an den Tag, wenn es sich um die Unterscheidung heller und wenig ausgesprochener Töne handelt. So vermögen sie z. B. ein farbensattes Grün mühelos zu empfinden und dessen Vorstellung auch noch festzuhalten, selbst wenn diese Farbe durch Beimischung von Weiß in ihrer Sättigung mehr und mehr geschwächt wird. Erst wenn diese Beimischung von Weiß einen solchen Umfang gewonnen hat, daß das Grün eine ganz helle und zarte Schattirung zeigt, verschwindet ihre Fähigkeit, den so beschaffenen hellen Farbenton richtig zu empfinden, und nun verwechseln sie denselben mit allen möglichen anderen Schattirungen. Helles Grau, helles Gelb, helles Roth und helles Grün, sie alle machen alsdann den gleichen Eindruck auf ihre Netzhaut, und während solche Individuen den ausgesprochenen Farbentönen gegenüber mit größter Sicherheit sich benahmen, stehen sie jetzt rath- und hülflos da und müssen sich für die hellen Schattirungen als Daltonisten bekennen. Daß aber für ein derartiges physiologisches Gebrechen der Farbenempfindung die Bezeichnung „Farbenblindheit" ganz und gar nicht paßt, ist eigentlich selbstverständlich, und darum hat für sie die Wissenschaft auch andere Namen geschaffen und nennt sie „Farbenschwäche" oder „Farbenträgheit". Und daran thut sie ganz gewiß recht, denn es könnte dem Verständniß einer so eigenthümlichen Erscheinung, wie es der Daltonismus ist, doch nur schädlich sein, wenn man die Fälle totaler Farbenblindheit, in denen die betreffenden Individuen überhaupt gar keine Farben empfinden und darum die Welt nur grau in grau sehen, etwa in der Weise, wie ein Normalsichtiger einen Kupferstich oder eine Photographie, in denselben Topf werfen wollte, wie jene bereits der Grenze des nor-

malen Farbensinnes unmittelbar benachbarten leichtesten Formen der Farbenschwäche. Gerade die Unterscheidung der einzelnen Formen der Farbenblindheit nach ihren Intensitätsgraden ist praktisch wie wissenschaftlich durchaus nothwendig und dringend geboten.

Einen nach den Begriffen eines Farbensehenden allerdings recht schwächlichen und unzulangenden Ersatz für die mangelnde oder fehlerhafte Farbenempfindung besitzen die Daltonisten in einer ungemein geschärften und verfeinerten Empfindlichkeit gegen Lichteindrücke. Es ist allen Forschern, die sich eingehender mit dem Studium der Farbenblindheit beschäftigt haben, eine ganz geläufige und bekannte Erscheinung, daß die Farbenblinden auffallend feinfühlig sind in der Unterscheidung und Wahrnehmung der feinsten und zartesten Lichteffecte. Lichtschattirungen, welche einem vollsichtigen Auge schon lange nicht mehr in Form eines gesonderten und charakteristischen Empfindungsvorganges bemerkbar sind, erscheinen einem farbenblinden Auge noch als wohldifferenzirte und scharf ausgeprägte Beleuchtungseffecte. Und diese eigenartige Empfindung des sie umgebenden Lichtes suchen die Farbenblinden, natürlich nur die Gebildeteren und Intelligenteren unter ihnen, auch in ihrer Sprache zum Ausdruck zu bringen. Sie bedienen sich mit Vorliebe gern solcher Ausdrücke, welche auf die Quantität und nicht auf die Qualität der jeweiligen Beleuchtung Bezug nehmen, und darum wird man auch niemals so oft von Hell, Glänzend, Schimmernd, Halbdunkel u. s. w. reden hören, als wie gerade in der Unterhaltung mit einem gebildeten Farbenblinden. Es erhält deshalb auch die Sprache des gebildeten Farbenblinden einen ganz eigenthümlichen und befremdlichen Charakter, den man am treffendsten wol mit der bekannten Eigenartigkeit der Homerischen Sprache vergleichen kann, welche bekanntlich ja auch an Bezeichnungen für Lichteffecte so außerordentlich reich ist, während sie dagegen in der Wiedergabe farbiger Vorstellungen auf einer Stufe steht, die sich von der nicht wesentlich unterscheidet, welche ein Kind einnimmt, das die Empfindungen des Farbigen noch nicht zu differenzirten und selbständigen Vorstellungen auszuarbeiten gelernt hat. Diese auffallende Aehnlichkeit der Homerischen Ausdrucksweise mit der eines Farbenblinden läßt die Annahme: es könne der Grund zu der Homerischen Spracheigenthümlichkeit wol auch in gewissen eigenartigen Zuständen des damaligen Farbensinnes gelegen haben, denn doch nicht so unwahrscheinlich erscheinen, wie dies von Vielen behauptet wird. Jedenfalls beweist die Thatsache, daß der heutige Farbenblinde auch eine seinem Zustande congruente Sprache sich zu schaffen weiß, deutlich, daß die sprachlichen Gebilde im engsten Zusammenhang stehen mit der physiologischen Werthigkeit unserer Organe und daß alle wohldifferenzirten und fein ausgebildeten Empfindungen sich auch sprachlich Geltung zu verschaffen wissen. Deshalb sind augenblicklich auch nur diejenigen unserer Sinnesempfindungen, die es bereits zu einer gewissen

Höhe der Entwickelung gebracht haben, in unserm Sprachschatz besonders reichlich bedacht, während diejenigen Empfindungssphären, die gegenwärtig nur erst noch wenig cultivirt sind, wie z. B. Geruch oder Geschmack, auch nur über verhältnißmäßig wenige sprachliche Verkörperungen ihrer Thätigkeit zu verfügen haben.

Untersuchen wir nun, woher denn eigentlich dem Farbenblinden seine besondere Empfänglichkeit gegen zarte Lichteffecte gekommen sei, so könnten Diejenigen, welche das Bedürfniß fühlen, ihre Weltanschauung auf die vorsorglichen und mütterlich besorgten Principien einer teleologischen Natureinrichtung zu gründen, in dieser Bevorzugung des Farbenblinden wol auch einen Wohlthätigkeitsact der besorgten Mutter Natur finden wollen. Klingt es ja doch so tröstend, wenn man sagen kann: die armen Farbenblinden, denen die Natur den Genuß der Farben versagt hat, haben als Entgelt für ihr physiologisches Gebrechen jene Feinfühligkeit gegen die zartesten Lichteffecte von der Schöpfung erhalten. Wenn nun aber die Natur eine solche Entschädigung des Farbenblinden für nothwendig erachtet, warum hat sie sich da erst selbst in die Lage gebracht, einen derartigen Ausgleich vornehmen zu müssen? Hätte sie den Farbenblinden nicht stiefmütterlich behandelt und seinen Farbensinn zu einem Aschenbrödel unter den Sinnen gemacht, so hätte sie es gewiß dann nicht nöthig gehabt, diese ungerechte Härte zu mildern und sich selbst zu verbessern. Ohne Denjenigen, die einer teleologischen Weltanschauung zu huldigen sich genöthigt sehen, irgendwie zu nahe treten zu wollen, muß ich doch bekennen, daß in dem Capitel der Farbenblindheit derartige Reflexionen wol kaum am Platze sein dürften. Die größere Lichtempfänglichkeit des Farbenblinden ist kein milderndes Geschenk der gütigen Mutter Natur, sondern der Daltonist hat sich dieselbe ganz allein errungen. Dadurch, daß es ihm versagt blieb, die zahlreichen Eindrücke der Farben zu empfinden, hat er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Verschiedenheiten der Beleuchtung resp. der Lichtquantität richten müssen und so seine Netzhaut allmählich zu einem höheren Grade der Lichtempfänglichkeit erzogen. Und diese mühsam erkämpfte Reactionssteigerung seiner Netzhaut gegen seine Lichteffecte weiß der Farbenblinde praktisch sehr wohl zu verwerthen. Er benützt sie häufig, um Farben, die er nach ihren charakteristischen Farbeneigenthümlichkeiten ja nicht erkennen und unterscheiden kann, zu trennen, indem er das unterscheidende Moment eben in den verschiedenen, für ein normalsichtiges Auge kaum bemerkbaren Lichtunterschieden der bezüglichen Farben findet. So habe ich z. B. einen rothblinden Locomotivführer gekannt, der die rothe und grüne Farbe absolut nicht zu empfinden vermochte; und doch war er im Stande, das rothe Fahrsignal von dem grünen zu unterscheiden, indem er eben mittelst seines scharf und hoch entwickelten Lichtsinnes den verschiedenen Lichtgehalt des rothen und grünen Signals zu empfinden vermochte.

So schätzenswerth eine derartige Fertigkeit nun auch für das einzelne farbenblinde Individuum sein mag, so hat sie doch auch ihre recht bedenklichen Seiten. Es kann nämlich gelingen, und dies geschieht ganz gewiß oft genug, daß ein Farbenblinder durch die erhöhte Ausbildung seines Lichtsinnes seinen eigentlichen Fehler zu verbergen vermag und seiner Umgebung den Glauben beibringt, er sei durchaus normalsichtig, während er es in Wahrheit aber doch nicht ist. Da nun aber die Farbenunterscheidung, welche der Farbenblinde mit Hülfe seines geschärften Lichtsinnes ausführt, immer nur ein höchst unsicheres Kunststück bleibt, das hundert Mal ganz gut glückt, aber das hundert und erste Mal völlig mißlingen kann, so ist es doch immer ein sehr mißliches Ding, wenn ein farbenblinder Eisenbahnbeamter, etwa ein Locomotivführer, seinen Fehler auch nur eine Zeitlang zu verbergen im Stande ist. So lange er dies vermag, schweben auch die Eisenbahnzüge, die er zu führen hat, in steter Gefahr; denn wie leicht versagt dem farbenblinden Führer sein Kunststück, mit Hülfe dessen er die rothe und grüne Signallaterne von einander unterscheidet. Nur die sorgsamste Untersuchung aller mit dem Fahrdienst betrauten Beamten vermag das Publikum vor derartigen Gefahren zu schützen, eine Maßregel, welche Dank der Umsicht unserer Eisenbahnbehörden jetzt wol auf allen deutschen Bahnlinien getroffen worden ist.

Wenn nun schon die Farbenblindheit für das einzelne mit ihr behaftete Individuum recht unangenehme Störungen zu bedingen vermag, so werden dieselben noch größer und belangreicher, sobald wir in Erfahrung bringen, daß der Daltonismus eine besondere Vorliebe zeigt, sich auf dem Wege der Vererbung auch auf die Nachkommen farbenblinder Personen zu erstrecken. Und zwar ist diese Neigung, sich durch Vererbung auf die verschiedensten Generationen einer Familie auszudehnen, eine so hervorragende und so entschieden ausgesprochene, daß gerade in diesem Punkt die Angaben aller Forscher, und mögen sie im Uebrigen auch noch so verschieden lauten, doch eine seltene Uebereinstimmung erkennen lassen. Der Modus, nach welchem nun die Vererbung der Farbenblindheit erfolgen kann, scheint nicht unter allen Umständen immer der nämliche sein zu müssen, vielmehr dürften hier verschiedene Variationen anzunehmen sein. Ein besonders auffallendes und charakteristisches Gesetz für diesen Vererbungsgang ist in der neuesten Zeit von Professor Horner in Zürich aufgestellt und durch die Beobachtungen Holmgrens, sowie durch meine eigenen Erfahrungen vielfach bestätigt worden. Dieses Gesetz lautet dahin, daß ein farbenblinder Mann völlig normalsehende Kinder männlichen und weiblichen Geschlechtes hat und daß erst die Nachkommen dieser seiner Kinder wieder an Farbenblindheit zu leiden haben. Und zwar scheinen die Söhne solcher normalsichtigen Frauen, deren Väter farbenblind waren, ganz besonders oft von dem nämlichen Fehler wie ihr Großvater heimgesucht zu werden. Es überspringt hiernach die Farben-

blindheit immer eine Generation; vererbt sich also vom Großvater auf den Enkel. Ganz besonders interessant wird dies Gesetz aber noch durch den Umstand, daß ganz in der gleichen Weise auch noch andere physiologische Gebrechen sich zu vererben scheinen, so z. B. die Neigung zu Blutungen und die Nachtblindheit. Nach den Erfahrungen Holmgrens soll die in einzelnen Familien erbliche Farbenblindheit auch hinsichtlich ihrer Art und ihres Grades gewisse immer wiederkehrende Eigenthümlichkeiten zeigen; so wird z. B. in einzelnen Familien nur die Grünblindheit vererbt, während andere Familien wieder die Rothblindheit erb- und eigenthümlich besitzen.

Natürlich schließt aber der eben genannte Erblichkeitstypus nicht unbedingt die Möglichkeit aus, daß die Farbenblindheit sich gelegentlich auch einmal in anderer Weise fortpflanzt und z. B. vom Vater direct auf den Sohn übergeht. So kenne ich gegenwärtig zwei Familien, in denen beiden der Vater farbenblind ist und die Söhne die gleiche Abnormität zeigen.

Das Horner'sche Erblichkeitsgesetz, welches wir soeben skizzirt haben, erbringt also den Beweis, daß die Farbenblindheit hauptsächlich durch die im Uebrigen durchaus normalsichtigen Töchter farbenblinder Väter fortgepflanzt und also durch die Frauen in die Familien eingeführt wird. Es kann hiernach ein männliches Individuum, welches eine ganz normale Farbenempfindung besitzt und dessen Familie durchaus keinerlei Anwandlungen von Farbenblindheit aufzuweisen hat, doch farbenblinde Nachkommen erhalten, sobald es eine Ehe mit einer normalsichtigen Frau eingeht, deren Vater aber farbenblind war. Dieser Umstand wird aber um so auffallender und befremdlicher, da es nunmehr durch die verschiedensten Forscher übereinstimmend festgestellt worden ist, daß die Farbenblindheit gerade beim weiblichen Geschlecht nur sehr selten vorzukommen pflegt und ihre Hauptverbreitung in der Männerwelt findet. Und zwar ist der Unterschied, welchen Männer und Frauen hinsichtlich der Anlage zu dieser Abnormität zeigen, ein ganz außerordentlicher. So hat z. B. Holmgren unter 7119 weiblichen Individuen nur 19 Farbenblinde gefunden, also einen Procentsatz von 0,26; ich habe unter 2216 Mädchen gar nur eine Farbenblinde nachweisen können, was also einem Procentsatz von 0,04 entsprechen würde. Dagegen waren unter 32,165 männlichen Individuen, welche Holmgren untersucht hat, 1019 farbenblind, also 3,25%, und unter 3273 Schülern, welche ich hier in Breslau zu prüfen Gelegenheit hatte, fanden sich 100 Farbenblinde, d. h. 3,27%. Es beträgt also nach diesen Angaben der Unterschied, welcher zwischen Männern und Frauen betreffs der Häufigkeit der Farbenblindheit herrscht, etwas über drei Procent, ein Verhältniß, welches bei allen neueren Forschern wenn auch nicht eine absolute, so doch eine relative Aehnlichkeit zeigt. Es würde uns zu weit führen, wollten wir uns in eine genaue Erörterung und kritische Beleuchtung der

Erklärung einlassen, welche die moderne Wissenschaft für diese auffallende Erscheinung bietet und müssen wir uns deshalb mit der Bemerkung genügen lassen, daß man die geringe Anlage des weiblichen Geschlechtes zur Farbenblindheit durch die schon früh beginnende und emsig fortgeführte Beschäftigung mit bunten Gegenständen, welche die Frauenwelt am Stickrahmen, am Toilettentisch u. s. w. übt, erklären zu können glaubt. Die hierdurch eingeleitete und durchgeführte Erziehung und Entwickelung des Farbensinnes pflanzt sich von Generation zu Generation fort und führt schließlich zu einer sexuellen Ueberlegenheit des weiblichen Farbensinnes über den männlichen, welche sich eben in der geringeren Neigung zur Farbenblindheit offenbart.

Man hat auch hinsichtlich der Race sowie der verschiedenen Bevölkerungsschichten gewisse Verbreitungseigenthümlichkeiten der Farbenblindheit finden wollen; doch sind alle diese Angaben vor der Hand noch nicht genügend gesichtet, um sie in dem Gewand einer sicheren Thatsache schon jetzt einem größeren Publikum vorführen zu können; darum ziehe ich es auch vor, über diesen Punkt vor der Hand noch ein vorsichtiges Schweigen zu bewahren.

Klöſter und Kloſterleben in der Hercegovina.

Von

Siegfried Kapper.

— Piſa. —

I.

Wie am Rhein, am Neckar, an der Moſel die Burgruinen, ſo ſind es in den Thälern der Morava, des Ibar, des Lim die Ruinen von Klöſtern, die der Landſchaft jenes Gepräge verleihen, das, ich habe eigentlich nie recht begreifen können, warum, man als romantiſch zu bezeichnen ſich gewöhnt hat. Dabei ſind die Ritterburgen jedenfalls wohler daran. Sie ſind nicht nur zahlreicher, ſondern auch beſſer erhalten. Das iſt, weil das menſchliche Intereſſe an ihnen haftet. Und dieſes, abgeſehen von ſo vielen anderen wunderbaren Geheimkräften, hat auch noch das merkwürdige Eigene, daß es Alles, womit es in Berührung kommt, — conſervirt. Um was der Menſch ſich kümmert, Alles, was er, forſchend oder in Pietät, in den Kreis ſeiner Beachtung zieht, das, und thut er auch ſonſt weiter nichts dafür, geht nicht zu Grunde. Der menſchliche Odem, der es anweht, haucht ihm etwas von der ewigen Menſchenſeele an, und die erhält es.

Nicht ſo gut daran ſind die Ueberbleibſel der alten Klöſter und Kirchen in jenen Thälern unſeres Südoſt, denen noch manches Andere dies- und jenſeits des Balkan, ſowie durch Albanien, Epirus, Theſſalien bis hinab an's „blauende Meer" ſich hinzufügen ließe. Es ſind das nur mehr ſpärliche Rudera, zerſtreut in verwilderten Oeden, die ehemals herrliches, fruchtbares Gartenland geweſen, in kahlen Felsſchluchten, durch die ehedem üppiger Wieſengrund und ſchattiger Wald ſich hinangezogen, verdeckt von Geſtrüpp, verſunken in Schutt, begraben in Geröll: wenig gekannt, ſchwer auffindbar; wenn auffindbar, unbedeutend und unergibig für die Forſchung. Das weitaus Meiſte iſt verſchwunden, von der Stätte, die es einſt eingenommen, wie hinweggefegt. Der Reſt, verlaſſen von

den Menschen und vergessen, ist eingegangen, hat sich aufgezehrt, möchte man sagen, aus Mangel an menschlicher Theilnahme, menschlicher Seele.

Und doch hatten auch diese Zeugen vergangener Jahrhunderte ihre Tage der Bedeutung und der Pracht, der Macht und des Reichthums, und selbst der Kunst, wie davon, allerdings nur höchst sporadisch, hie und da noch aus dem Schutt hervorragende Säulentrümmer, von Gräsern überwucherte Altarstufen, verstümmelte Bildwerke und Ornamente, mit offenbarer Absichtlichkeit bis zur Unkenntlichkeit mißhandelte Wandgemälde noch immer genug beredtes Zeugniß geben. Wie das gekommen, wie viel an dieser Verwüstung islamitische Unduldsamkeit, wie viel spätere christliche Indolenz Schuld habe, das mag, da die Verluste nun einmal unersetzlich sind, so ziemlich unter die müssigen Fragen gereiht werden. Es wird wol eines wie das andere sein gut Theil daran haben, wiewol man, ohne im mindesten ein Unrecht damit zu begehen, den Löwenantheil immerhin dem erstern wird zuerkennen dürfen, — auch ohne besondere Erörterung.

Zu jener fernen Zeit bereits, da das Christenthum den nördlichen und östlichen Slaven kaum noch dem Namen nach bekannt war, standen bei ihren Stammesgenossen im Süden Klöster und Klosterwesen in blühendster Entwickelung. Die bulgarischen Brüder Kyrillos und Methodios, die das Christenthum nach Mähren und Böhmen brachten, waren aus diesen Klöstern hervorgegangen. Ein czechischer Bischof trug es später an die Gestade der Ostsee. Frühzeitig schon hatte auf der schmalen Landzunge des Athos eine Art Klösterrepublik sich angesiedelt, überreich ausgestattet von ihren Beschützern, den byzantinischen Kaisern, mit Besitzungen, Schätzen und Privilegien, der Mittelpunkt damals alles orientalischen Kirchenlebens, darin alle Völker der Balkanhalbinsel, ja selbst die christlichen Stämme Kleinasiens, abgesondert von einander, sich vertreten fanden. Auch die serbischen Dynasten, frühmöglichst, beeilten sich, als Stifter sich da einzustellen, ihnen voran und beispielgebend Stefan Nemanja, der Gründer der nachmals so mächtigen Dynastie der Nemanjiden, unter der Serbien sich zur Großmacht aufgeschwungen, mit den Bulgaren und mit Byzanz um die Hegemonie ringen und den dalmatischen Handelsrepubliken Bündnisse dictiren konnte. Das Kloster Chilindar, das er allda erbaute, gilt allen Südslaven als das Höchste, was Aufwand zu erreichen, Kunst zu leisten vermag. Es ist der Montsalvatsch ihrer Legende. Kamen die zahlreichen Klöster, die er in den eigenen Landen erbaute, an Pracht diesem auch nicht gleich, so waren sie doch nicht minder reich von ihm bedacht. Denn Klöster zu bauen und mit reichen Stiftungen auszustatten, galt als das größte Verdienst eines Herrschers, das Leben in einem derselben als einfacher Mönch zu beschließen als der würdigste Abschluß seiner irdischen Laufbahn. Seine Nachfolger standen in frommem Eifer ihm nicht nach. Keiner ihrer, dessen Angedenken nicht eine größere oder

geringere Anzahl von Kloster- und Kirchenbauten verewigt hätte, nur wenige, die nicht in einem derselben ihr Dasein beendet, ihre letzte Ruhestätte gefunden hätten. Stefan Uroſch II. allein soll deren nicht weniger als einundvierzig erbaut haben.

Erst die Herrschaft des Türkenthums setzte diesem frommen Eifer, der, ausgegangen und getragen ursprünglich von den löblichsten Zwecken, allerdings nachgerade in würdelose Werkheiligkeit und verderbliche Sündenloskauferei ausgeartet war, ein Ende. Der Islam würde seine Mission verfehlt haben, wenn er neben sich noch Anderes geduldet hätte. Was sich vorfand, wurde theils dem Boden gleichgemacht, theils in Moscheen, in Grabkapellen gefeierter Kriegshelden und Hadschis, in Hans für Saumroß- und Mauleseltreiber umgewandelt, theils niedergerissen und zur Ausmauerung und Einfassung von Brunnen und zu Brücken verwendet. Die Kirchengeräthe wurden theils zerschleist, theils eingeschmolzen, die gestifteten Besitzungen dem Vakuf überantwortet. Was dem Verderben entging, entging ihm nur wie durch ein Wunder, vertheidigt heute mit dem Muthe der Verzweiflung, morgen ausgelöst durch die Zahlung großer Brandschatzungen, jedoch nur um übermorgen neuerdings vertheidigt oder neuerdings ausgelöst zu werden. Neues zu bauen, sowie der Versuch, Bestehendes durch Ausbesserung, Stützung und dergleichen in Stand zu erhalten, war und blieb Jahrhunderte lang ausnahms- und bedingungslos verboten und zwar bei den härtesten Strafen, deren Verhängung übrigens wie Art durchweg dem Ermessen und der Willkür der jeweiligen localen Machthaber anheimstand. In der Hercegovina speciell, der wir unsere Aufmerksamkeit hier zunächst zuwenden, galt die Norm, daß für jede derlei Contravention zwölf Familienhäupter mit dem Leben zu büßen hatten, — eine Maßregel, von der nicht zu leugnen ist, daß sie dem Uebel allerdings radical zu Leibe ging und durchaus angethan war, den Kjauren ihre gottesärgerliche Baulust gründlich zu verleiden.

Erst ziemlich spät und da der Stern der osmanischen Macht bereits merklich zu erbleichen begonnen, fängt eine mildere Praxis an Raum zu gewinnen. In Konstantinopel wird wiederholt die Freiheit des Kloster- und Kirchenbaues zugesichert. Die Machthaber in den Provinzen jedoch wollen von diesen Zugeständnissen nichts wissen, und ignoriren die Einen sie gänzlich, während die Andern sie dahin auslegen, daß es der Raja zwar nun freistehe, bei ihren jeweiligen Paschas oder Vesiren um die Erlaubniß zum Baue eines Klosters oder einer Kirche anzusuchen, ebenso aber auch diesen, je nach Ermessen sie ihnen zu gewähren oder auch — zu verweigern. Diese Erlaubniß aber ist weniger ein schwer zu erlangendes, als ein kostspieliges Ding. Und schon dadurch beschränkt der Gebrauch, der davon gemacht werden kann, sich auf länger als ein Jahrhundert hinaus von selbst. Die Herren Paschas forderten immense

Summen und darüber auch noch eine Extraremuneration an Heerden, Rossen und — jungen schönen Mädchen. Und da dem nicht entsprochen werden konnte, so mußte, wie sehr auch der alte Baueifer, den nun das Volk aufgenommen, sich regte, und wie fühlbar das Bedürfniß sich geltend machte, das Bauen doch unterbleiben, bis die Herren, da es mit dem Uebertriebenen nun einmal nicht ging, sich endlich, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, zu Billigerem herbeiließen. Die Preise seitdem für die Ertheilung der Licenz zum Bau einer Kirche oder eines Klosters, da eine allgemeine Norm dafür nicht bestand, variirten verschieden, je nach Land und — Laune. In der Hercegovina speciell wurde sie im wörtlichsten Sinne des Ausdrucks nach der — Elle verkauft. Wie lang, wie breit und wie hoch gebaut werden wolle, das war die erste Frage, und darnach wurde das Ellenmaß ermittelt. Dann kam der Preis, 10, 15, selbst 20 Ducaten die Elle, nicht etwa Grundes und Bodens (der mochte gehören wem immer, ja selbst Eigenthum der Bewerber sein), sondern die Elle — Licenz, so daß der Freibrief zur Erbauung selbst eines kleinen Kirchleins leicht auf 5—600, der zu einem Kloster wol auf das Zehnfache sich stellen konnte. Damit aber war es noch gar nicht abgethan. Denn war man mit dem Baue fertig, dann kamen erst die entsandten Sachverständigen, um mit der Elle in der Hand nachzumessen. Und merkwürdig! Wie sorgsältig man sich auch an das Bedungene gehalten, es wurde nichtsdestoweniger stets überschritten gefunden, freilich wol weniger zu dem Zwecke, die Bürger um ihre Köpfe, als ihre Börsen um ein halbes oder ganzes Hundert Ducaten Nachzahlung zu kürzen.

Daß das thatsächliche Bauen unter diesen Umständen mit dem Eifer füglich nicht Schritt zu halten vermochte, ist wol leicht zu ermessen. Schon die Beschaffung des Geldes für den Freibrief war ein schweres Stück Arbeit. Bei Kirchen indeß machte sich das noch. So Glänzendes und Großartiges die Ueberlieferung als Vorbild aufbewahrt, man beschränkte sich auf das Nothdürftigste: 6—7 Ellen Breite, 10 Ellen Länge, 7—8 Ellen Höhe. Das war gerade genug, um den nach Abgang der Mauerdicke verbliebenen Raum, den die ausgestreckten Arme zweier Männer leicht durchmaßen, in die erforderlichen zwei Theile zu theilen, den für den Altar und den für die Gemeinde. Freilich haben in einem solchen „Schiff", dem man überdies, wenn auch nur andeutungsweise, gerne die Kreuzform zu geben sich bemüht, nicht selten kaum dreißig, ja kaum zwanzig Personen Platz. Aber man muß sich bescheiden. Für die Hausväter und sonst für Personen, die den Vortritt haben, reicht das hin. Auch für die Weiber bleibt rückwärts gegen die Thür noch einiger Raum. Alle Andern müssen eben draußen steh'n. Gott nimmt's nicht so genau. Begnügt er sich ja auch damit, wenn man im Walde oder auf hohem einsamen Bergesgipfel seiner gedenkt! Was aber an gekaufter

Höhe als unzureichend sich erweist, das trachtet man durch Abgraben in die Tiefe zu ersetzen, was meist — wenn nämlich die türkischen Herren Sachverständigen nicht dahinter kommen oder nicht dahinter kommen wollen — nichts oder doch nicht viel kostet. Und statt von außen der Freitreppen führen dann von innen ein paar Kellertreppen zur Wohnung des Herrn. An Ornamentik natürlich ist nicht zu denken. Das Alles kostet Raum und daher — Geld. Der einzige Stil ist die Kahlheit, außen wie innen, das einzige Ornament an Festtagen ein Laubgewind über dem Eingang.

Schwerer schon gestaltet sich die Sache, wenn der kühne Gedanke aufkommt, ein Kloster zu bauen. Und ein Kloster innerhalb seiner Gemarkung zu haben, ist, so lange er eines nicht hat, der sehnlichste Wunsch eines Stammes, und hat er endlich eines, sein größter Stolz. „Imamo monastir! Wir haben ein Kloster!" heißt so viel, als: „Uns dürft Ihr nicht für Barbaren ansehen!" Jahrelang vorher schon werden Versammlungen abgehalten, auf der Tenne des Knesen, unter einem Baume, auf einem freien Platze im Walde, und der Gegenstand nach allen Seiten durchberathen. Da ist zuerst die Frage: wo soll gebaut werden? Ein Punkt übrigens, darin, wiewol von verschiedenem Interesse ausgehend, Raja und Machthaber in voller Uebereinstimmung einander begegnen. Diese zunächst, wenn sie schon in den Ortschaften selbst oder in deren unmittelbarer Nähe die Kirche dulden, wollen das gleiche Aergerniß keineswegs auch mit Bezug auf das Kloster sich gefallen lassen. Daher: so viel wie möglich abseits, wo der Anblick kein gläubiges Auge beleidigt. Aber auch die Raja hat ihren guten Grund, die Verborgenheit, die Entlegenheit zu suchen, nämlich die Sorge um die Sicherheit. Denn die Buruntija, den Freibrief nur vermag der Vesir zu geben; davor aber zu schützen, daß die gerechte Entrüstung der Gläubigen nicht in gerechtfertigten Thätlichkeiten sich Luft mache, vermag oder will er gar nicht. Die Erfahrung hat dies sattsam und warnend erwiesen. Manches Kloster stand schon fertig, und in seinem Archive, um vorkommenden Falles sie den Türken vorzuweisen, wohlverwahrt, lag die Buruntija. Aber was frugen die darnach? Sie drangen in's Kloster ein, huben Händel an, mißhandelten oder erschlugen die Mönche, nahmen, was irgend Werth hatte, und ließen, mit Jubelgeheule abziehend, auf dem Dache den rothen Hahn zurück. Oder sie schritten, wenn das nicht so leicht ging, zu einer förmlichen Belagerung. Die armen Mönche zwar wehren sich wie die Löwen. Auch Nothsignale werden gegeben. Es kommt Succurs. Es wird gekämpft. Allein der Ausgang allen Kampfes ist in Gottes Hand. „Prema Boga nima generala!" Ueber Gott ist kein General! Es ist ja immer möglich, daß — ein Wunder nicht geschieht, und man der Uebermacht sich nicht wehren kann. Dann wird das Kloster zum Schutthaufen, zum Grabhügel über den Leichen seiner Vertheidiger. Oder es geschieht ein — Wunder,

man erwehrt sich ihrer, tödtet vielleicht gar Einen oder den Andern, und dann ist erst recht keines Bleibens an dem Orte. Keine Stunde ist man sicher vor der unausbleiblichen Rache. Man geht daher lieber gleich, ehe man mit Pechkränzen hinausgetrieben wird, um schließlich unter den Kolben der Wüthenden dann doch nur den Tod zu finden. Die Mönche zerstreuen sich. Das Kloster bleibt leer und verfällt. Und will man eines wieder haben, so muß man eben wieder von vorne anfangen, nämlich bei den Ducatenrollen für die Erlaubniß. Das sind dann die Ruinen jüngeren Datums. Daher, um alle dem vorzubeugen, lieber gleich so weit möglich aus dem Wege, in irgend einen, von steilen Felswänden umragten Thalkessel, in die öde Steinwüste, in die tiefe Urwaldeinsamkeit, auf eine schwer zu erklimmende Höhe. Je schwerer auffindbar und je schwerer zugänglich, desto besser.

Und nun man den Ort hat, und auch die Maße festgesetzt sind, nun kommt die Buruntija. Eine große Sorge! Jahre lang wieder wird hin und her berathen. Man legt zusammen, es reicht nicht aus. Man schießt zu. Es langt noch nicht. So geht es denn an's Umsammeln. Ein Jeder thut da, was er kann. Niemand schließt sich aus. Die Frauen lösen ihre Kettlein vom Hals, die Mädchen ihre Ringe aus den Ohren, die Hirten opfern ihren Jahreslohn. Es ist eines der rührendsten Lieder, das vom blinden Gavro, der, um einen Beitrag zu einer solchen Collecte angegangen, da er nicht einmal einen Para in der Tasche hat, sich frischweg mitten in den Kreis auf einen Stein setzt, und mit den Worten: „Da ich ein armer Blinder bin, und nichts beisteuern kann, so will ich für die Kirche wenigstens ein Lied singen!" einen Gesang von der Zerstörung des Klosters Tvrdosch bei Trebinje (1669) improvisirt, so ergreifend, daß alle Anwesenden darüber in Thränen ausbrechen, und ihr lautes Weinen und Schluchzen wiederholt ihn nöthigt, abzusetzen. Aber auch die Silbermünzen fallen reichlich in seine auf dem Boden liegende Kappe, und Gavro, der Blinde, steht mit einem der größten Beiträge obenan an der Spitze der Stifter. Leider in seinem Eifer war er so unbedacht, sich zu einigen etwas starken Expectorationen fortreißen zu lassen. Das wurde dem Vesir hinterbracht, und nicht nur hatte er in langer schwerer Kerkerhaft seinen Opfereifer zu büßen, auch die Erlangung der Buruntija wurde dadurch nicht wenig erschwert und — vertheuert.

Endlich nun könnte man bauen, wenn man nur die erforderlichen Mittel hätte! Baulente von der Meeresküste, „maistori ot primorja", aus Dalmatien nämlich, das von Alters her das Hinterland mit Architekten, Maurern und Steinmetzen versorgt zu haben scheint, kann man nicht kommen lassen. So macht man sich denn selbst daran, abermals in gemeinschaftlicher Betheiligung. Man bricht Steine, man hebt Sand aus und trägt ihn auf Eseln und Maulthieren zu, man brennt Kalk, man mauert schließlich, man zimmert, die eine Woche die Einen, die nächste die Anderen und so fort,

bis man bei dem ganzen Stamm herum ist. Niemand nimmt Zahlung. Den Armen während seiner Arbeitswoche ernähren die Bemittelten. Dennoch, da ein Jeder auch für sich zu thun hat, kann es nur langsam von statten gehen und nur stückweise. Es ist genug, wenn man das erste Jahr den Grund herausbekommt. Das zweite Jahr kommt's bis zur halben Mauerhöhe, das dritte bis zur ganzen, das vierte bringt die Eindachung und im fünften, wenn nichts dazwischen kommt, ist es vielleicht möglich, den Bischof von Mostar zur Einweihung zu bitten, das heißt, wenn man so viel Geld hat! Denn auch der Mann macht nichts billig. Im türkischen Reich die Bischöfe sind Paschas in der Kutte. Wo nicht, muß es auch ein Minderer treffen, — und er trifft's!

Nun ist wenigstens der Anfang gemacht. Man hat die Kirche, eine im höchsten Grade primitive und beschränkte zwar, nicht größer manchmal, als in unseren Kirchen eine — Nische, die Einrichtung ärmlich, dürftig, rohgezimmertes Holz, Heiligenbilder vom Jahrmarkt einer der benachbarten Städte, die Vorhänge, das heimische Gewebe opferwilliger Hausfrauen, aber doch die Hauptsache, den Kern, um den, kommt Zeit, kommt Rath, das Weitere sich ansetzen kann; nach einiger Zeit, so bald man sich erst ein wenig erholt, und Aussicht ist, daß man auch einen Mönch werde erhalten können, eine Zelle, darin eine Lagerstätte und ein Betschemel, nebenan eine Feuerstelle mit einem kupfernen Kochkessel und einem ebensolchen Wasserkübel, und ein aus ein paar Pfählen roh zusammengefügter Stall mit einer Ziege oder einer Eselin, und — das Kloster ist eigentlich fertig. Denn man ist hierin so genügsam, daß man, um den langgehegten Wunsch endlich einmal verwirklicht zu sehen, selbst von dem Grundgesetze der Drei, die erst ein Collegium machen, absieht. Wo nicht mehr zu haben sind, ist auch Einer ein Collegium. Nach Jahren vielleicht wird's möglich, der einen Zelle eine zweite, dann weiter nach Jahren eine dritte, vielleicht sogar eine vierte hinzuzufügen. Auch die Umfassungsmauer bis dahin wird vielleicht fertig gebracht und kein Mensch mehr wird gegen die Berechtigung des stolzen Wortes „Imamo monastir!" etwas einzuwenden haben. Viel Prunk freilich wird mit dem „Monastir" nicht zu machen sein. Plan- und stillos in schmuckloſem Roh-, oft im ursprünglichen Cyclopenbau hat Stück an Stück sich angefügt, nur zwei Gesetzen folgend: dem der möglichsten Sparsamkeit im Raume und dem der Sicherheit. Daher die Knappheit in Allem, die Gedrungenheit, die unverhältnißmäßige Stärke der Mauern bei der unverhältnißmäßigen Beschränktheit des umschlossenen Raumes. Die Zelle ist so eng, daß ein Mensch zur Noth darin beten und schlafen kann Zum Auf- und Abgehen ist sie nicht gemacht. Dazu ist der Hof da. Aber auch der Hof nicht selten ist so beschränkt, daß das Auf- und Abgehen darin, zumal für mehr als ein oder zwei Personen, nicht gut möglich ist. Einen so geräumigen Hof, wie das Kloster Duschi (sprich wie französisch douji),

das so oft schon ein förmliches Kriegslager in sich aufgenommen, hat nicht jedes Kloster. Und daher auch das kastellartige Aussehen: die mächtige Umfassungsmauer, gekrönt oben mit einer hohen Lage locker übereinander geschichteter schwerer Steine, die bei jedem Versuche, die Mauer zu übersteigen, verderbenbringend auf den Eindringling niederrollen, und außen um sie her der breite mit täuschendem Reisig verdeckte Graben; der verborgene Zugang, der weiter nichts ist, als eine schmale, überdies sorgfältig verdeckte Spalte in der Mauer, so eng und so niedrig, daß stets nur ein Einzelner, und dieser nur gebückt und mit Mühe sich durch sie durchschieben kann; die Schießscharten allenthalben, in der Umfassungsmauer, und statt der Fenster in den Zellen, und selbst in der Kirche; die stets alarmbereite, zugleich die verbotene Glocke vertretende Klepetatscha, ein zwischen zwei Holzpfählen befestigtes Bret, daran mit einem hölzernen Klöppel geschlagen wird, für gewöhnlich der Wecker der Mönche und Verkündiger des Gottesdienstes, zu Zeiten der Bedrängniß aber der Stürmer und Hülferufer, dessen Schrei weithinaus dringt aus Schlucht und Waldeinsamkeit in die benachbarten Thäler, und statt zum Gebete zu den Waffen ruft.

Daß unter dem Walten solcher Zustände in den südslavischen Ländern gegen ehedem und zumal im Vergleiche mit der Bedeutung, welche dieser Institution innerhalb der orthodoxen Kirche beigemessen ist, der Klöster verhältnißmäßig ziemlich wenige sind, der Stand der Mönche darin nur ein geringer ist, kann wol nicht befremden. Die ganze Hercegovina Alles in Allem hat ihrer nicht mehr als sieben: Das Kloster Duschi, in den berühmten Engpässen gleichen Namens, die in den Aufständen der Hercegovina und in den Kriegszügen der Montenegriner von jeher eine so wichtige Rolle gespielt; — das Kloster Zavala, wenige Wegstunden nördlich von Trebinje auf dem Popovopolje; — Dobritschevo in der Nähe der montenegrinischen Brdi-Districte; — Schitomischlitj (sprich wie französisch jito) im Gebirge Stotscha; — Goransko in der Landschaft Piva unweit Drobnjak; — Koßijerovo, unweit des in den letzten Kämpfen viel, aber stets fälschlich „Bilek" genannten Ortes Biletji; — endlich das Kloster Fotscha auf dem Bijelopolje. Der Stand in keinem dieser Klöster, vor dem Aufstande, sank wol unter vier, erhob aber auch in keinem sich über sechs Kaludjeren. Nicht als ob dies dem Bedarfe genügte, sondern einfach, weil keines deren mehr zu erhalten im Stande ist.

Und wie die höchstmögliche Beschränkung es ist, die dem ganzen Klosterwesen von Anbeginn an Gestalt und Gehalt gibt, so ist sie es auch, nicht der seelsorgerische Bedarf, der bei den Sorgen für den Nachwuchs als Maß gilt. Nicht die Frage entsteht: „Wie viel Popen, wie viel Kaludjeren benöthigt die Bevölkerung?" sondern: „Für wie viel Scholaren kann das Kloster das Mittagsbrod aufbringen? Wie viel deren braucht es in seinem eigenen Haushalt?" Denn die Lehrjahre

eines solchen Scholaren, Djak genannt, sind zwar lang, der Inhalt aber der sie ausfüllt, über alle Vorstellung dürftig und einförmig, der Haupttheil desselben — arbeiten wie ein Diener und dienen wie ein Famulus. Novizen gibt es da nicht, nur Knechte der Mönche, die einst Knechte des Herrn werden sollen, — übrigens durchaus darnach angethan, den jungen Mann für das kümmerliche, beschränkte, entsagungsvolle Dasein, dem er entgegenreift, gründlich vorzubereiten.

Und dennoch für ein hercegovinisches Haus gibt es nichts Erstrebenswertheres, keine größere Ehre, als unter seinen Söhnen einen Kaludjer, oder mindestens einen Popen zu haben. Es ist das das Höchste, was erreicht werden kann in einem Lande, dessen gesammter Bildungsbehelf sich auf einige nothdürftigste Elementarschulstuben beschränkt, und das erst seit ganz Kurzem, in welchem dem Strebenden weder das Handwerk die Alltagslaufbahn der nährenden, noch die Kunst die höhere des Ruhmes eröffnet, und in welchem, Dank dem osmanischen Volkserziehungssystem, alles Wissen und Können des Volkes in primitivster Feldarbeit und in der nothdürftigsten Viehzucht sich erschöpft. Da ist nun aber im Hause ein gescheiter, gewecker Junge, der Liebling der Familie. Von Kindheit auf haftet sein Auge an den Heiligenbildern des Hauses und der Kirche und bemüht er sich, die Unterschriften darunter zu enträthseln. Vergebens. Niemand ist da, der ihn anleite, sie zu lösen. Soviel aber ist Allen klar, er ist zu etwas Höherem prädestinirt. Zunächst allerdings nur zum Kaludjer, zum Popen. Aber kann er nicht auch Igumen werden, Archimandrit, Protojer? Der Entschluß also ist gefaßt: „Wir führen ihn in's Kloster!" Da kleidet ihn denn die Mutter in seinen Sonntagsanzug, bindet ihm zu dem, was er am Leibe hat, noch etwas für „alle Tage" und etwas Leibwäsche in ein Ränzlein, oder, um der Wahrheit die Ehre zu lassen, in einen Hafersack, und dazu einen großen Kuchen, eine Pogatscha; die Schwester holt aus der Vorrathskammer eine Scholle Butter, einen Fladen Käse, ein Körbchen Eier, der Bruder aus dem Keller einen Schlauch Wein und einen Schlauch Rakia; der Vater dann greift aus der Hürde auch noch ein Lamm heraus und fort geht's zu Dreien, der Esel nämlich, beladen mit allen diesen Schätzen, obenauf hockend der Junge und nebenherschreitend der Vater, nach dem Kloster. Mit heiliger Scheu drängt der Junge sich durch die Mauerlucke. Der Esel, der nicht durchkann, bleibt natürlich draußen, und die Mönche bemühen sich schon zu ihm heraus, um ihm die Bürde abzunehmen, die, mag das Resultat des Aufnahmebewerbens nun sein welches immer, jedenfalls dem Kloster verbleibt." Denn was Du dem Kloster einmal auch nur zugedacht hast, das ist so wie sein eigen, und Du sollst es ihm nicht vorenthalten. Die Bewerbung aber ist eine günstige. Der Junge gefällt dem Igumen und auch den andern Kaludjeren. An der Seite seines Vaters nimmt er — ausnahmsweise, weil er noch als Gast gilt, — am spärlichen Male Theil.

Dann geht der Vater. Der Junge bleibt. Seine Lehrjahre beginnen. Zunächst damit, daß er einem der Kaludjeren — der Djak desselben ist kürzlich abgegangen, und diesem Umstande hauptsächlich hat der junge Bewerber die günstige Aufnahme zu verdanken — zum Unterricht zugewiesen wird. Denn Schule wird im Kloster nicht gehalten. Jeder der Mönche lehrt, und das Collegium eines jeden beschränkt sich auf den ihm zugewiesenen Djak. Das Wenige, dessen es bedarf, um eine Klosterzelle oder das Amt eines Popen mit Würde auszufüllen, wird diesem schon sein Meister beibringen. Er hat Zeit genug dazu. Worauf es für's Erste ankommt, ist, daß der Djak mit den Obliegenheiten sich vertraut mache und sich in ihnen einschule, die er gegen das Kloster dafür zu erfüllen hat, daß es ihn aufgenommen, gegen seinen Meister, daß er ihn unterrichten — wird. Denn in der Erfüllung dieser Obliegenheiten, wie gesagt, wird ja ohnehin der weitaus größte Abschnitt seiner Lehrzeit sich erschöpfen. Er wird Jahre lang damit hinbringen, die Zelle seines Lehrers zu scheuern, zu fegen, aufzuräumen, sie mit Wasser und Holz zu versorgen, für seinen Meister Kaffee zu kochen, seine — das heißt, wenn dergleichen ihm ein Bedürfniß ist — Kutte zu bürsten, sein Hemd zu waschen. Er ministrirt ihm bei seinen kirchlichen Functionen, er begleitet ihn auf seinen Wanderungen, trägt ihm seine Sachen, sammelt die Geschenke an Victualien ein, die er bekommt, und schleppt in einem großen Sacke sie ihm nach, läuft für ihn alle Botengänge, ist sein Courier, sein Quartiermacher, sein Feldkoch, sein Factotum. Seine übrige Zeit verwendet er dazu, des Klosters Schafe und Ziegen zu hüten, im Walde Holz zu fällen und die gefällten Stämme und Prügel in's Kloster zu schaffen, den Stall zu reinigen, den Düngerhaufen in Ordnung zu halten, im Felde zu arbeiten. Und erst die Zeit, die nach alledem ihm noch erübrigt, gehört der — Gelehrsamkeit. Glücklicherweise ist diese nicht sehr umfassend, sonst käme der Djak wol zeitlebens nicht dazu, mit ihr fertig zu werden. Braucht er ja nicht selten ein volles Jahr, ehe er über das schwierigste Capitel derselben, über das des Buchstabirens, hinwegkommt! Dann große Pause. Nichts soll der Mensch übereilen. Er hat so nicht mehr viel vor sich. Denn kann er den Tschaslovatz, eine Art Fibel, und den Psalter, beide in altslavischer Sprache und Schrift, ohne Anstoß lesen — zu verstehen, was er liest, ist überflüssig — zur Noth auch ein wenig schreiben, und hat er die ritualen Procedurен und Formeln perfect inne, so gilt das gerade so viel, als wenn ein Candidat an der Alma mater zu Jena das Doctorat in theologicis maximo cum applausu erworben. Keine der Würden, der weltlichen sowol wie der klösterlichen Hierarchie, ist ihm unerreichbar. Er kann selbst Bischof, ja sogar Patriarch werden, — das heißt, insofern der Hercegoviner ihm nicht im Wege steht. Denn seit dem letzten hercegovinischen Metropoliten Avxentije, bis auf welchen die Metropoliten der Hercegovina stets Ein-

geborene gewesen, hat kein Hercegoviner mehr das Glück gehabt, in diese Würde eingesetzt zu werden. Die Hercegovina nach dem Tode Avxentijes wurde kurzer Hand dem Patriarchen von Konstantinopel untergeordnet, und den bischöflichen Sitz zu Mostar nahm seitdem stets entweder ein Grieche oder ein Bulgare ein, der wenigstens den Vorzug hat, daß er die Sprache seiner Diöcesanen — nicht versteht, sonach in ihren nationalen Strebungen sie jedenfalls nicht fördern wird, wie dies die früheren hercegovinischen Metropoliten zum Theil allerdings gethan.

Und nun, nachdem unser Djak so weit gediehen, nun kommt die Stunde der Entscheidung. Soll und wird er im Kloster bleiben, oder nicht? Das hängt nun freilich vor Allem davon ab, daß ein Platz vacant sei, sodann aber auch davon, ob er Lust und Neigung habe, ihn einzunehmen. Gerade dies aber, es kann nicht verschwiegen werden, ist unter allen Fällen der seltenste. Das Loos eines hercegovinischen Mönches hat eben nichts Verlockendes. Dann ist aber auch für den jungen Mann, der mittlerweile seine 18—20 Jahre alt geworden, im Kloster nicht länger Bleibens. So tritt er denn vor den Igumen hin, bedankt sich bei ihm, dankt seinem Meister für den genossenen Unterricht, dankt den übrigen Mönchen für die erwiesene Nachsicht, den zurückbleibenden Genossen für die erwiesene Brüderlichkeit, empfängt noch den Segen des Igumen, sagt der Stätte, an der er acht Jahre damit zugebracht, der Schildknappe seines Meisters zu sein und dürftig schreiben und lesen zu lernen, Lebewohl, bricht vom Haselbusch im Klosterhof sich einen Stab und — kehrt zurück in's Vaterhaus: er wird Pop werden. Der erste Schritt nun, den er auf dieser erkorenen Lebensbahn thut, ist, daß er — ein Weib nimmt. Damit ist ihm die Klosterzelle ein für allemal versperrt, es sei denn, daß es dem lieben Gott gefällt, ihn zum Wittwer zu machen, in welchem Falle es ihm immer wieder freisteht, zu derselben zurückzukehren. Dann sieht er zu, wie er sich das nöthige Geld beschafft welches „das Handauflegen", d. i. die eigentliche Priesterweihe kostet. Diese aber kann einzig und allein der Metropolit, der Bischof von Mostar ihm ertheilen, und der — läßt sich zahlen. Unter 20, mindestens aber 10 Ducaten, eine Rücksicht, die er nur dem Allerärmsten zu Theil werden läßt, ist seine Hand nicht zu haben. Sein Grundsatz ist: „Mich hat mein Bisthum genug gekostet; den Patriarchen zu Konstantinopel, der die Bisthümer feil hat, kann man nicht mit einer Kleinigkeit abfertigen; er weiß bis auf eine Para, was jedes trägt, und macht darnach die Preise; das geht gleich in die hohen Tausende und darnach muß dann auch ich meine Preise machen; seh' der Pop dann, wie er weiter seine Kosten hereinbringt; Geschäft ist Geschäft, auch ein heiliges!" Und hat seine Heiligkeit zu Mostar ihm die Hand endlich glücklich aufgelegt, dann — sieht er zu, wo sich ein Dorf fände, das seiner Dienste benöthige. Das findet sich oft bald genug. Denn einen Popen im Orte haben, ist unter

allen Umständen eine schöne Sache und auf einen Kübel Bohnen und einen Kübel Mais kommt es just nicht an, wenn man einen haben kann. Noch öfter aber findet sich keines, und dann trachtet er entweder, einen bereits hochbetagten Popen ausfindig zu machen, dem er in den seelsorgerischen Geschäften nur Aushülfsdienste leistet, natürlich unentgeltlich und oft Jahre lang, bis der Posten endlich frei wird, oder — greift zu etwas Anderem, wird Schulmeister, wozu in letzter Zeit, seit die Raja auf ihre Kosten für die Volksschulen zu sorgen begonnen, sich manche Gelegenheit trifft, oder treibt Feldbau, Viehzucht, Heerdenhandel, oder befaßt sich auch mit Transportgeschäften, was so viel heißt, als, schafft sich ein Saumroß an oder ein Maulthier und trachtet hin und her zwischen Ragusa und Trebinje, zwischen Trebinje und Mostar. Solcher Popen, die von ihrer Priesterschaft „keinen Gebrauch machen", gibt es sehr viele, oft auch in besseren Stellungen, wie man das während der letzten Insurrection häufig genug zu beobachten Gelegenheit gehabt, wo man ihrer nicht wenige als Wojwoden, Barjaktare, Commandanten an der Spitze bewaffneter Colonnen sehen konnte.

Trifft es sich jedoch einmal zufällig, daß eine Zelle leer steht und daß ein Djak Lust hat, das Mönchsgewand anzulegen, so wird zur Einkleidung geschritten. Das canonische Alter hierfür ist zwar auf 28 Jahre festgesetzt und das ist sehr weise. Denn wer bis dahin den weltlichen Wünschenswürdigkeiten entsagen gelernt und sich in all' die Verzichte des Klosterlebens eingelebt, von dem ist kaum mehr zu befürchten, daß er es bereuen werde. Die Erfahrung aber, daß in diesem Alter die meisten bereits beweibt seien, oder auch sonst wenig Neigung und Eignung für das Kloster bewahrt haben, hat von Zeit zu Zeit zu immer weiterem Rückgange von dieser Norm genöthigt, bis man endlich dahin gekommen, auch kaum erst mit der Lectüre der Fibel und des Psalters fertig gewordene Jünglinge von 20, ja auch nur von 18 Jahren zu pokaludjeriti, d. i. zu vermönchen, wie der volksthümliche Ausdruck heißt.

Auch in diesem Falle ist das Erste, wofür gesorgt werden muß, die Handauflegung zu Mostar. Das Geld dazu gibt die Familie her, die dies nicht ungerne thut, da hiermit einmal für immer die Ansprüche des jungen Mannes an sie aufhören oder, wenn diese es nicht aufzubringen vermag, das Kloster selbst. Der Vorgang dabei ist ganz derselbe, wie bei der Weihe zum Popen, da auch der Mönch, und zwar vorzugsweise und noch vor dem Popen zur Priesterschaft berufen ist. Dann erst, nach der Handauflegung, kommt das „Vermönchen". Es beginnt schon in Mostar, und zwar damit, daß der Metropolit dem jungen „Priester" in der Kathedrale und unter feierlicher Assistenz das Haupthaar über dem Scheitel in Kreuzform ausschneidet. Da sind auch stets seine Angehörigen zugegen, sein Vater, seine Mutter, seine Brüder und Schwestern, seine Oheime und Muhmen. Bis dahin ist er ihnen noch Sohn, Bruder, Vetter. Von dem Augenblick aber, da das Kreuz über seinem Scheitel

ausgeſchnitten iſt, iſt er ihnen, wenn auch nicht entfremdet, ſo doch entrückt für immer. Er iſt wie ein höheres Weſen, zu dem ſie emporblicken mit Ehrfurcht, aber auch mit Stolz, und nicht nur die Brüder und die Schweſtern, auch die alte Mutter und der Vater, ſelbſt das wankende Großmütterchen und der gebückte Großvater, die, geſtützt auf den Stab, nach Moſtar ſich geſchleppt, um beim Ehrenfeſte des Enkels nicht zu fehlen, küſſen ihm die Hand. Der erſte Segen dafür, den er ertheilt, gehört ihnen. Dann begleiten ſie ihn Alle noch bis zu ſeinem neuen Vaterhauſe, dem Kloſter. Doch nur bis zur Pforte. Hier erſt fließen die Thränen, und ſie fließen noch lange, und die Segensſprüche der Männer und die Abſchiedslieder der Frauen, nicht unähnlich den Geſängen der Klageweiber um einen Verſtorbenen, folgen über die Mauern hinüber ihm noch lange nach, hinter denen er ihrem Blicke und ihren Armen nun verſchwunden. Endlich ſind ſie fortgezogen. Und nun tritt der postrižnik, d. i. der, dem das Haar abgeſchnitten worden — eine Bezeichnung, die nicht etwa in herabſetzendem Sinne zu nehmen iſt, ſondern ganz gleich bedeutend iſt mit kaludjer, und die bei ſeiner Unterſchrift er ſelbſt ſogar ſeinem Namen beiſetzt — vor den Igumen hin, und überreicht ihm knieend die Haarlocke. Damit übergibt er ihm und dem Kloſter ſich ſelbſt. Der Igumen übernimmt die Locke, wickelt ſie in ein feines Tüchlein, eine vezana marama, das letzte Geſchenk der Schweſtern des postrižnik, thut ſie in ein kleines Schächtelchen und verſieht dieſes mit ſeinem Siegel. Dann umtauſt er den postrižnik auf den Kloſternamen, den er von nun an führen wird, wobei ſtets ein ſolcher gewählt wird, der mit demſelben Buchſtaben beginnt, wie der bisher geführte Taufname, z. B. Nikiſor ſtatt Nikolaus, Arſenije ſtatt Avram, und führt ihn in die für ihn beſtimmte Zelle ein. Auf das Schächtelchen mit der Locke aber ſchreibt er die Worte: „Das Haupthaar des Mönches N. N., an dieſem und dieſem Tage des ſo und ſo vielten Jahres des Heils," und verwahrt es in der Kirche hinter einem der Altarbilder. Und da wird ſie nun bleiben, unentfernbar aus dem Kloſter, wie der Mönch N. N., dem ſie gehört, bis zu dieſem der Allesender, der Tod, in die Zelle tritt und ihn einſammelt zu Jenen, die aus ihr ihm bereits vorangegangen hinab in den Kloſterhof unter die Haſel- und Hollunderſträuche rings um die Kirche, und ſie unter einem der Büſche auch ihn da begraben, und ihm die Locke in den Sarg mitgeben, und Alles mit einem großen flachen, auf das Grab gelegten Stein abſchließen, meiſt ohne alle Inſchrift, zuweilen mit den kurzen Worten: „Hier ruht im Herrn der Mönch N. N., geſtorben den und den Tag in dem und dem Jahre des Heils."

II.

Die Organisation des Klosters innerhalb seines kleinen Kreises ist die einer Familie. Das Haupt derselben ist der Igumen, der Ἐγουμενος, der Führer, der Leitende, den die Mönche stets selbst wählen aus ihrer Mitte und für Lebenszeit, wobei, wenn nicht ausnahmsweise Einen oder den Andern besondere Fähigkeiten und beachtenswerthe Familienverbindungen empfehlen, für gewöhnlich lediglich das höhere Alter maßgebend ist. Seine Söhne sind die Kaludjeren — er spricht sie auch als sinovi, Söhne, oder auch als bratja, Brüder, an; seine Kinder, gleichsam die unerwachsenen, unmündigen, die djaci, die er daher auch deco moja, meine Kinder, anspricht. Er repräsentirt das Kloster nach innen wie nach außen in jeder Beziehung. Er verwaltet das Vermögen desselben, er nimmt die Alumnen auf, er führt die Correspondenz, er empfängt die Gäste, er nimmt die Geschenke entgegen, wie denn überhaupt ein Jeder, der im Kloster ein Anliegen hat, sich an ihn wendet. Er ordnet die Arbeiten in Feld und Garten an und vertheilt, alljährlich zu Weihnachten, die verschiedenen Functionen in Haus und Kirche unter die Kaludjeren, indem er für das neu beginnende Jahr, der Reihe nach abwechselnd, den einen zum Hauskapellan ernennt, einen zweiten, den sogenannten Oekonom, mit der Führung des Haushaltes betraut, die andern in die auswärtigen, zum Kloster gehörigen Parochien entsendet. In der Kirche ist allein er berechtigt, das Vaterunser und das Glaubensbekenntniß zu sprechen, und nur wenn er leidend oder abwesend ist, thut dies statt seiner der älteste Kaludjer, jedoch auf sein ausdrückliches Geheiß. Einen Unterschied unter den Kaludjeren und auch unter den Djaci soll er nicht machen. Er soll sie, wie es heißt, Alle mit gleicher väterlicher Fürsorge und Liebe umfassen. Was jedoch nicht hindert, daß er, namentlich unter den Djaci, einen oder den andern begabtern und geschicktern sich als seinen Liebling ersieht, diesen näher an sich heranzieht, ihn selbst unterrichtet, ihn zu seinem Secretär macht, ihn überhaupt mit aller Auszeichnung behandelt und für das Kloster zu erhalten trachtet. Mißhelligkeiten im Kloster soll er nicht aufkommen lassen. Zeigen sich solche, sei es nun unter den Kaludjeren oder unter den Djaci, so soll er die Betreffenden ohne Verzug in seine Zelle rufen, und ohne Erörterung — denn Erörterung führt zur Theilnahme für Einen oder den Andern, und diese nur zur Mehrung der Gegnerschaft — ihnen die Versöhnung auferlegen, in seiner Gegenwart und sogleich. Was jedoch gleichfalls nicht hindert, daß selbst in diesem beschränkten Familienkreise die erbittertsten Gegnerschaften sich jahrelang fortspinnen, natürlich heimlich und verdeckt, und die raffinirtesten Intriguen ebenso lange im stillen Dunkel sich fortweben, bis es endlich einmal zur Katastrophe kommt. Denn Hader ist nun einmal menschlich, und Mensch bleibt Mensch, sei er auch Kaludjer.

Die Kaludjeren ihrerseits, und um so mehr die Djaci, haben dem Igumen mit der höchsten Ehrfurcht zu begegnen. Bei Allem, was sie unternehmen, haben sie vorher seinen Rath einzuholen und sein Rath hat ihnen Gebot zu sein. Wo immer ein Kaludjer die Liturgie liest, ist er verpflichtet, in seinem Gebete gleich nach dem Namen des Metropoliten den seines Igumen einzuschalten. In die Zelle des Igumen tritt er nie anders als entblößten Hauptes, und nie, bevor er sein Anliegen vorbringt, wird er unterlassen, ihm mit einer tiefen Verneigung die Hand zu küssen. Nie anders, als stehend, spricht er mit ihm, und nie in seiner Gegenwart wird er sich setzen, es sei denn auf die ausdrückliche Einladung des Igumen. Spricht dieser, so schweigen Alle. Widersprechen wird ihm überhaupt Niemand, selbst wenn er sich irren sollte oder im Unrecht wäre. Will er über Tisch oder im Hofe im Schatten der Büsche, wo man gern in der Abendkühle zur Unterhaltung zusammenkommt, diese nicht auf eigene Kosten führen, so muß er den bratja durch irgend ein Wort oder Zeichen ausdrücklich die Licenz zur ungenirten freien Conversation geben. Es mag eine solche Scrupulosität, zumal in so engem Kreise, viel des Peinlichen haben. Gewiß aber, und zwar gerade weil der Kreis so klein ist, trägt sie unendlich viel dazu bei, den Wenigen, im Grunde einander Wildfremden, die in Liebe und Eintracht bis an's Grab bei einander ausharren sollen, dies durch die Sicherung der ersten Bedingung hierfür, nämlich der gegenseitigen Achtung, zu ermöglichen. Denn ohne Respect, selbst wo nur zwei Leute auf einander angewiesen sind, gibt es nun einmal keinen Bestand. Dieselbe Achtung aber sieht man deshalb auch in dem Verkehre der Kaludjeren unter einander bewahrt, und um so mehr der Djaci diesen gegenüber. Stets und überall hat das Alter den Vorrang. Nie wird ein jüngerer Kaludjer einem ältern anders als zur Linken sich halten, nie vor ihm das Wort ergreifen, nie in die Schüssel langen. Das Verhältniß zwischen dem Djak zumal und seinem Meister — jener nennt diesen nie anders als otce, sveti otce, d. i. Vater, heiliger Vater, dieser jenen nie anders als sinko, Söhnlein — ist oft ein rührendes, nicht selten wahrhaft ideales. Unbegrenzt ist die Liebe, die Verehrung, die Hingebung, mit der der Schüler dem Lehrer, unbegrenzt die Liebe, die Hingebung, die Aufopferung, mit der dieser jenem anhängt. Es sind die schönsten Legenden, die dies Verhältniß zum Gegenstande haben, und nur bei den alten Indern, wo gleichfalls so gelehrt und gelernt wurde, findet sich Aehnliches an sinniger Tiefe.

Dem Kloster, in das er einmal eingetreten, ist der Kaludjer Zeit seines Lebens unzertrennlich verbunden. Er steht zu demselben gleichsam in dem Verhältnisse der Adoption. Es ist sein zweites, sein Vaterhaus. Weder kann er selbst sich von demselben lossagen, noch kann irgend ein Machtgebot ihn davon scheiden. Daß ein Kloster einen ihm

angehörigen Mönch aus seiner Gemeinschaft ausgestoßen hätte, das ist noch nicht vorgekommen. Eher verhängt es über ihn die härtesten Bußen, als daß es ihn verstößt, und eher unterwirft er sich den schwersten Kasteiungen, als daß er ginge. Häufig genug wol entfernt sich der eine oder andere Kaludjer aus dem Kloster, seiner Studien halber oder um kirchlichen, wol auch mitunter politischen Berufungen zu folgen. Nie aber hört er auf, sich als demselben angehörig zu betrachten, und stets ist seine Zelle, die unbesetzt bleibt, bereit, ihn wieder aufzunehmen. Es hat dies übrigens auch seine privatrechtliche Seite. Denn stirbt ein Kaludjer, so ist sein Erbe nicht „sein Haus", ebenso wenig als auch er von diesem erbt, sondern das Kloster. Was an Baargeld nach ihm sich vorfindet, das kommt der gemeinschaftlichen Klosterkasse zu gut; seine Kleider und Wäsche vertheilt der Igumen unter die Kaludjeren und ärmeren Alumnen. Nur sein Priestergewand bleibt ihm, und in diesem, ganz so als ob es zur Liturgie ginge, wird er auch in's Grab gelegt.

Diesem Verhältnisse entsprechend wäre denn auch das Kloster eigentlich verpflichtet, für den vollständigen Unterhalt seiner Mönche zu sorgen. In den vorosmanischen Zeiten, als die Klöster noch weitläufiger Ländereien, ausgedehnter Wälder, einträglicher Fischereirechte, ausgiebiger Zehnten und selber nicht unbedeutender Antheile an den Zöllen und Mauthen sich erfreuten, wird dies wol auch der Fall gewesen sein. Dann aber, seit die Türken die reichen Stiftungen für den Vakuf confiscirt, ist es anders geworden. Alles, was es heute dem Kaludjer bietet — und das im Vergleich mit etwa noch vor dreißig, vierzig Jahren ist schon wieder eine Wendung zum Bessern — ist, außer der Zelle und allenfalls des Arms voll Holz im Winter zur Erwärmung derselben, weiter nichts, als der Mittagstisch und das Abendbrod. Und wahrlich, es sind diese bescheiden genug! Denn was der Vorrathskammer des Klosters aus dessen Eigenem zugeht, ist nicht viel. Etwas Gemüse, das die kleine Garten- und Feldwirthschaft, etwas Butter und Käse, das die kleine Heerde bringt, etwas Pökelfleisch, das über der eigenen Feuerstelle geräuchert wird. Für's Weitere hängt Alles davon ab, wie die Zuflüsse von Außen sich gestalten, insbesondere was die zwei Hauptbedürfnisse Wein und Oel betrifft. Denn eigene Trauben zu keltern und eigene Oliven zu pressen ist ein hercegovinisches Kloster so leicht nicht in der Lage. Natürlich dann muß das erste Gebot, worauf der Vater-Oekonom, wenn er dem Koch den Bedarf für den Tag ausfolgt, zu achten hat, das der größten Sparsamkeit sein. Da sitzen sie nun um den Tisch, die drei bis vier Mönche, obenan der Igumen. Das Gebet von diesem ist gesprochen, das Zeichen des Kreuzes über die Tafel gemacht. Die Schüler, die den Tafeldienst zu versehen haben, unbedeckten Hauptes, lautlos und auf den Zehenspitzen, gehen zwischen der Küche und dem Refectorium ab und zu. Zu unterst am Tische hat auch der älteste Djak seinen Platz eingenommen,

stehend, und liest, damit die frommen Väter auch während der Freuden der Tafel der seelischen Labung nicht entrathen, ein Kapitel aus dem Leben irgend eines Heiligen vor, unverständlich ihm selbst wie den Zuhörern, da es in altslavischer Sprache geschrieben ist, dem Chaldäisch der orthodoxen Kirche. Und die „Freuden" der Tafel, die eines solchen Gegengewichts bedürfen, um die frommen Väter nicht etwa im Uebermaß irdischer Genüsse zu tief sinken oder gar untergehen zu lassen? Ein Mehlbrei oder ein grünes Gemüse, ein Stückchen Lamm- oder Ziegenfleisch (nicht alle Tage!), ein Glas Wein, und je nach der Jahreszeit ein gerösteter Maiskolben, eine Melone, eine Feige, ein Apfel. Mit der Nachlese vergnügen sich die Schüler, die sich niedersetzen, wenn jene aufgestanden, nur daß sie, da vom Wein nie etwas übrig bleibt, statt desselben sich mit dem Wasser der Klostercysterne abzufinden haben. Zur Zeit der Fasten vollends, die aufs Strengste beobachtet werden (wer diese nicht hält, der ist ein „Lutor," d. i. ein Lutheraner, und dieser ist von aller Menschheit das Schlimmste, schlimmer noch als ein Heide und selbst als ein Türke!), so streng, daß man mancherorts sogar des Oeles sich enthält, die Hülsenfrüchte und Gemüse, das einzig Gestattete, nur in Wasser abgesotten und mit etwas Salz genießt, wird des Tags nur einmal gegessen. „Denn," lautet die Regel, „einmal des Tages essen auch die Engel; zweimal essen ist menschlich; was darüber geht, ist säuisch."

Bei alledem jedoch ist Gastlichkeit eine der Hauptpflichten des Klosters, besonders gegen Arme und Reisende. Denn wer unterwegs ist, der ist immer wie ein Heimatsloser und Verlassener. Wo soll er Ersatz finden für den häuslichen Heerd und die liebevolle Pflege der Familie, wenn nicht im Monastir? Und es ist dies in jenen unwirthlichen Gegenden in der That eine große Wohlthat, zumal in den Schneestürmen des Winters und im sengenden Brande des Sommers. Freilich muß der Gast fürlieb nehmen mit dem, was sich eben findet: im Winter ein glimmendes Scheit und ein warmes Gericht, im Sommer eine schattige Stätte und eine Schüssel kühlender Milch. Doch hat dieser Pflicht gegenüber, der das Kloster am Ende doch nur in bescheidenem Maße gerecht werden kann, die allgemeine Hochhaltung desselben und insbesondere die allgemeine Heilighaltung seines Eigenthums freiwillig gewisse Schranken aufgestellt. Den Fall der wirklichen äußersten Noth ausgenommen, z. B. bei einbrechender Nacht, plötzlicher Erkrankung, soll Niemand die Gastlichkeit des Klosters in Anspruch nehmen. Es ist das unschicklich und gilt geradezu für sündhaft. Am allerwenigsten aber soll man demselben länger, als unbedingt nöthig, zur Last fallen. Das wäre geradezu kirchenräuberischer Mißbrauch. Auch schenken, wo möglich, soll man sich nichts lassen. Wer nur immer kann, soll das Genossene durch ein Gegengeschenk entgelten, kann er es nicht gleich, so später. Und es wird hieran unverbrüchlich gehalten. Nach Monaten oft, geführt von einem Knaben

oder auf Krücken, spricht ein Armer vor, und bittet den Igumen, von ihm ein Lämmlein, ein paar Waldtauben, einen Topf Honig anzunehmen. Niemand kennt ihn mehr. Er hat letzten Winter einmal hier Obdach und ein Gläslein Rakia gefunden.

Für all seinen andern Bedarf nun, vom Gewande, in das er sich kleidet, bis zum Täßchen Kaffee, dessen er, in diesem Punkte ganz Türke, nicht gerne entbehrt, vom Buche, das er gern haben möchte, bis zu dem Oellämpchen oder der Talgkerze, wenn er den langen Winterabend durch die Lectüre desselben sich kürzen will, muß er selbst sorgen, aus seinem Eigenen. Zum Glücke sind seine Bedürfnisse nicht eben groß. Das Priestergewand hat er noch vom Hause mit bekommen. Es wird wol aushalten, so lange als er selbst. Und sollten Wetter und Jahre daran auch manches schädigen, es wird sich nur um so ehrwürdiger ansehen. In seiner Alltagstracht unterscheidet er sich durch nichts von jedem andern Hercegoviner, als etwa durch den langen Bart, durch das lange, nach rückwärts geschlichtete Haar und durch die Kamilavka, die Mönchskappe, so wie vom Popen nur dadurch, daß seine Kamilavka ein wenig höher ist und daß er sie auch in der Kirche und beim Gottesdienst aufbehält, während der Pop, der Weltgeistliche, unbedeckten Hauptes in die Kirche tritt und auch während des Gottesdienstes barhaupt bleibt. Bekommt er Besuch, so ist die Bewirthung desselben, da das nicht Gäste des Klosters, sondern lediglich seine persönlichen sind, gleichfalls seine eigene Sache. Ist er für solche Fälle vorgesehen, um so besser; ist er es nicht, o leiht der Oekonom ihm wol gern, doch wird er sich beeilen, es bald wieder abzutragen. Doch hat auch darin die Sitte einschränkend vorgesorgt. Mehr als einen Nipp schwarzen Kaffees, nur um der allgemein angenommenen guten Lebensart zu genügen, erwartet von einem Kaludjeren Niemand, weder sein Vater, noch sein Bruder. Wollen sie bei ihm in seiner Zelle speisen, so bringen sie sich das Brod, den Käse, die Bohnen und die Zwiebel, wollen sie rauchen, den Tabak selber mit. Kommt die Mutter, kommt die Schwester, so kommt sie ohnehin nie ohne eine Pogatscha, die dann das gemeinsame Mahl abgibt. Das Nachtlager zudem wird im Kloster nur selten genommen. Dazu ist der Raum zu beschränkt. Und Frauen vollends dürfen da gar nicht übernachten, höchstens die Mutter, die Muhme, die verheirathete Schwester, jedoch stets in Begleitung, und diese muß der Kaludjer in seiner Zelle unterbringen, möge er sich dabei behelfen, wie er kann.

Unschwer aus alledem mag man auf die materiellen Verhältnisse des hercegovinischen Klosters und des hercegovinischen Kaludjeren zurückschließen, und man wird nicht irren, wenn man sie darnach als in hohem Grade kümmerlich und prekär voraussetzt. Alle Habe des Klosters von heute stammt, wie ja auch der Bau desselben, vom Volke, aus den freiwilligen Beiträgen und Gaben desselben. Und das Volk ist arm. „Be-

gegnest Du einem Armen," sagt das Sprüchwort, „so grüß' ihn getrost: Gelobt sei Jesus Christus! denn er ist ein Raja." Grund und Boden hat es nicht viel; einen kleinen Garten, einige Krumen Ackerland, vielleicht ein Stück Wald, ein Stück Weide, angekauft allmählich aus seinen Ersparnissen, erworben durch Geschenk und Vermächtniß. Was es an Einrichtung der Zellen und der Küche besitzt, bis auf die Kessel zum Kochen und die Kupferkübel zum Wassertragen, ist beigeschafft, zusammengetragen aus allen Ecken und Enden. Seine Heerden sind die Colleete frommer Opferwilligkeit, die ihm die ersten Schafe, die erste Ziege, die erste Kuh, das erste Eselein zugeführt. Nicht sonderlich ergibig, wiewol sie das einzige fixe Einkommen des Klosters bilden, sind die jährlichen Beiträge, die es von seinen Parochialen bezieht, die ihm jedoch keineswegs gesetzlich verbürgt, sondern lediglich durch den frommen Gemeinsinn gesichert sind. Sie betragen per Haus 10 Okka, d. i. nicht ganz 15 Kilo, Getreide, oder in Geld 12 Groschen, den Groschen zu 10 österr. Neukreuzern oder 20 deutschen Pfennigen. Wobei jedoch zu bemerken, daß ein Haus stets nach dem Oberhaupte gerechnet wird, also gewöhnlich mehrere Familien (in unserem Sinne), nicht selten deren fünf bis sechs umfaßt. Und nicht viel ergibiger gestalten sich die Gebühren, von denen übrigens die Hälfte dem jeweiligen Functionär verbleibt. Getauft nämlich, dem Reuigen die Beichte abgenommen, dem Sterbenden die letzte Wegzehrung verabreicht, der Verstorbene zur ewigen Ruhe eingeführt soll von Rechts- und Christiwegen eigentlich umsonst werden. Denn das muß sein. Nur umsonst zu trauen braucht der Priester nicht; denn — das muß nicht sein; das ist schon mehr Luxus. Indeß wird kaum je etwas umsonst beansprucht, und hat das Herkommen gewisse Entlohnungen festgesetzt, denen zu genügen selbst der Aermste sich bemüht. Sie betragen für eine Taufe 6 Groschen, für ein Begräbniß, nach Alter und Stand, 8—24 Groschen. Eine Trauung kostet fix 24 Groschen, selbstverständlich, ohne der Großmuth Schranken zu setzen und ohne die kleinen Opfergaben, die bei dieser Gelegenheit aus den Säckeln der Verwandten des Brautpaares in den Opferstock fallen, und ohne die Kuchen und Braten, die der trauende Kaludjer, der dann gewöhnlich auch an dem Hochzeitsmahle theilnimmt, von demselben mit nach Hause bringt.

Ausgibiger jedenfalls als alle diese Normalien sind die accidentiellen Zuflüsse, die daher auch das eigentliche Haupteinkommen des Klosters bilden.

Obenan unter ihnen stehen die Geschenke. Daß man vom Kloster nichts umsonst annehmen, von demselben umsonst keinen Dienst in Anspruch nehmen soll, ist einfache Pflicht. Selbst den Staub von Deinen Sohlen sollst Du als gewissenhafter Christ abstreifen, wenn Du fortgehst aus dem Kloster, damit Du ja nichts mit Dir nimmst, was zu ihm gehört. Dem Kloster zu schenken aber, d. h. zu geben, ohne etwas dagegen

zu empfangen, ist das größte Verdienst, das ein rechtgläubiger Christ sich erwerben kann. Das ist denn auch in der That der Ort, wo der fromme Spruch „Geben ist seliger denn Nehmen" zu seiner vollen praktischen Bedeutung gelangt. Was und wann immer Einer im Kloster zu schaffen habe, als Grundsatz gilt, daß er nicht mit leeren Händen komme. Wo und wann sich immer eine Gelegenheit findet, dem Kloster etwas zuzuwenden, als Satzung gilt, sie nicht zu verabsäumen. Ist es zur Zeit der Feld- und Gartenarbeit, so wird man, obwol die Kaludjeren mit Hülfe ihrer Djaci ungescheut alle Arbeit selbst verrichten, es nicht leicht unterlassen, ihnen bei derselben auszuhelfen. Untereinander abwechselnd senden dann die Häuser je einen oder zwei ihrer Leute in den Klostergarten, auf den Klosteracker, für die bloße Kost, oder auch selbst ohne diese. Ebenso zur Wiesenmahd, oder wenn es heißt, für den Winter Holz im Wald zu fällen. Haben die Moslim dem Kloster vorfrüh die Ernte vom Felde gesichelt oder ihm die Heerde fortgetrieben, was Beides wol vorzukommen pflegte, so beeilt man sich, den Schaden durch Zusammenschießen sofort wieder wett zu machen, und häufig genug in solchem Falle bringt der Ersatz weitaus mehr, als der Verlust genommen. Und so ergeben sich jahraus jahrein noch tausend andere Anlässe, den frommen Gebersinn zu bethätigen.

Einer der willkommensten — beiden Theilen, dem Kloster wie seinen Parochialen — und dazu ein jährlich wiederkehrender, ist der Kirchtag des Klosters, meist zugleich ein hoher Kirchenfesttag, Dreifaltigkeit, ein Marientag, Sanct Lucas, Sanct Elias u. s. w. Da kommen sie denn von nah und fern herbei, selbst aus fremden Klosterbezirken, aus Montenegro, aus Bosnien, aus Altserbien, aus Dalmatien, alle festtäglich aufgeputzt, oft nach ihren Wohnsitzen und Stämmen in langen Karawanen, Greise, Männer, Weiber und Kinder, zu Roß, zu Esel und zu Fuß, die Männer in Waffen und einer mit der Fahne voran. Flintenschüsse verkünden ihr Kommen. Den Raum um die Klostermauern und den Klosterhof bedecken ihre Lager. Dann wird der Igumen begrüßt mit Kniebeugung und Handkuß, dann die Geschenke abgeliefert, die man selbst spendet, und die die Abwesenden senden: was Geld ist, in die Hand des Igumen, Anderes, wie Wolle, Wachs, Oel, Butter, Käse, in neuerer Zeit auch Kaffee, Zucker und Tabak, in die Hände des Oekonomen, die an diesem Tage endlich einmal vollauf — zu nehmen haben. Dann geht es in die Kirche. Da ist das Bildniß des Heiligen ausgesetzt, dem das Fest gilt. In tiefster Ehrfurcht, unter fortwährendem Sichbekreuzen und oft auf den Knien nahen betend sich ihm die Andächtigen, küssen es mit Inbrunst, und legen dafür, ehe sie sich zurückziehen, in die Hand des Kaludjer, der im Priestergewand dabei steht, als Opfergabe eine Münze. Den Angesehneren reicht der Kaludjer das Bild zum Kusse selbst dar, wofür natürlich auch die Münze, die in seine Hand gleitet, gehaltlicher

ausfällt. Auch eine Wachskerze bei dieser Gelegenheit kauft man, Fabrikat des Klosters selbst und feilgehalten in der Kirche selbst, abseits auf einem Tische, von einem der Kaludjeren oder einem der Schüler, um sie, angezündet, dem Kloster gleich wieder zurückzuschenken. Die Hauptgelegenheit, seine Spendabilität zu bethätigen, kommt aber erst. Es ist das, nach abgethaner Kirchenfeier, die große Festtafel, zu der der Igumen Alles von Einfluß und Stellung einlädt, was zur Feier des Tages sich eingefunden, die Knesen alle, die Wojwoden, die Häupter der angeseheneren und — reicheren Häuser. Das Mahl ist schlicht und kurz, sein Hauptmoment ein ganzes gebratenes Lamm, das, so wie es ist, vom Bratspieß weg, nicht selten mit demselben, auf den Tisch kommt; jedenfalls das glänzendste und reichlichste des ganzen Jahres. Ihm unmittelbar schließt der große, spendenbringende Akt sich an, der des sogenannten zapisanije, des Einschreibens. Einer der Kaludjeren, oder auch der Igumen selbst, nimmt ein bereit gehaltenes, der Länge nach in zwei Columnen gefaltetes Blatt Papier zur Hand, über deren einer oben geschrieben steht: „Die Todten", der andern: „Die Lebenden". Und nun wird die Frage gestellt: „Ihr Herren, wem beliebt, einschreiben zu lassen?" Natürlich schließt sich Niemand aus, was ein ganz unverzeihlicher Verstoß gegen alle Lebensart wäre, und Einer nach dem Andern tritt nun hin, und dictirt dem Schreiber die Namen in die Feder, zuerst die seiner Verstorbenen, dann die der lebenden Mitglieder seines Hauses. Mit weniger als einem Ducaten kann er die Reihe derselben nicht abschließen, gibt aber gerne, wenn der Namen viel sind, auch das Doppelte, Dreifache. Das ist der Goldtag des Klosters, die finanzielle Seite der Ceremonie. Ihr religiöser Zweck aber ist, daß am nächsten Samstag bei der Liturgie der Kaludjer, während die Djaci dabei fortwährend „gospodi pomiluj" singen, die Namen der Eingeschriebenen vom Blatt herab laut verliest, und zum Schlusse von Gott für die Todten ewige Ruh' und Seligkeit, für die Lebenden Gesundheit und Seelenheil erbittet.

Den Geschenken zunächst kommen die sogenannten Accidentien, die zugleich das persönliche Einkommen des Kaludjeren bilden, dem, als dem Functionirenden, sie gezahlt werden, und der sodann mit dem Kloster zur Hälfte sich in sie theilt.

Da ist zuvörderst das Oelweihen bei Neubauten, bei Epidemien, bei schweren Krankheitsfällen. Ein neues Haus bewahrt nichts so sicher vor Brand- und anderweitigem Schaden als — geweihtes Oel, und gegen schwere Krankheiten gibt es kein besseres Mittel. Das kostet pro Mönch, deren man zu diesem Geschäfte wenigstens zwei braucht, 8—10 Groschen. Hilft es nicht, so versucht man es mit einem gleich sicheren Mittel. Man läßt über den Kranken — beten, denn „Beten ist besser denn Arznei, und ein Kaludjer gilt bei Gott mehr, als selbst des Czaren Leibfeldscher." Zu diesem Zwecke bringt man den Kranken in's Kloster, oder holt den

Kaludjer in's Haus. Ist aber beides nicht möglich, so schickt man, wenn der Kranke ein Mann ist, seine Kappe, ist es ein Weib, ihr Kopftuch in's Kloster, und der Kaludjer betet darüber. Hilft auch das nicht, was wol vorkommen dürfte, so holt man sich aus dem Kloster einen zapis, d. i. eine Rinde geweihten Brodes, auf die einer der Kaludjeren ein gewisses, übrigens vollständig sinnloses Kryptogramm schreibt. Und das hat der Kranke früh morgens auf den nüchternen Magen zu nehmen. Besonders gegen den Biß wüthender Hunde soll das gut sein, und eben so probat, wie gegen Geschwulst (welcher Art immer) das von der Hand eines Kaludjeren darauf gezeichnete Kreuz Salomonis ✡. Versagt auch das, so wird zu einem mehr heroischen Mittel geschritten. Man trägt den Kranken, geh' es wie es wolle, in's Kloster und legt ihn da, vor Beginn der Liturgie, vor den mittleren Eingang zum Altar auf die Erde nieder, so daß der Kaludjer während der heiligen Amtshandlung wiederholt über ihn schreiten muß. Ein noch heroischeres, aber auch — radicaleres Mittel ist: Man benützt, wenn gerade eine feierliche kirchliche Procession ihren Weg durch's Dorf nimmt, die sich nicht täglich bietende gute Gelegenheit und legt den Kranken quer über den Weg, wohl eingehüllt, damit ihn Niemand erkenne. Da schreiten nun die vielen Hunderte von Menschen über ihn hinweg, und ein Jeder, Freund wie Feind, spricht: „Gott gebe Dir Genesung!" Und da sie Alle Kreuze, Kirchenfahnen, Evangelien und Heiligenbilder tragen, und alle Kaludjeren und Popen des Sprengels dabei sind, so ist an dem Erfolge nicht zu zweifeln. Und in der That hat damit das Curiren meist — sein Ende.

Dann kommt der Salandar, d. i. ein Cyclus von 40 Extraliturgien, gelesen von einem der Kaludjeren in der Klosterkirche in der Zeit zwischen Ostern und Mariä Himmelfahrt, was 200 Groschen kostet; ein Aufwand sonach, den allerdings nur reiche Leute sich erlauben können und der daher immerhin zu den Seltenheiten gehört. Man muß nämlich wissen, daß die Klosterkirche immer etwas mehr ist, als jede andere gewöhnliche, und der Kaludjer mehr als der Pop, daher man auch, wenn man schon eine Auslage macht, sich stets lieber an das Kloster und an einen Kaludjeren, als an die Dorfkirche und an den Popen wendet.

Dann die Vereidigung, oder, richtiger bezeichnet, die Verwünschung, ein Beweisnothbehelf, überkommen aus dem altslavischen Proceßverfahren, von den Türken, bei dem völligen Abgang eines geregelten Gerichtswesens auf ihrer Seite, geduldet, und bei allen Südslaven, als inappellabler freiwilliger Austrag jeglichen Streitvorkommnisses und um wo möglich den Willkürlichkeiten der türkischen Justiz aus dem Wege zu gehen, im Brauch und heilig gehalten. Der ganze Vorgang dabei, nicht ohne gottesgerichtlichen Beigeschmack, ist ein ernster, feierlich düsterer, und so seltsam er auch dem Fremden sich darstellen mag, für die Betheiligten

ein tief ergreifender, wirkungsvoller. Die Ceremonie kann zwar in jeder Kirche vorgenommen werden, ja es bedarf dazu nicht einmal einer solchen. Allein man wählt beinahe ausnahmslos die irgend eines Klosters, und ist es zumal das Kloster Kosierovo, welchem vor allen andern hierin man den Vorzug gibt. Hierher, um zu schwören oder vielmehr sich verwünschen zu lassen, kommen die Streitführenden aus dem ganzen Lande, ja selbst aus Serbien, Bosnien und Montenegro. Die dazu vorbehaltene Stätte ist die nur wenige Schritte umfassende unter dem kolo bogorodično, dem Muttergottesringe, einem von der Kuppel an einer Kette niederhängenden großen Reifen, an welchem ringsherum allerlei Heiligen-, hauptsächlich aber Christus- und Muttergottesbilder und die Abbildungen unterschiedlicher Engel und Serafim befestigt sind. Der Ort ist nach dem Altar der heiligste in der Kirche, und wird nur mit der größten Ehrfurcht betreten. Unter dieses Kolo nun, nachdem man dem Igumen, umgeben von seinen Kaludjeren, den Fall vorgetragen und dieser einen letzten Versuch gütlichen Vergleichs gemacht, tritt der Schwörende, d. i. der zu Verwünschende, und um ihn im Halbkreis nehmen die Kaludjeren Stellung. Sie haben ihre schwarzen Gewänder angelegt und die Wachskerzen verkehrt angezündet. Denn wenn hier eine Unwahrheit beschworen würde, so müßte das der Umsturz aller Welt sein! Vor sie hin tritt der andere der beiden Streitenden und beginnt nun seinem Gegenpart die haarsträubendsten Flüche und Verwünschungen an den Kopf zu schleudern, mit geballter Faust, thränendem Auge, dramatischer Emphase. „So möge Gott mich nicht kennen! So mögen Wölfe im offenen Feld mich zerfleischen! So mögen die Fische des Meeres an meinem Fleisch sich atzen! So mögen meine Gebeine unbestattet am Wege bleichen! So möge mein Sohn mich mit Füßen stoßen, mein Bruder mich verrathen, mein Weib den Türken zur Metze werden und wo ich gesessen oder gestanden, kein ehrlicher Mensch mehr sitzen oder stehen wollen!" Und in dieser Weise so lange weiter, als er bekannter Entsetzlichkeiten sich zu erinnern, neue aus Eigenem hinzuzuersinnen vermag. Und alles dieses sagt Wort für Wort der Schwörende ihm nach: „So möge mein Sohn mich mit Füßen stoßen, mein Bruder mich verrathen" u. s. w. Verstehe stillschweigend: „wenn das, was ich sage, nicht wahr ist!" Und die Kaludjeren bekräftigen jede Verwünschung besonders mit einem einstimmigen „Amin!" Fällt dem Verwünschenden nichts mehr ein, ist er erschöpft, oder erklärt er sonst sich für befriedigt, so ist der Proceß zu Ende. Der Sachfällige fügt sich mit vollständigster Gemüthsruhe. Er ist sicher, daß ihm kein Unrecht geschieht. Denn an dieser Stätte, „seit es Christen gibt", ist noch niemals falsch geschworen worden. Die beiden Streitführer, nachdem die Kaludjeren bezahlt sind — es kommen einem jeden 2—6 Zwanziger zu, und es ist dies Sache Desjenigen, der auf dies Beweismittel angetragen — verlassen das Kloster als die —

besten Freunde. Die Streittheile übrigens sind keineswegs gehalten, persönlich zu kommen. Sie können auch die Verwünschung in absentia vornehmen lassen, nur daß eine solche kletvena denija, wie sie heißt, d. i. Verwünschungsvigilie, mehr kostet; außer einer Spende von zwei dicken Wachskerzen, einem Krug Oel und einer Büchse Weihrauch, je 2 Ducaten jedem Kaludjer und wol auch mehr. Die Kaludjeren singen dann erst die Vesper und die Vigilien wie vor einem Festtage, treten dann unter das Kolo und einer von ihnen spricht: „Verwünscht sei Der, der dem N. N. ableugnet, daß er ihm 500 Groschen schuldig ist, auf daß Gott und das gesammte kolo bogorodično auch ihn verleugnen, und von Haus, Heerde und Feld fortan ihm aller Segen weiche!" Die Andern sagen „Amin!" und es ist gerade so gut, als wäre der Schwörende selber unter dem Kolo gestanden.

Ein weniger vom Zufall abhängiger Einkommensquell und daher ein mit besonderem Fleiße gepflegter ist der des Absammelns bei den Zugehörigen des Klosters, von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus, von Kirche zu Kirche; speciell für den Kaludjer selbst zwar, den gerade die Reihe trifft, das mühseligste Stück seines Berufes, für sein jahraus jahrein ebbendes Geldsäcklein aber das dankbarste, der eigentliche Grundstock seiner geringen Habe.

Da ist es zu Dreikönigen, die Zeit des vodo-kršije, der Wassertaufe. Da tritt er seine erste Wanderung an. Die Zeit ist böse. Die Nordstürme toben, der Schnee fegt schneidend über die Grate und durch die Schluchten. Aber da hilft kein Warten und da läßt sich nichts aufschieben. Der hercegovinische Winter hält Platz, und die Parochialen, die das Kloster gebaut haben, damit sie gut versorgt seien mit allem Christlichen, nehmen nichts so übel auf, als wenn man sie warten läßt. Also hinaus! Er wirft seine Gunja über die Schultern, stülpt die Kapuze über den Kopf und schnürt mit Stricken über die Sandalen noch einige wärmende Kotzenstücke. Der Djak, jung und noch minder empfindlich, hüllt, so gut es geht, sich in seine Struka. Dann hängen Beide noch ihre Gewehre um, denn man ist gar nicht sicher vor einer Begegnung mit einem Rudel Wölfen oder einem „Bruder Bär", und fort geht's über Weg und Unweg, bis an die Knie im Schnee und bis in's Herz hinein starrend vor grimmigem Frost. Endlich ist das erste Dorf erreicht. Ist es noch zeitig genug am Tage, so beginnt er mit seinem Geschäfte sofort, besprengt der Reihe nach ein Haus nach dem andern mit geweihtem Wasser, am Hause jeden dazu gehörigen Theil besonders, den Hof, den Keller, die Vorrathskammer, den Stall, denn das verbürgt ein gutes Jahr, und dann im Hause Alle, die darin sind und dazu gehören, voran den Hausvater, dann die Hausfrau, dann die Söhne, die Töchter, die Knechte, die Mägde, jegliches nach Alter und Rang, und so fort bis er mit dem Dorfe fertig ist. Ist es schon zu spät, so geht

er zeitig früh an's Werk und gleich geht's wieder weiter. Es ist diejenige seiner priesterlichen Wanderungen, die ihm am wenigsten Rast gestattet, denn überall, wäre es möglich, sollte er am selben Tage sein. Man kann nicht wissen, welchen Schaden eine Verzögerung bringt! Lohnend ist sie aber am allerwenigsten: ½ Groschen per Kopf, höchstens 2 Groschen, dazu vielleicht, in guten Häusern, ein Stück Wurst, eine geräucherte Hammel- oder Bockkeule, ein Brod. Es ist eben nach Weihnachten. Die Festtage haben viel aufgezehrt und auch die Vorräthe neigen schon dem Ende zu. Da ist schwer freigebig sein. Was er an Geld bekommt, das wirft er in den Wasserkessel. Das ist dem Wasser geopfert, natürlich nur symbolisch. Der Djak hernach wird es schon herausfischen. Die Lebensmittel aber kommen in einen Sack, und wenn dieser voll ist, trägt irgend ein gefälliger guter Christ ihn in's Kloster, für einen Gotteslohn und ein Glas Rakia.

Da gestalten sich die krsno-ime-Tage schon angenehmer. Sie fallen meist in die Herbstzeit. Da wandert sich's besser und in Haus und Speicher ist Alles vollauf. Dies krsno-ime ist kein allgemeiner Festtag. Er ist das örtliche Fest nur eines gewissen Dorfes, eines Stammes, eines Hauses und seiner Descendenzen, ganz eigenthümlich in Art und Bedeutung und am ehesten noch den Schutzpatronsfesten in katholischen Ländern vergleichbar. Wie z. B. in Böhmen der Tag des h. Wenzel, in Niederösterreich jener des h. Leopold locale Feste sind, so feiern bei den Südslaven die Einen den h. Martin, die Andern den h. Nikolaus als ihren Stammes- oder Familienpatron, und bezeichnen sich auch darnach als martinštaci, nikolštaci u. s. w. Dieser Tag nun ist einer der freudigsten im Jahre, und an ihm geht es so hoch her, wie an keinem andern. „Offnes Herz, offner Mund und offne Hand" sind seine Signatur. Er ist von solcher Wichtigkeit, daß das Kloster nicht erst warten soll, bis es angegangen wird, einen seiner Kaludjeren zu entsenden. Es soll das wissen und es unaufgefordert thun. Weshalb denn auch das Kloster über die krsno-ime-Tage seines Districtes ein besonderes Kalendarium führt und selbes stets in sorgfältigster Evidenz hält. Da ist es z. B. mitrov-dan, Sanct Demetriustag. Tags vorher schon macht der Kaludjer mit seinem Djak sich auf den Weg nach dem Dorfe, das diesen Tag morgen feiern wird. Welch ein anderes Wandern, als um die fürchterlichen Dreikönigsfröste! Ueberall Leute im Freien und alle, an denen er vorüberkommt und die ihm begegnen, grüßen ihn ehrerbietig, küssen ihm die Hand und bitten um seinen Segen. Sie wissen, wohin er geht, und möchten auch etwas von dem Tage haben, wenn es auch nicht der ihre ist, und es wird ihnen nicht versagt. Bald, im Abendsonnenschein, auf dem Gipfel des Hügels dort, erschimmert die „weiße Kirche". Denn wer eine Kirche baut, der soll sie hoch hinauf bauen, damit alle Welt sie sehe, und der Hirt auf der fernen Berglehne, wenn er früh morgens

hinter seiner Heerde einhergeht, sie grüßen und gegen sie gewandt sein Gebet verrichten könne. Sie ist das ganze Jahr geschlossen. Nur morgen wird sie offen sein, und heute schon prangt sie in Laub- und Fahnenschmuck. Es ist eine Mitrovkirche, erbaut von den Mitrovstaci des Dorfes eigens für ihren Mitrov-Dan. Bis weit heraus vor das Dorf kommen die Familienhäupter, gefolgt von der ganzen männlichen Bevölkerung, ihm entgegen. Sie wissen, daß er kommen wird, und nun, nachdem er sich mit Allen geküßt, beginnt der Wetteifer, wer ihn zu Gast haben soll. Denn das strahlt einen Lichtschein von Ehre aus über das ganze Haus, der noch bis weit in's nächste Jahr hinein leuchtet. Kein Wort vorher ist darüber gesprochen worden. Man hat ihm die Wahl lassen wollen. Er hat gewählt, von Haus aus bereits unterrichtet, an wem diesmal die Reihe sei, damit Niemand übergangen werde. Und nun sitzt er oben in der guten Stube — denn auch das bessere hercegovinische Haus hat sein „oben" und seine „gute Stube", wenn auch als solche an weiter nichts kenntlich, als an einem riesigen Thorus, für allfällige Gäste bestimmt, an einem Tisch, einigen primitiven Stühlen, dem Waffenrechen des Hausherrn und einigen Heiligenbildern und schlechten Lithographien braver Patrioten an den Wänden — obenan, auf dem Ehrenplatze, gegenüber der Thür, und rings um ihn her sitzen die Honoratioren des Dorfes, und wer keinen Stuhl findet, der steht. Die Stube ist gedrängt voll, die schmale Freitreppe besetzt bis hinab in den Hof. Es ist eine harte und im wörtlichsten Sinne heiße Stunde für den Mann, erhöht noch durch die glühenden Tschibuks und den aromatischen Dampf des unaufhörlich circulirenden schwarzen Kaffees. Jeder hat eine Frage an ihn. Der eine Gewissensfrage, jener einen rituellen Skrupel. Einer möchte wissen, wie sich Oesterreich wol dazu stellen würde, wenn die Hercegoviner im Falle eines Aufstandes ihren Anschluß an dasselbe proclamiren würden; einem Andern macht es die größten Sorgen, was aus Rußland wol werden würde, wenn Napoleon sich auf die Seite des Sultans schlägt, und ein Dritter kann nicht recht begreifen, was mit seiner Reise durch Europa eigentlich der Schah von Persien beabsichtige. Und das Alles soll der arme Mann wissen, denn er ist in der glücklichen Lage, von Zeit zu Zeit einmal ein Zeitungsblatt zu Gesicht zu bekommen und darin — lesen zu können! Er antwortet, so gut und so schlecht er's weiß, bis, oft gegen Mitternacht erst, Erschöpfung und Rakia dem Inquisitorium ein Ende machen. Morgen dann zuerst große Liturgie in der Kirche. Dann Frühstück, — ein Mahl, das innerhalb der Klostermauern allerdings nicht gekannt ist. Ein erfreulicher Anblick harrt dabei seiner: die Meßopferbrode, ein jegliches zu 2—3 Pfund, und die Flaschen und Krüge Weines alle, die die Häuser der Mitrovstacen gesandt haben. Er wird eines besondern Trägers bedürfen, um alles das, da er doch nur eines verwenden kann, nach Hause zu schicken. Dann pflichtschuldiger

Umgang bei Allen von Haus zu Haus, die das heutige Fest begehen, und in jedem Anräuchern der Todten und Segnen der Lebenden. Alle umstehen sie den Tisch, an dessen oberem Ende er Platz nimmt und den Weihrauch, den der Djak in einem Schälchen auf den Tisch gestellt, ein Gebet dazu sprechend, anzündet. Darüber zuerst werden die Heiligenbilder des Hauses eingeräuchert. Dann facht ein jeder der Umherstehenden sich eine Handvoll des Rauches zu, um ihn einzuathmen. Das verursacht zwar starken Husten, ist aber anderweitig äußerst wohlthuend. Während dieses Inhalationsactes hat er mittlerweile die Namen der Verstorbenen der Familie allesammt, sie in ein Gebet einschaltend, laut aufgesagt, befeuchtet hierauf die auf einem Tisch bereit liegenden, würfelförmigen Weizenbrodstückchen kreuzweise mit Wein, genießt eines davon selbst und reicht von den übrigen jedem der Anwesenden der Reihe nach je eines dar, dazu sprechend: „Sei Gott ihrer Seele gnädig und schenke Dir Gesundheit und Wohlergehen!" Das ist das zapisanije im kleinen Stil und wird, außer mit einer ansehnlichen Spende an Victualien im Namen des Hauses, von jedem Einzelnen auch noch besonders mit etwas baarer Münze, 2—5 Groschen, vergolten. Das zapisanije im großen Stil, das eigentliche, wie wir es bereits vom Kirchtage her kennen, wobei die „gospoda", die Herren, mit Guldenstücken, mit Kronthalern, mit Ducaten, ja selbst mit Napoleons sich sehen lassen, findet erst nach der großen Tafel statt, die dem priesterlichen Gaste zu Ehren das Haus gibt, das ihn beherbergt. Sie währt tief in die Nacht, sie währt bis in den lichten Morgen hinein. Und nun, reich an Gaben und mit beschwertem Beutel, gilt's den Heimweg. Das ist ein schwer Stück. Denn auch ein Mönch ist nicht gefeit vor den Nachwehen über die Schnur hinausströmender Rakia, über das Maß quillenden Weines. Allein es ist vorbedacht! Im Hof unten an der Freitreppe harrt seiner schon des Knesen sicherschreitendes Leibroß. Der Djak hat junge Beine. Er hat das Leid, das die Rakia ihm angethan, während die „gospoda" noch tief im Politisiren und im Kruge stak, in einer Stubenecke ausgeschlafen. Er wird es führen. Und so kehrt er denn in's Kloster zurück, zufrieden mit seinen Lämmern, glücklich in sich. Es war ein schöner Tag, nur Schade, daß das Jahr nur Einen solchen hat. Redlich zu Hause endlich angekommen, theilt er mit dem Igumen; dann streckt er in seiner Zelle sich auf sein Lager und träumt den Traum der Glücklichen im Schlaf der Seligen noch lange, lange fort, bis im nächsten Morgengrauen das Geräusch der Klepetatscha ihn weckt und ihn mahnt, daß ein Kaludjer nicht da ist blos zum Wohlleben, sondern auch Pflichten hat.

Die Braut.

Von

K. Ch. Richter.*)

— Prag. —

I.

Da liegt an der schönen, von hügelreichen Ufern eingeschlossenen, ruhigen Elbe eine düstere, von Kohlenruß und Dampf geschwärzte Stadt. Sie ist fast an die Grenze Böhmens geschoben und ihre Bevölkerung vermehrt sich auch in der That mehr aus dem fleißigen Nachbarlande, denn aus der ursprünglichen Einwohnerschaft. Hier legen die Dampfschiffe, die zahlreichen Fruchtschlepper und Lastschiffe an und wintern sich, wenn der Frost kommt, im Hafen ein. Hier treffen sich die Eisenbahnen von Nord und Süd, von Ost und West und zahlreiche Straßen durchkreuzen die Stadt. Und weit in's Land hinein

*) Nach der Veröffentlichung der Novelle „Die Großmutter" von Carl Thomas wurden wir von vielen Seiten nach dem wahren Namen des Dichters gefragt, der sich durch dieses eine Werk allein zahlreiche Freunde erworben hatte. Heute können wir die Fragen beantworten, — wir haben ein tragisches Geschick zu berichten. Der geniale Dichter, aus dessen Nachlasse wir hiermit eines seiner reifsten Werke unsern Lesern mittheilen, ist vor einigen Wochen, kaum 40 Jahre alt, zu Prag plötzlich gestorben. Er ist in juristischen Kreisen unter seinem bürgerlichen Namen und Titel, Professor Dr. Carl Thomas Richter, wohl bekannt. Aber auch die Berliner Gesellschaft wird sich mit Liebe jenes schönen und lebenslustigen Mannes erinnern, der als Dr. Carl Richter in die preußische Hauptstadt kam, hier im Bannkreise von Lassalle volkswirthschaftlichen Studien oblag und schließlich — als er auf dem Umwege über Paris in sein Vaterland Oestreich zurückkehrte, um dort eine Professur an der Prager Universität zu übernehmen — die schöne Marie Moritz, die Tochter des bekannten Schauspielers, dem königlichen Schauspielhause als seine Gattin entführte. Die Thätigkeit, welche Richter in Prag trotz der Schwierigkeit der Verhältnisse, im Kampfe der deutschen und

streckt sie ihre mächtig anwachsenden industriellen Arme. Schlott reiht sich an Schlott, der Hammer regt sich, die Spule kreist, das Weberschiffchen fliegt da ruhelos hin und her und unter manchem Dampfkessel glühet die Kohle, die das westböhmische Braunkohlenbecken in unerschöpflicher Masse zu Tage fördert. Vor zwanzig und dreißig Jahren war das anders. Da war die Stadt an der Elbe ein kleines, bescheidenes Städtchen, das nur der Student besuchte, um von da auf die alte Feste, den Schreckenstein zu steigen; das manchmal der Schmuggler als Rastort wählte, weil er es aus „Gott verwünschten Zeiten" so gewohnt war, in der er sein Geschäft des Unrechts so regelmäßig trieb, wie irgend ein Anderer sein ehrlich Handwerk. Nur da vom Ringplatz in die Brandgasse hinein herrschte ein munteres Leben.

Da hatte Ludwig Glaner die erste Wirkwaarenfabrik angelegt, die langsam aber sicher heranwuchs, sich erweiterte und immer wieder erweiterte und nach wenig Jahren zu den größten und blühendsten Geschäften des Landes zählte. Die ganze Stadt kannte ihn, Hunderte von Arbeitern segneten ihn und, fügte er scherzend hinzu, wenn man so sein Geschäft rühmte, und tausend Sorgen quälen mich. Und sie quälten ihn, denn ehrlich Geld wird immer schwer erworben und noch schwerer erhalten und eine Million, erklärte Glaner den Leuten, die ihn einen Millionär schon nannten, eine Million ist furchtbar viel Geld. Man weiß das kaum, wenn man sie nicht hat und begreift es noch lange nicht, selbst wenn man sie besitzt.

So scherzte er auf der Straße, wenn die Leute ihn ausholen wollten, so lachte er an seinem Tisch, wenn er mit vertrauten Freunden über die Leute sprach. Denn außer dem Bannkreis seiner Fabrik gehörte er den Freunden und Freuden des Lebens. Und so saß er auch heute in der

---

czechischen Kreise, entfaltete, war eine außerordentlich vielseitige und gedeihliche. Er wurde durch seine stets anregenden Vorträge ein Liebling der deutschen Studenten und fand daneben noch Zeit, durch Gründung geselliger und nützlicher Vereine, sowie durch häufige populärwissenschaftliche Vorträge die Deutschen in Prag um sich zu schaaren. Lange Zeit wußte Niemand von den zahlreichen poetischen Arbeiten, welche sich in seinem Pulte häuften. Erst in den letzten Jahren brachte der bescheidene Dichter hie und da Einiges, beinahe widerstrebend, an's Licht und hatte die hohe Freude, nicht nur mit seinen erzählenden Dichtungen viele Verehrer, sondern auch mit seiner Tragödie „Samson und Delilla" einen großen theatralischen Erfolg in seiner Heimat zu erringen. Wer in der Lage war, das reiche Material zu studiren, erstaunte über die Fülle poetischer Kraft, Sprachgewandtheit und idealer Ziele, welche der bei uns noch zu wenig bekannte Dichter in seinem Pulte vergraben hatte. — Nach mehrjährigen Leiden wurde Carl Thomas Richter am 13. October d. J. plötzlich von einem Herzschlage getödtet. Er hinterläßt außer seiner Wittwe drei unmündige Kinder. Wie wir hören, will die deutsche Schillerstiftung die Verdienste des Todten würdigen. D. R.

Ecke seines Divans, die Nacht schaute längst durch die Fenster und die Lichter waren tief herunter gebrannt und scherzte und lachte, rauchte dabei und trank den letzten Rest einer mächtigen Flasche feurigen Czernosekers. Ihm zur Seite saß seine Frau. Ihm gegenüber eine junge Dame. Und für sie schien Glaner zu sprechen, für sie und zu ihr.

„Helene, meine schöne, allertugendsamste Braut, sehen Sie mir nie wieder so lang dem Manne in die Augen, der soeben durch die Thür schritt!" So rief er und blinzelte mit seinen kleinen, braunen, überaus klugen Augen über seine Cigarre hinweg zu Fräulein Helene hinüber.

„Ach!" erwiderte diese, „ich bin ja noch nicht verheirathet und darf noch immer einen schönen und geistvollen Mann bewundern."

„Frauen bewundern nur, wenn sie lieben wollen!"

„Oder wenn sie bemitleiden können! Was könnte Doctor Ritter der Welt, was seinen Freunden sein, wenn Geist und Seele in einem kräftigen Körper wohnten. Was —"

„Halt!" rief Glaner, „das ist keine Bewunderung mehr, das ist Schwärmerei! Was, ist der Mann noch krank? Er macht Ihnen ja den Hof und sagt so schöne Dinge, wenn Sie an diesem Tisch sitzen, als ob er noch auf den Strümpfen seiner ersten zwanzig Jahre ginge."

Helene senkte erröthend das Gesicht auf ihre Stickerei, als suchte sie die Nadel, die sie doch in den leicht zitternden Fingern hielt. Glaner lachte vor sich hin, als freute er sich im Stillen, daß sein treuester Freund eine so schöne Bewundrerin gefunden hätte. Dann rief er plötzlich:

„O! Sie kennen ihn noch nicht! Aber Sie werden ihn noch ganz kennen lernen. Ihre Hochzeit ist ja erst in vier Wochen, Ihr Bräutigam kommt erst in drei Wochen und vier Tagen. Da hat auch eine Braut noch Zeit, Studien über uns Herren der Schöpfung und des Weibes zu machen. Aber ich sag' es Ihnen als Ihr zweiter Vater, den Sie ja, wie Sie immer betheuern, lieben und verehren, ich sag' es Ihnen, hüten Sie sich, mein Fräulein! Der Mann, der mit seinen zweiunddreißig Jahren soeben im goldenen Löwen noch einige Bekannte zu begrüßen hat und darüber das schönste Mädchen und die schönste Braut unserer Gegend allein in meiner trockenen Gesellschaft sitzen ließ, dieser Mann ist ein Dämon! Er weiß mit Männern zu sprechen, so daß sie ihm, ohne ihn zu unterbrechen, gern zuhören. Aber er hat ein geheimes Pedal in seinem Stammregister, das er wirken läßt, wenn er mit Frauen spricht. Sehen Sie diese meine Frau an! Diese Frau war einst so in den Mann verliebt, daß sie —"

„Aber Ludwig," fiel Frau Glaner ihm in's Wort, „wie sprichst Du wieder! Ich habe Dr. Ritter heut noch so lieb, wie vor zehn Jahren, als ich ihn kennen lernte und heut noch ganz so lieb, wie damals, ohne daß Gefahr für mein Seelenheil daraus erwachsen wäre!"

„Ach, so kommt mir nicht!" platzte Herr Glaner los und sein Gesicht

strahlte Freude, da seine Gesellschaft mit seinem Freund sich unterhalten ließ. „Ich weiß, was für Euch Frauen ein Paar melancholische Augen sind. Und gar in dem Kopf eines Schriftgelehrten und Pharisäers! Ein ehrsamer Strumpfwirker macht Euch keinen Eindruck und wenn er der schönste Mann wäre. Ihr könnt Euch gar keine Melancholie und Schwärmerei denken, wenn man Strümpfe wirkt sein Leben lang."

„Wie undankbar!" rief Helene. „Wir beten Sie doch alle an als den besten, liebsten und gescheidtesten Mann unserer Stadt."

„Danke für das Compliment! Aber die Stadt ist klein und da zählt der gescheidteste Mann nicht viel. Und seit wann betet Ihr mich denn so an? Seit vierzehn Tagen, seitdem ich Euch als Frühlingsgabe, als Osterei, den Dr. Ritter hergeschafft habe."

„Schmollen Sie nur mit uns! Es geht Ihnen doch nicht vom Herzen."

„Warum nicht?"

„Weil Sie selbst stolz auf Ihren Freund sind, weil Sie sich freuen, wenn ihn die andern bewundern!"

„Einbildung!"

„Wahrheit! Und Sie sollen ihn mir noch zu guter Letzt schildern und erzählen, wie Sie denn eigentlich mit ihm zusammen sich fanden. Sie haben es mir so oft schon versprochen."

„Nun, so will ich mein Versprechen jetzt einlösen, wenn Sie aufmerksam hören wollen," fügte er schalkhaft hinzu.

Helene legte die Stickerei bei Seite, lehnte sich in den Stuhl zurück und, den Kopf auf ihre Hand gestützt, hörte sie mit halbgeschlossenen Augen zu. Frau Glaner strickte ruhig weiter, von Zeit zu Zeit der Erzählung ihres Gatten mit einem leichten Kopfnicken beistimmend.

„Wir sind Schulkameraden und Jugendfreunde, mein liebes Fräulein. Wenige Jahre trennen uns im Alter, da ich das Glück hatte, drei Jahre früher zur Welt und das Unglück, drei Jahre später zur Schule zu kommen! Es war eine schöne Zeit zu Leipzig auf dem Gymnasium und dann auf der Universität. Ich war nämlich auch auf der Universität, was Sie von dem ehrsamen Strumpfwirker von heute wol kaum glauben werden. Und ich hatte sogar alle Anlage, ein guter Jurist zu werden. Ich bin es zum Glück nicht geworden. Mitten in meiner frohen Studienzeit starb mein Vater. Da gab's Brüder zu erziehen, Schwestern zu verheirathen, eine liebe Mutter zu erhalten. Ich hatte Neigung zu geschäftlichen Unternehmungen und wenn ich auf Reisen ging, reiste ich mit den Augen eines Kaufmannes. Meine Juristerei kümmerte mich so wenig, wie damals die Medicin meinen Freund. Er begleitete mich. Ich zeigte ihm oft, daß Gold auf diesem Fleck böhmischer Erde liege. Er sah es nie und ich wollte es noch nicht aufheben. Nun mußte ich es thun. Der liebe Gott gab den Schafen Wolle, damit

einst die Web- und Wirkerei sie verwende zur Bekleidung des sündigen Menschengeschlechtes. Ich gründete hier in der Stadt mit ihren billigen Arbeitskräften, ihrer trefflichen Lage die erste Wirkwaarenfabrik. Du lieber Gott! Der Winter war kurz; die Griechen wollten keine Jacken, die Wallachen keine Strümpfe zerreißen, die Bauersleute der ganzen Welt klagten über Hitze, und ich hatte dabei Zeit, den lieben Herrgott in Strümpfen, Jacken und Winter-Shawls mit allen seinen Pflichten, die er gegen die Jahreszeit und die Strumpfwirker hätte, zu conterfeien. Da ging ich denn oft nach Leipzig, guckte mit meinem Freunde den Herren Professoren in's Collegium, den Wirthshäusern in's Weinglas, und wurde dabei gerade ein so großer Gelehrter wie mein Freund, der auch mich gar oft besuchte, ein gewandter Weber und Strumpfwirker. So haben wir uns nie verloren und nie vergessen. Sie wissen davon nichts, mein liebes Fräulein. Denn Sie waren damals im Pensionat zu Dresden und sahen, wenn Sie für kurze Zeit nach Hause kamen, den Männern noch nicht in die Augen. — Die Zeiten änderten sich aber. Es wurde einige Jahre sehr kalt. — Ich bin aus Geschäftsinteresse ein Freund des Winters. Ich bekam Ungeheures zu schaffen, zu leisten. Ich konnte nicht mehr nach Leipzig, stellte eine Dampfmaschine auf, heirathete dieses ehrsame Weib, wurde der pünktlich zahlende Miether des ersten Stockes in dem Hause Ihres Vaters, mein Fräulein, und bin, wie die Leute sagen, ein reicher Mann. Die Leute wissen das gewöhnlich. Da kam mein Freund und ging. Er kam und freute sich, daß mein Geschäft erblühe, kam wieder und war ernst und traurig geworden. Dann trug er Trauer, denn er hatte in einem Jahre Vater und Mutter begraben. Und so kam er mit jedem Jahre, doch immer für kürzere Zeit, bald nur für wenige, einsame Tage und war immer bleicher und immer gedrückter. Das Schicksal hat ihn stark herumgepeitscht. Der liebe Herrgott, sagen die Priester, versteht das nun besser als wir. Ich weiß es nur, aber hab' es noch nicht verstanden! Im Jahre 1848 war er allen Anderen voran. Er hatte von seinem Vater ein großes Vermögen ererbt. Er beugte sich vor keiner Verfolgung und Chikane. Wie mein Freund mit den letzten Jahren durch seine Praxis als Arzt einen großen Ruf sich erworben, hatte er auch zahlreiche Bekannte und Freunde und wußte zu trotzen. Aber er ward verbittert in der ewigen Qual der Drohungen. Er suchte ein Herz, dem er allein angehören könne und das ihm Niemand entreißen durfte. Er nimmt vom Krankenbette sich die Frau. Eine schöne Frau! Sie muß wie die heilige Jungfrau ausgesehen haben, als sie so dalag und sterben wollte und von ihm gerettet wurde. Sie liebte den errettenden Arzt und gab sich ihm ganz hin mit der ersten Leidenschaft einer neu zum Leben erwachenden Seele. Er freute sich der Genesenden und liebte sie oder glaubte sie zu lieben. Es ist keine glückliche Ehe geworden. Ein Kind hatte das Band etwas fester wieder geschlungen.

Da starb es. Seit der Zeit steht er wie fremd der schönen Frau gegenüber. Und wenn das unglückliche Weib, von ihrem Gram ganz verzehrt, den Gatten doch noch sucht, er will sich nicht mehr finden lassen. Er hat sie geliebt, doch seine Liebe mit dem Kinde begraben. Es war ein langer, schmerzlicher, innerer Kampf. Er kämpft ihn vielleicht noch heut und weiß nicht, was gut und böse in seinem Herzen! Da wurde er krank, schwer krank und wollte kaum mehr genesen. Doch er genas und den Genesenden rief ich zu mir. An der getreuen Brust wird er wieder gesund werden, dachte ich. Und schon lebt er wieder auf. Mir ist, wenn ich ihn so neben Ihnen, Helene, sehe, als sehe ich den Mann vor zehn Jahren mit seiner Kraft und Lust zu bezaubern. Ach, er war so berufen, glücklich zu sein und glücklich zu machen. Und er wurde so unglücklich! — Tausend! die Cigarre ist schlecht" — unterbrach Glaner die Erzählung — „sie treibt mir fast Thränen in die Augen!" — Er konnte kaum ausreden. Er sprang auf und eilte an's Fenster und hinausblickend in die mondhelle Nacht, trommelte er mit ungeduldigen und zürnenden Fingern an's Fenster. Leise erhob sich Helene, gab Frau Glaner die Hand und wünschte ihr mit einem warmen Kuß Gute Nacht! Dann schritt sie leise an's Fenster, legte ihre Rechte auf Herrn Glaners Schulter und mit ihrer Linken seine Hand ergreifend und drückend sagte sie auch ihm Gute Nacht.

„Glauben Sie," setzte sie hinzu, „daß ich Ihnen mit ganzem Herzen nachempfinde. Aber es findet sich schon so: schön und unglücklich!"

„Sie wollen doch nicht damit sagen, daß ich häßlich bin, weil ich glücklich?" so fiel ihr plötzlich Glaner in's Wort und seine frühere ernst gewordene Stimmung schien wie verschwunden.

„Wie abscheulich!" erwiderte ihm Helene, sich schmollend zum schnellen Gehen wendend.

„Halt, mein Fräulein! Sie sind wol böse, weil ich Ihnen einen melancholischen Gedanken zerstört, mit dem Sie gern schlafen gegangen wären? Nichts da! Sie sind Braut! Sie haben für solche Gedanken keine Zeit mehr. Doch, wollen Sie mit einer Weisheit beladen fortgehen, merken Sie sich Eins: Nichts ernst nehmen auf dieser Welt!"

„Als die Strumpfwirkerei!" setzte mit hohem, feierlichem Tone, sich ganz auf ihren kleinen Füßchen emporstreckend, Helene hinzu, zündete schnell ihr Licht an und verschwand hinter der Thüre. Herr Glaner lächelte und setzte sich, ein Buch ergreifend, neben seine Frau, ihr durch eine kurze Lectüre noch die Zeit ihres abendlichen Fleißes zu zerstreuen.

Langsam schritt Helene die Treppe hinauf zum zweiten Stockwerk des Hauses, in dem ihre Eltern und jüngeren Geschwister wohnten. Sie hatte bereits Allen Gute Nacht gesagt und war nur für ein Stündchen traulichen Geplauders zu Herrn und Frau Glaner herabgestiegen. Jetzt blickte sie flüchtig durch die Glasthüre, welche die Treppenflur von einem

geräumigen Vorsaal trennte und sah an dem kleinen, bereits entzündeten Nachtlämpchen, daß ihre Angehörigen längst zu Bette. Eiligen Schritts schritt sie nach dem, für die je älteste Tochter bestimmten, eine Treppe höher gelegenen Stübchen, in dem sie nun seit zwei Jahren allein hauste, und oft schon, seit sie Braut geworden, dem vollen Mond über die Dächer der Häuser weg in's Angesicht geschaut hatte. Daneben schlief die alte Dienerin und es waren in einem dritten Raume Kisten und Kasten, Wäsche und alter, ausgedienter Hausrath aufgehäuft. Sorglich hielt Helene die Hand vor das Licht und wie sie mit feinen Fingern die Flamme schützte, fiel der ganze Lichtschein ihr auf's Angesicht. Das war gerade in diesem Augenblick so einsam und zauberhaft, und wie eine Haussee schritt sie dahin, die nach Schrein und Kammer schaut. Es war ein schönes Bild. Die großen, schwarzen Augen deckten jetzt die Augenlider zur Hälfte und gaben dem schönen Gesicht einen sanften, still erwartenden Ausdruck. Der Mund war leicht geschlossen. Das feine, zitternde Roth dieser Lippen war wie von einem flüchtigen Kusse hingeküßt. Eine fein geschnittene Nase mit leise zitternden Nasenflügeln verlief in zwei tief dunkle, schmal gezeichnete Augenbrauen. Und gleich dunkel war das Haar, das in losen Locken die kleine, leicht bewegliche Stirn einrahmte und hinter zwei durchsichtigen Ohren mit einem blauen Band zusammengehalten wurde.

So stieg sie empor und das schwarze, gänzlich schmucklose, sie allein schmückende Kleid wallte in langen Falten ihr nach. Doch da war die Thür ihres Zimmers. Wie sie dieselbe öffnete, hielt sie an, um mit vollen Zügen den daraus hervorströmenden Duft der ersten, in blanken Töpfen sorgsam gepflegten Veilchen einzusaugen. Sie waren heute, als die Sonne sich senkte, aufgeblüht und Helene schaute sie, kaum eingetreten, lange an. Dann setzte sie sich an ihren Schreibtisch und schrieb auf lose Blätter, die sie eines zum andern erst immer nach Jahresfrist zu einem Ganzen zusammenheftete: Heute Abends sprach ich Doctor Ritter. Er ist sehr, — sehr unglücklich! —

Sie legte die Feder nieder und blickte das Wort, das sie so leicht geschrieben, an und blickte es immer wieder an und ihre Blicke konnten sich davon nicht wenden. Sie träumte langen, tausendfach verschiedenen Inhalt dieses raschen, kurzen Wortes! Doch der Duft der ersten Veilchen umwehte sie und zog durch ihre Träume. Da vergaß sie das Unglück und träumte vom Glück. —

Während dessen saßen die letzten Gäste, zwei junge Männer, im Gasthof zum goldenen Löwen tief versunken in ihr Gespräch und kaum ahnend, daß die Uhr schon auf elf wies. Der eine war Gerichtsadjunct beim Strafgericht. Es war ein feiner Kopf. Aus den hellen mit goldener Brille bewaffneten Augen lachte Witz und kluger Sinn und um die dünnen Lippen spielte Freude und Genuß. Die Haltung des ganzen Männchens war beherrscht von einer beweglichen Eleganz. Herr Germann hatte in

Prag ſtudirt und dort den jungen Doctor Ritter „aus Leipzig" kennen gelernt. Der war nach Prag gekommen, um da an dem Beſten, was die Stadt damals bot, an der berühmten Facultät zu ſtudiren. Und nun fanden ſich die ehemaligen Kameraden und Studienfreunde in der geographiſchen Mitte zwiſchen Leipzig und Prag wieder. Der Eine war noch immer lebensfroh und ſorglos wie damals, der Andere war von Kummer zerriſſen, kaum nach langer Krankheit wieder geneſen und ſchüchtern die Fragen des neuen Lebens erwartend. Was gab es da zu erzählen von luſtigen Abenden, von tollen Streichen, von heiteren Katheder-gewohnheiten der Profeſſoren! Was wurden da Namen von Mädchen genannt, die ſich für den „Ausländer" begeiſterten, für ſeine Sprache, ſeine Poeſie, und die nun alle ehrſame Hausfrauen ſchon geworden und gar oft nichts mehr von Poeſie und Begeiſterung wußten, die auch nichts mehr von Dr. Ritter wußten und wenn ſie an ihn erinnert wurden, wie einer flüchtigen Bekanntſchaft ſeiner gedachten. Und doch hat der Mann mit ſeinen weichen braunen Augen Mancher das erſte, beſte Liebesglück gebracht! —

„Was würden all die Frauen ſagen," rief Herr Germann, „wenn ich ihnen erzählte, daß ich Sie wieder geſehen und bis elf Uhr Nachts wieder mit Ihnen geſchwärmt habe?"

„Und noch dazu wieder über ein Weib!" entgegnete Ritter mit einem langen, faſt ſpottenden Seufzer.

„Heute aber über ein unglückliches Weib oder über ein Weib, das es werden will!"

„Sie kennen alſo Fräulein Helene?"

„Seit ſechs Jahren. Seitdem ich eben hierher verſetzt wurde. Sie war damals vierzehn Jahre alt und ich blieb oft des Weges ſtehen, wenn das ſchöne Kind zur Schule ging. Und als ſie nach langer Abweſenheit, ſie war in Dresden, um dort in einem Penſionat ſich auszubilden, zurückkehrte, da blieb ich wieder ſtehen und ſah mir die ſchön erblühte Jungfrau an und oft verweilte ich unter den Fenſtern ihres elterlichen Hauſes, wenn ſie auf dem Klavier phantaſirte. Ich liebe ſonſt die Mädchen nicht am Klavier. Ich bin ſelbſt ein zu guter Muſiker, um ſo nervöſe Gänſefüßchen auf den Taſten herumtanzen zu ſehen. Aber das war nicht die Hand eines Mädchens, das war die Hand eines männlichen Künſtlers, die da in die Accorde griff. Ich hätte mich in ſie verliebt und da ich es nicht that, kann ich es ſagen. Ich hatte ja ſchon Vater und Mutter und die ganze Sippe kennen gelernt, die ſich um das Mädchen ſchloß, wie die Dornreiſer um die junge Roſe. Was heißt dieſen Geldſäcken gegenüber Menſchenherz und Gefühl? Da kommt nun vor beiläufig acht Monaten eine Tante und ſagt: Dort am Rhein iſt mein Kind verheirathet. Sie hat einen Mann kennen gelernt, der mit Nutzen Seidenſtoffe verkauft. Der will Euer Kind. Niemand weiß was

Schlechtes von ihm zu sagen. Gebt ihm Euer Kind. — Und der Mann kommt. Er hält Brautschau. Und der Vater ist zufrieden! Er verkauft Seidenstoffe mit Nutzen! Und die Mutter ist zufrieden! Er ist klug und reich! Und die Tante entdeckt verborgene Schätze in dem Mann. Da wird gebeten, überredet, geweint, endlich sagt das Mädchen Ja und das Goldbergwerk reist ab. Er hat die Tochter — am zwölften Mai ist Hochzeit. Fünfundzwanzigtausend Thaler sind ihm versprochen. Wenn die Eltern sterben, erhält er das Vierfache noch nach! Das Andere ist Nebensache. Er wird immer mit Nutzen verkaufen — und es wird eine glückliche Ehe sein!"

So plauderte der Mann fort und enthüllte unserm Freunde die Geschichte, die sich alle Tage auf Gottes schöner Erde abspielt.

„Und Sie glauben nicht, daß Ihre Liebe gelohnt worden wäre, wenn Sie sie nur hätten gedeihen lassen?" frug Ritter seinen Studienfreund, als dieser mit seiner launigen Schilderung geendet.

„Ja, wär' ich schon Advocat, wofür ich mich jetzt vorbereite, da läg' die Sache anders, dann schwänden viele der Bedenken, welche Helenens reicher und kluger Vater dem Beamten gegenüber geltend macht, der ich so noch bis auf Weiteres bin. Doch, Freund, Sie müssen zu Bette. Für einen Reconvalescenten ist 12 Uhr just nicht die beste Zeit zum Schlafengehen."

Die beiden Freunde erhoben sich, grüßten den Wirth, der mit sehr verbundenem Lächeln dem Herrn Gerichtsadjuncten sich empfahl und trennten sich bald an der Ecke der Straße mit einem warmen Händedruck. Doctor Ritter schritt langsamen Schrittes über den Ringplatz und da, wie er sein Haupt zum klaren Himmel erhob, fielen seine Augen auf ein Dachstübchen, dort im Hause seines Freundes Glaner. Die beiden Fenster waren noch hell erleuchtet, aber keine Gestalt, kein Schatten schwebte an dem lichthellen Raum vorbei.

„Was macht die junge Braut noch?" sagte Ritter für sich und schritt auf sein Haus zu. „Ach! vielleicht schreibt sie ihrem zukünftigen Gatten: «die Seide mit Nutzen verkauft»."

Sein Blick verdüsterte sich und seine Lippen preßten sich fest aufeinander. Doch wenn ein Seufzer ihnen entschlüpfte, drückte er die Hand auf's Herz, als wollt' er ihn tief in der Brust ersticken. So schritt er dahin und dachte des Mädchens, das er kaum kannte und deren Leben und Zukunft er doch schon prüfte und erwog. Und ferne dem Mann saß ein schönes, blondes Weib, hielt die Hände in ihrem Schooß gefaltet und sah mit matten Blicken vor sich hin. Sie wußte nicht, was sie dachte, sie wußte nicht, was sie fühlte. Sie wußte nur, daß sie einen Mann geliebt, der niemals dieser Liebe glücklich ward. Sie dachte daran, sie fühlte es und sah sich unglücklich und ihn und konnte es doch nicht ändern.

II.

Frau Sophie Glaner war eine ſtille, ſorgſame, beſonnene Frau. Sie gehörte der Welt nicht an und ſorgte nicht um ſie und dachte nicht an ſie. Der Himmel weiß, ob ſie ſich ſelbſt gehörte, doch alle Welt anerkannte, daß ſie ihre Pflicht erfüllte. Und ſo war ſie ſtill und ſorgſam in Haus und Hof, war ſorgſam und beſonnen für Haus und Hof, dachte ihrer Pflichten und erfüllte ſie und war glücklich in dieſer Erfüllung. Ich glaube, die Welt hätte aus den Fugen gehen können, Frau Glaner wäre darüber nicht in Schrecken, wol aber in Sorge gerathen, damit Alles in beſter Ordnung in Unordnung gerathe. Sie hatte es ſo gelernt in der Schule des Lebens und das Leben iſt oft eine ſchlimme Lehrmeiſterin. Frühzeitig verwaiſt und ohne Beſitz und Vermögen, gehörte die Ruhe ihres Herzens dazu, ſich ſchnell in fremde und oft in die fremdeſten Verhältniſſe zu fügen. So trat ſie in das Haus eines reichen Mannes ein, die Haushaltung desſelben zu führen und die Kinder an Stelle der früh verſtorbenen Hausfrau zu erziehen. Dann hatte Herr Herder ſie in ſein Haus berufen in der Zeit, als die älteſte Tochter Helene nach Dresden zur weiteren Ausbildung abgereiſt war. Auch hier galt es, die Haushaltung zu führen, die kleinen Kinder zu beaufſichtigen an Stelle der Hausfrau, die keine Zeit dafür hatte. Da ſah Herr Glaner Fräulein Sophie wirken und ſchaffen. Er ſah ſie und fand, daß es auch für ihn Zeit ſei, ſeine Haushaltung zu ordnen. Er ſah ſie dann öfters und als er ſie immer wieder ſah, liebte er das Mädchen und heirathete das um einige Jahre ältere Fräulein. Es iſt übrigens möglich, daß er ſich niemals Rechenſchaft über ſeinen Eroberungszug abgelegt und die Ordnung desſelben nicht ſo ſtatt hatte, wie wir da oben aufgeſchrieben. Denn Herr Glaner, einmal aus dem Directionsbureau ſeiner Fabrik heraus, war etwas zerſtreut und niemals hat er mit dem Begriff der Ordnung eines Wohnzimmers ſich vertraut machen können. Er war ſtark kurzſichtig und das mag ein Grund mehr dieſer Feindſchaft zwiſchen ihm und der Ordnung geweſen ſein. Und ſo paßte Fräulein Sophie überaus gut in den Rahmen der Frau Glaner. Sie blieb auch jetzt noch, was ſie früher war: die ſtets ſorgende, immer klar blickende und ruhig denkende Frau, die treu ergebene Freundin ihres Mannes.

Doctor Ritter ſtand ihr neben ihrem Manne viel näher als alle ihre weiblichen Bekanntſchaften. Andere Männer kannte ſie nicht und ließ ſie nie näher in ihr Haus und Weſen blicken. Ritter hatte die Ehe mit Glaner aus der Ferne mit befördert, obwol er Sophie nur nach den Schilderungen des Freundes kannte. Das aber war ihm genug. Er kannte ſeinen Freund und wußte, was er bedurfte. Er war in den erſten Jahren der Ehe der ſtets mit Freuden begrüßte Gaſt, der da Leben und Frohſinn in's Haus brachte. Er ſchlang immer wieder die Bande der

Liebe der beiden Gatten fest ineinander, als sie manchmal sich zu lösen drohten. Denn Glaner beglückten keine Kinder und er empfand den Mangel sehr tief. Nichts kann Ehen fester schließen als Kinder, nichts kann sie leichter trennen, als der Mangel dieser erwarteten Freude. Ritter durchschaute den Grund der von Zeit zu Zeit erscheinenden Kälte, wußte zu trösten, zu zerstreuen, andere Ziele des Lebens auszumalen und brachte bald das Ehepaar über die Brücke der Zweifel und kummervollen Wehmuth dorthin, wo sie endlich entsagend den Verlust nicht mehr empfanden. Lebensfreuden im gegenseitigen Glück stellten sich ein, das politische Leben, die um sich greifende Ausdehnung der Fabrik hielten Herrn Glaner gefangen, so daß er nur in sich leben mußte, um allen Anforderungen zu genügen. Und so war eines Tages Doctor Ritter bei Frau Glaner, die emsig arbeitend in einer tiefen Fensternische saß, und sprach bald dies und jenes Wort über Ehe und eheliches Glück. Er hatte ja nicht gefunden, was er seinem Freunde so bereitwillig zu begründen mit geholfen, er konnte nicht über jene Kluft hinweg, die das sterbende erste Kind zwischen ihm und seiner Frau gerissen.

„Die Ehe ist ein eigenthümliches Glücksspiel," sagte er jetzt und ging raschen Schrittes durch das Zimmer. „Man greift in's Glücksrad, hat die eine Nummer in der Hand und die nächste wird gezogen. Sie ist die Bestimmung des Weibes, sein höchstes Glück; die Gesellschaft hat sie mit dem heiligsten Rechte ausgestattet, jede Religion nahm sie in sich auf, erhob sie zur göttlichen Institution und doch — noch kein Mensch, kein Gesetzgeber, kein Priester lehrte, wo die Wahrheit und Sicherheit des Glückes in ihr sind, wo sie gewiß in ihr zu finden sind."

Er hatte kaum ausgesprochen, als die Thüre sich öffnete und Helene hereintrat. Sie hielt ein zierlich gearbeitetes, mit rothem Sammet bekleidetes Etui, das nach Form und Zierlichkeit einen Schmuck zu bergen schien. Und es war so. Fern lebende Verwandte hatten, um nicht durch die Entfernung veranlaßt zu spät zu kommen, zu früh ihre Wünsche, begleitet von einem zierlichen, in Gold und Edelsteinen gearbeiteten Schmuck, der jungen Braut gesendet. Helene kam, um der Freundin ihres Elternhauses die Ueberraschung zu zeigen. Doch sie gewann kaum Zeit zu grüßen, sie konnte kaum den Schmuck zeigen, als Ritter ihn rasch ergriff und, ihn betrachtend, zu Helene sagte:

„Sie kommen gerade, da ich mit unserer Freundin über die Ehe und das so schwer und so selten zu begründende eheliche Glück philosophire. Und während wir so denken und sorgen, während jeder Mensch im Leben vielfach dahin gelangt, so zu denken, bewegen sich doch alle Menschen in der Sorge und dem Wunsche, Ehen zu stiften und sie glücklich zu gestalten. Da sendet Ihr Onkel aus Frankreich diesen Schmuck. Die vielgliederige Kette, die geschlossen wol die Unendlichkeit des Bandes und die Unlösbarkeit ausdrücken soll, die soll wol auch schon Ihr Ehe-

band bedeuten. Und der Mann in Paris kennt Ihren Bräutigam nicht; kennt Sie selbst kaum mehr und versucht doch, Ihr zukünftiges Glück schon zu symbolisiren. Und wenn es kein Glück sein wird —" Er hielt inne, denn wie er mit einem raschen Blick Helene ansah, bemerkte er, wie sie leicht erblaßte und ihre Finger krampfhaft um die Lehne des Stuhles sich zusammenschlossen, auf den gestützt sie seiner Rede lauschte.

Auch Frau Glaner blickte mit einem verweisenden Blick auf Ritter.

„O, seien Sie mir nicht böse, mein Fräulein," setzte er nun rasch hinzu, das Schmuckkästchen auf den Tisch stellend und Helenens Hand ergreifend. „Seien Sie mir nicht böse. Ich will nicht mit düsterm Blick für Sie in Ihre Zukunft blicken. Niemand kann Sie glücklicher wünschen als ich. Kommen Sie, setzen Sie sich zu uns. Hier auf dieser breiten Fensterstufe, zu Füßen unserer lieben Freundin, lassen Sie uns ein Stündchen plaudern, und wenn Sie wollen, vergnügt über Ehe und Eheglück sprechen."

Und sie folgte ihm willig. Er sprach ja so weich, so einschmeichelnd und tönend, daß es ihr laut im Herzen wiederhallte. Und wie er sie ansah, so warm und vertraut, und wie er noch einmal bat, ihm nicht böse zu sein, da gab sie ihm die Hand und sagte mit zurückgedrängter Stimme:

„Ach, ich weiß ja noch nicht, ob Sie Recht oder Unrecht haben."

„Nein," erwiderte er, „ich habe Unrecht. Sie, so schön, so gut und so treu, Sie müssen glücklich werden. Und wie immer ich mir den Mann denke, dem Sie nun bald angehören sollen, ich kann ihn mir nur edel, stolz und gerecht denken, um würdig solcher Gabe zu sein, die Ihre Liebe bietet."

Helene sah den Sprechenden groß an und suchte in dem glänzenden Auge, in den Lippen, die noch leicht bebten, ob das Wort, das sie eben sprachen, Scherz oder Wahrheit sei.

Frau Glaner ahnte ihre Gedanken und meinte: Herr Bergmann sei ein sehr braver Mann.

„Ach, liebe Sophie," fiel Ritter ein, „hören Sie mir auf mit Ihrem «brav!» Brav ist der Mann, der uns den Bissen Brod reicht, wenn wir hungern, den Trunk bietet, wenn wir dürsten. Ist denn brav Alles, was das Weib vom Manne erwarten kann? Darf eine junge, schöne Frau nicht mehr fordern? Und Sie, Helene, Sie müssen ihn edel fordern, damit er begreift, welch' Gut Ihre Liebe und Ihre Leidenschaft ist, Sie müssen ihn stolz fordern, damit er stets dies Gut als das höchste achtet, und gerecht, damit er für Liebe und Leidenschaft Liebe und Leidenschaft geben kann. Das nur kann die Ehe schließen, das kann sie allein glücklich machen, auch wenn kein Priester sie segnet."

Die beiden Frauen schwiegen. Frau Glaner senkte ihre Augen tiefer in die Arbeit. Helene sah starr vor sich hin, ohne zu ahnen, in wessen

Hand die ihre noch immer ruhte, ohne zu ahnen, wem sie den warmen, innigen Druck der Hand so warm und innig erwiderte.

„Ich brauche Sie mir," fuhr Ritter fort, „gar nicht als gesetzlich und rechtlich angetraute Frau zu denken, um Sie als glücklich und beglückend an der Seite des Mannes mir vorzustellen. Sie können nur lieben und das ist Alles. Sie können, wo sie lieben, niemals untreu werden. Ach, wär' das das Recht der Welt, es gäb' glücklichere Menschen und glücklichere Ehen! Die Zukunft wird auch noch das Recht der Liebe als höchstes Gesetz gestalten und Alles, was daneben noch gelten will, seiner Herrschaft berauben."

„Nein, die Menschen sind zu schlecht für solches Glück, zu habsüchtig und selbstisch, um es würdigen und genießen zu können." So sprach Helene halblaut vor sich hin.

„Wie? — Auch Sie können an der Möglichkeit einer solchen Zeit zweifeln?" Und Ritter dämpfte seine Stimme etwas und neigte sich, wie um nur für sie zu sprechen, zu Helene. „Sie, die Sie so allmächtig in Ihrer Schönheit sind, Sie könnten glauben, daß ein Mensch solchem Reiz gegenüber gemein denken könnte. Nein, Helene, Sie glauben das nicht! Sie könnten ja sonst nie glücklich werden, nie dem Mann, dem Sie angehören sollen, wirklich angehören. Sie müssen ja Alles von der Liebe und ihrer Leidenschaft erwarten, da man Sie ja verkauft hat. Was wird aus Ihnen, wenn Sie einst den Handel nicht mit dem Geheimnisse der Liebe bedecken?"

Helene hatte sich rasch erhoben. Ihre Linke preßte sich auf das unruhige Herz, ihre Lippen waren fest geschlossen und, wie um dem Verführer zu entfliehen, ergriff sie rasch das Schmuckkästchen und sagte unter nichtigem Vorwande: Adieu! Das Gesicht erglühte, als Dr. Ritter, sie zur Thür geleitend und dort sie noch einmal mit einem ganzen Blick erfassend, ihre Hand drückte, und ihr leise auf baldiges Wiedersehen zuflüsterte. — Wenige Wochen hatten die Bekanntschaft so gereift. Helene kam manchmal Morgens, um für Dies oder Jenes Rath bei Frau Glaner sich zu erholen und traf zufällig den Freund des Hauses. Sie kam des Abends, wo sie ihn bestimmt traf. Da hörte sie ihn sprechen, da folgte sie ihm in die Träume seiner Jugend, sie verstand die leisen Andeutungen seines Unglücks. Wie sie ihn in den ersten Tagen mit Interesse anblickte, sie sah ihn bald mit warmem Mitgefühl an. Da konnte Ritter im sinnigen Spiel dieser Neigung gar manchen langen Abend bis tief in die Nacht hinein scherzen und den Scherz mit Ernst verbinden und Thatsachen, reiche Erinnerungen mit Ideen, so daß bald alles Sinnen am Tage die unbedachtsame Freundin jeden Augenblick mit ihm und immer wieder ihm verband. Vor ihm, dem erfahrenen und geschulten Kenner der Herzen, lag rasch Sinnen und Fühlen der jungen Freundin offen wie ein Buch. Ja, sie war verkauft worden. Die Eltern und

Tanten hatten es abgemacht, die Verlobung war vor Zeugen mit Wort und Ring beſiegelt worden und da alle Leute den braven Mann rühmten, ſo glaubte es auch die Braut. Es hat auch einſt Augenblicke gegeben, in denen ſie das ihr mühſam abgerungene Wort nicht bereute. Er überragte ja, wenn auch nicht um Kopfeslänge, die Löwen der Stadt, er hatte ja Manches geſehen und gelernt und er war ja gekommen, ſie zu ſuchen. Das war einſt, das war vor kaum drei Monaten und nichts hat Treu und Glauben in dem ungeprüften und nicht verſuchten Herzen geſtört. Da nahte der Verſucher, das Gebäude erſchien voll Lug und Trug. Es wankte. Es ſollte ſtürzen und iſt geſtürzt.

„Sie thun Unrecht, lieber Ritter," ſagte Frau Glaner, als dieſer wieder an's Fenſter trat. „Sie kennen ja die Geſchichte dieſes armen Herzens! Was erregen Sie ſo trügeriſche Träume, die ja doch nicht erfüllt werden können."

„Warum nicht?" erwiderte er ſcheinbar ernſt.

„Warum nicht? — Weil das Mädchen Braut iſt und nicht mehr zurück kann!"

„Hindert das, den Geliebten mit Leidenſchaft zu lieben?"

„Nein! Aber ſie kann den doch nicht ſo lieben, der heut ihr Geliebter heißt und morgen ihr Mann."

„So mag ſie einen Andern, Würdigeren lieben."

„Was können Sie von einer ſolchen Verirrung haben?"

„Wenn ſie ſich in mich verliebt?"

„Können Sie ſolche Liebe befriedigen?"

„Warum nicht?"

„Sie ſind heut in toller, übermüthiger Laune!" ſagte jetzt Frau Glaner und erhob ſich, ihre Arbeit zuſammenſuchend. „Es iſt mit Ihnen nicht zu ſprechen, wenn Sie Dinge behaupten, die Sie doch ſelbſt nicht glauben. Aber merken Sie ſich Eines, lieber Freund: Helene hat ein leidenſchaftliches Herz, machen Sie mir das Kind nicht irre, Sie machen ſie unglücklich!"

„Wird man unglücklich, wenn man lieben lernt! Ach, Sophie, Sie ahnen gar nicht, wie zufrieden ich bin, wenn ich dem Mädchen in die Augen ſehe. Ich liebe ſie, wie mein Kind, wie meine Schweſter! Nein! Ich liebe ſie wie meine Geliebte. Ich bin hier geſund geworden, mit neuen Augen ſeh' ich das Leben an und wenn ich ſo lebensdurſtig ſie ſehe, dann glaube ich, daß ich glücklich bin und glücklich bleiben kann."

„Hören Sie auf, hören Sie auf!" wehrte Frau Glaner ab und hielt ausgeſtreckt beide Hände gegen ihn. Und ſich zur Thüre wendend, hinter der ſie Schritte hörte und gleich darauf ihren Mann eintreten ſah, rief ſie aus: „Gott ſei Dank, daß Du kommſt! Führ' mir den Mann da in's Freie — es iſt nicht mit ihm auszuhalten!"

„Mit Dir auch nicht! Du ſiehſt ja ſchrecklich erregt aus!" erwiderte

Herr Glaner, Hut und Stock in der Hand behaltend. „Es ist ein prächtiger Frühlingsabend da draußen, so prächtig, daß es selbst mich aus dem Bureau trieb. Das heißt, es gab eben nichts zu thun!"

„Entschuldigen Sie Ihren Leichtsinn nicht, Glaner!" warf Ritter ein.

„Ich bin gekommen, um Sie zu einem Spaziergange abzuholen. Die Elbe fließt so silberhell und frühlingsmunter dahin und die Promenade schießt an Ecken und Enden schon in die Blätter und Blüthen. Also kommen Sie."

„Ich werde Reue und Leid in der freien Natur erwecken und Abends meiner guten Sophie den Hof machen, auf daß sie nicht eifersüchtig wird!" So scherzte Ritter im Uebermuth seiner Laune und ging, der zürnenden guten Frau grüßend die Hand küssend, mit fröhlichem Lachen zur Thür hinaus. Da spielten freundliche Sonnenstrahlen auf den schlecht gepflasterten Straßen und neckten schon den Staub in die Lüfte, wie mit dem nicht fernen Abend ein leichter duftiger Wind von den Bergen der sächsischen Schweiz durch die Straßen strich.

Manch Einer hatte heut früher seinen Arbeitstisch verlassen, um in's Freie und auf die Promenade zu eilen. Das war nun freilich nichts mehr, als ein langer Weg längs der Straße mit einigen Biegungen und Seitenwegen, hin und wieder mit Flieder und Goldregen bepflanzt und ausnutzend den Schmuck reicher Fruchtbäume, die die Landstraße zierten, und die naheliegenden Gärten der Bürger. Aber es war ja Frühjahr und daneben strömte die sanfte Elbe mit ihrem frischen, von leichten Wellen gekräuselten Wasser und weithin konnte von jedem Punkt der Blick ausschauen nach den duftigen Bergen. Da wird jeder Weg schön, wenn er auch selbst nicht verlocken und genügen mag! Heut deckt der hohe Damm der Eisenbahn den einstigen Spaziergang der Bürgerschaft unseres Städtchens und der Reisende grüßt schon von ferne das schöne, hier sich entfaltende Bild. Die beiden Freunde schritten tapferen Schrittes die Straßen entlang nach dem Ufer der Elbe. Glaner hat Ritter gefragt, was es denn zu Hause zwischen ihm und seiner Frau gegeben. Dieser hatte ausweichend geantwortet. Da schwiegen Beide und gingen nun, nachdem sie die Promenade erreicht, schlendernd des Weges entlang. Wer sie so sah, der mußte wie Helene an jenem vertraulichen Abend, an dem sie Ritter erst kennen lernte, fragen: Wie kommt ihr zusammen? Sie kamen eben zusammen, wie sich so oft das Verschiedene findet. Das ernste Geschäft brauchte zur Erholung den kühnen Flug des Geistes, um auch des Himmels eingedenk zu sein; die freie Phantasie bedurfte der nüchternen Erkenntniß, um stets an die Erde und ihre Bedingungen gemahnt zu werden. So fanden sich die Freunde, so hielten sie fest an einander. Grundverschieden in ihrem Wesen, wie in der äußeren Erscheinung, waren sie sich eine Nothwendigkeit, eine stets lebendig wirkende Ergänzung. Niemals hatte Ritter über das Verhältniß nachgedacht, obgleich es ihm

ganz klar im Bewußtsein war. Niemals hatte Glaner darüber nachgedacht, und doch war die Gegenseitigkeit der Freunde ihm naturgemäß und gerecht erschienen. Heute vielleicht, das erste Mal, heute kam bei den Freunden die Verschiedenheit ihres Wesens als etwas Trennendes vor. Ritter wollte die an ihn gerichtete Frage nicht beantworten, weil er wußte, daß Glaner für seine Ideen, soweit er sie selbst dem Manne gegenüber aufrecht halten wollte, kein Verständniß habe. Er hatte ihn nie von dem Recht des Herzens überzeugen können. Glaner setzte ihm stets die Gewalt des Verstandes, die Macht und das Recht der Nützlichkeit, die Ordnung der Gesellschaft entgegen. Heute fühlte Glaner seine Grundsätze ihn mächtig drücken. Er ahnte, daß Ritter etwas verschweige, was er, nach des Freundes Glauben, nie und nimmer verstehe. Gern wär' er heute auf die Erörterung eingegangen, selbst geneigt wäre er, in Manchem dem Freunde nachzugeben. Die Frühlingsluft umspielte mit so weichen Fingern sein sonst so starkes Herz und — nun mit sechsunddreißig Jahren kann man immer noch manchmal irre werden an seinem Glauben: da war es ein Trost den beiden stummen Spaziergängern, daß ihnen Germann entgegen kam und schon von ferne ihnen zuwinkte und grüßte:

„Halloh, ich komme, Euch einzuladen, nächsten Sonntag nach dem Schreckenstein auszufliegen!" rief er sie an und drückte mit unverwüstlicher Bonhomie den Bekannten die Hände.

„Das hat doch immer nur die Freude, den Spaß und das Vergnügen im Kopf!" lachte Glaner, froh, seine frühere Stimmung mit einem Scherz los zu werden.

„Also nach dem Schreckenstein soll der Weg gehen? Da müssen wir mit. Ich kenne das schöne Raubschloß nur von außen. Ich muß es diesmal, eh' ich abreise, von innen sehen. Wir kommen, Herr Germann, und hoffen, daß Ihr Talent Alles bis auf den blauen Himmel bestens anordnen wird." So sprach Ritter und drückte dem muntern Festordner die Hand.

„Ich kann nicht!" lehnte Glaner ab. „Werde Nachmittag vielleicht nachkommen!"

Damit war die Sache abgemacht. Germann und Ritter wußten, daß Glaner, jeden Tag an die Partie erinnert und gedrängt, sie ganz mitzumachen, bis zum Sonntag Nein sagen wird. Dann hat er sein geschäftliches Gewissen beruhigt, er kann es nicht weiter abschlagen, er folgt der „höhern Gewalt", wie das Strafrecht sagt, ist Sonntags der Erste auf dem Platze und der Lustigste von Allen.

So trennten sich die Bekannten. Germann ging seine Gäste suchen und wie er dahinschlenderte, summte er, dem Herrn für den schönen Himmel und seinem Dichter für die guten Gedanken dankend, so vor sich hin:

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick!

Glaner, brummend und spottend über die Vergnügungslust der Menschen, und Ritter, ihn neckend, doch auch einmal einen Tag das Leben zu genießen, — so gingen die beiden Freunde weiter. Da biegen sie in einen Seitenweg, dessen Anfang ein schöner, in voller Blüthe prangender Flieder verdeckt und stehen vor Helene und ihrer Tante. Es hatte sie auch nicht im Zimmer geduldet, das warmfühlende Mädchen! Da schwirrten die Worte Ritters in den engen Mauern hin und wieder; das summte und neckte und wollte nicht weichen. Sie griff zur Nadel und konnte nicht nähen, sie trennte eine für ihren Bräutigam angefangene Stickerei wieder auf. Doch ach, das ging so schnell und sie saß wieder da und die Worte des bösen Mannes summten und — neckten ihr Kopf und Herz.

Da sprang sie auf, nahm Hut und Shawl und eilte fort, hinaus in die befreiende Luft des herrlichen Frühlingstages. Sie wollte ihre Tante suchen, die wird sie begleiten. Die Mutter hat ja keine Zeit in trauter Abendstunde, wenn die Sonne noch freundlich im Scheiden grüßt, mit ihrem Kinde sich zu ergehen. Sie hat keine Zeit für das Herz ihrer Tochter und ihren Geist. Aber die Tante hat Zeit. Die sitzt am Fenster auf einem Fenstertritt und zählt die Leute, die da vorbeigehen und strickt alle möglichen Pläne in den Strumpf, mit denen sie das Leben jedes Einzelnen, der da kommt und geht, ausfüllt. Sie hat so die Ehe ihrer ersten Tochter ausgerechnet, sie hat dann die Verlobung Helenens ausgerechnet und sie wird auch die Ehe ihrer jüngeren Tochter ausrechnen. Da sitzt sie im Fenster und breitet ihrer Nichte die Arme entgegen.

„Ja, mein Kind, wir wollen spazieren gehen. Ich sehe, Du kommst mich abzuholen. Ist mir sehr angenehm, bin augenblicklich bereit, mein liebes Kind. So, komm! Adieu, mein Kätzchen, führe dich brav auf, krieche mir nicht auf die Stühle und Kanapees. Komm, Helene, mein Kind! — Ach, wie das duftet. Die Straßen sind schon frühlingsfrisch. Das Herz geht einem auf. Nun erzähle mir, mein Kind, was Du den lieben ganzen Tag gethan. Ja, eine Braut weiß freilich nicht, wie sich die Stunden langsam abspielen. Als ich vor dreißig Jahren —"

Und so plauderte sie sich und ihr „liebes Kind" aus dem Hause heraus, durch die Straßen, nach der Promenade. Sie plauderte im Gehen und plauderte, wie sie so da auf der Bank saßen. Und wie gern ließ Helene sie plaudern! So war sie ja vor jeder Störung gesichert und ihre Gedanken konnten sich frei unter Gottes blauem Himmel ergehen. Was man im engen Zimmer nicht zu denken wagt, wir thun es leicht und ohne Mühen im Freien. Im Zimmer erdrückt es uns, unter dem freien Himmel spielen wir mit ihm. Und sie spielte mit ihren Gedanken jetzt und ging ihnen nach und ließ sich von ihnen halten. Da nahen Schritte, der frische Sand knistert, da steht er ja wieder vor ihr, bei dem sie in Gedanken weilt und von dem sie nicht in ihren Gedanken lassen kann.

„Machen Sie auch den Narrenzug nächsten Sonntag mit, meine gnädige

Frau?" grollte Herr Glaner. „Dieser Germann hat Sie gewiß schon angefallen?"

„Ein allerliebster Mensch, dieser Herr Germann, mein bester Herr Glaner," erwiderte die Tante. „Ich konnte ihm nicht Nein sagen. Ich und meine Tochter werden mit von der Partei sein."

„Wünsche Ihnen viel Vergnügen!" murrte Glaner.

„Ja, Sie haben noch keine Kinder!"

„Lassen Sie's gut sein, meine beste gnädige Frau!"

Aber sie ließ es nicht gut sein!

„Wenn Sie einst eine Tochter haben werden, dann werden Sie begreifen, was die Pflicht einer Mutter ist. Man hat ja die Kinder, um sie zu zeigen. Man muß sie verheirathen. Heut zu Tage sucht man die guten Frauen nicht mehr im Haus —"

„Leider!" warf Glaner ein. „Man sucht sie mit Recht auf dem Schreckenstein!"

„Und Sie, mein Fräulein, werden die schöne Partie nicht mitmachen?" nahm Ritter das Wort, zu Helene gewendet.

„Die hat ihren Mann, mein bester Herr Doctor!" erwiderte statt Helene die gute Tante. „Die braucht nicht mehr unter die Leute zu gehen."

Und sie stand auf und schritt, an ihrer Seite Herr Glaner, den schmalen Weg entlang dem Hause zu. Ritter ging mit Helenen.

„Kommen Sie, Fräulein Helene!" sagte Ritter halbleise. „Die Partie wird fröhlich sein und nach der langen Winterruhe unsere Geister erfrischen. Sie müssen mit in der Gesellschaft sein."

„Für wen hab' ich noch Interesse?" erwiderte Helene und bereute, kaum gesprochen, das leere Wort. Aber Ritter griff es auf und kehrte es zu einer ihr ungeahnten Tiefe.

„Ich kenne einen Menschen," sagte er traurig und seine Stimme zitterte in ihrem Ton jedem Worte nach, „ich kenne einen Menschen, der, lange krank, nun wieder am Leben sich erfreut. Er sehnt sich hinaus in die schöne Natur und möchte dort, wo ihn das freie Leben von Wald und Feld umgibt, gern in zwei dunkle Augen sehen, wie sich das Glück und der Segen der Natur darin spiegeln mag. Ihm sind die anderen Menschen nur Puppen und wenn sie seinem Wege folgen, nur leere Schatten. Sie allein mit den dunkeln Augen lebt für ihn. Sie könnten, Helene, diesem Menschen einen glücklichen Tag schenken!"

„Ich werde meine Mutter fragen!" hauchte der halbgeöffnete Mund und sog in schnellen Zügen die frische Abendluft ein.

„Nein, Sie müssen selbst entscheiden! Sie können es ja. Ihre Mutter wird Sie nicht hindern. Sie können Ihrer Tante sich anschließen. Niemand wird darin etwas Besonderes finden. O, sagen Sie, daß Sie kommen. Ich denke es mir so schön, Sie mitten in der erwachenden

Natur zu sehen. Sie erwachen ja auch jetzt erst zum Leben, jetzt, wo Sie bald mit vollen Händen in das Geheimnißvolle alles dessen greifen, was das irdische Leben an Lust und Freude bietet. Dort will ich Sie sehen und wenn ich dort Ihre Hand drücken darf, dann will ich glauben, daß es wahr ist, was Sie mir schon oft gesagt haben, daß Sie in mir einen Freund suchen und finden wollen. Freundschaft will Vertrauen. Dort, wo nichts uns an die Beschränkung der Stadt mahnt, dort, wo die erste Lerche hoch im reinen Himmel sich erhebt, dort müssen Sie mir vertrauen, was Sie sind, was Sie sein können. Dort lassen Sie mich einmal in dem stillen Mädchen das Weib ahnen, das bald ein Anderer, Fremder, sein eigen nennen wird."

So waren sie vor das Haus ihrer Eltern gekommen und ahnten gar nicht, daß die Leute, die des Weges kamen, das Paar musterten und ahnten gar nicht, daß die Tante und Herr Glaner schon lange vor ihnen standen. Da gab Helene zum Abschied Ritter die Hand und ohne daß es die Andern verstanden, sprachen die Augen lauter als der Mund: „Ich werde kommen!"

Und sie kam! Mit reinem Glanze stieg die Sonne empor und höher und immer höher, bis sie die weite vom böhmischen Mittelgebirge nach Südwesten sich ausbreitende Ebene mit ihrem vollen Glanze ausfüllte. Die Wellen der Elbe tanzten lustig im frohen Scheine des jungen reinen Lichtes. Die Blüthen der Bäume öffneten sich, um den silberhellen Thau einzusaugen und es flüsterten auf weiten Feldern die Halme ihre Freude und Zufriedenheit einander zu. Manch Käferchen, das früh der Frühling bringt, kroch schon geschäftig über den Weg, auf den Gesteinen sonnte sich die Ameise und hin und wieder huschten schon die weißen Falter durch die Lüfte. Hoch oben aber im blauen klaren Aether sang die Lerche.

Dem Landungsplatz der Elbdampfschiffe entlang gehen zwei Männer mit hurtigem Schritt auf und nieder. Sie genießen die erste Schöne des Tages. Sie sind gut im Innersten ihres Wesens, klar und bewußt alles dessen, was sie anstreben und wollen. Ihre kräftigen Naturen regen sich im Anblick der üppigen, strebenden Fluren, der Halme und Bäume, der Gräser und Blumen. Er war der Erste auf dem Platze, der grimmige Feind der Landpartien. Und kaum erwacht aus festem, ruhigem Schlaf, hatte er beschlossen, die Freude der Andern mit zu theilen. Und wenn er sich auch vornahm, noch die ersten Stunden des Tages zu murren über „die Narrethei der Menschen", so regte sich doch in ihm schon Laune und Lust, mit denen er die Stunden sich und Andern würzen wollte. Kaum angekleidet holte Herr Glaner seinen Freund. Doch eh' er ging, ermahnte er noch seine zögernde Frau, sich zu sputen und nicht über ein mögliches Stäubchen auf Schrank und Kisten die Zeit der Abfahrt zu versäumen. Er wußte nicht, daß seine Frau und Helene beschlossen, mit einander zu gehen.

„Sie haben es doch durchgesetzt," nahm Glaner das Wort, „daß Helene heute mit von der Partie ist."

„Ist denn der Brautstand ein Gefängniß, eine Klosterzelle, der das Weib unempfindlich macht für die Freuden des Lebens und der Natur?"

„Das nicht; aber Helene hat es Herrn Germann abgeschlagen, mit von der Partie zu sein!"

„Und da hat sie ganz Recht, wenn Herr Germann allein die Partie macht. So aber —"

„Gehen Sie mit," fiel Glaner ein, „und das ist ein Grund."

„Warum nicht? Helene weiß, daß ich mich ohne sie nie der Gesellschaft angeschlossen hätte. Ich liebe die Freuden der Natur allein oder mit einer, nur einer mir verwandten Seele zu genießen."

„Haben Sie ihr das gesagt?"

„Nein, aber Helene ist empfindsam genug, um es zu ahnen."

„So!?" erwiderte Glaner mit ernstem, gezogenem Ton.

„Was wollen Sie damit sagen?" frug Ritter, seinen Freund scharf anblickend.

Glaner hatte die Augen zu Boden gesenkt, und wie er einen Augenblick stille stand, zeichnete er wirre Linien in den Sand, löste sie auf und verband sie dann zu einer klaren, bestimmt ausgeprägten Gestalt. Es war, als ob er durch das Bild seine eigenen Gedanken erst klären wollte. Dann legte er vertraulich die Hand auf die Schultern des Freundes und sprach: „Freund! Ich nahm zuerst das leichte Spielen Ihres Witzes, die Bilder Ihrer Phantasie, die Sie so oft vor Helene entrollten, für eine einfache Thätigkeit Ihres regen Geistes, der durch die Krankheit und die Einsamkeit bei uns zu lange in zu enge Grenzen eingeschnürt war. Da hör' ich von allen Seiten mehr. Ich selbst sehe anders. Wohin führen Sie das unerfahrene sorglose Mädchen?"

„Vielleicht zum Bewußtsein irdischen Glücks," antwortete Ritter ruhig und wie längst die Frage seines Freundes erwartend.

„Und wenn Sie selbst die Zügel, die heute das Spiel noch leiten, verlieren?"

„Das werd' ich nicht!"

„Wie, haben Sie die Leidenschaft, wenn sie erregt nach dem Genusse stürzt, mitten im Wege schon inne halten sehen?"

„Nein; aber vielleicht kann ich es sehen und Ihnen zeigen."

Nach einer langen Pause antwortete Glaner mit ruhigem und fast weichem Ton:

„Sie machen mich irre in meiner Sorge, Sie machen mich irre in meinem Kummer. Ich weiß, daß Ihnen Ihr Wort stets heilig war. Ich weiß, daß Sie des Menschen Herz kennen und beherrschen. Und doch, und doch wird der Mensch zum Sclaven, wenn er irrt, oder den Irrthum säet!"

„Guten Morgen!" rief es da plötzlich hinter den beiden Freunden und „Guten Morgen!" tönte es an den Enden aller Wege, die von der Stadt nach dem Hafenplatz führten. Herr Germann war mit einigen seiner Freunde soeben angekommen.

„Ach! Das Heer der Narren!" rief lachend Herr Glaner, der seinen innern Menschen, das Geschäftsleben hatte ihn dafür geschult, sehr gut mit dem äußern bedecken konnte.

„Das Heer der Narren begrüßt die Vorposten desselben!" erwiderte Germann und eilte in den Hafen, um zu sehen, ob die Kähne, die die Gesellschaft an das andere Ufer bringen sollten, in Ordnung, trocken und gut ausgerüstet seien.

Die Gesellschaft war bald vollzählig und unter Lachen und Scherzen vertheilte man sich in die Kähne. Niemand ordnete den Zug oder wies den Gästen die Plätze an, aber es traf sich so zufällig und war doch auch ganz natürlich, daß Ritter und Helene in denselben Kahn stiegen, daß sie, als die Gesellschaft am andern Ufer ankam, neben einander und mit einander gingen. Ritter kannte ja die übrigen Damen fast gar nicht und er war schon, wie Alle wußten, ein sehr vertrauter Freund Helenens geworden. Niemand störte daher die Beiden, wenn sie einige Schritte hinter den Uebrigen zurückblieben, oder eben so weit die Gesellschaft überholten, oder gar, ohne der Andern zu achten, mitten in sie geriethen. Uebrigens sprach Ritter mit seinem vollen Organ auch, absichtlich oder ohne Absicht und nur seiner Gewohnheit folgend, so laut, daß bald Der, bald Jener Zeuge des Gespräches war. Doch die übermüthige Gesellschaft hatte heute wenig Interesse, den verwegenen Naturbetrachtungen zu folgen, die Ritter anstellte. Sie wußte ja nicht, was er für Helene sprach, wenn er einem Vogel, der just aus den Zweigen huschte, mit den Augen folgte, dann sah, wie er ein Körnchen wo erhaschte und nun raschen Fluges wieder zurückkam. Und wenn Ritter vor einer Blume mit voller Blüthe und mancher noch träumenden Blüthenknospe stehen blieb, sie Helenen zeigte und sich dann neigte, um die volle Blüthe und die Knospen der Blume zu küssen. Bald kam da wol der Eine oder Andere der Gesellschaft und sah sich das mit an. Aber er ging wieder und hatte nicht verstanden, was er gesehen und hatte es bald vergessen. Nur die Tante gewann keine Zeit für ihre Nichte. Sie hatte mit ihrer flachsblonden Tochter gar viel zu schaffen. Sie wußte immer einen Unverheiratheten aufzulesen, um mit ihm über das Glück der Ehe zu sprechen.

Germann hatte sich heute ganz innig an Frau Glaner angeschlossen und versuchte mit Zartheit und Vorsicht von ihrem Zusammenleben mit Helene und Ritter zu hören. Der feine Genußmensch hatte mit klugem Blick erkannt, welchen Reiz Helene für die leidenschaftliche Natur Ritters haben mußte. Und so spielte er bald hier, bald dort an, gab bald scherzend in einigen Reden etwas zu, bald vertheidigte er gegen manches harte Wort der Leute Helene und Ritter.

Aber Frau Glaner war klug und weise. Sie wich den Fragen aus, sie hörte ruhig der Schilderung manches Stadtgespräches zu. Sei taktvoll! sagte sie sich immer, seitdem sie etwas über das ihr liebgewordene Mädchen kommen sah, was sie selbst noch nicht bestimmen, aber schon auch nicht hindern konnte. Und einer Frau nützt Takt mehr als Verstand. Das liebte ihr Mann so sehr an ihr, er, den die arbeitende Kraft des Verstandes so oft fortriß. Er ließ daher ungestört seine Frau an der Seite Germanns, obwol er wußte und durch manches Wort, das an sein Ohr schlug, sich denken konnte, was der Gegenstand ihres heimlichen Gespräches war. Und so eilte er hin und wieder und war oft an Helenens Seite, bald mit guter Absicht, bald ohne sie, und dabei ertönte manch empfindsames Wort aus der derben Prosa seiner Lebensanschauungen.

Durch blühende Wiesen und unter dem leichten Schatten blüthenreicher Bäume stieg die Gesellschaft das Hügelland hinan und grüßte nach kurzem, frohem Marsch den alten romantischen Schreckenstein.

Das alte Schloß, halb verfallen und nur in wenigen, auf einem schräg in die Elbe abfallenden Felsen erbauten Theilen gut erhalten, grüßt plötzlich, wenn man den letzten Hügel des wellenförmigen schönen Landes überschreitet, den Wanderer. Es sitzt da in grünen, friedlichen Feldern wie ein Traum aus vergessenen Tagen. Eitel Staub ist er geworden, der Schreckenstein vergangener Zeit. Manche Sage aber hat sich von ihm bei den Leuten im Lande erhalten, und bald erzählt sie den Gästen Herr Germann, wie sie durch das Thor in den Vorhof schreiten, die verfallenen Gemächer durcheilen und die noch gut erhaltenen großen Räume, die gegen die Elbe sich hinkehren, in Augenschein nehmen. Bald ergreift Herr Glaner das Wort, und wie er die Gesellschaft in die halbverschütteten Kellerräume führt, erzählt er jammervolle Geschichten von den gefangenen Jungfrauen, die hier ihre Seele ausweinten, bringt dann einen vom Regen ausgewaschenen Stein hervor und zeigt die Grube, die da die Thränen einer Jungfrau ausgespült haben. Dann weist er nach einem Loch in der Mauer, durch das der blaue Himmel blickt, und erzählt mit großer Genauigkeit, wie die tugendhafte Seele eines mittelalterlichen Milchmädchens so an die Steine gerannt sei, als sie zum Himmel fahren wollte, daß sie dies Loch in die Mauer gerissen habe. „Man findet solche Milchmädchen heute nicht mehr!" setzt er mit großem Ernst und fast erstickter Stimme hinzu. Die gute Tante wischt sich eine Thräne aus den Augen.

Langsam tändelt sich der Tag dahin. Mit den Schüsseln und Tellern kreiste der feurige Czernoseker, die edle Melniker Rebe lustig in der Runde. Bald ertönt ein Lied, bald declamirt Germann ein sinniges Gedichtchen zum Preis des Frühlings und des Mondscheines, dann bringt ein Anderer eine Geschichte, ein Dritter ein lustiges, wenn auch altes Anekdötchen. Jetzt öffnet sich das Thor des Hofes und mit Tannenreis

und Feldblumen die Hüte und die Brust geschmückt, bringen einige der Freunde auf einer Bahre von grünen Aesten ein schön bekränztes Fäßchen. Man umtanzt es, man scherzt und lacht und zapft den jungen Gesellen, der da auf grünem Reisig liegt, munter an.

Endlich erhob sich nach dem langen, bis weit über den Mittag hinaus dauernden Mahl und lustigen Treiben die Gesellschaft und zerstreute sich in dem nahen Gehölz und in dem Innern des Schlosses, in denen der Wächter Bänke und Stühle aufgestellt. Die Einen spielten Karten, die Andern schlenderten durch die schattenkühlenden Waldbäume. An die Mauer mit seinem breiten Rücken gelehnt schlummerte mit grunzendem Schnarchen der lustige Steuerrath und die gute Tante sitzt neben ihm und strickt und freut sich, daß gerade jetzt in so traulicher Zeit Herr Germann mit ihrer Tochter durch den Wald spazierte.

Dort im vorspringenden Erkerzimmer des großen kühlen Saales saß auf dem breiten Steinrost einer Bank Helene! Sie schaute in die weite Landschaft hinaus und auf den sonnenumspielten, ruhigen Strom. Sie hielt ihren Kopf, die Finger in das lose, lockige Haar gedrückt, auf die Hand gestützt und die Rechte floß wie matt und müde in den langen Falten ihres schwarzen Kleides nieder. Wer doch den eilenden Gedanken eines schönen jungen Weibes folgen könnte, das da ihre Augen aufgehen läßt in der weiten Fülle der Natur! Manchmal zog sie die Rechte schnell herauf und drückte sie auf ihr Herz und ließ sie, wie ohnmächtig, das Toben da drinnen zu stillen, wieder sinken. Und wie sie so dasaß und wie sie so saun, wußte sie gar nicht, daß längst, halb zu ihr geneigt, Ritter neben ihr stand und mit seinen Blicken den ihren folgte und mit seinen Gedanken den ihren sich verband. Sie legte die Hand in seine Hand, als wär' er nur das Bild ihres Traumes und als er sprach, da lauschte sie der Stimme, als wär' es das Hauchen einer körperlosen Gestalt.

„Ich möchte wissen" — sprach sie dann vor sich hin — „wie das so blüht und immer wieder blüht und sich freuen kann mit jedem Tag fort in die Ewigkeit!"

„Wie das blüht und immer wieder blüht im ew'gen Wechsel der Zeit, das weiß kein Mensch, das weiß nur der, der in seiner unendlichen Fülle den Augenblick gibt zum Genuß und dem Andern zum Tod."

„Müssen wir sterben, wenn wir genießen?"

„Wir sterben ewig, wenn wir nicht genießen."

„Laß mich leben!" hauchte sie und sank wie träumend an seine Brust.

Niemand sah es, Niemand ahnte es, Niemand wußte es, wie ein schmerzlicher, zitternder Seufzer sich ihrer Brust entrang und sie hinaus eilte, in den dunkeln Gang, ihre glühenden Lippen zu verbergen.

Niemand sah es, Niemand ahnte es, Niemand wußte es, wie ein selig zitternder Seufzer sich der Brust des Mannes entrang, der, die Hand auf's Herz gepreßt, da in der Fensternische stand und hinausschaute in

die weite, freie, reine Natur. Die Augen glühten ihm im ziellosen Blick. Die vollen frischen Lippen preßten sich fest auf einander, um das Jauchzen seines Herzens in's Innere der Brust zu bannen, daß Niemand ahne, was er hoffen darf, und was er ersehnt.

Doch durch die Lüfte tönte und rauschte es und in den Wäldern flüstert's:

Ferne daheim sitzt ein schönes, blondes Weib und hält die Hände in ihrem Schooße gefaltet und sieht mit matten Blicken vor sich hin. Sie weiß nicht, was sie denkt, sie weiß nicht, was sie fühlt. Sie weiß nur, daß sie einen Mann geliebt, der niemals dieser Liebe glücklich ward. Sie denkt daran und fühlt es und sieht sich unglücklich und ihn, und kann es doch nicht ändern!

III.

Es ist ein sonderbares Ding der Glaube der Menschen. Er wird von Zweifel ergriffen bei Allem, was von Aristoteles bis auf Kant, von Christus bis auf Luther gelehrt worden. Aber bei dem, was „alle Leute" sagen, sind sie zu glauben bereit und kein Zweifel beschleicht sie. Wer sind denn diese „alle Leute"? Woher haben sie denn ihre Weisheit und ihre Unfehlbarkeit? Frage ich: wer sagt das? Antwortet man mir: „alle Leute!" Und ich muß es glauben. Wer hat das erzählt? „Alle Leute!" Ich darf nicht zweifeln. Sagt das Schlechteste von dem besten Menschen und setzt hinzu: Alle Leute sagen es und man wird an seinem Glauben irre. Die Menschen glauben eben gern, wo sie nichts zu denken haben.

Alle Leute sagen, Fräulein Helene ist in Dr. Ritter verliebt. Alle Leute sagen: Dr. Ritter macht Fräulein Helene den Hof. Alle Leute sagen: Es ist Unrecht von Helene, einem verheiratheten Manne sich anzuschließen. Alle Leute sagen: Es ist sündhaft, daß Dr. Ritter das „arme Mädchen" so umstrickt! Und geht Helene durch die Straßen, da flüstern sie sich zu: „Sie ist verliebt!" „Nun ja, sie ist ja Braut!" „Nein! das ist es nicht, sie liebt einen Andern!" „So, wer sagt das?" „Alle Leute!" Und kommt sie Sonntags aus der Kirche und blickt mit frommen Augen zur Erde, da sagen die früheren Gespielen: „Man darf sie nicht stören! Sie denkt noch betend an ihren Doctor Ritter!" „An wen?" fragt ein Naiver. „Wissen Sie das nicht? Sie ist ja in ihn verliebt!" Ach! „Ja wohl, es sagen's ja — alle Leute!"

Und es sagten's alle Leute. Nur Herr Glaner wußte es nicht. Er ging wol mehrmal des Tages durch die Straßen hinaus in seine Fabrik, er kam in's Kaffeehaus — aber „alle Leute" schwiegen. Sah er ja auch so ganz anders aus dieser Herr Glaner als „alle Leute". Der schaute nicht rechts, nicht links. Der frug gleich, wenn ihm „alle Leute" etwas erzählen wollten, nach dem, der es zuerst erzählt. „Wie heißen alle

Leute"? „Wer sind sie?" „Alle Leute ist für mich Niemand." — „Wer kennt Niemand, wer spricht mit Niemand?" und so fort. Mit dem Mann war ja über ernste Dinge nicht zu reden. — Er wußte nun freilich nicht, was alle Leute sagen, aber er trug einen schweren Gedanken in seiner Brust. „Wär' doch Helene schon fort," seufzte er oft, wenn er Abends mit seiner Frau allein war. Frau Glaner wußte wohl, was „alle Leute" sagten. Sie hatten es ihr nicht erzählt. Aber ihr suchendes Wesen war längst eingedrungen in das Gespräch der Stadt, hatte dort ein Wort, das ihr auf dem Wege in's Ohr kam, ergänzt, dort einen Blick, ein Zeichen erklärt. Sie glaubte nicht, was „alle Leute" sagten und sie schwieg darüber. Aber in ihrem Sinn suchte sie nach alles Wissen bestem Rüstzeug, nach ihrer Erfahrung und dachte nach über des Menschen Herz und wie man es leite und lenke. Und wie sie gefunden, was sie suchte, da war sie wieder still und sicher, ordnete ihr Haus und ihre Küche, grüßte den Freund, wenn er kam, mit freundlichem Lächeln und grüßte Helene, wenn sie, wie oft, gleich nach dem Freund in's Zimmer trat. Sie frug nicht nach dem Bräutigam, der nun schon mit den ersten Tagen des Mai gekommen war, sie sprach von der Vergangenheit und ihren schönen Tagen und scherzte dann über den Wechsel alles Geschicks und den Wandel menschlicher Gedanken und Gefühle.

Wär' sie nur wärmer gewesen, die gute Frau. Aber Frau Glaner mischte sich schwer in der Menschen Sinnen, und glaubte genug gethan zu haben, wenn sie leise dort dazwischen trat, wo sie den Weg zum Falschen eingeschlagen sah.

„Laß gut sein, mein Freund!" sagte sie dann oft zu ihrem Mann und strich ihm die Falten von der Stirn; „laß gut sein! Was da geschehen, können wir nicht ändern. Nur den rechten Weg müssen wir suchen und zeigen. Sei nicht hart, nicht gegen den Einen, nicht gegen den Andern! In drei Tagen ist Alles vorbei!"

„Ja, in drei Tagen!" seufzte Glaner, „o wären sie schon vorbei!"

„Die Augen offen halten! ist mein Grundsatz und da sein, wo wir und wann wir nöthig sind!"

Und sie schlief schon ruhig und still, da noch Glaner lange nicht den tröstenden Schlaf gefunden hatte. Er hatte es kommen sehen und wollte es doch nicht glauben. Ja, er hatte die lieben Menschen selbst vielleicht an einander gedrängt mit seinem Scherz und seiner Laune. Er hatte ja geduldet, daß sie sich sehen und finden bald hier, bald dort und oft auch in der leichtlebigen Gesellschaft der Stadt. Aber er hatte auch viel dem Freunde getraut und ahnte nicht, was menschliche Leidenschaft schaffen könne. Er war ja ohne Leidenschaft. Und nun sah er jeden Tag den Freund länger und öfter in seinem Hause, denn früher. Und jeden Tag sah er das liebe Mädchen, das er schon als Kind so lieb gehabt hatte, an seinem Tisch. Er sah das heiße Blicken Beider und sah,

wie die Hände länger in einander ruhten beim Kommen und beim Gehen, denn früher. Er sah den heftigen Wechsel der Stimmung seines Freundes und wie dieser bald übermüthig und voll Launen und bald umdüstert die Stirn und matt und abgespannt in Blick und Wort. Ach, das tobt in dieser Brust und weiß noch nicht, wohin sich wenden, dachte er bei sich. Und ernst und traurig sah er dann, wie sich die Stimmung des Freundes der Freundin mittheilte, wie sie, die Welt und sich vergessend, von seinen Launen sich tragen ließ und wie gebrochen sie und wie mit thränenvoller Stimme sie nur antwortete, wenn er mit langen, düstern Blicken sie anblickte. „Sie wird unglücklich!" seufzte Glaner und drückte die Finger zusammen, als wollte und könnte er Alles, was geschehen, zerbröckeln und nach den vier Winden streuen. Da, wenn solche Stimmung ihn beschlich, da antwortete er der Mutter Helenens sehr rauh, wenn sie ihn just nach der Tochter fragte. An die Ladenfenster am sonnigen Maitag gelehnt, rief sie ihn an und sagte vorwurfsvoll, daß er ihr die Tochter ganz entziehe:

„Sie lebt ja mehr bei Ihnen als bei uns. Ich sehe sie kaum am Abend und der Tag gehört nicht mir."

„Leider, leider!" rief da Herr Glaner, „verkaufen Sie Liebe statt Louisd'or und Sie gewinnen Ihr Kind!"

„Ein närrischer Mann!" sagte sich die runde Frau und blickte ihm nach, wie er mit langen Schritten die Straße forteilte.

„Aber ein tüchtiger Geschäftsmann!" setzte sie dann hinzu und hatte Tochter und Miether vergessen. In dem kleinen Kopfe hämmerte und arbeitete es wie in einer Münzstätte und alle Gedanken wurden zu Gold und alles Fühlen wurde zu Gold und das Gold sollten die Kinder bekommen und so wird Alles gut. Und hinter ihr, in einem kleinen, an den öffentlichen Laden anstoßenden Cabinet, saß Herr Bergmann, ihr zukünftiger Schwiegersohn. Die Lampe brannte oberhalb eines doppelpultigen Schreibtisches und warf ihr Licht auf Bücher und Papiere, die der junge Kaufmann prüfte und immer wieder prüfte. Und draußen schien die Sonne so warm und küßte die bräutlichen Fluren und küßte den bräutlichen Wald und schlich sich über die Blumen auf dem Fenster in das Dachstübchen Helenens und sah ihr in's Angesicht und klagte: Gelt, mein Kind, Du möchtest gern mit Deinem Bräutigam spazieren gehen, Dich zeigen, ihn zeigen und mit ihm nochmals die Spielplätze der Jugend und der frohesten Stunden besuchen. Aber der sitzt da unten und rechnet und sieht die Bücher Deines Vaters ein und bespricht mit ihm, wie und wann er das Heirathsgut erhalten soll und — — gestern ist er doch erst angekommen.

Ja, gestern war er angekommen und hatte sich, vom Landungsplatz der Dampfschiffe zu Fuß mit seiner Braut und deren Eltern, die ihn erwartet, die Stadt durchschreitend, den Leuten gezeigt.

Die Ankunft des Dampfschiffes war damals und ist heute noch ein Vergnügen, das gar Manchen herbeilockt, um den Reisenden unter die Nase zu sehen, den Weg zu verstellen, auf die Füße zu treten und andere Vergnügungen mehr zu genießen, die so umsonst bei solchen Gelegenheiten dem kleinen Mann sich bieten.

Auch Germann hatte sich unter die Neugierigen gemischt und als er die dicke Frau des Schullehrers bemerkte, sich rasch an sie angeschlossen. Nun begleitete er sie nach Hause.

„Halten Sie den Mann für Helenen passend?" frug er die dicke Frau, mehr um sein Urtheil zurückzuhalten, als das seiner Begleiterin zu hören.

„Warum nicht?" antwortete sie gedankenlos. „Er ist ein kräftiger, gesunder Mann!"

„Ja wohl!" ergänzte Germann rasch. „Schwarze, kleine Augen, schwarzes, etwas dünnes Haar —"

„Dünnes Haar? Das hab' ich noch nicht bemerkt!"

„Ich sah es, wie er mich grüßte, als ich ihm vorgestellt wurde."

„Aber er hat einen starken Bart!"

„Ja! Schwarzen Bart, unbedeutende Nase, unbedeutenden Munde, rothe Wangen, dito Hände. Einen breiten Rücken und breite Sohlen an den Stiefeln. Ein kräftiger, untersetzter Mann. Da sind Sie zu Hause, meine gnädige Frau! Ich empfehle mich Ihnen!"

Er eilte fort, ohne den Dank für die Begleitung zu erwarten. Er wollte andere Menschen sehen, hören, sprechen, andere, die anders denken als diese kleine fette Frau. Seinem prüfenden Geschmack war der neue Gast ein Greuel und ein Schauer durchlief ihn, in seinen Armen Helenens edle, stolze Gestalt zu denken. Er sprach auf der Straße neue Bekannte, er sprach alte Bekannte, er sprach im Kaffeehaus Leute, die er nicht zu seinen Bekannten zählte.

Am andern Tage sagten „alle Leute", daß Herr Bergmann wenig für Helene passe. Aber es ist zu spät, die Sache zu ändern. Sie wird sich fügen, sagten „alle Leute". Er ist ein tüchtiger Geschäftsmann. Er ist reich, und das kann sie trösten! Er ist ein braver Mann! Warum soll sie denn nicht zufrieden sein? fragten alle Leute. Glücklich? Du lieber Gott! Zufriedenheit ist Glück! So sagten alle Leute und ließen Braut und Bräutigam und warteten auf den dritten Tag, um an der Kirche zu stehen und das Brautkleid zu sehen und des Priesters Rede zu hören und nichts zu denken.

Weit hinter der Stadt durch einsame Feldwege und unter den wogenden Halmen des Kornes ging Ritter allein und vor sich hinbrütend. Er war nicht auf dem Landungsplatz, er war nicht im Kaffeehaus, er war auch nicht bei Glauer gewesen. Mancher klopfte dort an, um „einen Sonntagsgruß zu bringen" und „ein Stündchen zu plaudern". In Wahr-

heit wollten alle nur hören, was wol nun Herr Ritter sage und wie er es sage. Alle Leute hatten Interesse dafür und „alle Leute" konnten sich nicht denken, wie er wol die Ankunft des Bräutigams aufnehme. Und auch Helene kam noch am Abend herab, nachdem ihr Bräutigam, über Ermüdung klagend, sich empfohlen und nach seinem Gasthof, in dem er eingezogen, sich begeben hatte. So hatte es ja auch die gute Tante gehalten, als ihre Tochter heirathete. So mußte es auch Helenens Mutter thun. Die Tante weiß, was sich schickt. Und Helene erzählte, daß Mittwoch die Trauung sein sollte, dann wollte die Mutter im großen Saal des angesehensten Hotels mit Mahl und Tanz die Hochzeit feiern und noch einmal alle Freunde und Gespielen um die scheidende Tochter versammeln. Am andern Tage erst solle sie abreisen, da sie sonst die Nacht im Wagen und auf der Landstraße zubringen müßten. Mit dem Frühesten aber wird sie Donnerstag das Dampfschiff nach Dresden und weiter bringen. „Ich weiß nicht," setzte sie traurig hinzu, „wohin es gehen soll, was man die Hochzeitsreise nennt. Ich weiß nur, daß wir bald am Rhein eintreffen müssen, denn gerade jetzt sei in Herrn Bergmanns Geschäften große Ueberhäufung zu erwarten."

Und sie blickte nach der Thür, ob sie sich nicht öffnen und ein geliebter Mann durch sie schreiten und sich ihr zur Seite setzen und mit weicher Stimme ihr die Freuden des Lebens ausmalen werde, auf daß sie noch glauben und hoffen könne.

Aber er kam nicht und ihre Sehnsucht wuchs, und auch am Morgen des andern Tages kam er nicht und sie weinte stille Thränen mit hinein in die Kisten und Kasten, die sie öffnete und wieder schloß, in denen Alles bereits fertig für die Reise gepackt war. Und immer wieder wollte sie auspacken. Man wird ja so fremd im Elternhaus durch diese festverschlossenen Kisten und Kasten. Man gehört nicht mehr her und hat doch noch kein anderes Dasein.

Und wo ist denn die Liebe, an die man sich anschließt, auf daß man weiß, daß man sich wol trennt, aber dadurch nicht geschieden ist? Wo ist denn die Mutter, wo der Vater — wo ist denn der Bräutigam? Sie haben alle zu thun, zu ordnen, zu rechnen, Geschäfte abzuschließen. Nur die Braut ist allein. Da will sie zu Glaner hinab, zur Zeit, zu der Ritter stets da war und in der Fensternische neben Frau Glaner saß. Aber er war nicht gekommen. Sie setzte sich hin auf seinen Platz, sie stützte die Hand auf das Fensterpolster, legte das pochende Köpfchen hinein und sah in die Straßen und hinaus auf den großen Platz. Da erglänzten ihre Augen. Er ist's, der dort aus der Straße heraustritt. Er hemmt seinen Schritt. Er überlegt, ob er kommen soll. Er blickt hierher! — Nein! Der Blick suchte nicht das Haus, er suchte Nichts! Er kommt auch nicht. Er wartet auf Jemand, der in die Buchhandlung, dort an der Ecke der Straße eingetreten. Ja, da tritt er heraus, ach! es

ist eine Dame. Und er verneigt sich und nimmt die Bücher voll Höflichkeit und Dienstfertigkeit, er spricht so rasch, ach, er wird warm wie immer sprechen. Sie kehren um, sie promeniren im Schatten der Häuser. „Ich will ihn sprechen, ich muß ihn sprechen!“ ruft sie wild zu sich und eilt davon.

Dort in dem Schatten der Häuser geht langsamen Schrittes Doctor Ritter und trägt die Bücher, die die blauäugige, flachsblonde Cousine Helenens aus der Leihbibliothek, die mit der einzigen Buchhandlung in der Stadt verbunden, sich geholt. Seit den letzten Tagen vermied Ritter das vereinsamte, unbedeutende Kind nicht mehr, wie früher. Er wußte ja, mit welch kindisch-heftiger Schwärmerei das Mädchen von ihm sprach. Er sah es ja, wenn er just bei Glaner sie traf, wie sie anbetend an seinem Munde hing mit den großen, wasserblauen Augen. Er hätte sie nicht beachtet, trotzdem manchmal Erbarmen sein Herz rührte, wenn er sah, wie das Kind von der Mutter gequält wurde mit Bändchen und Maschen in Gang und Haltung. Je näher aber der Tag der Vermählung Helenens kam, je mehr er deshalb das Haus ihrer Eltern und Glaners mied, desto mehr suchte er das verlassene Geschöpf. Wenn er sie auf der Straße traf, sprach er sie an und begleitete sie. Er frug nach ihren Spaziergängen und fand sich dabei ein, selbst die Mutter in den Kauf nehmend. Sein Herz war übervoll, seine Brust drohte ihm manchmal zu zerspringen und doch konnte er, doch wollte und durfte er mit Niemand sprechen. Da kam ihm das Mädchen entgegen. Mit ihr konnte er sprechen, ohne ganz verstanden zu werden. Und das Mädchen hörte ihn an, glücklich ihn zu hören und sagte, wenn er frug, bald Ja, bald Nein und wußte doch gar nicht, warum sie es that. Was kann er zu fragen haben, er, der Alles weiß, der Alles ist! Und wenn sie manchmal auch viel von seinen Reden verstand, niemals konnte sie begreifen, warum er nur von Helenen spreche, und warum er nur für sie Interesse habe. Und so gingen sie auch heute die Häuserreihe entlang und Ritter erzählte ihr, wie er heute Herrn Bergmann mit Helenens Vater gesehen, wie ihn die Erscheinung des Bräutigams eisig kalt berührt, wie er um Helenens Zukunft bange und so fort, was Alles ein Herz sprechen kann, das von Liebe und Eifersucht, von Sehnsucht und Entsagen zerrissen. Dann brachte er dort, wo der Ringplatz in eine Gasse gegen Norden zu ausläuft und das Haus der Tante stand, das Mädchen nach Hause und schritt zurück.

Da trat Helene aus dem Hause. Sie hatte mit hastiger Eile Tuch und Schleier umgeworfen. Ihre Wangen glühten, ihre Pulse tobten in allen Adern. Tief im Innern bäumte sich Alles, was sie fühlte, auf gegen alles Rathen und Denken. Nicht ihr verletzter Stolz trieb ihr das Blut in die Wangen, nicht Eifersucht umgarnte ihr Herz. Sie hatte ja ihre Cousine erkannt. Sie wußte ja, daß er hier, wo er sie gefunden,

keine Andere mehr suchen wird, die ihn liebt, die er lieben könnte. Aber zerstreuen will er sich, früher will er vergessen lernen, ehe sie nur denken kann zu vergessen, vergessen will er lernen, so lange sie noch in den Mauern der Stadt weilt, um stark zu sein, wenn sie in seliger Schwäche noch zu seinen Füßen zusammenbrechen möchte. Nicht Stolz, nicht Eifersucht, die ganze Leidenschaft der Sinne bäumte sich in ihrer Brust auf, und jagte wild das heiße Blut durch die Adern.

Da kam sie in den Schatten der Häuser, sie hielt athemlos an, sie blickte um sich, der ganze Ringplatz war öde und menschenleer. Nur leichten Flugs spielten die Fliegen in den Sonnenstrahlen. Sie stützte sich mit der Hand an die kühlen Mauern. Sie drückte die gekühlte Hand an die heiße Stirne. Sie holte tief Athem! Niemand sah sie. Niemand hat sie noch gesehen. Das war nicht mehr die Jungfrau von gestern, das war das Weib, dessen Träume und sehnsuchtsvolle Phantasie von Glück und Genuß sich klärten.

Sie wollte nach Hause wieder gehen und lenkte ihre Schritte doch vom Hause fort in den Schatten der Häuser gegen die Buchhandlung zu. Da blieb sie stehen und blickte mit umfeuchteten Augen auf den hinter dem Schaufenster hängenden Stich von Correggios Magdalena. Schwer seufzte Helene und trat, wie die Gedanken durch gleichgültige Menschen und gleichgültige Fragen zu zerstreuen, in die Buchhandlung, nach einem längst bestellten Werk zu fragen. Kein Diener war hier. Der Herr des Geschäfts selbst war in die letzten Räume des Lagers gegangen, um für den einzigen Gast, der da auf dem Divan saß und in einem Buch blätterte, etwas zu suchen. Wie die Thür sich lärmend schloß vom Zugwind mehr zugeworfen, als von Helenens Hand geschlossen, erhob er den Kopf. Zwei Menschen, die sich suchten und doch nicht mehr finden wollten, trafen mit schnellem Blick zusammen und ausgefüllt war die Zeit, die sie sich nicht gesehen, mit Allem, was sie an Kummer und Schmerz erlebt.

Helene streckte dem heißgeliebten Mann beide Hände entgegen und wie er sie ergriff und drückte, da zog sie ihn zu sich und flüsterte ihm in's Ohr:

„Warum darf ich Sie nicht mehr sehen?"

Draußen auf der Straße an den Fenstern der Buchhandlung vorbei schritt Herr Bergmann mit Helenens Vater und rechnet ihm auf Heller und Pfennig den Werth und das Jahreserträgniß seines ausgedehnten Geschäftes am Rhein vor.

Der Abend kam und fröhlich bewegte sich schon oben im zweiten Stockwerk die Gesellschaft von Bekannten und Verwandten der Braut und des Bräutigams.

Manch übermüthiger Scherz war schon erzählt worden und Herr Glaner vor Allen ließ seiner Laune freie Zügel. Niemand ahnte, warum er gerade heute nach der Herrschaft im Gespräche strebte. Niemand,

warum er stets die Braut an den Bräutigam drängte und vom Glück allein sprach, das in der Freiheit von allen Sorgen bestehe, im Vermögen und Besitz. Niemand wußte, warum er auch den kleinsten idealen Traum des Menschenherzens mit ätzender Verachtung übergoß und alle Schwärmerei als die Quelle des Unglücks erklärte. Niemand ahnte, warum er zuletzt die sogenannten Glücklichsten der Stadt nannte, ihr Glück schonungslos zerzupfte und immer ein Bündel Unglück, Kummer und Enttäuschung hervorbrachte, das, wie er spottend dann hinzufügte, aus den Täuschungen des Herzens, aus eitlen Schwärmereien allein hervorschießt; Niemand ahnte es als seine Frau, die heute, ehe sie die Treppe hinaufstieg, mit ihm seufzte: Wäre Alles schon vorbei!

Und so hörte man ihm zu, man stimmte ihm bei, man erzählte dann das Gleiche und war nahe daran, zu zeigen, daß alles Unglück aus der Ehe stamme, was ja Keiner zeigen wollte, als die Thür geöffnet wurde und Ritter eintrat.

Die Eltern der Braut fühlten sich geehrt, daß er die Einladung angenommen, die Frauen flüsterten einander in die Ohren, die jungen Mädchen lachten ihm entgegen, die jungen Männer waren stolz, ihn als einen der Ihren heut den Fremden zeigen zu können. Nun ging es an die Darstellung der lebenden Bilder. Ritter hatte die Ideen gegeben, Germann die Ausführung übernommen. Helene, wie sie bald da, bald dort hingezogen wurde, hörte den muntern Scherzen zu, ohne zu wissen, warum man lachte, warum auch sie gelacht. Sie hielt sich ferne nur von ihm, der sie immer suchte und doch auch zu meiden schien. Furcht beschlich das bebende Herz und vergebens schaute sie nach Rettung aus.

Da erhob sich auch die unbeschäftigte Gesellschaft und drängte nach dem andern Zimmer, in dem Spiel und Tanz nun Alles froh und heiter erhalten sollte.

In einem geräumigen Saal waren Stühle gestellt für die Eltern der Braut und des Bräutigams, für diesen und für so viel Gäste, als just Platz finden konnten. Ein kleines Podium war als Bühne vor die Thür geschoben, die nach einem andern Zimmer führte, durch das die Verbindung wieder mit dem Speise- und Wohnzimmer, aus dem die Gesellschaft kam, erhalten war. Ritter war den darstellenden Künstlern und Künstlerinnen mit Germann gefolgt und ging, wie er die letzten Anordnungen noch für die Ausführung seiner Ideen gemustert und gut geheißen, durch das anstoßende Vorzimmer und rückwärts nach den andern Wohnräumen, um, hinter der Gesellschaft stehend, die Bilder selbst mit anzusehen. Aber da war es so kühl in diesem langen nach dem Garten des Hauses die offenen Fenstern zukehrenden Zimmer, das als Frühstückszimmer benutzt und darnach eingerichtet war. Heute war es mit Blumen geschmückt und grünen Kränzen, der Thür gegenüber in der Tiefe des Zimmers stand ein breiter gedeckter Tisch. Er trug ein großes vergoldetes Crucifix

und schwere silberne Leuchter. Hier sollte morgen die Braut die Gäste erwarten, die Zeugen und den befreundeten Priester, der sie selbst aus dem Haus der Eltern zur Kirche führen wollte. Es war ein geweihter Ort und nur die lebensgroßen Brustbilder von Herrn und Frau Herder durften für diese Tage die breite Längenwand schmücken. Ritter wollte sich nicht umsehen in dem Raume. Er blickte finster auf die beiden Bilder der Eltern, nahm einen Stuhl und sah hinaus in die spielenden, rauschenden Blätter der Bäume, Er hörte nichts als das Tönen der Musik und einmal, gleich nach seinem Eintritt in das Zimmer, die Thür noch in der Hand haltend, den Namen Helene, der von vielen Stimmen gerufen, aus dem Ankleidezimmer der Künstlerinnen zu ihm herüber tönte. Dann ward Alles still und er träumte in der Stille seine wilden Träume von Sehnen und Begehren.

Langsam und leise öffnete sich jetzt die Thür und Helene trat herein in langem weitfaltigen weißen Kleide. Sie war gerufen worden, ehe noch das erste lebende Bild gestellt worden war, um rasch noch Blumen und Bänder für eine Göttin der Jugend herbeizuschaffen. Dann hatte sie selbst in einem Bild „der Segen der Braut", wie Ritter es nannte, mitgewirkt, nun wollte sie in den Zuschauerraum und mußte durch das geschmückte Zimmer. Und da saß er, dessen Hand sie zu drücken meinte, als sie in dem Bild neben einem fernen Verwandten kniete und die Genien der Liebe, des Reichthums und der Freude anblickte. Sie wollte gehen und blieb wie fest gebannt an der Thür stehen. Sie wollte ihn nicht sehen und ihre Blicke umschlangen ihn mit sehnsuchtsvollem Bangen. Sie wollte ihn nicht sprechen und schon neigte sie sich zu ihm und hatte die eine Hand auf seine Schulter gelegt und die andere auf die Lehne des Stuhls gestützt. Ritter hob den Blick. Er schaute ihr lange in die thränenfeuchten Augen, küßte sie dann mit leisem Kuß auf die sich neigende Stirn und preßte die Hände vor seine Augen, als wollte, als könnte er dem Zauber, der da wie betend vor ihm sich ergoß, nicht in die Augen sehen.

„Warum fliehst Du mich, Geliebter?" hauchte Helene und ihre Stimme stockte, „warum vergönnst Du mir nicht den letzten, einzigen Trost?"

„Darf ich denn bei Dir sein?" erwiderte Ritter und seine Augen glühten, wie sie das bebende Mädchen sahen. — „Darf ich bei Dir bleiben, wo mich die Sehnsucht verzehrt? Laß mich ziehen, Du süßes Herz, und wenn Du kannst, so sag' es mir, daß Du nicht mehr an mich denkst!"

„Ich kann es nicht!" klagte Helene und sank wie gebrochen in die Kniee.

„Dann sage ich Dir Lebewohl!"

So sprach Ritter mit dumpfer Stimme und erhob sich.

„Du willst gehen? Gehen vor mir? Nein! Nein! Bleibe! Hab' Erbarmen mit meinem Unglück und verlaß mich nicht!"

„Was bin ich Dir denn? Was kann ich Dir denn sein?"

„Alles! Du böser Mann!" rief Helene, sich selbst und alle Anderen vergessend und sank an seine Brust.

„Und morgen bin ich Nichts! Die Frau wird andere Wünsche nähren als das Mädchen!"

„Aendert das Herz, was uns die Pflicht aufzwingt?"

„Nein! Aber die Gewohnheit des Geschicks löst unser Bangen in leichtes Entsagen auf."

„Mir wird es nicht so werden!"

Es sanken ihr die Hände wie ersterbend nieder und das Haupt neigte sich zur Brust. Wie die Sünderin vor dem Herrn einst stand, so stand sie vor dem geliebten Manne und regte sich nicht und athmete kaum. Da drangen die letzten Accorde herüber, eines Liedes, das die Bilder beschließen sollte. Die Gesellschaft mag sich wol schon erheben. Man sucht sie vielleicht.

„Wenn Du mich liebst, so bleibe!" flehte sie den heißgeliebten Mann an.

„Weil ich Dich liebe, muß ich gehen!" antwortete Ritter und kehrte sein Gesicht von ihr ab.

Da preßte sie die Hand auf's Herz, sie wankte und hastig griff sie nach dem Stuhl.

„Morgen Nachmittag" — sprach sie bebend — „wird das ganze Haus leer sein! Erwarte mich oben — in meinem Stübchen! Ich werde kommen — allein!" Wie erstarrt stand sie vor dem Versucher. Sie wagte ihn nicht anzublicken, nahm alle Kraft zusammen und stürzte hinaus.

Ritter sah ihr nach. Leichenblässe jagte das Erglühen aus seinem Angesicht und wieder folgte Erglühen dem Erblassen. Er konnte nichts denken, er fühlte nichts, er hörte sein Herz nur pochen und jauchzen, als ob es Lust und Leben jugendheiß durchglühe. Dann sprang er auf und eilte fort. Er suchte die Nacht, die finstere Nacht, doch auch den Himmel über sich, den weiten, unendlichen, sternenbesäeten Himmel. Er sah das schmale kleine Köpfchen des alten Herder nicht, das ihm aus dem Bilde an der Wand zunickte mit seinen zitternden Augen und seinen dünnen Haaren, die grau, seit Langem schon grau geworden in der Sorge um das Glück der Kinder. Er sah auch das runde vollwangige Gesicht der alten Frau Herder nicht, das ihm da oben von der Wand nachblickte, als wollte es auch jetzt noch wie sonst, wenn es ihn grüßte, sagen: Ein schöner Mann dieser Herr Doctor! Und ein Ehrenmann! Er sah es nicht, er hörte es nicht und einen Augenblick nur war es ihm, als weinte es durch die Nacht und als zög' es zitternd durch die Wolken:

Ferne daheim sitzt ein schönes, blondes Weib, hält die Hände in ihrem Schooß gefaltet und sieht mit matten Blicken vor sich hin. Sie weiß nicht, was sie denkt, sie weiß nicht, was sie fühlt. Sie weiß nur, daß sie einen Mann geliebt, der niemals dieser Liebe glücklich ward. Sie denkt daran, sie fühlt es und sieht sich unglücklich und ihn und kann es doch nicht ändern!

IV.

„Heut ist Hochzeit!" riefen die kleinen Brüder und Schwestern Helenens, wenn sie geschäftig die Treppen hinauf und hinunter eilten. „Heut ist Hochzeit!" lachten die Diener und Schreiber im Geschäfte des Herrn Herder und sperrten die Thüren der Schreibstube ab und legten die Eisenflügel vor die Fenster. „Heut ist Hochzeit!" sagten die Leute auf den Straßen und drängten, wie es 12 schlug, nach der Kirche.

Wagen rasselten über das holprige Pflaster der Straßen und schoben sich bald hierhin, bald dorthin, um die geladenen Gäste zu holen und in der Braut Haus zu führen. Mit finsterem Blick, mit unruhigen Schritten ging Herr Glaner in seinem Zimmer auf und nieder. Er war lange vor der Feststunde schon festlich angekleidet.

Er würgte die weißen Handschuhe in seinen Händen und rief von Zeit zu Zeit einige rauhe Worte in das Zimmer seiner Frau, in dem auch sie nun nach ihrer Kirchen-Festtoilette sah.

„Wahnsinnige Menschen, diese Ritter des Geistes, der Kunst, der Wissenschaft! Sollten der Welt vorangehen, dem Schwachen ein Zeichen der Kraft, dem Schlechten ein Bild des Guten, dem Sündigen ein erhabenes Beispiel der Herrschaft über Alles, was uns verwirrt und zu Fehl und Irrthum führt. Doch es ist eine Lüge! Sie erhebt uns nicht die holde Kunst, sie bessert und stärkt uns nicht die stolze Wissenschaft. Menschen bleiben wir, sündige Menschen mit ihr, wie ohne sie! Das ist ererbt! Von Uranfang an ererbt! Wir werden es nicht mehr los auf dieser Welt! Hast Du ihn gesehen, diesen wilden, entsetzlichen Menschen, wie er gestern mit Helene sprach? Ich hätt' ihn an's Herz drücken mögen, denn er war wieder wie einst so schön, so sprühend und berückend. Und doch, ich hätt' ihn zertreten können, wie ich ihn so sah in das arme Mädchen reden, daß sie bald bleich und bald roth wurde. Was will er nur? Was kann er nur wollen? Ich versteh' es nicht! Und doch! Er muß es ja verstehen! Er weiß ja, was er thut! Er hat es mir versprochen, sich treu zu bleiben und er ist stark. Doch, wenn er sich betrügt! Er macht sich unglücklich, sich und das arme Mädchen!"

So rief Glaner aus und sank in den Stuhl. Wie er das Haupt in die Hand stützte, sagte er dann stiller und ruhiger, doch Schmerz durchzitterte die Worte, vor sich hin:

„Es ist kein schlechter Mann, dieser Herr Bergmann! Kein Schwärmer,

ein ernster, sorgender Kaufmann, wie so viele, wie wir Alle! Und doch, er ist fast etwas mehr als wir Alle! Weißt Du, Sophie, womit er seine Frau in ihrer neuen Heimat überraschen wird? Er hat ein Haus gekauft, ganz ähnlich diesem Haus da. Unten das Geschäft, dann ein erstes Stockwerk, er will es vermiethen, dann ein zweites, das er mit seiner Frau bewohnen wird, und oben ein schönes Dachstübchen. Er hat es genau so einrichten lassen wie Helenens Zimmer und sagte mir lachend: Für meine erste Tochter! — Er ist gut, der Mann. Und sie hätte glücklich werden können."

Da trat Frau Glaner aus ihrem Zimmer, reichte ihrem Mann die Hand, strich mit der andern die Falten der Stirne glatt und tröstete: „Getrost! Sie wird vergessen und dann als Glück genießen, was sie besitzt. Auch der Irrthum führt zur Erkenntniß!"

„Ob Ritter wol zur Kirche kommen wird?" frug auf der Straße Frau Glaner.

„Ich wollt', er thät' es nicht!" seufzte Glaner.

Aber er that es! Er war seit gestern wieder geworden, was er einstens war. Noch spät in der Nacht saß er mit Germann im goldenen Löwen und ließ seine wilde Laune durch die Vergangenheit und ihre einstigen Genüsse schweifen und nährte seine Lust an den leichtsinnigen Worten des alten Studienfreundes, die bald scherzend und bald ernst Helene und ihre Liebe zu ihm in's Gespräch zogen.

In den Straßen der Stadt drängte sich Wagen an Wagen und langsamen Schrittes nur konnten die Gäste zur Kirche. Nicht fern dem Altar, mit stolz erhobenem Kopf, die meisten der Zuschauer und Andächtigen überragend, stand Ritter und faßte mit sprühenden Blicken die Braut scharf in's Auge, wie sie nun mit wankendem Schritt, von Glaner geführt, eintrat. Dem Mann standen die Thränen im Auge und manch herzliches Wort hatte er der Gebrochenen des Weges entlang in's bange Gemüth gesprochen. Er stützte mit zitternder Hand und selbst am ganzen Körper bebend die Braut, als sie vor den Stufen des Altars hinkniete. Da trat der greise Priester an den festlich geschmückten Altar. Er sprach heute nicht Worte, wie sie gewöhnlich die kalten unfruchtbaren Lippen der Priester bewegen. Er sprach vom Schönen manches Wort, vom Guten und vom Rechten. Von den Zweifeln des Lebens sprach er und von der Wandelbarkeit des Glückes. Dann, als griff' es ihm selbst an's Herz, wie er die bleiche Braut da vor sich sah, dann sprach er mit tiefer, eindringlicher Stimme:

„Die Herzen zweier Liebenden sind wie die Gesetztafeln Mosis. Aeußerlich getrennt, nichts für sich allein, sind sie Eins und Alles durch das Recht, das in sie eingegraben. Denk' Du edle Braut, daß Gott dieses Recht gelehrt, und daß es der Menschheit gegeben, auf daß sie leichter trage, dulde und leide, denn diese Welt ist arm und Keinem bietet sie, was er als höchstes Glück begehrt."

Dann erhob er sein Haupt, warf die grauen Locken zurück und blickte über die Menschenmenge hin, als wollte er den suchen, der sich glücklich, stets glücklich nennen darf und sprach: „Was aber ist denn Menschenglück? Ein Traum der Sinne, der entrückt uns ist und vergessen, wenn er gewesen! Glückselig der, der ihn nicht nachzudenken braucht. Denn auch das Glück kann Dich verirren und jeder Tag hat seine Nacht. Weh' denen, die den Tag nicht wieder träumen mögen!"

Da erhob die Braut die Augen. Die Blicke schweiften suchend über die Menge. Doch fanden sie nicht, was sie suchten und was sie wol, das stolz emporgehobene Haupt verkündet es, zum letzten Mal grüßen wollten. Leicht rötheten sich ihre Wangen, ihre Lippen zuckten und auf den Mann, der neben ihr kniete und ernst und still und ohne Scheu dem Priester in's Auge sah, niederblickend, sagte sie, als sie der Priester frug: Willst Du die Ehe schließen? mit fester Stimme: „Ja!"

Langsam fiel der Abend mit seinen ersten Schatten ein. — Vor der verschlossenen Thür zur Wohnung Glaners lehnt im Dunkel des Treppenganges ein bleicher Mann. Er sinnt über jeden Schritt, den er macht, er sinnt über jeden Gedanken wieder, der ihn beschleicht. Er ist plötzlich irre geworden in seiner Sehnsucht, als er da auf die Treppe trat und hineinsah durch die Glasfenster der Vorthür in die stillen friedlichen Räume. Es ist ihm als stünde sein alter, treuer Freund hier und riefe ihm zu, der Leidenschaft in die Zügel zu fallen! „Nein!" sagt der einsame Gast halblaut — „er ist es nicht! Er ist ja beim Hochzeitsmahl. Ich sollte auch dort sein, aber ich —" Er hält inne und blickt wieder durch die Thür und ruft den Namen seines Freundes und lauscht. Doch es bleibt Alles still. Da faßt er Muth! Die Glocken an den Kirchthürmen schlagen acht, er muß eilen! Die Dienstleute können kommen! Er darf nicht gesehen werden. Und er steigt die zweite Treppe muthig hinan. Mit kalten Augen blickt er hier durch die Fenster des Vorhauses in die Zimmer und steigt die letzten Stufen hinauf. Das ist die Thür des stillen Stübchens. Er hält den Schlüssel in seiner Hand. Er wird aufsperren. Niemand sieht ihn, Niemand kann ihn sehen. Er schreitet vor. Er hält wieder inne und stützt sich auf die kalte rauhe Mauer. Die Brust hebt sich und senkt sich. Mächtig wie mit schwerem Seufzen ringt sich der Athem durch die Lippen.

„Es ist kalt hier oben!" seufzt er, „und der Wind fährt durch die Balken des Daches. Auch in der Kirche war es so kalt und mich fror, als ich bei den Worten des Priesters in der Bank zusammenbrach. Was sagte der Priester? Nein! der Priester schwieg, aber Helene sagte —" Er preßt die Hand auf's Herz. — Ein sonderbarer Gast. Was fährt ihm wol durch die Sinne, daß er plötzlich so bleich und immer bleicher wird? Doch nein! Es ist nichts! Die Wangen röthen sich wieder, es glühen wieder die Augen, er rafft sich auf. Da knackt das Schloß', er steht im Zimmer.

Kaum wagt er aufzublicken, er eilt an den Tisch und sinkt in den Stuhl. Wie grell sticht der Gast ab von dem traulichen Zimmer. Wie ist da Alles heimlich und glücklich. Die Blumen dort im Fenster, die kleinen zierlichen Stühle, der feine Schreibtisch mit schmucken Nippsachen, dies Sopha, wie einladend zum Plaudern und zum Kosen. Und hier von weißen Vorhängen umhangen dies weiße schwellende Bett, in dem so manche Nacht ein kleiner schwarzer Lockenkopf sich ausgeträumt und ach, gar oft sich ausgeweint. Sie hat wol auch von ihm geträumt und über ihn geweint. Gibt es kein Zeichen hier, nicht ein Hauch schwebt über den weißen Kissen, nicht eine Thräne hängt daran, die bekennen würde? — So ruft der Gast und sinkt auf die Kniee und drückt sein Haupt in die Kissen und netzt sie mit Thränen. Doch was ist das? Wer ruft ihn bei seinem Namen? Wer sagt ihm, daß er das Zimmer verlassen soll, wer zürnt ihm entgegen: Steh' auf und störe nicht den reinen Frieden, der hier geherrscht! Nein! Es ist nichts! Es ist ein Bild dort an der Wand, das er so lange schon angesehen! Es sind die ernsten Augen seines Freundes! Da schauen sie hervor unter den scharfen dunkeln Brauen und unter der hohen reinen Stirne. Da steht er in seiner ganzen festen gedrungenen Gestalt. Und rings um ihn seine ersten Arbeiter. Er kennt sie alle, alle, diese kräftigen bärtigen Gestalten. Der da mit dem etwas gekrümmten Rücken ist der Buchhalter, der der Kassirer, dort der Maschinenführer und hier das kummervolle Gesicht, es ist das Gesicht des ersten Werkführers. Er denkt wol an die Mühen des Tages und wie er fern vom Haus sein Brod verdienen muß! Ein Lump hat da sein einzig Kind verführt und es dann verlassen. Das hat ihn so alt gemacht und so gramvoll, denn er hielt etwas auf Ehre und Pflicht. Und Pflicht ringt es sich über die Lippen des stillen Gastes. Da steht es auch: Leben heißt seine Pflicht erfüllen! Es ist Glaners Weisheit, er hat sie unter das Bild geschrieben, das die Arbeiter seiner Fabrik nach zehnjährigem Bestand derselben haben machen lassen. Leben heißt seine Pflicht erfüllen!

Er spricht es wieder der bleiche Gast und hört es nicht, wie er es spricht. Er sitzt an dem Schreibtisch, das Haupt in die Hand gestützt und hört die Glocken nicht, die dumpf durch die kühle Nacht neun schwere Schläge schlagen. Er sinnt und sinnt, er schaut und schaut: Ein froher, stolzer, glücklicher Mann streicht durch die Straßen. Er ist geliebt, wie so viele, er hat so viel geliebt. Er kann Alles, was er will, und er will Alles. Die Kranken suchen ihn, denn sie genesen, wenn sie in sein jugendlich seliges Antlitz sehen. Da ruft ihn eine Sterbende an ihr Bett. Wie schön sie ihr bleiches Antlitz in die Kissen gebettet hat. Das reiche blonde Haar wallt über die Decke herab. Sie will nicht sterben und sie stirbt nicht. Er ruft sie in's Leben zurück. Sie liebt ihn, und liebt ihn in ihrem Danke. Er freut sich der Genesenden und nimmt in trauter Stunde seine Freude für Liebe. Sie heirathen. Und das erfüllte Wünschen erzeugt

ein ewig neues Wünschen. Er liebt das Weib, er liebt sie mit ganzer Seele, er hat sie so heiß geliebt! Ja, ja! Das Kind hat es ihm ja erzählt mit seinem ersten Lächeln, mit seinen ersten Thränen, als er es in seinen Armen hielt und herzte und küßte. O süße, heilige Pflicht! Wie beschlich sie sein Herz, wie lehrte sie ihn das Weib lieben, das ihm solch Glück gewährt. Doch nein! Das Kind ist nicht mehr! Es ist begraben und liegt tief unten in der Erde und bei ihm liegt seine Liebe, seine Pflicht, und Alles, was er wollte und sollte. Ja, ja, so ruft er aus der bleiche Gast und schlägt die Hände vor sein Gesicht und weint. Ja, ja, das hat mir das Herz zerfressen und hat mich elend gemacht. Das hat ihr das Herz zerfressen und hat sie in Noth gestoßen und Elend. Nicht halten können, was man liebt! Allmächtiger Gott und elend werden, weil man liebt!

So schreit er auf, daß es von den Wänden wiederhallt und in's Weite dringt, weit in's Weite, und wie er lauscht, da ist's, als führ' es auf den Lüften rauschend dahin: Ferne, Du Mann da, Du bleicher, ferne daheim sitzt ein schönes, blondes Weib und hält die Hände in ihrem Schooß gefaltet und sieht mit matten Blicken vor sich hin. Sie weiß nicht, was sie denkt, sie weiß nicht, was sie fühlt. Sie weiß nur, daß sie einen Mann geliebt, der niemals dieser Liebe glücklich ward. Sie denkt daran, sie fühlt es und sieht sich unglücklich und ihn und kann es doch nicht ändern.

„Ich aber kann es ändern und will es!" Und er springt auf! Seine Kniee beben nicht, er wankt nicht und braucht nicht tastend an der Wand sich zu halten, wie er hinabsteigt die Treppen des menschenleeren Hauses. Er sieht nicht den ernsten Mann, der im Dunkel des Ganges steht und ihm nachfolgt mit glühenden Blicken und ihm nachlauscht mit bangendem, zitterndem Herzen. Er hat auch nicht gesehen, wie hinter ihm, als er die Treppe herabstieg, aus dem Dunkel der Mauern mit leisen Schritten eine weiße Gestalt nach dem Zimmer schritt, das er soeben verlassen und wie sie dort in die Kniee gesunken und lange geweint hatte, bis sie, den schwarzen Lockenkopf auf die Kante des Bettes gelehnt, entschlafen war. Und kein Traum hat den Schlaf gestört, kein Traum hat sie zitternd erweckt.

Es war die Sonne, die lächelnd den Morgen grüßte und der Duft der Blumen, der sie zum letzten Mal in dem vertrauten Raum erweckte.

Verlag von Georg Stilke in Berlin, NW., 32. Louisenstraße.
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

charakterisiren, aber das Gebilde wurde darüber düster, aschgrau, langweilig. Sein hochliegendes, ost zur Fistelstimme greisendes Organ störte ihn überall, besonders wo schon im Ton die breite Pinselsührung edler Leidenschaft, tragischer Würde liegen mußte. Er war kein Wallenstein. Immer kam die Rede spitz und eckig heraus. Dennoch war sie durch die klare Darlegung des Inhalts der Rollen hinreißend sür den wahren Freund der dramatischen Muse. Man sollte nur aus das Lobens- nicht Tadelnswerthe im Gedächtniß dieses großen Künstlers halten. Dawison war ein Muster von Gewissenhastigkeit und als Mensch, wenn auch schwach und allzu biegsam, doch liebenswürdig sür die, die überhaupt zu lieben verstehen.

Verlag von Georg 2tilke In Verlin, 5I^V., 22. louisenstraße.

Aedigirt unter verantwartlichleit de; verlege«.

vruck von V. <3. Cenbner in leifzig.

Unberechtigt« Nachdruck au« dem Inhalt dieser Zeitschrift untersag>. Uebersehung8recht varbebalten.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben: aus

Fritz Reuter's Nachlaß:

Zie drei AangHänfe,

Lustspiel in drei Aeten.

(Für die Bühnenaussührung eingerichtet von ßmll?«hl.) Preis lr«ch. 1 M. 5« Ps. Elegant geb. 2 Vl. 23 Ps. Einer besonderen Empsehlung eines neuen Nuches von Fritz Reuter glauben wir uns enthalten zu Kürsen.

In die Noll«»Nu«gllbe der siimmtlichen Werke wird dieser Vand nicht ausgenommen. Kinstorss'sche Hosbuchhandlung in Wismar.

Inhalt des ?. Vandes.
ctober — Oovemder — Vecemüer.

^878.

I^arl Vraun-wiesbaden in Verlin. §,«.

Eine unfindbare sreie Reichsstadt. Kulturgeschichtliche Skizze , . 17z

l^arl Lrdm. Edler in wien.

Eine Glocknersahrt. Novelle 100

^arl Lmil Franzos in wien.

Die Locke der heiligen Agathe. Eine moderne Legende 1

(Lmanuel Geibel in lübeck.

Sieben Oden des Horaz i6K

Siegsried ^apper in Pisa.

Klöster und Klosterleben in der Hereegovina zz;

Heinrich ü^ruse in Verlin.
Idyllen.

Die Dachreiter. 28 H

Wider Wind und Wellen 288

Hugo Magnus in Vreslau.

Die Farbenblindheit H25

F. Max Müller in Oxsord.

Heber Fetischismus, I iZ7

Ueber Fetischismus II 29g

ludwig Noirö in Mainz.

Max Müller und die Sprachphilosophie 24

Mit dem Porträt von Mlll Miiller, Radiiung »0n 3>, Rallb in München.

tudwig Freiherr von Ompteda in wiesbaden.

Bilder aus englischen Landsitzen und Gärten 1 68

Bilder aus englischen Landsitzen und Gärten. II 224 Ludwig Aietsch in Verlin. 5^,,

Iwan Turgsnjew. Persönliche Erinnerungen 242

Mit dem Porträt «00 Iwon lurgi'Njew, Nadiiung von Ä, Monnfeld in Äerlin,

1<. Th. Richter in Prag.

Die Braut. Novelle 362

)ustus 5cheibert in stuttgart.

An den Grenzen der Strategie und Taktik H15

«Lduard 5chelle in wien.

Richard Wagner 26,

Mit «em Portrlt von Richard Wagner, Raoiiung von I. L, Raab in München,

Vernhard wagener in Kiel.

Bilder uus Deutschlands Kriegsmarine 120

«Lrnst wichert in «vnigsberg.

Sommersrische am Baltischen Strande 88

I. h. Witte in Vonn.

Kant und die Frauen ic>i

Inhalt.

Rarl Emil Franzos in Wien. ^^„

Die locke der heiligen Agathe. Eine moderne legende ... 1

tudwig Noirs in Mainz.

Max Müller und die 2prachpdilosophie 2^

tndwig Freiherr von Gmpteda in wiegbaden.

Vilder aus englischen Landsitzen und Garten 68

Ernst wichert in Königsberg.

2ommersrische am Valtischen strande 88

). H. Witte in Vonn.

Kant und die Frauen 1,01.

Vernhard wagener in Aiel.

Vilder aus Deutschlands Kriegsmarine ^20

Hierzu das Porträt Mar Müller's, Radirung von D. Raab in München.

Aord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

herausgegeben

von

Wul Vindau.

VII. Vand. — October ^878. — A Hest.

Berlin.

Verlag von Georg 5tilke.

KW. 22. looisenstratz«.

Die Hocke der heiligen Agathe.

Line moderne legende.

Von

ltarl cl5mil FranzcH.

— wien. —

as Gewitter hatte sich verzogen, die letzte schwarze Wolke barst und jäh und plötzlich ging wieder der goldige Strom des Lichts über Himmel und Erde. Es war gar lustig zu sehen, wie das verregnete Stückchen Landschast plötzlich wieder ausathmete. Und als derselbe Windstoß, welcher die Wetterwolken vertrieben, noch immer durch die Bäume rauschte, daß die hangenden Regentropsen herabrieselten, da war's sast, als schüttelten sich die Bäume selbst vor Lust und würsen die Thränen weit von sich.

Nur die Menschen waren nicht plötzlich mit dem Sonnenschein wieder da, einige Minuten durch war es ganz leer im Stadtpark. Und wie ich so langsam eine verödete Allee hinabschritt, kam mir entgegen etwas Feines, Gleißendes durch die leise bewegte Lust geschwommen. Wie ein Fädchen war's, zitternd, unendlich sein, goldig blickend.

Ich griss darnach und sing es: es war ein langes, blondes, weiches Frauenhaar.

Ich bin ein ernsthaster Mensch, aber mit dem Haar, das mir so unversehens entgegen geflogen kam, trieb ich's recht kindisch. „Wo kommst Du her?" sragte ich es ganz laut und streichelte es dann sanst, als wäre es etwas Lebiges, sreilich blickte ich gleich daraus sorgsam um, ob mich Niemand belauschte, aber weit und breit war kein Mensch zu sehen. Da ward ich noch kühner in meiner kindischen Art. Ich setzte mich hin und legte das Haar behutsam aus meinen Rockärmel und sah zu, wie der Goldsaden aus dem dunklen Grunde erst recht blinkte und gleißte.

Was mir, während ich so saß und schaute, zuerst durch's Herz ging, das will ich nicht erzählen. Mir thäte es zu weh und Andere würden vielleicht gar darüber lächeln. Aber je länger ich so aus das blonde Haar hinblickte, desto mehr verblaßte die Erinnerung an meine heiße, thörichte, qualvolle Iugendliebe und die Geschichte eines anderen Herzens trat vor mich hin — so saßbar klar und lebendig, daß ich gar nicht begriff, wie ich sie hatte durch lange Iahre so ganz vergessen können! „Du armer, armer Mensch!" sagte ich mir leise und mir war's dabei, als blickte mich der junge Pater Eusebius wieder an mit seinen traurigen, gütigen Augen .. .

Aber da tönten Schritte, rechts und links — die Spaziergänger kamen angezogen, und als ich mich erhob, um eine dicke Bankierssrau zu grüßen, welche schnaubend und rauschend gegen den Frühlingswind angesteuert kam, wie ein Dampser gegen den Strom, da trug mir dieser Wind auch jenes goldene Haar davon ^ noch einmal blinkte es über mir und verschwand dann im tiesen Blau. Aber die Geschichte des armen Eusebius hat mir kein Windstoß wieder hinwegtragen können und heute, an einem stillen, wehmüthig-schönen Herbsttag, will ich sie erzählen.

Es ist eine absonderliche Geschichte, durch welche nicht blos eine Goldwelle weichen Frauenhaars sluthet, sondern auch ein großes Weh und eine herbe Frage. Gewiß auch diese letztere. Eine moderne Legende habe ich die Geschichte genannt und mit gutem Rechte, denn es sind noch wenig über zehn Iahre her, seit die Leute in dem abgelegenen Dörschen der mittleren Steiermark das Haar der heiligen Agathe als neue Reliquie gläubig verehren. Aber wer nach diesen Andeutungen ein Tendenz-Histörchen gegen die katholische Kirche vermuthet, der irrt sich. Derlei steht mir sern. Ich glaube, daß die katholische Kirche ebenso gut ist, als eine andere, und wenn dem nicht so wäre, so leide doch ich nicht darunter und habe darum kein Recht zur Klage und Anklage. Nein, wiederhole ich, ich habe nicht künstlich eine Spitze in diese Geschichte gelegt. Und wenn eine solche gleichwol daraus hervorsieht, wenn derselbe Stachel, welcher dem Eusebius das Herz durchbohrt, sich auch drohend gegen jene Satzung richtet, welche dem Menschen verbietet, ein Mensch zu sein, so ist dies nicht meine Schuld. Ich erzähle eine Beobachtung, ein Erlebniß ^ nichts weiter!

Vor sieben Iahren war's und im Spätsrühling. Aus den Bergen der oberen Steiermark war kaum uoch der Schnee geschmolzen, aber im mittleren Gelände grünte und blühte es allerwärts und der Lenz lag, ein sröhlicher Eroberer, mit Blumendust und Vogelsang mitten im Herzen der guten Stadt Graz. Andere minder gesegnete Städte belagert er wol ringsumher mit all' seinen lichten Boten, aber einziehen mag er nicht in die dumpsen, engen, geschlossenen Häuserzeilen. In Graz sreilich, wo sich Häuser und Gärten anmuthig verbinden, kann man ihn überall gewahren. Aber eben darum muß man auch dort ewig an ihu deuken und wer an den Lenz denkt, denkt auch an das Wandern. So ist es wenigstens mir alljährlich in besagter Stadt ergangen und nicht anders in jenen Maitagen von 1871.

Ich nahm mein Felleisen aus den Rücken und meinen Ziegenhainer in die Hand, und wanderte in's Land hinaus. Zwei Tage ging ich an der Mur hin, slußauswärts, und am dritten bog ich zur Rechten in ein Seitenthal ab, den Bergen entgegen. Es war ein schönes Wandern durch das einsame liebliche Bergthal, durch den kühlen Tann — hell war der Himmel und mein Herz heiter, wenn ich heute daran zurückdenke, so ist mir zu Muthe, als wäre ich damals ein Vogel gewesen, der wirklich und wahrhaftig hat sliegen können. Dem scheint aber doch nicht ganz so gewesen zu sein, denn ich erinnere mich deutlich, wie müde ich am Abend jenes dritten Wandertages war, wie sehnsüchtig ich nach dem Torse ausblickte, welches ich mir zur Nachtruhe bestimmt. Die Sonne sank, es wurde immer kühler, aber noch war keine Hütte zu gewahren. In einem engen Thal ging ich dahin, so eng, daß nur Straße und Fluß darin Platz sanden, steil ragten die Felsen aus und nichts erquickte das Auge, als das eigenthümliche Spiel der Abendgluth gegen die aussteigenden Schatten der Dämmerung. Noch schimmerte das satte Roth sieghast zu meinen Häupten, aber ich wußte, daß es bald unterliegen müsse. Mir war nicht bange vor einer nächtlichen Wanderung, aber ich sühlte mich müde, sehr müde, und auch die unsägliche Einsamkeit bedrückte mein Herz . . .

Da, plötzlich, bei einer Biegung des Weges, tras ich aus einen Menschen. Zuerst sreilich gewahrte ich nur, etwa sünszig Schritte vor mir, einen hellen Streisen im Tannenwald, über der Straße. Als ich näher kam, erkannte ich, daß es ein Mönch in weißem Ordensgewande war -^ er saß aus einem gesällten Baumstamm und hielt das Haupt ties aus ein Buch gesenkt, das ihm im Schooße lag. Was er las, mußte ihn wol ganz ersüllen, denn er blickte bei meinem Nahen nicht aus und als ich ihn anries, zuckte er erschreckt zusammen, daß ihm das Buch entsiel und mir. vor die Füße rollte.

Ich hob es aus und dabei streifte mein Blick zusällig das Titelblatt — Goethes „Faust". Das war zu jener Zeit, unter dem sanatischen, sast wahnwitzig strengen Regimentc des Bischoss von Seckau, Iohannes Zwerger, eine gesährliche Leetüre sür einen Mann dieses Standes. Daran sollte ich sosort erinnert werden. Denn als ich nun zu dem Mönche emporeilte und mich der Störung wegen entschuldigte, erwiderte er nichts, und erst als ich sragte, wie weit es noch nach dem Dorse Waldkirchen sei, sagte er nur kurz und gepreßt: „Nicht weit!" Aber dabei streckte er seine Hand angstvoll nach dem Buche ans und diese Hand zitterte . . .

„Du armer Sklave!" dachte ich mitleidig. Und das Mitleid wuchs, als ich dem Manne in's Antlitz sah. Er war noch jung, vielleicht dreißigjährig, aber er mußte wol krank sein, sehr krank, Bleich und weik, wie aus Wachs gesormt, war dies Antlitz, nur aus den Wangen brannte eine unheimliche, schars begrenzte Röthe. Aber war es nur körperliches Leid? Müde und traurig blickten die glanzlosen Augen und um den Mund lagen schwere, tiese Furchen . . .

Er ließ das Buch hastig in die Tasche seines Gewandes gleiten. Dann blickte er mich ängstlich, unstet, sragend an. Ich verstand diesen Blick — „wirst Du mich verrathen?" war darin geschrieben.

Ich stand einen Augenblick verlegen, nach dem rechten Worte der Beruhigung suchend. War es nicht das Beste, wenn ich ihn recht unbesangen srug, was er gelesen? Aber das verwars ich sosort. Man konnte von dem Platze westwärts weit blicken, in's Thal hinein, wo jetzt der letzte Schein des rothen Lichts um das blanke Kirchendach schimmerte, aber sonst traten rings die Felsen dicht heran. Es war ein guter Ort zu ernstem Sinnen und das sagte ich denn auch und sügte hinzu, daß sich hier ein heiliges Dichterwort recht nachsühlen lasse, und der „Faust" sei ein solches Evangelium.

Ich sagte das warm und sicherlich ohne Ironie. Aber der bleiche Mann blickte mir doch spähend in's Antlitz, ob ich nicht etwa spöttelte. Dann schien er beruhigter, aber er erwiderte nichts. Erst nach einer Weile, deren Stille recht peinlich war, sragte er: „Sie sind wol Student der Grazer Hochschule?"

Ich bejahte es und nannte meinen Namen.

„Dann kennen Sie wol meinen Freund Cölestin Weber?" suhr er lebhaster sort.

„Nur vom Sehen!" mußte ich erwidern. Und dabei glitt mir unwillkürlich, in Erinnerung an diesen euriosen Gesellen, ein Lächeln über das Antlitz.

Der Mönch bemerkte es, seine dünnen Lippen preßten sich zusammen. „Scheint er Ihnen komisch?" sragte er schars. Aber im nächsten Augenblick, zauberhaft schnell, wandelte sich der Ausdruck der Züge und ward überaus mild. „Sie sind so jung und lustig," sagte er leise, „wie sollten Sie da den «Faust» schon recht verstehen!" Und als ich ihn verblüfft ansah, lächelte er und suhr dann sort: „Sie wollen in Waldkirchen übernachten? Es gibt ein Wirthshaus im Orte, aber es liegt noch eine Stunde weit. Wenn Sie müde sind, so kehren Sie beim Steinbauer ein, nahe dem Psarrhos. Er hält kein Wirthshaus, ist aber ein sreundlicher Mann." Ich grüßte und wollte gehen, als er noch einmal zu sprechen begann: „Ich bin Psarrer im Orte und würde Sie gern zu mir laden. Aber mein Haushälter ist krank!" Wieder mußte ich ihn erstaunt anblicken, nicht dieser wenigen, sast selbstverständlichen Worte wegen, sondern weil er sie mehr stammelte als sprach und überhaupt sichtlich in größter Verlegenheit war. Ueber diesem Erstaunen vergaß ich, meinen Dank sür den guten Willen zu sagen und ging mit stummem Gruße den Abhang hinab und weiter dem Dorse zu.

Das war unsere ganze Unterredung. Aber man wird es vielleicht nicht verwunderlich sinden, wenn ich gestehe, daß sie seltsam und stark in mir nachklang. Mir war's, als hätte ich mit einem Gesangenen gesprochen — jeder kennt seine unglückliche Lage und darum wird jedes Wort besangen und beziehungsvoll. Aber am Tiessten hatte es mich getroffen, daß er den Cölestin Weber einen „Faust" genannt . . .

„Nur vom Sehen" kannte ich diesen Mann, wie wol alle Studenten, seine nähere Bekanntschast hatte keiner gemacht und keiner sehnte sich darnach. Nicht einmal aus Neugierde — seine äußeren Schicksale waren ohnehin bekannt. Er war eines Köhlers Sohn aus der Köslacher Gegend und bis zu seinem zwanzigsten Iahre hatte er nichts gelernt, als den Meiler anzuzünden und zu behüten. Seltsame Gedanken mögen ihn durchstürmt haben, während er so nächtelang müssig in die rothe Gluth starrte. Denn eines Tages ging er aus dem Walde und zur Stadt und wars sich dem Fürstbischos (damals war's noch der edle, milde Gras Attems) zu Füßen: er müsse studiren und geistlich werden, sonst könne seine Seele keine Ruhe sinden aus Erden. Der gütige Greis hörte ihn still an, bis sich des Flehenden Stimme in Thränen brach, dann hob er ihn aus und sagte: „Dein Wunsch ist ersüllt." Er nahm den Köhlerjungen in sein Haus und ließ ihn unterrichten, im Lesen und Schreiben und dann in allen Diseiplinen der lateinischen Schule. Und wenn Iemand darüber lächelte, so sagte der Greis ernst: „Ihn dürstet, lassen wir ihn trinken, möge es ihm zum Heile sein!" und dann pries er den Eiser und die Begabung seines Schützlings. In der Thai konnte Peter — aus diesen Namen war er getaust — nach süns Iahren seine Prüsung aus dem Gymnasium machen und ward Theologe. Und wieder nach einigen Iahren galt er als das Lumen der Faeultät und ward zu seiner völligen Ausbildung nach Rom geschickt. Als er zurückkehrte, wollten sie den gelehrten Dr. Weber, welcher noch vor zehn Iahren als Köhler im Walde gehaust, zum Prosessor der Dogmatik machen. Aber der sinstere aseetische Mann lehnte das ängstlich ab, er müsse ja noch studiren, bat er, studiren und vor Allem reize ihn das Ms oauouioum. So ward er denn Iurist und nach süns Iahren auch beider Rechte Doetor. Dann aber that der Mann, dem nun allerseits die glänzendste Lausbahn prophezeit wurde, einen seltsamen Schritt: er wurde Mönch, Cisterzienser und stellte die einzige Bedingung, sich seine Psarre selbst wählen zu dürsen. Denn dieser Orden verpflichtet seine Glieder zur Seelsorge. Als dies verlautete, da höhnten seine Neider und alle jene, die er durch sein barsches Wesen verletzt: „Seht den Heiligen! Er will irdisch Gut gewinnen und sich die reichste Psarre sichern!" Aber sie schwiegen beschämt, als Weber die ärmste und beschwerlichste erwählte, ein kleines Bergdors — ich hatte den Namen nennen hören, Waldkirchen war es nicht, aber es schwebte mir vor, als müsse der Ort in dieser Gegend liegen. Dort blieb er lange Iahre und war sür die Welt so ganz verschollen, daß selbst seine Bekannten verdutzt waren, als der alternde Mann plötzlich wieder in Graz austauchte und sich als — Medieiner inseribirte. Er hatte sich die Erlaubniß hierzu von seinem Abte nur nach hartem Kampse errungen, nur durch die Vorstellung, wie schwer in jenen Bergwäldern ärztliche Hülse zu sinden und daß er sich nur die notwendigsten Kenntnisse erwerben wolle, um den Verlassenen beizustehen. Aber mit dem Nothwendigsten schien er sich nicht begnügen zu wollen; er war nun schon im vierten Iahre wieder an der Hochschule und hörte mit rastlosem Eiser nicht blos Mediein, sondern auch sonstige Collegien. In jenen, welche Prosessor Nahlovski über Ethik las, war ich neben ihm gesessen. Es ist klar, daß solche Schicksale und Studien dem Manne selbst unter uns übermüthigen Iünglingen einen gewissen Respeet hätten sichern müssen; wenn dies gleichwol durchaus nicht der Fall war, wenn wir den „Psaffen" im Gegentheil als ein Spielzeug betrachteten, welches uns der liebe Gott zum Amüsement sür die langweiligen Collegien

bescheert, so lag dies einzig in seinem Aeußern und Betragen. Pater Cölestin — dies sein Ordensname — war einer der häßlichsten Menschen, die ich je gesehen, aus einem Stiernacken saß ein miß särbiges Bullenbeißergesicht, nur die Augen waren groß, klar und ausdrucksvoll. Er erschien immer in derselben Kutte, welche ursprünglich nach 'der Regel der Cisterzienser weiß gewesen sein mochte, jetzt aber mehr dem dunkelbraunen Mantel der Kapuziner glich, und was von Wasche sichtbar wurde, spottet durch sein Farbenspiel vollends jeder Beschreibung. Er kam und ging ohne Gruß, aus harmlose Fragen hatte er nur ein abwehrendes Knurren, vermuthete er aber eine Hänselei, so wurde er ganz sabelhast grob. Kein Wunder, daß wir uns dieses Gaudium, unserem seltsamen Collegen diese Emotion, recht häusig gönnten und namentlich Neulinge gern an ihn gerathen ließen. Ich selbst hatte nie ein Wort mit ihm gesprochen, verspürte auch keinerlei Lust dazu, obwol er, wie erwähnt, ein Semester lang mein Sitznachbar war. Während des Vortrags saß er regungslos und horchte, sein hartes Antlitz hatte dabei — ich sinde kein bezeichnenderes Wort — den Ausdruck eines Verschmachtenden, der nach Labung dürstet. Nahlovski war Herbartianer und sprach besonders ost und warm über Werth und Würde der Wissenschast. In solchen Augenblicken zeigte sich aus dem Antlitz meines Nachbars ein Zug tiesen Schmerzes und in seinen Augen lohte ein düsteres Feuer. Ich hatte mich nicht viel darum gekümmert, erst jetzt überkam mich der Gedanke, ob nicht dies Feuer ein Abglanz jener Gluth gewesen, welche ihm „das Herz verbrannte", weil auch er, der ja gleichsalls „Philosophie, Iuristerei und Mediein und leider auch Theologie durchaus studirt", zum Resultat gekommen, „daß wir nichts wissen können?"

In tiesem Sinnen ging ich die Dorsstraße entlang,'bis zur Kirche. Sie war schmuck genug, der angebaute Psarrhos hingegen ein morsches, versallenes Haus. Aus der Thürschwelle saß ein Greis, das dunkel geröttete Antlitz aus beide Arme gestützt. Aus meine Frage nach des Steinbauern Hause taumelte er empor, glotzte mich mit stieren Augen an und lallte unverständliche Laute. Er hatte mich nicht verstanden oder der Branntwein lähmte ihm die Zunge — der alte Mensch war offenbar schwer betrunken. War das der „Haushälter" des Psarrers und bestand darin seine„Krankheit"?

Ich sollte es bald ersahren. Aus gut Glück ging ich aus den nächsten Bauernhos zu — das Haus lag stattlich zwischen Scheunen und Ställen. Hinter den kleinen Fenstern schimmerte ein Lichtschein, aber der Hos lag verodet, das Gesinde war wol schon zur Ruhe gegangen. Als ich näher trat, schlug der Haushund an, bellte mächtig d'raus los und zerrte an seiner Kette. Daraus trat ein altes Mütterchen vor die Thüre und musterte mich sragenden Blicks. Ich brachte meine Bitte vor, der Herr Psarrer habe mich hergewiesen.

„Dann kommet nur näher!" sagte sie sreundlich, „Ihr seid wol gar ein Freund zu ihm?"

„Nein," erwiderte ich, „aber er hätte mich doch gern selbst bewirthet, wenn nicht —"

„Ia sreilich!" ries sie und nickte eisrig. „Und wenn der Herr Dechant käm', er könnt' ihm keine Gastlichkeit erweisen. Wisset, er ist halt gar so schlimm d'ran mit seinem Haushälter! Der Schuster-Tonl ist ein Lump — ei ja leider! — ewig rauschig. Habt ihn jetzt wol selbst geseh'n?" Ich nickte. „Sehet, so ist er immer!"

„Und warum jagt er ihn nicht sort?"

„Ia, sehet," erwiderte sie, indem sie mich in's Haus geleitete, „unser hochwürdiger Herr Eusebius ist halt gar zu gut. Der Tonl müßt' sonst vor Hunger hinsterben und der Herr kennt ihn schon so lang und hat auch seine Tochter gekannt, die Aga (Agathe). Sehet, das war ein braves Mensch, die Aga, g'rad' so brav, wie der Vater nichtsnutzig. Und dann müsset der Herr doch wieder ein Mannsbild zur Wirthschast nehmen, ein Weib dars nicht in seinem Haus verweilen — wisset wol, er ist ja ein Weißrock!" (Mönch.)

Damit öffnete sie die Stubenthür und ich trat vor den Steinbauer hin und brachte wieder meinen Bittspruch vor. „Ganz wohl, ganz recht!" ries der alte Mann sreundlich und schickte sein Weib sosort in die Küche, mir einen Psannkuchen zu bereiten. Eine große Flasche rothen Landweins — „Schilcher" nennen sie ihn dort — stand ohnehin aus dem Tische, er hieß mich nur noch ein zweites Glas vom Gesimse langen, denn er selbst war nicht mehr recht beweglich; „der Tod hat mich im vorigen Iahr kalt angehaucht," sagte er wehmüthig — einen Schlagansall meinte er. Dann ward er aber sosort wieder sidel und nachdem er mich eine Weile lächelnd sixirt, machte er: „Meck! Meck!" und nickte mir sröhlich zu.

„Was meint Ihr?" sragte ich erstaunt.

„Nun wohl," ries er, „Ihr seid doch gewiß ein Schneider!"

„Nein," betheuerte ich und im Verlause der Rede stellte es sich heraus, daß auch hier der Wunsch des Gedankens Vater gewesen. Der Dorsschneider war nämlich krank und der Steinbauer brauchte dringend eine neue Hose. Weil aber auch seine Sackuhr verdorben war, so suhr er sort: „Also wenn kein Schneider, so doch gewiß ein Uhrmacher?"

Auch dazu konnte ich mich leider nicht bekennen, zur großen Verwunderung meines Wirthes. „Ia, was sonst?" ries er. „Eure Hände sind sein — zum schweren Handwerk gehöret Ihr nicht!"

Noch eine Weile ließ ich ihn rathen, dann sagte ich ihm das Richtige.

„Student!" ries er. „Es ist mir ja gleich so gewesen, als Ihr zur Thüre hereinkamt. Aber" — er schüttelte den Kops — „es ist da was nicht in Ordnung! Verzeihet, aber die Osterserien sind vorbei und die großen noch nicht da — was habt Ihr jetzt im Lande herumzulausen?"

Ich suchte meinen Leichtsinn zu entschuldigen, so gut es ging und sragte dann, woher er die akademischen Ferien so genau kenne.

„Von meinem Sohn her," erwiderte er, „vom Georg, der ist auch Student zu Graz gewesen. Hat's sreilich nicht weiter gebracht, der Nichtsnutz!" Aber dabei strahlten seine Augen von Glück und Stolz und sröhlich erzählte er mir die Geschichte seines Lieblings. Der Georg war sein Zweitgeborner und „weil der Bub gar so viel gescheidt war" und hauptsächlich „weil der Steinbauerhos so lang ungetheilt stehen soll, als die Erde steht", sollte er geistlich werden, studirte auch im Stist Admont und ward dann Theologe in Graz. „Es ist ihm aber," erzählte der alte Mann, „schwer geworden, den schwarzen Rock anzuziehen, er hätt's auch nicht gethan, aber des Hahnwirths Loysl (Aloys) hat damals seine Seel' in der Hand gehalten, wie einen Vogel, der sortfliegen will, und wie der Loysl gesagt hat: «Komm' mit, Georg», hat der kein Wort mehr gesagt und ist mit ihm gegangen aus Graz." Blieb aber nur ein Iahr dort und kam wieder und „des Thalbauers Vroni in Sternegg war ihm halt doch noch lieber als der Loysl." Der Ex-Theologe heirathete die reiche Erbtochter und saß nun vergnüglich mit Weib und Kind aus dem reichen Thalhose. Mit satten Farben schilderte mir der Steinbauer das Glück des Sohnes und wie man ihn überall nur den „König von Sternegg" nenne, weil er der einzige reiche Bauer in diesem ärmlichen Dorse sei und wie ihn sogar sein älterer Bruder Conrad beneide. „Und der wird doch der Steinbauer zu Waldkirchen!" sagte der Alte mit ernstem Stolze. Aber gleich daraus lachte er wieder: „Ist doch ein Nichtsnutz, der Georg, hat mich viele schwere Gulden gekostet und die Vroni hätt' ihn auch ohne die Studia genommen. Aber mir ist's recht. Wenn ich mir so den Loysl anschau' — was hat der von der allzu großen Frommheit? Ein schwer Herz und ein traurig Leben! . . ."

Da brach er kurz ab, als hätte er schon zu viel gesagt. „Wer ist denn dieser Loysl?" sragte ich.

„Ihr kennet ihn ja!" war die erstaunte Antwort. „Unser Herr Psarrer Eusebius ist's!" Und dann nach einer Pause: „Ihr dürset aber aus mein thöricht Wort nichts geben! Freilich ist er kein glücklicher Mensch, aber das kommt vielleicht von seiner Krankheit oder" — er stockte und suhr dann rasch sort — „aber von der heiligen Weih' kommt's nicht. Denn sehet, die ist ihm vorbestimmt gewesen und er hätt' nach seinem Herzen nichts Anderes werden können aus Erden. Schon als Büblein war er sanst und sromm und wie ein Engel war er anzusehen, mit dem langen blonden Haar und den blauen Augen. Da war einmal der Apsel weit vom Stamm gesallen, denn sein Vater, der Hahnwirth, war ein wüster Mensch und hart und lumpig — sein Weib hat er in die Erd' gebracht durch seine Hartheit und sich dann am eigenen Schnaps langsam zu Tod' getrunken. Der arme Loysl hat's mit anseh'n müssen, sreilich nur zwei Monat' im Iahr — die übrige Zeit war er in der Studia zu Admont. Denn dort im Stist hat ihn unser alter Herr Psarrer einen Freiplatz geschafft, weil er ein gar so srommer Bub war und nur immer gern in den Büchern gelesen hat. Dort hat er die Freundschast mit meinem Georg geschlossen und sie hat gedauert bis heute. Nur ein Iahr waren sie auseinander, wie der Georg den schwarzen Rock ausgezogen hat sür immer. Der Loysl aber hat ihn anbehalten und schließlich gar noch mit dem weißen vertauscht!. . ."

„War er Ansangs Weltgeistlicher?" sragte ich.

„Ia sreilich! Wie er ausgeweiht war, haben sie ihn zuerst nach Welschland geschickt, und ihm dann die Psarre hier gegeben, damit er ruhig ein Buch schreiben kann. Dann hat der Bischos in Graz gesagt, so ein Buch ist nöthig sür die Christenheit und Keiner kann es so gut machen wie der Aloys Waldner. Angesangen hat er's auch, aber sertig ist er nicht geworden. Und daran und an seiner ganzen Traurigkeit ist nur Einer Schuld — der verrückte Weißrock, der srüher Psarrer drüben in Sternegg war — der, das sag' ich!"

„Cölestin Weber?" ries ich.

„Ia, der Cölestin! Sehet, ein Iahr war der Loysl als Schwarzrock bei uns Psarrer und bei aller Frömmigkeit so heiter und gesund, daß es eine Freud' war, ihn anzuseh'n. Da wird er aus einmal traurig und blaß. Warum? Die Leut' sind schlecht und reden viel, wenn der Tag lang ist, die Leut' sagen: weil er die Aga begehrt hat, des Schuster-Tonls Tochter, und das Mädel war brav und hat nicht zu ihm als Köchin ziehen wollen! 's ist aber Alles Lüge: der Weißrock in Sternegg hat ihm Mucken in den Kops gesetzt und gesagt: «Du bist noch nicht sromm genug» und davon ist er so traurig worden. Und endlich hat er's dem Cölestin geglaubt, ist in das Stist R. gegangen und als Mönch wieder zurückgekommen. Und seitdem kränkelt er so dahin . . ."

„Aber der weiße Rock ist doch nicht so ungesund?" ries ich.

„Zu sromm ist ungesund!" war die kurze Antwort. „Und nun greiset zu, gesegne es Gott!" Denn die Steinbäuerin war schon vor einer Weile mit dem Psannkuchen erschienen und ich hatte nur deshalb nicht zugegriffen, weil ich nach Berichten über den armen Eusebüis hungriger war, als nach der Speise. Auch jetzt noch weilten meine Gedanken nicht ganz bei dieser und während ich die größten Bissen verschluckte, wühlte es mir im Hirn: „Zu sromm — und Goethes «Faust» als Erbaunngsbuch? Und warum hat er so verlegen die ewige Betrunkenheit seines Haushälters eine «Krankheit» genannt?" Und als der Teller leer war, da trat mir wol nicht diese Frage aus die Lippen, aber eine andere, die eng damit zusammenhing: „Was ist denn aus der Aga geworden?"

„Die Aga!" ries der alte Mann hestig. „Was geht denn Euch die Aga an? Ia, so sind die Städtischen — schlechte Geschichten über die hochwürdigen Herren, die sind ihnen schon das Liebste. Aber damit ist's hier nichts!" Dann suhr er ruhiger sort: „Die Aga ist aus Graz, in den Dienst als Köchin, und dann aus Wien. Gehört hat man nichts mehr von ihr. Wird wol gestorben sein oder gar schlecht geworden . .."

„Vater," mahnte die Bäuerin, „sie war sehr brav."

„Brav war sie," bestätigte dieser, „und schon das Schönste, was man konnt' sehen. Aber warum schreibt sie nicht, wenn's ihr gut geht? Warum schickt sie dem Vater nichts? Ein Lump ist der Schuster-Tonl, aber doch ihr Vater! Nun muß ihn der arme Herr Eusebius aus Barmherzigkeit ernähren, und darum ist eigentlich jenes schlimme Gered' ausgekommen. Das hat man von der Barmherzigkeit!"

„Ia, das hat man davon," wiederholte das Mütterchen, „aber es ist schon zehn Uhr."

Dann geleiteten mich die guten Leute in die Schlaskammer ihres Iüngsten, des Matthias, welcher eben zur Landwehrübung in Bruck war. Ich hatte einen langen Marsch gethan und das Lager war reinlich, aber es lockte mich noch nicht. Es war so schwül im Kämmerchen, ich riß das Fenster aus und lehnte mich hinaus. Aber auch draußen war es schwül. Die Wolken hingen dicht herab und zuweilen zuckte ein Wetterleuchten durch das bängliche Dunkel. Erst nachdem ich eine Weile hinausgeschaut, unterschied ich die Umrisse der Kirche; rechts von ihr, etwa zwei Fuß über der Erde, brach ein matter Lichtstrahl aus die Straße — er kam aus den niedrigen Fenstern des Psarrhoss. Ich wandte den Blick dahin, die Fenster waren geöffnet, ich schaute in eine erleuchtete Stube und erkannte auch die Umrisse einer Gestalt, die regungslos am Tische saßIch griff nach meinem Felleisen, zog das Opernglas hervor und richtete es dahin. Nun konnte ich deutlich jedes ärmliche Geräth der Stube erkennen und auch jene Gestalt — es war der Psarrer, er las in einem mächtigen Folianten. Wenn er sein Antlitz erhob und dem Lichte zukehrte, konnte ich auch deutlich den Ausdruck desselben gewahren — und seltsam! ich mußte sosort an meinen Nachbar im Colleg denken, es war genau derselbe Zug des Verschmachtens, der Gier nach einer Labe. Dann klappte. er das Buch zu, lehnte sich zurück und schlug die Hände vor's Antlitz „Er weint!" sagte ich laut vor mich hin. Aber da, beim Klang der eigenen Stimme, saßte mich auch die Scham, dies einsame Weh durch meine Neugier entweiht zu haben. Rasch löschte ich die Kerze, entkleidete mich im Dunkeln und kaum, daß mein Kops das Kissen berührt, schlies ich auch sest ein.

Als ich erwachte, war es heller Tag und meine erste Empsindung, daß ich zu lange geschlasen. Eilig brachte ich mich und mein Gepäck iu Ordnung und ging die Treppe hinab. Das Haus war leer, das Gesinde schon zur Arbeit ausgezogen. Erst aus dem Bänkchen vor der Thüre tras ich das greise Paar. Der Steinbauer neckte mich wegen des langen Schlass, das Mütterchen aber lies in's Haus unl) brachte das Frühmahl, das sie sür mich warm erhalten. „Wie soll ich das vergelten?" sragte ich gerührt. „Indem Ihr wacker zuhaltet," erwiderte der Alte. „Könnet auch andere Studenten zum Steinbauer in Waldkirchen weisen, aber —", er hob schelmisch den Finger — „erst in der Ferienzeit!"

So plauderte ich vergnüglich noch eine Weile mit den guten, herzlichen Leuten, und als sie vernahmen, daß ich in's Oesterreichische wolle, also über Sternegg, da trugen sie mir aus, doch ja bei ihrem Georg Einkehr zu halten. „Es wird ihn gar sreuen," sagte der Steinbauer „ist ja selber Student gewesen. Der weiß zu reden — der kann Euch viel vom Loysl erzählen!"

„Der Hochwürdige heißt Eusebius," verwies ihn sein Weib. „Aber hast Du schon von der heiligen Sach' erzählt, die er aus Welschland mitgebracht hat?"

„Richtig!" ries der Steinbauer. „Die müsset Ihr Euch in unserer Kirche anschauen! Sehet, welch' srommer Mann der Loysl schon als Schwarzrock gewesen! Wie sie ihn von Graz mit gutem Geld nach Welschland geschickt haben, da bequem die Studia zu treiben, da hat er sich soviel vom Mund erspart, um eine Reliquie zu kausen und seinem Heimatsdors zu bescheeren! War das nicht brav?"

„Gewiß!" sagte ich. „Was ist es denn?"

„Seht's nur selber an, — der Meßner wohnt hinter der Kirche."

Nach vielem Dank und Gegengruß verließ ich das gastliche Haus. „'s wird irgend ein alter Knochen sein," dachte ich, „den er zu einer Zeit erworben, da auch er noch den «Faust» nicht verstand." Aber warum sollte ich dem Steinbauer nicht den Gesallen thun! — und ich wandte mich zur Kirche.

Als ich am Psarrhause vorüberging, saß der Schuster-Tonl wieder aus der Schwelle. Er war diesmal nüchtern, sah aber in seinem zerlumpten Gewande, mit dem aschensahlen Antlitz und den zitternden Händen auch nicht viel reputirlicher aus, als den Abend vorher.

„Wollet zum Herrn Psarrer?" sragte er und richtete sich aus. Ich blieb einen Augenblick unschlüssig stehen. „Ist aber nicht zu Hause," suhr er sort. „Ist zum Schneider-Bartl gegangen, mit dem heiligen Gut. Der Schneider hustet sich noch heut' sür immer aus — hihi!"

Der alte Lump lachte höhnisch aus. Ich aber ging rasch weiter, dies heisere Krächzen nicht mehr hören zu müssen. Da vernahm ich eilige Schritte hinter mir — es war der Tonl. „Wollet die heilige Sach' beschauen?" ries er mir athemlos entgegen. „Wartet — ich ruse den Meßner."

„Kann ihn selber rusen!" sagte ich abwehrend und ging weiter.

„Nein, nein!" ries der Trunkenbold dringend und lies neben mir her. „Bitt' Euch, bitt' Euch! gönnet es mir!" Der Ton bänglichen Flehens siel mir aus und derselbe flehentliche Ausdruck lag auch aus den verwitterten Zügen ^ ich blieb stehen. „Ich dank' Euch!" ries er überlaut und verschwand hinter der Kirche.

Ich blickte ihm erstaunt nach. Bittet der so dringend um die Gelegenheit sür ein Trinkgeld? dachte ich. Aber das war's nicht. Denn als er mit der Nachricht zurückkehrte, der Meßner komme sogleich, und ich ihm einige Kreuzer reichen wollte, wies sie der zerlumpte Mensch zurück. „Nein," bat er, „Ihr könnt mir eine andere Gutthat erweisen: nehmet mich mit, damit ich die heilige Sach' auch beschauen kann!"

„Habt Ihr sie noch nie gesehen?" sragte ich.

„Wohl! wohl!" war die Antwort, „aber nicht so ost, als ich möcht'. Das ist ja meine einzige Freude." Und seine gerötheten Lider begannen hestig zu zwinkern — der Mensch hatte Thränen in den Augen.

„Ihr weint ja," sagte ich sast verblüfft. Aber da erschien auch schon der Meßner mit dem rasselnden Schlüsselbund. Er war ein dicker Mann, mit einem rotheu, weitläusigen Gesichte, bewegte sich überaus würdevoll und trug ein langes, schwarzes, halb priesterliches Gewand. Diesem Aeußeren entsprach auch seine settige, salbungsvolle Stimme und seine Rede, welche sreilich durch das gezwungene Hochdeutsch mindestens aus mich keinen so imponirenden Eindruck machte, als sie ja sonst nach Inhalt und Form verdiente.

„Gott zum Gruße!" begann er. „Sie wünschen diesen Tempel Christi zu besichtigen und das darin ausgestellte Heiligthum zu verehren?" Ich nickte. „Gern," suhr der würdige Mann sort, „will ich Ihnen denselben erschließen, auch die nöthige Erläuterung geben, obzwar dieses eine besondere, in der Bestallung nicht vorgesehene Mühe ist! Denn wol wird dieses Heiligthum von vielen Pilgern, sowie auch von Solchen, welche zusällig dieses Weges kommen, besucht, aber wenige wissen, daß ich weder als Meßner, noch als Schullehrer hiesigen Orts hierzu verpflichtet bin, vielmehr dieses, so zu sagen, eine sreiwillige Leistung ist!" Er blickte mich sragend an, ich nickte wieder.

„Dann kommen Sie!" Er öffnete, schlug einen der schweren Thorslügel nach innen und sorderte mich durch eine Handbewegung aus, einzutreten. Aber vor mir und unter dem majestätisch gehobenen Arm hinweg schlüpste der Tonl in die Kirche.

„Schuster-Tonl," sagte der Würdevolle und hob die Brauen, „SchusterTonl oder wie Ihr eigentlich heißt, Anton Weinlechner, hebet Euch hinweg, denn Ihr seid ein Lump!"

„Meßner," winselte der alte Mensch. „Wisset ja, wie mein Herz d'ran hänget! Erlaubt es, Meßner!"

„Schuster-Tonl!" erwiderte dieser, „Ihr gebet mir leider, trotz wiederholter Vermahnung, nicht die richtige Ansprache und gebührende Titulatur. Tenn wol bin ich Meßner hiesigen Orts, aber auch Schullehrer, und der letztere Titel kommt mir sür gewöhnlich zu, weil er das ansehnlichere Amt repräsentiret. Aus alle Fälle aber kommt es mir zu, Herr genannt zu werden ..."

„Meßner," jammerte der unverbesserliche Schuster-Tonl, „ich hab' Euch ja den Herrn zugesührt und der Herr erlaubt's mir!"

Der dicke Mann zuckte die Achseln, blickte mich sragend an und als ich abermals nickte, schritt er vorwärts gegen den Altar zu.

„Was Sie hier angehört," bemerkte er dabei seuszend, „wiederholet sich sür mich leider einige Male im Tage. Denn wenn ich auch sonst schwer durch die Unbildung hiesiger Bauernschast zu leiden habe, so kränket mich doch der Entgang der gebührenden Anrede am Meisten. Als ich hierherkam und diese ungebildeten Menschen ersuhren, daß ich Franz Xaver Hoisenroither heiße, da wollten sie mich sogar den «dicken Franzi» nennen. Solches ist mit Entschiedenheit abgewehrt worden, aber der Titel «Herr» noch immer nicht errungen, obwol weder sreundliche Bitte noch ernste Mahnung —"

„Herr Schullehrer," siel ich ihm in's Wort, „diesbezüglich wollen wir aus die Zukunft hoffen und das Geschlecht, welches Sie erziehen. Nun aber — die Reliquie!"

Der dicke Mann lächelte geschmeichelt. „Wie ich sehe," sagte er, „sind Sie ein gebildeter Iüngling, wol gar ein Iünger jener Wissenschast, welche aus den Brüsten der Grazer Hochschule fließt?" Ich nickte. „Dann," suhr er sort, „will ich Ihnen Alles genau zeigen, denn derselben Wissenschast habe auch ich, leider nur bis zur dritten Gymnasial-Classe, gehuldigt, so daß ich mich Ihnen, so zu sagen, geistig verbrüdert und zu jeder Gesälligkeit verpslichtet sühle. Denn wol hat mich später das Leben —"

„Herr Schullehrer," unterbrach ich ihn wieder, „Ihre Bildung ist noch sichtlicher als die meine! Ich aber möchte die Reliquie —"

„O über die Ungeduld der Iugend!" ries er mit wohlwollendem Lächeln. „Doch sind einige historische Daten unerläßlich! So vernehmen Sie denn, daß diese Kirche der heiligen Agathe geweiht ist, wasmaßen denn auch viele Mägdlein dieser Ortschast aus diesen Namen getauft werden. Sie hat sich aus einer Kapelle entwickelt, welche im sünszehnten Iahrhundert erbauet wurde. Was jedoch den Erbauer betrisst, so dürste er ein srommer und gottessürchtiger Mann, auch besonderer Verehrer jener Heiligen gewesen sein, obwol dieses leider nicht überliesert ist. Auch sein Name ist unbekannt, doch war er wahrscheinlich nach der Sitte jener Zeit ein Ritter, der einen Harnisch trug und eiserne Hosen —"

„Herr Schullehrer," sragte ich etwas scharsen Tones, „die Reliquie ist wol im Altarschrein?"

„Ia, dort ist sie!" erwiderte der sichtlich gekränkte Mann und wandte sich zum Schrein. Der Schuster-Tonl war schon während unserer Unterredung dorthin geschlüpst und lag aus den Knieen, das Antlitz an die schön geschnitzte Holzwand gepreßt und sie mit beiden Armen umsassend. Ein hestiges Zucken durchslog dabei seinen morschen Körper.

„Schuster-Tonl!" sagte der Meßner, „dieser Herr ist ungeduldig und will blos sehen und nicht hören. Gebet Raum, daß ich össnen kann, Schuster-Tonl!"

„Ia, ja!" schluchzte dieser, rückte aus den Knieen bei Seite und erhob sein thränenüberströmtes Antlitz. „Oessnet es, Meßner, daß ich die schöne Sach' beschauen kann!"

„Um Euretwillen geschieht es nicht!" verwies ihn der Würdevolle. Aber um meinetwillen schien er es leider auch nicht gleich thun zu wollen. Denn noch einmal wandte er sich zu mir und sragte:

„Kennen Sie die heilige Agathe?"

„Ia!"

„Dann wissen Sie," suhr er trotzdem sort, „daß diese Heilige ein edelgeborenes Fräulein war, welches in der Stadt Catania aus der Insel Sieilien, wo die Pommeranzen wachsen und von wo man zuweilen Italiener zum Eisenbahnbau hierher beziehet, lebte. Ihre Eltern, Gutsbesitzer, welche jedoch in der Stadt wohnten, waren sromme, gottessürchtige Leute, welche ihres Kindes sorgsam warteten, also daß es, nachdem es die katholische Mädchenschule zu Catania besucht und auch im Französischen und der Handarbeit gründlich unterrichtet worden, nicht minder durch weltliche Bildung, als durch christliche Frömmigkeit ausgezeichnet war. Leider aber besaß sie auch einen schönen Körper und ein seines Gesicht, denn obgleich dies ansonsten sür ein Mädchen kein Unglück zu sein pslegt, so geriet!) doch die sromme Agathe deshalb in eine Bedräugniß. Denn sie lebte nicht etwa zu unserer Zeit, auch nicht einmal zur Zeit der Maria Theresia, sondern schon vor sechzehnhundert Iahren. Es war dies aber noch eine harte Zeit sür das Christenthum, denn die Iuden waren damals noch zahlreicher als jetzt und außerdem gab es sehr viele Heiden, welche einen Lumpen und Wüstling, Iupiter geheißen, als Götzen verehrten und auch eine leichtsinnige Frauensperson, Venus genannt, zur Verehrung ost ganz nackt in Marmor abbildeten. Dieses sündhasten Irrglaubens waren auch die Römer, welchen damals die Stadt Catania gehörte. Nun kann man sich denken, wie ungebildet und unsittlich ein Volk sein muß, wenn es ein nacktes Weib von schlechtem Ruse als Göttin verehrt, und leider war auch der Bezirkshauptmann, welcher damals im Namen des römischen Kaisers über Catania herrschte, ein Lump und Wüstling. Wenn er wo ein schönes Mädchen sah, so schleppte er es gleich in sein Haus. Nun wollte es das Unglück, daß dieser Bezirkshauptmann, welcher sich Quintilianus geschrieben hat, häusig durch die Gasse ging, wo die Eltern der Agathe ihr eigenes Haus besaßen und er sah sie am Fenster und sie gesiel ihm schon von unten heraus sehr gut. Noch mehr aber gesiel sie ihm, als er ihr einmal am Sonntag Vormittag nach der Messe aus der Straße begegnete und er trat an sie heran und sprach: «Du gesällst mir — komm' in mein Haus!» Sie aber ries: «Hebe Dich hinweg, denn ich bin ein tugendhastes Mädchen!» Da sprach er weiter: «Also wenn Du tugendhast bist, so will ich Dich zum Weibe nehmen!» Sie aber erwiderte: «Bei den Römern geht es zu, wie bei den Türken und sie nehmen so viele Weiber, als ihnen gesällt. Wenn es aber auch nicht so wäre, so will ich doch nicht Dein Weib werden, denn Du bist ein Heide!» Da ergrimmte der Bezirkshauptmann und winkte einigen Polizisten und sie schleppten das Fräulein in sein Haus. Und nun sprach er: «Füge Dich meinem Willen, sonst lasse ich Dir die Ohren abschneiden.» Sie aber schüttelte den Kops. «Füge Dich meinem Willen,» sprach er weiter, «sonst lasse ich Dir den Busen abschneiden.» Da sagte sie: «Schneide mir ab, was Du willst — ich will als tugendhaste Christin sterben.» Und da ließ er ihr den rechten Busen abschneiden und dann —"

„Halt!" ries ich, „ich kenne die Geschichte." Ich kannte sie wirklich, wenn auch nur zusällig. Als ich nämlich den Herbst vorher zu Florenz verweilt, da hatte mich das Bild des Sebastiano del Piombo, welches sich dort im Palazzo Pitti besindet und in grausig-schöner Art das Martyrium dieser Heiligen darstellt, so ties erschüttert, daß ich bei meiner Heimkehr in den H.eta 8anetoiiiiu den Bericht hierüber nachgelesen hatte. Das sagte ich dem Meßner, um ihn der Störung wegen zu begütigen, und sügte hinzu: „Der Maler hat sie als herrliche, üppig erblühte Iungsrau dargestellt und wie ein Fürstenmantel wallt ihr um die Schultern das dunkle Haar!"

Nord und Eüd. VII, I». 2

Aber kaum daß ich diese Worte ausgesprochen, da wich ich auch erstaunt, ja erschreckt zurück. Denn sie übten aus meine beiden Zuhörer eine seltsame, gewaltige, mir räthselhaste Wirkung. Der Schuster-Tonl war, wie von einer Natter gestochen, ausgesprungen und ballte die Fäuste gegen mich und ries: „Ihr lügt! — ihr Haar war golden!" Der Meßner aber war todtbleich geworden und wurde nun dunkelroth und saßte mich mit zitternder Hand beim Arme: „War ihr Haar wirklich dunkel?"

Mir war es einen Augenblick zu Muthe, als wäre ich in ein Tollhaus gerathen. „Aus jenem Bilde ist es sast schwarz!" erwiderte ich.

„Und ist der Maler," suhr der Meßner sort, „ein verläßlicher Mann gewesen, welcher die heilige Person getreu abgebildet hat?"

Ich konnte wieder lächeln. „Nein!" versicherte ich, „Sebastian« hat die Heilige nicht persönlich gekannt!"

Der Mann athmete erleichtert aus, schlug ein Kreuz und verdrehte die Augen gegen das Kirchendach, „Herr Gott, ich danke Dir!" ries er. Und zu mir gewendet, sprach er salbungsvoll: „O lieber Herr Studiosus, welche Last war mir jetzt aus dem Herzen. Denn dieses Herz ist, mit Verlaub zu sagen, ein echt christliches und hänget besonders an dieser Reliquie hier. Nun haben zwar gottlose Spötter schon ost an deren Echtheit gezweiselt, doch geschah es aus bösem Vorwitz und ohne jeglichen Grund. Wäre aber jener Maler, der Herr Sebastian, der ja im Uebrigeu ein braver Mann sein mag, auch verläßlich und gewissenhast, so wäre dieses sür mein Herz sehr traurig. Und insbesondere wäre es" — und bei diesen Worten zuckte blitzschnell ein widriges, tückisches Lächeln über sein Antlitz — „sür den von mir innigst verehrten hochwürdigen Herrn Psarrer hiesigen Orts eine satale Geschichte. Denn was birgt dieser Schrein, mein lieber Herr Studiosus?" Er schlug den Deckel zurück und sagte: „Eine echte Locke vom Haupte der heiligen Agathe und diese ist blond wie von Golde!"

»Ia -^ golden! — golden!" schluchzte der Schuster-Tonl, drängte sich heran und össnete die Augen weit, als könnte er den Anblick nicht gierig genug einsaugen. Sein wüstes, verwittertes Gesicht wies dabei einen Ausdruck inbrünstiger, schmerzlicher Andacht, wie man ihn diesem Menschen nimmer hätte zutrauen mögen. So blickte ich denn, als ich an den Schrein trat, mehr aus ihn, als aus die Reliquie. Denn an der war nicht viel zu beschauen. Aus einem hellblauen Pölsterchen, durch eine dicke Glastasel geschützt, lag ausgebreitet eine Locke von allerdings schönem, ja herrlichem rothblondem Haar. Daneben ein Votivtäselchen, welches in Golddruck aus weißem Porzellan die Inschrist wies:

Dil) «08?. D(M. ÄDc00I.XVIII.

„Wie?" sragte ich, „ist die Reliquie erst seit dem Frohnleichnamstage 1868 in Waldkirchen?"

„In Waldkirchen schon weit länger," erwiderte der Meßner, „aber erst seit jenem Tage in hiesiger Kirche und allgemeiner Verehrung zugänglich. Verstatten Sie, daß ich diese merkwürdige Thatsache des Nähern berichte."

Er schöpste ties Athem — ich hatte offenbar eine längere Rede zu erwarten, aber diesmal sah ich ihr nicht bange entgegen, sondern in größter Spannung.

„Vor allem sei es bemerkt, daß ich, nachdem ich vorher selbiger Aemter zu Sternegg gewaltet, im Frühling 1868 durch die Gnade des hochwürdigsten Herrn Abtes von R. hierher berusen ward, in den Herzen hiesiger Iugend die Wurzeln der Bildung auszustreuen und zugleich jene Pslichten zu ersüllen, so unsere heilige Religion dem Meßner auserlegt. Aber damals ahnte ich noch nicht, daß es mir zugleich vergönnt sein werde, Gläubige durch Vorzeigung dieser Reliquie zu erquicken. Denn weder wußte Iemand im Orte von diesem kostbaren Schatze, noch würdigten mich Seine Hochwürden, der Herr Psarrer, einer Mittheilung hierüber. So sollte denn ich, der ich der heiligen Kirche nahestehe und mich sogar zu ihren, wenngleich geringeren Dienern zählen dars, alles erst durch denselben Zusall ersahren, wie die anderen Glieder der Gemeinde. Aber war es ein Zusall? Nein! Es war Gottes Finger — vernehmen Sie, wie er hier gewaltet hat. Schon bei meiner Herkunst beklagten sich nämlich Seine Hochwürden über stechende Schmerzen in der Brust und am Montage jenes hochheiligen Festtages sagten Sie mir: «Ich leide schwer — meine Lungen schmerzen bei jedem Athemzuge, als hätte ich da eine Wunde — ich sürchte, ich werde morgen bei der Proeession im glühenden Sonnenschein aus dem staubigen Wege zusammenbrechen!» Also klagten Sie, ich aber tröstete: «Der Herr wird Sie starken!» und sügte hinzu, wie dieses Wandeln durch Staub und Gluth dem Himmel wohlgesällig sei, versprach aber auch, Christum und die heilige Gottesmutter in inbrünstigem Gebete um solche Stärkung anzuslehen. Die Himmlischen aber erhörten mein Gebet nicht, denn sie wollten, daß diese Reliquie allgemeiner Verehrung theilhastig werde! Darum waren Seine Hochwürden am Frohnleichnamstage noch kränker als bisher und gingen todtblaß und wankenden Schrittes mit dem Sanetissimum unter dem Baldachine einher. Als wir aber zu dem Altare kamen, den der sromme Wiesenbauer vor seinem Hause errichtet, da sanken der Herr Psarrer zusammen, so plötzlich, daß ich kaum das Sanetissimum vor der Berührung mit dem Staube bewahren konnte, indem ich es au3 seiner Hand riß. Er aber schlug zur Erde hin und ein Blutstrom quoll aus seinem Munde und übersluthete das priesterliche Ornat, also daß ich später mit dem Fleckputzen große Mühe hatte. Entsetzt schrie das Volk aus und drängte sich dicht heran und wußte keinen Rath. — «Wehe! wehe!' schrien sie — «solches ist noch nie erhört worden und bedeutet Unglück sür das Dors.» Einige aber schrien: «Helst dem Psarrer — er verblutet!» rührten aber auch keine Hand. Da rasste ich mich aus und übergab das Sanetissimum meinem Sohne, welcher mir allhier als Helser in Meßnerei und Schule beigegeben ist, und kniete neben dem Kranken nieder, hob sein Haupt und löste ihm das schwere Ornat von Brust und Schultern. Hierbei halsen mir der Wiesenbauer und sein Sohn, indem sie den Bewußtlosen stützten. Als ich aber das Gewand aus der Brust gelöset und zurückgeschlagen, da sahe ich, daß der Herr Psarrer darunter an einem Bändchen ein rothseidenes Beutelchen trug, gerade aus dem Herzen. Ich griss darnach und össnete es rasch, wahrlich nicht aus Neugierde, sondern weil ich wußte, daß Pilger, welche von den heiligen Stätten oder von Rom zurückkehren, solche geweihte Anmiete mitzubringen pslegen, welchen ost eine wunderbare Krast innewohnt. Da nun der hochwürdige Herr vor zwei Iahren in Rom verweilt, so vermuthete ich in dem Beutelcheu ein solches Amulet und wollte es hervorziehen, um vielleicht dadurch den Blutstrom zu hemmen. Aber als ich nun den Inhalt hervorzog, entsuhr mir ein Rus des Staunens, denn im Beutelchen lag diese Locke hier. Das Volk aber schrie wild aus: «Sehet! sehet! der Priester, der Mönch hat eines Weibes Haar selbst an diesem hochheiligen Tag am Herzen getragen! O, über den Sünder — sehet, es war Gottes Hand, welche ihn vor dem Altare niedergeworsen!» Nur Einer drängte sich heran und ries mit lauter Stimme: «Schweiget — er stirbt!» und dieser war der Georg Grueber, des hiesigen Steinbauern Sohn, welcher schon damals als Thalhosbauer zu Sternegg saß. Und selbiger gewaltthätige und ungerechte Mann riß mir auch das Beutelcheu und die Locke aus den Händen und schrie mir zu: «Hebe Dich hinweg, srommer Spion!» Ich aber gedachte des Wortes der Schrist, daß der Gerechte aus Erden ost erniedriget wird, und blieb und betete. Diesem Gebete und sicherlich nicht dem Wasser und deu Riechmitteln, mit welchen der Georg den Hochwürdigen zu beleben suchte, diesem Gebete allein schreibe ich es trotz aller christlichen Demuth zu, daß sich die Blutung stillte und der Herr Psarrer endlich die Augen ausschlugen. Sein erster Blick siel aus mich und dann aus sein gelösetes Gewand, und da tastete er angstvoll nach seinem Herzen und ries: «Wo ist die Locke?!» Und wirren Blickes stammelte er dann: «Agathe — ich sterbe!» ... und neue Ohnmacht kam über ihn, das Volk aber gerieth nun vollends in wildesten Ausruhr. Denn Agathe — wol sträubet sich meine Zunge,'diese nichtswürdige Verleumdung zu wiederholen, aber ich muß es thun, weil sonst Sie, verehrter Herr Studiosus, das Folgende nicht verstehen würden — Agathe also hieß auch jene Magd, von welcher

Spötter und Bösewichte behaupteten, daß sie dem Herru Psarrer"

Er stockte, wieder überslog blitzschnell jenes widrige Lächeln seine Antlitz. „Darum also," suhr er sort, „empörte sich das sromme Volk, als es diesen Flamen von seiner Lippe vernahm und schrie: «Es ist das Haar seiner Liebsten — des Schuster-Tonis Aga hat er angerusen!» Ich aber schwieg, und mein Flehen wandte sich nur uoch inbrünstiger zu den Heiligen droben! «Christus und Maria,» siehte ich, «und besonders Du, heilige Agathe, Schutzpatronin der Kirche, welcher dieser würdige Priester dient, bringe seine Unschuld an's Licht.» Und auch dieses Gebet, mein Herr Studiosus, wurde sosort erhört. Denn der Georg Grueber richtete sich aus und ries: «Schweiget, ihr Thoren! Er hat die heilige Agathe angerusen, und dieses Haar ist eine Locke von ihrem Haupte — er hat die Reliquie in Welschland erworben und stets am Herzen getragen, weil sie ihm so theuer war!» Da verstummte das Volk, nur der sromme Wiesenbau« sprach: «Lüge nicht Georg! Warum hat er uns, den Frommen, nichts davon gesagt und nur Dir, dem gottlosen Spötter?!» Der Georg aber ries: «Weil er weiß, daß ich kein Spötter und Gottloser bin — im Uebrigen wartet, bis er es Euch selbst sagt! Ietzt aber gehet heim, Leute, denn die Proeession ist jedensalls zu Ende!» Und daraus zerstreute sich das Volk wirklich; nur einige, darunter der Wiesenbauer, der Georg und ich, blieben bei dem Kranken und schafften ihn in sein Haus. Aus dem Wege srug noch der Wiesenbauer: «Meßner — was haltet Ihr von der Sache?» woraus ich erwiderte: «Wohl ist der Georg Grueber ein gewaltthätiger und schier gottloser Mensch, hat auch, statt die heilige Kirche, die Thalhosbauer-Vroni in Sternegg gesreit» (was sich, lieber Herr Studiosus, daraus bezog, daß dieser Mann srüher Theologe war), «aber Ihr wisset, daß unser Herr Psarrer dennoch sein Freund ist — wir wollen warten, was er selbst sagt!» Und wir vernahmen die Bestätigung wirklich noch am selben Tage. Denn als der hochwürdige Herr wieder sprechen konnte, sragte ihn der Georg in unserem Beisein: «Weß ist diese Locke?» und er erwiderte: «Der heiligen Agathe!» Wohl machte mich der sromme Wiesenbauer daraus ausmerksam, daß der Georg vorher dem Psarrer etwas heimlich zugeflüstert, aber ich verwies ihm solche Reden und sagte: «Ein hochwürdiger Herr lüget nicht!» Dann ging ich heim und berichtete die Begebenheit an meinen Gönner, den hochwürdigen, hochmögendeu Herrn Abt von R, und zwei Tage später tras ein Delegat hier ein, der alte Herr Pater Anselmus, ein gar lieber und sröhlicher Herr, welcher leider im Sommer vorigen Iahres plötzlich nach allzureichlicher Mahlzeit aus diesem irdischen Iammerthal in die bessere Heimat abberusen worden ist. Dieser hochwürdige Herr nun vernahm sowol uns, als den Herrn Psarrer und versaßte ein Protokoll, in welchem verzeichnet war, daß dieses Haar von dem damaligen Weltpriester, jetzigen Ordensbruder Pater Eusebius Waldner im Iahre des Herrn 1866 zu Rom um 500 Goldgulden als echte Locke vom Haupte der heiligen Agathe erworben worden sei. Dieses Protokoll sertigten wir alle, auch der hochwürdige Anselmus, welcher dabei bemerkte: «Diese Reliquie ist ebenso echt, als die meisten anderen.» Und seit jenem Tage ist sie auch allgemeiner Verehrung ausgesetzt, denn die Bitte unseres Herrn Psarrers, sie auch semerhin allein verehren zu dürsen, konnte nicht ersüllet werden. Doch verrichtet er auch jetzt noch häusig einsam und unter Thränen seine Andacht an derselben! Am Tage der heiligen Agathe, zugleich dem Kirchweihtage hiesigen Orts, dem sünsten Februarius, wallsahrten trotz der ungünstigen Iahreszeit, in welche leider dieser Tag sällt, viele Leute hierher, und es ist zu hoffen, daß der Rus des Heiligthumes immer mehr wächst. Ein Mirakel aber," schloß er seuszend, „ist bisher leider noch nicht geschehen'."

Ich entlohnte die Mühe des würdigen Mannes nach Krästen und verließ, von den seltsamsten Empsindungen ersüllt, die Kirche. Vorher aber sah ich noch ein widriges Schauspiel. Der Meßner mußte den Schuster-Tonl, der sortwährend die Locke angestarrt und nicht aus die Erzählung geachtet, mit Gewalt vom Schreine weg und aus der Kirche zerren. „Lasset mich hier," schluchzte der alte Mensch, „um Christi Willen — noch ein Weilchen lasset mich die heilige Sach' beschauen!" Und als er endlich vor der Thüre war, da ballte er die Fäuste und ging schimpsend und fluchend davon.

„Solches bereitet mir dieser Lump immer!" sagte der dicke Mann athemlos, indem er die Kirchenthüre verschloß. „Er hänget an dem Heiligthume, wenn auch aus einem lächerlichen und sast sündhasten Grunde."

„Aus welchem?"

„Er behauptet, daß das Kopshaar seiner Tochter, welche in der Fremde verschollen, von derselben Farbe gewesen sei, wie das unserer Heiligen. Thöricht Geschwätz! — Der Branntwein hat sein Gehirn verbrannt — Gott besohlen, verehrter Herr Studiosus!"

Ich wanderte weiter, die Straße gegen Sternegg. Als ich an einem kleinen Hause vorüberging, hörte ich Wehklagen daraus ertönen und dann eine schwache, heisere Stimme milde Trostworte sprechen. Ich erkannte diese Stimme sosort, obwol ich sie am Vortage nur wenige Worte hatte reden hören. Als ich nach einigen Schritten zurückblickte, sah ich den Psarrer aus dem Hause des Schneider-Bartl treten. Ein junger, oierschrötiger Schlingel im Meßnerkleid, der Sohn meines Cieerone, schritt ihm mit dem Glöcklein lustig voran. Cr aber wankte langsam hinterher. Wieder sah ich sein blasses Antlitz und die traurigen, müden Augen. Einen Todtkranken hatte er getröstet — ein Todtkranker war er selbst...

Um die Mittagszeit, nach dreistündiger Wanderung, war ich in Sternegg. Ich kehrte im Thalhose ein, nicht blos, um die Grüße meines sreundlichen Wirthes zu überbringen, sondern weil ich darnach brannte, den Georg Grueber kennen zu lernen. Er allein konnte mir ja die Frage beantworten, welche ich mir aus dem langen Wege rastlos zu lösen verslicht. Aber ich kam nicht dazu, diese Frage zu stellen. Georg Grueber, der mich, nachdem ich die Grüße seiner Eltern bestellt, wie einen alten Freund ausnahm, war nicht der Mann, dem ich durch plumpe Neugier den willkommenen Anlaß gegeben hätte, sich und seinen armen Iugendsreund in interessantem, romantischem Lichte erscheinen zu lassen. Denn dieser glücklichste Mensch, den ich je kennen gelernt, vereinte mit einem einsachen, sast derben Wesen eine schöne, harmonische Bildung und ein tieses, seinsühliges Gemüth. Das erkannte ich in der ersten Stunde unseres Beisammenseins und schwieg darum. Ich erzählte ihm nicht einmal von jener Begegnung mit dem Psarrer, und daß ich die Reliquie gesehen. Es sehlte uns ja auch sonst nicht an interessantem Gesprächsstoff. Als ich ihn am Nachmittage aus einem Rundgange durch seine Felder begleitete, erzählte er mir von der Art, wie er sein Leben eingerichtet, und wahrlich! — ich blickte in eine Idylle, wie sie bisher kein Dichter so schön, einsach und menschlich wahr ersonnen. Alles an diesem Menschen war harmonisch, selbst sein Verhältniß zur Kirche. Wer einmal die Kutte getragen und sie dann gewaltsam abgestreist, pslegt dann ost ein Atheist der schlimmsten, lautesten, unduldsamsten Sorte zu werden. Er aber sreute sich wol seiner eigenen Klarheit, ließ aber jeden selig werden, wie ihm beliebte. Georg war nicht, wie so viele Ex-Theologen, ein „lidertinuz", sondern ein „lider", kein Freigelassener, sondern ein Freier. ,

Das erwies sich auch in der Art, wie er über den einstigen Psarrer seines Ortes, Cölestin Weber, urtheilte. Wir kamen erst spät aus diesen Mann zu sprechen, am Morgen des nächsten Tages, da mir Georg noch ein Stück Weges über Sternegg hinaus das Geleite gab. Ich erzählte ihm von der Art, wie wir den sonderbaren Studenten im Colleg behandelt, und er hörte es mit Betrübniß.

„Es scheint das Schicksal dieses Menschen," sagte er, „daß ihm ewig bitteres Unrecht angethan wird. Seine Kutte ist schmutzig, das ist leider wahr; aber wol selten ist Iemand über diese Erde gegangen, der sich bei dieser harten Wanderung das Herz gleich rein und edel bewahrt hat. Und gewiß keiner, der ernster und schmerzlicher nach Erkenntniß und Wahrheit gerungen hat. Aber — was ist Wahrheit? Andere kommen darüber hinaus, keine Antwort aus diese Frage zu wissen, — Cölestin ist daran zu Grunde gegangen!"

„Sie kennen ihn näher?" sragte ich.

„Ia — er ist mein Freund, außer mir lebt ein einziger Mensch aus Erden, der ihn so genau kennt, wie ich. Und eben um der Art willen, wie er gegen diesen Menschen handelte, habe ich ihn Iahre lang gehaßt, bis ich die Thatsachen genauer erkannte und ihn dann aus demselben Grunde verehren mußte. Es war eine sonderbare Geschichte — ich dars sie Ihnen erzählen, denn Sie können nie ahnen, wen sie angeht."

Ich wurde blutroth, aber ich sand den Muth nicht, ihm zu sagen, daß ich es schon jetzt ahnte.

„Also hören Sie!" suhr Georg sort. „Ich hatte einen Freund, der ein tiesgläubiger, hochbegabter, überaus sanstmüthiger, aber charakterschwacher Mensch war. Diesem jungen Manne — er war Weltgeistlicher — stand allem Anscheine nach eine glänzende Carriere bevor — er war sosort nach Abschluß seiner Studien Psarrer einer ansehnlichen Gemeinde geworden, außerdem hatte der Bischos ihm, seinem Liebling, eine wichtige und ehrenvolle literarische Arbeit übertragen. Ich sreute mich seines Glückes, obwol sein Weg nicht der meine war. Da ersuhr ich, daß er scheinbar ohne jede äußere Ursache urplötzlich ein aseetischer Frommler geworden und gegen den Willen des Bischoss in einen Mönchsorden getreten, demselben, dem Cölestin angehörte. «Das ist das Werk des Weißrocks von Sternegg», sagten die Leute, und ich mußte es glauben und sluchte dem Fanatiker, welcher den schwachen Menschen umstrickt und in eine sinstere, brütende Melancholie hineingezerrt. Erst später ersuhr ich, wie sich die Sache in Wahrheit zugetragen. Iener junge Geistliche war tiesgläubig und rein, aber — er war ein Mensch! Eine schöne Dirne seines Dorses hatte seine Sinne entflammt, dann auch sein Herz; auch sie liebte ihn mit einer so echten, starken Leidenschast, daß ihr die «Sünde», welche sie dadurch beging, wol kaum in's Bewußtsein trat. Dem Manne ihres Herzens anzugehören und ihm dienen zu dürsen, schien ihr ein so hohes Glück, daß sie es auch gern mit dem Spott, ja mit der Verachtung der Welt erkaust hätte. Darum sorderte sie von dem Geliebten nichts, als daß er sie als «Köchin» in sein Haus nehme. Wenn Sie erwägen, wie ost ähnliche Verhältnisse in unseren Psarrhäusern anzutreffen sind, so wird Ihnen dieser Wunsch vielleicht vom Standpunkte eines Dorsmädchens gar nicht srech, ja nicht einmal aussällig erscheinen. Bedenklicher ist es schon, daß der junge Geistliche ihr dies zusagte — er war eben schwach und die Versuchung groß. Erst in letzter Stunde, als eben das Mädchen zum Einzug in sein Haus rüstete, kam ihm die Reue, er sühlte Gewissensbisse und wandte sich an Cölestin. Dieser sragte ihn nur kurz: «Liebst Du sie?» und aus die Antwort «Ia!» gab er den ebenso kurzen und bündigen Rath: «Dann ziehe den schwarzen Rock ans, werde Protestant und heirathe sie!» Dazu konnte sich der schwache, ehrgeizige Mensch nicht entschließen, aber ebenso wenig wagte er es, dem Mädchen seinen Wunsch abzuschlagen. In dieser Bedrängniß gerieth er aus einen euriosen Ausweg. Er beschloß, das Verhältniß, welches bisher ein reines war, abzubrechen und zugleich, um alle Versuchung abzuschneiden, Mönch zu werden, weil er als solcher keine Köchin in seinem Hause halten durfte. Bei diesem Schritte war ihm Cölestin allerdings behülslich, aber erst, nachdem er vergeblich alle Ueberredungskunst ausgewandt, den Freund hiervon abzuhalten. Denn er sah die unseligen Folgen voraus, wie sie auch richtig eintrasen. Das leidenschastliche Mädchen, welches sich verschmäht sah und nach ihrer Aussassung betrogen glaubte, ging in die Stadt und ist da verdorben oder gestorben. Der junge Geistliche aber verlor durch diesen Schritt nicht blos die Gunst des Bischoss, sondern auch sür immer den Frieden seiner Seele. Denn erst nach der Trennung erkannte er, wie sehr er jenes Mädchen geliebt, und sluchte jener Satzung, welche ihm verwehrt hatte, ohne schwere Sünde, ohne Trug und Heuchelei, glücklich zu werden. Er verlor den Glauben, die inneren Kämpse brachten eine Krankheit, zu welcher der Keim allerdings in ihm lag, zum Ausbruch — er wurde ein entsetzlich unglücklicher Mensch. Aber das war er nicht durch Cölestin, sondern trotz Cölestin geworden. Als ich dies erkannt, habe ich um Cölestins Freundschast geworben, wie einst um die Liebe meines Mädchens. Es ist mir gelungen! Noch einmal: Der Schein ist gegen ihn, aber man soll nicht nach dem Scheine urtheilen."

So erzählte er, und daraus hin konnte ich nicht länger heucheln. Ich saßte warm seine Hand; „Sie haben Recht," sagte ich bewegt, „man soll nicht nach dem Scheine urtheilen. Ich kenne einen Mann, der in Glaubensdingen sreisinnig ist, und der dennoch bewirkt hat, daß eine Haarsträhne vom Haupte eines Dorsmädchens als Reliquie einer Heiligen verehrt wird. Aber er hat es gethan, um einen ties unglücklichen Menschen wenigstens vor äußerer Schmach zu bewahren. Und er hat recht gehandelt!"

Der junge Mann blickte mich erglühend, mit weitgeössneten Augen, sassungslos vor Staunen an. Ich aber schritt raschen Schritts und bewegten Herzens weiter in's Land hinein ...

Max Müller und die Sprachphilosophie.

Von

Ludwig Noir6.

— Mainz. —

sie sympathische und einsichtsvolle Besprechung meiner Schristen durch den großen Sprachsorscher, dessen Name der Stolz seines Heimatlandes Deutschland und seines AdoptivvaterlandeS England ist, wie sein wissenschastlicher Ruhm gleichmäßig die ganze gebildete Welt von den Usern des Ganges bis zum atlantischen Oeean ersüllt, legt mir die Verpflichtung aus, schweres Unrecht wieder gut zu machen, arge Fehlgrisse und Mißverständnisse, die ich mir zu Schulden kommen ließ, öffentlich zu bekennen und zurückzunehmen. Ich habe dies zwar, sobald ich meines Verschuldens inne wurde, dem Verletzten gegenüber brieslich gethan, und seiner anim», 0a11616a et in^euua genügte mein Bekenntniß, um mir sosort volle Verzeihung zu gewähren, ja, mehr als dies, mir seine Freundschast anzutragen, wosür ich mich zu tiesster, innigster Dankbarkeit verpflichtet sühle. Allein es geziemt sich, daß eine solche Seelengröße und ideale, selbstlose Gesinnung, von welcher nach meinem Dasürhalten die Annaleu der Gelehrsamkeit kein zweites Beispiel verzeichnen, künftigen Generationen als schönes Vorbild zur Nachahmung erhalten bleibe, bei welchen hoffentlich das kleinliche Gezänke und leidenschaftliche Gebelser der Selbstverherrlichung, welches leider! bei den heutigen Viri Dneti noch immer nicht zu den Ansnahmen gehört, mehr und mehr der reinen, interesselosen Hingabe an die Sache der Wahrheit weichen wird. Paßt doch das schöne Rechtssprickwort:

In unnöthigem Streit
Geschieht dem Recht ein Leid

gewiß in noch viel höherem Grade aus die Wissenschast und ihre Pfleger.

Außerdem erheischt es aber auch die Wichtigkeit der hier in Frage

stehenden Probleme, deren ungeheure Tragweite und Bedeutung heute erst von den Wenigsten begriffen wird, daß, in strenger Handhabung distributiver Gerechtigkeit, das 8num euiyus sorgsältig abgewogen und gewissenhaft durchgesührt werde. Und je mehr der vortreffliche Mann, der, in erhebender Weise srei von allen persönlichen Motiven, nur das eine Interesse der Förderung und Ergründung der Wahrheit kennt, seine Ansprüche aus Priorität in den Hintergrund stellt, um so dringlicher erscheint mir eine solche Prüsung und rückhaltlose, objeetive Darstellung jener Fragen sowie seines bedeutenden Antheils an deren Beantwortung.

1.

Darwin und Max Müller.

Der Gedanke der Weltentwickelung, der größte Gedanke, den nach meiner Ueberzeugung der Menschengeist jemals gedacht hat, bewegt und erregt heute alle Geister. An den Namen Darwin knüpsen sich mächtige Gegensätze, die in leidenschastlichem Streite die Gemüther erhitzen und nicht nur in wissenschastlichen Sphären, sondern bis herab zum Tagesgespräch und in einer riesig anwachsenden Tagesliteratur ausgesochten werden. Wie es srüher kein wissenschastliches Gebiet gab, das nicht in irgend einer Weise mit der religiösen Tradition und dem kirchlichen Autoritätsglauben in Consliet kam, so daß eine Auseinandersetzung mit, eine Emaueipation von diesen Mächten erste Lebensbedingung und Lebensthätigkeit der erwachenden und erstarkenden Wissenschasten wurde, so gibt es auch jetzt keine Domäne des menschlichen Wissens, welche nicht ihre höchsten und letzten Fragen mit dem Gntwickelungsgedanken in Verbindung zu setzen hätte, ja sich selbst nur als einen Zweig des großen Baumes betrachten müßte, dessen Wurzeln in eine unermeßliche Vergangenheit sich hinabsenken,- während seine Krone in den weiten, lichten Himmelsraum emporstrebt und mit Blüthen sich schmückt, deren Früchte dermaleinst spätgeborenen Geschlechtern reisen werden. Dieser mächtige Baum ist die Wissenschaft vom Menschen.

Nur das Studium seiner Vergangenheit vermag das große Räthsel zu lösen, vermag dem Menschengeiste Ausklärung über sich selbst und seine Stellung im Weltall zu gewähren, damit zugleich ihm einen Leitstern, einen Compaß in das dunkle Reich der Zukunst anzueignen, der ihn vor den vielen vergeblichen Irrsahrten und nutzlosen Krastverschwendungen der Vergangenheit bewahren wird. Seiner Ziele bewußter, seiner Mittel gewisser wird der Mensch in seiner künstigen Entwickelung alles bis jetzt Erreichte weit hinter sich lassen. Ia es ist wol nicht zu viel gesagt, daß nach Ablaus einiger Iahrhunderte die Menschheit aus unser hoch ausgeklärtes, verseinertes und gebildetes Zeitalter als aus eine Periode der Barbarei und Unwissenheit herabblicken dürste.

Der Gedanke der Entwickelung ist, wie schon österS bemerkt wurde, kein neuer. Seine Keime lassen sich zurückversolgen bis zu jenem auserwählten Volke, dessen Lichtgedanken zuerst das Walten der Vernunst in der Schöpsung zu erkennen sich bemühten, bis zu den ältesten griechischen Philosophen, von denen namentlich der tiessinnige Herakleitos, „der Dunkele", die Welt als ein ewiges Werden im Answärtsstreben und Niedergange (denn so verstehe ich H ockog «v« -c«r«) aussaßte und die Schopenhauer-Darwinsche Lehre bereits vor 2400 Iahren mit ihren eigensten Worten aussprach: '^.«x^elro3 ^iv ^«p «prix^v3 n0its«,v ovofluAl ««rty« xu! /3«c7l).l« x«! «v^luv irllvr«l». Haß und Streit treibt zur Geburt, aus der Entzweiung entstehen alle Wesen, der Kamps um's Dasein beherrscht die Welt, ist ihr Lebensprineip; nur in der lxnvyum?, der Zurückverwandlung in die Urelemente des Feuers (also der Buddhisten und Schopenhauers Nirwana, Negation des Willens) ist Uebereinstimmung und Friede (0^0^,o^/« x«! «u,/'l,»i). Also auch er verkannte, wie Schopenhauer und Darwin, daß neben und über dem Hasse, welcher Alles entzweit und sondert, das große Weltprineip, aus welchem jede neue Vervollkommnung hervorgeht, die allmächtige Liebe steht, die Alles vereinigt und bindet, Alles duldet und erträgt, Alles verzeiht und ausgleicht, Alles hingibt und opsert, auch das Leben — ja auch das Leben.

In den Schristen der großen Heroen unserer klastischen Literatur tritt der Gedanke der Entwickelung mit bald mehr bald weniger bestimmter Schärse oder bewußter Klarheit hervor. In seinen Vorlesungen über pragmatische Anthropologie nahm Kant keinen Anstand, die Abstammung des Menschen aus niederen Stusen, also von thierischen Wesen, als selbstverständlich vorauszusetzen. Der von den Ideen Spinozas ersüllte Geist Lessings konnte unmöglich andere Bahnen wandeln, als die ihm eine Erziehung des Menschengeschlechts mit natürlichen Mitteln und Kräften zu stets höherer Klarheit und Selbständigkeit offen ließen. Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte sind eigentlich eine Skizze der Entwickelung der Menschheit in allmählicher, stusenweise voranschreitender Vervollkommnung; auch er widmet der körperlichen Gegensätzlichkeit des Menschen zu den Thieren eingehende nnd, soweit es das damalige Ersahrungswissen erlaubte, vergleichende Betrachtung; viel größeres Gewicht aber legt er — und darin könnten die heutigen Darwinisten gar Manches von ihm lernen — aus das innere Prineip, die geistige Entwickelung, welche doch wol auch die Hauptsache ist, obschon sie — seltsam genug! — von der modernen Deseendenzlehre sast ganz unbeachtet bleibt oder nur nebenher erwähnt wird.

Bekanntlich ist eine lebhaste Controverse über die Frage gesührt worden, ob die Deseendenztheorie das Recht habe, Goethe zu den ihrigen zu zählen und ob man ihn, wie Häckel thut, als einen der Begründer der Abstammungslehre ansühren dürse, oder ob er vielmehe ein Anhänger der Typentheorie gewesen sei. Ich muß gestehen, ich halte dies sür einen müßigen Streit. Die jugendliche Begeisterung, welche den 81jährigen Goethe ergriff, als er die Kunde vernahm, daß die Pariser Akademie den Cuvier-Geoffroyschen Streit unter lebhaster Betheiligung in derselben Zeit mit angehört hatte, da draußen die politischen Kämpse der IuliRevolution tobten, zeigt, daß es sich sür ihn nicht um wissenschastliche Theorien, sondern um den Sieg einer Weltanschaunng handelte und zwar einer solchen, welche dem Geiste wieder Rechnung trug und nicht nur der Materie. Das klingt allerdings, wo von Darwinismus die Rede ist, höchst paradox, aber nur sür die Mehrheit der Gedankenlosen, welche zwischen Materialismus und dem um eine ganze Himmelsaxe verschiedenen Monismus keinen Unterschied zu machen wissen. Ich sühre deshalb die tiesbedentsamen Aeußerungen Goethes selber an und zwar mit den Bemerkungen, welche Lazar Geiger*) an dieselben knüpste: „Als die IuliRevolution ausbrach, und der treue Eckermann seinen Goethe in lebhaster Erregung über die große Begebenheit sand, die zu Paris stattgesunden, und er von den Fehlern der gestürzten Minister zu reden beginnen wollte, da erwiderte Goethe: «Wir scheinen uns nicht zu verstehen; ich rede gar nicht von jenen Leuten, es handelt sich bei mir um ganz andere Dinge. Ich rede von dem in der Akademie zum öffentlichen Ausbruch gekommenen, sür die Wissenschast so höchst bedeutenden Streit zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire. Von nun an wird auch in Frankreich bei der Natursorschung der Geist herrschen und Herr sein über die Materie. Man wird Blicke in große Schöpsungsmaximen thun, in die geheimnißvolle Werkstatt Gottes. Dieses Ereigniß ist sür mich von unglaublichem Werthe und ich juble mit Recht über den endlich erlebten Sieg einer Sache, der ich mein Leben gewidmet habe, und die ganz vorzüglich auch die meinige ist.» Der Gedanke, dessen Sieg Goethe damals im Geiste vor Augen sah, zu dem Geoffroy de Saint-Hilaire sich bekannte, der Gedanke der Weltentwickelung, er wird, ich zweisle nicht, weltbesreiend sein, wie es jemals irgend einer der größten weltgeschichtlichen Gedauken gewesen ist. Dieser Gedanke wird uns dereinst lehren, was der Mensch von sich, von der Menschheit, von der Natur zu erwarten und zu sordern hat."

Wer wie Schiller den Gattungscharakter des Menschen in der Freiheit sindet, wer, wie er, Freiheit und Herrschast als die großen Gegensätze der Menschheit bezeichnet, der kann unmöglich die Leitung und Beeinslussung des menschlichen Willens durch einen wenn auch noch so hoch, edel und rein gedachten außermenschlichen Willen anerkennen. Daß der Mensch sein eigener Schöpser ist, das allein verleiht ihm Werth, Würde und Hoheit; jene Machtsülle, die ihm die Herrschast über unseren

^) Zur Entwickelunasgeschichte der Menschheit 2. 114,

Planeten erworben hat, sie kann uns nur interessiren, wenn sie das Ergebniß seines eigenen Ringens ist, nicht aber wenn sie ihm vom Glücke, und nur als solches könnte uns ja ein den Menschen vorzugsweise begünstigendes höheres Wesen erscheinen, in den Schoß geworsen wurde. Das war sür Schiller der wahre Kern und Inhalt der Universalgeschichte, sie war ihm das Bild der zu stets höherer Freiheit, Macht und Sittlichkeit emporringendeu Menschheit. In diesem Sinne entwars er eine geniale Skizze derselben in seiner Jenaer Antrittsrede, von welcher Carlyle sagte: „l'bers perüaI,s uas usver deen in I^urops kuotusr oourse c>l lii3tor^ sketensä out on priuoiples s0 nmFllikiosnt »,uc! pliilo3oziüieal." Nachdem er das Bild der tiessten Stuse ursprünglicher Wildheit entrollt und diesem das glänzende Gemälde der gegenwärtigen Cultur entgegengehalten, sagt er resumirend:

„Welche entgegengesetzte Gemälde! Wer wird in dem verseinerten Europäer des achtzehnten Iahrhunderts nur einen sortgeschrittenen Bruder des neueren Kanadiers, des alten Celten vermuthen? Alle diese Fertigkeiten, Kunsttriebe, Ersahrungen, alle diese Schöpsungen der Vernunst sind im Raume von wenigen Iahrtausenden in dem Menschen angepflanzt und entwickelt worden; alle diese Wunder der Kunst, diese Riesenwerke des Fleißes sind aus ihm herausgerusen worden. Was weckte jene zum Leben, was lockte diese heraus? Welche Zustände durchwanderte der Mensch, bis er von jenem Aeußersten zu diesem Aeußersten, vom ungeselligen Höhlenbewohner zum geistreichen Denker, zum gebildeten Weltmann emporstieg? Die allgemeine Weltgeschichte gibt Antwort aus diese Frage."

Die wenigen Iahrtausende, von denen hier Schiller redet, genügen heute auch dem Historiker der Menschheit nicht mehr. Die prähistorische Wissenschast hat uns einen Blick in den Abgrund einer ungeheuren Vergangenheit hinabsenken lassen, sür welchen die Maßstäbe der seitherigen Chronologie so wenig ausreichen, als unsere irdischen Maße sür die Siriusweiten. Ie dunkler die Ferne, desto langsamer war naturgemäß der Fortschritt. Es gab eine Zeit, in welcher der Mensch ohne den Besitz des Feuers war, ja es gab eine Zeit, wo er noch nicht einmal die einsachsten Werkzeuge, die uns doch von seinem Begrisse so unzertrennlich scheinen, besaß, und dennoch war er damals schon Mensch, denn er besaß — die Sprache.

Da uns demnach das Gebiet der eigentlichen Menschheitsgeschichte, bis aus eine kurze hellbeleuchtete Strecke, noch in so tieses Dunkel gehüllt ist; da hier noch eine unermeßliche Vorvergangenheit mit Räthseln und tiesen Geheimnissen angesüllt, zu deren Lösung nur wenige stumme Zeugen aus dem Schoß der Erde hervortreten, dem Forschergeist«: als eine schwer und nur allmählich zu bewältigende Ausgabe sich darbietet: was nützt es, welchen Sinn hat es, diese Frage scheint wol erlaubt, in kühnem Wagnisse jetzt schon sogar über jene Grenzen hinauszuschweisen und nach den Gliedern zu sragen, welche den Menschen als Gattung mit anderen Wesen, denen das charakteristisch Menschliche, die Vernunst, sehlt, in einen genetischen Zusammenhang zu bringen vermögen. Und dennoch wird unsere Wißbegierde gerade durch diese Frage aus's mächtigste gereizt, dennoch ist die Stellung dieser Frage, der höchsten, die es sür uns gibt, denn sie betrifft die Menschwerdung, unabweisbar; sie wird, wenn sie auch tausendmal als vorwitzig und nicht zu beantworten abgewiesen würde, immer wiederkehren und nicht eher zur Ruhe gelangen, bis sie ihre Erlösung in ihrer Beantwortung gesunden haben wird.

Lamarcks und Darwins Idee gründet sich aus die Vergleichung der unendlich zahlreichen organischen Formen, von denen die Obersläche unseres Planeten ersüllt ist und welche alle trotz ungeheurer Verschiedenheiten einen inneren Zusammenhang, eine Art von Wesensgleichheit nicht verleugnen können. Schiller sagt von den wilden Völkerstämmen, deren Sitten und Lebensweise durch die Entdeckungsreisen der neueren Zeit zur Kunde der europäischen Menschheit gelangt sind: „Es sind Völkerschasten, die aus den mannichsaltigsten Stusen der Bildung um uns herumgelagert sind, wie Kinder verschiedenen Alters nm einen Erwachsenen herumstehen, und durch ihr Beispiel ihm in Erinnerung bringen, was er selbst vormals gewesen und wovon er ausgegangen ist. Eine weise Hand scheint uns diese rohen Völkerstämme bis aus den Zeitpunkt ausgespart zu haben, wo wir in unserer eigenen Cultur weit genug würden vorangeschritten sein, um von dieser Entdeckung eine nützliche Anwendung aus uns selbst zu machen und den verlorenen Ansang unseres Geschlechts aus diesem Spiegel wiederherzustellen." Was Schiller hier von der Menschheit innerhalb der Grenzen ihres Gattungsbegriffs sür möglich und wünschenswerth erklärt, das Heute durch eine ungeheure Entwickelung der Vergangenheit zu begreisen und verständlich zu machen, das dehnt der Darwinismus aus den Menschen als letztes Glied einer weit, weit größeren und sast unabsehbaren Entwickelungsreihe aus, deren erstes Glied in der rudimentärsten Form des thierischen Lebens, der scheinbar ganz sorm- und strueturlosen Amöbe zu sinden wäre. Was Schiller von den eulturlosen, primitiven Naturvölkern sagt, das wendet die Deseendeuztheorie aus die vielsältigen Gestalten des Thierreiches an; es sind die wahren Kindheitssormen unseres Geschlechts, Puppenzustände, Etappen, welche dasselbe durchlausen mußte, ehe es zur menschlichen Bildung und durch diese zu seiner heutigen Vollkommenheit gelangen konnte. Ein geistreicher Franzose redete von einer poztöritü eontsmporains — er bezeichnete damit das Urtheil des Auslandes über die einheimischen Literaturerzeugnisse — man könnte die ungeheure Mannichsaltigkeit der thierischen Lebewesen eine auticjuitö eouterupoiaius nennen, indem hier die Natur selbst unsere embryonalen Urzustände sestgehalten und in zahllosen Exemplaren zu nachdenkendem Vergleichen und zu ernster Besinnung aus unseren Ursprung um uns ausgebreitet hat.

Bei aller Anerkennung des hohen wissenschastlichen Werthes des Darwinismus — welchen ich hiermit ausdrücklich und nachdrücklich von der monistischen Entwickelungslehre gesondert und unterschieden wissen will — dars der philosophische Denker doch keineswegs über dessen Schwächen, Lücken und Einseitigkeiten die Augen verschließen.

Man hat ost mit Recht das ruhige und besonnene Vorgehen Darwins, der als echter Natursorscher seine Conelusionen nicht eher zog, als bis er ein gewaltiges, sorgsältig gesichtetes und geprüstes Beobachtungsmaterial zur Hand hatte, rühmend hervorgehoben. Und es scheint mir allerdings ein sehr gerechtsertigtes Ansinnen an die tapsere Schaar der unter seinen Fahnen kämpsenden Natursorscher, daß sie den Satz, der bei all ihren empirischen Studien und theoretischen Folgerungen ihnen als Alpha und Omega, d. h. als stillschweigende Voraussetzung nnd Zielpunkt aller ihrer Anstrengungen gilt: Satur», non taeit saUus, auch in ihrer Methodik

strenge einhalten und nicht etwa durch leichtsertige Sprünge Dinge in Verbindung setzen oder aus einander herleiten, welche einstweilen durch unermeßliche Abgründe und Klüste von einander getrennt sind.

Die größte Einseitigkeit des heutigen Darwinismus liegt darin, daß er Alles aus äußeren Ursachen herzuleiten bemüht ist und aus die inneren Eigenschasten, wie es scheint, wenig oder gar nicht achtet. Ich will dies durch ein Beispiel erläutern.

Wenn der Nachweis geliesert werden kann, daß in den Polargegenden hauptsächlich weiße Füchse vorkommen, so liegt eine Erklärung dieser Erscheinung aus Darwinschen Prineipien sehr nahe. Die weiße Farbe ist eine schützende mimier^ in Schneeregionen, das Thier entgeht viel leichter den Nachstellungen seiner natürlichen Feinde, und nimmt man an, daß dieselben Verhältnisse eine genügende Zeit sortdauern, so läßt sich recht wohl begreisen, daß alle übrigen Farben aussterben und nur noch weiße Füchse übrig bleiben. In diesem Falle ist nur von äußeren Ursachen die Rede; denn die Vervollkommnung, die schützende Anpassung an die gegebenen Verhältnisse ist lediglich das Resultat einer Auslese, die nur durch den Zwang eben dieser Verhältnisse vollzogen wird. Der Wille, die innere Eigenschast des Thieres kommt dabei gar nicht in Betracht. Hier behält also der Darwinismus Recht, wenn er schon, um ganz ehrlich zu versahren, eingestehen müßte, daß das Wort, womit er auch diese Thatsache erklärt, das Wort Vererbung nämlich, selber noch ein ungelöstes Räthsel oder eben nur — ein Wort ist.

Wie ganz anders aber verhält es sich, wo das Thier den ihm von allen Seiten drohenden Gesahren dadurch entgeht, daß seine innere Eigenschast, sei es nun, nach menschlichen Begriffen, List, Schlauheit, Vorsicht, oder eine Verseinerung seiner Wahrnehmungsorgane oder was immer, eben durch die sortgesetzte Uebung im Begegnen und Vermeiden jener Gesahren sich beständig erhöhen, wo demnach eine zugleich psychische und physische — beides ist ja untrennbar — Vervollkommnung durch den Willen, die eigene Anstrengung, den energischen Trieb der Selbstbehauptung und Selbsterhaltung in allmählichem, durch die Generationssolge außerordentlich gesteigertem Wachsthum erreicht wird!

Ist von diesen beiden Fällen nicht der «rstere einem Geschenke des Zusalls, also etwa dem Gewinnste bei einem Lotteriespiele, der letztere aber dem in saurer Arbeit errungenen Vermögen gleichzustellen? Wer in dem letzteren Falle nur von äußeren, rein mechanischen Ursachen redet, der hat das große Problem der Entwickelungslehre kaum geahnt, geschweige denn eingesehen; er hat aber sicherlich in philosophischen Hingen kein Recht mitzureden.

Die Verwechselung der äußeren und inneren Eigenschast der Dinge, der Irrglaube, daß aus körperlichen Formen Geistiges, Bewußtes hergeleitet werden könne, hat den Darwinismus verhindert, eine ernste philosophische Prüsung seiner wahren Grundlageu, seiner metaphysischen Voraussetzungen anzustellen; diese mangelnde Kritik ist aber sür ihn verhängnißvoll geworden, indem er dadurch zu den gewagtesten Folgerungen, dem leichtsertigsten Uebersprinqen ungeheuerer Abgründe, der Vergleichung und eausalen Zusammenstellung durchaus heterogener, sich jeder Vergleichung entziehender Verhältnisse gelangt ist.

Wenn das Reich der Lebewesen von der organisirten Zelle hergeleitet, diese Thatsache aber etwa in höchst eavalwrer Weise solgendermaßen eingeschwärzt wird: H.ecorcle?.-no,is seulement ee pstit bout, uous en äöäuiious 1s rezte, so verräth ein solches Vorgehen eine ebenso vollständige naive Unkenntniß der Größe und Schwierigkeit, wie auch des wahren Kernpunktes des Problems, als wenn Sir W. Thomson und sein Schüler Helmholtz die Keime des organischen Lebens durch Meteoriten aus sernen Weltkörpern aus unsere Erde gelangen lassen, oder Häckel in dem Kohlenstoff den eigentlichen Träger des Lebens vermuthet. In letzterem haben wir wieder ein recht lehrreiches Beispiel moderner Mythologie, nominZ. werden numiua.

Ist es denn wirklich so schwer einzusehen, daß die Materie als solche unmöglich Ausgangspunkt der theoretischen Aussassung der Welt sein kann, daß ihr Begriff nur das Seeundäre in unserer Erkenntnis; bildet, daß das unmittelbar Gewisse vielmehr das Bewußtsein, die Empsindung, der Wille ist?

Wann wird endlich einmal die Wahrheit sich Bahn brechen, daß der Chemiker, wenn er uns zeigt, wie Sauerstoff und Wasserstoff, Säure und Basis auseinander losstürzen und sich verbinden, mit diesem Vorgange etwas uns durchaus Unbegreisliches vorgesührt hat, soseru wir ihn als einen rein mechanischen Proeeß betrachten wollten, daß wir dagegen,

sobald wir ihn mit analogen Vorgängen in uns, z. B. dem Bedürsnisse des Athmens, der Nahrungsausnahme :e. identisieiren, alsbald ein unmittelbares Verständniß dasür gewinnen, da eben die Empsindung, der Trieb, der Wille, diese seelischen Eigenschasten, sür uns das Bekannteste aus der Welt sind?

Noch gewaltiger ist der Irrthum, die Selbsttäuschung der Darwinisten, wenn sie den Menschen, das ewige Räthsel der Sphinx, das größte Geheimniß des Weltalls, theils aus äußeren d. h. negativen Ursachen, theils aus somatischen Faetoren erklären zu wollen sich vermessen. I.ovs's I»dour lost und Uued aäo »vout notuinF! kann man den Anthropologen zurusen, welche eben jetzt wieder mit Ameisenthätigkeit und lautem Lärm die Welt ersüllen nnd ans Schädelmessungen, Gehirnwindungen, blauen oder braunen Augen, schwarzen oder blonden Haaren tiese Weisheit und höchst werthvolle Ausklärungen zu Tage zu sördern wähnen. Das ganze Treiben wird endlich an seinem eigenen Exeeß zu Grunde gehen und bei den Nachgeborenen höchstens ein Lächeln über das schreiende Mißverhältniß der ausgebotenen Mittel zu den erzielten Resultaten erwecken.

Noch weniger aber ist die Klust, welche den Menschen vom Thiere trennt, mit solchen physiologischen Künsten, wie etwa Brachyeephalie und Makroeephalie oder mit willkürlichen Classisieationen wie nouio alalus — eine Begrisssverbindung, d.ie lebhast an das Xylosideron oder hölzerne Eisen erinnert — oder auch durch den Nachweis, daß der ganze Körperbau des Menschen durchaus kein speeisisches anatomisch-unterscheidendes Kennzeichen von dem Körperbau des Thieres ausweist, auszusüllen. Das letztere Argument namentlich läßt sich direet gegen die Theorie des Darwinismus verwerthen. Die Conelusiou liegt wenigstens nahe, daß, wenn denn gar kein körperlicher Unterschied zwischen Mensch nnd Thier vorhanden ist, bei der notorischen ungeheuren Ueberlegenheit des ersten über das letztere, doch nothwendig eine andere Ursache dieser Ueberlegenheit vorhanden sein müsse, und dies würde uns direet wieder zu der Annahme einer selbständigen, vom Körper unabhängigen Substanz, der menschlichen Seele sühren.

Hier habe ich nun der Stellung, welche Pros. Max Müller dem Darwinismus gegenüber eingenommen und bis heute eingehalten hat, zu gedenken. Bekanntlich haben alle, welche mit mehr oder weniger Geschick und größerer oder geringerer Ausrichtigkeit gegen die Darwinsche Theorie geschrieben und geredet haben, den Namen Max Müller in erster Linie als ein gewaltiges Bollwerk, als ein schlagendes Argument vorgeschoben nnd sich hinter demselben verschanzend ihre eigenen schwachen Geschosse gegen den großen Unruhstister abgesandt. Daran thaten sie in gewissem Sinne wohl, denn es ist auch meiue seste Ueberzeugnng, daß von allen, die bis jetzt in die Arena getreten sind, Max Müller der einzige gewachsene, ja überlegene Gegner Darwins ist.

„In dem Menschen liegt ein Etwas, eine ciua1itks oeeulta, wenn man so will, das ihn von allen Thieren ausnahmslos sondert. Dieses Etwas nennen wir Vernunst, wenn wir es als innere Wirksamkeit denken, wir nennen es Sprache, sobald wir es als Aeußeres, als Erscheinung gewahren und aussassen. Keine Vernunst ohne Sprache, keine Sprache ohne Vernunst. Die Sprache ist der Rubieon, welcher das Thier vom Menschen scheidet, welchen kein Thier jemals überschreiten wird. Ich bin überzeugt, daß die Sprachwissenschast uns allein noch in den Stand setzen wird, dem Vordringen der Darwinisten ein Halt zuzurusen und die Grenze sestzustellen, welche Thier und Mensch unwiderruslich trennen. Man versuche es und bringe den intelligentesten Assen in menschliche Pflege und Lehre, er wird nicht sprechen, er wird Thier bleiben, während das roheste Menschenkind aus dem wildesten Stamme in menschlichem Umgange srühzeitig dieses Charakteristieum der Menschheit sich aneignen wird."

Mit diesen gewichtigen Argumenten und Aussprüchen stellte sich der unerschrockene Mann vor die verlassene und scheinbar durch die von allen Seiten andringenden wüthenden Angriffe der Darwinisten bis in die Tiesen erschütterte Greuzmauer und sagte entschlossen:

„Hier ist Vernunst, hier Sprache, hier der Mensch. Keiner von Euch soll mir hier herüberkommen, Keiner in das Heiligthum eindringen, wenn er mir nicht zuvor erklären kann, wie Vernunst, wie Sprache entstanden ist."

Und die mit lautem Hurrah vorandringenden Angreiser verstummten, denn sie hatten keine Antwort.

II.

Ular ^Nüller und die «Lntwiekelungslehre.

Wenn ich gesagt habe, Max Müller sei der einzige überlegene Gegner Darwins, so wollte ich damit keineswegs sagen, daß er ein Gegner der Entwickelungslehre sei. Ich scheide vielmehr, wie ich schon angedeutet habe, ausdrücklich zwischen Darwinismus und monistischer Entwickelnngstheorie.

In seinen, sonst vortrefflichen und durch strahlende Klarheit wie durch Tiese der Gedanken gleich ausgezeichneten Vorlesungen über Darwin steht allerdings ein von ihm in's Tressen gesührtes Argument, die Alternative nämlich: „Entweder hat Kant Recht oder Darwin; einer schließt den anderen aus" nicht aus sesten Füßen. Denn Kant setzte wol die Vernunst als das unmittelbar Gegebene, als die nothwendige unanzweiselbare Basis aller Erkenntniß voraus; der Schluß lag also nahe, daß er sie als eine nicht weiter herzuleitende, dem Menschen durch gottliche Insluenz als besondere Gabe zugesallene Eigenschast anerkenne. Aber au vielen Stellen seiner Schristen läßt Kant deutlich durchblicken, daß die menschliche Vernunst nicht von Ewigkeit vorhanden sei, daß sie demnach wol auch aus natürlichen Ursachen, durch das Zusammenwirken natürlicher Kräste entstanden gedacht werden könne. Wenn er den Unterschied zwischen „reeeptiver Sinnlichkeit" und „Spontaneität des Denkens" ausstellt, wonach Thierleben und menschliche Vernunst in zwei durchaus gesonderte Lager geschieden erscheinen, so nahm er einestheils, wie Schopenhauer nachgewiesen hat, die Sache viel zu leicht, anderentheils gestand er ausdrücklich zu, daß wol beide, Sinnlichkeit und Denken, durch deren Zusammenwirken alle Erkeuntniß sich vollzieht, aus einer gemeinsamen Wurzel hervorgewachsen sein dürsten.

Dennoch war der Hinweis aus Kant sehr,berechtigt, namentlich in einem Lande wie England, sür welches die großartigen Entdeckungen des Versassers der Kritik der reinen Vernunst sast vollständig tsrr», ineossnita sind. Dasselbe gilt sreilich auch sür viele, ja die meisten Vertreter des Darwinismus in Deutschland, denen von Kant nur das bekannt zu sein scheint, was in ihren Kram paßt, also z. B. die Theorie von der Entstehung des Weltgebäudes, die unter dem Namen Kant-Laplaeesche Kosmogonie schon in den Mittelschulen gelehrt wird. Die wichtige Thatsache. daß bei Lebzeiten Kants und so lange die Spuren seines Geistes noch bei den Lehrern der Philosophie wirksam waren, der Materialismus nicht wagte, den Mund auszuthun, wird meist übersehen oder ignorirt.

Die Vernunst, die nur dem Menschen eigene, ihn von allen übrigen Wesen unterscheidende und auszeichnende Gabe, ist Quell- und Ausgangspunkt aller Erkeuntniß, sagt Kant und ihm schließt sich Max Müller an, indem er hinzusügt: sie ist dem Menschen verliehen zugleich mit der Gabe der Sprache. Ziatio et oratio, beide sind Eins, sie verhalten sich wie Körper und Geist, wie Aeußeres und Inneres; sie sind wol unterscheidbar, aber nicht scheidbar. Ohne Sprache kein Denken; das sühlten die Griechen, da sie sür beides das nämliche Wort u ^u'705 anwandten. Die Sprache ist darum der getreueste Spiegel des Menschengeistes; in ihr liegt eine Fülle von Weisheit, von höchst wichtigen Ausklärungen sowol über die geistigen Zustände der Vorwelt als über äußere Culturverhältnisse der Menschheit in einem grauen Alterthum, von welchem sonst jede Spur erloschen ist, verborgen; es gilt nur den Schatz aus der Truhe zu heben, der Schlüssel dazu ist die vergleichende Sprachwissenschast. Klein Preis, kein Rühmen kann sich zu der Höhe der Wichtigkeit der letzteren ausschwingen. „Mit gerechtem Stolze dürsen wir es sagen, daß während der letzten hundert und noch mehr während der letzten sünszig Iahre die orientalischen Studien mehr als irgend ein Zweig wissenschastlicher Forschung dazu beigetragen haben, die geistige Atmosphäre Europas zu verändern, zn reinigen und zu durchleuchten, und unseren Horizont zu erweitern in Bezug aus Alles, was zur Wissenschast des Menschen gehört, in Bezug aus Geschichte, Philologie, Theologie und Philosophie. Nicht nur haben wir neue Welten erobert und dem alteu Gebiete der Wissenschast hinzugesügt, sondern wir haben die alte Welt durchsäuert mit Ideen, die schon in dem täglichen Brod der Schulen und Universitäten gähren."*)

„Man sehe nur zu, was die Meister der Sprachvergleichung geleistet haben! Der Orient, das alte Land der Träume, Fabeln und Feen, ist ein Land von unzweiselbarer Wirklichkeit geworden; der Vorhang zwischen Ost und West ist gelüstet und unsere alte vergessene Heimat steht wieder vor uns in hellen Farben und scharsen Umrissen. Zwei Welten, Iahrtausende getrennt, sind wie durch ein Zauberwort wieder vereinigt und wir sühlen uns reich in einer Vergangenheit, welche wol der Stolz der edlen Arischen Familie sein mag. Nicht länger sagen wir nur unbestimmt und dichterisch: I5x Orients I^ux, sondern wir wissen, daß alle Lebenselemeute unseres Wissens und unserer Civilisation — unsere Sprachen, Alphabete, Ziffern, unsere Maße und Gewichte, unsere Kunst, Religion, unsere Traditionen bis aus unsere Ammenmärchen aus dem Osten stammen; ja wir müssen bekennen, daß ohne die Strahlen des östlichen Lichts, welche die verborgenen Keime des dunkeln und oden Westens zum Leben hervorlockten, Europa, jetzt die wahre Leuchte der Welt, wol sür immer ein unsruchtbares, vergessenes Vorgebirge des urweltlichen asiatischen Continents geblieben wäre. Wir leben in der That in einer neuen Welt; die Schranke zwischen Ost und West, die unübersteiglich schieu, ist geschwunden. Der Orient gehört uns, wir sind seine Erben und beanspruchen mit vollem Rechte unseren Antheil an seiner Verlassenschast."

„Wie einst durch die geistige Berührung der barbarischen nordischen Nationen mit der reichen, sonnigen Culturwelt Griechenlands und Roms deutscher und klassischer Geist sich vereinigten und jenen Strom des modernen Gedankens bildeten, an dessen Usern wir selber leben und weben, so wälzt sich nun ein neuer mächtiger Strom orientalischer Denkweise in das nämliche Bett und schon zeigen'die Farben des alten Stroms deutlich die Einwirkungen des neuen Zuslusses. Wer in irgend eins der bedeutenden Werke, die in den letzten zwanzig Iahren veröffentlicht worden sind, hineinblickt, ob sie nun die Sprache oder Literatur, Mythologie, Gesetze, Religion oder Philosophie betressen, der wird aus jeder Seite das Walten eines neuen Geistes erkennen. Ich will nicht sagen, daß der Orient uns Neues lehrt, aber er entsaltet vor uns alte Dinge, aus welchen wir Lehren und Erkenntnisse schöpsen, die wunderbarer und erstaunlicher sind, als irgend etwas, das wir je in unserer Philosophie gedacht und geträumt haben."

„Vor Allem hat das Studium des Ostens uns gelehrt, was auch

nordischen Nationen einst in Rom und Athen lernten, daß es noch andere Welten gibt außer der unsrigen, daß es noch andere Religionen, Mythologien, Gesetze gibt und daß die Geschichte der Philosophie von Thales bis Hegel nicht die ganze Geschichte des menschlichen Denkens ist. In all diesen Gegenständen hat der Orient uns Parallelen geliesert mit allem, was in Parallelen gegeben ist, nämlich der Möglichkeit des Vergleichend, Messens und Verstehens. Der Geist der Vergleich ung ist der wahre wissenschastliche Geist unseres Iahrhunderts, vielmehr aller Zeitalter. Eine empirische Kenntniß der Thatsachen ist keine Wissenschast in dem wahren Sinne des Wortes. Alles menschliche Wissen beginnt mit der Zwei, der Dyade, dem Begreisen zweier Einzelwesen als Eines. Ein einzelnes Ereignis; mag rein zusällig sein, es kommt und geht, es ist unerklärlich; sobald sich aber das Ereigniß wiederholt, beginnt das Werk der Vergleichung und der erste Schritt wird gethan in jenem wunderbaren Proeesse, welchen wir Generalisiren nennen und welcher die Wurzel aller intellertuellen Erkenntniß und aller intelleetuellen Sprache ist. Der ursprüngliche Proeeß der Vergleichung wird wieder und wieder erneut, und wenn wir nun der höchsten Art der Erkenntniß in allen Sphären der Wissenschast den Namen

vergleichend geben, so haben wir nur das alte Wort intelligent (iuter-Is^snz, interIlFaus), zusammen bindend, durch ein neues, ausdrucksvolleres Wort ersetzt. Vor Allem aber hat das Studium der Sprachen durch die eomparative Methode eine vollständige Umwälzung ersahren."

Wie das Griechische die Sprache der Menschheit des sünszehnten Jahrhunderts und seiner Nachsolger bis zum achtzehnten, bis Lessing. Goethe und Schiller, gewesen ist, so ist das Sanskrit die Weltsprache des neunzehnten Iahrhunderts und seiner künstigen Nachsolger.

„Thatsache ist, daß die Zeit noch nicht gekommen ist, in welcher die ungeheure Wichtigkeit der Sauskritphilologie allgemeine Würdigung sindet. Es war einst mit der griechischen Philologie nicht anders. Als im sünszehnten Iahrhundert das Griechische von hervorragenden Geistern studirt wurde, hielt man die Sache sür eine literarische Curiosität; weitere Ansprüche begegneten lebhaster Opposition, ja selbst dem Hohne, am lautesten schrien die, welche am wenigsten davon verstanden. Selbst als dies Studium sich verallgemeinerte, an Schulen und Universitäten eingesührt wurde, hatte es in den Augen der Mehrzahl nur ein gelehrtes Interesse. Ietzt wissen wir, daß das Wiederausleben griechischer Gelehrsamkeit die tiessten Lebenswurzeln der Menschheit berührte; daß es in der That das Wiederausleben jenes Bewußtseins war, das große Theile der Menschheit mit einander verbindet, die Lebenden in Zusammenhang bringt mit den Todten und so den Folgegeschlechtern die ganze intelleetuelle Erbschast unseres Geschlechts sichert. Ohne dieses historische Bewußtsein wäre das Leben des Menschen ephemer und nichtig. Ie weiter wir rückwärts sehen, uns selbst in wahre Sympathie mit der Vergangenheit versetzen, um so mehr machen wir das Leben srüherer Generationen zu unserem eigenen, um so sähiger werden wir, an unserem Theile das Werk sortzusetzen, das vor vielen Iahrhunderten in Athen und Rom begonnen wurde. Einen weit, weit größeren Einsluß, als die Entdeckung der klassischen Welt wird die des Sanskrit ausüben. Sie wird die zerrissenen Fasern wiederbeleben, die einst die südöstlichen Zweige der arischen Familie mit den nordwestlichen verknüpsten, und wird so die geistige Geschwisterschast nicht nur der germanischen, griechischen und römischen, sondern zugleich der slavischen, eeltischen, indischen und persischen Zweige wiederherstellen. Sie wird den Geist des Menschen reicher, sein Herz weiter, seine Sympathien weltumsassend machen; sie wird uns in Wahrheit llumaniores machen, da wir immer tieser und vollständiger begreisen werden, was die Menschheit gewesen ist und was sie sein wird. Dies ist der wahre Sinn der umsassenden Studien des neunzehnten Iahrhunderts, und obgleich die volle Würdigung ihrer Bedeutung erst der Zukunst vorbehalten bleibt, so kann es doch Keinem, der ausmerksam den intellectuellen Fortschritt der Menschheit versolgt, verborgen bleiben, wie ungemein schon jetzt das vergleichende Studium der Sprachen, Mythologien und Religionen unseren Horizont erweitert hat; daß unendlich Vieles, das verloren war, wiedergewonnen ist und daß eine neue Welt wenn noch nicht erobert, doch in Sicht ist.«)"

Und was ist es denn, was dem ernsten Forscher, dem ausdauernden Arbeiter in den mühselig erbohrten Schachten der Sprachwissenschast aus einmal so das Herz bewegt, daß er in dichterischer Begeisterung, gleich Mosen von den Höhen hinausschauend in das Land der Verheißung, Kindern und Kindeskindern das Herannahen einer neuen, herrlichen, ungeahnten Geistesklarheit kündet? Was macht ihn so zum nsw inzpireä proplist? Dies, daß er bewußt ist, daß mit diesen neu erschlosseneu Schätzen, von denen er selbst einen großen, wenn nicht den größten Theil in langjährigem, redlichem Ringen aus der Tiese gesördert, es der Menschheit vergönnt sein wird „den verlorenen Ansang unseres Geschlechtes wiederherzustellen", die Kette, welche Glied um Glied, Iahrhundert um Jahrhundert unser heutiges Dasein mit längst erloschenen Generationen verbindet, aus eine gewaltige Strecke aus dem Dust und Geröll, das Jahrtausende über sie gelagert, an's Tageslicht zu heben, und neue überraschende Ausklärung zu erlangen über das größte Räthsel der Welt, den Menschengeist, das Menschengeschlecht und sein in seiner Art einzig wunderbar verschlungenes Schicksal aus unserem Planeten.

Die gewaltigen Verdienste Max Müllers um die Herausgabe der Vedas sind zu bekannt, als daß ich sie hier zu erläutern hätte. Am 14. Sep

tember 1874 legte er dem in London tagenden Congresse der Orientalisten den letzten Bogen des „Rig-Veda mit dem Commentar des Säyanükkrya" vor., nur kurz andeutend, welch mühevoller Arbeit Frucht dies riesige Werk gewesen. Er selber sagte über dieses älteste Buch der arischen Welt: „Die Herausgabe dieses Werkes wäre ohne die erleuchtete Liberalität der Indischen Regierung unmöglich gewesen. Wenn ich die großen und kleineren Ausgaben des Rig-Veda zusammen rechne, so sinde ich, daß ich in den letzten sünsundzwanzig Iahren so viel gedruckt habe, daß aus jedes Iahr ein Oetav-Band von etwa sechshundert Seiten kommt. Solch eine Publication hätte jeden Buchhändler ruinirt, um so mehr da in dem Veda wenig Anziehendes, wenig allgemeineres Interesse Erweckendes ist. Vom ästhetischen Gesichtspunkte würde sich Niemand an die Veda-Hymnen machen und nichts beweist mehr den gewaltigen Umschwung der letzten sünsundzwanzig Iahre, als daß seit dieser Zeit die Arbeit sast aller Sanskrit-Gelehrten sich aus die Veden eoneentrirt hat; das ästhetische Interesse ist dem wissenschastlichen gewichen .... Als ich vor einigen Iahren den ersten Band meiner Uebersetzung veröffentlichte, wählte ich absichtlich solche Hymnen, die höchst charakteristisch sür den primitiven, rohen Urzustand der arischen Welt sind; es war interessant, dabei die allgemeine Enttäuschung zu beobachten. Was, sagte man, sind diese seltsamen, wilden, grotesken Anrusungen der Sturmgötter die be« geisterten Klänge der alten Weisen Indiens? Ist dies die Weisheit des Orients? Ist dies die Offenbarung der Urwelt? Selbst hochangesehene Gelehrten stimmten in diesen Rus, und meine Freunde gaben mir zu verstehen, daß sie ihr Leben nicht an ein solches Buch verschwendet haben würden." „Nun, gesetzt, ein Geologe brächte die Knochen eines sossilen Thiers aus einer Periode, in der noch nie Spuren animalischen Lebens vorher entdeckt worden wären, an's Tageslicht, würde wol eine junge Dame es wagen zu kritisiren: <?Ia, diese Knochen sind sehr merkwürdig, aber gar nicht hübsch.» Oder gesetzt, eine neue ägyptische Statue wäre entdeckt worden, die einer bis dahin noch nicht durch Statuen vertretenen Dynastie angehörte, würde wol ein Schuljunge sich einsallen lassen zu bemerken: «Ia, sie ist recht nett, aber die Venus von Milo ist netter.» Wenn ein Chemiker ein neues Element entdeckt, wird er bemitleidet, daß es kein Gold ist? Wenn ein Botaniker über Keime schreibt, hat er sich zu vertheidigen, daß er nicht über Blumen schreibt? Gerade weil der Veda so verschieden ist von dem, was man davon erwartete, weil er von den Psalmen, von Pindar, von Bhagavadgita so sehr unterschieden ist; gerade weil er sür sich allein steht und nur die ältesten Keime des religiösen Gedankens enthüllt, so wie sie wirklich waren; gerade weil er uns eine Sprache vorsührt, die älter und ursprünglicher ist, als irgend eine, die wir srüher kannten; weil seine Poesie das ist, »ra3 man wild, roh, ungebildet, sormlos nennen mag, gerade darum verlohnte es der Mühe, tieser und tieser zu graben, bis die alte verschüttete Stadt wieder an's Tageslicht kam und uns zeigte, was der Mensch war, was wir waren, bevor wir aus die Höhe Davids, Homers, Zoroasters emporstiegen, uns zeigte eben die Wiege unseres Denkens, unserer Worte, unseres Thuns."

Ich brauche wol diesen Worten nichts hinzuzusügen, um darzuthun, daß die Entwickelungsgeschichte der Menschheit von ihren ersten, schwankenden Schritten bis zu ihrer selbstgewissen Männlichkeit das hohe Ziel, die zu rastloser, unermüdlicher Thätigkeit anspornende Ausgabe sür einen von der Natur und dem Glücke so reich ausgestatteten Geist, wie Max Müller, gewesen ist. Nur schaute sein großes, weitblickendes Auge in den Tiesen unermeßlicher Vergangenheit noch die Spuren des Menschlichen, wo sür schwächere Augen Alles in unterschiedlosen Nebel zusammenrann und eben darum die Grenzlinie von Thier und Mensch gar nicht mehr vorhanden schien.

Die Wichtigkeit des Gegenstandes erlaubt es wol, daß ich hier noch einige Stellen ansühre, in denen ein Geistesverwandter Müllers, welcher aus großentheils unabhängigen Wegen zu denselben Resultaten und Anschaunngen gelangte, mit sast gleichlautenden Worten seiner Bewunderung über das neu ausgehende Licht Ausdruck verlieh. Ich meine Lazar Geiger.

„Das Studium der Sprachen," sagt dieser bedeutende Denker*), „ist in unserer Zeit zu einer unvergleichlichen philosophischen Bedeutung gelangt, indem es sür eine Seite der Welt und des Daseins einen Schlüssel bietet, zu welcher die Naturwissenschast nicht zu dringen vermocht hätte, und uns Ausschluß gibt über das, was wir sind und was wir gewesen sind, über unsere Vernunst und unsere Geschichte Der Blick

schweist ahnend in ungemessene Schöpsungssernen, und es beginnt jenes große Geheimniß dunkel sich unserer Brust zu verkünden, das Geheimnis; unserer Entwickelung."

„Die Frage, wie die Phantasie der Völker beschassen, von welchen Motiven sie beherrscht gewesen sein muß, als die Perser die Hunde mit so ängstlicher Sorgsalt pflegten, die Aegypter den heiligen einbalsamirten Leichen des Apis zu Memphis Grüste bauten, die 64 Generationen derselben bergen, ist uns so wichtig, daß wir weise Lehren, an denen es uns ja sonst kaum sehlt, wenn wir sie nur hören wollen, aus jenen Tagen gern entbehren. Es erinnert dies an eine von Max Müller mitgetheilte Notiz, den sür uns wichtigsten Theil der Sanskritliteratur, die Vedaschristen, betreffend. Als ein talentvoller junger Deutscher, der in jugendlichem Alter verstorbene Rosen, in der reichen Bibliothek der ostindischen Gesellschast in London beschäftigt war, die vedischen Lieder zu eopiren,

*) Geiger, Zur Entwickelungsgeschichte der Menschheit S, 2, !2, 14.

mit deren Herausgabe er im Iahre 18!!8 begann, so konnte der damals in London anwesende Brahmane Rammahan Rai sich über dieses Unternehmen nicht genug verwundern; die Upauischad, meinte er, seien das Wichtige, welches die Verössentlichung viel eher verdiene. Diese jüngsten Stücke der Veden enthalten nämlich eine mystische Philosophie, worin sich eine Art von Monotheismus oder Pantheismus sinden läßt, welche dem indischen Ausklärer, wie so manchen anderen, das Non plus ultra der religiösen Weisheit zu sein schien. Aber die uralten Vedahymnen, ganz heidnisch, naiv und ost barock, deren sich der moderne gebildete Inder wol heimlich schämen mochte, in denen aber die Iugend der Menschheit mit entzückender Frische weht, sie sind sür uns das wahre Kleinod der indischen Literatur; sie enthalten kein sür uns noch brauchbares religiöses System, aber sie sind gleichsam ein Lehrbuch der menschlichen Religionsgeschichte selbst."

„Vor Allem beachtenswerth sind die Keime der Speeulatiou in jener merkwürdigen, unter dem Namen der Rigvedasanhita bekannten uralten Sammlung heiliger Lieder, deren Erhaltung bis aus unsere Zeit sür das menschliche Geschlecht ein hohes Glück zu nennen ist, wenn es anders mit Recht das Bewußtsein über seinen eigenen Ursprung und die Erkenntniß der Gesetze seines Werdens als einen Gegenstand des Wunsches und der Sehnsucht achtet. Ganz anders als in allen uns bekannten Literaturen, welche überall aus Trümmern einer verschollenen Vorzeit aussteigende oder durch Verkehrsberührung und Mischung der Erzeugnisse verschiedener Volksgeister begründete neue Formen zeigen, liegt in diesen Liedern vielmehr ein ursprüngliches, von sremden Einwirkungen allem Anscheine nach sreies, nicht aus der Zerstörung des Früheren in zweiter Bildung hergestelltes, sondern unmittelbar aus dem Schoße der Natur neu und jung erblühendes Leben der Menschheit, ja eine gleichsam noch unverhärtete Seelengestalt in Wort und That und das überall sonst nur als vollendet und sertig zu Beobachtende im Entstehen uns offen. Darum ist auch in diesen Hymnen nicht allein sür die ihnen solgende Entwickelung der Inder, noch auch sür die zum Theil aus gleicher Wurzel ruhende der sämmtlicheu verwandten Völker der Schlüssel des Verständnisses zu sinden, sondern bei der Natureinheit, die wir in dem gesammten Entsaltungsgange unserer Gattung erkennen, zugleich sür die Schöpsungen aller sperulativen Krast aus Erden oder sür den ganzen Inhalt der Vernunst d. i. sür ihre dauernden Erwerbungen seit der Epoche, da sich überhaupt unter den Menschen zuerst Ueberzeugungen aus sestgehaltenen Wahrnehmungen sormten und ein vielsältiges Meinen, Glauben oder Wissen möglich wird*)."

*) Geiger, Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Verminst I, 2. il».

„Das Austreten der Sprachsorschung, als einer selbständigen, von allen praktischen und äußerlichen Zwecken losgelösten Wissenschast, am Ansange dieses Iahrhunderts, einer Wissenschast von den vorhistorischen Zuständen der Völker, ist ein großes sür die Geschichte der Menschheit unglaublich wichtiges Ereigniß. Die Sprachvergleichung stürzte die bisherigen, sehr dunkeln Vorstellungen von den ältesten Völkerbildnngen und Wanderungen völlig um. Man lernte zwischen verwandten und nicht verwandten Völkern unterscheiden und erlangte ein weit sichereres und seineres Mittel sür die Eintheilung der Menschheit in Stämme, als naturhistorische Kennzeichen bis dahin an die Hand gegeben hatten. Man sah in weiter, schwindelnder Ferne der Urzeit die Hoffnung ans eine bestimmte Kenntniß von Znständen eines Alterthums winken, über dessen bloßes Dasein bisher alle Geschichte geschwiegen hatte ^)."

Eine so vollkommene Uebereinstimmung zweier der seltensten Geister unseres Iahrhunderts, ein solcher sast gleichlautender begeisterter Hinweis aus den neuen mächtigen Quell der Erkenntniß, welcher, von den Meisten übersehen, aus ungeahnter Tiese in unser Zeitalter hervorbrach, läßt deutlich erkennen, um welchen hochwichtigen Gegenstand es sich handelt, um nichts Geringeres nämlich, als um die Entwickelungsaeschichte der Menschheit, um die Lösung des uralten, größten, heiligen Räthsels, eine Lösung, die zum ersten Male als möglich sich darstellte durch die Ergebnisse der vergleichenden Sprachwissenschast, durch die in den Wortund Begriffsgenealogien ausbewahrte wunderbare Kunde von einer uralten Vorzeit des menschlichen Gedankens, von dem Werden, Wachsen und Reisen der hohen, einzigen Auszeichnung des Menschen, die alles Uebrige möglich machte und erklärt, seiner Vernunst und Sprache (^0703).

Wer den Menschen erklären will, der muß vor Allem das Menschliche verstehen; er muß den Punkt kennen, aus den es ankommt und von dem alles Uebrige herzuleiten ist. In der Sprache liegt das Räthsel geborgen; wer es anderswo suchen wollte, der wäre betrogen.

Also Entwickelungslehre der Menschheit ist Max Müllers Ziel und Lebensausgabe; er suchte sie aber da, wo sie allein zu sinden und herzuleiten ist, in dem Geistigen, dem Denken, d. h. der Sprache. Die Frage nach dem Ursprunge, dem Keime, der ersten Entstehung dieser wunderbaren Gabe ließ er einstweilen noch offen oder unbeantwortet; ihm galt es, als Sprachsorscher, mit dem Material, das die Sprachstudien darboten, sich Wege zu bahnen in eine Vorzeit, die bisher von dichtester Nacht eingehüllt war, und erst wenn die ältesten Menschenzustände, wie sie in dem Licht der Sprachsorschung sich darstellten, unserem Auge in schärseren Contouren erschienen, dann, dachte er, könnte auch

*) Geiger, Ursprung der Sprache 2, IL.

das Ienseits der Berge, wo der Faden der Sprache abreißt, rechtmäßig und mit größerer Aussicht aus Ersolg, von anderer Seite explorirt werden.

Das Problem des Geistes in seiner ganzen Tiese verstehen, dasselbe mit dem wahrsten Erzeugnisse, dem Körper des Geistes prüsen und bis in die letzten Wurzeln versolgen: man sollte meinen, so besonnene und klare Vorschläge müßten sich der Billigung und des Dankes aller Einsichtsvollen ersreuen. Aber im Getöse des Kampses, in der Hitze der Leidenschasten verhallen vernünstige Reden und so wurde denn von hestigen Darwinisten, die, wie dies bei Iüngern stets der Fall, weit über das vom Meister gesteckte Ziel hinausschossen, ein Feldzug gegen Max Müller organisirt, bei welchem dieser und jener Sprachsorscher ans den Schild erhoben, aber durch die vernichtende Entgegnung des Angegrissenen alsbald zum kläglichsten Rückzuge gezwungeu wurden.

Wie edel und groß gegenüber diesen leidenschastlichen Angriffen lauten nicht die Worte, mit welchen Max Müller seine Verwahrung gegen die voreiligen Schlüsse und Ueberstürzungen der Hnper-Darwinisten einleitete, und in denen er nur das eine Interesse, das alle wissenschastlichen Kämpser beseelen sollte, als maßgebend und entscheidend voranstellte:

„Die Frage ist nicht, ob die Ansicht, daß so weit auseinanderstehende Wesen, wie ein Mensch, ein Affe, ein Elephaut, ein summender Vogel, eine Schlange, ein Frosch und ein Fisch von denselben Eltern abstammen konnten, monströs ist, sondern einzig und allein: ob sie wahr ist. Wenn sie wahr ist, so werden wir uns bald daran gewöhnen. Berusungen aus den Stolz oder die Demuth des Menschen, aus wissenschastlichen Muth oder religiöse Frömmigkeit sind dabei von gar keinem Belang." (Vorlesungen üb. Wissensch, d. Spr,)

Ich glaube in dem Vorausgehenden die Stellung, welche Max Müller zu der Entwickelungstheorie und speeiell zu dem Darwinismus einnimmt, wenn auch in sehr allgemeinen Umrissen, doch klar genug bezeichnet zu

haben. Er trennt sich von den Anhängern Darwins, er tritt ihnen kritisch entgegen, wo diese, das wahre Charakteristieum des Menschen, seine Vernunst und Sprache übersehend oder leichthin abthuend, äußere Ursachen und Formübergänge sür ausreichend halten, um als wissenschastliche Erklärung des größten Wunders und Räthsels der Schöpsung zu gelten. Wie einseitig eine solche Ansicht ist, hat auch Lazar Geiger mit Entschiedenheit betont: „Wir können von dem Knochengerüste und vielleicht der ganzen äußeren Erscheinung einer untergegangenen Thierspeeies durch geologische Funde eine Anschaunng gewinnen; wir können aus Schädelresten aus ein unvollkommener entwickeltes Menschengeschlecht der Urzeit allgemeine Schlüsse ziehen; doch über die Art, wie der Kops gedacht haben mag, dessen Trümmer sich in dem Neanderthale als Problem sür die Gegenwart ausbewahrten, möchte es schwer sein, sich aus seinem Anblicke irgend eine Vorstellung zu bilden.*)"

„Glücklicherweise," sährt der geniale Denker sort, „hat auch dieGeschichte des Geistes ihre urweltlichen Reste, ihre Ablagerungen und Versteinerungen anderer Art; sie bieten lehrreichere Ausschlüsse, als mau zu glauben geneigt sein sollte; sie sühren, sorgsältig versolgt, zu vielleicht unerwarteten, allein, wie ich glaube, darum nicht weniger sicheren Ergebnissen."

Die Erleuchtung des ungeheuren Hintergrundes unserer Vergangenheit, der Vergangenheit des menschlichen Geistes, wie er in der Sprache gebunden ist und durch die Wissenschast entsiegelt werden kann, das ist die Lebensausgabe, das hohe Ziel aller Bestrebungen Max Müllers. Er selber spricht sich deutlich genug darüber aus"^):

„Ieder Mensch macht sich seinen Lebensplan, jeder Gelehrte muß zu einer Armee gehören und einen Schlachtplan im Kopse sühren, der ihn bei der Wahl seines eigenen Marsches bestimmt und leitet. Ich gehöre zu denen, die mit Pope sagen: „^lw proper stucl^ ol m-iulvinä iz n,Z,u", und als ich mir die Frage stellte, was die richtige oder wenigstens die sruchtbarste Methode des Menschenstudiums sei, so bildete sich bald bei mir die Ueberzeugung aus, daß, um zu wissen, was der Mensch ist, wir vor allen Dingen beobachten und seststellen müssen, was der Mensch gewesen und wie er das geworden, was er ist.

III.

Kprache und Vernunst.

OriFiQ ol spßeißs! war das Zauberwort, mit welchem Darwin die Gemüther bewegte, die so lange schlummernde oder vielmehr unter der Asche glühende Frage, ob denn die Dinge und insbesondere die organischen Wesen von jeher so gewesen, oder ob sie einmal entstanden, natürlichen Ursachen und welchen ihr Dasein, ihren Ursprung verdankten, zu hellen Flammen ansachte.

Diese Frage, aus den naturwissenschastlichen Boden verpflanzt und mit dem Ausgebot des bis dahin angesammelten, ungeheuren BeobachtungsMaterials zu lösen versucht, brachte den nicht hoch genug anzuschlagenden Vortheil, daß das philosophische Denken, die deduetive Methode wieder an die Stelle des reinen Empirismus trat, welcher ja, namentlich als Reaetion gegen die Orgien der Naturphilosophie, gleichsalls seine hohe Berechtigung hatte, wie er deun als exaete Methode der Sinneswahrnehmung stets deu unentbehrlichen, sesten Boden aller Naturwissenschast bildet.

*) Zur EntwickeluligZgeschichle der Menschheit S. 45,
**) lieber alte Zeiten und alte Menscheu. Vortrag. S, 190.

Was das Wesen der Speeies ausmacht, das ist, wie schon der Name besagt, das Speeielle d. h. das Besondere. Das Besondere sondert sich aus von dem Allgemeinen, wird selbständiger, eigenartiger, gewinnt mit anderen Worten an Charakter, an Individualität. Ausgabe der Entwickelungslehre ist demnach, an der Hand der historischen Forschung alles Besondere, bei den organischen Lebewesen also die Arten, zurückzusühren aus immer allgemeinere Daseinssormen, den Strom der Entwickelung von der heutigen unendlichen Mannichsaltigkeit des Gegebenen und Bekannten auswärts zu versolgen bis zu seinen ersten Ansängen, soweit diese der stets beschränkten menschlichen Vernunst überhaupt erreichbar sind, als letztes Ziel jenen im Grauen unermeßlicher Vergangenheit sich bergenden Zeitpunkt zu erstreben, da zuerst unser Weltsystem, eine riesige Dunstkugel, hervorbrach aus dem Todesschlnmmer des Allgemeinen und Einen und die erste Veranstaltung sich vollzog, aus der nachmals der Wille zum Leben sich in den unzähligen individuellen Wesen zu den Freuden und Leiden des vergänglichen Daseins emporrang.

Inmitten dieses ungeheuren Werdegangs, der unsere Phantasie mit bangem Staunen ersüllt, während doch wieder Alles so still und geräuschlos sich vollzieht, daß unsere Vernunst des sesten, eausalen Zusammenhangs bewußt, der jeden Zeitmoment des Geschehens und Werdens mit dem unmittelbar vorhergehenden und nachsolgenden verbindet, zu der Ansicht sich gedrängt sühlt, es geschehe Alles nach strengen, unentrinnbaren Gesetzen der Notwendigkeit, sehen wir eine Stelle ausleuchten, die das heilige Mysterium einer neuen Gattung birgt, welche zu höherer Freiheit, Bewußtheit und Vollkommenheit berusen, eine Ausnahmsstellung inmitten der ganzen übrigen Natur einnimmt, da mit ihr das Reich des bewußten Geistes und des nach eigener Wahl und Voraussicht geordneten Lebens gegründet wird.

Diese Gattung ist die Menschheit, das ausdämmernde Licht, das ihren Eintritt in die Welt bezeichnet, die Vernunst. Der Gegensatz zwischen dieser und dem, was uns etwa bei den übrigen Wesen Analoges begegnet, ist so stark, daß wir stets bereit sind, Aeußerungen der letzteren Art mit dem Namen Naturtriebe oder Instinete kurzerhand abzuthun. Damit ist sreilich nicht viel mehr gegeben, als ein Wort, bei welchem man sich alles Mögliche denken nnd nicht denken kann.

Die Vernunst, das Geistesleben des Menschen ist mithin eine neue Speeies, die ihres Gleichen nicht hat unter allen Naturwesen, eine Besonderung, deren Herleitung aus natürlichen, allgemeineren Ursachen von jeher als das größte, schwierigste, aber auch wissenswürdigste Problem galt, mit welchem nur die Frage nach dem Ursprung der organischen oder Lebewesen sich messen kann.

Auch dem Vernunst-Leben und Werden muß das große Gesetz der sortschreitenden Individualisirnng und Besonderung, welches allein im Stande ist, den unaushaltsamen Fortgang der Weltentwickelung zu erleuchten und verständlich zu machen, zu Grunde liegen.

Das, wodurch die Funetionen der Vernunst sich vollziehen, ihr inneres organisches Gewebe, das Mittel, wodurch die ganze äußere und geistige Welt besaßt, gesormt und ausgedrückt wird, sind jene geheimnißvollen Wesen, die bisher der Gegenstand des Studiums aller gesunden Philosophie gewesen sind, welche bald mit dem platonischen Worte Ideen, bald Notionen, meist aber ooueeptus oder Begrisse genannt werden. Sie sind ausschließliches Eigenthum des Menschen, kein Thier vermag jemals derselben theilhastig zu werden. Es ist daher krasse Verkennung des Wesens der Sache oder schnöder Mißbrauch der Sprache, wenn die modernen Materialisten von dem „Denkvermögen der Thiere" reden.

Begriffe werden nur möglich durch Worte. Der Laut, das Wort ist der Körper des Begrisss; die Sprache also die äußere Seite, der Körper des Gedankens, der Vernunst. Ungeschieden war demnach noch das wesentlich Eine, welches aber von zwei Seiten, der äußeren und der inneren, betrachtet werden kann, in der Aussassung der Griechen, welche Denken und Sprechen mit Einem Worte, Xu'703, bezeichneten.

Es gibt gewisse Wahrheiten, die aus srühen Stusen der Entwickelung dem naiven Denken unmittelbar gewiß und bewußt sind, die aber nachmals in dem Zeitalter der Reslexion vermöge eines eigenthümlich einseitigen Entwickelnngsgangs, den das Denken genommen hat, verloren gehen und zu deren Wiederentdeckung dann gewöhnlich große Geistesanstrengung nöthig ist. Zu diesen Wahrheiten gehört auch die große, wichtige, bedeutungsvolle, daß das Deuken sich nur durch Worte vollzieht, daß ohne Sprache ebenso wenig ein Denken, als ohne Denken eine Sprache möglich ist.

Ich sagte, daß diese Wahrheit der kindlichen Denkweise der Naturvölker unmittelbar bewußt ist. Ich sühre als Beleg den pittoresken Ausdruck der Polyuesier an, sür welche nach Farrar Denken soviel ist als „Reden im Bauch" (d, h. im Inneren). Aber auch der göttliche Platon wußte seinen Sokrates keine andere Desinition geben zu lassen. „Was verstehst Du unter Denken?" sragt Theätetus.*) Sokr.: „Ein Gespräch, das die Seele über die Objerte ihrer Betrachtung mit sich selber sührt. Freilich theile ich Dir das mit, ohne es zu wissen. Denn wenn sie denkt, thut sie, wie mir scheint, nichts Anderes, als sie unterredet sich, sragt sich selbst und antwortet, bejaht und verneint."

Und wodurch ist denn diese instinetive Gewißheit der Menschheit verloren worden? Dadurch, daß iu dem Zeitalter der Reflexion und des Schematismus man sich daran gewöhnte, dem Begrisse oder Gedanken als Innerem oder Geistigem das Wort als Lautgebilde entgegen zu stellen. Nun gewann der Irrthum immer mehr Boden, daß die Begriffe das

prius seien, daß sie unabhängig vom Worte schon ein Dasein in dem Menschengeiste hätten und daß die Worte nur das Zeichen, der Ausdruck jener selbständig vorhandenen Wesen seien. „Die Philosophen haben von jeher der Wahrheit dadurch einen Scheidebries gegeben, daß sie dasjenige geschieden, was die Natur zusammengesügt und umgekehrt," sagt Hamann.

„Der Ursachenbegriss," sagt Goethe, „ist die Quelle unendlichen Irrthums." Sieht man genauer zu, so sindet man, daß dieser Satz aus alle Fundamentalirrthümer paßt, in welche der Menschengeist sich seit Iahrtausenden verstrickt sieht und aus welchen er vergeblich Erlösung sucht, so lange er nicht die tiese, metaphysische Wurzel derselben erkannt hat. „Der Körper ist die Ursache des Geistes," wiederholen seit Demokrit und Epikur gläubig alle Materialisten; sie können eben nicht verstehen, daß nur zwischen gleichen yualia ein Ursachenverhältniß obwalten kann, daß dasselbe aber aus das Untrennbar-Eine niemals angewandt werden dars. „Der Geist ist Ursache der Körper," sagen seit Platon alle Idealisten, und es bleibt ihnen keine andere Wahl, als die Welt entweder als ein Phantasma, ein Geschöps ihrer eigenen Einbildung auszusassen oder die Klust zwischen Geist und Körper durch allerlei Kunststücke, wie eoueursus clivinus, prästabilirte Harmonie in kühnem Wagnisse zu überbrücken. Dagegen tragen Spinozas Monismus, Kants Kritik 'der Vernunst und Schopenhauers Willenstheorie das erlösende Wort in ihrem Schoße, Neil diese mächtigen Denker die Welt und die Erkenntniß derselben in ihren metaphysischen Voraussetzungen zum Gegenstand ihrer Betrachtungen machten.

Sobald man von Einer Seite der Dinge ausgeht und die andere nach dem Ursachenverhältniß daraus herleiten will, geräth man in unlösbare Widersprüche; der oiroulus vitiosus ist unvermeidlich. Derselbe hat sich denn auch bei der Erklärung der wichtigsten, der wahrhast menschlichen Eigenschast des Menschen alsbald eingestellt. In unaushörlichem Wirbel dreht sich das Rad des Ixion, indem es bald heißt: „Vernunst, darum Sprache," bald „Sprache, darum Vernunst." Daß beide, ratio et oratio, eins und dasselbe Wesen sind, daß sie nur nach den Gesichtspunkten, der Aussassung verschieden, bald die innere geistige, bald die äußere körperliche Seite eines Monon darstellen, diese Wahrheit, so bestimmt und überzeugend sie auch von den bedeutendsten Denkern der letzten sünzig Iahre ausgesprochen worden ist, hat noch kaum Wurzel geschlagen in den Geistern, die sich die Enträthselung des großen Problems des Menschengeistes zum speeiellen Studium erwählt, geschweige denn in dem Denken der allgemein Gebildeten.

Der mächtigste Vorkämpser dieser Idee ist Max Müller. Wie einst der große Schüler Spinozas, Goethe, das monistische Grunddogma aussprach mit den einsachen, jeden Zweisel, jedes Mißverständniß ausschließenden Worten: „Kein Geist ohne Stoff, kein Stoff ohne Geist/' so sagt Müller ebenso bestimmt und unzweideutig*): „>Vitliout spseob. uo r-eazou, ^vitbout reasou uo spesou. Es ist seltsam zu beobachten, mit welchem Widerstreben viele Philosophen diesen Satz einräumen, und wie sie dieser Folgerung auszuweichen bemüht sind, Alles selbst wieder eine Folge des Einflusses der Sprache, die in den meisten neueren Dialeeten zwei Wörter, eins sür Sprache und ein zweites sür Vernunst hervorgebracht hat und die aus diese Weise den, der sie spricht, zu der Annahme verleitet, daß zwischen den beiden ein wesentlicher Unterschied und nicht blos eine sormale Differenz vorhanden sei."

Weiter sagt er, an scharssinnige Bemerkungen Lockes anknüpsend, der, wie es scheint, als der erste vor Herder aus den unlöslichen Zusammenhang von Sprechen und Denken ausmerksam gemacht und darum als Heilmittel der Vernunst eine ernsthaste Kritik der Worte verlangt hatte, damit nicht immer mit unverstandenen Redensarten die Hörer und der Redende selbst irre geleitet würden: „In allen diesen Bemerkungen liegt unzweiselhast viel Wahres, dennoch ist es, streng genommen, ebenso unmöglich, Worte ohne Gedanken zu gebrauchen, als ohne Worte zu denken. Selbst diejenigen, welche in's Blaue hinein über Religion, Gewissen :e. schwatzen, haben doch wenigstens einen vagen Begriff von der Bedeutung der Worte, die sie gebrauchen, und wenn sie aushören wollten, mit den von ihnen geäußerten Worten irgendwelche Idee, so unvollkommen und salsch sie auch sein möge, zu verbinden, so könnte man von ihnen nicht länger sagen, daß sie sprächen, sondern nur, daß sie ein Geräusch machten. Dasselbe sindet statt, wenn wir unsern Satz umkehren. Es ist möglich, ohne Sprache zu sehen, wahrzunehmen, die Dinge anzustarren; aber ohne Sprache können selbst so einsache Vorstellungen, wie weiß oder schwarz, auch nicht einen Augenblick realisirt werden."

Alle Unklarheit und Verwirrung, alle in's Unendliche sich sortspinnenden Streitigkeiten, ob man nicht auch den Thieren, den noch sprachlosen Kindern, den ungebildeten Taubstummen Vernunst und Denkvermögen zuschreiben müsse, sind bloße Wortstreitigkeiten und rühren daher, daß man mit diesen Worten nicht den bestimmten, klaren, nur ihnen zukommenden Begriffsinhalt verbindet, sondern sie in einer allgemeinen, nebelhast verschwimmenden Weise gebraucht. „Ein Kind weiß ebenso gewiß, ehe es noch sprechen kann, einen Unterschied zwischen süß und bitter zu machen, als es später (wenn es zu sprechen ansängt) weiß, daß Wermuth und Zucker nicht dieselbe Sache sind. Das Kind empsängt die sinnliche Empsindung der Süßigkeit; es ersreut sich derselben, es erinnert sich an dieselbe, es wünscht sie wieder herbei; aber es weiß nicht, was süß ist; es ist in seine Empsindungen, in seine Freuden und Er

innerungen versunken, es kann nicht von oben herab aus dieselben blicken*), es kann nicht über dieselben urtheilen, es kann nicht von ihnen sprechen.**)

Aehnlich sagt Lazar Geiger: „Wodurch entsteht z. B. ein Begriff, wie roth? Zu sehen, daß Blut roth ist und Milch weiß, mag leicht sein. Aber die Röthe des Blutes von dem Gesammteindrucke zu abstiahiren, an einer rothen Beere wieder denselben Begriff auszusinden, die rothe Beere bei ihrer sonstigen Verschiedenheit mit dem rothen Blute, die weiße Milch mit dem weißen Schnee in dieser einen Beziehung zusammenzusassen — das ist etwas ganz Anderes, das thut kein Thier; denn dies eben ist Denken."***)

Wir gelangen also zu dem scheinbar paradoxen Satze: Die sogenannten allgemeinen Begriffe sind etwas Besonderes; etwas der menschlichen Vernunst ausschließlich Eigenthümliches; sie umsassen und begreisen die ganze Welt, sowie dieselbe in das Erkenntnißvermögen des Menschen einzieht; sie vermögen aber nur durch ihre körperlichen Aequivalente, die sinnvollen Laute oder Worte, realisirt zu werden. Die Sprache ist nicht das Kleid, sie ist der Körper der Vernunst, ^Vitlwut speoeli uo re^on,

Es dürste demnach nicht schwer sallen, einzusehen, warum bis jetzt alle Versuche, die menschliche Vernunst zu erklären, ein besriedigendes psychologisches und erkenntnißtheoretisches System auszustellen, gescheitert sind. Es kommt dies daher, weil man eben die menschliche Vernunst als das Absolute, nicht weiter zu Erklärende aussaßte; weil man es vermied, in ihrer Geschichte, ihrer Vergangenheit die gewünschte Ausklärung zu suchen, während man doch in der vergleichenden Sprachsorschung, als welche nichts anderes ist als das Studium der Geschichte eben dieser Vernunst, ein unschätzbares Werkzeug zur Erreichung des heiß ersehnten Zieles besaß. Reißt man ein beliebiges Thier aus der Kette des Zusammenhangs der lebenden Wesen, betrachtet es sür sich — es bleibt ewig ein unauslösliches Räthsel. Als Glied einer voranschreitenden Entwickelungskette dagegen sindet es seine Erklärung in Allem, was ihm vorangegangen, in einer unermeßlichen Vergangenheit.

Es gilt also, dasselbe, was Darwin sür die Organismen gethan hat, auch aus jene organischen Gebilde zu übertragen, welche wir menschliche Begriffe, Vernunsteoneeptionen oder Worte nennen. Es handelt sich

) Diesen Gedanken habe ich ausgesprochen mit den Worten: „Die Sprache gibt dem Menschen einen Standpunkt außerhalb und über den Dingen", und habe ihn aussührlich begründet in meiner Schrift: „Einleitung und Begrundung einer monistischen Erkenntnißtheorie" S. 95 ff. ») Max Müller, 1. e. S. 77. ***) L. Geiger, Ursprung der Sprache S. 110,

demnach um eine neue OriFiu ol speeiss. Ieder Begriff, jedes Wort, das im Lause der Entwickelung sich einstellt, ist ein Neues, Besonderes, ein mehr Speeialisirtes und Individualisirtes, welches niemals durch sich begriffen, nicht als durch ^eueratio »equivoea aus dem Nichts hervorgebrochen gedacht werden dars, sondern welches, als ein neues Vernunstelement, aus srüheren Elementen- in einer ununterbrochenen Filiation entstanden, jene innere Geisteskrast, die wir Vernunst nennen, erhöht, steigert, bereichert und zugleich als Erklärungsprineip, als Wahrzeichen und Denkstein des Wachsthums dieser Vernunst, den dichten Schleier des Geheimnisses, in welchen diese eingehüllt ist, um ein wenig lichtet. Aus diesem Wege und in dieser Weise rückschreitend in die Vergangenheit, gelangen wir zu einsacheren und stets einsacheren Elementen, welche dem Elementarzustande der Vernunst entsprechen, bis wir endlich durch das Licht der Sprachsorschung im Verein mit deduetivem, philosophischem Denken in kühnem Wagnisse jenem engen Kreise zustreben, wo es kein Denken und kein Sprechen mehr gibt, wo demnach Wiege und Ursprung der Vernunft zu suchen ist.

Die Etymologie oder Wurzelsorschung, eine Wissenschast, welche durch deutschen Fleiß gegründet und herrlich ausgebaut, Stolz und Freude unseres idealen Bestrebungen sonst scheinbar ganz entsremdeten Iahrhunderts ausmacht, dars daher den Anspruch erheben, mit den in ihr geborgenen Schätzen uns die wichtigsten, überraschendsten Ausschlüsse über unser eigentliches Wesen, unsere Vorgeschichte und den Weg, aus welchem der Menschengeist zu seiner heutigen Krast, Klarheit und Vollkommenheit gelangt ist, an die Hand zu geben.

In der Sprache ist uns ein wunderbarer Spiegel der Vergangenheit unseres Geschlechts, seiner äußeren Zustände und Erlebnisse erhalten; in uralte Nacht, aus welcher sonst kein Ieugniß zu uns herabdringt, ttürst die Sprachsorschung ihre Lichtstrahlen. In dieser Hinsicht ist ihre würdige Schwester die Paläanthropologie, die Wissenschast vom prähistorischen Menschen; denn auch an Wohnungen, Werkzeugen, Waffen und Geräthen haftet der menschliche Gedanke, tritt er in die Erscheinung, spricht er auch heute noch zu dem verständnißvollen, empsänglichen Sinne des Forschers. Deutlichere, viel werthvollere Kunde aber ist uns in den Worten, den veljtiFss c>k 1anFu»Fs erhalten, denn diese reichen in eine Zeit, wo selbst der Faden der prähistorischen Forschung abreißt, wo der Mensch ohne Werkzeug, ohne Feuer, ohne alle jene Einrichtungen war, die wir als nothwendige Attribute der Menschheit zu betrachten gewohnt sind.

„Es liegt ein hoher Zauber darin," sagt Max Müller*), „die verschiedenen Wandlungen der Form und Bedeutung an den Wörtern zu beobachten, indem diese den Ganges oder die Tiber hinab sich in den

großen Oeean menschlicher Sprachen ergossen. Im achten Iahrhundert vor Chr. war die lateinische Mundart noch aus ein kleines Gebiet beschränkt. Sie war nur eine einzelne Mundart aus der Menge derer, die in den verschiedenen Theilen Italiens gesprochen wurden. Aber sie wuchs krästig empor, sie wurde zur Sprache Roms und der Römer. . . . Sie wurde zur Sprache des Gesetzes und der Regierung in den eivilisirten Theilen Nordasrikas und Asiens und wurde durch die Verkünder des Christenthums nach den sernsten Theilen des Erdballs getragen. Sie verdrängte in ihrem siegreichen Vorrücken die alten einheimischen Mundarten Galliens, Spaniens und Portugals; sie versuchte zwar vergebens die lebensvollen Idiome der germanischen Stämme zu vernichten, aber sie ließ doch aus ihrer Oberfläche eine dichte Ablagerung sremder Wörter zurück und lieserte so die größere Hälste im Wortschatze sast aller eivilisirten Völker der Welt. Wörter, welche zuerst im Munde italischer Schäser erklangen, werden jetzt von den Staatsmännern Englands, den Dichtern Frankreichs, den Philosophen Deutschlands gebraucht und das serne Echo ihrer Schäsergespräche kann im Senate zu Washington, in der Kathedrale von Caleutta und in den Ansiedelungen aus Neuseeland gehört werden."

„Wir erkennen so, wie die Sprachen die Geschichte der Nationen abspiegeln und wie sast jedes Wort, gehörig zergliedert, uns von vielen wechselvollen Schicksalen erzählen kann, welche es aus seinem Wege von Mittelasien nach Indien oder nach Persien, nach Kleiuasien, Griechenland und Italien, nach Rußland, Deutschland und Gallien, den britischen Inseln, Amerika und Neuseeland durchzumachen hatte; in der That merkwürdige Schicksale, welche es vielleicht aus seinen weltumsassenden Wanderungen sogar nach Indien und den Thälern des Himalaya, von denen es vor Iahrtausenden ausging, zurücksühren. Manches Wort hat so die Reise um die Welt gemacht und wird sie vielleicht immer wieder und wieder machen. Denn obgleich sich die Worte in Klang und Bedeutung in solcher Ausdehnung verändern, daß nicht ein einziger Buchstabe derselbe bleibt und ihre Bedeutung geradezu in das Gegentheil der ursprünglichen umschlägt, so ist es doch wichtig zu beobachten, daß seit dem Ansange der Welt zu den wesentlichen Bestandtheilen der Sprache ebenso wenig irgend etwas Neues hinzugesügt worden ist, wie zu den wesentlichen Elementen der Natur. Es sindet ein beständiger Wechsel in der Sprache statt, ein Kommen und Gehen der Wörter, aber Niemand kann je ein gänzlich neues Wort ersinden. Wir sprechen in jeder Hinsicht ihrem Wesen nach dieselbe Sprache wie die Urväter unseres Geschlechts; von der wissenschastlichen Etymologie geleitet, können wir von Iahrhundert zu Iahrhundert durch die dunkelsten Perioden der Weltgeschichte hindurchgehen, bis uns der Sprachenstrom, aus dem wir selbst dahintreiben, zu jenen sernen Regionen zurückträgt, wo wir die Gegenwart unserer srühesten Vorväter zu sühlen und die Stimme der erdgeborenen Söhne Manns zu hören meinen.""")

Aber nicht nur die Geschichte der äußeren Welt, der, wenn ich so sagen dars, materiellen Zustände der Vorzeit des Menschengeschlechts spiegelt sich in der Sprache und ihren von der Wissenschast sorgsältig unterschiedenen und durchsorschten Schichten; viel bedeutungsvoller ist sie uns als Spiegel, als Doeument des Fühlens, Denkens und Empsindens einer längst zu Staub zersallenen Vorwelt; und in dieser Hinsicht steht die Sprachsorschung einzig da und bedars weder der Hülse einer anderen Wissenschast, noch dars sie einer anderen die Berechtigung zu diesem ihr allein vorbehaltenen Werke zugestehen.

Die Sprachgeschichte ist, wie ich bereits sagte, die Entwickelungsgeschichte der menschlichen Vernunst selbst. In dieser Hinsicht haben wir von der Sprachsorschung unschätzbare Ausschlüsse über die Vergangenheit der Vernunst, aber auch zugleich eine erlösende, besreiende Wirkung durch Beseitigung unsäglichen Irrthums und Leidens, die durch Wortverwirrung und Unklarheit des Denkens beim Gebrauche der Worte über die Menschheit gebracht worden, zu erwarten. Ich lasse wieder Max Müller reden:

„Wer den Einfluß, welchen Wörter, bloße Wörter aus den menschlichen Geist ausgeübt haben, genau versolgen wollte, würde zugleich eine Weltgeschichte schreiben, welche uns wol mehr lehren würde, als irgend eine, welche wir besitzen."**)

„Ich spreche hier nicht von jenem sehr handgreiflichen Mißbrauch der Sprache, wenn Schriststeller, anstatt ihre Gedanken reis werden zu lassen und sie dann gehörig zu ordnen, uns mit einem Schwulste harter, schieser und räthselhaster Ausdrücke und Phrasen überschütten, welche von ihnen selbst, wenn nicht von Anderen, sür tiese Gelehrsamkeit und höchste Leistung der Speeulation gehalten werden. Dieses Allerheiligste der Unwissenheit und Anmaßung hat seinen Nimbus so ziemlich eingebüßt und Gelehrte oder Denker, welche das, was sie sagen wollen, nicht in guter logischer Form und verständlich sagen können, haben in dieser unserer Zeit wenig Aussicht, sür die Verwahrer geheimnißvoller Weisheitsschätze gehalten zu werden. 8i nou vis intelliZi, äßdss ne^li^i. Ich denke vielmehr an Wörter, welche Iedermann gebraucht und welche so klar und verständlich zu sein scheinen, daß es sast wie eine Keckheit aussieht, sie vorzusordern und zur Rechenschast zu ziehen. Dennoch ist es merkwürdig zu beobachten, wie veränderlich die Bedeutung der Wörter ist, wie sie von Iahrhundert zu Iahrhundert wechselt, ja wie sie selbst im Munde sast jedes Sprechenden sich leise abschattirt. Ausdrücke wie Natur, Gesetz, Freiheit, Nothwendigkeit, Körper, Substanz, Materie, Kirche, Staat,

Offenbarung, Eingebung, Erkenntniß, Glaube, werden in dem Wortkriege hin- und hergeworsen, wie wenn Ieder sie kennte und in demselben Sinne gebrauchte, während doch die meisten Menschen diese Ausdrücke in ihrer Kindheit auslesen, indem sie mit den unbestimmtesten Ausdrücken ansangen, dann von Zeit zu Zeit etwas mehr hineinlegen, vielleicht auch ebensalls aus's Gerathewohl manche Irrthümer verbessern, aber niemals, so zu sagen, sich ein sicher angelegtes Worteapital bilden, niemals geschichtliche Forschungen über die Ausdrücke anstellen, mit denen sie so srei umspringen, sich niemals ihrer Bedeutungen nach Inhalt und Umsang im Sinne einer logischen Desinition versichern. Es ist häusig gesagt worden, daß die meisten Streitsragen sich um Worte drehten. Das ist gewiß wahr, aber es schließt noch weit mehr ein, als es scheint. Wortstreitigkeiten sind nicht, wosür man sie bisweilen hält, blos geringsügige sormelle, äußerliche oder zusällige Streitigkeiten, die man durch eine Erläuterung oder einen Hinweis aus Iohnsons Wörterbuch schlichten könnte. Es sind Streitigkeiten, welche aus der mehr oder weniger vollkommenen, vollständigen und richtigen Aussassung der den Worten beigelegten Begriffe entstehen; der Geist ist es, der aus immer neue Schwierigkeiten stößt, nicht etwa die Zunge allein."

„Hier eröffnet sich," sährt M. Müller sort*), nachdem er an zahlreichen, wohlgewählten Beispielen gezeigt, wie seltsamen Selbsttäuschungen die Vernunst durch ihre eigenen Schöpsungen, die Worte, ausgesetzt gewesen, „dem Sprachsorscher ein weites Feld. Sein Geschäft und Amt ist es, die Urbedeutung jedes Wortes auszuspüren, seine Geschichte, seine Formund Bedeutungswechsel in den philosophischen Schulen oder aus dem Markte und im Gerichtshose zu versolgen. Er hat zu zeigen, aus welche Weise häusig verschiedene Begriffe unter demselben Worte zusammengesaßt oder derselbe Begriff mit verschiedenen Ausdrücken bezeichnet wird . . . Eine Geschichte solcher Ausdrücke, wie wissen und glauben, endlich und unendlich, wirklich und nothwendig, würde mehr als irgend etwas sonst zur Klärung der philosophischen Atmosphäre beitragen."

Eine historische Kritik der Worte ist allein im Stande, uns eine empirische Kritik der menschlichen Vernunst zu geben. Diese von M. Müller klar erkannte und gestellte Ausgabe berechtigte ihn zu dem tiesen, bis jetzt so wenig verstandenen Ausspruche: „Alle künstige Philosophie wird ausschließlich Sprachphilosophie sein."

Iede große, im Zeitbewußtsein gereiste Wahrheit, wenn sie schon in Einem genialen Haupte zum ersten Male in voller Klarheit ausleuchtet, von Einem beredten, wahrheitglühenden Herzen zum ersten Male mit der vollen Krast der Ueberzeugung ausgesprochen wird, tritt dennoch niemals urplötzlich wie eine Schöpsung aus dem Nichts in die Welt hervor. Nicht

*) I,ßcwre8 II, p. «2l,

selten geschieht es, daß zwei Geistesverwandte, ohne von einander zu wissen, den nämlichen Gedanken gleichzeitig aussprechen. Die Geschichte der Wissenschasten weist mehr als ein Beispiel dieser Art aus, von dem NewtonLeibnizschen Prioritätsstreit bis aus die Entzifferung der Hieroglyphen, von der Entdeckung des Sauerstoffs bis aus die Formulirung des Prineips der Erhaltung der Krast, welches in neuester Zeit so viel Staub ausgewirbelt hat, nun aber mit Recht den Namen des bescheidenen, großen Denkers Robert Mayer trägt. So hat denn auch unabhängig von Max Müller der mehrgenannte Lazar Geiger das erlösende Wort aller künstigen Philosophie „eine empirische Kritik der menschlichen Vernunst durch Kritik der Sprache" ebenso bestimmt ausgesprochen und seste, schars gezogene Grundlinien des künstigen Baues in seinen gedankentiesen Werken niedergelegt.

Aber auch Vorläuser hat ein solcher Gedanke, bald mehr, bald weniger deutlich wetterleuchtet er bereits in den Schristen der nach dem gleichen Ziele Zustrebenden, bis er endlich gewitterartig losbricht und die Atmosphäre von Schwaden und Dünsten Iahrtausende alter Irrthümer und Vorurtheile reinigt. Unter den Vorläusern der Müller-Geigerschen Theorie möchte ich vor Allen den trefflichen, leider auch bei seinen Lebzeiten ^ da das Schelling-Hegelsche Phrasenthum alle Geister beherrschte und alles gesunde Denken erstickte — kaum beachteten und noch viel weniger anerkannten Theodor Waitz nennen. Es wird genügen, einige Sätze von ihm anzusühren, um den Erweis zu liesern, daß der Gedanke der Entwickelungsgeschichte des Denkens und der Vernunst in ihm zum Durchbruch gekommen war:

„Mit Kant," sagt er,*) „kann ich die Ausgabe der Philosophie nur darin sinden, eine Wissenschast auszustellen, welche den Grund aller Ersahrung und diese aus jener begreislich macht. Alle andere Speeulation umß ich von vornherein als eine leere Speeulation erklären."

„Nicht Kritik und noch weniger Construetion, auch keine eombinirte Anwendung beider kann zum gewünschten Ziele sühren, sondern einzig die Entwicklungsgeschichte des geistigen Lebens ist im Stande dies zu leisten."

„Ich habe versucht, die Psychologie aus unzweiselhaste physiologische Thatsachen zu gründen, damit sie und mit ihr die Philosophie überhaupt in Zukunst unabhängig werde von den Streitigkeiten philosophischer Schulen, die sich nur in^ vagen Allgemeinbegriffen herumtreiben, über welche sich leicht streiten läßt, weil sich Ieder etwas Anderes bei ihnen denken dars, so lange durch keine vorausgegangene Entwicklungsgeschichte der Unterschied sehlersreier und versehlter Begrisssbildungen sestgestellt ist. Die Speeulation, welche sich nicht unmittelbar aus die Ersahrung einläßt, wird ewig ein Gegenstand des Streites sein und bleiben müssen."

Grundlegung der Psychologie. Vorwort.

Noch deutlicher sprach Waitz sich in seinen Vorlesungen über Psychologie aus, indem er erklärte: „Den anderen philosophischen Diseiplinen gegenüber hat die Psychologie das Geschäst der Begründung, denn unsere Begrisse haben sämmtlich eine Bildungsgeschichte, von welcher ihr Inhalt ganz und gar abhängt. Wissenschastlich brauchbar werden sie erst durch die Nachweisung, daß sie keine blos individuellen und insosern zusälligen Gebilde eines unbewußten Proeesses sind, sondern nothwendige Ersolge einer Entwickelung, welche nach allgemein gültigen, d. h. nach solchen Gesetzen zu Stande gekommen ist, denen die Ausbildung des inneren Lebens immer und durchaus unterworsen sein muß."

Also, was zu leisten sei, das war Waitz vollkommen klar; nur über das Wie, über die Mittel, durch welche das Ziel zu erreichen sei, war er im Ungewissen. Er wandte sich mit unermüdetem regem Eiser zuerst zur Physiologie, dann zur vergleichenden Psychologie, endlich zur Anthropologie, sür welche er sein epochemachendes Sammelwerk: „Die Anthropologie der Naturvölker" schus.

An der reichsten, lautersten, untrüglichsten Quelle aber, aus welcher die Eutwickelungsgeschichte der menschlichen Vernunst zu schöpsen hat, ging er ahnungslos vorüber. Diese zu entdecken blieb Max Müller und Lazar Geiger vorbehalten.

IV.

INax Müller und das Problem des Ursprungs der Zprache.

„Denn so paradox es auch scheinen mag, ich behaupte, daß es uns ganz unmöglich ist, die Individuen zu kennen, und ein Mittel aussindig zu machen, die Individualität irgend eines Dinges genau zu bestimmen."

„Die allgemeinen Wörter haben nicht nur aus die Vervollkommnung der Sprachen bedeutenden Einfluß; sie sind sür dieselben geradezu unentbehrlich. Man würde schlechterdings gar nicht reden können, wenn es blos Eigennamen (uomma proprio) der individuellen Dinge und keine allgemeine Namen (nomine, appellktiva) gäbe."

Mit diesen wichtigen Wahrheiten wars der große Leibniz in seineu „Xouveaux ßss»1s sur l'suteuäsuisut dundin" neues Licht aus das Wesen von Sprache und Denken. Sein Vorgänger war Locke. Auch er hatte gesagt: „das, was die Worte bezeichnen, sind allgemeine Begriffe (Fensr»,! iäe^)."

„Aus diese Art," sährt Leibniz sort, indem er von der Bildung und Entstehung der allgemeinen Ideen redet, „ließe sich die ganze Lehre von den Gattungen und Arten, die in den Schulen so viel Aussehen macht, aber außerhalb derselben von so geringem Einflusse ist, einzig und allein aus die Bildung abstraeter Ideen größerer oder geringerer Ausdehnung bringen, denen man gewisse Namen gibt."

Sind das nicht auch heute noch sehr beherzigenswerthe Worte? Liegt in ihnen nicht die große Lehre, ehe man sich streitet, wie draußen in der Welt die Arten und Gattungen beschaffen sein mögen, sich erst darüber zu verständigen, was denn mit diesen Worten gemeint sei, und wie denn solche Begriffe in unserem Denken, unserem Geiste entstehen. Dies nebenbei.

Wenn wir das große Räthsel der menschlichen Sprache in's Auge sassen, so werden wir durch das nämliche Wunder überrascht und geblendet, das die Natur in allen ihren Schöpsungen darbietet, nämlich die ungeheuere, verschwenderische Fülle der mannichsaltigsten Formen neben der unglaublichsten Einsachheit und Sparsamkeit der Mittel. Wer sollte es, wenn er nicht daraus ausmerksam gemacht würde, glauben, daß alle menschliche Sprache sich durch verschiedenartige Combination einer ganz geringen Zahl von Lauten realisirt, und daß alles menschliche Denken an dieses unscheinbare Mittel unauslöslich gebunden, sich nur durch diesen höchst einsachen, mechanischen Apparat der artieulirten Lauterzeugung vollzieht?

Was ist es nun aber, das diesem Mechanismus, dem Worte, insosern es nur Laut ist, Geistiges entspricht? Was ist der Begriff, die Bedeutung der Worte? Und wie kommen die besonderen Begriffe dazu, gerade durch die besonderen Laute ausgedrückt und dadurch verständlich zu werden? Sind es die Dinge der Außenwelt, welche einsach durch phonetische Zeichen sestgehalten und in unserem Geiste mit Hülse derselben reprodueirt werden, etwa nach dem Ausspruche Cieeros: „VncHvula sunt notas reruiu", ein Ausspruch, der in der ganzen Vergangenheit bis aus Leibniz und Locke das Wesen der Sprache zu erschöpsen schien?

Solche Fragen mußten einer erneuten, ernsthaften Kritik unterzogen werden, wenn aus das ungemein wichtige und dunkle Problem des Ursprungs der Sprache neues Licht sallen sollte. Und der Zeitpunkt schien gekommen, jenen Fragen energischer und ersolgreicher zu Leibe zu gehen, wenn anders die großartigen Resultate der vergleichenden Sprachsorschung nicht blos ein ausgestapeltes Wissensmaterial, sondern ein werthvolles Besitztum der Menschheit sür die Entscheidung der letzten und höchsten philosophischen und anthropologischen Fragen sein sollte.

Hier bewährte sich denn der Tiessinn und philosophische Geist Max Müllers, welcher zuerst von allen Sprachsorschern mit der Fackel des empirischen Wissens, das er zugleich unter den Ersten gesördert hatte, in jene dunklen Tiesen hinabzuleuchten wagte, aus denen allein eine besriedigende Antwort über die größte Räthselsrage, Ursprung des Menschengeistes, zu erbringen ist. ,

Seinen Ausgangspunkt nahm Müller von den oben angesührten Ansichten Lockes über das Wesen und die Eigenart der menschlichen Sprache. Er eitirt die Worte des trefflichen englischen Denkers, der, nachdem er gezeigt, in welcher Weise universelle Ideen entstehen, wie der Geist, nachdem er dieselbe Farbe am Kalk, am Schnee und an der Milch beobachtet hat, diese einzelnen Wahrnehmungen unter dem allgemeinen Begriff der Weihe zusammensaßt, — dann sortsährt: „Wenn es zweiselhast erscheinen mag, ob nicht die Thiere ihre Ideen aus jenem Wege bis zu einem gewissen Grade verbinden oder erweitern können, so glaube ich doch soviel bestimmt behaupten zu können, daß das Vermögen der Abstraetion ihnen durchaus nicht innewohnt, vielmehr das Fassen allgemeiner Ideen einen wesentlichen Unterschied zwischen Menschen und Thier begründet und ein Vorzug ist, den die Thiere keineswegs erreichen können/'*)

Dieses Vermögen aber der Abstraetion oder der allgemeinen Ideen, sährt Max Müller sort, wird einzig und allein realisirt durch die Sprache, welche dem Menschen ausschließlich und insosern zukommt, als er Mensch ist. Das, was äußerlich Sprache ist, ist innerlich Vernunft. Sie ist das handgreisliche Unterscheidungszeichen zwischen Menschen und Thier. Das Geheimniß der Menschwerdung kann daher nur durch die Entdeckung des Ursprungs der Sprache ausgehellt werden. Was hat nun die Sprachvergleichung aus dem bisher ersorschten Material sür neue Ausschlüsse zu Tage gesördert, mit deren Hülse diese Frage mit mehr Hoffnung aus Ersolg angegriffen werden könnte?

„Das Resultat meiner Vorlesungen," sagt unser Autor, „ist das solgende: Nachdem wir alles nur irgend Erklärbare im Wachsthnm der Sprache erklärt hatten, blieb schließlich als das allein nnerklärliche Residuum die sogenannte Wurzel übrig. Diese Wurzeln bilden die eigentlichen Bestandtheile aller Sprachen. Diese Entdeckung hat das Problem des Sprachursprungs ungemein vereinsacht. Sie hat jenen schwärmerischen Schilderungen der Sprache, welche dem Beweise sür den göttlichen Ursprung der Sprache beständig voranzugehen pflegten, jede Entschuldigung entzogen. Wir werden nun nicht länger von jenem wunderbaren Werkzeug zu hören bekommen, welches Alles, was wir sehen, hören, schmecken, berühren und riechen, auszudrücken vermag, welches das athmende Abbild des Weltalls ist, welches den erhabenen Gesühlen unserer Seelen Form und den kühnsten Träumen unserer Phantasie Körper verleiht, welches in genauer Gedankenperspeetive Vergangenheit, Gegenwart und Zukunst zusammen zu gruppiren und über alle Dinge die wechselnde Farbe der Gewißheit, des Zweisels, der Zusälligkeit auszugießen vermag. Alles dieses ist vollkommen wahr, aber es ist nicht länger wunderbar, wenigstens nicht im Sinn eines Märchens aus Tausend und eine Nacht. Der speeulative Geist sühlt, wie Dr. Ferguson sagt, bei der Vergleichung der ersten und letzten Stusen des Sprachensortschritts dieselbe Art von Erstaunen, wie ein Reisender, der allmählich einen Bergabhang erstiegen hat und nun, indem er plötzlich in einen Abgrund von unermeßlicher Tiese hinabschaut, nur durch übernatürliche Hülse zu dieser schwindelnden

*) Max Müller, Vorlesungen über die Wissenschast der Sprache I, S. 305, Höhe emporgestiegen zu sein glaubt. Gewissen Geistern erscheint es wie eine Täuschung und Demüthigung, sich an der Hand der Geschichte von jenem hohen Gipselpunkt wieder hinabsühren zu lassen. Sie ziehen das Unverständliche, das sie bewundern, dem Verständlichen, das sie nur verstehen können, vor; aber dem gereisten Geiste ist die Wirklichkeit anziehender als die Fietion und die Einsachheit wunderbarer als die Ideenverwickelung. Die Wurzeln mögen trocken erscheinen, wenn man sie mit den Dichtungen Goethes vergleicht, und dennoch liegt etwas viel Wunderbareres in einer Wurzel als in der ganzen Lyrik der Welt."

„Was sind denn nun diese Wurzeln? In unseren modernen Sprachen lassen sie sich nur durch wissenschastliches Analysiren aussinden und selbst bis in die Zeiten des Sanskrit zurück können wir behaupten, daß eine Wurzel eigentlich niemals als Nomen oder Verbnm in Gebrauch war; aber ursprünglich wurdeu sie doch so gebraucht und im Chinesischen ist uns glücklicherweise ein Repräsentant jener ursprünglichen radiealen Sprachstuse erhalten, welche wie Granit unter allen anderen Schichten der menschlichen Rede sich hinzieht. Diese Wurzeln sind also nicht, wie gewöhnlich behauptet wird, bloße wissenschastliche Abstraetionen, sondern sie wurden ursprünglich wie wirkliche Wörter gebraucht. Was wir nun gern enthüllen möchten, ist dies: Welche innere geistige Phase entspricht diesen Wurzeln als den Keimen der menschlichen Rede."

Wie viel neue Wahrheit in einsacher schlichter Form! Wie viel Belehrung und Anregung sür das philosophische Denken — leider sür die große Zahl der heutigen Philosophen die Stimme des Rusenden in der Wüste! Das Problem des Sprachursprungs aus eine so einsache, eonerete Form gebracht, ein schmaler Psad ausgezeigt, der, wenn auch durch dunkeles Dickicht und Gestrüpp, doch sicher zum Ziele sühren mußte. Forscht nach dem Ursprunge dieser Wurzeln, dieser Residua, die in dem Tiegel des sprachsorschenden Scheidekünstlers geblieben sind; die Sprachwissenschast breitet den Zellenzustand des Sprachlebens vor euch aus. Oiuns vivnm ox nv», die ov», welche die Sprachphysiologie in ihren empirischen Forschungen entdeckt hat, sind die Wurzeln. Durch deren Entwickelung und unausgesetztes Wachsthum sind alle bekannten Sprachen der Erde zu den wundervollen Gebilden, dem Körper der Vernunst und dem Werkzeug des Geistes, emporgestiegen. Mit diesen Wurzeln und ihrem geistigen Inhalt hat der Mensch die ganze Schöpsung zu seinem geistigen Eigenthum gemacht, indem er sie gleichsam in diese Formen goß oder mit deren Hülse umprägte

Woher nun diese Wurzeln? Wie entstanden sie? Wie wurden sie dauernder Besitz des Menschen? Wie gelangten sie zu ihren Bedeutungen? Als Max Müller seine Vorlesungen hielt, waren vorzüglich zwei Ansichten bei den Sprachgelehrten im Schwange, welche energisch bekämpst und aus dem Tempel der Sprachsorschung hinausgejagt zu haben, sein ausschließliches und dauerndes Verdienst ist.

Diese beiden Theorien beruhten aber aus einem einzigen, allgemein verbreiteten, sehr natürlichen und darum auch wol verzeihlichen Irrthum. Nämlich, da die Sprache Alles durch Laute ausdrückt, so lag es wol sehr nahe, zum mindesten sür ihre Elemente, in unserem Falle also die Wurzeln, nach dem eausalen Zusammenhang zu sorschen, der zwischen dem Laute und seiner Bedeutung vorhanden gedacht wurde.

Am beliebtesten bei den Sprachsorschern alter und neuer Zeit war die Theorie der Schallnachahmung, die onomatopoetische oder, wie Max Müller sie bezeichnete, die Bauwau-Theorie. „Da ein Vorgang in der Außenwelt," sagt Geiger, „keinen anderen Vergleichungspunkt mit einem Worte bietet, als sosern er etwa hörbar und zwar mit einem dem Worte irgendwie ähnlichen Klange hörbar ist, so ist es begreislich, wie gerade diese Hypothese etwas besonders Einleuchtendes und Gewinnendes haben mochte."

Schon der göttliche Platon hatte in seinem nie genug zu bewundernden Dialog „Kratylos" aus die Möglichkeit eines solchen Ursprungs der Worte hingewiesen, obschon er sogleich ties einsichtsvoll hinzusetzt: „Die Stimmen der Thiere nachahmen heißt durchaus nicht sie benennen." Auch Leibniz*) wollte die Schallnachahmung als eine ergiebige Quelle zahlreicher Wurzelwörter anerkannt wissen, namentlich mit Bezug aus die Stimmen der Thiere. „Dahin gehört z. B. das lateinische Wort eoax».«," sagt er, „welches von den Fröschen gebraucht wird und mit dem deutschen quaken übereinkommt. Das Geschrei und Lärmen dieser Thiere scheint überhaupt vielen anderen deutschen Wörtern ihren Ursprung gegeben zu haben. So wie die Frösche einen gewaltigen Lärm verursachen, so wendet man heutiges Tags dies Wort aus die leeren Schwätzer und Plauderer an, welche mau im Deminutiv «Quackeler» nennt. Da aber der Ton oder das Geschrei der Thiere ein Zeichen des Lebens ist und man daraus, ehe man es sieht, das Lebendige erkennt, so ist davon das alte deutsche Wort «queck» (engl. yuicK) hergeleitet. Davon sind noch deutliche Spuren in der heutigen Sprache: Quecksilber -^ vif-arFstit, erquicken heißt stärken, und das unausrottbare, überall aus den Aeckern umherlausende Unkraut wird mit Quecke bezeichnet." Es bedars kaum der Bemerkung, daß das Sachliche dieser Vergleiche unhaltbar ist.

Herder huldigte gleichsalls dieser Theorie; er ließ die Stimmen der Thiere sür den beobachtenden Menschengeist zum Merkworte werden. „Du bist das Blökende," sagt der Mensch zu dem Schase und bald verschwistert sich der Laut des Thieres mit dessen Vorstellung. Ebenso nahm auch W. von Humboldt in seinem genialen Werke: „Ueber die Verschiedenheit des Sprachbaus" die Nachahmung der Naturlaute wenigstens als einen wichtigen Faetor bei der Sprachentstehung an, obschon auch ihm

die Schwäche und das Mißliche dieser Hypothese, die aus der Menschensprache in einer gewissen Zeit ein Coneert von Thierstimmen machte, nicht verborgen blieb: „Diese Bezeichnung," sagt er, „ist gleichsam eine malende; sowie das Bild die Art darstellt, wie der Gegenstand dem Auge erscheint, zeichnet die Sprache die, wie er vom Ohre vernommen wird. Da die Nachahmung hier immer unartieulirte Töne trifft, so ist die Artieulation mit dieser Bezeichnung gleichsam im Widerstreite, und je nachdem sie ihre Natur zu wenig oder zu heftig in diesem Zwiespalte geltend macht, bleibt entweder zu viel des Unartieulirten übrig oder es verwischt sich bis zur Unkenntlichkeit. Aus diesem Grunde ist diese Bezeichnung, wo sie irgend stark hervortritt, nicht von einer gewissen Rohheit sreizusprechen, kommt bei einem reinen und krästigen Sprachsinn wenig hervor und verliert sich nach und nach in der sortschreitenden Ausbildung der Sprache."

Diese Theorie, so einleuchtend und verlockend sie aus den ersten Blick scheinen mag, steht im Widerspruch mit allen Thatsachen der bis jetzt ersorschten Sprachen. Diese Wahrheit sprach Max Müller mit der größten Bestimmtheit und Entschiedenheit aus und beseitigte damit endgültig die immer wiederkehrenden Versuche, den Sprachursprung aus einem Quell herzuleiten, der stets locken und immer wieder im Sande verrinnen mußte. „Wir entgegnen hieraus"*), sagte er, „daß allerdings in jeder Sprache durch bloße Ton- und Schallnachahmung gebildete Wörter zu sinden sind, daß diese aber einen äußerst kleinen Bruchtheil des Wortschatzes bilden. Sie sind Spielzeuge, nicht Werkzeuge der Sprache und jeder Versuch, die gewöhnlichsten und nothwendigsten Wörter aus imitative Wurzeln zurückzusühren, wird schließlich gänzlich sehlschlagen. .. Wir können die Möglichkeit nicht leugnen, daß eine Sprache nach dem Prineip der Nachahmung hätte gebildet werden können; wir behaupten aber, daß bis jetzt noch keine gesunden worden, welche wirklich nach diesem Prineip gebildet ist... Es gibt allerdings einige Namen, welche offenbar aus Tonnachahmung gebildet sind, z. B. Kukuk. Aber Wörter dieser Art gleichen künstlichen Blumen, denen die Wurzel sehlt. Sie sind unsruchtbar und unsähig, außer dem einen Gegenstand, dessen Ton sie nachahmen, noch irgend etwas zu bezeichnen... Da das Wort Kukuk nichts aussagt, als das Geschrei eines individuellen Vogels, so konnte es auch nie zum Ausdrucke irgend einer allgemeinen Eigenschast, an der andere Thiere Theil haben könnten, gebraucht werden ... Kukuk konnte nie etwas anderes bedeuten als Kukuk, und während ein Wort wie Rabe (welches von der bedeutungsvollen Wurzel ru -- rauschen, lärmen, schreien abgeleitet ist) so viele verwandte Wörter ausweisen kann, von lumor bis rusen, von raunen bis zum engl, to rou^, steht Kukuk ganz einsam und vereinzelt da, wie ein Hagestolz, ein dürrer Psahl in einer lebendigen, srisch belaubten Hecke."

*) Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache I, S. 309.

„So sehr wir sortwährend in Versuchung sind, einen inneren Zusammenhang zwischen dem Ton und den Bedeutungen der Wörter in unseren heutigen Sprachen anzunehmen, indem wir z. B. in s^mi-rsl das Rascheln des Eichhörnchens, in Krähe, Katze u. s. w. die eigenthümlichen Laute dieser Thiere zu vernehmen glauben, so lösen sich doch alle diese Onomatopöien in Nichts aus, sobald wir an der Hand der Sprachwissenschast die Wortstämme, aus welchen die Wörter gebildet sind, zurückversolgen bis aus ihren Ursprung aus den Wurzeln. Mit einem Worte: Es ist eine unumstößliche Wahrheit, daß die uns bekannten Sprachen nicht aus den brausenden, zischenden, rasselnden, knisternden, rauschenden, krachenden Tönen der Natur gebildet sind, sondern aus anderen Ursprung hinweisen."

Die zweite Theorie, die gleichsalls bedeutende Vertreter unter den Sprachphilosophen zählte, leitete nach dem Vorgange Epikurs und unter den Neueren namentlich De Brosses' (^raitö 6e 1a loruiatiau meeauici«« c1es IauFues 1756*) und Condillaes die Sprache von den Empsindungslauten des Menschen her. Diese Ansicht, welche Geschrei, Freuden- und Schmerzruse als die ersten Ansatzpunkte menschlicher Rede betrachtete, ward von Max Müller mit kurzer, treffender Bezeichnung die Puh-Puh- oder interjeetionelle Theorie genannt.

Auch über diese Theorie sprachen die Ergebnisse der Sprachsorschung das Vernichtungsurtheil. „Es gibt ohne Zweisel," sagte Max Müller^), „in jeder Sprache Interjeetionen und einige derselben mögen sich weiter überliesert und in Wortzusammensetzungen verirrt haben. Aber Sprache ist das nicht. Die Sprache sängt eben da an, wo die Interjeetionen aushören. Es besteht ein ebenso großer Unterschied zwischen einem wirklichen Wort, wie z. B. «lachen» und der Interjeetion ha, ha!, zwischen «leiden» und o weh!, als zwischen dem unwillkürlichen Aet und Geräusch des Nießens und dem Verb «nießen». Vortresslich hat schon Horne Tooke die ungeheure Klust zwischen Empsindungslauten und Sprache ausgedeckt. «Das Reich der Sprache» sagt er, «ist aus den Sturz und Untergang der Interjeetionen begründet. Ohne die kunstreichen Ersindungen der Sprache würde das Menschengeschlecht nichts als Interjeetionen besessen haben, um

*) Da diese Theorie trotz der sonnenklaren Widerlegung Max Müllers auch heute noch unter den Natursorschern zahlreiche Anhanger findet, so diene diesen zur Nachricht, daß sie ihre Phantasie nicht anzustrengen nöthig haben, sondern daß sie in diesem geistvollen Buche Alles sinden werden, was etwa Vernünstiges aus einem widersinnigen Grnnd ausgebaut werden kann; also daß das r, die liteni ciinimi, das Unangenehme bezeichnet, daß die Stimme des Schmerzes ties oti, neu, nel^8, die des Lrstannens höher on, uu, die der Freude kurz und wiederholt Uli Im na, ne lis lic,, die des Mißsallens und Verabscheuen« labial K, vae, pnh, psui, die

des Zweisels und der Verneinung nasal hum, hom, nun ist u. s. w. und daß davon die nothwendigsten Wörter abstammen!

^) Vorlesungen über die Wissenschast der Sprache I, 2. 315.

durch dieselben alle seine Gesühle sich einander mündlich mitzutheilen. Das Wiehern des Pserdes, das Brüllen der Kuh, das Bellen des Hundes, das Nießen, Husten, Stöhnen, Kreischen und jedes unwillkürliche Ausschreien würde dann sast ebenso guten Anspruch aus den Namen Sprache haben, wie die Interjeetionen. Freiwillige Interjeetionen werden nur da angewandt, wo das plötzliche Eintreten oder die Hestigkeit einer Gemüthsasseetion oder Leidenschast den Menschen in seinen Naturzustand zurückversetzt und ihn sür einen Augenblick den Gebrauch seiner Sprache vergessen läßt oder wenn irgend eines Umstands wegen die Kürze der Zeit ihm den Gebrauch der Sprache nicht gestattet.»

„Es ist wahr, daß eine kurze Interjeetion wirksamer, passender, beredter sein kann, als eine lange Rede; es ist wahr, daß, mit lebhasten Bewegungen, dem Ausdruck des Auges verbunden, ein Schrei den Inhalt einer Empsindung weit vorzüglicher ausdrücken kann, als alle Worte — aber Sprache ist das nicht, wenigstens nicht die Sprache, die uns als Menschensprache überall entgegentritt, wo wir Menschen antreffen . .. Was die Versuche betrifft, einige unserer Wortsormen etymologisch von bloßen Interjeetionen herzuleiten, so werden sie immerdar mißglücken und zwar wegen des nämlichen Irrthums, der uns zu der Annahme verleitet, daß in dem Klange der Worte ein ausdrucksvolles Element liege."

Beide Theorien, sowol die Bau-Wau- wie die Puh-puh-Theorie, werden schließlich durch dieselbe philosophische Betrachtung, deren Kernpunkt die Eingangs dieses Abschnitts erwähnten Worte Leibnizens enthalten, zu Falle gebracht:

„Wenn die Bestandtheile der menschlichen Rede entweder ein bloßes Ausschreien oder Nachahmungen der von der Natur hervorgebrachten Laute wären, so würde es schwer einzusehen sein, warum die Thiere der Sprache ermangeln sollten. Nicht blos der Papagei, sondern auch der Spottvogel und andere können ja artieulirte und nicht artieulirte Laute sehr glücklich nachahmen, und es gibt sast kein Thier, das nicht Interjeetionen wie bä, y», hiß u. s. w. hervorbringen könnte. Es ist auch klar, daß, wenn das Fassen allgemeiner Ideen einen vollkommenen Unterschied zwischen Menschen und Thier begründen soll, eine Sprache, welche nur aus Interjeetionen und Nachahmungen thierischer Laute hervorgeht, nicht beanspruchen konnte, das äußere Zeichen jener unterscheidenden Fähigkeit des Menschen zu sein. Alle Wörter würden, wenigstens zu Ansang (und dies ist der einzige Punkt, welcher nns hier interessirt), die Zeichen individueller Eindrücke und Pereeptionen gewesen und erst ganz allmählich dem Ausdrucke allgemeiner Ideen angepaßt worden sein."*)

„Die durch eine nach den Grundsätzen der vergleichenden Sprachsorschung durchgesührte Analyse der Sprache uns dargebotene Theorie steht

') Vorlesungen über die Wissenschast der Sprache I, 2. 318.

jenen Ansichten schross entgegen. Wir gelangen schließlich zu Wurzeln und jede drückt eine generelle, nicht eine individuelle Idee aus. Iedes Wort enthält, wenn wir es zergliedern, eine prädicative Wurzel in sich, nach welcher der Gegenstand, aus welchen es bezogen wurde, uns kenntlich wird."

Mit anderen Worten, nicht daß durch einen bestimmten Gegenstand der Außenwelt ein bestimmter Laut oder Schrei aus dem Inneren eines empsindenden und wahrnehmenden Wesens hervorgelockt wird — Steinthals Reslexlaut-Theorie entspricht etwa diesem Standpunkte — macht das Wesen der Sprache aus, sondern, daß mit dem Laute etwas gesagt, daß dabei etwas gedacht und von dem Gegenstande etwas pradieirt wird.

Und mit Rücksicht hieraus sprach Max Müller eine große, ganz unberechenbar wichtige Wahrheit aus, die ihm bei den Einsichtigen den Namen „der Darwin des Geistes" eintragen wird, indem er die ununterbrochene, in sortgesetzter Entwickelung besindliche Filiation der Begrisse klar und bestimmt als eine unbezweiselbare Wahrheit, als ein wichtiges Ergebniß der Sprachsorschung hervorhob.

„Niemals," sagte er, „kommt es in der Geschichte der Sprachentwickelung, soweit wir dieselbe übersehen können, vor, daß ein Objeet oder ein Begriff sich urplötzlich, wie aus dem Nichts, also durch eine Art von Feusiatio »e^uivoea mit einem Laute verbunden hätte. Das Objeet existirt nur durch den Begriff, den wir von demselben haben, sür unser Bewußtsein, der Begriff selbst aber existirt nur durch den Laut, d. h. seinen Körper, sein Zeichen, wenn wir so wollen."

Genau zu demselben Resultate gelangte auch Lazar Geiger und ich will auch hier, wie es der außerordentlichen Wichtigkeit der Sache entspricht, die bedeutsamsten Stellen aus dessen „Ursprung der Sprache" ansühren, wodurch der Max Müllersche Gedanke eine weitere Bestätigung und hellere Beleuchtung erhalten wird.

„In der geistigen Natur gibt es so wenig wie in der körperlichen einen Sprung, die geistige Entwickelung setzt sich aus eben so kleinen Elementen wie die körperliche zusammen."

„Langsame Entwickelung, Hervortritt des Gegensatzes aus unmerklichen Abweichungen ist historisch überall die Ursache der Bedeutungsveränderung einer- und des Verständnisses andererseits... Ich habe keinen Punkt auszusinden vermocht, wo irgend ein Begriff austauchte, der nicht von einem anderen schon vorhandenen abstammte, wo also der Geist gezwungen wäre, sich sür irgend eine Vorstellung ein Zeichen von außen, etwa an einem Schalle, zu suchen, oder auch in Folge eines neuen Eindruckes zu einer neuen Lautbewegung Veranlassung zu bieten."

Geiger stützt seine Ansicht, wie aus diesen Worten ersichtlich, aus den Lieblingsgedanken des großen Leibniz, daß nirgends in der Natur ein Sprung vorhanden, daß vielmehr alle Veränderungen sich nur als Uebergänge an dem unermeßlich Kleinen vollziehen, ein Gedanke, der auch schon, wie Leibniz ausdrücklich hervorhebt, die Frage nach den Zwischenstusen zwischen Thier und Mensch involvirt, die, obwol unter den Trümmern einer ungeheuren Vergangenheit begraben, dennoch als einmal vorhanden, als wirklich durchlebt gedacht werden müssen, und an deren Wiederbelebung oder Reeonstruetion eben Sprachwissenschast und Philosophie mit vereinten Krästen arbeiten, indem sie den verschütteten Quell des Ursprungs der Sprache wieder auszudecken bemüht sind.

Aber auch der Hauptgedanke der Filiation oder des genetischen Zusammenhangs aller menschlichen Begriffe war wol schon in dem Geiste des gewaltigen Leibniz gedacht, wenn auch nicht in der Klarheit, wie ihn Max Müller und L. Geiger, von den Höhen der Wissenschast aus das vor ihren Blicken weit ausgebreitete Material herabschauend, auszusprechen vermochten. Denn es gibt kaum einen Gedanken, der heute mächtig die Geister bewegt, der nicht schon im Keime in Leibnizens Schristen zu sinden wäre. Zum Beweis sühre ich nur solgende Stelle aus seinen „Xouveaux szz-ii5" (IV el,u,p. 4) an:

„Haben Sie es schon vergessen, lieber Philaleth, daß unsere Ideen ursprünglich in unserer Seele liegen und daß alle Gedanken aus ihrem eigenen Grunde kommen, ohne daß andere Creaturen einen unmittelbaren Einsluß aus die Seele haben?" sagt er als Widerlegung der Lockeschen Ansicht, daß alle Ideen ihren Grund in der Sinnlichkeit hätten und aus dieser herstammten.

Ist nun dieser Gedanke wahr, und alle Sprachbetrachtung und Sprachsorschung bestätigt ihn, predigt ihn laut, wie diese ja wol auch erst durch Voraussetzung seiner Wahrheit als Wissenschasten möglich geworden sind, dann ist ein unschätzbarer sicherer Boden sür alle weitere Forschung gewonnen und das bisher in weiter, nebelnder Ferne schwankende Problem des Ursprungs der Sprache ist uns aus einmal in erreichbare, deutlich umgrenzte Nähe des Gesichtskreises gerückt.

Die Folgerungen, welche Max Müller selbst aus dieser wichtigen Grundwahrheit zog, sind in großen Zügen etwa solgende:

1) Die Laute sind in der Sprache überall und zu allen Zeiten bedeutungsvoll. Durch letztere Eigenschast allein sind sie Sprachlante. Interjeetional- nnd mimetische Theorie sind somit hinsällig.

2) Nichts ist in der Sprache todt, was nicht einst lebendig war. Mit diesem Satze wird die scheinbare Ausnahmsstellung, welche Flexionsendungen, Bildungssilben und der ganze sormale Apparat der Sprache einzunehmen schienen, erklärt und beseitigt. Ein srucht-bar konnte nicht entstehen, wenn nicht die zweite Silbe bedeutungsvoll war; wenn auch dem heutigen Sprachgesühl die Bedeutung entschwunden ist, so klärt uns

die Wissenschast darüber aus, daß das Wort so viel als srucht-bringend bedeutete.

3) Von einsachen Ansängen — einsilbigen, primären Wurzeln — ging die Sprache zuerst durch die seeundären und tertiären Wurzeln, dann durch die überwuchernde Bildungs- und Formensülle der polysynthetischen oder agglutinirenden Stuse zu der Klarheit und Bestimmtheit und dem wunderbaren Gedanken- und Ausdrucksreichthum der inslexionalen und modernen Sprachen voran. Der Weg der Wissenschast ist natürlich der entgegengesetzte. Das Ziel der Sprachwissenschast steht da, wo die Wiege aller Sprache stand.

4) Das Geistige, was den Wurzeln entspricht, sind seste, bestimmte Vernunst-Elemente, sast alle prädieativer Natur, nur wenige, nämlich die Pronominalstämme, sind demonstrativ. Wie also die Wurzeln als Laute phonetische Typen sind, so entsprechen ihnen im Geiste Vernunstoder Gedanken-Typen, jene sind pdonetical tvpss, diese eonesptual tvpes oder iatioual eonesM. Diese sind also, um es nochmals zu sagen, seste Formen und Normen, mit welchen die Sprache, d. h. das Vernunst-Denken, die ganze Schöpsung geprägt und sich zu eigen gemacht hat.

5) Der ursprünglichste geistige Inhalt, die ältesten Bedeutungen der Wurzeln, soweit die analysirende Sprachvergleichung dieselben erreichen kann, waren nichts Anderes, als sinnliche Wahrnehmungen, Sinneseindrücke, ssllsnOUs imr‚ressious.

Bei diesem letzteren Satze, als der Grenze, bis zu welcher unter Max Müllers Heeresleitung die Truppen vorgeschoben waren, welche die bisher sür uneinnehmbar gehaltene Festung stürmen sollten, muß ich etwas aussührlicher verweilen. Denn von ihm aus wagte Max Müller selber schon einen Sturm, welcher aber nicht ersolgreich sein konnte, weil jener Satz zwar eine Wahrheit enthält, aber nicht die ganze Wahrheit, vielmehr nur die Hälste, die eine Seite des wahren Sachverhalts ausspricht.

Ich sühre, der Wichtigkeit des Gegenstandes halber, seine eigenen Worte an: „^II rootz i. e. »ll tlie inateri»l elemeuts ot- lanFu^e, »r» expressivs ol seusuous iuipressious, »uä ol serislious imprsssiou» oulv" (I‚eeturss on tue 8oieueo ol I‚aUFuaFe, 9 oäit. II, p. 372). ..I'lis oulv äetmition v?o e2n Fivs ol lauFuaFe cluriuF tli»‚t earlv st»t« iz, tbat it 1s tno eonseic>us expression in sounck, ot impresso»s reeeiveel dv ^11 tds sSllsßs" (<^dipz trom a 6eriu»n ^Vorllsdop vol. II, r>. 54.)

Ich sagte: von dieser Position aus wagte Max Müller einen Sturm aus die geheimnißvolle Feste, die den Ursprung der Sprache und Vernunst bis heute den Blicken der Sterblichen verschloß. Die in Gemäßheit zu diesem Grundgedanken von ihm ausgestellte Theorie ist solgende:*)

') Vorlesungen üb« die Wissenschaft der Sprache. Deutsch von Nötiger 1, S. »31. —Ich mnß hier ausdrücklich hervorheben, daß Pros, Max Müller von dieser

„Es gibt ein Gesetz, welches sich sast durch die gesammte Natur hindurchzieht, daß jedes Ding, das ist, einen Klang von sich gibt. Iede Substanz hat ihren eigenthümlichen Klang. Wir können aus die mehr oder weniger vollkommene Struetur der Metalle aus ihren Vibrationen schließen, aus der Antwort, die sie ertheilen, wenn man sie nach ihrem Nctturklange sragt. Gold erklingt anders als Zinn, Holz anders als Stein, und verschiedene Klänge entstehen, je nachdem die Erschütterung der Körper verschieden ist. Ebenso war es mit dem Menschen, dem vollkommensten Organismus unter den Werken der Natur. Der Mensch war in seinem vollkommenen Urzustande nicht wie die Thiere allein mit dem Vermögen begabt, seine Empsindungen durch Interjeetionen und seine Wahrnehmungen durch Onomatopöie auszudrücken, er besaß auch das Vermögen, den Vernunsteoneeptionen seines Geistes einen besser, seiner artieulirten Ausdruck zu geben. Dieses Vermögen hatte er nicht selbst herausgebildet. Es war ein Instinet, ein Instinet des Geistes, ebenso unwiderstehlich, wie jeder andere Instinet. Der Mensch verliert seine Instinete, indem er aushört derselben zu bedürsen. Seine Sinne werden schwächer, wenn sie — wie der Geruchssinn — unnütz werden. So erlosch jenes schöpserische Vermögen, welches jeder Vorstellung, indem sie das erste Mal durch das Gehirn drang, einen lautlichen Ausdruck verlieh, sobald als es seinen Zweck ersüllt hatte. Die Zahl dieser phonetischen Typen muß zu Ansang sast unendlich gewesen sein und nur durch den Proeeß der natürlichen Auslese, den wir noch in der ältesten Geschichte der Wörter beobachten können, ward es möglich, daß ganze Trauben von mehr oder weniger synonymen Wurzeln allmählich von ihren dichtgedrängten und unentwickelten Beeren eine nach der anderen verloren, daß alle diese Wurzeln endlich aus bestimmte Typen beschränkt wurden. Anstatt die Sprachen von neun Wurzeln, wie vi-. Murray versucht hat, oder gar von einer Wurzel abzuleiten, müssen wir annehmen, daß der ersten Feststellung der radicalen Sprachelemente eine Periode unbeschränkten Wachsthums — ein Sprachensrühling — voranging, dem mancher Herbst nachsolgen sollte."

Ich glaube dem Zwecke dieses Aussatzes entsprechend zu handeln, wenn ich hier gleich die Punkte ansühre, in welchen Lazar Geiger von Max Müller, mit welchem er sonst sast in allen Dingen übereinstimmt, sich trennt und einen nach meiner Ueberzeugung richtigeren und näher zum Ziele sührenden Weg einschlägt. Diese beiden Punkte sind

1) ein eonsequenteres Verharren in dem wichtigsten Prineip, daß die Sprache stets nur Begriff aus Begriff entwickelt, herleitet. Speeiell von der Max Müllerschen Hypothese sagt Geiger: „Die Annahme eines

un Hey se anlehnenden Theorie selber niemals besriedigt war, daß er dieselbe stets nur als Nothbehels ansah, wie er denn auch in seinen „Vorlesungen über Darwins Lprachphilosophie" nach einem anderen Ausweg suchte.

jetzt erloschenen Vermögens der Sprcchschöpsung und die damit zusammenhängende von einem vollkommenen Urzustande des Menschen ist eine Zuflucht zum Unbegreislichen und nicht weit von dem Eingeständnisse entsernt, daß es uns der Natur der Dinge nach sür immer unmöglich sei, den wahren Sinn der Urwurzeln zu erkennen und den Vorgang des Sprach Ursprungs zu erklären." Geiger selbst bleibt dem Grundsatze treu, daß es bei Entstehung der Sprache nicht anders könne zugegangen sein, als es heute in der Entwickelung aller Sprachen geschieht, nur unendlich viel langsamer; er setzt darum auch nicht zahllose Sprachlaute und diesen eorrespoudirende Vorstellungen au den Ansang, sondern einen einzigen Laut, der durch eine bestimmte Vorstellung erweckt wurde. „Der Schlüssel zu der Bedeutung eines Wortes liegt nur in einer vergangenen . . . Die Masse der in sämmtlichen Wörtern wirklich enthaltenen Bedeutungen läust allerdings zuletzt in einen einzigen Mittelpunkt zusammen, aber er liegt nirgends, als in dem ersten Ursprunge der Sprache selbst . .. Weshalb bezeichnen nun aber die Worte ansangs so wenig, und überhaupt rückwärts gesehen, immer weniger? Ich weiß hieraus keine andere Antwort zu geben als: weil ansangs nur so wenig bemerkt worden ist." (Ursprung der Sprache, S. 130.)

2) Beschränkt Geiger die sinnliche Wahrnehmung, welche Max Mülle, durch Eindrücke sämmtlicher Sinne (inir>ressiou!> reeeivecl d^ »U tuo 5enzez) als Quell des ersten Sprachwerdens wirken läßt, aus den einzigen Gesichtssinn. „Eine Ueberzeugung, die aus der Betrachtung alles sprachlichen Stoffs, welchen zu übersehen mir bis jetzt gelungen ist, sich mir unwidersprechlich ergeben hat, ist solgende: Die Wahrnehmung, von deren allmählichem Wachsthum in der Menschheit die Sprache Zengniß ablegt, ist die durch Gesichtsempsindnngen . .. Die Unterscheidung durch Gesichtswahrnehmung, namentlich aber das Interesse sür dieselbe ist die wesentlichste Eigenthümlichkeit des Menschen." (U. d. S. S. 142.)

Aber trotz dieser neuen und unverkennbar sruchtbaren Ausklärungen war es auch Geiger nicht beschieden, das letzte Ziel zu erreichen, obschon er dies hoffte und wie aus einigen Andeutungen hervorgeht, es schon erreicht zu haben glaubte. Die Sprachwissenschast konnte überhaupt aus ihren eigenen Wegen nicht dazu gelangen, es mußte von einer anderen Seite, und zwar von der Philosophie, der Wissenschast des Geistes, ein gleichzeitiger Angriff geschehen und dann mit den von der vergleichenden Sprachsorschung in's Feld gestellten Truppen und aus den von ihr eroberten Positionen unter der Oberleitung des philosophischen Gedankens der letzte, entscheidende Stnrmlaus ausgesührt werden.

Nach der Leetüre meines eigenen Buchs: „Ueber den Ursprung der Sprache" schrieb mir Max Müller, nachdem er den Fortschritt, der in dieser Schrist enthalten, anerkannt, u. A. Folgendes: „Nun komme ich zu meinen Schwierigkeiten. Mir scheint das wahre Problem im Ursprung des Denkens zu liegen, oder kurz gesagt, im Uebergang von Pereeption zu Coneeption. Wer mir erklärt, wie der Mensch dazu kommt, die «zwei» zu sassen, der hat mir den Ursprung der Sprache erklärt."

Das ist ein sehr wahres und sehr tieses Wort. Es ist durchaus unmöglich, von der Pereeption d. h. der rein sinnlichen Wahrnehmung zum Gedanken zu gelangen, gerade so unmöglich als es ist, aus der bewegten Materie den Geist abzuleiten. Nur unter Voraussetzung des Empsindens kann die Weltentwickelung begriffen, nur unter Voraussetzung der Coneeptionen können wir zum Ursprunge der Vernunst gelangen.

Während also alle vorausgehenden Sprachphilosophen, Max Müller nnd Geiger mit einbegriffen, die Sprache und das Denken, der allgemein herkömmlichen Betrachtung (auch aller Philosophie) gemäß aus der Wahrnehmung d. h. dem Erleiden hergeleitet haben, habe ich zuerst den entgegengesetzten Weg eingeschlagen und gesagt: „Die Sprache ist ein Kind des Willens, nicht des Erleidens; die Sprachwurzeln enthalten die eigene Thätigkeit des Menschen und gelangen zu ihrer Charakteristik erst durch die Wirkung dieser Thätigkeit, insosern diese phänomenal d. h. sichtbar ist. Der menschliche Gedanke entspringt stets aus einer Doppelwurzel, der subjeetiven Thätigkeit, dem Willen und dem objertiven Phänomen, das der Wahrnehmung zugänglich ist." Max Müller hat seitdem seine volle Zustimmung zu dieser meiner Ansicht ausgesprochen.

Es ist eine ungemein große und wichtige Ausgabe, an deren Ersüllung gegenwärtig — wenn auch nur von Wenigen, aber den Einsichtsvollsten beachtet und verstanden — Philosophie und Sprachsorschung arbeiten. Es handelt sich um nichts Geringeres als das Riesenwerk des gewaltigen Kant aus empirischer Basis zu erneuen, zu reeonstruiren, zu vollenden; das Entstehen, Werden, das Wachsthum und die Vervollkommnung des höchsten Wunders der Schöpsung, der menschlichen Vernunst, zu ergründen und begreisen zu lernen. Mit solcher Ausgabe vermag sich selbst die Lehre von entstehenden und zersallenden Planetensystemen auch nicht entsernt an Wichtigkeit zu messen.

Denn wenn das erlösende Wort gesunden ist, dann wird, wie Max Müller mit voller Ueberzeugung, welche auch ich theile, ausgesprochen hat, alle künstige Philosophie nur Sprachphilosophie sein.

Vilder aus englischen Landsitzen und Gärten.

Von

Tudwig z-reiherrn von Ompteda.

— IViesbaden. —

em deutschen Reisenden, welcher England besucht, steht dort ein Freund und Führer von seltener Zuverlässigkeit zur Seite. Sicher geleitet er uns über das Meer und zeigt uns Weg und Steg durch das, sremde Land. Er bereitet uns sorgsam vor aus die Weltstadt, ihre Gasthäuser und Sehenswürdigkeiten, ihre Verbindungen und Verkehrsmittel, ihre Unterhaltungen und Gesahren. Er sührt uns durch das betäubende Gedränge der City, durch das schwarze Labyrinth der unterirdischen Eisenbahnen; er erleichtert uns die schwere Last der Museen und Sammlungen; er lichtet uns das Dunkel der englischen Geschichte, er enthüllt uns die Mysterien der englischen Küche. An jedem Morgen weckt er uns zeitig; er weist uns an, die kurz gemessenen, hier doppelt kostbaren Stunden jedes Tages auszunutzen; er weiß sogar Rath und Trost in der unendlichen Oede des Londoner Sonntags und slüchtet mit uns nach Hampton Court oder Greenwich, Das Alles thut der rothe Bädeker sür Alle, welche sich ihm anvertrauen. Ieder wird ihn loben, der an seiner Hand Städte und Landschasten durchwandert hat nnd mit erweitertem Blicke, gereisten Lebensanschanungen und nicht sruchtlos erschöpster Börse aus dem großartigen Altengland heimgekehrt ist.

Zu Hause blättern wir die vertrauten Seiten wieder durch und besprechen mit des Landes Kundigen die Fülle unserer Erinnerungen. Erst dann erkennen wir vielleicht, daß wir doch vielsach nur die äußeren Mauern der großen Inselsestung umgangen haben. Die Städte und Häsen, die Kirchen und Museen in England haben wir kennen gelernt, nicht aber das lebendige England selbst, jedensalls nicht einen wichtigen und hervorragenden Theil seiner Bewohner und ihr Leben.

Denn der Engländer der höheren Klassen wohnt und lebt nicht in der großen Stadt, dort arbeitet er nur; er schlendert nicht aus Boulevards und sitzt nicht um Mitternacht vor Cas^s, denn das verbietet das Klima-, er sucht nicht seine Erholung mit Frau und Kindern in nahegelegenen össentlichen Vergnügungsgärten, denn solche gibt es nicht: des Engländers Heimat ist aus dem Lande, in den Schlössern und Cottages, in den Parks, Gärten und Gärtchen. Den Weg nach dieser Seite des englischen Lebens weist uns der getreue Bädeker zwar aus der Ferne, aber er verschafft uns nicht den Schlüssel, um in die wohlverwahrte Burg einzudringen.

Der Engländer hat sein Daheim ans dem Lande. Dort müssen wir ihn aussuchen, um seine besten Seiten, die liebenswürdigen Eigenschasten zu entdecken, die er hinter einem tüchtigen, aber schrossen und abweisenden Aeußern verbirgt; denn nur hier öffnet sich diese spröde, verschlossene Natur.

Dieses Daheim will er in Haus und Garten geschmückt sehen, er studirt daraus, es mit allem Comsort und aller Cultur auszustatten, die der Boden, das Klima und der nationale Reichthum entwickelt haben.

Nur dann also besitzen wir eine volle Anschaunng des englischen Lebens, wenn wir Englands Landsitze und Gärten kennen lernten. Zugleich aber werden wir dort in ein ganz neues Culturgebiet, in die englische Gartenkunst eingesührt. Die Pflege und Ausschmückung der Landsitze unter Bedingungen, die von den Linien unseres eontinentalen Lebens wesentlich abweichen, hat die Gärtnerei in England zu einer eigenthümlichen und hochentwickelten Luxusindustrie ausgestaltet.

Zunächst erlaubt das sonnenarme, seuchte Klima nicht ein anhaltendes ruhiges Verweilen im Freien; es gestattet den reichlichen Genuß der srischen Lust nur in lebhaster Bewegung.

Dieses kühle Klima reist auch nicht die Früchte, an denen bei uns jedes Gärtchen selbst dem Unbemittelteren seinen Antheil gibt.

Andrerseits gewähren die milden englischen Winter einer großen Zahl von Gewächsen, welche unser härteres Klima vernichtet, das Fortkommen im Freien.

Hierzu gesellt sich noch der milde, meistens srische, sandige Boden in einem großen Theile von England. Dieser, in Verbindung mit dem seuchten Klima, erzeugt oder gestattet die sastigen, reinen, grünen Rasenslächen, welche dem englischen Garten seinen Grundzug geben und deren glückliche Nachahmung bei uns so selten gelingt.

Endlich sührt die bestehende politische und soeiale Eintheilung des Iahres den Engländer während der schönsten Monate des Frühlings und Sommers in die Stadt, während er im Winter aus dem Lande lebt.

Diese Umstände sind es vornehmlich, welche, unterstützt von dem hohen durchschnittlichen Reichthum der größeren Grundeigenthümer und der zahlreichen kleineren Landhausbesitzer, zu einer völlig eigentümlichen Methode in der Behandlung und Cultur der Parks und Gärten sührten.

Die Parks sollen möglichst weit, dabei baum- und wildreich sein, unr Raum sür energische Bewegung im Freien, sür die Iagd und den nationalen Sport zu schassen. Die Gärten sollen im kurzen Sommer Laub und Blumen tragen, sie sollen aber vor Allem in der rauhen Iahreszeit keine blätterlose Oede, sie sollen immer grün sein. Das Haus soll während dieser Zeit in den Wohnzimmern nnd im Wintergarten einen stets blühenden Blumensrühling zeigen. Die Tasel verlangt srische Früchte und» junge Gemüse das ganze Iahr hindurch.

Es soll mithin der englische Landsitz nicht etwa nur dem Stadtbewohner einen nothdürstigen Behels sür den Sommer liesern, er soll vielmehr dem Besitzer und seinen zahlreichen Gästen einen geräumigen, warmen, reichen, „eomsortablen" Ausenthalt im Herbste und Winter bieten. Hier will der Eigenthümer sich durch Gärtnerei, Landwirthschast, Pslege deK Forstes und durch die Anstrengungen der Iagd wieder sür die heiße gehetzte Saison in London stärken, hier will er in ausreichenden Räumen bequeme Geselligkeit üben, hier will er als Grundherr seinen politischen und soeialen Einsluß geltend machen und genießen.

So hat sich die heutige englische hohe Gärtnerei entwickelt aus einem Kampse gegen die Ungunst des Klimas und der Iahreszeit. Der schwere Streit ist siegreich durchgesochten vermöge der charakteristischen Rücksichtslosigkeit des Engländers gegen den Kostenpunkt, wenn ein bestimmter, nothwendiger oder wünschenswerther Zweck erreicht werden soll. Es bildete sich eine besondere Schule der Gärtnerei, die, zugleich mit dem bunten Teppiche der Sommerblumeu, den Garten der immergrünen Gewächse um das Haus legt; die aber vor Allem im Treibhause zu jeder Iahreszeit das beste Obst, die seltensten Blumen sür Tisch und Wohnzimmer hervorbringt und daneben im Wintergarten einen ersreulichen, reich geschmückten Ausenthalt sür die Hausgenossen schafft.

Es ist also, wie wir sehen, das Treibhaus die nothweudige Grundlage dieses weitverbreiteten großartigen gärtnerischen Comsorts.

Vereinzelte Ansätze und unvollkommene Nachahmungen dieser englischen Treibhausgärtnerei treffen wir auch in der Heimat; aber nur in seltenen einzelnen Fällen ist diese Kunst bei uns zu einer ähnlichen Stuse der Vielseitigkeit und Vollendung entwickelt, wie sie in England den Durchschnitt der Leistungen bildet.

Diese hohe englische Gärtnerschule saud ihre Zusammensassung in dem großartigen botanisch-gärtnerischen Institute zu Kew; sie entwickelte, dem Gesetze der Arbeitstheilung solgend, die riesenhasten Warmhausbetriebe der großen Handelsgärtner.

In diese Welt lade ich meine Leser ein, mir zu solgen. Unsere Wanderung wird uns nicht mit einem Ballaste lehrhaster Beschreibungen, nicht mit photographisch genauen Wiedergaben technischer Einzelheiten beladen; sie bietet nur wechselnde bunte Bilder, die sich dem reisenden Gartensreunde als Gast aus englischen Landsitzen und als Besucher englischer Garten entrollen.

Die nachsolgenden Blätter sollen daher oberslächlich sein. Falls sie sich wider Willen irgendwo in der Uebersülle des Stoffes verlieren, bitte ich den Sachkundigen wegen der unvermeidlichen dilettantischen Mängel. und Lücken um Nachsicht; mit den übrigen geneigten Lesern aber bin ich vollständig einverstanden, wenn sie ermüdende Auszählungen und Schilderungen sremdartiger Einzelheiten wohlwollend überschlagen.

I.

Hatsield House, der Landsitz des Marquess von 5alisbury.

Aus der langen Reihe jener bemerkenswerthesten Eigenthümlichkeiten des englischen Volkscharakters, welche wesentlich dazu mitgewirkt haben, das Inselreich so srühzeitig aus seine Höhe zu sühren und dort bis jetzt dauernd und sest zu erhalten, tritt, verwandt mit dem allgemeinen Geiste der Gesetzlichkeit, ganz besonders der historische eonservative Sinn des Engländers hervor, die weit verbreitete Bekanntschast mit der vaterländischen Geschichte, das warme Interesse sür die Denkmale und sür die bedeutenden, wirkungsvollen Menschen der Vorzeit. Ieder Lebende sühlt sich, in traditionellem Respeete, mit seiner Vorgeschichte und ihren hervorragenden Vertretern verbunden; er sieht die Entwickelung seines Landes durch die Iahrhunderte greisbar vor seinen Augen entrollt und naturgemäß vereinigt sich in ihm die erhaltende Neigung mit der angeborenen weiterbildenden Thätigkeit.

So genährt und erzogen strebt der englische Volksgeist, von positiven Gesichtspunkten ausgehend, stets nur nach den nächsten praktischen Zielen lind schweist nicht haltungslos nach willkürlichen doetrinären Theoremen in die Irre.

Allerdings konnte sich dieser glückliche historische Sinn des Volkes im Wesentlichen ungestört entwickeln. Es ist England stets vergönnt gewesen, ruhig an sich weiter zu bauen und die Fäden seiner Vergangenheit stetig vom Vater durch den Sohn zum Enkel sortzuspinnen. Kein dreißigjähriges Kriegselend hat die hohe Cultur und Blüthe des Landes unter Schutt, Thränen und Blut aus sast zwei Iahrhunderte begraben, hat die stärksten Wurzeln der nationalen Krast zerstört und die geistig wie materiell verarmten Nachkommen, jenseit einer weiten Klust, ihren Vorsahren entsremdet gegenüber gestellt. Nie war das Land zum Spielballe und Tummelplatze jedes raubgierigen Nachbarn erniedrigt gewesen; nie ist die imponirende Entsaltung seiner nationalen Wehrkrast, das nothwendigste Schutzmittel sür den nationalen Wohlstand, durch ein versassungsmäßig gelähmtes, organisch auseinander strebendes söderatives Regiment unterdrückt worden. Endlich drang auch die englische Kirchenresormation, getragen von der starken Staatsgewalt, zur Einheit durch; es entstand keiu Riß inmitten der Nation, in den sremde Gewalten ihre Hebel mit Ersolg hätten einsetzen können.

Unter allen Figuren in der Geschichte Englands, welche sich über das gewöhnliche menschliche Maß, der Herrscher wie der Beherrschten, erheben und um so großer erscheinen, je tieser im Lause der Iahrhunderte alle umgebenden, ehedem hervorragenden Spitzen versunken sind, — unter allen nimmt im Herzen jedes Engländers die Königin Elisabeth den ersten Platz ein. Sie ist in der Erinnerung ihres Volkes lebendig geblieben; nicht wandelt sie nur als blutloser Schatten durch die Schlösser, Galerien und Bibliotheken. Der stetig sortgesponnene Faden der geschichtlichen Entwickelung verbindet noch immer ttaacl Hneen Uess mit Denen, die drei Iahrhunderte nach ihr leben.

Zu dieser Wahrnehmung gelangt man schon, wenn man in englischer Gesellschast die Kapelle Heinrichs VII. in der Westminster Abtei betritt und bemerkt, wie dort der ehrsurchtsvoll schweigende Kreis das Monument der Königin umsteht, allen ihren Nachbarn gleichgültig vorbeigehend; oder wenn der Beeseater im Bell Tower ihr Gesängniß zeigt und von Essex und Lady Iane Grey erzählt. Ebenso verschwindet in White Hall Karl I., in St. Iames' Palast die „blutige" Mary, in Hampton Court Wolsey und Heinrich VIII., ja! es verblaßt, zwischen allen starken Tudors und schwachen Stuarts, selbst der große Proteetor Cromwell vor dieser einzigen erhabenen und volksthümlichen Gestalt. Und es ist nicht nur märchenhaste Romantik, die sie umgibt, wie unsere Kaiser, den „Rothbart" und den „letzten Ritter"; nein! der englische Protestant jeder Partei und Sekte sah und sieht in ihr die endliche Besreierin von der Herrschast Roms, die Vorkämpserin sür Gewissenssreiheit, die Beschützerin Englands gegen den spanischen Kreuzzug und die schottische katholische Prätendentin, die Erwerberin Irlands, die Begründerin der Macht und Größe des britischen Volkes. Man hat ihr noch nicht die weise Selbstüberwindung vergessen, mit der sie in der Frage wegen des königlichen Monopolrechtes dem energischen Widerstande des Unterhauses nachgab und wie sie hernach den Gemeinen in würdigen und warmen Worten sür ihre Pslichttreue in der Verteidigung des Volkswohles dankte.

So sühlt die Gegenwart sich der Königin Bess als ihrer direeten Erblasserin dankbar verbunden; längst sind die kleinen Schwächen der Frau vergessen, die als Königin schon bei ihren zeitgenössischen Widersachern so hoch stand, daß die Puritaner, die sie selbst hatte in's Gesängniß wersen lassen, dort sür ihre Errettung vor jesuitischen Mordanschlägen beteten, und daß ein besonders sanatischer Sektirer, dem soeben aus dem Schassotte die rechte Hand abgeschlagen war, mit der Linken seinen Hut schwenkte und laut ries: <3oä savs tl,e «Huesn!

Solche und ähnliche, durch den Vergleich mit den Schicksalen des genen Vaterlandes nicht erheiternde Betrachtungen werden dem deutschen Reisenden häusig das Geleit geben, wohin er auch in England seine Schritte wendet. Ueberall hier sindet er Vergangenheit und Gegenwart sriedlich neben einander und in harmonischer Folge vereinigt, überall stellt sich aus Erhaltung nnd Fortbildung ein einheitliches Ganzes zusammen.

Wir verlassen nach kaum einstündiger Fahrt nnsern Zug aus einer Station der Großen Nordbahn, die uns von Kings Cross aus dem dunstigen London entsührt hat. Schon wenige Schritte außerhalb des Bahnhoses haben wir ein Stück Mittelalter vor uns. Wir betreten ein Städtchen, dessen malerische weißgetünchte Fachwerkhäuser sich mit den spitzen Giebeln der Straße zuwenden uud mit dem übergebauten, Sonne und Lust suchenden Sommerzimmer die schmale Gasse überragen. Sie versetzen nns in die Zeiten, wo der Haustein noch den Kirchen und Herrenhäusern vorbehalten und der rothe Backstein ein neuer Luxus war. Das Städtchen lag ursprünglich nur im Thale; die Kirche allein, älter als Wilhelm der Eroberer, stand darüber erhöht. An dieser vorbei zog sich später die neuere Hochstraße, dem Wege nach London entlang, den Hügel hinan und mündete unter dem alten Sommerpalaste der srommen Bischöse von Ely. Vielleicht war dieser neue Stadttheil noch nicht ganz oben angelangt, als die Bischose den Hügel schon wieder hinabstiegen, nm dem zweiten Tudor, Heinrich VIII. in ihrer Sommersrische Platz zu machen. Hernach wurde es dann zu spät, die Höhe zu erklimmen, denn als Iakob I. den alten Bischosspalast verließ, schied der neue Eigenthümer Robert Ceril erster Earl von Salisbury, Elisabeths zweiter großer Minister, sich und sein neues „Haus" durch die heute noch stehende hohe Parkmauer von dem emporstrebenden Städtchen ab. Zwei und ein halbes Iahrhundert lag der Ort alsdann ruhig in seinem alten Weichbilde, bis wieder ein Großer des Reiches, dieses Mal ein ganz moderner, der Direetor der „Großen Nordbahn", sich aus dessen anderer Seite ansiedelte, der nun die neuesten Häuser sich zuwenden.

Das Städtchen heißt Hatsield und war schon eine erwähnenswerthe Niederlassung, als es unter dem Namen „Hetselle" in das Doomsdaybook eingetragen wurde. Hier "saßen Benediktiner von der Abtei Ely und verwalteten ihr schönes Gut, ein Geschenk des sächsischen Königs Edgar aus den Tagen des heiligen Dunstan. Es umsaßte etwa viertausend Morgen. Später ward aus der Abtei zu Ely ein Bischosssitz und ans dem Meierhose zu Hatsield eine Sommerresidenz der Bischöse. Um das Jahr 1480 bauten diese sich dort einen „Palast", den wir näher kennen lernen werden. Iedoch sollten die geistlichen Herren sich des schönen Besitzes nicht mehr lange ersreuen, denn im Iahre 1534 mußte der neue Bischos vom König Heinrich VIII. seine Ernennung mit der Abtretung von Hatsield bezahlen. Wie beide hohe Herren sich wegen dieser Sünde der Simonie vor ihrem Gewissen absolvirten, weiß man jetzt nicht mehr genau. Vermuthlich versuhr Heinrich VIII. hier ähnlich wie gegen die Erben und Gläubiger des Cardinals Wolsey. als er dessen ungeheures Vermögen einzog. Er überwies den Berechtigten als Vergütung eine Reihe von Forderungen der Krone, die aber schon lange notorisch „nothleidend", nicht mehr realisirbar waren. Leider ist ja zu allen Zeiten das Gut der Kirche, deren Reich nicht von dieser Welt sein soll, von den Großen dieser Erde als passende Beute angesehen. Auch die mächtigen Laien hatten stets, nicht minder als die Kirche, „einen guten Magen" und tonnten „ungerechtes Gut verdauen".

So wurde Hatsield eine konigliche Residenz und sogar eine sehr beliebte und viel bewohnte. Eduard VI. und seine Schwester Elisabeth verlebten hier einen Theil ihrer Iugend und Letztere bestieg von hier Englands Thron. Ihrem Nachsolger jedoch, Iakob I., gesiel ein Schloß seines Ministers Robert Ceril besser und er tauschte es im Iahre I6O7 gegen Hatsield ein. Mit diesem Wechsel stieg der alte Herrensitz zu neuem dauerndeni Glanze empor, denn der neue Eigenthümer baute in den alten Park das prächtige „Haus", welches wir, nebst den weiten Gärten, mit denen er es umgab, heute durchwandern wollen.

Indessen begann die Verbindung der Cerils mit Hatsield nicht erst damals, als sie dessen Besitzer wurden. Schon Robert Ceeils, des ersten Earls von Salisbury Vater, William Ceeil, der berühmte erste Minister Elisabeths während vierzig Iahren, nns Deutschen aus Schillers Maria Stuart als Lord Burleigh wohl bekannt, ließ die Spuron seines Wirkens hier zurück. Er besaß eine hervorragende klassische Bildung und gab, erst neunzehn Iahre alt, den Studenten von St. Iohns College zu Cambridge schon griechische Repetitorien. Bereits unter Eduard VI. und der „blutigen" Mary hatte William Eeeil angesehene Stellungen im Staatsdienste bekleidet; er hatte sich unter der Letzteren wieder öffentlich zum Katholieismus bekannt und — wie es die Königin verlangte — einen Hauskaplan gehalten, da er keinen Berus zum Märtyrer verspürte. Als Elisabeth im Iahre 1558 aus ihrer Gesangenschast in Hatsield den Thron bestieg, ernannte sie William Eeeil, ihren bewährten geheimen Rathgeber, zu ihrem Ersten Staatsseeretär. Er blieb in'dieser Stellung und in der noch höheren als Lord High Treasurer bis zu seinem Tode im Iahre 1598. Augenscheinlich war er der Mann, der von Allen, welche Elisabeth und ihre königliche Macht umwarben, die meisten von den Eigenschasten vereinigte, deren der erste Diener und Rath der energischen Selbstherrscherni bedurste. Nach längerem Schwanken hat sein geschichtliches Bild sich etwa dahin sestgestellt, daß er, wenn auch kein großer Mann und kein edler heroischer Charakter, jedensalls ein großer Minister war. Vielleicht bedingt das Eine nicht nothwendig das Andere.

Und niemals verließ das Vertrauen der Königin ihren treuen Diener. Ihrem Herzen standen der gewandte Leieester und der glänzende Essex näher, Burleigh aber wurde stets gegen alle Iutrigueu und Angrisse in den höchsten Ehren erhalten. Für ihn galt die damalige strenge Etiquette nicht, nach welcher Iedermann, den die Königin anredete oder auch nur ansah, sosort aus die Kniee sinken mußte; sür Burleigh war stets ein Sessel vorhanden. Auch ihre Sparsamkeit iu Ehren und Geldbelohnungeu vergaß sie sür Ceeil. Er hinterließ, nach Maeaulay, etwa dreihundert verschiedene Landgüter, Zwöls königlicher Besuche hatte er sich zu ersreuen; jeder dauerte mehrere Wochen und kostete dem Wirthe vierzig- bis sechstausend Mark. Indessen war der ganze Zuschnitt seines Haushaltes, oder richtiger Hosstaates diesem königlichen Luxus gewachsen. Er hatte zwei Residenzen in London und zwei aus dem Laude. In der Stadt kostete sein Haushalt wöchentlich sechshundert Mark wenn er abwesend nnd achthundert bis tausend Mark wenn er anwesend war. Dort hielt er stets drei offene Faseln. Sein Gesolge bestand aus zwanzig angesessenen bemittelten Edelleuten. Er war eiu sehr vornehmer und stolzer, noch mehr aber ein sehr kluger und seharssinniger Mann. England verdankt William Ceeil, wie seinem jüngeren Sohne und Nachsolger Robert Ceril, seinen großen Ausschwung unter Elisabeths langer Regierung und die endliche seste Gründung des protestautischen Glaubens. Dieser Sohn war als Elisabeths erster Minister sein unmittelbarer Nachsolger. Sein Aeußeres konnte die Königin nicht bestochen haben. Er war kränklich, seine Gestalt verwachsen und zwerghast, aber in diesem elenden Körper lebte ein starker, thätiger, geduldiger, kluger Geist und eine zuverlässige muthige Pslichttreue. Robert Ceril ererbte iu Wirklichkeit von seinem Vater die Eigenschasten, die einen bedeutenden Staats- nnd Geschästsmann ausmachen, — eine Erbschast, welche immer noch häusiger erössnet als angetreten wird.

Nicht ohne Grund wird ihm die kluge und diserete Art, in welcher er den Uebergang der Krone von der alternden Elisabeth aus ihren unruhigen, ungeduldigen schottischen Großneffen vermittelte, zum Verdienste gerechnet. Er tras im Stillen alle Vorbereitungen sür einen Wechsel ohne Störungen und stand an Elisabeths Seite als sie starb (1603). Sie hatte ihn stets gerne mit seiner körperlichen Mißgestalt geneckt und auch wol in ihren Briesen „Pigmäe", „kleines Mänulein" angeredet. Als es nun an's Sterben ging und sie irreredend mit starrem Blicke im Garten uon Windsor dasaß, von ihrem rathlosen Hose umstanden, sagte Ceril: „Ew. Majestät müssen jetzt zu Bette gehen." „Müssen," stieß die Königin hervor, „müssen! Ist ^müssen» ein Wort sür eiue Fürstin? Oh, Männlein, Männlein! Dein Vater hätte sich eiu solches Wort uicht erlaubt, aber Du wirst jetzt unverschämt, weil Du weißt, daß ich sterben werde." Nas unglückliche Wort „müssen" war wol des armen Cerils einzige PslichtVergessenheit gegen seine Gebieterin während seiner langen Dienstzeit.

Iakob I. zeigte sich nicht undankbar gegen Ceril. Nach zwei Iahren war dieser Earl os Salisbury, Ritter des Hosenbandes und bald daraus Lord High Treasurer. Aber der Herr selbst war ein Anderer. Er war kein Selbstherrscher wie Elisabeth nnd verlangte keine äußere Unterwürsigkeit. Es regierte sich ganz bequem unter ihm, salls er nur hinreichend Freiheit und Geld sand, um die neuen großen Verhältnisse mit seinen „hungrigen" Schotten zu genießen. Man beglückwünschte eines Tages Ceeil, daß er nun nicht mehr zu knien brauche; er erwiderte: „Wollte Gott, ich spräche noch aus meinen Knieen." Er hatte hart zu kämpsen gegen des Königs Verschwendung und Haltlosigkeit und mit Schmerz sah er England von der hohen Stellung herabgleiten, die es unter Elisabeth in Europa eingenommen hatte. Um so weniger wol mochte er sich weigern, dem Konige zu Willen zu sein, als Iakob wünschte, Robert Ceeils schönen Landsitz Theobalds bei London gegen das entserntere Hatsield einzutauschen.

Iedoch dem Minister genügte der „Palast" in Hatsield ebenso wenig als dem Könige und da er zudem die Baupassion hatte, so benutzte er Ort und Gelegenheit, vermuthlich auch günstige Tauschbedingungen, um sich ein neues „Haus" neben dem alten „Palaste", und diesen weit überragend, zu bauen.

Das neue Haus krönt, weithin sichtbar, die Anhöhe, welche wir vom Bahnhose aus hinansteigen. Durch den Umschwung der Zeiten und Communieationen kehrt jetzt das Schloß dem Ankömmlinge seine nördliche Rücksront zu, während die südliche Vorderseite, der alten Heerstraße von London zugewandt und mit ihr durch eine großartige Allee verbunden, in einsamer Hoheit die Gärten überragt. Nach Nord und Nordost dehnt sich der Park aus, nicht sehr groß, seine Umsassungsmauer mißt nur eine deutsche Meile. Ein neuer Weg leitet uns vom kürzlich eröffneten Parkthore am Bahnhose nach Osten und biegt in die Hauptallee ein, die südlich zum Schlosse sührt. Der Park tritt hier unmittelbar an das Haus heran. Das Schloß bildet drei Seiten eines offenen Vierecks. Die ungebrochene nördliche Rücksront, in ihrer Mitte durch einen hohen Uhrthurm gekrönt, hat eine Länge von etwa achtzig Metern; die nach Süden vorspringenden Seitenslügel sind etwa sechsundvierzig Meter laug. Das Haus ist aus rothem Backstein ausgesührt, die Einsassungen der Fenster und Thüren, die Mauerkanten und Krenelirungen sind von dunklem Haustein. Die vordere südliche Front ist eine der großartigsten Schöpsungen der englischen Architektur in jener eigenthümlichen Mischung des späteren gothischen oder perpendieulären Stils mit der Renaissanee, welche man den Elisabethstil genannt hat. Die beiden aus dieser südlichen Seite weit vortretenden Flügel sind jeder mit zwei aussspringenden viereckigen Thürmen abgeschlossen, zwischen denen doppelte Freitreppen zu weiten mit Glas geschlossenen Psorten sühren. Längs der, zwischen diesen beiden Flügeln weit zurücktretenden südlichen Front des Hauptgebäudes, welches zwei Stockwerke enthält, während die Flügel es mit einem dritten überragen, zieht sich eine doppelte Reihe auseinander gestellter dorischer Säulen hin. Der große Haupteingang, dessen Ueberbau, der Uhrthurm, in mehreren Stockwerken emporstrebt und mit einer konisch abgerundeten Kuppel abschließt, zeigt, nach damaligem Geschmacke, eine aussteigende Zusammenstellung von Säulen dorischer, ionischer und korinthischer Ordnung. An jeder Seite des Thurmes erheben sich aus dem Dache zwei niedrige Giebel. Das Ganze bringt durch seine edlen Verhältnisse, mannichsachen Verzierungen und durch den Gegensatz, in welchem sich der rothe Hausteinbau vow dem üppigen Grün der Landschaft abhebt, eine außergewöhnlich großartige Wirkung hervor.

Der Hos zwischen den beiden Flügeln ist ganz srei; eine breite grüne, von Blumenbeeten unterbrochene Terrasse erstreckt sich vor der Hauptsront längs dem Schlosse. Von ihr aus sühren nach vorn und nach den Seiten schwere Sandsteintreppen in die Gärten hinab. In diese mündet auch, vor der Hauptsront, die große etwa sünszig Meter breite Einsahrtsallee von mächtigen Linden, an deren sernem nicht absehbarem südlichen Ende der Park durch ein reiches vergoldetes Eisengitter sich gegen die Heerstraße abschließt.

Da ich den Vorzug genoß, Hatsield House als Gast zu betreten und der Hausherr heute durch Geschäste in Downingstreet gesesselt war, so empsing mich sein ältester Sohn, der junge Lord Cranborne, und erbot sich, mir das „Haus" und die Gärten zu zeigen. Nach den ungezwungenen Gewohnheiten, die aus den großen englischen Landsitzen jedem Gaste, und auch dem Wirthe, möglichst selbständige Bewegung gestatten, wußte ich, daß

ich die Dame des Hauses erst Abends beim Dinner begrüßen würde.

Der erste Robert Ceeil war sein eigner Baumeister und wahrhastig, er hatte einen großartigen Begriss von seiner Ausgabe; er wußte, wie ein prächtiger ländlicher Herrensitz zugeschnitten und ausgestattet sein muß, um nicht nur seines vornehmen Eigenthümers würdig zu erscheinen, sondern auch den Souverain und seinen Hos sestlich zu empsangen und zu bewirthen. Sehen wir jetzt, wie er seine Ausgabe gelöst hat.

In jedem Flügel des Schlosses sührt eine Treppe zum ersten Stocke empor. Beide sind in Eichenholz schwer geschnitzt, die östliche jedoch ist reicher mit allerlei Figuren verziert, da sie zu denjenigen Gemächern des ersten Stockes sührt, die sür die Majestät bestimmt waren. Diesen süllt in der ganzen Länge der Hauptsront des Mittelbaues eine Galerie aus, sechsundsünszig Meter lang. Sie ist an Decken und Wänden mit reichem eichenen Täselwerke bekleidet, das durch silberne Armleuchter unterbrochen wird. Große, bis beinahe aus den Fußboden gehende Fenster sühren genügendes Licht zu, auch wird der allgemeine dunkle Ton des Raumes durch rothe Vorhänge und durch eine reiche Wassensammlung belebt. Aus der westlichen Seite stößt diese Galerie an einen, jetzt als Bibliothek reich und bequem eingerichteten saalartigen Raum. Aus der anderen Seite der Galerie ist ein gleich großes Gemach, tus KiuF8 enamder, denn hier und in den anstoßenden Schlaszimmern sollten die Majestäten wohnen, in der Galerie aber und jenseit derselben in der jetzigen Bibliothek die Feste sich entwickeln. Die Verbindungen sind durch die zwei Treppen aus's Beste hergestellt und zugleich ist die Raumverschwendung sür ein übergroßes Staatstreppenhaus in der Mitte des Schlosses vermieden, welches sich ost wie ein riesiges sremdartiges Ungeheuer in's Unendliche breit macht und ein halbes Dutzend unentbehrlicher Zimmer zum Fenster hinauswirst.

Aus die königlichen Wohnräume ist selbstverständlich aller Glanz und Reichthum verwendet, den die damalige Zeit zu ersinnen vermochte. Aus den Kassettirungen des Plasonds hängen metallene Verzierungen herab, die Wände sind (wol erst später) mit weißem Atlas bespannt, die Möbeln in rothem Sammt und Gold überzogen. Ein bis an die Decke ragender Kamin wird durch die Bronzestatue Iakobs I. gekrönt.

Die Arbeiten der Holztäselung, womit das Schloß hier und in vielen anderen seiner Räume verziert ist, siud von seltener Schönheit und verdienen eine nähere Betrachtung. Man weiß ans den Bauarten, daß der Bauherr den Entwürseu dazu ganz besondere Ausmerksamkeit widmete. Er vermied thunlichst die großen ebenen Flächen, verschmähte alle überladene Vergoldung, ebenso die dem englischen Klima nicht Stand haltenden Wandmalereien und wendete auch keine Ledertapeten an. Dasür bekleidete er das Haus mit einem seltenen Reichthum von Holzseulptur.

Dorische und ionische Halbsäulen mit reichen Laubkränzen an den Capitälen schmücken die königlichen Schlaszimmer; in der Kapelle und in der großen Speisehalle, beide zu ebener Erde, sind die Wände in einsachere große Fächer eingetheilt, hier abgerundet, dort rechteckig. Diese sind dann wieder mit Arabesken von zartester Arbeit verziert. Ueberall begegnet man reichen Friesen und Architraven, Blumengewinden und Pseilern. Aber trotz der Zartheit in der Aussührung erweckt diese Deeoration den Eindruck des Warmen, Massiven, Dauerhasten — des Einheimischen. Sie entspricht durchaus dem vornehmen, ernsten Stile des Hauses und dem nicht weniger ernsten Charakter der Landschast, in welcher dieses reich gemaserte nnd krästig gesärbte Eichenholz gewachsen ist.

Als wir in der Reihensolge dieser großartigen Staatsgemächer den ersten Stock sast durchmessen hatten, ösfnete mein junger Führer eine kleine Thür. Wir traten in eine Art von Prieche ein, welche als hohe Empore die eine Breitseite eines kirchenhast langen und weiten, zwei Stockwerke hohen Raumes einnimmt. Durch Oessunngen, die mit Flügeln aus durchbrochenem Holzwerke verschließbar siud, sahen !vir hinab in die große Halle, den Speiseraum.

„Wir wollen die Halle heute Abend von unten genauer besehen,"

sagte der junge Lord, „ich brachte Sie jetzt nur hierher, damit Sie die Fahnen betrachten, welche vor dieser Empore ausgehängt sind. Es sind Franzosen, aus der Schlacht von Waterloo: der Herzog von Wellington schenkte sie hierher. Bei großen Festen wird hier oben Musik gemacht und sie klingt an der flachen weißen Gipsdecke über uns recht krästig wieder. — Ietzt haben wir Alles im ersten Stock gesehen."

„Aber," sragte ich, „wo wohnten und schliesen denn wol die Gäste, welche zu den großen Festen hier erschienen und wo wurde das königliche Gesolge untergebracht?"

„Ich weist es eigentlich nicht recht," erwiderte Lord Cranborne, „denn zu ebener Erde sind außer dieser Halle und der Kapelle nur die Wohnzimmer meiner Eltern und oben, im zweiten Stocke der Flügel, wo wir süns Brüder und zwei Schwestern hausen, da sieht es nur bescheiden aus. Auch nimmt unser großes Familienarchiv, das die bekannten «Hatsield Papers» enthält, dort viel Raum ein. Indessen," suhr er sort, „hörte ich ost sagen, daß man in srüheren Zeiten nicht so viel Ansprüche und auch nicht so viel Umstände gemacht hat, wie jetzt. Es erschienen aus den großen Festen nicht so zahlreiche Damen, überwiegend Herren. Die Kammerjungsern schliesen mit im Zimmer ihrer Lady und die vornehmen Niener stellten eine Pritsche vor die Thttr ihres Herrn. Von Letzteren wurden auch wohl mehrere in ein Zimmer gelegt. Für die untere Dienerschaft war ausreichender Raum im Pserdestalle; davon werden Sie sich hernach selbst überzeugen."

„Eine schöne, bescheidene Zeit, die «gute alte»," bemerkte ich, „räumen wir das ein; aber wie stand es damals wol mit den Bade- und Waschapparaten, die in unseren jetzigen Schlas- und Ankleidezimmern einen so bedeutenden Raum verlangen?"

„Das weiß ich nicht," erwiderte mein junger Führer, „jetzt aber ist diese Schwierigkeit gehoben, da das ganze Schloß mit heißem Wasser geheizt wird." —

Wir durchwanderten nun die Wohnräume zu ebener Erde. Sie sind stattlich/ herrschastlich, und ihre reiche, schwere Einrichtung entspricht in den Maßen wie in den Stoffen dem Stile des Hauses. Ihre schönste Zierde jedoch besteht in den hier vereinigten historischen Porträts, deren Originale zum größten Theile durch persönliche Beziehungen mit dem Hause Ceeil verknüpst sind.

Heinrich VIII. erscheint mehrsach, darunter einmal von Holbeins Meisterhand, mit prachtvollem, täuschend gemaltem Schmucke; das Bild ist ausgezeichnet durch die Frische der Farben. Der dicke, polygamische Herr mit seinem etwas rohen und grobsinnlichen Ausdrucke erinnert unwillkürlich an den Märchenhelden Blaubart.

Die „blutige" Mary ist nicht vertreten; wir wissen, daß ihr Verhältniß zu ihrem Minister William Ceeil kein sehr inniges war. Sie

traute seiner Orthodoxie nicht und er temporisirte. Auch dauerte ihr sinsteres Regiment nur süns Iahre.

Die Königin Elisabeth erscheint hier in zwei bemerkenswerthen Porträts. Einmal jung, als Diana mit der Mondsichel und entsprechend durchgesührtem Kostüme. Sie ist in ihrer Blüthe dargestellt, etwas sade und weislich, mit blaßröthlichem Haar. Sie blickt sreundlich, aber das helle Auge, sast ohne Brauen, ist nicht gerade gewinnend. Das andere Bild, aus späterer Zeit, ist ernster: ein stechendes Auge, scharse Züge und ein harter Ausdruck. Sehr merkwürdig ist ihr reiches Gewand. Das schwere Stoffkleid ist übersäet mit menschlichen Augen und Ohren, also wol die Allwissenheit darstellend. Wenn sie das Kleid wirklich jemals trug, so haben diese unendlich vervielsältigten Organe des Allsehens und Allhörens aus die ossieiellen königlichen Verehrer, deren heimliche kleine Erholungen ja nicht unbekannt geblieben sind, einen etwas unheimlichen Eindruck machen müssen — salls sie es nicht besser wußten, wie es mit der königlichen Allwissenheit bestellt war.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Königin uns in diesen Darstellungen ihrer äußeren Erscheinung unendlich weniger groß und imponirend entgegentritt, als in ihrem geschichtlichen Charakterbilde. Sie hatte als Frau mancherlei Schwächen und Schatten, als Englands Beherrscherin jedoch war sie — jeder Zoll eine Königin! und so bezeichnet sie auch Robert Ceeils Nachrus: „Wollte Gott, ich müßte noch knien."

Zwischen der keuschen Diana nnd der Allwissenheit sesselt uns ein Bild von seltener Lieblichkeit; die poetisch verklärte Gestalt, die wir „Maria Stuart", die Engländer „Nar^ Hueeu ot Leots" nennen. Es stammt aus ihrer Iugend, so wie sie uns Deutschen — wenn auch mit einiger dichterischer Freiheit — aus immer bekannt und vertraut ist. Ein srischer Schmelz ruht aus diesem Bilde; es ist ein echt sranzösisches Gesicht, mit seiner Nase, reizvoll lieblichem Munde, etwas schmachtenden Augen, die nicht gerade einschüchternd wirken, und mit außerordentlich schönen Händen. Ihr Anzug, obschon in der sremdartigen Tracht jener Zeit, ist so harmonisch in den Farben und der Anordnung, daß man auch hierin die Französin zu erkennen glaubt.

Zu ihrer Rechten und Linken sehen wir zwei vornehme Herren. Rechts der junge versührerische, unwiderstehliche Dudley, der „zu Schiff nach Frankreich" ging, und links derselbe Gras Leieester, lange nach seiner Rückkehr; ein vornehmer, schöner, starker, alter Herr mit wohlgepslegtem weißem Barte; nicht sehr klug ausschauend, aber recht würdevoll.

Wir verlassen die Drawingrooms im östlichen Flügel durch eine der großen Glasthüren, in England lisuou v?inclov?5 genannt, und stehen aus den breiten Gartenterrassen, die sich mit stattlichen Treppensluchten bis zum Flüßchen Lea hinabziehen, das den Park durchfließt. Auch diese Anlagen sind vom Erbauer des Schlosses entworsen; in einer späteren Generation wurden wol einzelne Aenderungen in der Benutzung getroffen.

Die Garteneultur nahm in England erst zur Zeit der Königin Elisabeth einen neuen Ausschwung, gleichzeitig mit dem Wechsel in der Bauart der Herrenhäuser aus den großen Landsitzen, die, nach dem Frieden der beiden Rosen, nicht mehr besestigte Burgen, sondern srei zugängliche Häuser sein sollten. Bis dahin muß der Gartenbau wenig gepflegt worden sein. Noch im Iahre 1550 schreibt Roger Asham, Elisabeths bekannter Lehrer in den alten Sprachen, aus Gent seinen Freunden in Oxsord: „Wenn man doch allein aus den wüsten Plätzen innerhalb Londons solche Gärten anlegen wollte, wie sie hier jede Stadt, aus eine Meile hinaus, voll Kraut und Gemüse umgeben; zuvörderst sür die Fremden, die diese Kost gewohnt sind; nach und nach würde auch die große Menge aus Noth, Sparsamkeit oder Mäßigkeit davon Gebrauch machen und dann dürsten sich in England die Lebensmittel bald billiger stellen als es jetzt der Fall ist."

Wir werden nun sehen, welche riesige Fortschritte die Gartenkunst in England in einem halben Iahrhunderte gemacht hatte; wie es scheint, wesentlich unter dem Einflusse sranzösischer Lehrer, denn solche sind auch in Hatsield gewesen.

Es gibt wol wenige Orte, die dem Gartensreunde und dem Landschaftsgärtner ein größeres Interesse bieten als die Gärten von Hatsield House. Alte Vergangenheit und die neueste Gegenwart bilden hier die stärksten Gegensätze und sind dennoch, jede in vollkommener Leistung, zu einem schönen Ganzen verschmolzen. Auch hier ist der historische Faden der Entwickelung nie zerrissen; diese Gärten bilden ein Stück englischer Geschichte. Sie sind zum Theil älter als das Schloß, größeren Theils gleichaltrig.

Wir nähern uns dem „Weinberge", ein großes, nicht übersehbares Terrain, welches sich östlich vom Schlosse an das Flüßchen Lea hinunterzieht, durch einen stolzen alten Baumgang von Linden und Eichen. Aber der Weinberg, sür den Sir Robert sünszigtausend Reben und zwei Gärtner aus Frankreich verschrieb, ist längst verschwunden. Wir sehen jetzt hier Lenotre'sche Gartenkunst in ungewöhnlich großartiger, seltsamer Anwendung. Man betritt den Weinberg zwischen soliden dunkelgrünen Mauern und besindet sich bald in einem weitläusigen Systeme von Thürmen, bedeckten Wegen, Bögen, Schießscharten und Zinnen. Alle diese Werke sind von verschnittenem Taxus hergestellt. Wir wandeln durch riesige Galerien, gewölbte Gänge mit dichten, undurchdringlichen Dächern; an den Kreuzungen stehen schwere Pseiler, aus verschlungenen Stämmen gebildet. Der nach dem Flusse absallende Boden hat zu den originellsten Abwechselungen Anlaß gegeben. Die unteren Aeste der Bäume sind zur Erde herabgebogen und bilden eine dichte Decke, einen weit herabwallenden Schleppmantel um den Stamm, während der obere Theil sich zu einer srei und breit wachsenden Krone schließt. Der Anblick ist märchenhast und seierlich, eine etwas prosaische Poesie; leider ist er wegen seiner Absonderlichkeit im Einzelnen und wegen der Großartigkeit seiner Ausdehnung sehr schwer beschreiblich; er allein lohnt dem Gärtner eine Reise nach Hatsield. Eine Schilderung seiner Garten sollte, bei richtiger Verkeilung des Stosses, eigentlich mit dem Weinberge schließen, denn alles Andere ist geringer, mag auch Einiges noch älter sein. In diesem Zauberwalde steigt man zum Flüßchen hinab, an dessen anderem User der alte, von hohen Mauern eingeschlossene Küchengarten, jetzt modern eultivirt, sich erhebt.

Am entgegengesetzten westlichen Ende des Parkes liegen die neuen Küchengärten. Sie geben uns, in vollkommenem Gegensatze, aus ihrem Gebiete von etwa zwöls Margen ein Bild modernster englischer Hocheultur. Indessen drängt die Zeit und wir treten unter der Führung des Obergärtners, Mr. George Norman, in das anstoßende Gebiet der Treibhäuser. Hier reist die Traube sür den Tisch, vom April bis ties in den Winter hinein, in verschiedenen Häusern von insgesammt einhundert Metern Länge. In vier Häusern, von zusammen dreißig Metern Front, werden Gurken, Melonen und Bohnen getrieben. Daneben stehen zwei Ananashäuser, es solgen zwei Psirsichhäuser, jedes zwanzig Meter lang und zwei, mit je sünszehn Metern Front, sür Erdbeeren. Aus den letzteren waren zwei Tage zuvor vierzig Psund Erdbeeren sür die Tasel geliesert und trotzdem hing eine neue, reichliche, reise Ernte an den Büschen. Für die Ausschmückung des Schlosses und des Stadthauses mit Blumen ist durch ein Kalt- und ein Warmhaus gesorg; zugleich steht hier ein reich deeorirter Wintergarten. Dann solgen nochmals ein Psirsich- und ein Feigenhaus, beide achtzehn aus sechs Meter enthaltend, zwei Ananashäuser und eine Treiberei, in welcher nur Trauben in Töpsen gezogen werden. Außerdem sehlen die Vermehrungshäuser und der übrige nothwendige Zubehör an Räumen nicht. Genug, — vielleicht zuviel — der Auszählung!

Ich kann jedoch nicht schließen, ohne des Heizapparates zu erwähnen. Hier haben wir ein Stück allermodernster Gartenindustrie. Der große Wasserkessel sür alle diese Häuser wird nicht dirert dnrch Kohlenseuernug geheizt, sondern er ruht ans einem Osen, in welchem eine Kalkbrennerei betrieben wird, und empsängt so die vom Kalke entweichende hochgradige Hitze. Die Idee ist ganz neu und hier zuerst praktisch ausgesührt. Mr. Norman sprach sich völlig zusrieden über das Ergebniß , aus und bemerkte, daß bei durchschnittlichen Kalk- und Kohlenpreisen die gescunmte ersorderliche Wärme kostensrei erzeugt und daneben an der täglichen Kalkproduetion noch sünszig Psennig bis eine Mark verdient werde.

Wir nähern uns nun wieder dem Schlosse und gelangen an dessen südwestliche Ecke. Hier verändert der Garten seinen landschastlichen Charakter. Er erscheint ungepslegter, verlassen, veraltet. Eine niedrige Mauer schließt einen geräumigen, quadratischen, gegen die Umgebung vertiesten Platz ein, wir steigen zu ihm ans halbversallenen Stusen hinab. Rundum läust ein Laubgang von alten, knorrigen, verschnittenen Linden. In der Mitte ist ein großes Wasserbecken, von geschorenen Iuniperus umgeben, an welche sich schnörkelhaste Beete schließen. Die Beete sind mit einsachen veralteten Sommerblumen und mit Gemüsen besetzt. In jeder der vier Ecken steht ein nicht großer, aber sehr alter Maulbeerbaum. Es ist ein Stück mittelalterlicher Gärtnerei, in das wir eintraten. Dieser Garten gehört zum alten Tudorpalaste und ward wahrscheinlich in seiner jetzigen allgemeinen Anlage zu der Zeit hergestellt, als die junge Prinzeß Elisabeth hier die Maulbeeren pflanzte.

Aus dieser merkwürdigen Gartenruine sühren nns wenige Schritte in den unmittelbar anstoßenden Rosengarten; ein großer quadratischer Raum, dessen Hintergrund der alte Palast bildet. Als die Tudors hier noch Hos hielten, war das jetzt blühende und dustende Rosenseld ein kahler innerer Hos, welchen der Palast mit vier Flügeln umgab. Die Stellen, an denen ehemals die Eckthürme standen, sind durch erhöhte Beete bezeichnet. Die Rosen gedeihen hier prachtvoll; sie genießen den doppelten Vortheil der niederen schattigen Lage und einer Bewässerung durch unterirdische Röhren. In der Mitte sprudelt ein ersrischender Springbrunnen unter einem

offenen Dache von Kletterrosen. Die Hauptsront des alten Palastes, aus dessen Grunde wir stehen, lies dem jetzigen westlichen Flügel des neuen Schlosses parallel. Sie und die beiden Seiten wurden niedergerissen; man bedurste des Bauplatzes und benutzte das, erst einhundertundzwanzig Iahre alte Material. Zum Glück blieb das rückwärtige Gebäude verschont. Es enthält eine einzige große Halle, in deren Mitte ein Thurm den Eingang überhöht. Der Bau ist im reichen englischgothischen, dem sogenannten Tudorstile aus Back- und Hausteinen ausgesührt, welche noch keine Spuren des Versalls tragen. Die erhabenen Arbeiten an den Gesimsen und die Zierathe an den Rahmen und Kreuzen der Fenster sind besonders kunstreich gearbeitet. Das Gebäude ist künstlerisch wol schöner zu nennen als das neue, weit höhere Schloß und könnte ihm durch den Reichthum seiner stilvolleren Formen und durch den warmen dunklen Ton seiner Steine Eintrag thun. Die Halle ist überwölbt mit einer nach Innen offenen und reich ornamentirten Holzdecke, ähnlich dem berühmten Dachstuhle in der Westminster Halle. Einst gab es hier hohe königliche Feste, von denen Eines noch nicht ganz vergessen ist. Nachdem die junge Prinzeß Elisabeth aus dem Tower entlassen war, beschränkte die Eisersucht der Königin ihren Ausenthalt aus Hatsield, das Eduard VI. der Schwester Elisabeth geschenkt hatte. Als Wächter ward ihr Sir Thomas Pope bestellt, der jedoch anscheinend keinen Berus sühlte, es mit seiner Gesangenen durch Strenge zu verderben. Denn in der Fastenzeit des Iahres 1556 gab er aus seine Kosten der Lady Elisabeth eine glänzende Maskerade in der großen Halle zu Hatsield, mit prächtigen Auszügen und Belustigungen. Ta erschienen zwöls alterthümliche Minstrels, achtundvierzig Herren und Damen gekleidet in rothen Atlas mit Gold, Spitzen und Perlen. Es war ein Kastell dargestellt aus goldgestickten Stoffen, dessen Zinnen mit Granatbäumen besetzt und mit den Schildern der sechs Ritter behängt waren, die davor in reicher Rüstung turnierten. Der Credenz in der Halle hatte zwöls Stusen übereinander, alle geschmückt mit Gold- und Silbergeschirr. Beim Bankette waren siebzig Plätze gelegt und es gab, mit Zwischengängen von gewürzten Süßigkeiten und seinem Backwerke, dreißig verschiedene Speisen. Alles ging aus Kosten von Sir Thomas. Am solgenden Tage wurde, zum Schlusse des Festes, das Schauspiel vom Holosernes ausgesührt. Indessen die strenge und eisrige Majestät gab dem armen Sir Thomas hinterher das allerhöchste Mißsallen über diese Fastnachtsscherze zu erkennen und so hatte das Maskiren sürder zu unterbleiben.

Ietzt ist jede Erinnerung an die srühere Herrlichkeit in der neueren Einrichtung verschwunden, denn diese königliche Banketthalle dient als hoher, lustiger, ganz modern eingerichteter — Pserdestall. 8ie tr-mzit!

Vom srüheren Abschlusse des Palastes gegen das Städtchen ist nur noch ein Thorhaus vorhanden. Neben diesem sieht man einen hohen, mit Epheu dicht bewachsenen Schornstein. Die Königin Mary soll aus diese Esse, die den Zimmern ihrer Halbschwester gegenüberstand, eine spitzige eiserne Stange haben besestigen und die Gesangene bedeuten lassen: es sei dort der Platz sür ihren Kops, salls dieser etwa unruhig und unbequem würde.

Inzwischen mahnte die sinkende Sonne, sich zum Dinner anzukleiden. Um acht Uhr erscholl die Hausglocke und man versammelte sich im Drawingroom der Schloßdame neben der großen Speisehalle. In diesen Räumen waltet in England der weibliche Genius und bethätigt sich vor Allem in der Anordnung der reichen Blumenpracht, die, in den Treibhäusern vorbereitet, Wohnzimmer und Tasel stets mit srischem blühendem Leben schmückt. Dadurch gewinnt das schwere stilvolle Gemach des alten Schlosses ein heiteres und die häusliche Familientasel ein sestliches Ansehen. Die Blumen bewillkommnen auch den Gast ans seinem Zimmer und ehren ihn jeden Tag neu in srischen Sträußen. So hat sich in England die Neigung sür die Blumen in der pflegenden Hand der Frauen zu einer liebenswürdigen Seite des Nationalcharakters entwickelt.

Leider war der Herr des Hauses durch die Vorbereitungen sür seine Congreßreise nach Berlin verhindert worden, die Stadt heute zu verlassen und ich genoß daher den Vorzug, im engsten Kreise der Damen und Kinder des Hauses zu speisen. Eine nicht große, prunklos reiche und mit Pflanzen und Blumen heiter verzierte Tasel stand in der Mitte des riesigen, hell erleuchteten Raumes und die wohlwollende, einsach hösliche Ausnahme, die der Fremde an diesem Familientische sand, entsprach der echten Vornehmheit des Hauses. Mir gegenüber thürmte sich an der Wand ein mächtiges Busset von dunklem Eichenholze, aus welchem schwere Schaustücke des viel gepriesenen alten englischen Silbers das Licht der Wachskerzen zurückwarsen. Zur Rechten des Buffets tritt aus goldenem Renaissanee-Rahmen ein Bild hervor: der Erbauer des Schlosses in ganzer, lebensgroßer Figur, gemalt von Hilliard. Eine seltsame Erscheinung. In dem schönen blassen Gesichte schwarze, große, tiese, melancholische Augen; ein großer Kops unmittelbar aus die Schultern gesetzt; die^e, rund und unverhaltnißmaßig, geben der Gestalt den unverkennbaren Typus des Verwachsenen. Dazu trägt die Kleidung bei: große Halskrause, über dem Knie gebundene Pluderhosen, lange, enge, gelbe Strümpse an zu schwachen Beinen. Es sehlt dem Körper das sichere Fundament; der Schwerpunkt erscheint zu weit nach oben gerückt. Allerdings war bei dem ersten Robert Ceeil dieses „Oben" erheblich schwerer als bei der größten Zahl seiner Zeitgenossen.

Zur Linken des Buffets erscheint ein modernes Bild. Eine hohe, krästige Gestalt. Die. Haltung ist leicht vorn übergebeugt; eine nicht sehr hohe aber bedeutend entwickelte, denkende Stirn; kluge, ruhige, seste Augen; dunkler Vollbart, schwarzes gelocktes Haar, um den Scheitel schon stark gelichtet. Es ist der jüngste Robert Ceeil Marquess os Salisbury, der Herr dieses Hauses, dessen schon langjährige öffentliche Lausbahn gerade jetzt der Welt in neuem energischen Ausschwunge erscheint, der sich inzwischen den schönen, reinen Ruhm erworben hat, durch seine Festigkeit und Mäßigung Europa den lange bedrohten Frieden gesichert zu haben und dasür den wohlverdienten Lohn in der höchsten Auszeichnung empsing, welche die englische Krone einem Engländer gewähren kann. „8sro zeä ssrio", „langsam aber sicher", so lautet das Wappenmotto, welches der Ahnherr Robert Ceeil seinem Geschlechte vererbte.

Als wir nach Tische wieder hinaus aus die Terrasse traten, erglänzten die Gärten im Schimmer des Vollmondes. Die Iugend war bereit, mir den nördlichen Park und besonders seinen „ältesten Baum" bei Mondschein zu zeigen. Bald traten wir in den alten Baumgang ein, dessen vielhundertjährige Eichen schon Schatten spendeten, als Edward VI. als Kind unter ihnen spielte. Mit seinem historischen Takte ist dieser nördliche Theil des Parkes nie umgestaltet; der Boden zu beiden Seiten der Bäume ist sorstartig mit hohem Farrenkraute bedeckt, aus welchem in unregelmäßigem lichten Bestande alte Baumriesen sich breiten.

Das junge Geschlecht der Ceeils schritt, heiter und unbesangen plaudernd, aus dem gewohnten Wege dahin, der den Fremden durch die Fülle der geschichtlichen Erinnerung und durch den lebendigen Zusammenhang dieser Gegenwart mit ihrer Vorzeit zu ernsteren Betrachtungen anregte. Wir bogen in einen Seitengang ein, an dessen Ende uns bald gespensterhast ein riesiger Eicheustumps im weißen Mondlichte entgegentrat. Seine Krone ist längst gebrochen und lebt nur noch scheinbar, indem einige, in seinen hohlen Stamm eingesäete Eicheln junge grüne Loden entwickelt haben. Zu seinen beiden Seiten grünt und wächst die Gegenwart in zwei anderen krästigen Eichen, von der jetzt regierenden Königin und dem nie genug betrauerten Prinzen Gemahl vor Iahren eigenhändig gepslanzt.

Wir stehen vor der ältesten Eiche von Hatsield House, vor der Eiche der Königin Elisabeth. Hier liebte die junge Prinzessin im Schatten des damals in seiner Vollkrast treibenden Baumes zu sitzen und mit Roger Asham griechische und lateinische Klassiker zu lesen. Hier saß sie auch am 17. November 1558, voll ängstlicher Spannung wegen der Nachrichten, die ihr William Ceeil über die tödtliche Erkrankung ihrer Schwester hatte zugehen lassen. Schon war ihr von anderer Seite eine Todesbotschast hinterbracht worden. Sie jedoch sürchtete eine Schlinge der grimmen Schwester — und dachte dabei vielleicht an den Schornstein. Sie verlangte daher, zum Zeichen der Wahrheit, daß man ihr einen gewissen Ring von schwarzer Emaille bringe, der die Hand der lebenden Königin Mary nie verließ. Indessen noch vor diesem Zeichen erschien aus der Straße von London her ein Trupp Reiter, welcher der Prinzeß in den Park nachsolgte. Es waren Mitglieder des Geheimrathes; sie kamen, ihr den Tod der Königin Mary anzuzeigen und der neuen Herrin zu huldigen. Da löste sich ihre quälende Spannung „zwischen Axt und Krone"; im überwältigenden Gesühle der Besreiung sank sie in die Kniee und ries laut mit dem Psalmisteu: „Das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unseren Augen;" und die Nachlebenden können wol den vorausgehenden Vers desselben Psalms hinzusügen: „Der Stein, den die Bauleute verworsen haben, ist zum Eckstein geworden."

Es ist nun allerdings nicht gewöhnlich, daß junge Prinzessinnen im Monate November im Freien unter entlaubten Eichen sitzen. Aber Elisabeth war auch keine gewöhnliche Frau. Sie besaß eine ungewöhnliche Stärke des Körpers wie des Geistes. Noch sechs Monate vor ihrem Tode, in ihrem siebzigsten Lebensjahre, einsam und leidend, ging sie täglich Stunden lang im Park von Windsor spazieren und ritt auch noch einmal aus einer Iagd zehn englische Meilen. Eine echte Englällderin, berusen, Engländer zu beherrschen. Sie starb, wie wir wissen, beinahe im Garten und ihr Lebensende siel ebensalls in den Winter.

Unter dieser alten Eiche gab sie auch später noch Audienzen und erledigte die Staatsgeschäste. An diesem 17. November aber ernannte sie hier sosort ihren getreuen Freund in ihrer Niedrigkeit, William Ceeil, zu ihrem ersten Minister. Durch ihn schloß sie noch in Hatsield, als praktische Frau und Regentin, mit einem der damaligen Großen von Lombardstreet, Sir Thomas Gresham, ein Anlehn ab von 500,000 Mark zur Bestreitung ihrer Krönung und von anderen 500,000 Mark um ihre leere Kasse mit Betriebsmitteln zu süllen. Sir Thomas erwies sich hierbei als guter Patriot. Er nahm, wie er selbst erzählt, nur zwöls Proeent von der jungen Königin, während ihre Vorgängerin stets vierzehn hatte bezahlen müssen.

Die vorgerückte Stunde mahnt zum Heimwege, den wir nnr zögernd antreten. Unwillkürlich begleitet der große Schatten, welchen wir hier herausbeschworen haben, noch unsere Schritte, als wir schon weit von der berühmten Eiche entsernt sind und uns der Gegenwart, dem erleuchteten Hause nähern. Er wandelt vor uns aus in dem ungewissen Mondlichte, das spärlich durch die Wipsel der Eichen dringt. Ietzt nicht mehr allein; der Königin zur Seite schreiten ihre beiden großen Minister, William und Robert Ceeil; und wol sind sie würdig, den Nachkommen neben der Majestät zu erscheinen. Turch sie wurde Elisabeth aus Hatsield aus den Thron gesührt, durch sie aus dem Throne über das gewöhnliche Maß menschlicher Größe emporgehoben. Sie lehrten ihre Herrin die große Kunst, ihr Volk stark und sest zu machen und dadurch zugleich die eigene Macht zu stärken. So ist durch die Ceeils im Lause der Zeiten die Königin mehr und mehr hinausgewachsen über die Frau.

Und so wareu die Ceeils Elisabeths würdigste Nachsolger in Hatsield House.

Sommersrische am Baltischen strande.

Von

Ernst Wiche«.

— Königsberg. —

^.

ie welt im streit. Raum hat der pulverdamps
Aus tausend Feuerschlünden sich verzogen,
Und eisrig rüstet man zu neuem Kamps.

Die Friedenstauben kamen zwar geslogen,
Doch haben sie der Geier scharse Klau'n,
so scheint's, nur unter's Federkleid gezogen

Und keiner mag dem wort des Friedens trau'n. wenn endlich doch die Großen einig werden, wer wagt aus schwanken Grund ein Haus zu bau'n?
wer mästet sür das wolssgezücht die Heerden, Das beutegierig haust im Felsgeklüst, 2tets aus dem sprung den Frieden zu gesährden
Und kaum bedenklich, daß die Kugel trifft; Denn mächt'ge Nachbarn sördern sein Gedeihen: Ein jeder gönnt dem andern solches Gist.
so müssen Haß und Zwietracht sich erneuen: Nur die Erschöpsung zwingt zu kurzer Rast, Nie sehlt's an Grund sich wieder zu entzweien.
Drum ist der Friede nur ein stücht'ger Gast, Man hält ihn nicht, wie sreundlich man ihn bitte; Und was er bringt, genießt man so in Hast,

Im Uebermaß nicht achtend guter sitte.
Rasch sucht Erwerb, wer nur dem Tag vertraut,
Und stürmt zum nächsten Ziel mit eil'gem schritte.

Nicht rechts, nicht links, nicht rückwärts wird geschaut, was in den weg sich stellt, schiebt man zur seite Und überschreit des schwachen Klagelaut:
wer ist voraus? wer macht die schnellst« Veute? Vielleicht schon morgen schwankt Vesitz und Recht, Gewinn zerrinnt — gewiß ist nur das Heute!
so tobt die Jagd, und wie der Herr sein Knecht, Auch der Geringste will sein Theil erhaschen. Drum wächst heran ein rechtes strolchgeschlecht,

Das übermllthig klopft aus volle Taschen
Und, wenn ihm die Justiz zu leibe geht,
Verschlagen stets des Netzes weit'ste Maschen

Zum Vurchschlups listig auszuspähn versteht.
Gewalt vor Recht heißt ihm auch die Devise,
Und beugt das Recht sich nicht, wird es verdreht.

so rüstet man zur nächsten scharsen Krise
Und sorgt, wenn bitter schmeckt der leiden Frucht,
Für desto mehr Ertrag der eignen wiese.

Aus sremde schultern wälzt man ab die wucht
Der lasten, die getragen werden müssen
Zum wohl des staats, und ohne scham und Zucht

schwelgt Ueppigkeit in dreisteren Genüssen. Im Kamps um's Dasein, der ringsum entbrennt Und alle welt ersaßt, schweigt das Gewissen.

seht, wie das Volk zum gold'nen Kalbe rennt, In blinder Gier den Götzen anzubeten: Die schranke bricht, die leidenschast erkennt

Kein Maß, das Heil'ge in den staub zu treten Erscheint Verdienst: der selbstsucht nieder'n Trieb Veschwort man schon als Richtschnur ohn' Erröthen

Und srech nennt man den Eigenthümer Dieb. Die Hand vermißt sich keck den Kops zu meistern, Und ernste worte sallen durch ein sieb:

Man will sich nicht erheben, nicht begeistern, Nur von dem Tage nehmen, was er gibt, leichtsertig jeden schaden überkleistern:

Und wenn man nichts mit rechter liebe liebt,
Für kein Geliebtes strebt, gleichgültig passen,
Vb die Materie auseinanderstiebt,

Und bis dahin die Dinge gehen lassen:
Es sei denn, daß die meuterische schaar
Das steuerruder srüher will ersassen

Und blutig, jeder edlen Regung bar, Gebieten, was der Faust erlauchter wille. — Fast sündhast scheint's, so nahe der Gesahr

Zu retten sich in liebliche Idylle. —

2, „Der stadt entsloh ich," ihren heißen Gassen Und dumpsen Häusern. Andern gönn' ich's gerne sich durch Concertmusik erbau'n zu lassen

Und zu bewundern sommerliche sterne
Des zwölsten Grades am Theaterhimmel.
Zwar mächtig zog es mich in weit're Ferne,

Zu schauen das pariser weltgetümmel
Und aller Völker ausgehäuste schätze,
Voll Neugier umzutreiben im Gewimmel

Der ungezählten Fremden, in dem Netze
Der tausend straßen mich hindurchzuwinden,
Und srei vom Zwang der heimischen Gesetze

Im Ungewohnten mich zurechtzufinden. Es sollte nicht. — so ließ ich mir's genügen, wie sonst den Gaul vom strange loszubinden,

Dran er geübt der Themis Feld zu pflügen, Und an ein leichtes wägelchen zu spannen — Ihm selbst ist's wen'ger Arbeit als Vergnügen.

2o geht's durch wald und Feld landein von dannen; Es ist kein Paradies, das wir durchsahren, Die Insel nicht, die Dichter sich ersannen,

wo Glückliche nur ihre wohnung haben, Doch wechselt Verg und Thal und Dors und Mühle, Und offne Fernsicht mag das Auge laben

Hoch aus die see hinaus nicht weit vom Ziele. Die lust wird rein, der Himmel klar, es sendet Der Nordwind mir entgegen srische Kühle:

Und nun sich das Gesährt noch einmal wendet, Geht's slugs bergab in eines Thales senkung, Drin unsre kurze Reise glücklich endet.

Es gibt dem kleinen Flüßchen Halt und lenkung, Vis es zum Teich sich weitet, den ein Vogen waldreicher Hügel schließt mit sanster schwenkung.

Rechts steigt das Dörschen aus, langhingezogen, Die weißen Häuschen blicken aus dem Grünen, Jetzt von des Abends Rothgluth überflogen.

Es kräuselt blau der Rauch sich über ihnen; Die schmucken Zelte, weiß mit rothem Vande, Verstecken halb sich hinter laubgardinen

Man haust darin den ganzen Tag „am strande", Geschützt vor wind und vor der sonne strahlen, schwer keucht der wagen nun im losen sande.

wir springen ab und gehn zu Fuß den schmalen Gewund'nen steg hinan, doch nicht zu steigen Vis zu der Haide Grenzgebiet, dem kahlen,

wo sich des Meeres weite Vuchten zeigen. Auch wol der Fremde rastet vor der Höhe Und macht rückschauend sich das Vild zu eigen,

Das ich aus meinem Gärtchen stündlich sehe, Im dichten Vusch von Uirschenlaub geborgen. Das niedre Fischerhaus ganz in der Nähe

Veherbergt jetzt im sommer wenig sorgen: Der wirth mit weib und Kind ist ausgezogen, Der Gast zieht ein: und wie von heut zu morgen

Der Tag vergnüglich, das nur wird erwogen, Und — daß zu sehr der Tag dem Tag nicht gleiche — wohin bei schönem wetter ausgeflogen?

Hier in des Virnbaums schattigem Vereiche Gilt's schnell das Zelt von leinwand auszuschlagen, Dein wind zu wehren seine kecken streiche,

wenn die srugale Mahlzeit ausgetragen. Auch weht er allzu gern das Vlatt vom Tische, will ich einmal im Zelt zu schreiben wagen —

Kaum schickt sich's sreilich sür die sommersrische.

schon röthen in der laude sich die Kirschen; Es hüpst von Zweig zu Zweig ein Vögelpaar, Um emsig aus die süßesten zu pirschen.

Ihr lockrus sührt herbei die Iä-gerschaar,
Und bald wird's in dem ganzen Vusch lebendig —
Von mir, das weiß das Volk, hat's nicht Gesahr,

Ich sitze still. — Viel wollt' ich geben, sand' ich Die Vank noch, draus so manches I<chr ich saß — 2onst ist man doch in Allem hier beständig.

Es war kein Meisterstück, das man erlas,
Das hübsche Plätzchen kunstgerecht zu zieren:
Ein jedes Ding nimmt von uns selbst sein Maß

Und hat nicht Jedem Gleiches zu verlieren.
Genug ich saß daraus so manches Jahr
Und hatte reichlich stoff zum phantasiren.

Zwar äußerlich scheint Alles wie es war:
Zwei Psähle, über die ein Vrett geschlagen.
Doch welch ein Vrett? Der Fall ist sonderbar.

Es war ein Vrett, das einst ein Voot getragen,
Ein Eichenbrett — noch war das loch zu sehn,
Aus dem der Mast beim segeln mochte ragen...

Ich sah daran den rothen wimpel wehn, wenn sechs Matrosen von der stolzen Varke Zu lande brachten ihren Kapitaln.

woher das Vrett, das schmale, glatte, starke?
Das stammt von euren Fischerböten nicht,
Gesteht es nur, untrüglich ist die Marke.

Da lacht des Fischers runzliges Gesicht:
Ei, Herr! Ihr habt es gut in Acht genommen,
Und was Ihr da vermuthet, hat Gewicht.

Das Ding kam nämlich an den strand geschwommen
Veim großen 2turm mit anderin solchen wrack;
Da hab' ich's klar gemacht und mitgenommen.

Es war aus hoher see ein böser Tag: Zwei große schisse, hieß es, mußten stranden, Ein drittes sank, Von diesem dritten mag

Die Mannschaft ausgesetzt sein hier zu landen,
wir sah'n vom User, wie die Ruderer
Mit stricken an die Vänle sest sich banden

Der wellen wegen — hals doch kein Gesperr',
Das schlanke Ding war allzu schwer beladen,
Und Alle sind ertrunken, lieber Herr.

Ihr habt die 2ee nicht wild genug bei'm Vaden,
Besucht sie aber im Novembersturm,

Da merkt Ihr, wie sie wüthet uns zu schaden.

Dann schwankt zu Vrllsterort der seste Chnrm, Das User dröhnt von wucht'gen wellenschlägen Und machtlos sühlt der Mensch sich wie ein wurm.

Da wagt kein Fischer Ruder einzulegen, wir zieh'n die Vöte hoch hinaus an's land, sonst würden sie die wellen seewärts segen.

Kurzum, das Vrett trieb damals aus den 2trand Zusammt dem Mast und eines seemanns leiche. Den Mann begruben wir. was sonst man sand

Von Trümmerwerk in unserm 2trandbereiche, war kaum des Vergens werth. still theilten wir, Und mir gefiel nicht übel diese Eiche;

2ie paßte zu dem kleinen Vänkchen hier Und wird, so Gott will, lange Jahre dienen. — 2o sprach er, und ganz eigen wurde mir,

Als wäre mir des seemanns Geist erschienen
Und gäbe selbst von Roth und Tod Vericht. —
Aus diesem Vänkchen saß ich ost im Grünen

Und schrieb daraus manch launiges Gedicht
Und manche heiter-tolle lustspielseene.
Gern zeigt das leben doppeltes Gesicht,

Und nah ist stets das lachen bei der Thräne. 2o wurde mir das Mastbrett lieb und werth, Daß ich nach dem vermißten jetzt mich sehne,

Als sehlte etwas, das mir angehört, wo blieb das Vrett? sagt mir's, ihr klugen Vögel. „Es kam mit Anderm aus den Feuerheerd

Im letzten winter nach der Vauerregel."

H-

Vein Flußchen solgt' ich thalab von der Mühle.
Dort hat es seine Arbeit treu vollbracht,
Das mächt'ge Rad umschwingend wie zum spiele,

Und schleicht nun durch die Erlen müd und sacht
Der see entgegen, die mit lichter Vläue
sich vor dem Einschnitt hoch zum Himmel dacht.

Doch zieht mich-s heute nicht hinab in's Freie,
Denn überm strande wüthet der Nordwest,
Den ich als ein verwöhntes stadtkind scheue.

Hier leg' ich lieber in das Gras mich seft,
Geschützt vom hochgethürmten wall der Düne,
Die drohend überm Thal sich blicken läßt.

schon streckt sie ihren weißen Arm in's Grüne, Vis zu den Erlen reicht die Todtenhand, Das Flüßchen zu bedecken macht sie Miene

Und legt die Finger jenseits aus das land. Kaum wen'ge schritte seitwärts dürst' ich streisen, so sänke schon mein Fuß in tiesen sand.

Ich liege langgestreckt; die Vlicke schweisen
Hinüber zu des Himmels blauem Rund,
Durch das in dünnen silberhellen streisen

sandschle«r zieh'n, sich senkend aus den Grund,
so schmeichlerisch mit sanstem, leisem wehen
Thun sie den Fluren ihr Verderben kund.

Vringt nicht der landmann die Gesahr zum stehen? Zieht unaushaltsam dieses sandmeer sort? — so weit die Augen jetzt die Düne sehen,

Vis hoch hinüber längs des Thales Vord, war sruchtbar Ackerland vor wenig Jahren. Vegraben ist die saat, der Halm verdorrt.

willst Du hinaus — man dars nicht Mühe sparen, Da immer unterm Fuß der Voden weicht Und zwingt, den halben schritt zurückzusahren —

Hast Du ein Vild, das wenig Vildern gleicht.
Du schaust hinab in eine graue Höhle,
Durch deren Grund ein trübes wasser schleicht,

wohl schauerlich genug, daß eine seele, »

Die der Verdammten finstrer schaar gehört,
In ihrer Vede sich die wohnung wähle.

wo sie mit tieserm Rand zur see sich kehrt,
siehst Du die sturmgepeitschte woge jagen,
Die donnerrollend dieses Grausen mehrt,

Und wo hinaus des Halbrunds spitzen ragen,
streckt sich nach Vst und west die Rüste weit,
Zerkerbt von schluchten, zackig und zerschlagen.

In dieses Kessels Höhlung legt sich breit
Der sturm und wühlt darin mit wildem Cosen,
Daß weit umher die Füllung wird zerstreut.

In hohen säulen wirbeln aus die losen
Durchwühlten Massen, nicht gebändigt mehr
Von Ginster, Flechten, Haidekraut und Moosen.

sie brechen sich und treiben drüber her,
Am Rand zu dünnen schleiern sich verstüchtend,
Und sinken drüben aus den Voden schwer,

Mit weißem sand des Thales Frucht vernichtend.
Nicht die Natur schus diesen Höllenschlund;
Der landmann, aus des Users schutz verzichtend,

Verkauste klugen Händlern seinen Grund,
Und wehrte nicht, so ties ihn auszuheben,
sie witterten dort einen Vernsteinsund,

wo unterm Meeresgrund ein Urweltsleben
Die spur ließ. Keines Menschen Auge sah
Zum Himmel aus die mächt'gen stamme streben,

Als grausig das Zerstörungswerk geschah
Vom Norden her durch eisbeschwerte Fluthen.
Der Vänme süß'ges Harz erstarrte da,

Das goldgelb tropste in der sonne Gluthen.
Jetzt gräbt der Mensch, der sich als Erbe weiß,
Nach schätzen, die so manch Jahrtausend ruhten,

Und überreichlich wird belohnt sein Fleiß,
wenn er zur Erdschicht nur gelangt, dei blauen.
Im Vrient hält der Vernstein seinen Preis:

Dort tragen ihn als schmuck des sultans Frauen.

Zwar abseits von der straß« liegt der «Vrt,
Voch kann ich ihn nicht weltverloren nennen,
wie wohl aus »eiter 3« des schiffes Vord,

Auf hoher Alp das schlichte Haus des 2ennen.
Seit das Vesondre aller welt gehört,
Ist-s schwer vom Allgemeinen sich zu trennen.

wenn «an entlang der Userstraße sährt, Gibt das Geleit der Draht des Telegraphen, Der sast bedenklich die Idylle stört.

Der Mann, den wir bei schlimmstem wetter trasen, Trägt zweimal täglich uns heran die f>ost, Daß wir der Dinge Fortgang nicht verschlasen;

Zeitungen süttern uns mit ihrer Kost: wie ost sie salsche Münze schlagen mögen, Nie klebt sür uns daran des Alters Rost.

so solgt uns überall der Erntesegen Der lachenden und seuszenden Eultur, Und thöricht wär's, den weg ihr zu verlegen:

Man mag doch gern ersahren, was die Ahr, Auch wenn man Zeit verschwendet, und nicht immer schätzt man Enthaltsamkeit als beste Kur.

Mag sein, die welt wird klüger nicht, noch dümmer
In einem kurzen, sommerlichen Mond,
Und geht man nicht mit ihr, vermißt man's nimmer i

Doch sind wir leider allzusehr gewohnt,
Uns sremder leute Köpse zu zerbrechen:
Man murrt und sieht sich ungern doch verschont.

Ich weiß mich stark in allen solchen schwächen,
Doch manchmal reizt es mich, sür kurze Frist
Aus dem Gehege künstlich auszubrechen,

Und wohlgelungen nenn' ich stets die list.
Dann sammeln sich die schwarzbedruckten Vlätler
Und Alles, was darin zu lesen ist

Oon Politik, von gut und schlechtem wetter
In Eugland, Frankreich und Amerika,
Der wahltrompeten wiithendem Geschmetter,

Von Allem, was geschah und nicht geschah,
Und hier und dort beinah geschehen wäre,
Aaum ausposaunt sich schon berichtigt sah —;

Von allem diesem laß ich eine leere
In meinem Kops, und dankbar muß er sein,
Daß ich ihn so mit wissen nicht beschwere.

Nun mag sich neuen Kindersegens sreu'n
Hans, Peter oder Knnz, des schmerzes Thrä-ne
Der Erbe dem verstorbnen Vnkel weih'n,

Herr Iks und jene vielumworb'ne schöne sich melden als verlobt mit setter 2christ, Ich merke nichts von alledem und wähne

so manche schlimme Klippe gut umschifft, Vrauch' ich um dies und das mich nicht zu mühen, was in der 2tadt den lieben Nachbar trifft. —

Auch sonst den alten Jakob auszuziehen,
Und wär's auch nur aus kurzbemess'ne Zeit,
Verlohnt's einmal der Regel zu entsliehen.

Nicht sern vom Vrt erstreckt sich meilenweit
Ein Forstrevier mit dichtem Holz bestanden.
Zu Ansang ist der weg bequem und breit;

Er gabelt sich — dort scheint er zu versanden.
Ein Fußpsad sührt seitab in tiesen üann,
Und bald wird jede wegekunst zu schanden.

Das ist's, woraus ich mich gesreut: nun kann Der Fuß im walde munter phantasiren, Die Vuer, nach rechts, nach links, bergab, bergan

Mich nach Velieben gründlich irresühren, schnell dort hinein in's dichteste Gebüsch, Es gilt, die Richtung gänzlich zu verlieren.

Das nenn' ich wald: ein köstliches Gemisch Von laub- und Nadelholz, dazwischen Hecken Von Vrombeerstrauch, worin sich dustig srisch

Die rothen walderdbeeren scheu verstecken, Vielleicht gelingt's, wenn man die Zweige theilt, E!n scheues Reh vom lager auszuschrecken:

wie zierlich es in schnelle‚n laus enteilt! Ihm nach! es kennt gewiß die tiessten Gründe, In denen sich's zur Rast vergnüglich weilt.

Doch nun wohin? Vb ich den Ausweg finde? Die sonne macht sich mir zur Fllhrerin, Verläßlich ist der Näume moos'ge Rinde.

Und geht auch noch ein stündchen drliber hin, Ein zweites, bis ein sichrer weg getroffen, was schadet das, da ich nicht eilig bin?

Zuletzt ist hier und dort die Gegend offen, Und eh' in's Meer hinab die 2onne steigt, Dars ich in meinem Nest zu sitzen hoffen:

sich zu verirren ist durchaus nicht leicht!

Ein kleines Haus, nur hoch genug und weit, Mit weib und Rind behaglich drin zu wohnen, Ein Gärtchen rings umher als grünes Kleid;

Ein Ackerstück zu Rüben, Roh! und Lohnen: Ein Morgen setter weide sür die Kuh, Und Federvieh, der wirthschast treu zu srohnen:

Vielleicht ein slottes wägelchen dazu Mit einem schnellen Traber an der leine, All eigen . . .! Drückte dann nicht sonst der 2chuh

wie ost man große sorge tauscht sür kleine Und kümmerlich sich müht um täglich Vrod, Damit man sonntags sich berauscht am weine —

Verlockend schien' es, so des lebens Noth
Im Ringen um ein Höchstes abzustreisen,
Gehorsam nur dem einen Pslichtgebot:

In sich an seiner stelle auszureisen. —
Nicht mehr begehren, als Bescheidenheit
Im nächsten Umkreis mühelos mag greisen,

Und jedem Dinge lassen seine Zeit;
Nie überschätzen sich in seinen Mitteln,
Mit Dank die Frucht verzehren, die gedeiht,

Nach andrer nutzlos‚nicht am Vaume schütteln Und, wenn die schlußzahl glatt nicht stimmen will, Deshalb des Himmels Fügung nicht bekritteln —

wer so bescheiden, gottergeben, still, sein ganzes Herz im engsten Thun besriedet, Der mache doch sein leben zum Idyll,

wenn er vom lärm der großen stadt ermüdet, Der Arbeit satt, die tausendsach verdrießt, Abhold dem Zwang, der an's Geschäst ihn schmiedet,

Mit einem kräst'gen strich die Rechnung schließt. Hier hätt' ich ihm ein Plätzchen wie erlesen Zu still beschaulichem Genuß erkiest.

wie ost nicht bin ich glücklich selbst genesen, war' ich auch wenig kurze wochen nur Des segens seiner Heilkrast sroh gewesen.

Kargt rings umher mit Reizen die Natur, liier hat sie sich geschmückt zum Feiertage Und lacht verheißungsvoll aus wald und Flur;

Hier wohnen Menschen noch vom alten schlage, Halb Vauer und halb Fischer, brav und schlicht. — Und doch —! wenn ich mich aus's Gewissen srage:

Für's leben wählt' ich diese stille nicht, was mich entzückt bei seltenem Genießen, Alltäglich zeigt's ein anderes Gesicht.

Mein sreier Herr zu sein, aus eig'nen Füßen
Zu steh'n, nicht pslichtig eines Amtes Zwang,
Der locknng kann ich nicht mein Vhr verschließen:

Doch mahnt es mich, wie vor sirenensang

Mich an den Mast des schiffes sestzubinden.
Noch starb nicht in der Vrust der srische Drang,

Aus hoher see zu treiben mit den winden,
Nach guter oder sturmbeschwerter Fahrt
Von Neuem stets die Heimat auszufinden.

Und wäre dann die Arbeit streng und hart,
Fast überreich dem Tage zugemessen,
Kein Mißersolg dem strebenden erspart,

Das mühevoll Erreichte bald vergessen,
Und das Vekenntniß, daß das Ziel versehlt,
Das kümmerliche Facit alles dessen:

Doch heißt es leben, wenn die Arast sich stählt, Zu eigner lust das Größ're zu vollbringen, wenn unser Herz nicht seine schlage zählt,

Und unsr, seele die besreiten schwingen, so weit sie reichen mögen, senkt und hebt, Voll Freudigkeit dem Dunst sich zu entringen.

Der wäre srei, der an der scholle klebt, sich sorglich mühend wenig zu bedürsen, Um Andern nichts zu schulden, stets bestrebt

sich sernzuhalten zweiselhasten würsen Des schicksals, lieber nie vom wein versucht, Als je versuhrt, zu viel des schaums zu schlürsen?

wenn jeder Tag die gleiche Zisser bucht,
Der Jahresschluß erzielt kein Mehr, kein Minder,
Des Handelns einz'ge Frage: ist's besugt —?

Niemals der pulsschlag eiliger, geschwinder,
Die Ausschau in die Zukunst eng beschränkt
Aus väterliche sorge sür die Rinder...

Genieße stillvergnügt, wem's so geschenkt,
Und blick' aus den mit lächelndem Vedauern,
Der selbst das Joch sich aus die schulter hängt,

Zu rüst'ger Arbeit hinter wall und Mauern
In der Gesammtheit Dienst Verlangen hat.
Ich weiß es, die Idylle dars nicht dauern:
Ich bin gestärkt. Hab' Dank! Zurück zur stadt!

Kant und die Frauen.

Von

I. tz. Witte.

— Vonn. —

!s sind nun bald mehr denn hundert Iahre vergangen, da wanderte an jedem Tage so regelmäßig und pünktlich, daß man seine Uhr danach zu stellen vermochte, ein Mann von schlichtem Aeußeren nach Tische durch die Straßen unserer alten Krönungsstadt Königsberg. Sogar die Bettler hatten die Regelmäßigkeit, aber auch die Wohlthätigkeit jenes Spaziergängers bemerkt. Ja durch reichlichere Gaben als sie gewöhnlich sind, hatte der letztere in solcher Anzahl die ersteren nach dem später von ihm benannten Philosophendamme hingezogen, daß der Weg über denselben ihm lästig wurde und er sortan einen anderen einschlagen mußte, indem er alsbald den Gang besuchte, der nach dem holländischen Baume sührte, sodann von dort nach dem Steindammer Thore wanderte und von hier über den Steindamm nach seiner Wohnung zurückkehrte.

Wer war nun diese Persönlichkeit, deren öffentliche Erscheinung aus den Spaziergängen sowie in größeren gesellschastlichen Kreisen Königsbergs augenblicklich die allgemeinste Ausmerksamkeit aus sich hinlenkte? Es war die eines der trefflichsten und scharssinnigsten Geister, die je gelebt haben, es war Immanuel Kant, zweisellos der größte deutsche Philosoph, dessen Ruhm sür alle Zeit in der Geschichte der Wissenschast überhaupt und in der der deutschen Philosophie im Besonderen geborgen ist. — Wenn ein bereits so berühmter Mann die angedeutete Gewohnheit hatte, stets außer dem Hause sein Mittagsmahl einzunehmen, so wird als einer unter den dasür wahrscheinlichen Gründen der Umstand gelten können, daß er ein Iunggeselle gewesen sei, und eben diese Vermuthung ist in der That auch die richtige. Aber daß er darum im Uebrigen ebensalls die ost etwas sonderbaren Eigenschasten eines solchen an sich gehabt hätte, das dürste eine nicht ohne Weiteres gerechtsertigte Annahme sein. Und je mehr unsere Zeit die wissenschastliche Größe Immanuel Kants zu würdigen gelernt hat, um so mehr erscheint es angezeigt, auch die Persönlichkeit desselben weiteren Kreisen bekannt zu machen. Denn letzteren läßt sich ein bedeutender Mann ost mehr durch seinen Charakter als durch seine Leistungen nahe bringen, und jenem gegenüber möchte, was Kant betrifft, immer noch eine gewisse Pslicht obwalten, ihn in klares Licht zu stellen, da selbst ein so liebevoll und genial gehaltenes Lebensbild wie das Kuno Fischers es ist, uicht ganz srei von dem Hange besunden werden möchte, in unseres Philosophen Persönlichkeit uns die eines Sonderlings darzustellen.

Ich glaube, daß das Gegentheil davon das Richtige ist, und ich hoffe, nicht nur dies in kurzen Betrachtungen erweisen zu können, sondern von einem Gegenstande zu handeln, der sür einen weiteren Kreis von Interesse ist, wenn ich mir des Lesers geneigte Ausmerksamkeit erbitte sür das, was Immanuel Kant über die Frauen geurtheilt und von ihnen gehalten hat.

Für dies Urtheil haben wir zwei Quellen: zuvörderst nämlich die Nachrichten, welche uns über Kants Verkehr mit den Frauen vorliegen, sodann seine Aeußerungen über dieselben in den Schristen. Urtheilt man doch nicht allein in Wort und Schrist, sondern auch durch sein Verhalten und seine Thaten, und beide erläutern sich wechselseitig.

Die erstere Quelle, die Nachrichten über Kants Umgang mit Frauen, besteht in wenigen Auszeichnungen, die am besten zusammengestellt sind bei seinem aus urkundlichen Quellen sußenden Biographen Fr. W. Schubert. Sie nennen uns nur eine kleine Reihe von Frauen; aber die spärlichen Samenkörner, die durch sie in Kants Seele gelegt worden sind, geben nur einen neuen Beweis von seinem empsänglichen und ties angelegten Geiste, der auch sie zu reicher und reiser Frucht entwickelt hat.

An der Spitze dieser Frauen, sowol der Zeit nach als auch nach der Größe des Einflusses, den sie aus unseren Philosophen ausgeübt hat, steht seine Mutter/'Änna Regina, geborene Reuter. Sie war es, die trotz der einsachen und schlichten Verhältnisse im Hause des ehrbaren Sattlers, als dessen Sohn Immanuel Kant am 22. April 1724 geboren wurde, au ihrem Theile reichlich dazu beigetragen hat, in ihrem Sohne srüh die Ueberzeugung zn erwecken, daß Zartgesühl und seinsinnige Empsindung auch ohne den-Glanz äußerlich blendender Verhältnisse den wesentlichen Kern jedes echt weiblichen Charakters ausmachen. Der Besitz dieser Vorzüge wird der Mutter Kants von seineu Biographen in übereinstimmender Weise zugesprochen, und es wird dabei im Besonderen hervorgehoben, sie habe den Sohn ost in die sreie Natur gesührt und ihn dabei aus die wechselnden Erscheinungen in derselben ausmerksam gemacht. So wurde zugleich mit der Empsindung sür die Schönheit der Schöpsung die Forschbegierde des Knaben geweckt. Denn wenn auch die Mutter, wie bei der Erwähnung dieser Spaziergänge ausdrücklich hervorgehoben wird, dem Sohne die Naturerscheinungen in herzlicher Zusprache aus der wunderbaren Macht Gottes zu erklären suchte, so muß doch dem sreien Nachdenken über dieselben dadurch so wenig Zwang auserlegt worden sein, daß Kant, selbst als er schon durch die Herausgabe seiner Meisterwerke seinen sreien und wahrhast kritischen Geist bekundet hatte, doch die Erziehung, die er selbst genossen, gern derjenigen rühmend gegenüber stellte, die er selbst als Hauslehrer der gräslich Kayserling'schen Kinder habe anzuwenden verstanden. Er bezeugt damit, daß ihm die pietistisch religiöse Anschaunng, der seine Mutter wie die ganze sür ihn einslußreiche Umgebung in jener Zeit ergeben war, bei den Belehrungen, die ihm seine Mutter zu Theil werden ließ, stets nur als ein unwesentliches Aeußerliche erschien neben dem tiesen, heiligen Ernst, den ihre zärtliche Mutterliebe mit richtigem Gesühle an die Spitze der die Kindererziehung leitenden Grundsätze stellte.

So war die Mutter Kants die Ursache, daß er schon in seine Universitätsjahre ein Bild edler Weiblichkeit mitgenommen hat, das ihm stets lebendig vor Augen stand und ihn mit wahrer Achtung vor dem anderen Geschlechte ersüllte.

Allein die schlichte Art dieser guten Frau, deren Bildung mehr Herzens- als Verstandessache war, die wol braven Bürgersinn besaß, aber jeder seineren Weltbildung entbehrte, würde doch nicht ausreichend gewesen sein, Kaut zu dem scharssinnigen und ost sogar witzigen Beobachter weiblichen Wesens zu machen, als der er sich in seinen Schristen zeigt. Dazu bedurste es des Umganges mit Kreisen, in denen der seinere gesellschastliche Ton hauptsächlich durch wahrhast gebildete Frauen vermittelt wurde. Und auch einen solchen Umgang hat Kant genossen, namentlich als er in den Iahren 1746—1755 .aus verschiedenen Gütern in der Nähe seiner Vaterstadt als Hauslehrer thätig war. So war es die Familie des Rittergutsbesitzers von Hülsen aus Hermsdors bei Mohrungen, in der sich Kant so beliebt machte, daß die Söhne der-Familie sich noch zu ihm hielten, als er längst an der Universität seiner Vaterstadt als Lehrer thätig war. Vor allen aber war es die Familie des Grasen Kayserling aus Miltenberg, in der Kant als Hauslehrer Gelegenheit hatte, zu ersahren, welchen Einfluß eine seine und vornehme Frau von glänzenden, aber nicht etwa blos bestechenden Eigenschasten aus das Glück ihrer Familie haben kann. Eine solche Frau war aber nach den übereinstimmenden Berichten von Kauts Biographen die Gräsin Kayserling, eine geborene Reichsgräsin von Truchseß zu Waldburg, deren Persönlichkeit eine so hervorragende gewesen sein muß, daß sie damals als die Tonangeberin sür die Gesellschast der höheren Stände Königsbergs galt. In diese Kreise zog sie denn auch mit richtigem Takte unseru Philosophen, und der Einsluß, den sie selbst wie ihre ganze Familie aus ihn ausgeübt hatten, bewirkte, daß Kaut, so ungern er gewisse eonventionelle Höslichkeitssormen ertrug, doch viel daraus hielt, überall in Handlung und Ausdruck sich als den sein gebildeten Mann zu zeigen, der jene Formen beherrschte, auch wo er sich ihnen nicht unterzog, und der sich ihnen wiederum geru und mit bewußter Absicht unterzog, wo er sie als verständigen Ausdruck eines inneren Adels zu deuten vermochte. Gerühmt wird sein Talent gesälliger Erzählung und einer Tischunterhaltung, bei der Gegenstände der Tagesgeschichte wie der Literatur und Wissenschaft, weniger der Kunst, in leichter und angenehmer Folge wechselten und aus eine, selbst minder gebildete Leute sesselnde Art erörtert wurden. Selbst Züge eavaliermäßiger Geistesgewandtheit und Zuvorkommenheit gegen die Frauen werden erzählt.

Noch eine Familie bleibt zu erwähnen, in der Kant Gelegenheit sand, die aus weiblicher Wirksamkeit beruhenden Annehmlichkeiten des Lebens kennen zu lernen. Denn obschon die Frau Obersörster Wobeser in Moditten bei Königsberg in Bezug aus hervorragende Eigenschasten mit der Gräsin Kayserling kaum dürste in einer Reihe genannt werden, so bewies doch das Forsthaus zu Moditten, daß ein Manu von biederem Charakter und einer sür die mannichsachsten geistigen Interessen empsänglichen Seele, wie der Obersörster war, in Gemeinschast mit einer einsach und still in echter Weiblichkeit wirkenden Haussrau wol eine Häuslichkeit einzurichten und zu verwalten im Stande ist, in der sich, wie im Forsthause zu Moditten, die besten und geistvollsten Königsberger Gelehrten, Kant insonderheit, zu versammeln pslegten.

Und doch dieser seingebildete, sür die Geselligkeit und die Annehmlichkeiten des Lebens nicht unempsängliche Philosoph, dessen Umgang und Lebensweise vielsach zugleich einen offenen Sinn sür die Schönheiten der Natur und nicht minder sür die Vorzüge des anderen Geschlechts bekundet, ist trotzdem sein Leben hindurch unverheirathet geblieben. — Man dars ihm wegen dieses Umstandes aber schwerlich eine Unterschätzung der Bedeutung der Ehe, zumal nicht in ihrem sittlichen Werthe, Schuld geben wollen. Noch weniger ist anzunehmen, daß dies eölibatäre Leben Kants die Folge einer eigensinnigen Grille war. Schon die angesührten Thatsachen aus seinem geselligen Leben sprechen dagegen. Und der wahre Grund dasür, daß Kant stets unverheirathet blieb, liegt offenbar darin, daß er in den Iahren, wo sür ihn das Eingehen der zartesten und innigsten Lebensgemeinschast natürlich gewesen wäre, außer Stande war, eine Frau zu ernähren, daß er aber, als er dies vermochte, in zu hohem Alter stand, um eine solche brauchen zu können, wie er sich sast wörtlich etwas derbe darüber ausgesprochen haben soll. Er empsand also in den späteren Lebensjahren das Bedürsniß nach der Ehe nicht mehr ernstlich. Wol aber gestaltete er seine Häuslichkeit so, daß sich erkennen läßt, wie sehr er das, was er immerhin als Entbehrung sühlte, durch eine sehr eng an sich gesesselte Bedienung und durch einen täglichen Kreis besreundeter Tischgenossen zu ersetzen suchte. Einen solchen versammelte er während der spätesten Lebensjahre in seinem eigenen Hause.

Wol mochte auch der Ehestand in dem höheren Lebensalter unserem Philosophen als ein Hinderniß erscheinen sür die von ihm in demselben inne gehaltene strenge Beobachtung eines regelmäßigen häuslichen Lebens, die nicht sowol Folge der Charaktereigenschasten eines Sonderlings war als sie vielmehr durch verständige Rücksicht aus Kants mangelhaste Gesundheit, zumal im Verhältniß zu den hohen Ansorderungen seines Beruses, wie er ihn aussaßte, erheischt wurde.

Den Ehestand zu erstreben, das hielt Kant sür einen Wunsch, der an sich durchaus in einer sittlichen und natürlichen Nothwendigkeit begründet ist; aber Ausmunterungen dazu, die sich aus seine Person bezogen, konnte

er aus den angedeuteten Gründen nicht vertragen, und als man einst den unpassenden Scherz bis zu einem zudringlichen Vorschlag getrieben hatte, verließ er unwillig die Gesellschast. Dennoch stand er in den mittleren Iahren zwei Male nahe daran, sein eheloses Leben auszugeben; aber die gedachten peinlichen Rücksichten ließen ihn in Folge des zu spät gesaßten Entschlusses die günstige Gelegenheit versäumen.

Wie Kant überhaupt wenig eisrig in seinem Brieswechsel war, so hat er auch mit Personen des schönen Geschlechts keinen solchen regelmäßig gesührt. Andererseits aber sind uns besonders zwei Briese an Frauen erhalten, die beide ein Zeugniß davon geben, daß er die Frauen überhaupt sür würdig genug hielt, um auch mit ihnen über die wichtigsten Angelegenheiten des Herzens und Verstandes sich in ernster Weise zu unterhalten. Der eine Bries betrifft den Fall des Geistersehers Swedenborg, über den unser Philosoph au ein Fräulein von Knoblauch schreibt, der andere ist ein unvergleichlich schöner Trostbries, an Frau von Funk gerichtet in Folge des Ablebens ihres Sohnes, eines von Kant überaus geliebten und geschätzten Zuhörers.

Das sind die wichtigsten Thatsachen, die sür Kants Umgang mit den Frauen von Bedeutung sind, und das Urtheil, welches wir aus ihnen über Kants Meinung von dem anderen Geschlechte gewinnen, wird bestätigt durch seine Aeußerungen über dieselben in seinen Werken. Liegen diesen Aussprüchen doch jene Thatsachen als die Ersahrungen, die er verwerthet hat, zum Grunde.

Es sind aber vorzugsweise zwei Schristen, die hier in Betracht kommen, erstlich Kants Schrist, die den Titel sührt: „Beobachtungen über das Gesühl des Schönen und Erhabenen" und sodann seine „Anthropologie".

Der zuerst genannten wenden wir uns zunächst und sast ausschließlich zu. Kant versaßte sie in dem uns bereits bekannten Hause des Obersörsters Wobeser zu Moditten. Während der Sommersrische des ländlichen Ausenthaltes im Iahre 1764 wurde sie daselbst leicht hingeworsen und vollendet. — Sie strotzt von einer Fülle seinsinniger Bemerkungen über ästhetische und moralische Gegenstände und zeigt uns zugleich Kant als einen wahrhasten Virtuosen im Beobachten seelischer Zustände. Dabei ist die Schreibart geistreich, sind die Gedanken ost genial, und die Haltung des Ganzen ist srei von den Fesseln philosophischer Terminologie, wie denn dieser Aussatz auch siebzehn Iahre dem Erscheinen des ersten epochemachenden Hauptwerkes von unserem Denker, der „Kritik der reinen Vernunst" vorangeht.

Kant schrieb die „Beobachtungen über das Gesühl des Schönen und Erhabenen" vielmehr in einer Zeit nieder, wo er sich eingehend mit der euglischen Philosophie beschästigte, zumal mit deren Untersuchungen über Fragen der praktischen Weltweisheit, und er zeigt sich in derselben vielsach abhängig von englischen Einslüssen, aber er steht doch nicht blos unter denselben. Es liegt mehr an der leichten Darstellungsweise, als daran, daß es noch Kants Ueberzeugung sein könnte, wenn das Schöne und das Sittliche in dieser Abhandlung ost nicht streng geschieden werden. Es ist offenbar nach Kants eigener Meinung nicht der tiesste, sondern nur der sruchtbarste Gesichtspunkt, wenn er hier nicht sowol das Wesen des Schönen aus dem des Geistes und aus jener Formvollendung, bei der die Gestalt des Sinnlichen zum reinen Ausdrucke der Harmonie von jenem mit dem Stoffe geworden ist, herzuleiten sucht, als nach den subjeetiven Eindrücken sragt und nach den besonderen einzelnen Gesühlen, durch welche das Schöne hervorgerusen wird. Denn wenn Kant den ersten Abschnitt der in Rede stehenden Schrist, der „von den verschiedenen Gegenständen" handelt, „die das Gesühl des Schönen und Erhabenen" in uns erwecken, mit der allgemeinen Bemerkung beginnt, daß jede Empsindung weniger durch die Natur der Gegenstände, welche diese Empsindung hervorrusen, als durch die Beschaffenheit des Snbjeets, welches dieser Empsindung inne wird, bedingt ist, so gesteht er von den Faetoren, deren Produete die Empsindungen sind, dem aus Seite des Geistes gelegenen eine so überwiegende Bedeutung zu, wie sie die englische Philosophie gerade leugnete. Wol aber besindet sich diese wichtige Rolle, die hier dem Subjeete, welches das Schöne empsindet, bei Bewirkung des letzteren zugeschrieben wird, in Uebereinstimmung mit den Lehren der Kritik der reinen Vernunst und den späteren der aus diese sußenden Kritik der Urteilskrast. Liegt doch in der Consequenz der ersteren die Ansicht, daß, wo Gewißheit der Erkenntniß erreicht werden soll, sich die Gegenstände nach der Vernunst, nicht aber diese nach den Gegenständen richten müsse.

Kant urtheilt nun insonderheit vom Gesühl des Schönen und Erhabenen unserer Schrist zusolge, daß es in einer gewissen angenehmen Rührung bestehe, letztere aber aus verschiedene Weise angenehm sei. Das Erhabene nämlich errege ein Wohlgesallen, das mit Staunen, ja selbst mit Grauen gemischt sei. Das Schöne aber veranlasse eine angenehme Empsindung, die sröhlich und lächelnd sei.

Das Erhabene hat dann des Weiteren nach Kant drei Arten: 1) das Schreckhast-Erhabene, 2) das Edele und 3) das Prächtige. Wenn bei der ersten Art die Empsindung mit Grausen, ja Schwermuth verbunden sei, wie beim Eindrucke, den die tiese Einsamkeit der Wüste hervorrust, so bringe das Edele wiederum eine ruhige Bewunderung hervor, z. B, der stolze Bau einer Pyramide; beim Prächtigen aber sei über einen erhabenen Plan der Oberfläche der Schimmer der Schönheit verbreitet (Peterskirche).

Nach näherer Begründung dieser allgemeinen Auseinandersetzungen behandelt Kant im zweiten Abschnitte die Eigenschasten des Erhabenen und Schönen am Menschen, und er kommt dann im dritten endlich aus das, was uns hier eigentlich angeht, zu sprechen, nämlich aus den Unterschied des Erhabenen und Schönen im Verhältniß der beiden Geschlechter.

Das weibliche Geschlecht bezeichnet Kant hier als das schöne, das männliche als das edele. Letzteres sällt damit unter das Erhabene.

Denn — so sührt Kant des Näheren aus — die Gestalt des Weibes ist seiner, ihre Züge sind zarter nnd sanster, ihre Miene im Ausdrucke der Freundlichkeit, des Scherzes und der Leutseligkeit bedeutender und einnehmender als beim männlichen Geschlechte.

Aber dies ist sür unseren Philosophen das Geringste, woraus hier das Gewicht sällt, und auch all' dasjenige schlägt Kant nicht am höchsten an, „was man sür die geheime Zauberkrast abrechnen muß, wodurch sie unsere Leidenschast zu vortheilhastem Urtheil sür sie geneigt machen", sondern „vornehmlich" . . . „liegen in dem Gemüthscharakter dieses Geschlechtes eigenthümliche Züge, die es von dem unseren deutlich unterscheiden und die daraus hauptsächlich hinauslausen, sie durch das Merkmal des Schönen kenntlich zu machen."

Wenn wir Männer im Gegensatze dazu den Anspruch aus die Benennung des edelen Geschlechts erheben dürsten, so solle das jedoch nicht so verstanden werden, „daß das Frauenzimmer" — welchen damals unanstößigen Ausdruck Kant in der Sprache seiner Zeit meist gebraucht — „edler Eigenschasten ermangelte oder daß das männliche Geschlecht der Schönheiten gänzlich entbehren müßte. Vielmehr erwartet man, daß ein jedes Geschlecht beide vereinbare, doch so, daß von einem Frauenzimmer alle anderen Vorzüge sich nur dazu vereinigen sollen, um den Charakter des Schönen zu erhöhen, welcher der eigentliche Beziehungspunkt ist, und dagegen unter den männlichen Eigenschasten das Erhabene als das Kennzeichen seiner Art deutlich hervorsteche." Hieraus müssen nach Kant alle Urtheile von diesen zwei Geschlechtern, sowol die rühmlichen als die des Tadels sich beziehen.

Was nun aber die Gemüthsart im Besonderen betrifft, so wird sür ihn der behauptete Unterschied zunächst dadurch bestätigt, daß das Frauenzimmer ein starkes Gesühl sür Alles, was schön, zierlich und geschmückt ist, besitzt. „Schon in der Kindheit sind sie gerne geputzt und gesallen sich, wenn sie geziert sind. Sie sind reinlich und sehr zärtlich in Ansehung alles dessen, was Ekel verursacht. Sie lieben den Scherz und können durch Kleinigkeiten, wenn sie nur munter und lachend sind, unterhalten werden."

Geben wir soweit auch Kant Recht, so glauben wir doch, daß er in den solgenden Sätzen aus eine schönsärbende Weise das als Thatsache angibt, was nur ein aus Grund gewisser wirklich vorhandener Anlagen bei den Frauen durch Erziehung leichter zu erreichendes sittliches Ideal darstellt, wenn er nämlich also sortsährt: „Sie haben sehr srüh ein sittsames Wesen an sich, wissen, sich einen seinen Anstand zu geben und besitzen sich selbst; und dieses in einem Alter, wenn unsere (^cil. männliche) wohlerzogene Iugend noch unbändig, tölpisch und verlegen ist." Die deutschen Backsische werden nach diesen Aeußerungen gewiß alle Ursache haben, sobald sie herangewachsen sind, doch 'mal zuzusehen, ob der Verkündiger des kategorischen Imperativs wirklich ein so rigoristischer Mann ist, als welcher er ost mit Unrecht verschrieen wird.

Wenn diese Züge die sinnliche Seite des Frauengemüthes kennzeichnen und gewisse mit Unterstützung ihrer Vorzüge zu erzielende praktische Fertigkeiten, selbst sittliche Eigenschasten, so sindet Kant denselben Gegensatz beider Geschlechter auch wieder in den intelleetuellen und höheren Geistesanlagen.

„Das schöne Geschlecht," sagt er, „hat ebensowol Verstand als das männliche; es ist nur ein schöner Verstand, der unsrige soll ein tieser Verstand sein, welches ein Ausdruck ist, der einerlei mit dem Erhabenen bedeutet."

Aus diese Eigenthümlichkeit des Frauenverstandes soll man auch bei der Erziehung der Mädchen Rücksicht nehmen. Kant sordert in dieser Beziehung Folgendes: „Bei der Gelegenheit, die man ihnen geben wolle, ihre schöne Natur auszubilden, muß mau dieses Verhältniß jederzeit vor Augen haben. Man wird ihr gesammtes moralisches Gesühl und nicht ihr Gedächtniß zu erweitern suchen." Letzteres in überwiegender Weise bei dem Franengemüthe anzustreben, hält Kant sür versehlt, und er sagt darüber: „Es scheint eine boshaste List der Mannspersonen zu sein, daß sie das schöne Geschlecht zu diesem verkehrten Geschmacke haben verleiten wollen. Denn wohl bewußt ihrer Schwäche, in Ansehung der natürlichen Reize desselben, und daß ein einziger schalkhaster Blick sie mehr in Verwirrung setze als die schwerste Schnlsrage, sehen sie sich, sobald das Frauenzimmer in diesen Geschmack einschlägt, in einer entschiedenen Ueberlegenheit und sind in dem Vortheile, den sie sonst schwerlich haben würden, mit einer großmüthigen Nachsicht den Schwächen ihrer Eitelkeit auszuhelsen. Der Inhalt der großen Wissenschast des Frauenzimmers ist vielmehr der Mensch und unter den Menschen der Mann. Ihre Weltweisheit ist nicht Vernünsteln, sondern Empsinden."

Endlich bekundet sich selbst in den rein moralischen Eigenschasten der unterschiedene Charakter beider Geschlechter aus die im Vorangehenden angegebene Weise. Sogar „die Tugend des Frauenzimmers ist eine schöne Tugend", wie Kant sich ausdrückt, „die des männlichen Geschlechts aber soll eine edle Tugend sein. Die Frauen," sagt er weiter, — und wenigstens hinsichtlich der Bethätigung eines ihnen natürlichen moralischen Gesühles können wir dies ihm zugeben — „die Frauen," meint er also, „werden das Böse vermeiden, nicht weil es unrecht, sondern weil es häßlich ist, und tugendhaste Handlungen bedeuten bei ihnen solche, die sittlich schön sind: Nichts von Sollen, nichts von Müssen, nichts von Schuldigkeit." Denn Kant glaubt aus Grund seiner Beobachtung des weiblichen Verhaltens dies versichern zu können: „Dem Frauensinne sind alle Besehle und aller mürrische Zwang unleidlich. Sie thun etwas nur, weil es ihnen so beliebt, und die Kunst besteht darin, zu machen, daß ihnen nur dasjenige beliebe, was gut ist."

„Selbst viele von ihren Schwachheiten sind" — so dünkt es unseren nachsichtigen Philosophen — „so zu sageu, nur schöne Fehler. Beleidigung oder Unglück bewegen ihre zarte Seele zur Wehmuth. Der Mann muß niemals andere als großmüthige Thränen weinen. Die, so er in Schmerzen oder über Glücksumstände vergießt, machen ihn verächtlich."

„Die Eitelkeit, die man dem schönen Geschlechte so vielsältig vorrückt, wosern sie ja an demselben ein Fehler ist, so ist sie nur ein schöner Fehler." Denn die Frauen „beleben ... dadurch wirklich ihre Reize. Diese Neigung ist ein Antrieb, Annehmlichkeiten und den guten Anstand zu zeigen, ihren munteren Witz spielen zu lassen, ingleichen durch die veränderlichen Ersindungen des Putzes zu schimmern und ihre Schönheit zu erhöhen."

Dennoch bleibt diese Eitelkeit sehlerhast und ein Uebermaß in ihr macht zur Närrin, das sreilich nach Kant nicht eine so harte Bedeutung hat wie dasselbe Wort mit sehlender Endsilbe beim Manne.

„Wenn die Eitelkeit ein Fehler ist, der an einem Frauenzimmer sehr wohl Entschuldigung verdient, so ist das ausgeblasene Wesen an ihnen nicht allein sowie an Menschen überhaupt tadelhast, sondern es verunstaltet gänzlich ihren Geschlechtscharakter."

Eitelkeit und Ausgeblasenheit sind also nach Kant durchaus und schars auseinanderzuhalten. „Die erstere" — so bestimmt er ihr Wesen des Näheren — „sucht Beisall und ehrt gewissermaßen diejenigen, um deren willen sie sich diese Bemühung gibt; die zweite glaubt sich schon in dem völligen Besitze desselben, und indem sie keinen zu erwerben bestrebt, so gewinnt sie auch keinen."

„Dem Schönen ist nichts so sehr entgegengesetzt als der Ekel sowie nichts tieser unter das Erhabene sinkt als das Lächerliche. Daher kann dem Manne kein Schimps empsindlicher sein als daß er ein Narr undeinem Frauenzimmer, daß sie ekelhast genannt werde." Kant glaubt die-? Urtheil selbst dem der Engländer gegenüber, sosern man von der sittlichen Wertschätzung absehe, ausrecht erhalten zu sollen, die da meinen: „dem Manne könne kein Vorwurs gemacht werden, der kränkender sei als wenn er sür einen Lügner, und dem Frauenzimmer kein härterer als wenn sie sür unkeusch gehalten wird."

Wenn Kant hiernach die Reinlichkeit bei dem schönen Geschlechte zu den Tugenden vom ersten Range rechnet, so ist es natürlich, daß er schon vom Gesichtspunkte leiblicher Sauberkeit aus die Schamhastigkeit gleich hochstellt. Trotzdem aber hebt er sür die Notwendigkeit dieser doch in erster Linie die Bewahrung der sittlichen Lauterkeit hervor, wenn er von ihr sagt: „Sie ist ein Geheimniß der Natur, sowol einer Neigung Schranken zu setzen, die sehr unbändig ist und, indem sie den Rus der Natur sür sich hat, sich immer mit guten sittlichen Absichten zu vertragen scheint, wenn sie gleich ausschweist. Sie ist demnach als ein Supplement der Grundsätze höchst nöthig; denn es gibt keinen Fall, da die Neigung so leicht zur Sophistin wird, gesällige Grundsätze zu erklügeln als hier. Sie dient aber zugleich, um einen geheimnißvollen Vorhang selbst vor die geziemendsten und nöthigsten Zwecke der Natur zu ziehen, damit die gar zu geheime Bekanntschast mit denselben nicht Ekel oder

zum mindesten Gleichgültigkeit veranlasse "Diese Eigenschast ist

dem schönen Geschlechte, wie Kant betont, sogar „vorzüglich eigen und ihm sehr anständig".

Die edlen Eigenschasten des weiblichen Geschlechts, die jedoch, wie wir bereits von Kant gelernt haben, niemals das Gesühl des Schönen unkenntlich machen müssen, kündigen sich durch nichts deutlicher und sicherer nach ihm an als durch die Bescheidenheit, die er sür „eine Art von edler Einsalt und Naivetät bei großen Vorzügen" erklärt. „Aus derselben leuchtet eine ruhige Wohlgewogenheit und Achtung gegen andere hervor, zugleich mit einem edlen Zutrauen aus sich selbst und einer billigen Selbstschätzung verbunden, die bei einer erhabenen Gemüthsart jederzeit anzutreffen ist. Indem diese seine Mischung zugleich durch Reize einnimmt und durch Achtung rührt, so stellt sie alle übrige schimmernden Eigenschasten wider den Muthwillen des Tadels und der Spottsucht in Sicherheit. Personen von dieser Gemüthsart haben auch ein Herz zur Freundschast, welches an einem Frauenzimmer niemals kann hoch genug geschätzt werden, weil es so gar selten ist und so überaus reizend sein muß."

Hierin sind die wichtigsten Beobachtungen Kants erschöpst, durch welche er die Natur des Weibes kennzeichnet als eine sowol in physischer als auch in geistiger Hinsicht vom Charakter des Schönen bestimmte Erscheinung. Nicht nur die äußere Gestalt, sondern auch die Verstande?' kräste und sittlichen Eigenschasten des Weibes haben vorwiegend den Charakter des Schönen nnd Anmuthigen, während dieselben bei dem Manne den des Erhabenen und Würdevollen, sowie insonderheit den des Edlen an sich tragen.

Unser Weiser erörtert in serneren Betrachtungen des hier besprochenen Abschnittes seiner „Beobachtungen über das Gesühl des Schönen und Erhabenen" auch die Verschiedenheit des Eindrucks, den die Gestalt und die Gesichtszüge des schönen Geschlechts aus das männliche machen. Wir begnügen uns hier, das anzusühren, was Kant über den Unterschied der schönen, der angenehmen und der reizenden Frau bemerkt. Er sagt: „Eine Frau, an welcher die Annehmlichkeiten, welche ihrem Geschlechte geziemen, vornehmlich den moralischen Ausdruck des Erhabenen hervorstechen lassen, heißt schön im eigentlichen Verstande, diejenige, deren

moralische Zeichnung, sosern sie in den Mienen oder Gesichtszügen sich kenntlich macht, die Eigenschasten des Schönen ankündigt, ist annehmlich, und wenn sie es in höherem Grade ist, reizend. Die erstere läßt unter einer Miene von Gelassenheit und einem edlen Anstande den Schimmer eines schönen Verstandes aus bescheidenen Blicken hervorleuchten, und indem sich in ihrem Gesicht ein zärtlich Gesühl und wohlwollendes Herz abmalt, so bemächtigt sie sich sowol der Neigung als der Hochachtung eines männlichen Herzens, die zweite zeigt Munterkeit und Witz in lachenden Augen, etwas seiuen Muthwillen, das Schäkerhaste der Scherze und schalkhaste Svrödigkeit; sie reizt, wenn die erste rührt, und das Gesühl der Liebe, dessen sie sähig ist, und welches sie anderen einfließt, ist slatterhast, aber schön."

Kant hebt nicht mit Unrecht am selbigen Orte hervor, daß vom seineren Geschmacke im Allgemeinen den Erscheinungen, die bei näherem Umgange gewinnen, der Vorzug gegeben werde vor denen, die zwar im ersten Augenblick blenden, dann aber erkältend wirken.

Ueberdies warnt er davor, aus die äußeren Reize zu großen Werth zu legen. Man habe Ursache, in der Verseinerung des zärtlichen Gesühls behutsam zu sein, wosern wir uns nicht durch übergroße Reizbarkeit nur viel Unmuth und eine Quelle von Uebeln erklügeln wollen. „Droht doch auch allen Reizen das Alter, der große Verwüster der Schönheit."

Gleichwol gehört die Frau, auch weun sie altert, nach Kant immer noch zum schönen Geschlecht. „Eine bejahrte Person," sagt er, „welche mit einem sittsamen und sreundlichen Wesen der Gesellschast beiwohnt, aus eine muntere und vernünstige Art gesprächig ist, die Vergnügungen der Iugend, daran sie selbst nicht Antheil nimmt, mit Anstand begünstigt, und indem sie sür Alles sorgt, Zusriedenheit und Wohlgesallen an der Freude, die um ihr vorgeht, verräth, ist noch immer eine seinere Person als ein Mann in gleichem Alter, und vielleicht noch liebenswürdiger als ein Mädchen, wiewol in einem anderen Verstande. An der Natur" — so sügt er mit einer ganz tresslichen allgemeinen Bemerkung hinzu — „an der Natur liegt es niemals, wenn wir nicht in einem guten Anstande erscheinen, sondern daran, daß man sie verkehren will."

N°!d u„o Lüd. VII, l!>. 8

Es solgen Erörterungen über den Einsluß, den ein Geschlecht aus das andere auszuüben vermag, um dessen Gesühl zu verschönern oder zu veredeln. Kant behauptet in dieser Beziehung u. A.: „Das Frauenzimmer hat ein vorzügliches Gesühl sür das Schöne, sosern es ihnen selbst zukommt, aber sür das Edle, insoweit es am männlichen Geschlechte angetroffen wird. Der Mann dagegen hat ein entschiedenes Gesühl sür das Edle, das zu seinen Eigenschasten gehört, sür das Schöne aber, insosern es an dem Frauenzimmer anzutreffen ist. Daraus muß solgen, daß die Zwecke der Natur daraus gehen, den Mann durch die Geschlechterneigung noch mehr zu veredeln und das Frauenzimmer durch eben dieselbe noch mehr zu verschönern."

lieber das Verhältniß, in dem diese Neigung ihren Gipsel erreicht, äußert er sich in solgender beachteuswerthen und zugleich ebenso wahren wie durchaus würdigen Weise:

„In dem ehelichen Leben soll das vereinigte Paar gleichsam eine einzige moralische Person ausmachen, welche durch den Verstand des Mannes und den Geschmack der Frauen belebt und regiert wird. Denn nicht allein, daß man jenem mehr aus Ersahrung gegründete Einsicht, diesen aber mehr Freiheit und Richtigkeit in der Empsindung zutrauen kann, so ist eine Gemüthsart, je erhabener sie ist, auch um desto geneigter, die größte Absicht der Bemühungen in der Zusriedenheit eines geliebten Gegenstandes zu setzen, und andererseits je schöner sie ist, desto mehr sucht sie durch Gesälligkeit diese Bemühung zu erwidern. Es ist also in einem solchen Verhältniß ein Vorzugsstreit läppisch, und wo er sich ereignet, das sicherste Merkmal eines plumpen oder ungleich gepaarten Geschmackes. Wenn es dahin kömmt, daß die Rede vom Rechte des Besehlshabers ist, so ist die Sache schon äußerst verderbt; denn wo die ganze Verbindung eigentlich nur aus Neigung errichtet ist, da ist sie schon halb zerrissen, sobald sich das Sollen ansängt hören zu lassen. Die Anmaßung des Frauenzimmer in diesem harten Tone ist äußerst häßlich und des Mannes im höchsten Grade unedel und verächtlich. Indessen bringt es die weise Ordnung der Dinge so mit sich, daß alle diese Feinheiten und Zärtlichkeiten der Empsindung nur im Ansange ihre ganze Stärke bewahren, in der Folge aber durch Gemeinschast und häusliche Angelegenheit allmählich stumpser werden, und dann in vertrauliche Liebe ausarten, wo endlich die große Kunst darin besteht, noch genugsame Reste von jenen zu erhalten, damit Gleichgültigkeit und Ueberdruß nicht den ganzen Werth des Vergnügens ausheben, um dessen willen einzig und allein es verlohnt hat, je eine solche Verbindung einzugehen."

Daß die Ehe auch eine mehr äußerliche Seite hat und daß, wenn sie nur von dieser ans in ihrer rechtlichen Bedeutung ausgesaßt wird, ihr Begriss ebensalls weniger erhabene nnd schöne, ja zum Theil sogar etwas sinnliche Bestimmungen enthalten muß, ist selbstverständlich und sür sich klar. Einen solchen Begriff gibt uns Kant von der Ehe in seiner Rechtslehre, wo dieselbe in ihrer Wichtigkeit sür den Staat und die bürgerliche Gesellschast und rücksichtlich des Interesses derselben an der Erhaltung der Gattung erörtert wird. Allein wer die hier vorgetragenen Bemerkungen über die Ehe (zumal trotz des Umstandes, daß Kants Ausdrucksweise sür jeden der Gesichtspunkte, unter dem er jedes Mal etwas behandelt, durchaus angemessen und deshalb an diesem Orte etwas derbe erscheint) sür die die Sache erschöpsenden nehmen wollte, würde unserem Philosophen sehr Unrecht thun. Er würde eben vergessen, daß der Begriff eines Gegenstandes verschieden ist je nach dem Gesichtspunkte, von welchem er ersaßt wird, und daß Kant nicht nur in seinen „Beobachtungen über das Gesühl des Schönen und Erhabenen", sondern auch noch in seinen spätesten Werken das eheliche Verhältniß zugleich in seiner sittlichen und inneren Bedeutung stets voll und ganz zu würdigen gewußt hat. Das gilt z. B. von der „Metaphysik der Sitten" aus dem Iahre 1797 und der „Anthropologie in pragmatischer Absicht", einer der letzten Schristen Kants, die er 1798, d. h. sechs Iahre vor seinem Tode abgesaßt hat.

Die „Anthropologie" ist nach Kant eine Lehre von der Kenntniß des Menschen. Eine solche als Weltkenntniß sei alsdann pragmatisch, wenn sie Erkenntnisse des Menschen als eines Weltbürgers enthält. Sie geht nicht, wie die physiologische, aus die Ersorschung dessen, was die Natur, sondern aus das, was er, der Mensch, als srei handelndes Wesen aus sich selber macht oder machen kann und soll. Kant gliedert sie in zwei Haupttheile:

I. Von der Art, das Innere sowol als das Aeußere des Menschen

zu erkennen und II. von der Art, das Innere des Menschen aus dem Aeußeren zu erkennen.

Wie aller kritischen Betrachtung Kants die Eintheilung der Gemüthsvermögen in Erkennen, Fühlen und Begehren zu Grunde liegt — welche drei Fähigkeiten, in bestimmter Richtung zur Thätigkeit erregt zu werden, sür Kant derartig unterschiedene Grundkräste sind, die aus der Natur des Geistes als eines Allgemeinen und aus dem Verhältnisse desselben zum Besonderen bei seiner seelischen Betätigung in diesem beruhen: so handelt er auch das Thema des I. Theiles ab in Bezug aus das Erkenntnißvermögen, das Gesühl der Lust und Unlust und aus das Begehrungsvermögen. Hier aber sind es nur ganz zerstreute Bemerkungen, welche die Natur der Frauen betreffen.

Im zweiten Theile jedoch werden solgende Gegenstände besprochen:

1) Der Charakter der Person, 2) der des Geschlechts, 3) der des Volks und -4) der der Gattung d. i. der Menschheit als solcher.

Der zweite dieser Abschnitte berührt somit anssührlich unseren Gegenstand. Kant geht in ihm von solgender Bemerkung aus:

„In alle Maschinen, durch die mit kleiner Krast ebenso viel ausgerichtet werden soll als durch andere mit großer, muß Kunst gelegt sein. Daher kann man schon zum voraus annehmen, daß die Vorsorge der Natur in die Organisation des weiblichen Theiles mehr Kunst gelegt haben wird als in die des männlichen, weil sie den Mann mit größerer Krast ausgestattet hat als das Weib, um beide zur innigsten leiblichen Vereinigung, doch auch als vernünstige Wesen zu dem ihr am meisten angelegenen Zwecke, nämlich der Erhaltung der Art zusammen zu bringen."

Zur Einheit und Unauslöslichkeit einer Verbindung sei das beliebige Zusammentreten zweier Personen nicht hinreichend; „ein Theil mußte dem anderen unterworsen und wechselseitig einer dem anderen irgendworin überlegen sein, um ihn beherrschen oder regieren zu können: .... der Mann dem Weibe durch sein körperliches Vermögen und seinen MntH, das Weib aber dem Manne durch ihre Naturgabe, sich der Neigung des Mannes zu ihr zu bemeistern. So sei es wenigstens im Fortgange der Cultur; im noch uneivilisirten Zustande sei sreilich die Ueberlegenheit blos aus Seite des Mannes."

Im bürgerlichen Zustande aber „gibt sich das Weib dem Manne nicht ohne Ehe hin und zwar die der Monogamie."

Man könne nur dadurch, daß man nicht, was wir uns zum Zwecke machen, sondern was Zweck der Natur bei Einrichtung der Weiblichkeit war, als Prineip brauche, zu der Charakteristik dieses Geschlechts gelangen, und da dieser Zweck selbst vermittelst der Thorheit des Menschen doch der Naturabsicht nach Weisheit sein muß, so werden diese ihre muthmaßlichen Ziele auch das Prineip derselben anzugeben dienen können. Sie sind aber 1) Erhaltung der Art und 2) die Cultur der Gesellschast und Verseinerung derselben durch die Weiblichkeit.

Ueber beide macht Kant gute Bemerkungen, die aber am- besten und geschmackvollsten bei ihm selbst nachgelesen werden mögen.

Interessant sind einzelne seiner zerstreuten Anmerkungen, die er diesen Aussührungen hinzusügt, z. B. solgende:

„Die Frau will herrschen, der Mann beherrscht sein (vornehmlich in der Ehe). Daher die Galanterie der alten Ritterschast. — Die Frau setzt srüh in sich selbst Zuversicht zu gesallen, der Iüngling besorgt immer zu mißsallen und ist daher in Gesellschast der Damen verlegen (genirt)."

„Das Weib ist weigernd, der Mann bewerbend, ihre Unterwersung ist Gunst. — Die Natur will, daß das Weib gesucht werde;^daher mußte jenes selbst nicht so delieat in der Wahl nach Geschmack sein als der Mann, den die Natur auch gröber gebaut hat, und der dem Weibe schon gesällt, wenn er nur Krast und Tüchtigkeit zu ihrer Vertheidigung in seiner Gestalt zeigt."

„Was die gelehrten Frauen betrifft, so brauchen sie" — sagt Kant — „ihre Bücher etwa so, wie ihre Uhr, nämlich sie zu tragen, damit gesehen werde, ob sie eine haben, ob sie zwar gemeiniglich still steht oder nicht nach der Sonne gestellt ist." Von dem verlobten Mädchen hat unser Philosoph das, was hiernach offenbar von allen Frauen hinsichtlich des Uhrentragens gelten soll, nicht behauptet, und er würde es auch nicht gekonnt haben. Denn die glückliche Braut, salls sie eine Uhr besitzt oder auch nur Gelegenheit, über eine solche zu versügen, hat, pslegt sie womöglich vorzustellen, um den selbst stets pünktlich erscheinenden Bräutigam dennoch zu schelten mit den gern gehörten Worten: „Du kommst ja so spät!"

„Weibliche Tugeud oder Untugend", sagt Kant des Weiteren, „ist von der männlichen nicht sowol der Art als der Triebseder nach sehr unterschieden. Sie soll geduldig, er muß duldend sein. Sie ist empsindlich, er empsindsam. Des Mannes Wirtschast ist Erwerben, die des Weibes Sparen."

Indem Kant praktische Folgerungen dieser Aussassungen berührt stellt er allgemein dies aus:

„Das weibliche Geschlecht muß sich im Praktischen selbst ausbilden und diseipliniren; das männliche versteht sich daraus nicht."

Was einzelne Bestimmungen angeht, so bemerkt er auch hier wiederum über die Ehe sehr schön: „Das Weib wird durch die Ehe srei, der Mann verliert dadurch seine Freiheit." Er meint dies vorzugsweise auch in diesem besonderen Sinne, daß jenes nur in der Ehe den ihrer Natur entsprechenden Berus, den sie in der Familie hat, ganz und voll zu ersülleu im Staude ist, während der Mann, gerade als Unverheiratheter, die sür seinen bürgerlichen Lebensberus nöthige Zeit ungetheilt besitzt und in diesem vielsach ungehemmt ist durch die mannichsachen Beschwerden und Hindernisse, die sür denselben insonderheit eben der Ehestand mit sich bringt.

Kant sragt auch: „Wer soll denn den oberen Besehl im Hause haben?" „Denn nur Einer könne es doch sein, der alle Geschäste in einen mit diesen seinen Zwecken übereinstimmenden Zusammenhang bringt." Und er antwortet: „Ich würde in der Sprache der Galanterie (doch nicht ohne Wahrheit) sagen: Die Frau soll herrschen und der Manu regieren; denn die Neigung herrscht und der Verstand regiert. — Das Betragen des Ehemannes muß zeigen, daß ihm das Wohl seiner Frau vor allem Anderen am Herzen liege. Weil aber der Mann am besten wissen muß, wie er stehe und wie weit er gehen könne, so wird er, wie ein Minister, seinem blos aus Vergnügen bedachten Monarchen, der etwa ein Fest oder den Bau eines Palais beginnt, aus diesen sürstlichen Besehl zuerst seine schuldige Willsährigkeit dazu erklären, nur daß z. B. sür jetzt nicht Geld genug im Schatze sei, daß gewisse dringendere Nothwendigkeiten zuvor abgemacht werden müssen u. s. w., so daß der höchst gebietende Herr alles thun kann, was er thun will, doch mit dem Umstande, daß diesen Willen ihm sein Minister an die Hand gibt."

Es bleibt nur übrig, schließlich Kants Ansichten über die Bildung und Erziehung der Frauen mitzutheilen. Voran stelle ich seinen Ausspruch in einer Anmerkung zu den „Beobachtungen über das Gesühl des Schönen und Erhabenen", daß er Rousseaus Wort um alles nicht gesprochen haben möchte, der da behaupte: „daß ein Frauenzimmer niemals etwas mehr als ein großes Kind werde". „Allein," so wendet Kant ein — und er glaubt jene verwegene Meinung dadurch zugleich einzuschränken — „der scharssinnige Schweizer schrieb dieses in Frankreich und vermuthlich empsand er, als ein so großer Vertheidiger des schönen Geschlechtes, es mit Entrüstung, daß man demselben nicht mit mehr wirklicher Achtung daselbst begegnet."

Was nun des Näheren die allgemeine Ansicht über Frauenbildung und -erziehung betrisst, so will Kant, wie wir es bereits srüher angedeutet haben, daß der dem weiblichen Geschlechte natürliche Charakter des Schönen auch bei der Erziehung gewahrt und ihm sorgsam Rechnung getragen werde. Sogar die in's Einzelne gehenden Aussührungen darüber beruhen ebensalls aus der sür jene Forderung geltend gemachten und uns schon bekannten Ueberzeugung, daß auch der Verstand der Frauen ein schöner sei, während der der Männer ein tieser sein soll. Dieselben enthalten zugleich im Einzelnen noch Manches, was zu sehr interessanten Folgerungen sühren würde in Bezug aus die soeiale Stellung der Frauen und aus ihre Ausbildung sür eine selbständige und von der Familie unabhängige Wirksamkeit in der bürgerlichen Gesellschast. Um nun die dahin gehörigen Aeußerungen unseres Weisen nicht irrig zu deuten und die Wahrheit in denselben eben dadurch sestzustellen, daß wir sie aus das rechte Maß zurücksühren, muß ich jedoch eine eigene Bemerkung vorausschicken. Kant würde sie in seiner Weise vielleicht selbst gemacht haben, wenn er jene hier in Betracht kommenden Ersahrungen, die aus unseren gesellschastlichen Zuständen hervorgehen, in solchem Grade vor Augen gehabt hätte

Ich meine Folgendes: Wenu Iemand, wie es Kant thut, die Meinung hegt, daß der Verstand der Frauen von Haus aus eine andere Anlage zeige als der der Männer, so kommt dies sreilich daraus hinaus, daß selbst sür die geistigen Kräste beider Geschlechter eine qualitativ und wesentlich verschiedene Begabung vorauszusetzen sei. Und es dürste doch die Ersahrung auch wol thatsächlich dasür sprechen, daß beispielsweise Verstand und Verstand nicht immer einerlei sei, daß er ost nicht blos dem Grade und der Stärke nach verschieden erscheint, sondern daß zumal das Mischungsverhältniß der Gemüthskräste, welches sich in den Unterschieden der Temperamente und in anderen von der Geburt an mitgegebenen leiblichen und seelischen Bestimmtheiten darstellt, auch Art-Unterschiede des Verstandes zur Folge haben wird und so insonderheit ein solcher zwischen männlichen und weiblichen Verstandeskrästen vorhanden sein mag. Wenn aber auch somit die angeborenen Unterschiede der Seelenkräste wesentlich auseinandergehende Besähigung sür gewisse Leistungen des

Verstandes bedingen, so ist im Sinne Kants doch jede solche Naturbeschasseuheit lediglich eine relative und nur in bestimmter Rücksicht bedeutsame, keine absolute und unbedingt geltende Schranke. Denn Niemand hat so wie er — Fichte etwa ausgenommen — die Macht jener Grundkrast des Gemüthes anerkannt, die ihrem Wesen nach alle Bestimmtheit durch anderes von sich ausschließt und die Selbständigkeit des Geistes und seine sittliche Stärke als etwas vor aller Naturbestimmtheit Liegendes offenbart. Diese Grundkrast ist der reine Wille, der ursprünglich srei, dem Geiste auch in jeder anderen Beziehung diejenige Selbständigkeit wieder zu erringen vermag, welche ihm, bei der Besonderung in seelische Individuen, eben nur vorübergehend verloren gegangen sein kann. Durch Iunewerden seiner geistigen Selbständigkeit im reinen Wollen vermag jeder Mensch alle Naturbestimmtheit — sei es sinnliche oder intellectuelle — zu überwinden. Daher wird auch die Frau im Stande sein, all' das, was dem weiblichen Verstande an sich weniger angemessen erscheint, wenn es von ihr mit sittlichem Ernste ergriffen und in den Dienst ethischer Zwecke gestellt wird, in einer solchen Weise zu adeln, daß es nicht mehr als unweiblich besunden zu werden vermag. Eben darum geben wir gerne zu, daß manche von jenen der lediglich natürlichen Bestimmung der Frau weniger angemessenen und ihr weniger zusagenden Wirkungsarten dennoch von derselben mit gutem Fuge ersaßt und mit lohnendem Ersolge wird durchgesührt werden können, wenn sie ihr mit solchem moralisch geläuterten Eiser sich widmet, der die sür ihre Gemüthsart von Haus aus vorliegenden Verstandesschwierigkeiten bewältigt. In der Weise müssen die Frauen aber jedensalls solchen Berussarten obliegen, daß man sieht, wie das ihnen sich hingebende weibliche Gemüth mit dieser Pslichtersüllung nicht nur nicht prahlt, sondern sogar trotz der anerkennenswerthen Bereitwilligkeit zur Uebernahme derselben das Lob derselben eher ablehnt als heraussordert und trotz der Freudigkeit an dieser Thätigkeit doch die klare Einsicht durchblicken läßt, daß es die natürlichste und eigentlichste Ausgabe seines Geschlechtes wohl begreist, ob es gleich der Lösung einer anderen nicht blos nothgedrungen sich hingibt. — Bedenken wir dies, so werden wir unter Voraussetzung der hier bezeichneten Einschränkungen im Uebrigen der Hauptsache nach immerhin das anzuerkennen vermögen, was Kant über die intelleetuelle Anlage der Frau sowie über die ihr entsprechende Erziehung und Berussart äußert.

„Zur Schönheit aller Handlungen" — so urtheilt er in den „Beobachtungen u. s. w." — „gehört vornehmlich, daß sie Leichtigkeit an sich zeigen und ohne peinliche Bemühung scheinen vollzogen zu werden; dagegen Bestrebungen und überwundene Schwierigkeiten Bewunderung erregen und zum Erhabenen gehören. Tieses Nachsinnen und eine lauge sortgesetzte Betrachtung sind edel, aber schwer, und schicken sich nicht wohl sür eine Person, bei der ungezwungene Reize nichts anderes als eine schiine Natur zeigen sollen."

„Mühsames Lernen oder peinliches Grübeln, wenn es gleich ein Frauenzimmer darin hoch bringen sollte, vertilgen die Vorzüge, die ihrem Geschlechte eigenthümlich sind. — Ein Frauenzimmer, das den Kops voll Griechisch hat, wie die Frau Daeier, oder über die Mechanik gründliche Streitigkeiten sührt, wie die Marquise von ClMelet, mag nur immerhin noch einen Bart dazu haben; denn dieser würde vielleicht die Miene des Tiessinnes noch kenntlicher ausdrücken, um den sie sich bewerben."

„Der schöne Verstand wählt zu seinem Gegenstaude Alles, was mit dem seineren Gesühle mehr verwandt ist und überläßt abstraete Speeulcitionen oder Kenntnisse, die nützlich aber trocken sind, dem emsigen, gründlichen und tiesen Verstande."

„Das Frauenzimmer wird demnach keine Geometrie lernen," aber „Gesühl sür Schildereien vom Ausdrucke und sür die Tonkunst, nicht insosern sie Kunst, sondern Empsindung äußert, alles dieses verseinert oder erhebt den Geschmack dieses Geschlechts nnd hat jederzeit einige Verknüpsung mit sittlichen Regungen. Niemals ein kalter und sperulativer Unterricht, jederzeit Empsindungen, und zwar die so nahe wie möglich bei ihrem Geschlechtsverhältnisse bleiben. Diese Unterweisung ist darum so selten, weil sie Talente, Ersahrung und ein Herz voll Gesühl ersordert, und jeder anderen kann das Frauenzimmer sehr wohl entbehren, wie es denn auch ohne diese sich von selbst gemeiniglich sehr wohl ausbildet."

Wie gesagt, wir würden Kant nicht beistimmen, salls diese Aeußerungen so zu verstehen wären, daß die Frau von der höheren Bildung ausgeschlossen sein soll. Dann würde ja auch die Ehe nur ein künstliches Band zwischen ungleichartigen Gliedern herstellen können ohne Zuverlässigkeit und Bestand, was denn doch durch eine Reihe, Gott sei Dank, herrlicher Ersahrungen sür Ieden widerlegt wird. Das will aber unser Weiser auch eigentlich gar nicht sagen, sondern es kommt ihm im Wesentlichen nur daraus an, daß diese höheren Kenntnisse dem Weihe nicht als wissenschastliche Untersuchung, sondern mehr in der Gestalt des Schönen, weniger zugleich mit ihren Gründen als nur in den Ergebnissen, daher hauptsächlich als Gesühlsbildung und in Beziehung zur Eigenthümlichkeit ihres Geschlechts ihnen mitgetheilt werden.

Daß dies der in erster Linie zu beachtende Gesichtspunkt sei, darin hat Kant unzweiselhast Recht; daß er im Grunde mit seiner Forderung nicht weiter gehen will, bezeugt auch der Umstand, daß eine seiner spätesten Schristen, die ein Iahr vor seinem Tode, also 1803, von Rink herausgegebene „Pädagogik", die offenbar überall nur das Kindesalter und die Iahre vor den Ansängen der näheren schulmäßigen Vorbildung zur Wissenschast im Auge hat, auch hinsichtlich der intelleetnellen Erziehung gar keinen wesentlichen Unterschied zwischen beiden Geschlechtern macht, während sie in Bezug aus gewisse physische und zugleich moralische Punkte den Gegensatz doch ausdrücklich betont hat.

Kant urtheilte überhaupt so: Was aus der einen Seite eine Schwäche des Weibes und ein Mangel sei, eben das gerade sei aus der anderen ein Vorzug und seine Starke. So sei es zwar bürgerlich unmündig, d. h„ wie er in der „Anthropologie" sagt, es habe eine Stellvertretung seiner Person nöthig, nicht wegen Unreise des Alters, sondern weil es nach Lage der bürgerlichen Einrichtungen zum eigenen Gebrauche seines Verstandes ostmals ungeeignet sei. „Das Weib," sagt Kant ebenda, „in jedem Alter wird sür bürgerlich unmündig erklärt; der Ehemann ist ihr natürlicher Curator." — Denn „es können die Frauen, so wenig es ihrem Geschlechte zusteht, in den Krieg zu ziehen, ebenso wenig ihre Rechte Persönlich vertheidigen und staatsbürgerliche Geschäste sür sich selbst, sondern nur vermittelst eines Stellvertreters treiben, und diese gesetzliche Unmündigkeit in Ansehung össentlicher Verhandlungen macht sie in Ansehung der häuslichen Wohlsahrt nur desto vermögender; weil hier das Recht des Schwächeren eintritt, welches zu achten und zu vertheidigen sich das männliche Geschlecht durch seine Natur schon berusen sühlt."

Hiermit — so dünkt mich — hat Kant das Wahre und den Kern der Sache getroffen. Denn jenes Recht des Schwächeren bedeutet in seiner Sprache nur das einer äußeren Schwäche, die jedoch dazu dient, ans eine eigenthümlich innere Begabung des Weibes recht deutlich hinzuweisen. Diese, d. h. sein Berus sür die Familie, ist darum zugleich eine das Weib auszeichnende Krast und Würde. Wir müssen an Stelle jenes Rechtes des äußerlich Schwächeren in unserer Ausdrucksweise vielmehr das Recht einer eigenthümlich inneren Stärke setzen, die der Vorzug und Stolz der Frau ist und sogar so gebietend austritt, daß der Mann selbst seine größere äußere Krast willig in ihren Dienst stellt und keine Verletzung jener duldet. Fassen wir Alles zusammen, so hat Kant, wie ich meine, nicht nur über die übrigen wichtigen Interessen, sondern auch über die als sogenannte Frauensrage bezeichnete und unsere Zeit ernstlichst beschästigende Angelegenheit schöne und klare Aussprüche gethan, — solche, durch die wir, gleichsam wie mittels eines Compasses, uns vielsach gut und sicher im unruhigen Gewoge der Tagesmeinungen orientiren können.

Der große Weise von Königsberg, ein unbestrittener Meister in Behandlung der tiessten und gelehrtesten Fragen vieler Einzelwissenschasten, vor Allem aber der philosophischen Grundwissenschast, erscheint somit auch als ein trefflicher und umsichtiger Berather in bedeutsamen Verhältnissen, welche das praktische Leben unmittelbar betreffen. Zu diesen aber werden stets jene Interessen gehören, welche von der Männerwelt, zumal von der verheirateten, «nt einer im Allgemeinen gewiß wohl begründeten Höslichkeit bezeichnet werden als die Angelegenheiten ihrer besseren Hälste.

Vilder aus Deutschlands Kriegsmarine.

Von

Vernhard Wayencr.

— Kiel. —

Vorgedanken.

jast Du das Meer gesehen? War's Feiertag über den Gewässern, spiegelnde Sonuengluth, Lämmerwolken am Horizonte, schwirrende Inseeten am Waldsaume, das Murmeln der Aellen am Strande wie die Athemzüge einer Schlummernden? Oder hast Du gesehen, wie Sturm und Meer geschwisterlich ihren Ausruhrreigen tanzten, wie zerrissenes Gewölk an der sahlgelben Mondscheibe vorüberslieht, wie zerstiebende Wasserslutheu straudauswärts lecken, jede neue Woge höher hinaus und wie das Gebrüll dieser Ungeheuer vergebens sich müht, die pseisenden, knatternden, zischenden Aeeorde des Orkanes zu übertosen?

Wenn Du am Strande wohnst, sind es vertraute Bilder, die ich Dir vor die Seele sühre; wenn Du aber Dein Heim gegründet hast im Sande der Binnenlandsebene oder an den waldreichen Hängen unserer Berge: wie ost hat schon die Sehnsucht an Dein Herz gepocht, einmal, nur einmal diese irdische Unendlichkeit sehen zu dürsen, dann aber nicht im Schlummer des Friedens: im heulenden Ausruhr!

Der Binueuländer, dem es seine Mittel erlauben, im Hochsommer einige Wochen am kühler angehauchten Seestrande zu verträumen, ist wol die einzige Menschenrasse, der mit einem gründlichen Sturme ans dem Meere noch gedient ist; der Seemaun hat zwar unter gewissen Vorbedingungen Nichts dagegen einzuwenden, aber eiue „steise Brise" ist ihm lieber; der Küstenbewohner hat allerlei Grund zu Besorgniß, zumal, da das Reich mit der Einsührung einer Straudungsordnung das alte Gebet: „Gott segne den Strand!" unter die indifferenten, Dinge verwiesen hat.

Aber sür die bloße Neugierde des Touristen hat das Meer Nichts, als ein nachsichtiges Lächeln; Du kannst mit den ersten zehn Graden Wasserwärme, die übrigens höchstens uns Salzwassergewöhnten zugemuthet werden dürsen, an unsere Küsten ziehen und mit Storch nnd Schwalbe von dannen gehen, und es wäre ein seltener Glückssall, wenn Du aus eigener Anschaunng einen rechten Begriff von Meereswellen und Sturmesgetobe bekommen hättest. Aber im Herbste und im Frühling, da ist es, wo die elementaren Kräste ihren Umgang halten; da kann es Dir begegnen, daß Dich am sicheren Strande, angesichts der brüllenden Gewässer, derselbe Schwindel ersaßt, mit dem Du von Thurmeshöhe herabschaust oder daß der irrende Blick vergebens einen Punkt sticht, in dem Himmel, Wasser und Erde sich scheiden.

Was Dir am User ein Schauspiel scheint, ist dem Seemann ein tiesernstes Ereigniß; nicht, daß ihn die Furcht beschleicht, aber selbst das Bewußtsein, jeder Pflicht genügt zu haben, welche die Sicherheit seines Fahrzeuges sordert, vermag den Gedanken nicht zu bannen, daß alles Menschenwerk der Einwirkung natürlicher Kräste nur aus Zeit widerstehen kann und daß überall im trügerischen Elemente unsichtbare Gesahren lauern, jede bereit, das Verderben zu bringen.

Welcher Dichter die Poesie des Seelebens zuerst ersunden hat, ist mir nicht bekannt, aber daß sie eine der gewagtesten Ersindungen ist, zu denen sich Unkenntniß und lebhaste Phantasie verirren kann, glaube ich verbürgen zu dürsen. Im Seeleben gibt es absolut Nichts, was an Poesie erinnert; der Sturm ist keine Poesie, sondern Kamps und harte Arbeit; ein Stillleben an Bord bei Sonnenschein und gutem Segelwind ist keine Poesie, sondern die Zeit des Zeugslickens, Segelansbesserns, Deckscheuerns; der Ausenthalt in überseeischen Häsen ist keine Poesie, denn der Seemann kommt nur in homöopathischen Dosen von Bord und dann nur bis in das nächste Wirthshaus. Aber etwas Anderes ist es, was der Seemann vor vielen menschlichen Beschästigungen voraus hat: das ist der ewige Kamps mit der Gesahr, das Bewußtsein, daß der Tod, ost als ein sagenhastes Seegespenst, aus jedem Gallionsbilde reitet, daß kein Morgen dämmern wird, ehe der junge Tag nicht wirklich aus vergoldeten Wolkensäumen hervorlacht. Was einen großen Theil unserer männlichen Jugend zum Seeleben verlockt, ist entweder eine betrogene Sehnsucht nach unbekannten Wundern, welche ihren Reiz unter der steten Gesellschast der Gesahr bald verlieren, oder das Ueberquellen der jugendlichen Krast, welcher die Schranken der alltäglichen Lebensgewohnheit zu enge werden; endlich auch und nicht zum kleineren Theile die Tradition, das vom Vater erlernte Gewerbe, die Noth des Tages, der Instinet, der am Theergeruche und am Salzwasser hastet, dasselbe Heimatsgesühl, das den Bergbewohner stets in seine Felsenthäler zurückzieht.

Das Meer seffelt die Phantasie, wie alles Erhabene, an das unsere Bewunderung sich zagend wagt: wer es niemals sah, der müht sich vergebens im Traume, ein Endloses zu deuken, und wer je aus userlosen Wellen schwamm, inmitten des Himmels, den hält das unendliche Meer au allen Fasern seines Herzens sür immer gesangen!

Aber es ist mehr, als die Sehnsucht nach dem Unbekannten, was den Binnenländer, insbesondere den Deutscheu, zum Meere zieht oder ihm aus der Ferne her Theilnahme abnöthigt sür unser Seeleben: es sind nationale Erinnerungen und nationale Hossnungen, die ihren Schauplatz aus der Salzfluth suchen. Deutschlands Hansazeit und unser heutiger Seehandel, des großen Kursürsten Kriegsmarine und die schwarz-weiß-rothe Flagge mit Preußens Adler, die heute von hundert Gaffeln weht! Vor Iahrhunderten hat Deutschlands Handel den Erdkreis umspannt, sriedlich oder in Wehr und Waffen, und heute würde vergeblich der Hasen gesucht werden, in dem die deutsche Handelsflagge nicht Heimatsrechte besäße; zwei Iahrhunderte rückwärts war es das kleine Chur-Brandenburg, das den rothen Adler im weißen Felde an Asrikas Küsten wehen ließ, und heute?

Wenn man, wie ich, mitten in einer Situation sich besindet, gewissermaßen verwachsen ist mit der Sache, um die es sich handelt, wird man nach allgemeinen Ersahrungssätzen gut thun, sich eines Urtheiles zu enthalten; nicht weil man schonendes Verschweigen sür empsehlenswerth hielte, sondern weil man Grund hat, dem eigenen Urtheile zu mißtrauen, jedensalls bei seinen Lesern den Glauben an eine unbesangene Kritik nicht voran »setzen dars.

Aber das deutsche Volk, in dem der nationale Gedanke nach schweren und mehr als ein Säeulum alten Kämpsen in einer Weise zum Durchbruche gekommen ist, welche Bestand hoffen läßt, zählt zu seinen nationalsten Hoffnungen das Gedeihen unserer Kriegsslotte und wo ich aus gelegentlichen Querzügen im Vaterlaude mich als Marinier entpuppte, war es der lebhasteste Wissensdrang nach den Dingen, die zum Seewesen gehören, welcher mir überall, selbst im Süden des bergreichen Bayerlandes, mit seltener Einstimmigkeit begegnet ist. Nun ist die andere Thatsache bekannt genug, daß das Seewesen eine durchaus eigenartige Sache ist, nicht nur unverständlich sür den Laien durch eine Uebersülle technischer Beneunungen selbst sür die gewöhnlichsten Dinge und Vorgänge im Leben, sondern eigenartig deshalb, weil es aus Vorbedingungen beruht, welche vom gewohnten Erdendasein wesentlich abweichen. Es wird beispielsweise Iedermann begreisen, daß die soeialen Zustände an Bord, bei jahrelangem Zusammenleben im engsten Raume, nur durch gewisse, dem Laien vielleicht unnatürlich erscheinende Maßregeln ungesähr in denselben Bahnen ausrecht erhalten werden, wie sie in der sonstigen menschlichen Gesellschast die Naturnothwendigkeit geschassen hat und daß gar ein Kriegsschiff, aus welchem die starre Scheidung militärischer Grade eine ebeu solche Rothwendigkeit ist, wie im Heere, Einrichtungen auszuweisen hat, welche erst bei richtiger Würdigung von Zweck und Mittel nicht mehr besremdlich erscheinen.

Eine eompendiöse Besprechung alles Dessen, was die berechtigten Eigeuthümlichkeiten unserer Kriegsmarine ausmacht, würde dem Leser wenig Ergötzliches bieten; indessen verspreche ich mir von einer Reihensolge von Skizzen, welche hossentlich Viele unterhalten, Manche auch wol belehren werden, den Ersolg, das Interesse dieses weiten Leserkreises nicht sür undankbare Dinge in Anspruch genommen zu haben und durch den Versuch, auszuklären, die Theilnahme an der maritimen Entwickelung deutscher Wehrhastigkeit wachzurusen. Anspruchslos, wie diese Skizzen nur seiu können, werden sie in zusammenhanglosen Bildern die Einrichtungen der Marine slüchtig behandeln, das seemännische Leben schildern, ein wenig Topographie, ein wenig Technik bringen, vor Allem nicht vergessen, daß in der Marine zwei Dinge zu den vertrautesten

Nachbarn gehören: der Ernst der Gesahr und der kaustische Seemannshumorl

vom öeemann und was dazu gehört.

Um dem geneigten Leser nicht von vorn herein die Laune zu verderben, bekenne ich mich an dieser hervorragenden Stelle laut und deutlich als Anhänger der neuen Zeit in der Marine, nicht mit blindem Enthusiasmus, sondern mit kritischer Mäßigung. Es bleibt mir also erspart, in wahlverwaudtschastlicher Beziehung zu einem der größeren Propheten aus den Trümmern der „guten, alten Zeit" zu klagen, obgleich ich sie mit erlebt habe und mit ungetrübter Heiterkeit können wir beide, der Leser und ich, vorübergehend in das Meer der Vergangenheit tauchen.

Der Seemann von „einst" hätte, wenn seine Eigentümlichkeiten nicht einer großen Anzahl von Menschen wie eine Unisorm aus den Leib gepaßt hätten, Etwas von einem Original an sich gehabt; er trug seine Mütze aus dem Hinterkopse und den lackirten Paradehut seligen Angedenkens an derselben Stelle; er doeumentirte das Bewußtsein, daß seine Beine so wenig, wie seine ganze Körpereonstitution sür das Festland geschaffen seien, durch eine undesinirbare Gangart, in der die schwankende Bewegung des Schiffes, auch wo sie nicht vorhanden war, paralysirt werden sollte; er hatte in den seltenen Fällen, in denen er zum Desiliren vor hohen Vorgesetzten sich genöthigt sah, nur unvollkommene Vorstellungen von Richtung der Glieder, Tritt (im militärischen Sinne) und Körperhaltung; er trug einen hohen Grad von Verachtung im Busen sür die sragwürdigen Erereitien, welche er die unterdrückten Menschenbrüder in der Armee aussühren sah: er hatte Alles in Allem schematische und anscheinend berechtigte Eigenthümlichkeiten, welche mit meinen Andeutungen noch nicht erschöpst sein sollen. Als in der deutschen Kriegsmarine vor beiläusig sechs Iahren die neue Aera kam, zog der Seemann den alten Adam aus und einen neuen an. Er lernte von den sogenannten militärischen Tugenden alle diejenigen, welche er bisher nicht besessen und theilweise verachtet hatte und that eiuen Schritt, der zu den großartigsten gehört, die unsere Marine überhaupt gemacht hat: er brach mit oer Tradition aller seesahrenden Nationen.

Der Seemann von heute ist in Folge dessen ein so eomplieirter Begriff geworden, daß diese Vielseitigkeit in demselben Menschen süglich in Erstaunen setzen dars. Zunächst ist er in des Wortes verwegenster Bedeutung Seemaun geblieben; er weiß ein Boot zu rudern und hat ein tieses Verständniß sür den Unterschied in dem Schlage der „Riemen" in der Gig oder im Kutter; er entert mit Virtuosität die Wanten in die Höhe und versteht sich aus Segel nicht minder wie aus das zahllose Tauwerk; mit Sand, Scheuersteinen, Absetzer und Salzwasser bewirkt er Wunder in der Reinigung der Decke und mit der rührendsten Zärtlichkeit überwacht er den Zustand seiner Bekleidung; im Nothsalle versteht er wie nur je ein „Garn zu spinnen" und hat sich eine in weise Schranken gehaltene Vorliebe sür Rum bewahrt.

Da nun ein Kriegsschiff ohne Kanonen nicht gut denkbar ist, so hat sich derselbe Seemann aus die artilleristische Wissenschast verlegt; er versteht das Geschützexereitium vollkommen, er lernt zielen und abseuern, was bei der störenden Bewegung des Schiffes seine besonderen Schwierigkeiten hat; er hat den eomplieirten Organismus eines Schiffsgeschützes am Schnürchen und wenn eine Musterung droht, putzt er in die breite Oberkante der Rahmenlasette mit herzgewinnender Ausdauer die zierlichsten Muster und Schrassirungen. Aber wahrhast großartig wird seine Selbstverleugnung beim Exereitium mit den Boots- und Landung»geschützen. Man denke sich eine Batterie zierlicher Kanonen, immer noch respectabel genug, um bei einer Landung schon aus den größeren Booten und sodann am Lande dem Feinde empsindliche Mahnungen zu senden; vorgespannt an breiten Zuggurten drei oder vier Paare Matrosen, gesolgt vom Geschützeommandeur und der Bedienungsmannschast. Man stelle sich weiter vor, daß alle Bewegungen im scharsen Trabe ausgesührt werden, daß es keine artilleristische Finesse gibt, die nicht versucht würde, bis zum Wechsel eines zerschossenen Rades im seindlichen Feuer, und man wird es begreislich sinden, wenn diese Uebungen, ausgesührt mit der denkbarsten Präeision und Schnelligkeit, dem Leiter der Marine bei einer ersten Besichtigung ein Lächeln überraschter Besriedigung entlockten.

Aber zu einem Landnngsversuche in Feindesland gehört mehr, als Geschütze; alle Boote, die das Kriegsschiff zur Versügung hat, starren von Bewassneten; die Riemen surchen das Wasser, die Flottille nähert sich dem User. Ietzt streist der Kiel der tiesgehenden Boote den Sand, im nächsten Augenblicke wimmelt das Wasser von Menschen, die im eiligen Ansturm und mit krästigem Hurrah! das User gewinnen, den nächsten Hügelzug oder die Userhecken nehmen und als wohlorganisirte Tirailleurkette ihr Feuer eröffnen. Hinter ihnen sammelt sich das Gros der Mannschast, aus den Booten an das Land watend und mit Erstaunen sieht der Armeekundige nach allen Regeln militärischer Kunst sich ein Gesecht entwickeln, immer von denselben Seeleuten ausgesührt, die in der nächsten Sturmesnacht aus der ächzenden Raa ihren Kamps um das Leben mit schlagendem Segeltuch kämpsen.

Noch immer sind wir nicht am Ende mit der Vielseitigkeit des Seemannes von heute. Aus dem Exereierplatze lernt der Matrose den Dienst des Insanteristen in seiner ganzen Vollkommenheit; er hat Verständniß sür den „hörbaren Ruck" der Gewehrgriffe und sür die richtige Lage der Stieselspitze; er macht langwierige Schießübungen aus Scheiben mit sehr wenig weißem und sehr vielem blauen Papier; er schildert seine Wache mit aller Gravität, die der Posten sür seine heiligste Pflicht hält: kurz, es gibt keinen Garnisondienst, in dem er nicht die gründliche Schule des deutschen Soldaten durchzumachen hätte.

Zudem ist der Matrose der anstelligste Mensch unter der Sonne; ich will kein Aushebens davon machen, daß er sich im Bordleben eine beachtenswerthe Gewandtheit im Kartoffelschälen erworben hat, aber es gibt abgesehen davon schwerlich eine praktische Situation, in der sich der Seemann nicht schleunigst zurechtsände. Ich traue jedem Ossieierburschen zu, daß er eine ausgesprochene Zuneigung zu Kindern hat, aber auch das Anbrennen einer heiklen Mehlspeise aus dem Feuer unsehlbarer zu verhindern weiß, als die gewandteste Köchin; es gibt keine Last zu bewegen, sür welche der Seemann nicht die richtige mechanische Krast heraussände; es gibt kein Gewerbe, in das er nicht hineinpsuschte und keine technische Fertigkeit, die er sich nicht im Handumdrehen aneignete.

Ich bin weit entsernt davon, zu behaupten, daß dieser Ausbund von Vielseitigkeit mit besonderer Begabung aus die Welt käme; aber der seemännische Berus, das Angewiesensein aus eigene Kräste und aus beschrankte Hülssmittel an Bord erzieht dazu.

Die Frage der Heranbildung tüchtiger Unterossieiere, welche in der Armee eine Zeit lang eine brennende war, konnte der Kriegsmarine um so weniger erspart werden, als der Seemann von Berus wenig Neigung besitzt, dem Dienste sür das Vaterland mehr als die Pflichtzeit zu widmen; es zieht ihn gewaltsam in das ungebundenere Leben der Handelsmarine zurück, obgleich ihm das Bewußtsein solgt, im wöchentlichen Speiseturnus mindestens eine Mahlzeit von Pslaumen und Klößen gegen die verhaßten Erbsen mit Salzfleisch einzutauschen und aus manches srische Brot und Fleisch zu Gunsten ihrer sragwürdigen Dauersurrogate verzichten zu müssen. Das Institut der Schiffsjungen, an das sich eine längere Dienstverpslichtung knüpst, hat sich deshalb unter der neuen Aera einer besonderen Pflege ersreut und wer die blitzsauberen Iungen in Friedrichsort zur Parade angetreten oder in ihren Lehrsälen aus die Bücher gebeugt sieht, wird sich beeilen, die alte Fabel auszugeben, daß alle Taugenichtse jugendlichen Alters ihr Heil vorzugsweise in der Marine suchten. Daß diese hoffnungsvolle Iugend trotzdem nicht aus jenes unbestrittene Vorrecht verzichtet hat, welches wir Norddeutsche „Durchtriebenheit" nennen, liegt in der natürlichen Veranlagung des Menschen und es ließen sich über diesen Gegenstand ganze Serien von Geschichten erzählen, die sich sür ernsthaste und gesetzte Leser nicht immer eignen. Hier eine harmlose von vielen, obgleich ich sie nur vom Hörensagen habe. Ein Prinz des preußischen Königshauses widmet den Schiffsjungen der Kriegsmarine seine besondere Zuneigung, die ihn Sommers häusig aus eins der Schulschiffe sührt, wenn sie in der Ostsee kreuzen, und ihn tagelang dort verweilen läßt. Eines Tages betritt der hohe Herr das Zwischendeck, als die Iungen ihre Mittagsmahlzeit beginnen; der eine schaut trübselig in seine Blechschüssel, während überall sonst ein emsiges Löffelgeklapper sich bemerkbar macht. Der arme Sünder bekennt aus Besragen, daß er seinen Löffel verloren habe; ein Wink, und aus der prinzlichen Menage erscheint ein silberner Löffel, der die Wunde des kleinen Schelmes höchst bemerkenswerth schließt. Der glückliche Besitzer wird allgemein beneidet, er birgt sein Heiligthum sorgsam im Kleidersack. Der nächste Mittag kommt, wiederum besucht der Prinz den Speiseraum, aber welch ein» Anblick! In langen Reihen sitzen die Iungen an den Backen, jeder den gesüllten Speisenaps vor sich, aber kein Löffel regt sich, Nichts, als erwartungsvolle Gesichter, die bald aus den Prinzen, bald aus den Naps gerichtet sind. Noch ist die Frage des Erstaunten nicht verklungen, als sich die Schaar unisono mit dem Ruse erhebt: „Wir haben unsere Löffel verloren!"

Nachdem der Seemann von Berus ebenso, wie das Embryo eines solchen, der Schiffsjunge, unsere gebührende Ausmerksamkeit in Anspruch genommen haben, wollen wir in Kürze mit der Bemerkung schließen, daß die Schiffsjungen zu einer Abtheilung sormirt sind und, wie schon oben angedeutet, in der den Kieler Hasen schließenden Seesestung Friedrichsort hausen, daß die Seeleute von Berus, die eigentlichen Matrosen, zwei große Körper bilden, die sogenannten Matrosendivisionen, deren eine in Kiel, die andere in Wilhelmshaven stationirt ist und deren jede in vier Abteilungen zersällt. Da diese Marinetheile den größeren Theil der Schisssbesatzungen zu stellen haben, so ist es erklärlich, daß sie niemals vollzählig beisammen sind, da irgendwo in der Welt stets die deutsche Kriegsslagge von der Gaffel weht, und daß sie am stärksten im Winter, am schwächsten aber im Sommer sein werden, wenn ein Panzergeschwader jene merkwürdigen Drehkreise beschreibt, welche eigentlich ihre Erklärung im Namen selbst sinden, deren eingehende Betrachtung jedoch nicht hierher gehört.

Wer einmal Kriegsschiffe zu Gesicht bekommen hat, wird wissen, daß sie der großen Mehrzahl nach einen Schornstein und einige Masten tragen. Wenn sich aus dem Schornsteine scharssinnigerweise aus das Vorhandensein einer Dampsmaschine schließen läßt, so werden dem naiven Gemüthe die aus Segelgebrauch berechneten Masten mit ihren Querhölzern, den Raaen, entbehrlich scheinen. Aber die Thatsache, daß englische Maschinenkohlen zu den theuren Artikeln gehören und daß der Wind, wenn er einmal bläst, gratis zu haben ist, hat zu der ökonomischen Einrichtung gesührt, daß ein Kriegsschiff in Friedenszeiten sich der Segel bedient, wo dies irgend angeht, und nur im Nothsalle zum Dampse seine Zuflucht nimmt, also etwa wenn versängliche Haseneinsahrten passirt werden, wenn es sich um eilige Aufträge, um pünktliches Eintreffen handelt, oder sür Uebungszwecke, welche aus den Kriegsgebrauch berechnet sind. Im Kriege selbst gehen natürlich die Feuer niemals aus, wenn das Schiff in Dienst gestellt ist, denn im Falle der Noth würden immerhin beiläusig zwei Stunden vom Feneranzündeu an vergehen, ehe Damps zur Bewegung vorhanden ist.

Diese Bemerkungen sollen einstweilen den geneigten Leser nur daraus vorbereiten, daß an Bord eines Kriegsschiffes das Personal der Maschinisten und Heizer seine bedeutungsvolle Rolle spielt; die ersteren vom leitenden Maschinisten, der seinen Platz an der Steuerung, vor dem von oben niederkommenden Sprachrohre, in der Aetion nicht verläßt, bis zum jüngsten Maschinisten-Applieanten hinab, der, mit der Handlampe bewaffnet, hunderte von durstigen Oeffnungen in dem Maschinengetriebe unablässig mit Oelslutheu tränkt.

Aber dort, im Hintergrunde des tunnelartigen Raumes: scheiut es nicht eine Cyelopenwerkstatt, die ihre Gluth in den Maschinenraum haucht? In zwei Reihen liegen sich die Feuerungen gegenüber; hier und dort wird eine Thür ausgerisseu, und wenn Dir die Hitze vorher den Athem benahm, so beschleicht Dich vor der geöffneten Thür die Furcht, daß Dir die Kleider vom Leibe schwelen. Gestalten mit schwarzen Gesichtern und schmutzigem Hemd, das in weißen Hö^en steckt, regieren ungeheure Schürstangen, und wo eine Thür sich öffnet, verschlingt der Höllenschlund einen Centner Steinkohle aus einmal. Hinter Dir übertönt das Gerassel des Maschinenungeheuers jeden anderen Laut, vor Dir im Feuer, in den Wasserund Dampsleitungen ein Gebrause, bei dem sich die Brust mit ängstlichen Athemzügen begnügt.

Das Leben des Heizers gehört unter die wenig beneidenswerthen Dinge, selbst in Betracht genommen, daß ihm bei schwerem Dienst vor dem Feuer eiu Labsal der Götter gereicht wird, — Haserschleim! Er hat das Unglück, im Kampse gegen Oel, Ruß, Theer, Kohle stets den Kürzeren zu ziehen; keine Menschenkrast vermag die Spuren dieser unerbittlichen Gegner aus Hemd und Bramtuchhose zu bannen und die Stirn der Gewaltigen runzelt sich doch ob jeder unlauteren Stelle!

Nord uiid 3üd. VII, IK, U

Aber es drängt uns zum Lichte zurück, wo heitere Bilder unser warten.

Der Malersgast ist der einzige Iünger der darstellenden Kunst an Bord; aber ungleich seinen lockenhäuptigen Collegen von München oder Düsseldors vertauscht er die Palette mit bauchigem Farbetops und das zarte Pinselwerk mit solidem Farbenquast; extrem angelegt, wie er ist, malt er in Schwarz oder Weiß; außenbords schwarz, innenbords weiß: das ist seine Aesthetik. Schneider und Schuhmacher bleiben aus den untersten Entwickelungsstusen ihrer Künste zurück, aus dem Standpunkte der Flickarbeit; der Büchsenmacher sorgt sür die Kriegsbereitschast der Handwassen; einige Schreiber beschästigt das Commandobureau. Der Schiffszimmermann gehört zu den Vielbeschästigten an Bord; er ist Iedermanns Faetotum, sobald es sich um Holz handelt und seine technische Geschicklichkeit kann bei ernsteren Beschädigungen am Holzkörper des Schiffes von Wichtigkeit sein. Vergessen wir nicht zu erwähnen, daß einige Lazarett)gehülsen sür die Krankenbedienung vorhanden sind, daß der Segelmacher über den Zweck seines Daseins nicht zweiselhast läßt, so haben wir einen Complex von Beschästigungen kurz angedeutet, welche von technisch vorgebildeten Mannschasten der Handwerkerabtheilung wahrgenommen werden. Maschinisten und Heizer gehören zur Maschinistenabtheilung, beide Abtheilungen sind zu einer Werstdivision vereinigt, deren jeder Stationsort eine hat und welche im Gebrauchssalle die Schiffe mit Personal versorgen.

Der Seesoldat ist etwas durchaus Verschiedenes vom Seemanne; unisormirt und bewaffnet nach dem Muster der Armee, ausgebildet eigentlich nur sür den Landdienst und deshalb an Bord der größeren, namentlich Panzerschiffe, wo er sich in Detachements allein noch sindet, nur sür den Nachtdienst und bei Landungen verwendbar. Er ist Soldat und durchaus nicht Seemann, wenngleich die Bevölkerung der Flußsahrzeuge mit Vorliebe sür diesen Dienst ausgehoben wird; er hat das Gesühl, obgleich er ein so tüchtiger Soldat ist, wie nur einer, an Bord eine nebensächliche Rolle zu spielen, und wenn er es nicht hat, wird es ihm bei Zeiten beigebracht; er hat eine ausgesprochene Neigung zur Seekrankheit und die überzeugungstreue Theerjacke hat deshalb nur einen geringen Grad der Wertschätzung sür ihn. Das einzige vorhandene Seebataillon in Kiel hat zwei Compagmen nach Wilhelmshaven detachirt und erhält seine Ossieiere leihweise von der Armee.

Die Seeartillerieabtheilungen, welchen die Ausgabe zusällt, die Geschützriesen in den Seesestungen Friedrichsort und Wilhelmshaven zu bedienen, haben vor nicht langer Zeit eine Reorganisation ersahren, welche sie den Matrosendivisionen als sünste Abtheilungen zugesellte und die abweichende Unisorm beseitigte; aber im großen Ganzen ist nichts daran geändert woiden, daß die Mannschaften dieser Marinetheile Artilleristen im eigentlichen Sinne bleiben und mit dem Dienste an Bord der Kriegsschiffe in keine Berührung kommen.

Es bliebe uns noch übrig, einen disereten Blick aus die oberen Chargen der Kriegsmarine zu wersen.

Der Seeossieier unserer Tage ist keine Speeies mehr im darwinistischen Sinne, höchstens noch eine Varietät; er ist ein ausschließliches Produet der modernen Cultur; er hat sich bequemt, den Rock bis unter das Kinn zuzuknöpsen und im Dienste eine Schärpe um die Hüste zu legen; er hat allerdings den originellen Hut in die neue Zeit hinüber gerettet, die Cantillen an den Epauletten der unteren Chargen und die goldgestreisten Galabeinkleider, aber er bangt vielleicht nicht mit Unrecht um den Verlust auch dieser Auszeichnungen, In seinem ersten Entwickelungsstadium heißt er Cadett und wird zum Seeeadetten besördert, indem sich der schmale goldene Mützenstreisen in einen etwas breiteren verwandelt. Wenn er sich zu seinem Beruse entschließt, hat er in den seltensten Fällen bereits Salzwasser gesehen, aber er genießt aus der Marineschule und an Nord der Cadetten-Schulschisse eine so gründliche und vielseitige Ausbildung, daß man mit Recht vor dem Gedanken Halt macht, ob die verschiedenartigen Dienstzweige, denen der Seeossieier gewachsen sein soll, wirklich eine allseitige Durchbildung möglich erscheinen lassen. In Allem, was der Seemann praktisch zu leisten hat, soll ihn der Ossieier unterweisen und überragen insosern, als die theoretische Vertiesung einen erhöhten Standpunkt mit sich bringt; der Ossieier soll aber außerdem ersahren sein in der Leitung des Schiffes, in der astronomischen Ortsbestimmung, in der Küstenvermessung, im Zeichnen; das Artilleriewesen wird ihm zur Wissenschast,

die Kenntuiß des Torpedowesens, der Elektrotechnik wird gesordert und es wird Niemandes Wahl anheimgegeben, sich einem dieser Dienstzweige allein zu widmen, sondern von Iedem wird Alles beansprucht. Es kommt hinzu, daß der Dienst an Bord nichts weniger als eine Sineeure ist und keinerlei Anlaß gibt, den Neid des Armeeossieiers zu erwecken, daß die spärliche Zeit der Muße in größerer Gemeinschast verbracht wird und zum Studium und zur Weiterbildung in den theoretischen Fächern schon wegen des beschränkten Raumes und Materials wenig verleitet: man sieht, daß es kein Kleines ist, ein Seeossieier oomius il laut zu werden und daß hier die imaginäre Präponderanz des „ersten Standes im Staate" durch Wissen und Können wesentlich gestützt wird. Wie sich der Seeossieier mit ziemlicher Geschwindigkeit in den Besitz der höheren Gradabzeichen setzt, zu erzählen, verspare ich mir aus ein anderes Mal; hier möchte ich noch ansühren, daß an Bord der Schiffe ein oder mehrere Aerzte vorhanden sind, daß gelegentlich ein Marineprediger die Sorge sür das Seelenheil übernimmt, daß Zahlmeister oder Solche, die es werden wollen, die Verwaltungsgeschaste besorgen, daß auch im Maschinenpersonal einige obere Ingenieurchargen, namentlich aus Geschwadern und den größeren Schiffen, durch ihre Anwesenheit glänzen. Hier mag es bei dieser flüchtigen Vorstellung sein Bewenden haben.

was der 5eemann eine „Messe" nennt.

Unter „Messe" an Bord versteht man eine in sich abgeschlossene Tischgesellschast, im übertragenen Sinne wird damit auch der Raum bezeichnet, in welchem diese Genossenschast ihren eulinarischen, poeulativen und ästhetischen Genüssen obliegt.

Die Messen gehören zu denjenigen Dingen an Bord, welche die au sich eigentlich paradoxe Bestimmung haben, gleichzeitig den kameradschastlichen Geist und die Exklusivität zu sördern; den ersteren, indem sie möglichst gleichartige Elemente in sich vereinigen, die letztere, weil sie diese Gesellschast gegen etwaige Invasionsgelüste sremder Elemente hermetisch abschließen; selbst der Cerberus, welcher den Eingang wehrt, sehlt den meisten Messen nicht.

Wir haben den angenehmen Vorzug, ein Flaggschiff zum Gegenstande unserer kritischen Beleuchtung wählen zu können, eine stattliche gedeckte Corvette, welche mit einem Geschwaderstabe gesegnet ist. Der Grad der Würdigung dieses Vorzuges ist an Bord selbst in der Regel ein nur mäßiger, da der Geschwaderstab die besten Räumlichkeiten sür sich beansprucht, wo überhaupt in Bezug aus Raum nicht ein Schimmer von Luxus getrieben wird; außerdem nimmt auch der regste Diensteiser in versrühter Morgenstunde oder gegen den Schluß eines achttägigen See(nicht Land-)regens gerechten Anstoß daran, wenn das Auge des Gewaltigen in zu unmittelbarer Nähe über ihm wacht. Wir wollen von unserer Eigenschast als „Badegast" nicht viel unnöthigen Aushebens machen, denn wer an Bord und gar in einer Messe nicht absoluter Seemann in des Wortes verwegenster Bedeutung ist, wird eine passivneutrale Haltung in allen Lebenssragen empsehlenswerth sinden, selbst wenn es sich um deu lediglich terrestrischen Unterschied zwischen Kopssteiupslaster und Chaussee handeln sollte; aber diese Eigenschast kommt uns doch insoweit zu Gute, als wir ohne Voreingenommenheit selbst in des Gewaltigen Heiligthum schauen dürsen und bei einem unvorbereiteten „Alle Mann aus zum Manöver!" behaglichen Sinnes die einsamen Seiten des Messelebens genießen dürsen, ein Moment, in welchem der Nachtheil des Badegastthums durch den Vorzug warmer Suppe oder heißen Kaffees mehr als reichlich ausgewogen wird.

Verrathen wir dem geneigten Leser in Kürze, daß unter der Firma „Badegast" in der Ossieiersmesse die Aerzte, Prediger und Zahlmeister sahren, und wenn das schwarze Geschick in boshaster Laune einen Intendanturbeamten dorthin verschlagen haben sollte, auch dieser.

Um endlich zur Sache zu kommen, so sührt an Bord unseres Flaggschiffes zunächst der Admiral seine eigene Messe, in der Regel ein ältlicher Herr, welcher im Lause seines ereignißreichen Lebens die Wahrnehmung gemacht hat, daß die Geselligkeit das beste Glas Wein würzt. Deshalb hat der hohe Herr dem Commandanten des Schiffes die annehmbare Offerte einer gemeinsamen Messesührung mit sehr ungleicher Vertheilung der Kosten gemacht und hält es vielleicht auch sür eine Pslicht des Herzens, seinen Stabsches und seinen Flagglieutenant dauernd einzuladen. Der Commandant des Flaggschiffes wird hierbei in der Regel kein wesentliches Geschäst machen, weil er Dasjenige, was ihm sür seine Messe an etatsmäßiger Competenz gewährt wird, in den gemeinsamen Fonds geben wird; der Stabsches aber, welcher eigentlich mit dem Commandanten gemeinsame Messe machen soll, und der Flagglieutenant, der in die Ossieiersmesse gehört, können die ehrenvolle Einladung ihres Geschwaderchess nicht durch das schnöde Anerbieten einer Geldentschädigung entweihen und genießen eine zwar unsreiwillige, aber nicht unwillkommene Nebeneinnahme. In neuerer Zeit ist der Stabsches zahlendes Mitglied des Admiralstisches geworden.

Wenn sich der Leser unsere Corvette als ein vierstöckiges Haus denkt, dessen Kellerräume der unergründliche Kielraum, dessen Parterre-Etage das Hellegat und die Lasten sür Proviant, Munition :e., dessen erster Stock das Zwischendeck, dessen zweiter das Batteriedeck ist, und welches aus der hinteren Hälste des oberen sreien Deckes eine halbe Etage besitzt, die Campanje, wie der Seemann sagt, so wird derselbe sich orientiren, wenn wir sagen, daß die Räumlichkeiten des Admirals im zweiten Stockwerke, die des Schissseommandanten sogar allen Regeln des guten Tones zuwider in der kleinen Dachetage belegen sind. Der Geschwaderches gebietet über ein Wohnzimmer, ein Schlaszimmer und einen Speisesaal, die ersten beiden Räume in der hintersten Rundung des Schiffes neben einander belegen, die Messe beiden quer vorgelagert von Backbord zu Steuerbord. Die Einrichtung ist eine höchst mäßige, der solide Mittelstand macht in der eigenen Häuslichkeit jedensalls mehr Ansprüche an Comsort, als man bei dem Höchsteommandirenden an Bord sindet. Für seine tägliche Verpflegung erhält der Geschwaderches (bis jetzt noch stets ein Contre-Admiral) 24 Mark, so lange das Geschwader sich in der Ostund Nordsee aushält, dagegen 45 Mark, sobald die Straße Dover-Calais, oder bei dem Wege um Schottland, sobald der dritte westliche Längengrad (Greenwich) passirt wird. Zur Beleuchtung der Räume und zur Besoldung von Koch und Kellner werden täglich 7 Mark 75 Psennig gewährt. Diese Zahlen wären vielleicht im Stande über ihren Werth zu täuschen, wenn man nicht zu bedeuken hätte, daß der Admiral das Wenigste davon verbraucht. Ein guter Koch ist nicht unter 50 Thaler, ein brauchbarer Steward vielleicht schon sür 40 Thaler monatlich zu engagiren; man wird begreisen, daß jene 232 Mark 50 Psennig monatliches Pauschquantum, von denen noch 45 Mark sür die Beleuchtung abzurechnen, sür ihren Zweck nicht ausreichen. Ob man serner von acht Thalern seine Verpflegung bestreiten kann, wenn man zunächst stehende

Tischgäste hat, sodann aber in jedem sremden Hasen zu unaushörlichen Dejeuners, Diners und Soupers verpflichtet ist, bei denen gute Weine aus der Tasel stehen müssen und manchmal zwöls und mehr Personen mit kritischer Zunge die Seemannskost erwarten, kann mau getrost dem Nachdenken überlassen. Es mag eine Ehre und ein Verdienst sein, ein Geschwader zu sühren, aber der kausmännische Sinn wird begreisen, daß es mit Unterbilanz abschließt.

Von der Commandantenmesse ist in unserem Falle nicht zu reden, weil sie durch Convention ihre Selbständigkeit eingebüßt hat; wo sie aber an Bord des einsam segelnden Kriegsschisses besteht, zeichnet sie sich in der Regel durch völligen Mangel eonstanter Tischgäste aus, verkörpert durch Engagement des Koches der Ossieiersmesse das umgekehrte Prineip des Dualismus insosern, als beide Messen von derselben kunstsertigen Hand ernährt werden, und weiß meistens ökonomisch genug zu wirthschasten, um sich durchzuschlagen. Die Messeompetenzen der Commandanten variiren schon nach den Schisssklassen und nach dem Ausenthalte der Fahrzeuge, und könneu an Taselgeldern im besten Falle 18 Mark, im kläglichsten 2 Mark 50 Psennig, an Pauschquantum 7 Mark 75 Psennig und 3 Mark 90 Psennig betragen.

Soweit die himmlische Gerechtigkeit die Beleuchtung gratis übernimmt, gibt sie weder beim Commandanten noch beim Geschwaderches Anlaß zu klagen, der Unbesangene würde sogar den etwas klein gerathenen Seitensenstern wahrscheinlich von innen heraus nicht einmal ansehen, daß sie eigentlich nur Geschützpsorten sind. Steigen wir aber eine weitere Treppe in die Tiese bis in das Zwischendeck, in welchem wir wieder „achtern", wie der Seemann „hinten" nennt, die Ossieiersmesse vorsinden, so lehrt das zweiselhaste Halbdunkel des Raumes, daß wir uns der Wasserlinie bedeutend genähert haben, weshalb aus den Seitenwänden des Schiffes nicht mehr viel Licht zu erwarten ist. Diese Messe ist ein viereckiger Raum, nach hinten mit einem Vorrathsgelaß, welches den bedienenden Kellnern den Tag über zum Ausenthalte dient, in die äußerste Rundung des Schiffes hineintretend. In die Decke ist ein großes, quadratisches Loch eingeschnitten, durch welches man in das Batteriedeck in die Höhe schaut. Dies Loch kann durch ausgelegte Fenster verschlossen werden. Gerade darüber ist in der Decke der Batterie ein gleiches Loch gelassen, welches also nach dem Oberdecke sührt und dem Tageslichte den Eingang gestattet. Bei ganz schlechtem Wetter wird dies oberste Loch durch einen kastenartigen Deckel geschlossen, woraus in der Messe absoluteste Dunkelheit herrschen müßte, wenn man nicht die Oellampen besäße (Petroleum wird an Bord nicht geduldet). Die Messe kommt mit den Seitenwänden des Schiffes in keine Berührung, denn sie ist aus beiden Seiten von den Kammern der Ossieiere eingeschlossen. Diese neiderregenden Räume sind höchstens drei Schritte lang und ebenso breit und besetzt mit einem Bette (Koje, sagt der Seemann), einer geräumigen Kommode, Waschgestell und einem Klappstuhle, und wenn dazu noch einige Dinge kommen, die man als unentbehrliche Besitzthümer mit sich sührt, so können wir aus unserer Ersahrung die Vergeblichkeit des Nachdenkens darüber versichern, wo nun der Raum zum Stehen oder zu einer Bewegung der unteren Extremitäten bleibt. In weiser Oekonomie sind alle Thüren so eingerichtet, daß sie nicht ausschlagen, sondern in die Seitenwand eingeschoben werden. Ihr Licht erhalten diese Einzelzellen durch je ein rundes Loch in der Schissswand, klein genug, um den Kops nicht hineinschieben zu können; bei schlechtem Wetter werden Glaseylinder in diese Ochsenaugen, wie der technische Ausdruck lautet, eingeschraubt, sonst würde jede anschlagende Welle eine unerquickliche Wassersluth aus den Schläser oder aus das verlassene Bett ausgießen.

Die Messe hat, wenn das Schiss in Dienst gestellt wird, nichts Eiligeres zu thun, als ein Statut zu beschließen und den Vorstand zu wählen, welcher in gewissen Intervallen einer Neuwahl unterzogen wird. Der Messevorstand, ein älterer Ossieier, Arzt oder Zahlmeister, ist der Geschäftssührer, welcher die einkommenden Gelder verwaltet und verrechnet, die Einkäuse anordnet, das tägliche Menü sestsetzt und gerade dieser letzten Pslicht wegen der geplagteste Mensch sein kann, wenn er sich sür den besonderen Zweck nicht mit Gleichmuth gepanzert hat. Es ist eine Thatsache, die wir als bekannt voraussetzen dürsen, daß Hammelsleisch manchen Menschen eine wahre Augenweide, anderen wieder Gegenstand des Abscheues ist; daß der Eine Mehlspeisen, der Andere süße Compots als Nachtisch liebt; jener kann Kartoffeln zu keiner Speise missen, dieser glaubt sich zum Proletarier herabgewürdigt, wenn sie ihm zugemuthet werden. Und da der Messevorstand nicht allen Geschmacksrichtungen solgen kann, hat er es in der Regel mit mehreren verdorben; wenn er sparsam ist, besriedigt er die Gourmands nicht, ernährt er seine Messe splendid, so seuszen die mageren Geldbeutel, welche an einen möglichen Zuschuß aus eigener Tasche denken.

Der gute Messevorstand muß eine Unsumme vortrefflicher Eigenschasten in sich vereinigen, viel Zeit aus sein Geschäst verwenden und die Kunst verstehen, bei äußerster Sparsamkeit und unter ungünstigen Verhältnissen, wie bei längeren Reisen in See, stets einen standesmäßigen Tisch herzurichten; aber auch der schlechteste sollte den einen Grundsatz unbeirrt versolgen, den Kassee stets selbst zu kausen. Wer unter der Vernachlässigung dieses Prineips je gelitten hat, wird mit uns zu sühlen vermögen.

Das Leben der Ossieiersmesse beginnt in der Regel nicht vor acht Uhr; aber von acht bis halb neun Uhr Morgens ist der Tisch gedeckt, mit Frühstücksgeschirr besetzt und im Hintergrunde lauern die Stewards. Es ist Iedem überlassen, innerhalb dieser Zeit sein erstes Frühstück nach Belieben zu genießen. Wer erscheint, nimmt seinen zugewiesenen Platz ein, besiehlt Thee oder Kaffee, dazu etliche Eier oder kalten Ausschnitt. Der beginnende Dienst läßt es zu weiterem Genuß der Morgenstunde nicht kommen, die Messe ist nach der Kasseezeit verödet. Die nächste Mahlzeit, das zweite Frühstück, wird um halb Zwöls durch zwei Trompetensignale im Schiffe bekannt gemacht. Man wäscht sich eilig, unterzieht die Wäsche einer peinlichen Durchsicht und versehlt nicht, beim Ausklingen des zweiten Signals in gesellschastssähigem Anzuge seinen Stuhl zu nehmen. Wenn der erste Ossieier des Schiffes den Präsideutensitz eingenommen, hat jeder später Kommende die Pslicht, sich zu entschuldigen. — Die Stewards präsentiren Bouillon, eine Zwischenspeise, warmen Braten und Käse, die Reihensolge des Herumreichens wechselt täglich; zum Schluß erscheinen Lichter: es dars geraucht werden. Die dritte Mahlzeit, das eigentliche Diner, wird um ein halb sechs Uhr durch dieselben Signale eingeleitet, ein Gang Fleischspeise wird eingeschoben und Compot und Kassee angehängt. Hiermit hat die ernährende Thätigkeit der Messe ihr Tagewerk vollendet. Ist das Wetter schön und der Dienst wie gewöhnlich vor der Tischzeit beendet, so genießt man aus dem Decke der Campanje den Abend, bis die kühlere Nachtlust oder das Signal „Pseisen und Lunten aus, Ruhe im Schiff!" das Rauchen an Deck nicht mehr gestattet. Alsdann sammelt sich die Gesellschast in der Messe, um sich eiuem idyllischen Stilllebeu hinzugeben. An der einen Ecke der Tasel denken drei Seatspieler über die Finessen des Grands ohne Vieren nach; nebenan sitzt der Stabsarzt, welcher sich durch angestrengtes Studium eines dickleibigen Buches über Schädelbrüche und aeuten Gelenkrheumatismus aus das bevorstehende Examen zum Oberstabsarzt vorbereitet; der Ossieier, welcher um 8 Uhr von Wache kam, hat sich den Cadetten seiner Wache rusen lassen, der in dem scheuen Gesühle der Subordination aus der vorderen Kante des Stuhles balaneirt und dem Wachtossieier Notizen sür das Heiligthum des Schiffes, das Loggbuch, leistet. Ob die Wolkensormation cuiuuln-stratu3 oder oii-ro-oumuIus gewesen ist, erregt eine kurze Debatte, an welcher sich auch die Seatspieler betheiligen. Gegenüber soll zwischen zwei Unterlieutenants eine Serie von Eeart^-Parthien darüber entscheiden, wer zwei bereits getrunkene Flaschen Bier bezahlt; neben ihnen sitzt ein Zither-Virtuose und rückt nach mühseligem Stimmen mit einigen Schweizerliedern in das Feld. Dem Assistenzarzte ist die Ausgabe zugesallen, ein verwickeltes Krankenrapportschema mit hundert Colonnen auszusüllen, welches zum äußersten Termine morgen abgeschickt werden muß; ein letzter Tischgast endlich hat einige Bände von Meyers Conversations-Lexikon vor sich liegen und läßt ein eingestecktes Messer entscheiden, welcher Gegenstand die Ausmerksamkeit des Lernbegierigen heute sesseln soll. Soeben tritt der Ossieier der Wache ein, der sich vom Piketossieier hat versangen lassen, um die Einwirkung der Nachtkühle durch einen eiligen Cognae zu paralysiren und wieder zu verschwinden. Trotz der mannichsachen Beschästigungen läust eine muntere Unterhaltung um den Tisch herum, welche aber in demselben Augenblicke unterbrochen wird, wo die Thür der Messe sich össnet, um den Stabswachtmeister einzulassen. Der Mann schließt die Thür hinter sich, nimmt eine militärische Haltung an und sagt-die seltsamen Worte „Vier Glas!" Allgemeiner Ausbruch solgt, die Beschästigungen werden kurz geschlossen, Alles verschwindet in den Kammern, die Stewards löschen die Lampen und erst jetzt entsernt sich der Stabswachtmeister beruhigt. Erklären wir dem mit dem Leben an Bord nicht vertrauten Leser den Zauber jener Worte. Alle Wachen dauern an Bord vier Stunden und beginnen um 12, 4 und 8 Uhr. Die Schiffsglocke verkündet den Beginn der neuen Wache dadurch, daß sie die alte mit acht Schlägen schließt. Von nun an wird jede halbe Stunde abgeläutet, die erste mit einem Glockenschlage, jede solgende mit einem Schlage mehr. Aus die Abendwache, welche um 8 Uhr begann, angewendet, bedeutet „Vier Glas" soviel wie „Zehn Uhr"; in See wird um diese Zeit, im Hasen dagegen um 11 Uhr lsechs Glas) die Messe geschlossen.

Wenn wir oben sagten, daß die Ernährung der Theilnehmer aus demjenigen Fonds bestritten wird, welcher sich aus den etatsmäßigen Taselgeldern ansammelt, so müssen wir ergänzend bemerken, daß Getränke hiervon ausgeschlossen sind. Für die Verwaltung des Weines wird ein besonderer Weinvorstand gewählt; dieser kaust Vorrath, normirt die Schisssprеise, sührt Buch über den Verbrauch und zieht allmonatlich von jedem Messetheilnehmer den Preis Dessen ein, was getrunken worden ist. Sind aber Gäste an Bord, welche entweder von der Messe eingeladen, oder an den erlaubten Gasttagen von Einzelnen gebeten sind, so bezahlt die Messe die Kosten der Getränke. Bier und Spirituosen zu sühren wird in der Regel dem Steward überlassen als Geschäst aus eigene Rechnung und dann mit Sachkenntniß ausgebeutet. Das Taselgeld wird sür jeden Messetheilnehmer einzeln liquidirt, aber vom Messevorstand allein in Empsang genommen, und beträgt je nach dem Ausenthalte des Schiffes von 2 bis 5 Mark täglich. Für Köche und Kellner wird das Pauschquantum mit 7 Mark 75 Psennig bis zu 3 Mark 90 Psennig täglich gegeben, wobei neben dem Ausenthaltsorte auch die Größe des Schiffes den Unterschied bedingt. Die Abrechnung wird bei jedem Wechsel des Messevorstandes vorgenommen, die Schlußbilanz bei der Außerdienststellung entscheidet über die inhaltsschwere Frage, ob Ersparnisse vertheilt oder Schulden von den Mitgliedern eingezogen werden sollen. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Messewirthschast um so vortheilhaster wird, je länger die Indiensthaltung dauert, da sich die sehr bedeutenden Kosten der ersten Einrichtung während des größeren Zeitraumes besser einbringen lassen, als aus kleinen Sommerreisen.

Nord und Lüd. VII, 19. 9^6

Wir haben der Ossieiers messe eine besondere Ausmerksamkeit gewidmet, um uns demnächst um so kürzer sassen zu können. Wir müssen uns zunächst zu der Cadettenmesse wenden; in der Regel ein Raum, welcher aus Eleganz der Einrichtung keinen Anspruch machen dars, sondern nur daraus berechnet ist, den Seeradetten, Cadetteu und Ossieiers-Aspiranten einen gesonderten Speise- und Gesellschastsraum zu bieten; daß es hier nicht selten etwas geräuschvoller zugeht als in den anderen Messen, erregt mehr als billig die Ungeduld der Anwohner, wird aber durch die Iugendlichkeit der Messetheilnehmer hoffentlich entschuldigt. Zum Schlusse sühren auch die Deckossieiere an Bord ihre eigene Messe, meistens eine nur kleine Tischgenossenschast reiserer Männer, an welcher außer den eigentlichen Deckossieieren auch die Zahlmeister-Aspiranten und die Stabswachtmeister Theil nehmen. Cadetten- und Deckossieiersmesse müssen sich mit den Taselgeldern von 1 bis 2^ Mark etwas okonomisch einrichten und sind mit den Pauschquanten von 3 Mark 40 Psennig bis 4 Mark 90 Psennig aus gemeinsame Benutzung von Koch und Keller angewiesen. Auch diese Räumlichkeiten liegen der Regel nach im Zwischendeck, sind aber bei mangelndem Raume genöthigt, sich längs der Schiffswand hinzuziehen in derselben Tiese, welche den Kammern gestattet ist, lang genug, um das vorhandene Personal zur Noth zu beherbergen.

Die höchste Würdigung ersährt die Einrichtung der Messe natürlich bei Denjenigen, welche, wie die Cadetten, einzelne Deckossieiere und selbst dann und wann die jüngsten Seeossieiere, keine Kammer zur Versügung haben, da Kammern und Messen an Bord die einzigen Orte sind, wo man sich dem Auge der großen Masse zeitweise entziehen kann; aber ihr absoluter Werth ist ein ungleich höherer. Das menschliche Bedürsniß nach Geselligkeit sucht unter allen Umständen Besriedigung; die Einrichtung der Messen macht es unmöglich, diese Besriedigung anders als im Kreise Gleicher zu suchen, sie sördert ein Kastenwesen, welches im Interesse 5er Diseiplin an Bord eine absolute Nothwendigkeit ist. Außerdem aber ermöglicht die Messesührung allein, daß der Einzelne sich normal ernähren kann und daß die nicht hoch bemessenen Entschädigungssätze dem Bedürsnisse genügen, indem das Prineip der Vereinigung zum Zwecke gemeinsamer Beschaffung und Bewirthschaffung ausgenöthigt wird.

Unberechtigt« Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrist untersagt. Uebeisehungsrechi vorbehalten.

Inhalt.

F. Mar Müller in Vrford. .^.„

Neber Fetischismus I.3?

Lmanuel Geibel in Lübeck.

sieben Gden des Horaz 1,66

Rarl Vraun-Wiesbaden in Verlin.

Eine unfindbare sreie Reichsstadt. Kulturgeschichtliche 2kiz;e . 1.?3

Rarl Crdm. Edler in Wien.

Eine Glocknersahrt. Novelle 200

Ludwig Freiherr von Gmpteda in Wiesbaden.

Vilder aus englischen landsitzen und Gärten. II. III. . . . 22H

tudwig f)ietsch in Verlin.

Iwan Turgenjew, persönliche Erinnerungen 2^2

Hierzu das Vorträt Iwan Turg^njew's, Radirung von V, Mannseld in Verlin.

Ueber Fetischismus.

Von

F. Max Müllcr.

— Oxsord. —

Fängt alle Religion mit Fetischismus an?

enn man die zahlreichen Bücher, welche während des letzten Jahrhunderts über die Geschichte der Religionen geschrieben wurden sind, zu Rathe zieht, so sindet man trotz mancher Abweichungen eine merkwürdige Uebereinstimmung wenigstens in einem Punkte, nämlich, daß die niedrigste Form von dem, was überhaupt Religion genannt zu werden verdient, Fetischismus sei. Es sei unmöglich, meint man, sich etwas Niedrigeres vorzustellen, was doch noch den Namen Religion verdiene, nnd wir könnten daher ganz sicher sein, daß Fetischismus, und nur Fetischismus, den Ansang aller Religion gebildet habe. So ost mir ein so überraschendes Unisono entgegentritt, worin dieselben Gedanken sast in denselben Worten ausgedrückt werden, da muß ich bekennen, sühle ich immer einen gewissen Verdacht, und halte es wenigstens sür meine Pslicht, aus die ersten Quellen zurückzugehen, um zu sehen, unter welchen Umständen und zu welchem Zweck eine Theorie in's Leben trat, die sich so leichten und so allgemeinen Beisall erwerben konnte.

De.Vrosses, der Ersinder des Fetischismus.

Nun das Wort Fetischismus sindet sich nirgends vor dem Iahre 1760. In diesem Iahre erschien ein anonymes Buch mit dem Titel: Du dults cles Dieux ?ötiebss, ou ?ara1lVls cle l'aullisuus lißliFioii cle I'LF^pts aveo la KeliFion acwells cle NiFritis. Es ist jetzt kein Geheimniß, daß der Versasser dieses Buches De Brosses war, der bekannte Präsident De Brosses, der Correspondent Voltaires, ja einer der hervorragendsten Männer ans der ganzen Voltaire'schen Periode (geb. 1708, gest. 1777). Es war aus den Rath seines Freundes, des großen Busson, daß sich De Brosses dem Studium wilder Völkerschasten widmete, was wir jetzt Anthropologie, und zwar historische sowie prähistorische, nennen würden. Seine Arbeit bestand hauptsächlich darin, daß er die besten Beschreibungen, die er in den Werken alter und neuerer Reisenden, Seesahrer, Kausleute, Missionäre sinden konnte, sammelte und die Resultate seiner Forschungen in einem Werke in zwei starken Quartbänden herausgab, unter dem Titel: Uiztoir« äes llaviFations aux tsrres H.ustra1es, 1756. Obgleich dies Werk jetzt veraltet sein mag, so enthält es doch zwei Namen, die, soviel ich weiß, hier zum ersten Mal erscheinen, die, wie es scheint, von De Brosses selbst geprägt waren und die wahrscheinlich sortleben werden, nachdem alle seine übrigen Leistungen, selbst seine Theorie des Fetischismus, vergessen sind, — nämlich Australien und Polynesien.

Ein anderes Werk desselben Versassers, welches österS eitirt als gelesen wird, ist sein Iraitu äs Ia ?oruiation nwoaui^uß 6es I,anFuss, 1765. Obgleich auch die in diesem Buche niedergelegten Ansichten jetzt meist veraltet sind, so verdient dasselbe doch, selbst in diesen Festtagen der Sprachwissenschast, sorgsam gelesen zu werden; ja man kann wol sagen, daß es in Bezug aus Behandlung der Phonetik vielen anderen noch ganz vor Kurzem erschienenen Werken entschieden voraus ist.

Zwischen seinem Buche über die Oestlichen Reisen und seiner Abhandlung über die mechanische Bildung der Sprachen liegt nun sein Werk über die Verehrung der Fetische, was man vielleicht nicht mit Unrecht als eine Abhandlung über die mechanische Bildung der Religion bezeichnen könnte. De Brosses war unbesriedigt von den landläusigen Ansichten über den Ursprung der Mythologie und der Religion, und er saßte den ganz richtigen Gedanken, daß ein Studium der Sitten und Gebräuche der aus der niedrigsten Stuse der Bildung stehenden Wilden, namentlich der damals am besten gekannten Neger an der Westküste von Asrika, wie sie von portugiesischen Seesahrern beschrieben worden waren, die nützlichsten Hülssmittel zu einer natürlichen und richtigen Erklärung dieses alten Problems liesern würden.

„Die verwirrte Masse alter Mythologie," sagt er, „ist uns ein unerklärbares Chaos, oder ein sinnloses Räthsel geblieben, so lange als man sich begnügte zu ihrer Lösung den Figurismus der letzten Platonischen Philosophen zu gebrauchen, welche unwissenden und wilde» Stämmen eine Keuntniß der verborgensten Kräste der Natur beilegten und in einem Wust lächerlicher Gebräuche gemeiner und unwissender Menschen geistreiche metaphysische Abstraktionen zu erkennen glaubten. Noch ist es denen besser ergangen, die meist vermittelst gewaltsamer und unbegründeter Vergleiche in der alten Mythologie die bis in's Einzelne gehende, obgleich etwas entstellte Geschichte des jüdischen Volkes wieder erkannten, eines Volkes, das sast allen andern Völkern unbekannt geblieben war, und daraus bestand, seine Lehren nie sremden Völkern mitzutheilen... Allegorie ist ein Instrument, mit dem man Alles machen kann. Gibt man einmal das Prineip des bildlichen Ausdrucks zu, so sieht man, wie in den Wolken, Alles in Allem. Es gibt keine Schwierigkeiten mehr. Man braucht nur Geist und Phantasie. Das Feld ist weit und sruchtbar, was sür Erklärungen auch verlangt werden."

„Einige Gelehrte," so sährt er sort, „die ein besseres Urtheil und eine bessere Kenntniß der Geschichte der alten Völker, deren Colonien zuerst den Orient entdeckten, besaßen, und die außerdem orientalische Sprache studirt hatten, haben endlich, nachdem sie die Mythologie von dem Staub und Schutt, womit die Griechen sie bedeckt, wieder gereinigt, den richtigen Schlüssel dazu gesunden, und zwar in der wirklichen Geschichte der alten Völker und ihrer Ideen, in der salschen Uebertragung einer Anzahl einsacher Ausdrücke, deren wahre Bedeutung selbst von denen vergessen war, die sortsuhren sie zu gebrauchen, und in den Homonymien, durch welche ein Gegenstand, der mit verschiedenen Namen bezeichnet wurde, in verschiedene Wesen und Personen verwandelt wurde."

„Diese Schlüssel aber, obgleich sie uns ost die Bedeutung historischer Sagen geben, sind nicht immer genügend, um die Eigenthümlichkeit dogmatischer Ansichten, oder die ritnalistischen Gebräuche alter Völker wieder verständlich zu machen. Diese beiden Bestandtheile der heidnischen Theologie beruhen entweder aus der Verehrung der Himmelskörper, gewöhnlich Sabäismus genannt, öder aus der wahrscheinlich noch älteren Verehrung gewisser irdischer und materieller Gegenstände, von den asrikanischen Negern l^tic-ds genannt (vielmehr von denen, welche die Neger besucht und beschrieben hatten), welche Verehrung ich daher Fetischismus nennen werde. Es wird mir erlaubt sein, diesen Ausdruck seststehend zu gebrauchen; und obgleich er zunächst nur aus die Neger von Asrika anwendbar ist, so bemerke ich doch sogleich, daß ich ihn auch aus andere Völker übertragen werde, welche Thiere oder leblose aber vergötterte Gegenstände verehren, selbst wenn diese Gegenstände weniger Götter, im eigentlichen Sinne des Wortes, als Dinge sind, denen man einen gewissen göttlichen Charakter beigelegt hat, wie Orakel, Amulette oder Talismane. Denn es steht sest, daß alle diese Aussassungen ein und denselben Ursprung haben und einer allgemeinen Religionssorm angehören, welche srüher über die ganze Erde verbreitet war, und die sür sich selbst betrachtet werden muß, da sie eine bestimmte Classe unter den verschiedenen Religionen der heidnischen Welt bildet."

De Brosses theilt sein Werk in drei Theile. Im ersten sammelt er alle Nachrichten über Fetischismus, die damals erreichbar waren, wie er sie theils unter den wilden Stämmen Asrikas, theils unter anderen Völkern der Erde sindet. Im zweiten vergleicht er diesen Fetischismus mit den religiösen Gebräuchen der bedeutendsten Völker der alten Welt. Im dritten sucht er zu zeigen, daß, da diese Gebräuche viele Aehnlichkeit in ihrer äußeren Erscheinung unter einander haben, wir zu dem Schlusse berechtigt sind, daß ihr ursprünglicher Charakter bei den heutigen Negern derselbe sei, als was er bei den Aegyptern, den Griechen und Römern gewesen.

Alle Völker, behauptet er, müßten mit Fetischismus ansangen, um dann zum Polytheismus und Monotheismus, überzugehen.

Nur ein Volk macht bei ihm eine Ausnahme, nämlich die Iuden, das auserwählte Volk Gottes. Sie waren, nach De Brosses, niemals Fetischdiener gewesen, während alle anderen Völker zuerst eine urweltliche göttliche Offenbarung empsingen, dann sie vergaßen, und dann wieder mit dem Ansang ansangen mußten, also mit Fetischismus.

Es ist aussallend, den Einsluß der zur damaligen Zeit vorwaltenden Ideen selbst bei einem so ausgeklärten Geist, wie De Brosses war, zu sinden. Hätte er mit denselben scharsen Augen nach Spuren des Fetischismus im alten Testament zu suchen gewagt, mit denen er Fetische sonst überall, in Aegypten, in Griechenland, in Rom entdeckte, so würden ihm die Teraphim, die Urim und Thummim, mit dem Ephod, genug Material gegeben haben, von dem goldnen Kalb und der ehernen Schlange gar nicht zu reden. (Gen. XXVIII, 18; Ierem. II, 27.)

Wenn nun aber auch in diesen und einigen anderen Punkten viele von denen, welche die Lehre von De Brosses angenommen und vertheidigt haben, von ihm abweichen würden, so hat sich doch seine Ansicht vom Fetischismus, als der ursprünglichsten Form aller Religion, bis aus den heutigen Tag im Ganzen unverändert erhalten. Man kann auch nicht leugnen, daß sie sehr natürlich, sehr annehmbar klingt. Sie sand daher sehr bald Eingang in Handbüchern der Religionsgeschichte, ja selbst in Schulbüchern, und ich glaube, den meisten von uns ist dieselbe bereits aus der Schule beigebracht worden.

Ich selbst bin mit oieser Ansicht ausgewachsen und bezweiselte sie nie, bis ich mehr und mehr daraus ausmerksam wurde, wie wir gerade in den ältesten uns seit Kurzem zugänglich gemachten Denkmälern der Religionen des Alterthums vergebens nach handgreislichen Spuren von Fetischismus suchen, während sie in den späteren Perioden immer häusiger und häusiger werden. Während im Rig-Veda kaum eine Spur von Fetischismus ist, sind die neueren Phasen des indischen Gottesdienstes, schon vom Atharva-Veda an, voll davon. M. Goblet d'Alviella.sagt in seiner Vorlesung „vs la supörioritö äu LiÄliNauisiue. 3ur 1s (!ktlio1ioi5m^-: „l/ ötrauFer ^ui arrivs äaus 1'Iuäs, et moi-iußms ^-s n'ki Ms tait exoeption ä, eetts rü^le, us äöeouvrs ä-^Korä yus äss pratihußz re-li^isusss n,ussi 6^raäalltes hus ä^Fraääes,^^ vrai pol^tv«siue, prezyus äu lütiovizuio." Ursprung des wortes Fetisch.

Warum nannten auch die Portugiesen, die Christen waren, aber Christen in jenem metamorphischen Zustande, wie er den römischen Katholieismus des vorigen Iahrhunderts beim niederen Volke bezeichnete, warum nannten diese das, was sie bei den Negern der Goldküste sahen, leitiyc>s? Der Grund ist klar. I'eiti^os waren ihnen wohl bekannt, als Amulette oder Talisman, und sie trugen wahrscheinlich alle entweder Ketten, Kreuze oder Bilder, die, ehe sie zur See gingen, von ihren Priestern geweiht und gesegnet worden waren. Sie waren in einem gewissen Sinne selbst Fetischdiener. Als sie sahen, wie ein Eingeborener irgend einen Schmuck umarmte, einen bunten Stein nicht hergeben wollte, oder gar vor einem Knochen, den er sorgsam in seiner Hütte ausbewahrte, sich niederwars und ihn anzubeten schien, was war wol da natürlicher als zu glauben, daß die Neger diese Dinge nicht nur aus einer Art von gedankenlosem Aberglauben thaten, sondern daß es heilige Reliquien wären, Etwas wie ihre eigenen leitie,oz! Da sie weiter keine Spuren von Religion oder Gottesdienst bei den Negern entdeckten, so schlossen sie nicht ganz unnatürlich, daß diese äußerlichen Zeichen von Verehrung sür ihre leitiyoz die ganze Religion des Negers ausmachten.

Man nehme den Fall, daß die Neger, nachdem sie das Treiben der weißen Ankömmlinge von Weitem betrachtet, sich gesragt hätten, was wol die Religion dieser Menschen sein könne; — was würden sie gesagt haben? Sie sahen, wie die portugiesischen Matrosen ihre Rosenkränze trugen, wie sie vor häßlichen Bildern Weihrauch brannten, wie sie sich vor Altären verneigten, bunte Fahnen schwenkten und sich vor einem hölzernen Kreuze niederwarsen. Sie beobachteten sie nie, während sie im Stillen ihre Gebete sagten, noch sahen sie irgend welche große Opser, die man den Göttern brachte. Auch ihr moralischer Lebenswandel hinterließ wol kaum den Eindruck, daß sie aus Furcht vor Wf-Göttern sich von Verbrechen sern hielten. Was wäre also wol natürlicher gewesen, als daß sie gesagt hätten, die Religion der Weißen bestände nur aus einer Verehrung von <3rn.Frus, — dies war ihr Name sür das, was die Portugiesen tsitieo nannten — daß sie keine Kenntniß von einem höchsten Geiste oder einem König im Himmel hätten oder ihm irgend welche Verehrung bezeugten!

Was nun das Wort sür Fetisch betrifft, so ist es bekannt, daß das portugiesische lsitiho dem lateinischen laetitius entspricht. I'aetitiuz bedeutete zunächst, was mit der Hand gemacht, dann, was künstlich, unnatürlich, magisch, bezaubernd oder bezaubert ist. Ein salscher Schlüssel z. B. heißt im Portugiesischen 0K«.VS leite»„ und lsitiyo war bald die gewöhnliche Bezeichnung sür Amulette und ähnliche halb heilige, halb prosane Schmucksachen. Der Handel in diesem Artikel war im Mittelalter durch ganz Europa ebenso verbreitet, wie er noch jetzt in Asrika ist. Ein Fabrikant oder Verkäuser solcher Dinge hieß ein leitiyero, ein Wort, was jedoch bald auch in der Bedeutung von Zauberer gebraucht wurde. Wie weit verbreitet der Gebrauch dieser Worte im Portugiesischen war, zeigt sich am besten in dem Ausdruck msu leiU^iubo, welches so viel als mein Liebling bedeutet. aus Werkzeuge, Kleidung, Gebräuche und Sitten die Griechen und Römer, die Deutschen und Celten vor dem Ansang aller Geschichte in demselben Zustand gelebt hätten als die Negerstämme des heutigen Asrikas, so würde doch nichts uns zu dem Schlusse berechtigen, daß auch ihre Religion dieselbe gewesen sein müsse, daß sie Fetische, Stöcke und Steine verehrten, und nichts weiter.

Einen ähnlichen Uebergang in der Bedeutung als in teitifo, taetitiu3, sehen wir im italienischen iattura, Zaubersormel, welches in dieser Bedeutung schon im mittelalterlichen Latein von 1311 vorkommt;*) ebenso in onarme, das ursprünglich einsach eaimeu war, und im griechischen

Ausdehnung der Vedeutung von Fetisch.

Genau genommen konnten also die portugiesischen Matrosen — denn ihnen verdanken wir schließlich die Einsührung des Wortes — teiticc, nur in Bezug aus leblose und greisbare Gegenstände anwenden, und es war schon eine große Freiheit, die sich De Brosses nahm, wenn er dieses Wort auch aus Berge, Flüsse und Bäume ausdehnte. Man kann zu seiner Entschuldigung ansühren, daß er die wahre Etymologie des Wortes nicht kannte und rsitiyo von latuiu abgeleitet glaubte, wovon auch ?at», eigentlich ein uom. plur. ußnti., der aber, wie viele solcher Plurale, sür einen uom. sin^. lern, genommen wurde und später als l5e, Fee, erscheint. Dies ließ es ihm weniger gezwungen erscheinen, den Namen Fetisch auch aus natürliche Gegenstände, wie Bäume, Berge und Flüsse auszudehnen. Nichtsdestoweniger blieb es ein unglücklicher Schritt, denn er vermischte aus diese Weise drei gänzlich verschiedene Phasen der Religion:

1) Physiolatrie, oder die Verehrung von Naturgegenstanden, welche Gesühle der Ehrsurcht und Dankbarkeit im Menschen erregen, wie Berge, Flüsse, Bäume ?e,;

2) Zoolatrie, oder Verehrung von Thieren, wie wir sie namentlich bei den hochgebildeten Einwohnern des alten Aegyptens sinden;

3) Fetischismus im wahren Sinne des Wortes, d. h. die abergläubische Verehrung zusälliger und anscheinend unbedeutender Gegenstände, die an sich selbst durchaus keinen Anspruch aus irgend welche Auszeichnung zu haben scheinen.

Aber dies ist noch nicht Alles. De Brosses unterschied auch nicht einmal zwischen Fetischismus und Idolatrie, so weit auch die beiden von einander entsernt sind. Ein Fetisch nämlich, in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes, gilt an sich selbst sür übernatürlich; das Idol, im

Gegentheil, war von Ansang an ein Bild, ein Zeichen, ein Symbol von etwas Anderem. Ohne Zweisel konnte ein Idol zu einem Fetisch herabsinken, aber ursprünglich fließt der Fetischdienst aus einer ganz anderen Quelle als die, aus welcher Idolatrie entspringt.

Hören wir, was De Brosses sich unter einem Fetisch vorstellt. „Fetische," sagt er, „sind Alles, was sich Menschen zur Verehrung wählen mogen, ein Baum, ein Berg, die See, ein Stück Holz, der Schwanz eines Löwen, ein Kieselstein, eine Muschel, Salz, ein Fisch, eine Pflanze, eine Blume, gewisse Thiere, wie Kühe, Ziegen, Elephanten, Schaase :e. Dies sind die Götter des Negers, seine Heiligthümer, Talismane. Die Neger verehren sie, richten Gebete an sie, bringen ihnen Opser, tragen sie bei Prozessionen herum, besragen sie bei großen Gelegenheiten. Sie schwören bei ihnen, und ein solcher Schwur wird nie gebrochen."

„Einige Fetische gehören einem ganzen Stamme, andere einzelnen Menschen zu. National-Fetische haben ein öffentliches Heiligthum; PrivatFetische werden an ihrem eigenen Platz in den Häusern und Hütten ausbewahrt."

„Wenn z, B. die Neger Regen haben wollen, so setzen sie ein leeres Geschirr vor den Fetisch. Ziehen sie zur Schlacht, so legen sie Waffen vor ihm nieder. Haben sie kein Fleisch oder Fisch, so werden Knochen und Gräten zum Fetisch gebracht, während, wenn sie Palmenwein zu haben wünschen, sie die Scheere bei dem Fetisch lassen, mit der die Einschnitte am Palmbaume gemacht werden.*) Werden ihre Wünsche ersüllt, so ist es

gut. Werden sie nicht ersüllt, so glauben sie, daß der Fetisch erzürnt mit ihnen ist, und sie versuchen dann ihn gnädig zu stimmen."

Dies ist in Kurzem, was De Brosses unter Fetischismus versteht, was, wie er glaubte, die Religion aller Neger war, und was, wie er zu beweisen suchte, die Religion aller großen Nationen des Alterthums gewesen sein muß, ehe sie die höheren Stusen des Polytheismus und Monotheismus erreichen konnten.

Nutzen des 5tudiums wilder Völker.

Der Gedanke, daß wir, um zu lernen was die sogenannten eivilisirten Völker gewesen sein mögen, ehe sie ihre höhere Stuse der Bildung erreichten, wilde Völker beobachten sollten, so wie sie noch heutigen Tages sind, ist gewiß ein ganz richtiger. Es ist die Ersahrung, welche wir in der Geologie gewonnen haben, nur aus die Stratisieation des Menschengeschlechts angewendet. Aber was ähnlich ist, ist darum nicht gleich, und jedensalls ist die Gesahr, metamorphisches Gestein sür primäres vulkanisches zu nehmen, weit größer in der Anthropologie als in der Geologie.

*) Aehnliche-Gebräuche erwähnt Waitz, Anthropologie II, S. 177.

In Bezug hieraus sinde ich einige sehr treffende Bemerkungen bei Herbert Speneer:*)

„Zu bestimmen," schreibt er, „was wahrhast primitiv ist, würde leicht sein, wenn wir nur Berichte über wahrhast primitive Menschen hätten. Wir haben aber guten Grund zu vermuthen, daß die jetzt lebenden Menschen vom niedrigsten Schlage, die gesellschastliche Gruppen von der einsachsten Art bilden, uns durchaus nicht den Menschen darstellen, wie er ursprünglich war. Wahrscheinlich hatten die meisten von ihnen, wo nicht alle, Vorsahren aus höheren Stusen der Entwickelung, und in dem, was sie glauben und meinen, mag Manches übrig geblieben sein, was sich aus jenen höheren Stusen entwickelt hatte. Während die Theorie des ununterbrochenen Versalls, wie sie gewöhnlich verstanden wird, unhaltbar ist, scheint die Theorie des ununterbrochenen Fortschritts der Menschheit, in ihrer unbeschränkten Form, ebensalls unhaltbar. Aus der einen Seite ist die Ansicht, daß Barbarei durch ein Herabsallen aus Civilisation verursacht ist, mit den Thatsachen unvereinbar; aus der andern sehlt es an hinlänglichen Beweisen, daß die tiesste Barbarei immer so barbarisch gewesen, wie sie jetzt ist. Es ist ganz möglich, ja, ich glaube, höchst wahrscheinlich, daß Versall ebenso häusig gewesen als Fortschritt."

Diese Worte enthalten eine sehr nützliche Warnung sür solche Ethnologen, die meinen, daß, wenn sie nur ein paar Iahre unter Papuas, Fuegiern und Andamanen zugebracht, sie genau berichten können, wie es bei den ältesten Stammvätern der Griechen und Römer ausgesehen. Sie sprechen von dem heutigen Wilden, als ob er nur eben in die Welt geschickt, ohne zu bedenken, daß er, als eine lebendige Speries, wahr scheinlich nicht einen Tag jünger ist als wir selbst. Er mag ein mehr stationäres Wesen gewesen sein, aber er kann auch vielmals hinaus und hinunter gestiegen sein, ehe er seine jetzige Lage erreichte. Schließlich aber, selbst wenn man beweisen könnte, daß in allen anderen Elementen der Civilisation ein ununterbrochener Fortschritt stattsindet, so könnte doch Niemand behaupten wollen, daß dies auch von der Religion gelte.

Häufiger Verfall der Religionen.

Daß Religion dem Versall ausgesetzt ist, das lehrt uns die Weltgeschichte wieder und wieder, ja in gewissem Sinne kann man wol die Geschichte der meisten Religionen eine Geschichte ihres langsamen Versalls von ihrer ursprünglichen Reinheit nennen. Niemand würde zu behaupten wagen, daß Religion stets mit dem Fortschritt der allgemeinen Bildung Schritt hält. Wenn man also auch zugeben wollte, daß in Bezug

Sehen wir nicht Abraham, einen einsachen Nomaden, vollkommen überzeugt von der Notwendigkeit der Einheit Gottes, während Salomon, berühmt unter den Königen der Erde, hohe Plätze und Tempel sür Chemosch und Moloch baute. Im 6. Iahrhundert vor Chr. G. lauschte Ephesus einem der weisesten Männer, den Griechenland geboren; tausend Iahre später war dieselbe Stadt voll vom leichtsertigen und nichtssagenden Geschwätz des Cyrillus und des Coneils von Ephesus. Die Hindus, die vor mehreren tausend Iahren die schwindelndsten Höhen der Philosophie erreicht hatten, sind jetzt an vielen Orten zu einer entwürdigenden Verehrung von Kühen und Ochsen herabgesunken.

5chwierigkeiten des 5tudiums der Religionen
wilder Völker.

Und eine noch andere und weit größere Schwierigkeit ist mit diesem Studium wilder Völker, der Agriologie, verbunden. Wenn wir aiich geneigt sein sollten, den Vorsahren der Griechen und Römer dieselbe Religion zuzuschreiben, die wir jetzt unter Negern und anderen Wilden sinden, haben wir uns wol ehrlich gesragt, was wir denn eigentlich von den religiösen Ansichten dieser sogenannten Wilden wissen.

Vor hundert Iahren mochte es sich noch entschuldigen lassen, wenn Gelehrte so ganz im Allgemeinen von der Religion der Wilden sprachen. Die Wilden galten damals als bloße Merkwürdigkeiten, und man glaubte sast Alles, was von ihnen berichtet wurde. Man hackte und packte sie zusammen etwa in derselben Weise, wie ich von einer englischen Kanzel Neander und Strauß als Vertreter der deutschen Neologie habe nennen hören. Neger von Neger, Wilde von Wilden zu unterscheiden, daran dachte Niemand.

Ietzt ist dies Alles anders geworden. Kein wissenschastlicher Ethnolog bedient sich noch solcher Ausdrücke wie Wilde oder Neger. Im gewöhnlichen Verkehr spricht man zwar noch von Negern und versteht darunter alle schwarze Menschen, aber in wissenschastlichen Werken ist Neger meist aus die im westlichen Asrika zwischen Senegal und Niger wohnenden Stämme, die sich bis zum See Tschad und wahrscheinlich noch weiter erstrecken, eingeschränkt worden. Wenn man vom Neger als aus der tiessten Stuse der Menschheit stehend spricht, so meint man sast immer diesen Neger aus der Westküste, bei dem die Portugiesen sich zuerst ihre Vorstellung von Fetischismus bildeten.

Es ist hier nicht der Ort, die Ethnographie Asrikas zu behandeln, wie sie sich nach den Berichten der neuesten Reisenden gestaltet hat. Es genügt, aus die Eintheilung, wie sie Waitz gibt, zurückzugehen, um den Neger am Senegal und Niger wenigstens von seinen nächsten Nachbarn zu unterscheiden:

1) Die Berber- und Koptischen Stämme im Norden Asrikas. Vom historischen Standpunkte aus gehören sie mehr zu Europa als zu Asrika, Viele von ihnen wurden von den Mohammedanern unterjocht und verschmolzen mit ihren Eroberern. Sie hießen zuweilen Mohren, nie aber Neger.

2) Die Stämme, welche das östliche Asrika, die Gegend vom Nil bis zum Aequator bewohnen. Sie sind Abessinier und Nubier, und in der Sprache entsernt mit den Semiten verwandt.

3) Die Fulahs, welche über sast ganz Mittelasrika verbreitet sind und sich selbst in entschiedenem Gegensatz zu den Negern sühlen.

4) Vom Aequator südwärts bis zu den Hottentotten die Kasserund Congovölker, die ihre eigene sehr eigenthümliche Sprache reden, religiöse Ideen von wahrer Erhabenheit besitzen, und auch physisch vom wahren Neger leicht unterscheidbar sind.

5) Die Hottentotten und theilweise die Buschmänner, die sich wiederum von allen übrigen Stämmen sowol durch ihre Sprache, als physisch schars unterscheiden.

Dies sind nur eben die allgemeinsten Gruppen der Bewohner Asrikas. Wollten wir von ihnen allen als Negern sprechen, so machten wir uns derselben Nachlässigkeit schuldig, mit der die Griechen von Seythen, die Römer, vor Cäsar, von Celten sprachen. Für wissenschastliche Zwecke sollte also der Name Neger entweder ganz vermieden, oder aus die Stämme eingeschränkt werden, welche etwa 12 Breitegrade vom Senegal bis zum Niger einnehmen und sich landeinwärts bis dahin erstrecken, wo sie mit Berbern, Nubiern oder Kaffern zusammenstoßen.

Wenn nun aber auch der Ethnolog nicht mehr von allen Bewohnern Asrikas als Negern spricht, so ist es doch gar nicht leicht, den Historiker zu überzeugen, daß diese Stämme nicht mehr wie srüher als bloße Wilde behandelt werden können, sondern daß wir auch hier zu unterscheiden lernen müssen, ehe wir vergleichen können. Die, welche so leichthin von Wilden in Asrika, Amerika und Australien sprechen, würden es sehr schwierig sinden, eine Desinition von diesem Worte zu geben, die mehr bedeutet, als daß die Wilden von uns verschieden sind. Wilde sind sür uns etwa dasselbe, was sür die Griechen die Barbaren waren. Wie aber die Griechen zu lernen hatten, daß einige dieser sogenannten Barbaren Naturgaben besaßen, um welche sie sie selbst hätten beneiden können, so werden auch die, welche sich etwas gründlicher mit den Wilden beschästigen, gestehen müssen, daß einige dieser Wilden eine Religion und Lebensweisheit besitzen, die einen Vergleich mit der Religion und Lebensweisheit der eivilisirten und eivilisirenden Völker der Erde nicht zu sürchten hat. Wie dem auch sei, jedensalls muß die Idee, die mau gewöhnlich von den Wilden hat, sehr bedeutend modisieirt und disserenzirt werden; ja es gibt kaum einen andern Zweig der Anthropologie, der mit so vielen Schwierigkeiten behastet ist, als gerade das sür so leicht erachtete Studium dieser sogenannten Wilden. natürlich dies uns scheint, so wird es doch natürlich, wenn wir an das Wanderleben der wilden Völker denken, bei dem die, welche nicht mehr wandern konnten, den wilden Thieren zur Beute sielen. Wenn wir nicht dies und vieles Andere in Betracht ziehen, so werden wir uns nie ein richtiges Urtheil über die Religion der wilden Völker bilden können.

Die 5prache der wilden.

Wir wollen nur eiuige der gewöhnlichsten Vorurtheile betrachten, die man noch immer mit wilden Völkern verbindet. Ihre Sprachen, glaubt man oder glaubte man, sind weniger vollendet als die unsrigen. Hier hat nun die Sprachwissenschast bereits gute Dienste geleistete Zuerst ist die Idee, daß es Menschen gäbe, die keine Sprache besitzen, gänzlich verschwunden, und was es bedeutet, eine Sprache zu besitzen, verstehen wir auch jetzt besser zu würdigen als srüher. Alle die Berichte von sprachlosen Stämmen, oder von Menschen, deren Sprache dem Zwitschern der Vögel ähnlicher sei als den artikulirten Tönen menschlicher Wesen, sind sür die Zukunst in das Kapitel der anthropologischen Mythologie verwiesen.

Was aber noch wichtiger, ist, daß man nachgewiesen hat, wie viele der Sprachen der Wilden eine höchst vollendete, ja in manchen Fällen eine zu vollendete, d. h. eine zu künstliche Grammatik besitzen, während ihr Wörterbuch einen Reichthum von Benennungen entsaltet, um den sie mancher Dichter beneiden würdet) Es ist nun zwar sehr richtig, daß dieser Reichthum an grammatischen Formen und dieser Uebersluß von Namen sür ganz besondere Gegenstände, von einem Gesichtspunkte aus, ein Zeichen logischer Schwäche und eines Mangels an krästigem Begreisen ist, Sprachen, die Casus haben, um Nähe bei einem Gegenstande, Bewegung einem Gegenstande entlang, Annäherung au einen Gegenstand, Hineintreten in einen Gegenstand zu bezeichnen, aber keinen allgemeinen objeetiven Casus, keinen Aeeusativ, mögen reich heißen, ihr grammatischer Reichthum ist aber logische Armuth. Dasselbe gilt vom Wörterbuch. "Dasselbe mag Namen sür jede Art und Abart von Thieren, ja sür dasselbe Thier, wenn es jung oder alt, wenn es männlich oder weiblich ist, besitzen. Es mag den Fuß eines Menschen, eines Pserdes, eines Löwen, eines Hasen durch besondere Ausdrücke unterscheiden. Aber zu gleicher Zeit sehlen ihm oft Worte sür Thier im Allgemeinen, oder selbst Bezeichnungen sür solche Begriffe wie Körper, Glied u. s. w. Es ist hier eben Gewinn ans der einen, Verlust aus der andern Seite. So

*) A. B, Meyer, lieber die Masoor und andere Papuosprachen in Neuguinea, S. 11.

unvollkommen aber auch eine Sprache sein mag in einem oder dem andern Punkte, jede Sprache, selbst die der Papuas und Veddas, ist solch ein Meisterwerk des Geistes, daß die Kunst aller Philosophen daran scheitern würde, etwas Aehnliches hervorzubringen. Es kommt auch vor, daß die Grammatik wilder Völker Zeugniß ablegt sür eine höhere Stuse geistiger Entwickelung, aus welcher diese Völker srüher gestanden haben müssen, um solche grammatische Unterschiede zu bezeichnen. Und schließlich dürsen wir nicht vergessen, daß jede Sprache unendliche Möglichkeiten in sich trägt und daß bis jetzt noch keine gesunden ist, in der es unmöglich gewesen, das Vaterunser zu übersetzen.

Zahlwörter der wilden.

Lange galt es sür einen der besten Beweise der niedrigen geistigen Anlagen wilder Stämme, daß sie nicht im Stande seien, über drei, vier oder süns hinaus zu zählen. Zuerst nun gehört ein tüchtiger Gelehrter dazu, um einen solchen Fall sestzustellen.*) Zweitens aber, wenn die Thatsachen sestgestellt sind, so gilt es, sie zu erklären. Es mag Stämme geben, die Alles, was über süns, die Finger einer Hand, geht, als Viel zusammensassen, obgleich es mir sehr unwahrscheinlich scheint, daß irgend ein menschliches Wesen, es sei denn ein Irrer, nicht süns Kühe von sechs oder sieben Kühen unterscheiden kann.

Lesen wir nun die Berichte über das Fehlen der Zahlwörter über zwei oder drei hinaus etwas genauer. Man hat ost gesagt z. B., daß die bekannten Abiponen**) keine Zahlwörter über drei haben. Was sinden wir wirklich? Daß sie vier durch drei -j- eins ausdrücken. Nun, anstatt geistige Schwäche zu beweisen, beweist dies vielmehr eine viel größere Krast der Analyse, als wenn vier durch Wörter ausgedrückt ware, die ursprünglich Hände und Füße, Augen und Ohren bedeuten. Wilde, die vier durch zwei-zwei ausdrücken, würden nie in die Versuchung gerathen, den Satz, daß zwei und zwei vier machen, als ein synthetisches Urtheil s, priori zu betrachten. Sie würden augenblicklich sehen, daß, wenn sie sagen: „Zwei und zwei macht zwei-zwei", sie ganz einsach ein analytisches Urtheil aussprechen.

Wir müssen nicht immer nur daraus bedacht sein, die geistige Superiorität der Rassen hervorzuheben, zu denen wir selbst gehören. Das arische Wort sür vier, Sanskrit /.atur. Latein. yuatum-, ist von einigen recht

bedeutenden Sprachsorschern von tar, drei, mit vorgeschlagenem Ka, dem Latein. yuy, abgeleitet worden, so daß /ntur auch im Sanskrit als eins und drei ausgesaßt worden wäre. Dies mag nun richtig oder salsch sein, jedensalls sragt man sich, weshalb, wenn asrikanische Stämme sieben durch süns -s- zwei, oder sechs durch süns -<- eins ausdrücken*), dies als Beweis tiesster geistiger Armuth gelten soll, während doch Niemand ein Wort gegen die an der Spitze der europäischen Civilisation marschirenden Franzosen zu sagen hat, die neunzig durch yuatrs-vin»t-6ix, oder gegen die Römer, die neunzehn durch uuäeviFinti ausdrücken.**)

Nein, auch hier gilt die Regel, Andere mit demselben Maaße zu messen, mit dem wir uns selbst messen. Wir müssen erst zu verstehen lernen, ehe wir wagen zu urtheilen.

Geschichtslosigkeit der wilden.

Ein anderer schwerer Vorwurs gegen die Wilden ist, daß sie keine Geschichte haben. Ein Wilder zählt kaum die Tage eines Iahres, geschweige die Iahre seines Lebens. Einige Negerstämme halten es sogar sür unrecht, dies zu thun, da es Mangel an Vertrauen zu Gott beweise! In einem Lande, wo jedes Bauwerk, jedes Denkmal schnell verschwindet, wo das Leben kurz ist, und wo auch die Iahreszeiten so wenig von einander verschieden sind, daß Niemand nach längeren Zeiträumen als Monden rechnet, wird Alles schnell vergessen.***) Da diese Wilden keine Kenntniß der Schrist haben, so kann natürlich bei ihnen von dem, was wir Geschichte nennen, keine Rede sein. Nun soll durchaus nicht in Abrede gestellt werden, daß eine Interesselosigkeit sowol in Bezug aus Vergangenes als Zukünstiges ein Beweis von niedriger Bildung ist; aber man glaube nur nicht, daß diese

Interesselosigkeit bei allen sogenannten wilden Stämmen zu sinden sei. Viele von ihnen bewahren das Gedächtniß von den Thaten ihrer Väter und Großväter, ja das Merkwürdige ist, daß sie, ohne Schrist zu besitzen, im Stande gewesen sind, ihre Ueberlieserungen viele Geschlechter hindurch lebendig zu erhalten.

Herr S. I. Whitmee, dem wir so viele wichtige Beobachtungen über die braunen Polynesier verdanken, bemerkt hierüber: „Diejenigen,

denen die nationalen Ueberlieserungen zur Bewahrung anvertraut waren, gehörten gewöhnlich nur wenigen Familien an, und es war ihre Pslicht und ihr Lebensberus, die ihnen anvertrauten Legenden und Gesänge unversehrt von Geschlecht zu Geschlecht zu überliesern. Dies war eine Ehrensache sür die ganze Familie. Es war die Erbpslicht der ältesten Söhne in diesen Familien, dieselben mit wörtlicher Treue zu lernen, zu üben und zu lehren. Es war dies nicht nur eine heilige Pflicht, sondern das Recht, solche Mythen und Gesänge auszubewahren, wurde als ein ehrenvolles und werthvolles Privileg sehr eisrig bewacht. Daher kommt auch noch jetzt die Schwierigkeit, sie ausgeschrieben zu erhalten. Man sah sich sogar vor, sie nicht zu oft herzusagen, und nie ganz vollständig aus einmal. Zuweilen hat man sie absichtlich geändert, um die Zuhörer irre zu sühren. Missionäre und andere Fremde, die sich unter den Polynesieni aushielten, sind in dieser Weise ost getäuscht worden, wenn sie ein Interesse an diesen Erzählungen blicken ließen. Man muß der Sprache vollkommen mächtig sein, ihre Art und Weise kennen und ihr ganzes Vertrauen besitzen, ehe man hoffen kann, eine wirklich genaue Kenntuiß ihrer alten heiligen Literatur zu erhalten. Ia selbst dies war ost nur möglich, wenn man denen, welche diese Schätze behüteten, versprach, sie nie aus ihren Inseln selbst bekannt zu machen."

„Trotz aller dieser Schwierigkeiten ist es einigen Missionären und Anderen gelungen, große Sammlungen von diesen Mythen und Liedern zu machen und ich zweifle gar nicht, daß binnen Kurzem es möglich sein wird, alles Material sür eine vergleichende Mythologie von Polynesien zusammen zu bringen." ^

„Die meisten dieser Volkslieder enthalten manches Veraltete, sowol in Form als in Worten, die den meisten der Ietztlebenden unverständlich geworden sind."

Es ist bemerkenswerth, wie man sich der wörtlichen Treue in der Ueberlieserung dieser Sagen und Lieder versichert. Aus manchen Inseln sindet man alle Sagen, die irgend von Bedeutung sind, in zwei Formen, in Prosa und Poesie. Die Prosa gibt die Geschichte in der einfachsten Form. Die Poesie hat Rhythmus, ost auch Reim. Die poetische Bearbeitung dient zur Controle der einsacheren Prosaerzählung, die leichter dem Wechsel ausgesetzt ist. Da es so leicht ist, Aeuderungen im Prosatext vorzunehmen, so gilt dieser nie als echt, wenn er nicht bis aus's Einzelnste durch poetische Diplome beglaubigt ist.*) Eine Auslassung oder eine Einsügung im poetischen Text könnte leicht entdeckt werden. So haben also auch jene Völker die Thatsache anerkannt, daß Poesie leichter

*) Dies wirst ein merkwürdiges Licht aus die Buddhistische Literatur, die bekanntlich auch in dieser doppelten Forin existirt, einmal in Prosa und dann metrisch, in LütnH-Form.

und sicherer im Gedächtniß sortlebt als Prosa, und daher weit besser geeignet ist, historische Mythen mit strenger Treue zu bewahren.

Was wir aber jetzt unter Geschichte verstehen, ist etwas ganz Anderes. Die Namen der Könige von Aegypten und Babylon zu lernen, die Iahreszahlen ihrer Schlachten auswendig zu wissen, die Namen ihrer Minister, ihrer Frauen und Maitressen hersagen zu können, mag sehr gut zu einem Staatsexamen sein, aber daß es ein Zeichen wirklicher Bildung ist, habe ich nie glauben können. Sokrates war doch kein Wilder, aber ich zweifle, ob er die Namen und Iahreszahlen seiner eigenen Archonten hätte hersagen können, geschweige denn die Namen der Könige von Aegypten und Babylon.

Und wenn wir uns dann sragen, wie zu unserer eigenen Zeit Geschichte gemacht wird, so werden wir vielleicht besser das Gesühl derer verstehen lernen, die sich nicht überzeugen können, daß jede königliche Hochzeit, jede Schlächterei, sei es zwischen wilden Horden oder eivilisirten Heeren, jede Zusammenkunst von Friedensmännern oder jeder Congreß von Diplomaten zum Besten künstiger Geschlechter ausbewahrt werden müssen Je mehr man sieht, wie Geschichte geschrieben wird, desto weniger begreist man, daß ihr Werth so groß sein könne, wie man wol srüher glaubte. Man setze den Fall, daß die Geschichte der letzten zwei Iahre von Gladstone, Beaeonssield und Gortschakoss geschrieben würde; — was sollten wol zukünstige Historiker davon glauben? Ia, was sollen zukünstige Historiker über diese Staatsmänner selbst glauben, die von denen, welche die beste Gelegenheit sie zu beurtheilen hatten, entweder als hochherzige Patrioten oder als selbstsüchtige Parteimänner dargestellt werden? Selbst bloße Thatsachen, wie die in Bulgarien verübten Greuelthaten, können nicht, so scheint es, von zwei Augenzeugen ohne die größten Widersprüche beschrieben werden. Ist es denn also so unbegreiflich, daß eine ganze Nation, — ich meine die alten Indier — Geschichte im gewöhnlichen Sinne des Wortes einsach verachteten, und anstatt ihr Gedächtniß mit Namen von Königen, Königinnen, Schlachten und ihren Iahreszahlen zu beladen, lieber die wahren Könige im Reiche des Geistes und die entscheidenden Schlachten im Kampse sür die Wahrheit in ihrer Erinnerung auszubewahren suchten?

5ittenlosigkeit der wilden.

Schließlich glaubte man sonst, daß alle Wilden ohne moralische Grundsätze wären. Es ist nun gar nicht meine Absicht, den Wilden mit Rousseauschen Farben zu malen, oder zu leugnen, daß unser soeiales und politisches Leben ein Fortschritt über die vereinzelte oder nomadische Existenz der wilden Stämme von Asrika und Amerika ist. Ich sage nur, wir müsseu jede Phase in der Entwickelung des menschheitlichen Lebens «oid und Süd. vii, «. 11

sür sich selbst beurtheilen. Wilde haben ihre eigenen Fehler, aber sie haben auch ihre eigenen Tugenden. Wenn der Neger ein schwarzes Buch gegen den weißen Menschen schreiben könnte, würden darin wenige der Verbrechen sehlen, die, wie wir glauben, den Wilden eigentümlich sind. Die Moralität des Negers kann aber mit der des Europäers nicht verglichen werden, da ihre ganzen Lebensansichten verschieden sind. Was wir sür unrecht halten, halten sie nicht sür unrecht. Wir verurtheilen z. B. die Polygamie; Iuden und Mohammedaner dulden sie. Wilde betrachten sie als ehrenhast, und in dem Zustande der Gesellschast, in dem sie sich besinden, haben sie ohne Zweisel recht. Wilde glauben nicht, daß die Europäer Muster von Tugend sind, ja es wird ihnen sehr schwer, sich in ihre Lebensansichten hineinzudeuken.

Nichts ist dem Wilden unverständlicher als unsere Unruhe, unser ewiges Streben nach Gewinn und Besitz mehr noch als nach Genuß, Ein indianischer Häuptling sagte zu einem Weißen: „Ach, mein Bruder, Du wirst nie das Glück kennen lernen, Nichts zu denken und Nichts zu thun; dies ist nächst dem Schlase das Allerentzückendste. So waren wir vor der Geburt, so werden wir nach dem Tode sein."*) Als aus Tahiti die Missionäre versuchten, das Tuchweben einzusühren, verließen nach wenig Tagen alle zum Lernen desselben herbeigekommenen Mädchen die Arbeit und sagten: „Warum sollen wir arbeiten? Haben wir nicht so viel Brotsrüchte und Coeosuüsse, als wir essen können? Ihr, die ihr Schisie und schöne Kleider braucht, müßt wol arbeiten, aber wir sind zusrieden mit dem, was wir besitzen."**)

Solche Ansichten sind nun allerdings sehr uneuropäisch, aber sie enthalten doch auch eine Lebensphilosophie, die salsch oder richtig sein mag, aber die keinessalls als einsach barbarisch abgeurtheilt werden kann.

Ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen vielen sogenannten Wilden und uns Europäern liegt in dem geringen Werth, den sie diesem Erdenleben zuschreiben. Wir können uns kaum darüber wundern. Es gibt wenig Dinge, die sie an dieses Leben sesseln können. In vielen Theilen von Asrika und Amerika muß der Tod sür eiue Frau oder einen Sklaven wie ein glückliches Entrinnen sein, wenn sie nur ganz sest überzeugt sein könnten, daß das nächste Leben nicht eine Wiederholung des jetzigen sei. Sie sind eben wie Kinder, denen Tod und Leben nur wie eine Reise von einem Ort zu einem andern vorkommt. Und gar die Alten, die mehr Freunde jenseits als diesseits des Grabes haben, sind stets bereit zur Abreise; ja an manchen Orten ist es sür die Kinder eine Pslicht, ihre alten Aeltern zu tödten, wenn ihnen das Leben eine Last geworden. So un

Religion allen Alenschen gemeinsam.

Zur Zeit des De Brosses war Alles anders. Man wunderte sich damals, daß schwarze Menschen überhaupt so etwas wie Moralität oder Religion besitzen könnten, sei es auch nur eine Verehrung von Stöcken und Steinen. Wir haben anders zu urtheilen gelernt, Dank hauptsächlich den Missionaren, die ihr ganzes Leben unter Wilden verlebt, ihre Sprachen gelernt, ihr Vertrauen gewonnen haben, und die, wenn sie auch ihre eigenen Vorurtheile haben, doch im Ganzen den guten Elementen im Charakter der Wilden volle Gerechtigkeit haben widersahren lassen. Wir können jetzt sicher behaupten, daß trotz aller Nachsuchungen keine menschlichen Wesen irgendwo gesunden worden sind, die nicht Etwas besaßen, was ihnen als Religion galt; um es so allgemein als möglich auszudrücken, die nicht einen Glauben an Etwas hatten, was über ihre sinnliche Wahrnehmung hinausging.

Da ich hier nicht die ganze Beweissührung sür diese Behauptung geben kann, so dars ich vielleicht das Urtheil eines anderen Gelehrten ansühren, der sich seit Iahren mit Religionsgeschichte beschästigt hat, des Prosessor Tiele, namentlich da seine Ansichten sonst in vielen Punkten von den meinigen abweichen. Ei? sagt (Outlines, p. 6): „Die Behauptung, daß es Völker oder Stämme gibt, die keine Religion haben, beruht entweder aus ungenauer Beobachtung, oder aus verwirrten Ideen. Kein Stamm, kein Volk ist bis jetzt gesunden worden ohne einen Glauben an höhere Wesen, und Reisende, die dies behaupteten, sind später durch Thatsachen widerlegt worden. Es ist deshalb vollkommen erlaubt, die Religion, in ihrer allgemeinsten Bedeutung, ein Universalphänomen der Menschheit zu nennen."

Das 5tudium der Religionen civilisirter Völker.

Nachdem nun aber einmal diese alten Vorurtheile weggeschasst worden waren und nachdem man eingesehen, daß die verschiedenen Völker von Asrika, Amerika und Australien nicht so ohne Weiteres als Wilde zusammengeworsen werden konnten, da sing man erst recht an die Schwierigkeiten zu sühlen, die sich einem wissenschastlichen Studium dieser Völker entgegen stellten, namentlich in Bezug aus ihre religiösen Ansichten. Es ist schwer genug, einen genauen und wissenschastlichen Bericht über die Religion der Iuden, der Griechen, der Römer, der Inder und Perser zu geben; aber die Schwierigkeiten eines wahren Verständnisses und einer richtigen Erklärung der Glaubensartikel und des Cultus jener literaturlosen Stämme sind unendlich größer. Ieder, der sich ernstlich mit der Geschichte der Religionen beschästigt hat, weiß, wie schwer es ist, den Griechen, Römern, Indern und Persern in's Herz zu schauen und eine richtige Einsicht in ihre Ansichten über die großen Probleme des Lebens zu gewinnen. Und doch haben wir da eine ganze Literatur vor uns, religiös und prosan; wir können Zeugen einander gegenüber stellen und hören, was sür und gegen eine jede Ansicht gesagt werden kann. Wenn wir aber zu sagen haben, ob die Griechen im Allgemeinen, oder ein gewisser Stamm unter den Griechen, und dieser Stamm wiederum zu irgend einer bestimmten Zeit, etwa an eine Fortdauer des Lebens nach dem Tode, oder an Strase und Belohnungen nach dem Tode, oder an die Oberhoheit persönlicher Gottheiten oder eines unpersönlicher Fatums, an die Notwendigkeit von Gebet und Opser, an den heiligen Charakter von Priestern und Tempeln, an Inspiration von Propheten und Gesetzgebern geglaubt habe oder nicht, so werden wir es ost recht schwierig sinden, eine entschiedene Antwort zu geben. Es gibt eine ganze Literatur über die Theologie des Homer, aber es gibt trotzdem nur wenig Uebereinstimmung zwischen den besten Gelehrten, welche diese Gegenstände während der letzten zwei Iahrhunderte behandelt haben.

Noch viel mehr ist dies der Fall, wenn es sich um die religiösen Ansichten der Inder und Perser handelt. Wir besitzen ihre heiligen Bücher, wir haben ihre eignen anerkannten Commentare dazu. Aber wer weiß nicht, wie die Entscheidung, ob die alten Sänger des Rig-Veda an die Unsterblichkeit der Seele glaubten, ost von der richtigen Interpretation eines einzigen Wortes abhängig ist, während die Frage, ob die Versasser des Avesta einen ursprünglichen Dualismus, eine Gleichheit zwischen dem Prineip des Guten und Bösen annahmen, zuweilen nur aus grammatischem Wege sestgestellt werden kann.

Ich erinnere nur an ein bekanntes Beispiel. In dem Hymnus des Rig-Veda, welcher das Verbrennen des Leichnams begleitet, kommt die Stelle vor:

Zur Sonne geh' das Aug', zur Lnst der Odem,
Wie's recht ist, geh' zum Himmel, geh' zur Erde!
Geh' zu den Wassern, wenn es Dir genehm ist;
Mit Deinen Gliedern weile bei den Kräutern!
Das ew'ge Theil! — wärm' es mit Neiner Wanne,
Mög' Deine Gluth, mög' Deine Flamm' es wärmen,
O Gott des Fen'rs, nimm sreundliche Gestalt an,
Und trag es sanst hinweg zur Welt der Frommen!

Diese Stelle ist vielsach besprochen worden, und ihre richtige Aussassung ist allerdings von großer Wichtigkeit. H^a bedeutet ungeboren, eine Bedeutung, die eng mit unvergänglich, unsterblich, ewig verbunden ist. Ich übersetzte also »^o db^F«./, durch das „ewige Theil" und nahm dann eine Pause an, um der Construetion des Verses gerecht zu werden. ^Zn, bedeutet aber auch der Ziegenbock und Andere übersetzten die Stelle: „Der Ziegenbock ist Dein Theil." Auch sie müssen dann dieselbe Aposiopese annehmen, die allerdings im Sanskrit selten ist. Nun ist es ganz richtig, wie aus den XalM-zütras erhellt, daß man zuweilen ein Thier weiblichen Geschlechts hinter dem Leichnam zur Brandstätte sührte, so daß dieses Thier mit dem Todten verbrannt wurde. Es hieß deshalb die H.uustHram, die Decke. Dieser Gebrauch ist aber erstens kein allgemeiner, wie er sein würde, wenn er aus einer klaren Stelle des Veda beruhte. Zweitens mißbilligt ein Sütra sogar diese Sitte, weil, wie X^^ua sagt, wenn die Leiche und das Thier zusammen verbrannt würden, man beim Knochensammeln die Knochen des Todten mit denen des Thieres vermischen könnte. Drittens ist das Thier, sei es nun Ziege oder Kuh, vorzugsweise ein weibliches Thier. Wenn wir also übersetzen: „Der Ziegenbock ist Dein Theil I" — so bleibt der Hymnus noch immer in direetem Widerspruch mit der Tradition der Sütras. Noch größer ist die Schwierigkeit, daß, wenn der Dichter wirklich hätte sagen wollen: „dieser Ziegenbock soll Dir gehören", er das Wichtigste, nämlich das Dir ausgelassen haben sollte. Er sagt nicht: „der Ziegenbock ist Dein Theil," sondern nur: „der Ziegenbock Theil."

Bleiben wir aber bei der alten Uebersetzung, so ist auch diese nicht ohne Schwierigkeiten, aber sie ist dennoch natürlicher. Der Dichter hatte vorher gesagt, daß das Auge zur Sonne, der Odem zur Lust, daß der Todte zum Himmel oder zur Erde zurückkehren, daß seine Glieder bei den Kräutern ruhen mögen. Alles also, was geboren, geht zurück, dahin, woher es gekommen. Wie natürlich, daß er nnn sragen sollte: „Wo bleibt das ewige, das ungeborene Theil des Menschen?" Wie natürlich, daß aus einen solchen Gedanken eine Pause solgte, und daß- dann der Dichter sortsährt: Wärm' es mit Deiner Wärme! Möge Deine Gluth, Deine Flamme es wärmen! O Gott des Feuers, nimm sreundliche Gestalt an, und trag' es sanst hinweg zur Welt der Frommen! Was? Doch gewiß nicht den Ziegenbock allein, noch auch den ganzen Leichnam, sondern das ungeborene, ewige Theil, was sehr gut durch das aus Früheres hinweisende Pronomen, enam, gemeint sein kann.

Möglich und mehr als möglich ist es nun allerdings, daß aus einer salschen Deutung dieser Stelle sich die Idee entwickelt hat, daß mit dem Todten ein Ziegenbock verbrannt werden solle, wie man ja aus ähnlichen Mißverständnissen die Wittwe des Verstorbenen verbrannte, wie aus ähnlichem Mißverständniß Jama, der alte Gott der untergehenden Sonne, zum König der Todten, schließlich zum Ersten der gestorbenen

Menschenkinder wurde. Die Brahmanen ergriffen diese Idee des Ziegenbocks mit beiden Händen, wie wir aus dem Atharva-Veda, IX, 5 sehen, obgleich sich selbst hier, z. B. in IX, 5, 7, Spuren einer anderen Aussassung sinden. Es liegen eben jenseits der Vedahymnen noch weite Fernen, und Manches selbst im Rig-Veda wird nur verständlich, wenn wir es als Gewordenes, nicht als Werdendes aussassen.

Dies ist nur ein kleines Beispiel von den Schwierigkeiten, welche das Verständniß einer Religion bietet, selbst wenn wir eine große Literatur sür dieselbe besitzen. Wenn Gelehrte aber so von einander abweichen, so leidet dabei der wissenschastliche Charakter ihrer Untersuchungen nur wenig. Sie haben Gründe sür ihre Ansichten, die sie beibringen müssen. Andere sind dann im Stande, ihr eigenes Urtheil zu bilden. Wir bleiben dabei stets aus ter 1-a tirma.

Das Unheil beginnt, wenn Philosophen, die nicht Gelehrte von Fach sind, die Arbeiten von Sanskritisten, Zendisten oder klassischen Philologen sür ihre Zwecke zu benutzen suchen. Hier sieht man die Gesahr. Dieselben Schriststeller, welche nur eben in kurzen Zügen, ohne alle Beweisstellen, ja ohne auch nur die verschiedenen Grade der Glaubhastigkeit ihrer Autoritäten sich klar gemacht zu haben, uns ganz genau erzählt haben, was die Kaffern, Buschmänner und Hottentotten über die Seele, den Tod, über Gott und die Welt glauben, bringen selten eine Behauptung in Bezug aus die Religion der Griechen und Römer, der Inder und Perser, die ein Gelehrter von Fach nicht sogleich zu beanstanden hat. Auch hiervon muß ich ein paar Beispiele geben, nicht etwa aus Tadelsucht, oder weil ich die Versuchung nicht selbst kenne, sondern nur um aus eine durchaus nicht unbedeutende Gesahr sür unsere Studien ausmerksam zu machen.

Es gibt kaum ein Wort, was öster im Munde der Brahmanen gewesen sein kann, als das Wort Om. Es mag ursprünglich av^ni gewesen sein und Ia bedeutet haben, so wie oui sür doo illuä; es nahm aber bald einen mystischen Charakter an, etwa wie unser Amen. Am Ansang und am Ende jeder Reeitation mußte Om gesagt werden, und es gibt wenig Handschristen, die nicht mit diesem Worte beginnen. Man mußte es sogar bei gewissen Begrüßungen gebrauchen,*) so daß man mit Recht sagen könnte, kein Wort sei häusiger im alten und neuen Indien gehört worden als Om. Nichtsdestoweniger sagt Mr. Herbert Speneer, daß die Inder es vermeiden, dieses Om auszusprechen, und er gibt dies als einen Beweis, daß es halbeivilisirten Völkern' verboten ist, ihre Götter bei ihren Namen zu nennen. Es ist nun ganz möglich, daß in Sammelwerken, wie z. B. in Dr. Muirs 8auskrit l'sxts, irgend eine Stelle vorkommt, die eine solche Ansicht zu unterstützen scheint. In der mystischen Philosophie der Upanischaden z. B. wurde Om eine Bezeichnung des höchsten Brahman, und es war allerdings verboten, das Wissen

*) Hi>a8t.kml>a Lütras, I, 4, 13, L. Ni^-veä», piÄti«c1,-X!i)li, XV, N, IL.

von diesem Brahman zu veröffentlichen. Aber wie verschieden ist eine sv späte Idee von dem, wenn man sagt,*) „daß es verschiedenen halbeivilisirten Völkern verboten worden oder von ihnen als unrecht betrachtet worden sei, ihre Gottheiten bei ihren wahren Namen zu nennen. Es ist so bei den Hindus, welche den heiligen Namen Om auszusprechen vermeiden; es war so bei den Hebräern, deren Aussprache des Namens Iehovah deshalb unbekannt geblieben; und auch Herodot vermeidet sorgsam den Osiris zu nennen." Diese letzte Behauptung wird Manchen in Verwunderung setzen, der sich erinnert, wie es Herodot ist, der uns erzählt, daß, obgleich nicht alle Aegypter dieselben Gottheiten verehren, sie alle die Isis und den Osiris, den sie mit Dionysos identisieiren, verehren.**)

Ebenso hat Dr. Muir gewiß ganz Recht, wenn er (sanskrit 1exts V, p. 12) sagt, „daß in einigen Stellen des Veda gewisse Götter zugestandenermaßen als blos geschaffene Wesen betrachtet werden, und daß sie, wie die Menschen, durch das Trinken des Soma unsterblich gemacht sind". Aber dies beweist eben, wie gesährlich es ist, sich selbst aus so sorgsam gemachte Zusammenstellungen als Dr. Muirs L^nsllrit ^sxts ohne Weiteres zu verlassen. Die Götter heißen bekanntlich im Veda unsterblich, am«.rt^a, im Gegensatz zu den Menschen, die sterblich, ln«.rtM, nn-it^udanätm, sind. Und wenn es heißt, daß Soma ihnen oder gar den Menschen Unsterblichkeit verliehen, so wie Nektar und Ambrosia den griechischen Göttern, so ist dies nur gesagt, um die Macht des Soma zu verherrlichen. Auch gibt es uns eine ganz salsche Idee, wenn man sagt, daß die Vedischen Dichter alle ihre Götter als blos geschaffene Wesen betrachteten, weil sie nämlich von der Morgenröthe als der Tochter des Himmels sprachen, oder weil sie sagten, daß Indra von Himmel und Erde entsprungen sei. Wir könnten wenigstens mit weit besserem Rechte sagen, daß die Griechen ihren Zeus als ein blos geschaffenes Wesen betrachteten, weil sie ihn nämlich den Sohn des Kronos nannten.

Und weiter, was kann uns einen salscheren Eindruck geben, als wenn man, um zu beweisen, daß alle Götter ursprünglich Menschen waren, den Ausspruch Buddhas eitirt: „Götter und Menschen, Reiche und Arme, alle müssen gleich sterben." Zu Buddhas Zeiten, ja lang vor Buddha, waren die alten Devas, die wir nun eben nur durch Götter übersetzen können, abgenutzt und verbraucht. Buddha glaubte an keine Devas, vielleicht an keinen Gott. Die alten Devas vegetirten bei ihm als sabelhaste Wesen sort,***) und da sabelhaste Wesen von weit größerer Bedeutung als die Devas das allgemeine Schicksal von Allem, was überhaupt existirt, theilten, nämlich ein endloses Wandern von Geburt zum Tode

und vom Tode zur Geburt, so konnten natürlich die Devas keine Ausnahme machen.

Um eine richtige Vorstellung von den geistigen Fähigkeiten eines Volkes zu gewinnen, ist eine genaue Untersuchung seiner Sprache gewih außerordentlich nützlich. Aber eine solche Untersuchung verlangt große Sorgsalt und Vorsicht. Mr. Herbert Speneer sagt nun an einer Stelle seiner Soeiologie (I, S. 149): „Wenn wir von einem der in Süd-Amerika lebenden Stämme hören, daß sie in ihrer Sprache «Ich bin ein Abipone» nur durch «Ich Abipone» ausdrücken können, so müssen wir unumgänglich schließen, daß nur die allereinsachsten Gedanken bei so unentwickelten grammatischen Bildungen ausgedrückt werden konnten." Würden aber nicht einige der höchstentwickelten Sprachen unter dasselbe Verdammungsurtheil sallen!

Das 5tudium der Religionen wilder Völker.

Wenn nun solche Mißverständnisse da vorkommen, wo sie am leichtesten vermieden werden könnten, was sollen wir da von Behauptungen denken, die sich aus die religiösen Anschaunngen ganzer Stämme und Völker beziehen, welche keine Literatur besitzen, deren Sprache meist nur unvollkommen verstanden ist, ja die ost nur von einem oder zwei Reisenden besucht worden sind, die sich bei ihnen einige Tage, wenige Wochen oder vielleicht einige Iahre ausgehalten.

Nehmen wir ein beliebiges Beispiel. Man sagt uns, daß wir bei den Insulanern von Fiji einen sehr ursprünglichen Zustand der Religion beobachten können. Sie betrachten die Sternschnuppen als ihre Götter, und die kleineren als die entsliehenden Seelen der Menschen. Ehe wir nun irgend welchen Gebrauch von einem solchen Bericht machen können, müssen wir es uns nicht vorher ganz klar gemacht haben, erstens, was der genaue Name und die genaue Vorstellung von Gott in ihrer Sprache ist; zweitens, von welchen Gegenständen außer den Sternschnuppen dieser Name prädieirt ward? Sollen wir glauben, daß die ganze Idee des Göttlichen, welche die Fijianer sich gebildet, in Sternschnuppen ausgeht? Oder heißt es nur so viel, daß sie die Sternschnuppen als eine neben vielen andern Manisestationen einer göttlichen Macht betrachten, die den Menschen schon aus andern Quellen her bekannt ist? Wenn dies der Fall, dann hängt eben Alles davon ab, was diese andern Quellen sind, und wie sich aus ihnen der Name und der Begriff des Göttlichen entwickeln konnten.

Wenn man uns z. B. sagt, daß die Vedischen Dichter die Sonne als einen Gott betrachten, so sragen wir sogleich, was ihr Wort sür Gott ist und was es bedeutet. Es war 6sva, und cleva bedeutet licht. Die Biographie dieses einzigen Wortes äsva würde Bände süllen, und erst wenn wir seine ganze Lebensbeschreibung von seiner Geburt und ersten Kindheit an kennen gelernt haben, kann die Thatsache, daß die Inder die Sonne als einen Deva oder Gott betrachten, irgend welche verständliche Bedeutung sür uns gewinnen.

Dasselbe gilt von der Behauptung, daß die Fijianer oder irgend welche andere Völker Sternschnuppen als die enteilenden Seelen der Menschen betrachten. Sind die Sternschnuppen die Seelen, sragen wir, oder die Seelen die Sternschnuppen? Und dann hängt wieder Alles von dem ab, was sie unter Seelen verstanden. Wie erhielten sie solch ein Wort? Was war seine erste Absicht? Dies sind die Fragen, welche jeder ethnologische Psycholog zu stellen und zu beantworten hat, ehe er sich mit irgend welchem Nutzen zu den vielen Erzählungen und Anekdoten wenden kann, die sich in Werken über den Menschen ausgespeichert sinden.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß viele Worte, welche Seele bedeuten, ursprünglich Schatten bedeuteten. Aber was sollen wir uns denken, wenn man uns einsach berichtet, daß die Benin-Neger ihre Schatten als ihre Seelen betrachten? Wenn Seele hier bedeutet, was es uns im Deutschen bedeutet, so können wir sicher sein, daß kein Neger je geglaubt, daß seine deutsche Seele nichts sei als ein asrikanischer Schatten. Die Frage in ihrer einsachsten Form ist die: Wollen Sie sagen, daß » (Schatten) gleich 8, (Schatten) sei, oder aber, daß a (Schatten) gleich d (Seele) sei? Es ist nun sreilich ganz wahr, daß wir auch im Deutschen es uns durchaus nicht immer ganz klar machen, was wir unter Seele verstehen, aber was ganz klar ist, ist dies, daß, selbst wenn wir die Seele einen Schatten nennen, oder vom Schattenreich sprechen, wir unter Seele nie blos das verstehen, was wir Schatten nennen. Wenn man uns also nicht sagen kann, ob die Benin-Neger unter ihrem Worte sür Seele die auiiu»„ den Athem, als Zeichen des Lebens; den auimus, den Geist, als Zeichen des Denkens, oder die Seele, als die Quelle der Begierden und Leidenschaften, verstehen; wenn wir nicht einmal wissen, ob ihre sogenannte Seele materiell oder immateriell ist, sichtbar oder unsichtbar, sterblich oder unsterblich, was lernen wir dann, wenn man uns sagt, daß die Wilden den Schatten, oder einen Vogel, oder eine Sternschnuppe als ihre Seele betrachten?

Dies war bereits geschrieben, als mir die solgende Stelle in einem Briese des Herrn Codrington (Nortallc Izlauäs, 3 ^ul/ 1877) zu Gesicht kam, in dem dieser einsichtsvolle Missionär in ganz demselben Sinne sich ausspricht. „Nehmen wir an," sagt er, „daß es Menschen gibt, welche ihre Seelen «Schatten» nennen, so glaube ich doch nicht im Geringsten, daß sie den Schatten sür eine Seele, oder die Seele sür einen Schatten halten. Sie gebrauchen das Wort Schatten bildlich sür das, was dem Menschen zugehört, was wie sein Schatten ist, entschieden individuell, untrennbar von ihm, aber nicht materiell. Das Motawort, welches wir sür Seele gebrauchen, bedeutet in Maori Schatten, aber kein Eingeborener von Mota weiß, daß es jemals diese Bedeutung hatte. Meine Ueberzeugnng ist, daß dieses Wort in der ursprünglichen Sprache entschieden weder Schatten noch Seele ausdrückte, sondern eine Bedeutung hatte, die man sich eher vorstellen als ausdrücken kann, und die in einer Sprache in der Bedeutung Schatten, in der andern in der Bedeutung von Etwas wie Seele, etwa ein zweites Selbst, hervortrat."

Was wir zu begreisen lernen müssen, ist eben dieser Uebergang der Bedeutung, wie aus der Beobachtung des Schattens, der am Tage bei uns ist und in der Nacht uns verläßt, die Vorstellung von einem zweiten Selbst entstand, wie diese Vorstellung sich mit einer andern vereinigte, nämlich mit der von Athem, der im Leben bei uns ist und im Tode uns zu verlassen scheint; und wie aus diesen beiden Vorstellungen sich die Idee von einem Etwas, das vom Körper verschieden ist und doch eine Art von Leben besitzt, langsam hervorarbeitet. Hier sinden sich wahre Uebcrgänge vom Sichtbaren zum Unsichtbaren, vom Materiellen zum Immateriellen. Aber anstatt zu sagen, daß Menschen, in dieser srühen Periode ihrer Geistesentwickelung, ihre Seelen sür Schatten halten, sind wir kaum berechtigt, mehr zu sagen, als daß sie glaubten, nach dem Tode werde ihr Athem, der den Körper verlassen, in einer Form existiren wie der Schatten, der dem Körper im Leben solgt. Der Aberglaube, daß ein todter Körper keinen Schatten wirst, entspringt dann ganz von allein.

Nichts ist schwieriger, als der Versuchung zu widerstehen, eine unerwartete Bestätigung unserer Theorien, die wir in den Berichten von Missionären und Reisenden sinden, sür einen Beweis zu halten. So ist das Wort sür Gott im östlichen Polynesien H.tua oder H,Ku». Da nun «,tll in der Sprache der Polynesier Schatten bedeutet, was könnte natürlicher erscheinen, als in diesem Namen sür Gott, der ursprünglich Schatten bedeutet, einen Beweis zu sinden, daß die Vorstellung von Gott überall aus der Vorstellung von Geist entsprang, und die Vorstellung von Geist aus der Vorstellung von Schatten? Es könnte wie bloße Streitsucht aussehen, wollte man Einwendungen dagegen erheben, oder zur Vorsicht rathen, wo Alles so klar scheint. Glücklicherweise hat aber das Studium der polynesischen Sprachen in der letzten Zeit schon einen mehr wissenschastlichen und kritischen Charakter angenommen, so daß bloße Theorien die Probe der Thatsachen bestehen müssen. So zeigt denn Mr. Gill*), der zwanzig Iahre in Mangaia gelebt hat, daß »tu», nicht von ata abgeleitet werden kann, sondern daß es mit tatn im Tahitischen und Samoanischen zusammenhängt, und mit »itu, und daß es ursprünglich das Mark eines Baumes bedeutete. Nachdem es nun zuerst Mark bedeutete, wurde es später, etwa wie Sanskrit. skra, zur Bezeichnung von Allem, was das Beste ist, bezeichnete die Stärke eines Dinges, und schließlich den Starken, den Herrn. Das auslautende a in H,tua ist intensiv, so daß also »wa.

sür einen Polynesier die Bedeutung von dem innersten Mark und Lebenssast eines Dinges hat. und hieraus entwickelte sich bei ihnen einer der vielen Namen sür Gott.

Wenn wir mit einem Manne von wirklichem Wissen zu thun haben, wie Mr. Gill ist, der sast sein ganzes Leben unter einem Stamme der Polynesier verlebt hat, so können wir uns wohl aus seine Darstellung verlassen. Aber selbst er kann nicht von der Religion seiner Mangaianer mit derselben Autorität sprechen, die z. B. dem Homer zukommt, wenn er von seiner eigenen Religion spricht, oder dem Augustinus, wenn er uns seine interessante Beschreibung des Glaubens der Römer gibt. Und doch wer weiß nicht, welche Ungewißheit trotz alledem in unseren Ansichten von der griechischen und römischen Religion übrig bleibt, selbst nachdem wir Alles gelesen, was solche Männer entweder von ihrer eigenen oder von der Religion Derer uns berichten, in deren Mitte sie herangewachsen und ihr ganzes Leben verbracht haben.

Die Schwierigkeiten, mit denen Missionäre und Reisende zu kämpsen haben, wenn sie uns eine getreue Schilderung der Religion und des geistigen Lebens wilder Völker zu geben suchen, sind also viel größer, als man wol zu glauben geneigt ist, und einige verdienen noch besonders hervorgehoben zu werden.

Einsluß der ösfentlichen Meinung auf Reisende.

Erstens also gibt es wenig Reisende, die nicht von den Strömungen der össentlichen Meinung berührt werden. Es gab eine Zeit, wo alle Reisenden von Rousseau'schen Ideen angesteckt waren, so daß alle Wilde in ihren Augen etwa sür ebenso edel galten, als die Germanen in den Augen von Taeitus. Dann kam ein Widerschlag. Theilweis durch den Einfluß amerikanischer Ethnologen, die überall nach Entschuldigungsgründen sür Sklaverei suchten, theilweis zu einer späteren Zeit aus dem Wunsche, das sehlende Glied zwischen Affe und Mensch zu sinden, beschrieb man die Wilden in einer Weise, daß man wirklich oft zweiselte, ob der Neger nicht ein niedereres Geschöps als der Gorilla sei, und ob der Name Mensch wirklich aus ihn passe.

Ebenso als sich die Streitsrage erhob, ob Religion eine inhärirende Eigenthümlichkeit des Menschen sei oder nicht, da stieß eine gewisse Classe von Reisenden stets aus Horden, die keinen Namen und keinen Begriff sür Gott hatten*); andere entdeckten überall die erhabensten religiösen Ansichten. Mein Freund, Mr. Tulor, hat eine sehr nützliche Sammlung von sich stracks widersprechenden Berichten über die religiösen Anlagen eines und desselben Volkes gemacht. Vielleicht das älteste Beispiel dieser Art ist der Bericht über die Germanen von Cäsar und Taeitus. Cäsar sagt,

daß die Germanen nur die sür Götter halten, welche sie sehen können und durch deren Gaben sie offenbar begünstigt werden, wie die Sonne, das Feuer, den Mond.*) Taeitus erklärt, daß sie mit dem Namen der Götter nur das Verborgene nennen, das sie nur durch Verehrung sehen.**) Wir mögen sagen, daß Taeitus später kam als Cäsar, oder daß jeder von ihnen bei einem anderen Stamme der Deutschen sich über ihre Religion Nath erholt. Die Sache bleibt dieselbe, und die Schwierigkeit, zuverlässiges Material zu sammeln, tritt nur in ein noch helleres Licht.

2Nangel an einheimischen Autoritäten.

Aber selbst wenn ein Reisender sich sindet, der keine vorgesaßten wissenschastlichen Vorurtheile hat, der weder den Führern wissenschastlicher noch theologischer Schulen zu Liebe schreibt, so bleibt noch immer, wenn er eine genaue Beschreibung wilder Völker und ihrer Religion geben will, die große Schwierigkeit, daß keine dieser Religionen anerkannte Autoritäten besitzt. Religion unter Wilden ist sast eine persönliche Sache, und sie wechselt sehr schnell und leicht von einer Generation zur andern. Ia selbst in derselben Generation sindet sich die größte Verschiedenheit der Ansichten mit Bezug aus die wichtigsten Fragen des Glaubens.

Allerdings gibt es Priester, auch heilige Gesänge und Gebräuche, und überall gibt es Mütter, die ihren Kindern einige gute Lehren sür das Leben mitgeben. Aber es gibt eben keine Bibel, keinen Katechismus, kein Glaubensbekenntnis Die Religion liegt in der Lust, und Ieder athmet so viel davon ein, als er zum Leben braucht.

Dies wird uns begreislich machen, wie es kommt, daß Berichte von Reisenden und Missionären über die Religion desselben Volkes ost wie Schwarz und Weiß von einander abweichen. Es mag ja in demselben Dorse einen wahren Engel unter den Negern geben, und einen wahren Teusel, und doch würden beide in den Augen europäischer Reisenden sür gleich gute Gewährsmänner in Bezug aus die religiösen Ansichten des ganzen Stammes gelten. Daß aber auch unter den Negern sehr bedeutende Verschiedenheiten in ihren religiösen Ansichten herrschen, das wissen wir von ihnen selbst.***) In Widah z. B. sagte man Des Marchais, daß nur die Vornehmen und Großen von einem höchsten Gott im Himmel wissen, der allmächtig, allgegenwärtig sei und das Gute und Böse vergelte, und an den man sich zuletzt wende, wenn alle anderen Hülssmittel in der Noth sich sruchtlos erwiesen. Es gibt aber einen solchen Adel unter allen

Völkern, den eivilisirten wie den uneivilisirten, den alten Adel des Guten und Edlen, der ost den Einzelnen einen Vorsprung von Iahrhunderten vor dem gemeinen Hausen gibt.

Man denke doch nur, was der Ersolg sein würde, wenn man in Europa einen herabgekommenen Verbrecher und eine Diakonissin, die ihn im Gesängniß tröstet, besragen wollte, was ihre gemeinsame Religion sei, und man wird sich dann vielleicht weniger wundern, wenn die Berichte des Missionärs und des Sklavenhändlers über die religiösen Ansichten desselben Negerstammes so weit von einander abweichen, daß wir sie gar nicht zusammen reimen können.

Autorität der Priester.

Nun gibt es allerdings Priester auch bei den Negern, und man könnte meinen, daß was diese von der Religion ihres Volkes berichten, unumstößliche Autorität habe. Aber man denke nur ein wenig nach. Man srage sich nur wieder, wie es denn bei uns sein würde. Wir haben vor nicht vielen Iahren das Schauspiel erlebt, daß einer unserer ausgezeichnetsten Theologen erklärte, wie ein anderer Geistlicher, dessen Büste jetzt in Westminster Abbey neben den Büsten von Keble und Kingsley steht, nicht an denselben Gott glaube als er selbst. Ist es ein Wunder also, wenn Priester bei den Aschantis in Bezug aus das wahre Wesen ihrer Fetische von einander abweichen, und wenn Reisende, die sich bei verschiedenen Priestern und Wahrsagern Rath erholt haben, sehr verschieden berichtet worden sind! In einigen Theilen von Asrika, namentlich wo sich der Einsluß des Mohammedanismus sühlbar gemacht hat, verachtet man sowol die Fetische als die, welche sie verkausen. Die Ioloss setzen den Marabuts die Thiedos, die Ungläubigen, Gottlosen (so heißen die bezahlten Soldaten) entgegen, welche überhaupt keinen Glauben weiter haben als den an ihre Gris-gris.*) An anderen Orten blüht der Fetischismus, und die Priester, welche Fetische sabrieiren und von diesem Handel leben, rusen auch dort: Groß ist die Diana der Ephesier!

Abneigung der wilden, über ihre Religion zu sprechen.

Schließlich müssen wir noch einen Punkt in Betracht ziehen, nämlich daß, um ein wahres Verständniß irgend einer Religion zu gewinnen, der Wunsch und Wille aus beiden Seiten da sein muß. Viele Wilden scheuen sich vor allen Fragen über Religion, theilweis vielleicht aus abergläubischer Furcht, theilweis wol auch aus einer gewissen Unbehülslichkeit, ihre halbsertigen Gedanken und Gesühle in sertigen Worten auszudrücken. Einige Stämme sind entschieden schweigsam, sür andere ist Sprechen eine An

*) Waitz, Anthropologie, II, 200. Ueber verschiedene Elassen unter den Priestern ibiä, II, 199.

strengung. Nach zehn Minuten Unterhaltung klagen sie über Kopsweh.*) Andere im Gegentheil schwatzen unaushörlich und haben aus jede Frage eine Antwort sertig, ohne sich viel zu kümmern, ob was sie sagen wahr oder unwahr ist.**)

Diese Schwierigkeit ist sehr treffend von R. H. Codrington in seinem Bries von den Norsolk Islands geschildert. „Die Verwirrung in Bezug aus solche Dinge liegt gewöhnlich nicht an den Eingeborenen, sondern entspringt aus dem Mangel eines klaren Gedankenaustausches zwischen Eingeborenen und Europäern. Ein Eingeborener, der ein wenig Englisch versteht oder der versucht mit einem Engländer in seiner eigenen Sprache zu verkehren, sindet es viel leichter, zu Allem, was der Weiße andeutet, zu nicken, oder solche Worte zu gebrauchen, die ihm eben bekannt sind, ohne daß er sich von ihrer Bedeutung genaue Rechenschast geben kann, als sich abzuquälen, um gerade das auszudrücken, was er aus dem Herzen hat. In dieser Weise erhalten Reisende was sie sür ganz zuverlässige Mitteilungen von den Eingeborenen halten, und drucken dann Dinge, die denen, welche wirklich eine genaue Kenntniß davon haben, ganz lächerlich klingen. So haben wir heute sehr gelacht, als ich einem jungen Merlan-Knaben mittheilte, was ich eben in einem Buche (Capt. Moresby's Ueber Neu-Guinea) von den Götzenbildern gelesen hatte, die er in seinem Dorse gesehen haben will, und von denen er hofft, daß mein junger Freund dazu beitragen werde, daß die Eingeborenen sie mit der Zeit abschaffen. Mein junger Freund hatte nämlich diese sogenannten Götzenbilder selbst mit machen helsen und sie sind so wenig Götzenbilder als die Regenrinnen (^ui-Fo^lss) an den gothischen Kirchen. Ich habe aber gar keinen Zweisel, daß irgend ein Eingeborener dem Schissseapitän sagte, sie wären Götzenbilder, oder Teusel, oder etwas dem Aehnliches, als man ihn gesragt, ob sie nicht Götzen wären, und man lobte ihn wahrscheinlich ganz besonders wegen seiner Kenntniß des Englischen."

Wir besitzen eine sehr gute Beschreibung von Benedietinern,***) die, nachdem sie drei Iahre lang aus ihrer Station in Australien als Missionäre gearbeitet hatten, vollkommen überzeugt waren, daß die Eingeborenen keine Gottheit, wahr oder salsch, verehrten. Später aber wurde es ihnen ganz klar, daß diese Wilden an ein höchstes Wesen glaubten, welches die Welt geschaffen habe. Wenn nun diese Benedietiner ihre Station verlassen, ehe sie diese Entdeckung gemacht, wer würde gewagt haben, ihren Berichten zu widersprechen?

Für De Brosses, als er sein unglückseliges Buch über den Feti

*) II. Lpeneer, Loeiolo^, I, p. U4. **) Mayer, Papuasprachen, L, 1».

***) Vergl. c^. II. N. cÜkriuiebu,e1, H. Leneäietius Nissi<m»r/5 Account, im Journal ol tus H^tiirovoloFical Institute, Februar 1878.

schismus schrieb, existirte keines von allen diesen Bedenken. Alles, was er in der Reisebeschreibung von Seeleuten oder Handelsleuten vorsand, war ihm willkommen. Er hatte eine Theorie, die vertheidigt werden mußte, und Alles, was sie zu bestätigen schien, mußte nothwendig wahr sein.

Ich hielt es sür nothwendig, die bei einem wissenschaftlichen Studium der Religionen wilder Völker unvermeidlichen Schwierigkeiten klar und offen darzulegen, um gegeu zwei Gesahren zu warnen, die eine, daß wir einseitige Beschreibungen solcher Religionen sür zuverlässig annehmen, die andere, und noch größere, daß wir aus so unsicherem Boden weitgreisende Theorien über den Ursprung und das Wesen von Religion im Allgemeinen ausbauen. Es scheint jetzt sast unmöglich, den tieseingewurzelten Glauben an einen ursprünglichen Fetischismus aus den Handbüchern der Geschichte wieder sortzuschaffen. Er ist zu einer Art von wissenschastlichem Fetischismus geworden, der, wie die meisten Fetische, aus Unwissenheit und Aberglauben entstanden, aber nichts desto weniger eine gewisse Heiligkeit noch lange behaupten wird.

Nur möchte ich nicht mißverstanden werden. Die Thatsache, daß Fetischismus unter den Negern von West-Asrika und auch unter anderen wilden Stämmen weit verbreitet ist, soll durchaus nicht in Abrede gestellt werden.

Was ich nicht zugeben kann, ist, daß irgend Iemand, der über diesen Gegenstand geschrieben, mit De Brosses anzusangen, bewiesen oder auch nur zu beweisen versucht hat, daß alles das, was sie Fetischismus nennen, wirklich eine ursprüngliche, uransängliche Form der Religion sei.

cLin Lchlußoustatz soigt.)

Sieben Vden des Horaz.

Verdeutscht von

«-manuel Ociücl.

— lübeck. —

An M. vipsanins Agrippa.

^^Wlich, Vezwinger des Feinds, tapsrer, verherrliche
^>)) ! In hoüierischcin Flug Varius' Heldenlied,
^^'^ wie Dein Heer Du zu 2chiss oder im Reiterkamps
Zu glorwürdigem sieg gesührt.

Mir, Agrippa, gelingt nimmer so Mächtige«;
Nie den Zorn des Achill säng' ich, des ehernen,
Nie die Fahrten des listsinnenden Ithakers,
Noch die Gräuel in Oelops Haus.

Für Erhabnes zu schwach warnt mich die schüchterne
Muse, welcher der Ton kriegrischer 2aiten sremd,
Eäsars strahlenden Ruhm nicht und den Deinigen
Durch Gestümper herabzuziehn.

wer auch sührte den Mars im diamantenen
Harnisch würdig uns vor? wer den Meriones
schwarz von troischem 2taub oder in Götterkrast
Dallas schützling, des Cydeus sohn?

Nur Gastmähler und heißblütiger Mädchen Kamps, wenn ihr Nagel gestutzt kühnem Getändel wehrt, sing' ich, heute noch srei, morgen in Flammen schon. Meiner leichten Natur getreu.

An plu'dyle.

wenn Du die Arme stehend zum Himmel hebst Vei jungem Mondlicht, ländliche Ohidyle,

Und sromm die laren sühnst durch weihrauch, Heurige Frucht und ein rundes Ferklein,

Dann spürt des südwinds gistigen Vdem nicht
Der schwangre Rebstock, noch den verderblichen

Mehlthau die saatstur, nicht das junge
saugende lamm das Gebrest der Vbstzeit.

Der Vpserstier, der krästige weide sand
Im «kichensorst am schneeigen Algidus,
Den Albas Grasstur üppig nährte,
Rölhe mit blutig getrofsnem Nacken

Das Veil des Priesters. Aber sür Dich bedars's
Nicht vielen Vluts unschuldiger lämmer erst;

Nur Rosmarin und zarte Myrten
winde den Göttern des Heerds zum Kranze!

Denn Deine Hand, die sromm den Altar berührt,
Versöhnt, auch arm an Gaben, wie köstlicher

Vrandopserdust den Zorn der Götter,
spendet sie knisterndes salz und Mehl nur.

An Iccius.

Dich locken, Freund, die schätze der Araber
Und ernsten Kriegszug, Iecius, rüstest Du

sabäas nie zuvor besiegten
Königen, ja, sür den Meder schmiedest

Du Fesseln schon? welch schönes Varbarenkind
Vedient Dich künstig, dein der Verlobte fiel?

welch schmucker Edelknabe soll Dir
Dustenden Haars den Vokal kredenzen.

Der einst vom Vaterbogen den sererpseil
Ins schwarze schoß? — Nun sage mir Einer noch.

Es könne nie bergan der sturzbach
Vder zur Vuelle die Tiber strömen,

Da Du den schwer erworbenen Vllcherschatz,
Der stoa schriften und der sokratiker,

Dir selber treulos, willig hingibst
Für ein iberisches Panzerhemde.

An virgilius.

V wie wüßte von scham oder von Maß der schmerz Um solch theueres Haupt! Hils, o Melpomene, Hils mir klagen Du selbst, der das erschütternde lied zur Harse der Vater gab. «ort, und Lüd. vii, zu. 12

Also unser Vuintil schlummert den Todesschlas?
wann wird stilles Verdienst, wann die Gerechtigkeit
Reinster Treue vermählt, jeglicher lüge sremd.
seines Gleichen aus Erden sehn!

Mancher Edle beweint beiß den Entrissenen,
Heißer Keiner, als Du, trauter Virgilins:
Ach, Dein srommes Gelübd, das von den Himmlischen
Andres bat, es erweckt ihn nicht.

Vb noch süßer, als einst Vrpheus, der Thraeier,
Du den horchenden wald locktest mit saitenspiel:
Nie kehrt warmes Geblüt wieder dem schattenbild,
Das mit winkendem stab einmal

Taub sür jedes Gebet wider des schicksals schluß
seiner stygischen schaar Hermes hinzugesellt.
Hart ist-s, lern' in Geduld männlich ertragen, Freund,
was zu ändern ein Gott verwehrt.

Weihgesang.

Das Volk der spötter hass' ich, hinweg mit ihm!
In Andacht schweigt! Nie srüher vernommenen

Gesang im heil'gen Dienst der Musen
stimm' ich den Jünglingen an und Iungsrau'n.

Die Herrn der Herrn selbst, welche der Völker schwarm Mit Zittern ehrt, sind Jupitern unterthan,

Der, durch Gigantensieg verherrlicht, Alles bewegt mit dem wink der Vraue.

Vb der in weiter'n Gränzen, als Andere, lnstgärten pflanze, dieser sich edlerer

Geburt, zum wahlkamps schreitend, rühme, Dieser durch sitten und Rus geadelt

Mitwerbe, jenen größre Elientenschaar

Umring': ein streng ausgleichend Verhängnis; theilt

sein loos dem Crösns zu, dem Vettler, wie es sür jeglichen birgt die Urne.

wem über schuldbeladenem Haupt gezückt

Ein schwert herabhangt, kein sybaritisch Mahl

schafft reinen wohlschmack ihm, noch lullt ihn Vogelzwitscher und Klang der saiten

In schlummer ein. Doch sriedlicher schlas verschmäht Die niedern Hütten ländlicher Männer nicht,

Am, Userabhang nicht den schatten, Vder ein Tempe, gekühlt vom westhauch. wer nichts, als was zum leben genügt, bedars, Den kümmert nicht des tobenden Meeres wuth,

wenn unter stnrm Arkturus sternbi!d sinkt und am Himmel der widder aussteigt,

Nicht Hagelschlag, der über die Reben braust,
Mißwachs im Feld nicht, wenn die Gewässer bald

Die Frucht verdarben, bald des Hundssterns sengende Glut und des winters Härte.

Veengt im Meer schon sühlen die Fische sich

Durch ries'gen Dammbau; wälzt doch der Meister dort

Mit seinem werkvoll schutt und Vuadern Täglich hinab, da der stolze Grundherr

2att ward des Festlands. Aber dem Uepvigen, wohin er schweist, nachschreitet die Furcht; es steigt

Ins Ruderschiff mit ihm und setzt sich Hinter den Reiter die schwarze sorge.

wenn drum den Trübsinn vhrygischer Marmor nicht, Nicht Ourvurschmnck, glanzvoller als sternenschein,

Zu bannen Macht hat, nicht Falerner,
Noch der erlesenste f>erserbalsam,

was soll mit neiderweckenden saulen ich
Im neusten stil mir prächtige Hallen bau'n?

was mein sabinerthal um Reichthum, Der mir Beschwerde nur schafft, vertauschen?

An Talliope.

Nun steig' herab vom Himmel, Calliope,
Und laß zum Ton der Flöte, Gebieterin,

Ein großes lied hellstimmig schallen,
Vder begleit' es aus sihöbus leyer.

Vernahmt ihrs? Vder täuscht mich ein holder wahn?
Mir ist, ich hör's, wie schweisenden Fußes sie

Herwallt im Götterhain, melodisch
Von den Gewässern umrauscht und lüsten.

Mich deckten aus Apuliens Geierberg,

wo einst als Rind ich, serne dem Vaterhaus,

Vom 2piele müd' in 2chlas gesunken,
Himmlische Tauben mit jungem laub zu.

Ein wunder däucht' es Allen, soviel umher
Im hohen Klivvennest Acherontia's,

2oviel im üvp'gen Thal Forentums wohnen und an den Vantiner waldhöh'n,

wie sicher ich vor Väre und Natternbrut, Geborgen unter heiligem lorbeerreis

Und Myrten, schlies, ein sorglos Knäblein, Gnädig behütet von euch, ihr Musen.

Denn euer bin ich, euer, umwehe mich sabinums Verglust oder der schattenhain

Pränestes, winke Tiburs Hang mir Vder der plätschernde Gols von Vajä.

Nicht hat mich, eurer Vuellen und Tänze Freund, philippis rückwärts slutende 2chlacht versehrt,

Nicht jenes Unglücksbaums Herabsturz,
Noch im 2ieilischen Meer das Felsriff.

2eid ihr mit mir, so dars ich mich srohgemuth
Im 2chiff dem wildausbrausenden Vosporus
Vertraun und durch «zen heißen Flugsand
An der Assyrischen Küste pilgern.

Den Vritten dars ich, welcher den Fremdling würgt,
Getrost, den Rotzblut schlürsenden Cantaber

Aussuchen und am scythenstrome
Ruhig dem Pseil des Gelonen trotzen.

Ihr lasset Eäsarn, wenn der Erhabene
2ein müdes Heer im schooße der städte barg
Und stille sucht nach Kamps und Mühsal,
In den pierischen Grotten ausruhn.

Friedselgen Rath ertheilet ihr Holden ihm

Und sreut euch eures Rathes. Doch wissen wir,

wie mit des Donners Keil die Rotte Frevler Titanen er einst zerschmettert,

Zeus, der den Erdball, der die Gewässer lenkt,
Gesetz den 2tädten gibt und dem schattenreich,

Und Götter gleichwie 2taubgeborne
Einzig beherrscht mit gerechtem scepter.

wohl kam ein Grau'n ihm, als mit gewaltgem Arm Tollkühn die Riesenjugend den sturm begann

Und jenes paar cuihub, den wald'gen Pelion aus den Vlymp zu wälzen.

Doch was vermochte Typhons und Mimas' Krast, was alle Drohgeberde Porphyrions, was selbst Eneeladus, der kühne 2chleudrer entwurzelter Eichenstämme,

Als ihnen Pallas tönender Götterschild
Entgegenblitzt'? als hier sich Vulkan erhub,

Dort Junos Gottheit und des goldnen
Nimmer versagenden Vogens Meister,

Er, dem vom klaren Thaue Kastalias
Die locke triest, der lyeiens Myrtenstur
Und seines Eilands Hain umwaltet,
Velos und Vatara's Gott, Apollo?

Krast ohne Rath stürzt unter der eignen wucht,
Krast, wenn sie Maß hält, sühren die Götter selbst

Zum Ziele, doch verhaßt ist ihnen
Uebergewaltiger stärke Frevel.

Mein wort bezeug' euch Gyas, der Gäa sohn,
Der hundertarm'ge, jener Vrion auch,
Der, srech Dianas Reiz begehrend,
Unter den Pseilen erlag der Jungsrau.

2chwer deckt die Erd' ihr eigenes Gräulgeschlecht, Die Vrnt bejammernd, die zu des Vrkus Nacht

Der Vlitz gestürzt: noch nicht durchsraß ihr
Zehrendes Feuer die last des Aetna.

Der Geier läßt, zum Rächer der 2chuld bestellt,
Von Deiner Vrust nicht, lüsterner Tityos,
Und Ketten, dreimal hundert, drücken
Ewig Virithous Dich, den Nuhler.

An phylliö.

schon in's zehnte Jahr im Gewölbe lagert
Mir ein Krug albanischen weines, Phyllis;
Immergrün zu Kränzen bescheert der Garten,
Fülle des Epheus,

Daß mit reich durchflochtenem Haar Du glänzest:
Fröhlich strahlt von 2ilber das Haus, der Altar,
Keusch mit lorbeerzweigen umwunden, harrt des
ländlichen Vpsers.

Hand an's werk legt jeder: geschästig eilen
Hier und dorthin Knaben zumal und Mädchen;
Himmelan schon wirbelt die Glut den schwarzen
strudel des Rauches.

Doch, damit Du wissest, zu welchen Freuden
Ich Dich lud: wir seiern das Fest der Iden,

Das den Mond der Flutengebiet'rin Venus
Theilt, den Aprilis.

Heilig ist, sast heiliger dieser Tag mir,
Als das Fest der eig'nen Geburt, verkündet
Doch ein neu zuströmendes Jahr sein Ausgang
Meinem Mäeenas.

lüelephus, nach dem Du Dich sehnst, den Jüngling
Hält — denn Dir nicht war er bestimmt — ein Mädchen,
Reich und leicht von sitten und 2inn, in süßen
Vanden gesesselt.

Vrandversengt lehrt Phacton Dich, vermess'nen
wunsch zu sliehn: Vellerophons sturz auch mahnt Dich,
Den als staubentsprossen der stügelstolze
Pegasus abwars,

Daß Du nur Dir Ziemendes suchst und niemals,
Uebers Ziel mit srevelnder Hoffnung schweisend,
was Dir ungleichartig begehrst. so komm denn,
letzte Geliebte,

(Denn nach Dir macht nimmer ein weib mich glühen),
Komm und sinn' aus süßen Gesang und laß ihn
seelenvoll hinströmen! Im Vorn des liedes
löst sich der Kummer.

Eine unfindbare sreie Reichsstadt.

Aulturgeschichtliche 3 kizze.

Von

ltarl Wraun-Wiesbadcn.

— Verlin. —

1,

!ie heißt Buchhorn und liegt aus dem deutschen User des Bodensees, — diese sreie Reichsstadt, von welcher ich sprechen will.

— „Die deutsche Reichsstadt Buchhorn?" sragt vielleicht der geneigte Leser. „Ich kann sie aus meiner Karte nicht sinden. Wurde sie im dreißigjährigen Kriege zerstört, oder ist sie von Lava überströmt worden, wie Hereulanum, oder ist sie im See untergegangen, gleich Vineta?" Nein, antworte ich, sie blüht und existirt noch, wenngleich nicht mehr als sreie Reichsstadt. Aber sie ist auch aus der besten Speeialkarte nicht verzeichnet. Die beste Sveeialkarte vom oberen See, das will ich hier beiläusig bemerken, betitelt sich „Waltenbergers Sveeialkarte von Lindau", sie ist iu der Wilhelm Ludwig'schen Buchhandlung in Lindau erschienen. Maßstab 1: 50,000. Der Titel „Karte von Lindau" ist eine salsche Bescheidenheit. Denn sie umsaßt den ganzen oberen See, von Friedrichshasen bis hinaus nach Lindau und Bregenz, und von da hinunter bis Rorschach. Sie zeichnet sich aus durch Genauigkeit und Klarheit. Du sindest aus ihr die Städte, Dörser, Weiler und selbst einzelne Häuser; — die Kirchen, die Schlösser und die Ruinen; — die Wälder und die Moore (hier „Moos" genannt), die Berge und die Ebenen; — die Eisen-, Wasser- und Landstraßen bis aus die Viriualwege, die Feldwege und die kleinsten Fußpsade, welche letztere man hier„Gangsteige" nennt; — die Flüsse, die Seen, die Weiher, die Bäche und die Bächlein; — das Alles sindest Du, aber ein Buchhorn sindest Du nicht, wenigstens nicht unter diesem Namen. Man hat nämlich die alte sreie Reichsstadt mit einem zum Schloß avaneirten Kloster, das vormals Hosen geheißen, Anno 1806 zusammengeworsen und das Ganze, dem ersten König von Württemberg zu Liebe, „Friedrichshasen" genannt. Dieser Name ist, obgleich die Unsitte des Umtausens und der Anwendung von Vornamen, bei welchen sich die Nachwelt in der Regel nicht das Geringste zu denken vermag, keineswegs als empsehlenswerth zu betrachten ist, allgemein üblich geworden sür den württembergischen Seehasen, der zugleich sür den König Karl, die Königin Olga und deren Unterthanen, namentlich die Stuttgarter, eine beliebte Sommersrische geworden ist und vor unseren übrigen deutschen Orten am nordöstlichen User des Sees den Vorzug genießt, daß man von hier aus den schönsten Ueberblick über die größere Masse des Sees hat (denn Friedrichshasen liegt so ziemlich in der Mitte der ganzen Seelänge und die breitesten und tiessten Stellen sind zwischen Friedrichshasen, Romanshorn, richtiger nach der alten Lesart: „Romis-Horn", und Langenargen), daß man gleichzeitig Constanz und die Hügel der Rhein-Einmündung sieht, und daß die Alpsteingruppe und der dazu gehörige Santis weniger, als in Lindau und Kreßbronn, verdeckt werden von den Vorbergen.

Die gute alte sreie Reichsstadt Buchhorn hat von ihrer ehemaligen Herrlichkeit nichts übrig behalten, als eine recht unangenehme Legende im Style der Laien- oder Schildbürger. Man erzählt sich, der hohe Rath von Buchhorn habe einem der benachbarten Dynasten, welcher der Stadt in irgend welchen Nöthen Beistand geleistet, eine Sammlung srisch gelegter Eier schicken wollen, weil der biedere Reichsgras geäußert, er habe noch nirgends so gute Eier gesunden, als gerade in Buchhorn. Man sammelte also die besten und srischesten Eier und verpackte sie in eine schön gezimmerte Kiste von Eichenholz, die verziert war mit dem Wappen der Stadt und mit dem Reichsadler, welchen daneben zu sühren die Hohenstausen der getreuen Stadt in Gnaden verliehen. Aber es zeigte sich, daß die Kiste zu klein war. Die Eier wollten nicht alle hineingehen. Da stiegen die Väter der Stadt in die Kiste und stampsten die Eier zusammen, um dieselben zu eomprimiren, aus daß sie weniger des Raumes bedürsten. Da begab es sich, daß die Eier zerbrachen und die Männer des Rathes gelbe Füße bekamen. Seitdem nennt man die Buchhorner an den Gestaden des Sees die „Gelbsüßler". Und diese Bezeichnung hat sich erhalten, selbst nachdem der altehrwürdige Name Buchhorn von der Landkarte verschwunden. Die Geschichte von den „eomprimi rten Eiern" hatte aber ihre gleichsam symbolisch-prophetische Bedeutung sür die Bodensee-Gegend. Denn heute besindet sich in Lindau eine große Fabrik eondensirter oder eomprimirter Milch, welche halb Europa versorgt. Ich habe diese Milch namentlich im Orient, wo es gute Milch selten in Natur gibt, mit Vergnügen genossen und will daher hier ihrer, wenigstens im Vorübergehen, mit gebührender Dankbarkeit denken.

Ich will Dir diese Geschichte vertraulich mittheilen, allein sür den Fall, daß Du den guten Gedanken bekommst, auch einmal aus der schwäbischen Seite des Sees Villeggiatura zu halten, süge ich hinzu: Nicht srommt es dem Fremden, anzuspielen aus diese Geschichte, denn es könnte ihm Seitens der Gelbsüßler Prügel eintragen. Es geht hier so, wie in Reutlingen, ebensalls weiland sreier Reichsstadt. Bei Reutlingen wächst nämlich ein Wein, welcher mindestens eben so gut ist, wie der Seewein und andere dergleichen Gewächse. Als nun der Prinz Eugen, der edle Ritter, die Stadt passirte, überreichte ihm der hohe Rath „zur Verehrung und Ergötzlichkeit" einen kostbaren Pokal, gesüllt mit Reutlinger Wein, den der siegreiche Feldherr austrinken mußte. Das that er. Daraus aber ergriff ihn ein bedeutsames Schütteln, und er sprach die geflügelten Worte: „Lieber will ich noch einmal Belgrad einnehmen." Allein es ist ihm dennoch vortrefflich bekommen und den Becher hat er natürlich behalten. Aber auch aus diese Geschichte anzuspielen, srommt nicht dem Fremdling.

Als gewissenhaster Chronist muß ich hinzusügen, daß'mir einige Bürger der Stadt Friedrichshasen, geborene Buchhorner, die Versicherung gaben, an der ganzen Geschichte von den Eiern sei nicht ein wahres Wort, dieselbe sei eine boshaste Ersindung der neidischen Lindauer, von welchen man auch Mancherlei erzählen könne, wie z. B. daß man den hohen Rath der Stadt Lindau „das Wachssiguren-Eabinet" geheißen, weil Keiner davon Etwas zu sprechen im Stande oder Willens gewesen.

Ich bat daraus meine Buchhorner Freunde, sie möchten die Geschichte von der Rathsversammlung und dem Wachssiguren-Cabinete nicht weiter erzählen, sonst werde es an Versuchen nicht sehlen, auch den deutschen Reichstag in ein stummes Wachssiguren-Cabinet zu resormiren.

Dagegen versprach ich ihnen, die Herrlichkeit der alten Grasschast und der sreien Reichsstadt Buchhorn nach Krästen wieder auszusrischen. Und dies will ich, allen Feinden und Neidern zum Trotz, hierdurch übernehmen.

„— Ich wag's, ein Grab
Dem heißgeliebten Buchhorn auszuwersen",

spreche ich mit Sophokles Antigone.

II.

Fangen wir also mit dem Ansange an. Der Bodensee erscheint uns zuerst in römischer Beleuchtung. Ammianus Mareellinus hat uns ein wenig schmeichelhastes, aber sür die damalige Zeit wahrscheinlich ziemlich richtiges Bild von demselben entworsen. Obgleich die großen und stark besestigten Römereastra, bei welchen sich nach nnd nach anch Städte ansiedelten, aus der südwestlichen Seite lagen, so hatte man doch auch aus der Nordoste seite militärische Ansiedlungen, von welchen aus sich Straßen nach dem Innern von „Alemannien" erstreckten. Man kann aus dem württembergischen Gebiete zwei solcher Straßenzüge, welche heute noch durch die von Alters her überkommenen Namen „Hochsträß", „Straß" und „Steinmauern" markirt werden, mit einiger Wahrscheinlichkeit nachweisen. Die eine sührt von dem jetzigen Friedrichshasen nach Frohnhosen, die andere von Langenargen nach der über die Arge geschlagenen Gießensbrücke und dann weiter nach Tettnang, Waldburg und Aulendors :e.

Der römische Wartthurm lag jedoch nicht an der Stelle der späteren sreien Reichsstadt, sondern aus jener Landzunge, hier „Horn" genannt, wo sich gegenwärtig das königliche Schloß Friedrichshasen besindet; ebenso wie die beiden romischen Thürme von Langenargen aus jener Halbinsel oder Insel standen, welche jetzt das von dem König Wilhelm von Württemberg wieder ausgerichtete stattliche Schloß Montsort trägt. An die Stelle des römischeu Wartthurms, ‚si‚eeu1a" geheißen, trat dann nachher der gräsliche Sitz Buchhorn, welcher wahrscheinlich älter als die Stadt ist, obgleich letztere schon im zehnten Iahrhundert als solche, unter dem Namen Pudihorn oder Buochihorn, erwähnt wird.

Spuren des alten Grasensitzes sinden sich in der jetzigen Stadt Buchhorn nicht. Diese liegt auch nicht aus einem „Horn", sondern aus einem nur wenig in den See ausladenden Bogen des Users, neben welchem Bogen sich links eine hübsche Bucht, der jetzige Hasen, besindet.

Unter diesen Umständen ist es wahrscheinlich, daß das alte Schloß Buchhorn auch wirklich aus dem oben erwähnten „Horn" lag und daß es dieses schon srühzeitig wohlbesestigte gaugräsliche Schloß und nicht die wahrscheinlich erst später besestigte Stadt war, welches im Iahre 926 den stürmischen Angriff der Hunnen zurückgeschlagen. Der Name Buchhorn stammt also wahrscheinlich von jenem wirklichen Horn her und hat sich von dem Grasensitz aus die bürgerliche Ansiedlung übertragen, welche sich den sür die Schiffsahrt günstigsten Platz wählte. Denn in jenen an guten Landstraßen so armen Zeiten überwog der Verkehr aus dem Wasser. Allerdings scheint das Wappen der sreien Reichsstadt Buchhorn gegen diese Annahme zu sprechen. Es zeigt in dem Felde rechts eine grüne Buche, mit in die Lust ragenden schwarzeu Wurzeln, in goldenem Felde, in dem Schilde links dagegen ein schwarzes Iagdhorn mit Gold beschlagen, in rothem Feld.

Es ist, wie man sieht, ein sogenanntes sprechendes oder redendes Wappen, welches den Namen Silbe vor Silbe widergibt. Aber bekanntlich ist diese Sorte Wappen von neuerem Datum und hat wenig geschichtliche Beweiskrast. Dasür nur ein Beispiel. Die Stadt Iüterbog hat gegenwärtig einen Bock in dem Wappen. In alten Zeiten sührte sie darin eine strahlende Sonne, Das letztere war richtig. Denn Iüterbog ist ein Wort slavischen Ursprungs und bedeutet den strahlenden Gott, den Sonnengott der alten Wenden, welche den Ort gegründet haben. Diese Bedeutung ist jedoch der späteren deutschredenden Bevölkerung verloren gegangen, und so ist denn aus dem Gotte (LoZ) ein „Bock" geworden. Dazu kam denn schließlich noch der Berliner mit seinem Hange zu schlechten Witzen, um das Räthsel zu ersinden: „Was ist das Gegentheil von Iüterbog (Güterbock)?" Antwort: „Personenzüge" (sprich Ziege), Traurige Schicksale eines Wortes!

Um nun wieder aus Buchhorn zurückzukommen, so schreiben alte handschristliche Nachrichten die Besestigung von Buchhorn den Einsällen der Hunnen zu, was denn auch dasür sprechen dürste, daß die starken Mauern nach der Seeseite, welche auch heute noch deutlich erkennbar sind, und daß die Wälle und Gräben nach der Landseite, welche heute theilweise verschwunden, erst nach 926 entstanden.

Damals stand die Stadt, wie das ganze Linzgau, wozu sie gehörte, unter dem Gaugrasen des Kaisers, der aus dem gedachten Horn seinen Sitz hatte. Das Gau (auch der Gau kommt sast ebenso häusig vor in den alten Urkunden, gerade so wie man heute noch im „Rheiugau" sür dieses Wort bald den männlichen und bald den sächlichen Artikel anwendet), das Gau also und die Gangenossenschast zersiel in die einzelnen Hundertschasten

oder Centgenossenschasten. Die Verwaltung und die Iustiz leitete der kaiserliche Gras und unter ihm die einzelnen Centgrasen, natürlich — das verstand sich damals von selbst — unter Mitwirkung der Gauund der Centversammlungen, später unter Mitwirkung der Delegirteu derselben, der Schöffen. Ansangs war das Linzgau sür sich, später hatten dieses und das östlich davon gelegene Argengau denselbigen Grasen, welcher sich nach dem Gaue benannte. Der Name der Grasen von Buchhorn kommt zum ersten Male vor bei dem Grasen Ulrich dem Iüngeren, dem Sohne des Ulrich des Aelteren. Während dieser immer nur der Gras des Linzund Argengaues genannt wird, wird jener der .„(.'omes Luoliliorusuzis" benamset. Von ihm und seiner Gemahlin Weudelgard, der srommen Kaisertochter, werde ich später noch reden. Für jetzt wollen wir die Stadt im Auge behalten.

Bekanntlich entwickelten sich aus den Gaugrasen, die ursprünglich Reichsbeamte waren und von dem Kaiser ein- und abgesetzt wurden, erbliche Dynasten; und solche wurden auch die Grasen von Buchhorn. Zu ihrem dynastischen Besitze gehörte von da an auch die mit demselben Namen bezeichnete Stadt. Mit den anderen Besitzungen der letzteren ging dieselbe an die Dynastie der Welsen und nach deren Rebellion und Sturz an das Haus der Hohenstausen über.

Waun nun Buchhorn eiue sreie Reichsstadt geworden, läßt sich nicht ermitteln. Wahrscheinlich benutzte es die Wirren des Interregnums, welches aus den Untergang der Stausenherrschast solgte, um sich die Unabhängigkeit zu erringen; und gewiß ist, daß der städtesreundliche nnd raubritterseindliche Kaiser Rudols, der Habsburger, im Iahre 1272 Bnchhorn als sreie Reichsstadt anerkannte und eonsirmirte. Kaiser Albrecht gab noch mehr. Er verlieh ihr 1299 das Recht, daß kein Ritter oder Mönch erbliche Güter in der Stadt und in deren Gebiet erwerben oder besitzen dürse.

Buchhorn hatte in der Kaisersehde zwischen Albrecht von Oesterreich und Adols von Nassau getreulich zu Ienem gehalten und in Folge dessen schweren Schaden erlitten. Der Abt Wilhelm von Sanet Gallen, aus dem Hause der Grasen von Montsort, der keineswegs ein so gemüthlicher Herr war, wie jener Abt, welchen Bürger in seiner Ballade „Ich will Euch erzählen ein Märchen gar schnurrig" besungen, übersiel 1298 die Stadt Buchhorn unversehens von der Land- und der Seeseite, erstürmte dieselbe und plünderte sie gründlich. Allein der geistliche Herr mußte wieder abziehen, da Kaiser Albrecht siegreich blieb. Der letztere verlieh dann der Stadt zur Schadloshaltung sür Das, was sie um seinetwillen Schweres erduldet, 1299 alle Privilegien, um welche sie anhielt. (Siehe Dr. I. N. von Vanotti, Geschichte der Grasen von Montsort und Werdenberg. Ein Beitrag zur Geschichte Schwabens, Graubündtens, der Schweiz und Vorarlbergs. Belle-Vue bei Constanz, 1845. S. 58 u. ff.)

Seitdem hat sich Buchhorn selbst regiert unter einer ziemlich demokratischen Versassung. An der Spitze der Regierung stand der kleine und der große Rath. Der kleine Rath bestand aus zwei Bürgermeistern oder Consuln und sieben Senatoren. Unter den letzteren besanden sich vier Zunstmeister. Der große Rath bestand aus zwöls Mitgliedern. Alle Iahre, am sogenannten „Schwörtag", wurden sämmtliche Magistratspersonen neugewählt. In der Regel wählte man zwar von Neuem die alten; allein man hatte sie doch unter Gewalt und Controle, und sie mußten 'jedes Iahr von Neuem der Bürgerschast gegenüber ihre Pflichten beschwören.

Daß die Stadt Buchhorn doch nicht so ganz unbedeutend war, beweist der Umstand, daß ihr Name in den meisten damaligen Städtebündnissen glänzt.

So gehört z. B. Buchhorn zu den „süns Städten um den See" (im Gegensatz zu dem Bund ob dem See, an dessen Spitze Appenzell stand), welche 1470 „am Donnerstag vor Catherinen" eine Art Eidgenossenschast mit einander schlossen, nicht, wie die Schweiz, um sich von Kaiser und Reich loszusagen, sondern um desto getreuer zu denselben zu halten. Es waren die Städte Lindau, Ueberlingen, Buchhorn, Ravensburg und Wangen. Der Bund bezweckte nicht nur gemeinsame Maßregeln zur Ausrechterhaltung des kaiserlichen Landsriedens, oder wie es in den alten Verträgen heißt: zur Wahrung von „Friden, ruow und gemach", sondern auch

1. Behauptung der wohlerworbenen Rechte und Freiheiten der verbündeten Städte, oder, wie schon am 21. Iuli 1291 der Rath von Zürich beschloß, „daß die Stadt an keinen Herrn kommen solle, außer mit dem gemeinen Rathe (der allgemeinen Zustimmung) der Gemeinde," und

2. Ausrechterhaltung von Freiheit, Ordnung und Sicherheit von Handel und Wandel, mit Gut und Blut.

In der Vertragsaussertigung, welche in der Bücherei der sreien Reichsstadt Ueberlingen ausbewahrt wird, heißt es wörtlich:

„^Veun ^ver ^vlirs, äer nus Feuisiuiolieb oäer dszunäer von uusern I'rid^iten, reoliten uucl Fuoteu Fsvmuliaiteu llewili8u oäer vou äsui KsiliFsn römizobsn Il^ob tr^dsn oäsr treuFeu, vorzetüeu oäsr verliotlsu füllte, Dem ^olln ^ir" ete.

Buchhorn hat in dem Bunde der „Städte um den See" seine Stellung behauptet. Es hat sogar im Iahre 1472 sein Gebiet erweitert, indem es von der Stadt Constanz die in seiner nächsten Nähe gelegenen Orte Baumgarten und Eriskirch kauste, welche von da an als die „Buchhorn'sche Herrschast Baumgarten" bezeichnet werden.

Neben Rühmlichem ist auch einiges Unrühmliche zu erwähnen, z. B. Folgendes: Der Stadt Buchhorn war von dem Deutschen Kaiser das Münzrecht verliehen. Sie machte nicht immer guten Gebranch davon. Zur Zeit der Münzverschlechterung im siebzehnten Iahrhundert, zur Zeit der Kipper und Wipper, prägte sie Scheidemünzen, welche wenig oder gar keinen Metallwerth hatten, in solcher Masse, daß damit alle Nachbargebiete überschwemmt wurden.

Es war das eine damals in Deutschland, namentlich auch in Oberschwaben, und nicht weniger in der Schweiz, allgemein grassirende wirthschastlich-politische Krankheit, welche sortgewuchert hat bis in die Gegenwart. Man erinnere sich z. B. der „N Groschen" und der „Wilden ThalerScheine". Der Zollverein und die Münzeonventionen haben dieses Uebel eingeschränkt, und erst der Münz- und der Bankgesetzgebung des Deutschen Reiches ist es gelungen, dasselbe vollständig auszurotten.

In der Schweiz und in Oberschwaben existirte vormals eine Silbermünze, „Plassert" genannt. Diese wurde schließlich so schlecht geprägt, daß ihr Name noch in diesem Iahrhundert in Süd- und Westdeutschland allgemein üblich war, um damit eine schlechte Münze zu bezeichnen. „Blaffert" nannte man noch vor zehn Iahren in den Ländern des rheinischen Münzsußes jene Scheidemünzen von unerkennbarem Werth und Gepräge, welche von Silber sein sollten, aber aussahen wie ein ganz slaches Stück Blech und sehr häusig den Ladentisch zierten, an welchem sie ausgenagelt wurden.

Die sreie Reichsstadt Buchhorn, welche in Schlechtmünzerei mit ihrem östlichen Nachbar, den Reichsgrasen von Montsort in Langenargen, wetteiserte, trieb es mit dem Ausprägen unterwerthiger Batzen, Plassert und Kreuzer so stark, daß die dadurch gesährdeten Städte des schwäbischen Kreises und das Herzogthum Württemberg, mit welchen Ueberlingen noch dazu eine Münzeonvention abgeschlossen hatte, einig wurden, es sich serner nicht mehr gesallen zu lassen. Die Vertreter des schwäbischen Kreises beschlossen, einzuschreiten und beaustragten Württemberg mit der Exeeution. Diese Exerution war der Vorbote der Annexion. An einem schönen Sommertag des Iahres 1705 erschien in der sreien Reichsstadt ein Commissarius des Herzogs von Württemberg, an der Spitze von hundert Grenadieren, welche mit Hacken und Schauseln und sonstigen Zerstörungswerkzeugen versehen waren. Die Münze wurde niedergerissen, ihre Einrichtungen wurden vernichtet. Damit hatte der Gebrauch und der Mißbrauch des Münzrechts ein Ende.

Und es ging überhaupt zu Ende mit der sreien Reichsstadt. Die Zeit von 1705 bis 1802 war nur noch eine lange Agonie. Der Handel hatte andere Richtungen eingeschlagen. Der Verkehr aus dem Bodensee, srüher so lebhast, begann zu veröden. Die vielen kleinen weltlichen und geistlichen Territorien, welche hier durch einander im Gemenge lagen, wußten nichts Besseres zu thun, als einander mit Zoll- und GrenzPlackereien und aus jede andere denkbare Weise zu chieaniren. Das Reich versiel und mit ihm die Reichsstädte. Die schweren Kriegszeiten verminderten die Einnahmen und vermehrten die Ausgaben. Die Steuern warsen nichts mehr ab; es blieb keine Rettung mehr, als Schulden zu machen; und diese Rettung war zugleich der Ansang des Unterganges. Das arme Buchhorn, welches damals höchstens 700 Einwohner, von geringem Wohlstand, noch zählte, hatte zu Ansang des Iahrhunderts nahe an hunderttausend Gulden Schulden. Es wurde 1802 Bayern zugetheilt, welches die Stadt nebst Gebiet im Iahre 1810 wieder an Württemberg abtrat, bei welchem sie denn auch, nach Veränderung der städtischen Firma, bis heute verblieben. Bayern hatte sich des Schuldenwesens der Stadt nur in der Art angenommen, daß es einen großartigen Schuldentilgungsplan machte, von welchem aber während der acht Iahre, welche die Stadt unter der Krone Bayern verblieb, nicht das Geringste zuin Vollzug kam, so daß Buchhorn mit völlig ungeschwächtem Schuldenbestande an Württemberg überging. Letzteres dagegen griff energisch zu. Es nahm der Stadt die Einkünste aus der Herrschast Baumgarten, die nicht unbeträchtlich waren, und die Hälste ihres stattlichen Waldes ab (den man größtentheils niederhieb, um nur schnell Geld zu bekommen). Aber zu gleicher Zeit nahm es auch den größeren Theil ihrer Schulden aus sich, bis aus einen Rest von etwa 20,000 Guldem Den letztgenannten Betrag war die Stadt verschiedenen Stistungen und Corporationen in Buchhorn selber schuldig, bei welchen sie in den schlimmsten Zeiten, wo ihr kein Mensch mehr borgen wollte, mehr oder weniger zwangsweise ihre sogenannten „Anlehn" gemacht hatte. Diese Schulden wurden von der Regierung einsach „niedergeschlagen". Ein solcher obrigkeitlicher Eingriff in wohlerworbene Privatrechte wäre heut zu Tage nicht möglich. Damals war er es noch; der Staat disvonirte srei über alle öffentlichen Gelder, namentlich auch über jenes Corporations - und Stistungsvermögen, welches man in der Türkei „Wakus" nennt. In allen Rheinbundsstaaten ohne irgend eine Ausnahme sind damals solche und schlimmere Dinge vorgekommen. Durch eine Verordnung des Königs Friedrich von Württemberg vom 17. Iuli 1811 wurden die Stadt Buchhorn und das in ein königliches Schloß verwandelte Kloster Hosen unter dem Titel „Stadt und Schloß Friedrichshasen" in eine Gemeinde zusammengeschlagen.

So endete die sreie Reichsstadt Buchhorn. Ich werde mich nun zu der Dynastie Buchhorn wenden und ihr Geschick und Ende erzählen. Zuvor will ich jedoch noch ein nicht unrühmliches Blatt aus der Geschichte der Stadt im sünszehnten Iahrhundert ausschlagen. Die Schrist ist etwas verwischt und nicht mehr recht zu entziffern. Sie handelt von der Deutschen Kaiserkrone in Buchhorn. Diesem ernsten Blatte aus der Zeit des Coneils von Constanz will ich ein heiteres aus unseren Tagen beisügen, welches uns den Fürsten Metternich, den regierenden Kanzler von Oesterreich, im Consliet zeigt mit Doetor Hüetlin, dem regierenden Bürgermeister von Constanz.

III.

Der Freiherr von Ausseß hat in den Archiven von Nürnberg ein Schreiben des hohen Rathes dieser sreien Reichsstadt an die Stadt Buchhorn am Bodensee entdeckt, welches lautet, wie solgt: — „Der Staat (Stadt) zu Buchhorn. „Lieben Freunde! Der allerguädigste Fürst und Herr Sigmund, Römischer Kaiser :e. :e. :e., nnser Gnädigster Herr, hat uns kürzlich geschrieben und uns geheißen, seine Kaiserliche Krone, die Seine Durchlaucht jeder Iahre in unserer Stadt gelassen hat, Euer Weisheit zu überschicken und anszuantworten. So meint Seine Kaiserliche Gnaden Euch eine Freudenbotschast zu thun und Euch zu unterweisen, wie Ihr ihm die Krone sürbaß schicken sollt. Also nach söllichem (solchem) Geheiße schicken wir Euch diese Krone mitsammt einem Meßbuch, als Euch gegenwärtiger unser Knecht, Ausantworter dieses Brieses, wohl unterweisen wird, wo und wie Ihr deren bedürst, Euch derselben Dinge zu unterwinden und Seiner Kaiserlichen Majestät nach Seinem Geheiß und Wohlgesallen sürbaß zuzusügen, denn wo wir Euer Ehrsamkeit ie." Datirt ist dieses Schreiben Nürnberg an Buchhorn vom 25. März 1434. »

Was hat dasselbe zu bedeuten?

Bekanntlich war die sreie Reichsstadt Nürnberg in den engsten Beziehungen zu Kaiser und Reich. „Aus der Höhe, die sich über den Giebeln der Stadt erhebt" (sagt der badische Archivdireetor Friedrich von Weech in seinen soeben, Leipzig, Duncker cK Humblot, erschienenen ge^ sammelten Essays „Aus alter und neuer Zeit", die ich dem Leser aus das Angelegentlichste empsehle), „haben ehedem zwei Burgen stolz in die Lüste geragt: die eine des Kaisers Burg, wo der Vogt des Reiches zu Gericht saß und Recht sprach, nnd gar mancher der großen deutschen Kaiser seine Wohnung nahm, wenn er die sränkischen Lande besuchte; die andere der Burggrasen Burg, von der das gewaltige Geschlecht der Zollern den Weg sand in die sandigen Ebenen der brandenburgischen Marken."

Die Stadt Nürnberg war sodann auch mit Ausbewahrung der Reichskleinodien betraut. Da das heilige Römische Reich Deutscher Nation eine Wahlmonarchie war und es daher keine unabänderliche kaiserliche Residenz gab, da serner auch der jeweilige Kaiser eigentlich kein sestes Domieil hatte, sondern bald da und bald dort Residenz hieli, da endlich auch der Sitz des Reichstags zum Oesteren wechselte (Ende des sünszehnten Iahrhunderts z. B. tagte er hier am Bodensee, in der damaligen sreien Reichsstadt Lindau, wo er die Reichs-Iustiz-Gesetze zu Stande brachte, die leider nur sehr unvollständig zum Vollzuge gelangten): so war es nöthig, sür die Reichskleinodien einen unabänderlichen und permanenten Bewahrer, einen vertrauten und getreuen Inhaber, einen „Trustee", wie die Engländer sagen, zu haben, welcher erhaben war über den Wechsel der Zeiten und der Personen. Und das war die allergetreueste Stadt Nürnberg,

Sie bewahrte nicht nur die Krönungsinsignien, die Krone, den Kaisermantel, den Reichsapsel, das Reichsschwert (das „Flaäium «Äroli KlaFin") u. s. w., sondern auch die dazu gehörigen heiligen Schristen, die mit kostbaren Miniaturen versehenen Meßbücher und die Reliquien, welche sich theils aus die Kreuzigung Christi, theils aus das Martyrthum der Apostel bezogen, namentlich also die Kerkerketten von Iohannes, Paulus und Petrus, sowie das Fragment von der Krippe des Heilands, den hölzernen Span des Kreuzes und die Marterwerkzeuge der Kreuzigung, ein Nagel, Lanze u. s. w.

„Iährlich am zweiten Freitage nach Ostern," schreibt Herr von Weech, „wurde dem Volke aus dem Marktplatze das «Heiltum» gewiesen, d. h. die Reichskleinodien wurden vorgezeigt, welche seit dem Iahre 14-.'4 der Stadt zur Ausbewahrung anvertraut waren. Das war ein großes Fest, zu dem auch von Auswärts die Massen des andächtigen und neugierigen Volkes herbeiströmten, um so mehr, als die mit dem Feste verbundene Messe der Landbevölkerung zu mancherlei Einkaus erwünschte Gelegenheit darbot. Man weiß, daß im Iahre 14(!3 an jenem Tage 1-'60 Wagen und 608 Karren die Stadtthore passirten. Da waren denn «uch große Vorbereitungen nöthig. Die Straßen wurden sorgsältig gereinigt, jene in der Nähe des Marktes mit Ketten abgesperrt, um keinem Fuhrwerk den Durchgang durch die gedrängten Massen zu gestatten; ein großes Schaugerüste ward ausgeschlagen, aus dem unter sreiem Himmel die Kostbarkeiten ausgestellt wurden. Was mag da das Volk hin und her gewogt sein aus dem weiten Marktplatze, wenn der Zug sich langsam von der H. Geistkirche her bewegte, und wie seierlich mag der Anblick gewesen sein, wenn die Priester in ihren kostbaren Gewändern das Gerüste bestiegen, während alle Glocken erklangen, und wenn dann ein Bischos der dazn gebeten war, oder gar ein päpstlicher Legat, der etwa eben durchreiste, die Messe sang. Da hob wol ein alter Großvater den neugierigen Enkel hoch empor, um ihm alle die Herrlichkeit zu zeigen und zu erklären, den Nagel, die Lanze und den Span vom Kreuze des Herrn, das Stück von der Krippe Christi, Glieder von den Ketten, mit denen Petrus, Paulus, Iohannes einst gesesselt waren, das Schwert Karls des Großen, seine Krone, sein Seepter, seine Kleider und andere heilige und kostbare Gegenstände. Aber nicht allein die Freude an den srommen Spielereien durchdrang und beherrschte diese Massen, sondern ihnen trat bei dieser seierlichen Seene doppelt krästig das Gesühl vor die Seele, daß sie Glieder eines großen staatlichen Ganzen seien und das weitere: daß ihrer Stadt vor allen Gemeinwesen des deutschen Reiches die Ehre zugetheilt sei, die Hüterin der Insignien dieses Reiches zu sein."

Aus diesem Schatze der Krönungsinsignien und Reichskleinodien also wurde im März des Iahres 1434 die Kaiserkrone entnommen, um nach einer der kleinsten sreien Reichsstädte überbrackst zu werden.

Was sollten die Buchhorner damit machen? Das Schreiben vom 28. März spricht sich darüber nicht aus. Es verweist die Buchhorner aus die Botschast, welche ihuen von dem Kaiser Sigmund direet und schristlich zugehen werde, und aus die mündlichen Bestellungen des sreireichsstädtischen Knechtes, welchem die Krone zum Transport anvertraut ist.

Damals, im März 1434, ging der Kaiser Sigmund nach Constanz. Später begab er sich nach Ulm, um dort den Reichstag abzuhalten. An dem einen wie an dem andern Orte hatte er vielleicht die Kaiserkrone nöthig, und beide liegen unsern von Buchhorn, Constanz an dem User des nämlichen Sees, schräg gegenüber.

Warum aber der Kaiser seine Krone, statt direet nach Constanz, nach dem winzigen Buchhorn geschickt hat, das auszuklären, ist bis jetzt nicht gelungen. Denn ein reichsstädtisches Archiv von Buchhorn ist nicht zu ermitteln, wahrscheinlich sind die Papiere im Trouble der Kriegsjahre verkommen. Nachgehends aber ist die Krone wieder in die Verwahrung der allergetreuesten Stadt Nürnberg zurückgelangt. Zu welchem Zwecke

dieselbe aus ihrer Reise nach Buchhorn von dem Meßbuche begleitet wurde, das harrt auch noch der Ausklärung.

Iedensalls beweist dieser Hergang, daß Buchhorn doch gerade nicht die geringste Stadt Deutschlands war, sonst hätte man ihr nicht die Kaiserkrone anvertraut.

Consta nz hat seine sreireichsstädtischen Erinnerungen besser bewahrt als Buchhorn. Eine kurze Strecke vor den Thoren der Stadt Constanz an der Stelle, wo Huß den Feuertod erlitten haben soll — merkwürdiger Weise nennt man die Stelle „Im Paradies" —, steht jetzt der „Hussenstein" ausgerichtet.

Auch dieser Stein hat seine Geschichte. Sie ist moderner und seltsamer Art und beginnt lange vor Existenz dieses Steines. Im Iahre 1834 nämlich hatte, wie uns ebensalls Herr von Weech erzählt, der damalige Bürgermeister von Constanz, Karl Hüetlin, zuerst den Einsall, aus der Richtstätte ein Denkmal zu errichten. Da Baden und überhaupt Deutschland damals noch sehr arm war, resleetirte Hüetlin auch aus das Ausland, namentlich aus England, wo Hussens Vorgänger und Lehrer Wikles gelebt hat, und aus Böhmen, das Heimatland des Resormators. Er richtete ein Schreiben in diesem Sinne an den „verehrlichen und hochlöblichen Magistrat der k. k. böhmischen Haupt- und ResidenzStadt P r a g". Desgleichen an den Magistrat von Hnssitin, eines böhmischen Städtchens, in welchem Iohannes Huß geboren sein soll. Die böhmischen Magistrate gaben der Zuschrist des Bürgermeisters von Constanz keine Folge, sondern legten dieselbe der vorgesetzten Staatsbehörde vor und so ging denn das harmlose Schreiben durch alle Instanzen hindurch hinaus bis an den allmächtigen Kanzler, den Fürsten Metternich.

Diesem kam der Einsall des Constanzer Bürgermeisters etwas in die Quere. Er wünschte, daß in Böhmen die Erinnerungen an die schrecklichen Erlebnisse des sünszehnten und sechzehnten Iahrhunderts nicht wieder ausgeweckt werden möchten; und wer die jetzigen Zustände im Lande der Czechen kennt, wird ihm kaum stark verübeln, daß er daraus aus war, ausregende Sammlungen sür ein Hußdenkmal in Böhmen zu vermeiden. Aus die Dauer hat diese Vorsicht sreilich doch nichts geholsen.

Aber desto komischer war das Mittel, dessen er sich zu diesem Zwecke bediente. Wer weiß, ob er es selbst that. Vielleicht waren es auch nur seine allzudienstbeslissenen Schreiber, welche so recht aus dem, damals in der Hos- und Staatskanzlei in Wien herrschenden Ton heraus schrieben. Man erinnere sich: es war im Iahre 1834. Die sranzösische Iulirevolution war in Süd- und Westdeutschland nicht ohne Wirkung geblieben. Hiergegen war nun eine krästige Reaetiou eingetreten. Oesterreich übte die politische Polizei gegen die deutschen Mittel- und Kleinstaaten. Die badische Regierung war namentlich wegen ihrer liberalen Neigungen dringend „des Verdachtes verdächtig"; und überhaupt bestand damals das einsachste Mittel, Iemanden lahm zu legen, darin, ihn als „Demagogen", oder als „Mann des Umsturzes" zu bezeichnen. Dies muß ich vorausschicken, damit der Leser von heute das Folgende begreise, was 1834 übrigens Jeder natürlich sand. Denn damals war es so „st^Ii".

Der Fürst Metternich also schickt am 17. April 1834 an den badischen Minister Freiherrn von Reizenstein eine höchst ernsthaste „vertrauliche Note", in welcher er die badische Regierung in einem schulmeisterlich belehrenden und drohenden Tone aussordert, „solche Vorkommnisse zu verhindern". Das Unternehmen des Bürgermeisters von Constanz, heißt es, trage den Charakter „eines politischen staatsgesährlichen Umtriebes", wenngleich es äußerlich harmlos erscheine. Denn darin liege gerade die Gesahr und das sei bekanntlich so die Taktik der allerrassinirtesten Umsturzmänner, welchen es dadurch zuweilen gelinge, minder achtsame Regierungen zu täuschen. Dieselben pflegten nämlich irgend einen wissenschastlichen oder philanthropischen, dem Anscheine nach löblichen, „in >der Thai aber immer persiden und bösgemeinten Zweck" voranzustellen, Ausschüsse zu bilden, Gelder zu sammeln, sich allerwärts Verbindungen zu schaffen und dann das Geld und die Verbindungen „zu rein revolutionären Unternehmungen zu benutzen". Offenbar salle auch der Plan des Bürgermeisters von Constanz unter diese höchst gesährliche Kategorie; dessen Absicht sei unzweiselhast, die Gemüther in einer der bestehenden Ordnung der Dinge ungünstigen Richtung auszuregen; solchen unlauteren Bestrebungen habe jede loyale Regierung mit äußerster Entschiedenheit entgegenzutreten u. s. w.

So schoß man damals mit Kanonenkugeln schwersten Kalibers nach Sperlingen oder nach Fliegen. Natürlich beeilte sich Herr von Winter, der sür höchst liberal geltende badische Minister des Innern, den Besehlen Metternichs, der sich sonst als Hort der Souveränetät der Territorialstaaten ausspielte, pflichtschuldigst zu gehorchen. Der gute Bürgermeister von Constanz erhielt eine surchtbare Nase. Ihm wurde Einhalt geboten, mit der Vermahnung, sich bei Meidung gebührender Strase „Dergleichen nicht wieder beigehen zu lassen". Nach Wien aber schrieb man, der gute Bürgermeister habe das Alles aus Dummheit gethan und die Tragweite seiner Handlung gar nicht ermessen; ein Bischen Liebhaberei an Alterthümern, die in Constanz grassire, ein Bischen Bestreben, durch allerlei Curiositäten Reisende nach Constanz zu ziehen, „welche daselbst Geld verzehren", — kurz, Goethe würde sagen „ein Bischen Diebsgelüst', ein Bischen Rammelei" — weiter sei es in der That nichts, Fürst Metternich möge sich daher gnädigst beruhigen, nachdem man den unbedachten Bürgermeister gebührend aus die Finger geklopst habe.

In der That scheint sich denn auch der große Proteetor und Polizeidietator in Wien beruhigt zu haben. Ietzt steht, wie gesagt, ein erratischer Block als Denkmal an der — übrigens bestrittenen — Stätte. Die ezechischen Hussiten haben schwerlich dazu beigetragen, denselben hierher zu wälzen. Insosern hat Fürst Metternich Recht behalten. Der Stein hat jedoch bis jetzt nicht das Geringste zum „Umsturz alles Bestehenden beigetragen". Und insosern hat Fürst Metternich Unrecht gehabt; und was er in Böhmen verhindern wollte, ist dennoch gekommen.

IV.

Soviel von der sreien Reichsstadt. Sprechen wir nun von den Grasen von Buchhorn, welche weit srüher endeten, als die gleichnamige Reichsstadt.

Ich habe schon das Nöthige gesagt über die alte deutsche Gauversassung, sowie über das Linzgau und das Argengau, welche sich dem jetzigen deutscheu User des Bodensees entlang erstreckten. Beide Gaue hatten lange einen gemeinsamen Grasen. Als solche Grasen werden in den Urkunden genannt: Warin 1764), Ruthart (790), Rotbert, verwandt mit Hildegard, der Gemahlin Karls des Großen (773), Ulrich (803), Roger, Konrad, Welso, Pabo, Ulrich (860—883), Konrad (907—915).

Mit dem Ansange des zehnten Iahrhunderts sinden wir hier schon jene Veränderung, welche mit dem elsten so ziemlich in ganz Deutschland eintrat. Sie war gleichsam in prophetischer Weise vorher angekündigt. Während des Lauses des zehnten Iahrhunderts wurde nämlich sür das Iahr 1000 n. Ch. vielsach der Untergang der Welt angekündigt; und dieser Glaube hatte sich, je mehr das verhängnißvolle Iahr heranrückte, desto mehr in Deutschland verbreitet. Mit dem Iahre Tausend kamen nun allerdings nicht der erwartete Antichrist und die sonstigen Schrecknisse der Apokalypse, wol aber der Untergang der altgermanisch-sränkischen Volks- und Reichsversassung. An ihre Stelle trat immer mehr der Feudalismus, bei welchem die Bevölkerung kastenmäßig geschichtet und die Herrschergewalt ein Zubehör des lehnsmäßigen Grundbesitzes ward. Die oben genannten Grasen waren noch kaiserliche Beamte. Von nun an ward das Amt erblich und ein Aussluß des Haus- und Besitzrechts. Die Grasen nannten sich nicht mehr nach dem Gau, soudern nach ihrer Besitzung. So kommen denn seitdem Grasen von Buchhorn vor. Sie stammen von den alten Grasen des Linz- und Argengaues ab und gehören zu demselben Geschlechte, wie die welsischen Herzoge und die Altdorser Grasen. Es werden genannt ein Gras Otto der Aeltere von Buchhorn und sodann ein Gaugras Ulrich der Aeltere mit seiner Gemahlin Bertha. Dieser Ulrich wurde von dem König Arnuls, angeblich wegen Felonie, seiner Lehen entsetzt, später aber, zu Ende des zehnten Iahrhunderts, wieder zu Gnadeu angenommen und reicher als jemals beliehen. Sein Sohn, Gras Ulrich der Iüngere, war einer der reichsten Dynasten am Bodensee. Er residirte zwar aus seiner Burg Buchhorn, aber seine Besitzungen erstreckten sich nicht nur dem ganzen nordöstlichen User des Sees entlang, sondern auch bis zum Rheingau (Bregenz) und weit am Rheinstrom hinaus bis aus die rhätischen Höhen.

Dieser Ulrich, der Buchhorner, erzählt Ottmar Schönhuth, mit Karl dem Großen und dem uralten Hanse der Welsen versippt, erössnet mit seiner treuen Gemahlin Wendilgard, einer Enkeltochter König Hein? richs I,, die Geschichte der eigentlichen „Dynastie Buchhorn". Als um's Iahr 91i) die Ungarn zum zweiten Mal in Deutschland einsielen und verheerend durch das, Bayerlaud heranrückten, zog auch Gras Ulrich mit seinen Genossen ihnen entgegen, seine dortigen Güter zu vertheidigen. Es kam zur Schlacht. Gras Ulrich socht ritterlich gegen die sremden Bedränger, hatte aber das Unglück, in die Hände der Feinde zu sallen, die ihn in die Gesangenschast wegsührten. Er wurde von allen seinen Mitgenossen sür todt gehalten. So erhielt auch Wendilgard die Kunde, daß ihr Gemahl nimmer am Leben wäre. Bald stellten sich Freier ein, welche sich um die Hand der jugendlichen Wittwe bewarben, aber sie wollte nichts von solchen Anträgen hören. Um Allem auszuweichen, begab sie sich aus den Rath Bischos Salomos nach St. Gallen, wo sie neben der Klause der heil. Wiborada eine Zelle sich bauen ließ; allda lebte sie von dem Ihrigen, nnd spendete zum Seelenheil ihres todtgeglanbten Gemahls den Armen reichliche Almosen. Alljährlich kam sie nach Buchhorn und seierte dort des Gemahls Andenken mit andächtigem Gebet und Werken der Wohlthätigkeit.

Vier Iahre waren verflossen, da begab sie sich wieder hinüber nach Buchhorn, um die gewohnte Trauerseier zu begehen. Während sie nun damit beschästigt war, ihre milden Gaben an die zahlreich herbeiströmenden Armen auszutheilen, drängte sich ein verlumpter Bettler durch die Menge und verlangte von ihr ein Kleid. Wendilgard schalt, daß er so srech und ungestüm seine Gabe verlange, doch reichte sie ihm das Kleid, wenn auch etwas unwillig. Plötzlich schloß der Bettler die Geberin in seine Arme und küßte sie, Frau Wendilgard mochte es geschehen lassen oder nicht. Schmerzlich bewegt, daß ihr solche Schande widersahren, zog diese sich aus ihren Stuhl zurück und ries: „Ietzt erst ersahre ich, daß mein Gemahl Ulrich nimmer am Leben, da ich solche Frechheit von einem Bettler ersahren muß!" Da kamen einige der umstehenden Diener und wollten dem srechen Bettler Faustschläge geben, aber der wars seine wilden, langen Haare mit der Hand in den Nacken zurück und ries: „O verschont mich doch mit euren Faustschlägen, denn ich habe deren genug erduldet; schaut her und erkennet Gras Ulrichen, euren Herrn!"

Als die erstaunten Diener der Gräsin die Stimme ihres Herrn hörten und das einst so wohlbekannte Angesicht zwischen seinen Locken erblickten, grüßten sie ihn laut, und das Hausgesinde jauchzte vor Freude. Ulrich aber trat zu Frau Wendilgard, nahm ihre Hand und sührte sie an eine ihr wohlbekannte Narbe. Da erwachte Wendilgard wie aus einem tiesen Schlas und sprach: „Das ist mein Herr, der liebste aller Menschen! Bis mir willkommen, bis mir willkommen, mein Süßester!" Während sie den wiedergesundenen Gemahl umarmte, ries sie ihrem Gesinde zu: „Leget eurem Herrn Kleider an und sputet euch zur Stunde, daß er ein Bad empsange!" Als Ulrich wieder ziemliche Kleider angelegt hatte, sprach er: „Nun laßt uns zur Kirche gehen, um Gott zu danken!" Während dem Gehen schaute Ulrich seine Gemahlin an und bemerkte den Nonnenschleier, welchen sie angelegt hatte. „Sprich, wer hat dir den Schleier umgelegt?" sragte er Frau Wendilgard. Als er hörte, der Bischos von Constanz habe solches gethan, da sie alle Hossnung ausgegeben, daß ihr Gemahl je wiederkehren würde, sprach er: „Nun dars ich dich von Stund' an nicht mehr umarmen, wenn der Bischos nicht Erlaubniß dazu ertheilt!"

Von den Geistlichen, deren mehrere an diesem Tage zusammen gekommen waren, wurden jetzt in der Kirche Aemter gehalten, nicht in Trauer sür den Verstorbenen, sondern voll Freude sür den Lebenden, und all das Volk nahm andächtig Theil daran. Darnach wird ein sestliches Mahl gehalten, zu dem Viele herbeistromen, die von der wunderbaren Geschichte hören, und Alle erquicken und sreuen sich bei diesem Mahle.

Die nächste Zeit daraus beries Bischos Salomo von Constanz eine Synode; aus dieser sorderte Gras Ulrich seine Gemahlin wieder von dem Vischos zurück. Der Beschluß der Versammlung siel dahin aus: „Aelter ist das Gelübde, das Wendilgard ihrem Gemahl gethan; sie werde dem Gatten zurückgegeben, der Schleier aber in den Schranken der Kirche ausbewahrt, damit Frau Wendilgard, wenn ja ihr Gemahl vor ihr sterben sollte, denselben als Wittwe wieder anlege." Nun kehrte das wieder vereinigte Ehepaar nach Buchhorn zurück, nachdem sie noch das Gelübde gethan, daß, wenn sie noch einen Sohn erzeugen würden, derselbe an der Mutter Statt dem heil. Gallus geweiht werden sollte. Wirklich empsing Frau Wendilgard noch einen Sohn von ihrem Gemahl, aber sie gebar ihn nicht glücklich: vierzehn Tage vor der Zeit kam sie in Kindesnöthen und starb. Das Söhnlein mußte ihr aus dem Leibe geschnitten werden und wurde dann in einem warmen Bauch eines srisch geschlachteten Schweins zur Reise gebracht. In der Tause erhielt das Kind den Namen Burkhard.

Kaum war Burkhard der Pslege seiner Amme entwachsen, so brachte ihn sein Vater nach St. Gallen, wie er mit seiner seligen Mutter gelobt hatte, und legte ihn aus den Altar der Kirche nieder, indem er Segen sür das Kind von seiner Mutter erflehte. Als Zugabe weihte er dem Kloster Grundstücke und Zehenten zu Höchst. Im Kloster wurde der kleine Burkhard erzogen; die Brüder nannten den wunderschönen Knaben nur Burkhard den Ungebornen. Weil er unzeitig geboren wurde, war er so zart, daß er bei jedem Fliegenstich blutete; darum bekam er von seinen Lehrern selten Ruthenhiebe. So schwächlich und zart Burkhard immer am Leibe blieb, so stark ward er an Geisteskrast. Er wurde später negen seiner ausgezeichneten Gaben zum Abt des Klosters gewählt.

Nieodemus Frischlin, dessen Gedächtniß durch I)r. Friedrich Strauß in so trefflicher Weise wieder erneuert worden ist, hat die Geschichte der Gräsin dramatisch bearbeitet unter dem Titel: „?r»,vs WonäelFarä; sin nev «omsäi oäer spil, »uz Fl»ubvsilr6iFsn Historien FSxoFsn, von I'ikw ^Vsn6ß1Fai6, Xsvzer llsiurillti I. aUs Laoti3en toelitsr mit idrem ebeFemal ttrall Ulrioii von Lnolldoru, nsrrsll im I,in2-0ai!? am Loäeu3es, ^?8.3 sion »nno 915 unä 8,nuo 919 mit innen 2UFeti-aFsu; nüt^liod uuä lcurt2weili^ 2n 1eson. (3eiialten lin 8tuttFart äsu 1. ta^ ^lartiui anno 1579. ^utdore ^Xieoäsmo I'risonlino. UsäruoKt üu ?r»nliturt am ^laiu, äurcn ^enäol Hkimmsr anno 1589."

Es ist ein sür die württembergische Dynastie, welche aus ihre Verwandtschast mit den alten Dynasten und Grasen des Linzgaues stolz ist, gedichtetes Festspiel.

In der Sage, wie ich sie oben wiedergegeben habe, zeigt sich ein «igenthümlicher Zug, welchem wir in den Legenden d.es srühen Mittelalters östers begegnen.

In den Dichtungen der alten Griechen sinden wir das Thema von dem „Neide der Götter" variirt. Die Götter können es nicht leiden, wenn es einem Sterblichen allzu wohl ergeht. Sie gehen dann daraus aus, dieses Glück durch Mißgeschick wieder auszugleichen. Zuweilen lassen sie sich dadurch versöhnen, daß der Allzuglückliche einen Theil seines Glückes sreiwillig opsert. In anderen Fällen aber weigern sie sogar die Annahme des gebotenen Opsers, um den Mann, der ihren Neid heraussordert, unrettbar zu verderben.

Nicht so unversöhnlich, wie sich die heidnischen Götter z. B, in Schillers Gedicht vom Ringe des Polykrates erweisen, ist die christliche Kirche im Mittelalter. Sie nimmt jede Sühne und jedes Opser bereitwillig entgegen. Aber sie kann es nicht vertragen, wenn ihr das einmal Gespendete wieder entzogen wird. Frau Wendilgard, obgleich sie sich der Zustimmung und des Segens des srommen Bischoss von Constanz ersreute, als sie das Kloster verließ, um in die Arme ihres verloren geglaubten Gemahls zurückzukehren, mußte dennoch ihre Handlungsweise büßen. Sie hatte als Ersatz ihren zu erhoffenden Sohn dem durch ihren Rücktritt geschädigten

Kloster angelobt. Aber das Kloster verschmähte es, diese Sühne aus dem natürlichen und gewöhnlichen Wege entgegen zu nehmen. Nur den „Ungebornen" nahm es als Sühne. Solche Legenden, deren Moral sich immer dahin zuspitzt, daß es höchst gesährlich sei, der Kirche oder dem Kloster irgend Etwas zu entziehen, sind außerordentlich zahlreich. Ich will zur Vergleichung nur eine ganz kurze Erzählung hierhersetzen. Sie sinket sich in der bekannten Sammlung „Schimps und Ernst", welche von dem Barsüßer-Mönche Iohannes Pauli zu Thann 1510 zusammengestellt worden und 1522 bei Iohann Grieninger in Straßburg im Druck erschienen ist. Die Sammlung enthält allerlei ernsthaste Erzählungen und kurzweilige Schwänke, welche der Versasser „denen Prädieanten" zum Ge: brauche sür ihre Predigten empsiehlt, weil dieselben geeignet seien, daran allerlei gute Nutzanwendungen zu knüpsen, desgleichen auch schlaslustige Zuhörer in Christo wach zu erhalten und Schlasende wieder zu weckeil. Die Geschichte lautet so:

„Em Edelmann war lange verheirathet gewesen und hatte keine Leibeserben. Da verhießen er und seine Frau, wenn ihnen Gott der Herr ein Kind gebe, das sollte ein Priester werden. Gott erhörte sie und schenkte ihnen ein Knäblein, und nicht lange darnach erhielten sie noch ein Knäblein. Die beiden Knaben wuchsen aus, und der Erste war lieblich, hübsch und gerade. Der Andere war nicht so hübsch nnd der Welt so angenehm, wie der Erste. Da beschlossen Vater und Mutter, daß sie das andere Kind wollten geistlich werden lassen, und der Erste, der schöne Knabe, sollte weltlich bleiben und ihr Erbe sein. Da ließ Gott die Kinder beide sterben, damit man nicht meine, Gott habe nicht auch gern etwas Schönes in seinem Dienste."

Gras Ulrich der Iüngere von Buchhorn hatte jedoch außer dem „ungebornen" Sohn, welcher ein Kirchenlicht wurde, noch zwei wirklich gedorne Söhne, und zwar geboren bevor der Gras in die Gesangenschast nnd die Gräsin in das Kloster gerieth. Diese, Adelhard und Uzzo, theilten die reiche Herrschast des Vaters. Uzzo erhielt die Besitzungen am oberen und Adelhard die am unteren See. Von jenem stammen die Grasen von Bregenz und von diesem die späteren Grasen von Buchhorn. Des Letzteren Sohn hieß Richar, sein Enkel Otto I. und sein Urenkel Otto II. Mit diesem erlosch das edle Geschlecht der Buchhorner Grasen. Dieser Ottoentsührte einem benachbarten „Grasen Ludwig" (es soll, wie die Gelehrten meinen, ein Gras von Psullendors gewesen sein) seine Gemahlin und ließ, sich dieselbe als zweite Gemahlin antrauen; von der ersten hatte er keine Kinder. Der beleidigte Gatte ries jedoch die weltlichen nnd geistlichen Herrscher zur Hülse und Rache an. Der Bischos von Constanz verhängte den Kirchenbann über Otto und der Gras Ludwig ließ ihn von seinen Knechten erschlagen. Dies geschah im Iahre 1089. Der Erschlagene wurde in dem Kloster Hosen, dem jetzigen Schloß Friedrichshasen, in der Kirche begraben. Allein der Bischos von Constanz ließ ihn als einen Gebannten wieder ausscharren, seine Leiche verbrennen und die Asche in alle vier Winde zerstreuen.

So endete das Geschlecht der Grasen von Buchhorn.

V.

Sprechen wir nun, nachdem wir die Stadt und die Grasen zu Grabe geleitet, von dem Kloster, dessen Kirche ihre Thürme heute noch, einem riesigen Doppel-Spargel vergleichbar, gen Himmel reckt, während die Klostergebäude, in ein schönes Schloß verwandelt, dem württembergischen Königspaare als Sommersrische dienen.

Ich habe bereits die Vermuthung ausgesprochen, daß die alte seste Burg der Grasen von Buchhorn aus jener Nase gelegen, welche sich bei dem jetzigen Schloß in den See streckt. Nach der gemeinen Sage soll die Gräsin Bertha, die Mutter des letzten und die Gemahlin des vorletzten Grasen von Buchhorn, daneben dieses Kloster gestistet haben, in welchem die Gebeine des Letzten ihres Hauses nicht einmal die ewige Ruhe sinden sollten. Das Kloster heißt in den ältesten Urkunden stets „Zelle Buchhorn" oder „Zell-Buchhorn". Der Name Zell, welchen so viele Orte in Süddeutschland, der Schweiz und Tirol u. s. w. sühren, deutet immer aus ein ehemaliges Kloster, ebenso wie „Münster," das vou „Monasterium" (Kloster) herrührt, München, welche Stadt nach den „Mönchen" benannt ist und auch einen kleinen Mönch im Wappen sührt, jetzt scherzweise meistens mit einem Bierseidel in der Rechten dargestellt und „das Münchener Kindlein" geheißen.

Das Kloster Buchhorn hegte Nonnen vom Orden der Benedietiner. Nachdem die alte Dynastie der Grasen von Buchhorn mit Otto dem Iüngeren ausgestorben und das Haus der Welsen an ihre Stelle getreten war, unterstellte Herzog Welso IV. im Iahre 1090 das Kloster dem großen Convent von Weingarten (bei Ravensburg). Damals heißt es schon „Hosen" (in ati-ia heißt es in den lateinischen Urkunden). Wahrscheinlich hat es diesen Namen, nach dem Aussterben der Buchhoruer, von einigen in der Nähe gelegenen Bauernhösen angenommen.

Der Abt von Weingarten beeilte sich, einen Probst hinzuschicken, welcher die Interessen des vorgesetzten Herrn zu wahren hatte. Allein es herrschte nicht immer der richtige eanonische Gehorsam. Einmal wurde das Kloster ganz ausgehoben, Einige sagen wegen Widersetzlichkeit gegen Weingarten, Andere sagen wegen unsolider Lebensweise seiner Insassen; an die Stelle des Probstes, d. h. des Geistlichen, trat ein „Vogt", ein weltlicher Verwaltungsbeamter. Später stellte der Abt das Kloster wieder her, aber die Schweden brannten es im dreißigjährigen Krieg nieder. Im Iahre 1695 ersolgte der Wiederausbau. Die damals errichteten Gebäude bilden das heutige Schloß Friedrichshasen.

Als im Iahre 1802 die bis dahin reichsunmittelbare Abtei Weingarten mediatisirt wurde, theilte man dieselbe nebst ihren Besitzungen dem Erbstatthalter der Niederlande, dem Prinzen von Nassau-Oranien, als Entschädigung sür die Besitzungen, die er verloren hatte, zu. Dieser trat sie schon zwei Iahre später an Oesterreich ab. Oesterreich aber verlor wieder 1805, durch den Frieden von Preßburg, diese Besitzungen und sie kamen nun an das neugeschaffene Königreich Württemberg, welches etwas später, 1810, auch die sreie Reichsstadt Buchhorn gewann, wie wir dies ja gesehen haben. Kaum hatte Württemberg am Bodensee Fuß gesaßt, so beschloß es, von dieser Stellung ausgibigen Gebrauch zu machen. Der Schwaben-König sreute sich, von einem Theile des „Schwäbischen Meeres" Besitz ergreisen zu können. Es erwachten die Erinnerungen an jene Zeiten, wo der Schwäbische Reichskreis sür den ganzen See die Ausübung der Hoheitsrechte in Anspruch nahm. Vielleicht hatte man den romantischen Traum, Admiral-Staat eines Süßwasser-Sees zu werden. Wer weiß Das? In einer württembergischen Verordnung vom 7. Iuli 1807 heißt es:

„Seine Majestät der König haben Sich durch den Augenschein überzeugt, daß der Hasen von Hosen am Bodensee sür die Schweizer Schiffsahrt und Handlung von der größten Wichtigkeit ist."

In Uebereinstimmung mit dieser Verordnung besahl König Friedrich, den gänzlich in Versall gerathenen Hasen bei Hosen wieder herzustellen. Tesgleichen begann man die Restauration der Gebäulichkeiten des säeularisirten Klosters. Als aber nur wenige Iahre darnach auch die Stadt Buchhorn und deren Gebiet dem Königreich Württemberg zusiel, wandte man die Hauptsorgsalt dem östlich von Buchhorn gelegenen Hasen zu, welcher größer ist und besser gelegen. So war denn nach etwa tausend Iahren Alles, was im Lause der Iahrhunderte nach verschiedenen Richtungen auseinander gegangen, unter dem Seepter eines Herrschers Berthold'schen Geschlechtes wieder vereinigt.

Zuerst hatten hier die Römer ihren Wartthurm aus der Landspitze errichtet. Dann hatten die Alemannen die Römer vertrieben und einer ihrer mächtigsten Häuptlinge aus Berthold'schem Geschlechte hatte aus dieser nämlichen Landzunge seine plumpe, steinerne, nach Land und Wasser hin wohlbesestigte Gaugrasenburg ausgerichtet und gegen die Hunnen vertheidigt. Unter dieses Grasensitzes Schutz hatten sich weiter östlich Fischer und Schiffer angesiedelt, deren kleine Gemeinschast, begünstigt durch eine sür Handel und Schisssahrt glückliche Lage, nach und nach zu einem Städtlein erwuchs, das sich dann auch hinter Wall und Graben verschanzte. Denn nur hinter solcher Brustwehr konnte sich damals der Bürger der Früchte seines Fleißes ersreuen. Sobald er seine Mauern verließ, war er recht- und machtlos.

Die Alemannen liebten es, die Niederlassungen der Römer zu zerstören, aber aus deren Fundamente und Substruetionen zu bauen. Das Geschlecht der Grasen von Buchhorn, welche dies aus der bezeichneten Landspitze gethan hatten, erlosch im elsten Iahrhundert, um einem Kloster des Benedietiner-Ordens zu weichen. Dies Kloster machte sogar den Namen Buchhorn verschwinden. Es nannte sich Hosen und stellte sich unter die mächtigen Weingarter Aebte.

Auch die Stadt emaneipirte sich von der alten reichs- und gaugräslichen Tradition. Das Erlöschen des mächtigen Grasengeschlechtes, „die kaiserlose, die schreckliche Zeit" des Interregnums, verwies sie ausschließlich aus die Selbsthülse. So schied sie aus jedem Territorialverbande aus und wurde eine eximirte sreie Reichsstadt, welche, weil sie selbst zu klein und zu schwach war, ihren Schutz in dem Verband der „süns Städte um den See" suchen mußte. Allein vom siebzehnten Iahrhundert an war die Zeit den kleinen örtlichen Verbanden und den Städtebündnissen nicht mehr günstig. Im Iahre 1632 wurde die Stadt von Den Schweden genommen und dann 1634 von den „Kaiserlichen" unter dem Obersten Vizthum (Vies Oaluinns) belagert. Nach der Schlacht von Nördlingen zogen die Schweden ab, um dem kaiserlichen General Gallas Platz zu machen, welcher die Festungswerke, so die Schweden errichtet, wieder zerstörte. Im Iahre 1643 wurde die Stadt von den Weimar'schen und 1643 von Wiederhold, der aus dem Hohentwiel saß, genommen und gründlich geplündert. Dazwischen ist sie auch mehrmals von großen Bränden heimgesucht worden, bis daß sie endlich, von Unglück und Schuld, vom Verhängniß und von den Schulden niedergebeugt, existenzunsähig wurde.

So kam es denn, daß, nachdem das Grasenhaus dem desinitiven Untergang, dagegen die Stadt und das Kloster der Agonie versallen, schließlich zu Ansang des neunzehnten Iahrhunderts Alles, was sich srüher differeneirt hatte, wieder mit einander vereinigte, sreilich nicht unter dem srühern gemeinsamen alten Namen Buchhorn, sondern unter der modernen Firma Friedrichshasen. Das junge Königreich Württemberg, welches unter seinem Seepter Alles vereinigte, so ehedem Buchhorn geheißen, hatte die besten Absichten sür dies neu erworbene Stückchen Land, aber mir scheint, es griff die Sache nicht richtig an und überschätzte seine Kräste. Statt die Hindernisse und Hemmungen des Verkehrs zu beseitigen und den von den Fesseln besreiten Krästen der bürgerlichen und wirthschastlichen Gesellschast „Raum zu geben sür ihren Flügelschlag", glaubte man durch Staatshülse und Reglementirung Alles machen zu können.

Als man 1811 Buchhorn die Stadt und Hosen das Kloster, nunmehr Schloß, zu einer Gemeinde eonsolidirte und Friedrichshasen nannte, entdeckte man, daß zwischen beiden ein großes Stück sehlte. Der „souveraine" König — selbst die kleinsten Rheinbundsürsten nannten sich mit Vorliebe „souverain", womit sie ausdrücken wollten, daß sie nunmehr des Kaisers und Reichs ledig seien, wobei sie natürlich unterließen, hervorzuheben, wie leicht das angebliche Reichsjoch gewesen und wie schwer das des Rheinbunds-Proteetors Napoleon drückte — der König besahl, daß diese Lücke ausgesüllt werde, d. h. daß zwischen der Altstadt (Buchhorn) und dem Schlosse (Hosen) eine blühende Neustadt entstehe. Durch königliche Verordnung vom 15. Derember 1^11 wurden den Baulustigen die größten Vortheile geboten, Steuersreiheit, Holzbezug und sonstige Privilegien und Immunitäten. Die Lockspeise wirkte; es sand sich eine Anzahl von Speculanten, welche aus der dem See entlang sührenden schnurgeraden Bauflucht, welche die Stadt mit dem Schlosse verbindet, Häuser erbauten. Aber sie waren von kleiner und schlechter Beschaffenheit. Sie wurden nicht um ihrer selbst willen errichtet, sondern nm die Baupramien schlucken zu können; und es schien, als hätten sie, nachdem dieser Zweck erreicht war, alle Bedeutung verloren. Kein Mensch wollte diese häßlichen kleinen Häuser mietheu oder gar kausen. Es ging ihnen gerade so, wie jenen Cottages zwischen Cassel und Wilhelmshöhe (damals Weißenstein genannt), über welche sich Goethe in seinem Iahrmarkt von Plundersweiler lustig macht, indem er sie mit einer Reihe von Käsigen ohne Vögel vergleicht, man dürse sich sreilich darüber nicht wundern, da man die Vögel exportire (der Landgras verkauste seine Unterthanen an England sür den Krieg in Amerika). Siehe meine Textes-Kritik und Interpretation dieser so lange unverstanden nnd unverständlich gebliebenen Stelle in meinen „Reisebildern" (Stuttgart, Auerbach 1875) S. 11—14.

Nicht allein die Häuser der Neustadt wollten nicht gedeihen, auch mit der Schiffsahrt wollte es nicht vorwärts. Man hatte nun zwei Hasen, einen an der Stadt und einen am Schlosse. Beide wurden sür „Freihasen" erklärt nnd ein eigener Hasendireetor sür dieselben ernannt. Aber trotzdem blieb der Verkehr aus. Soweit von Handel die Rede sein konnte, blieb er in den Händen des baierischen Lindau; dieses hatte einen ziemlich lebhasten Verkehr mit der Schweiz und Vorarlberg. Der Wassertransport beschränkte sich aus Segelschiffe. Die Zeit der Dampsschiffe und der Eisenbahnen war noch nicht gekommen. Die Straßen landeinwärts ließen Vieles zu wünschen übrig.

Die Entsaltung der Schiffsahrt an dem württembergischen User war durch allerlei Gewerbebeschränkungeu, Privilegien nnd Verbietungsrechte behindert. Einige Orte hatten gar kein Schiffsahrtsrecht. Andere hatten nur ein beschränktes. Langenargen und Kreßbronn dursten keine kausmännischen Waaren, und alle übrigen, mit alleiniger Ausnahme von Friedrichshasen, weder solche Waaren, noch auch Getreide und sonstige Feldsrüchte verladen und versrachten. Der eine Ort durste nur ein Schiff (richtiger Segelkahn), der andere nur zwei halten. Ebenso war an jedem Orte sür die Schiffer eine geschlossene Ziffer sestgesetzt. Wer da Schiffer werden wollte, der mußte warten, bis Einer der Alten starb, oder er mnßte ihm sür schweres Geld sein Iunstrecht abkausen.

Die Landwirthschast konnte nicht auskommen vor allerlei Feudallasten. Die Domänenkammer und Andere bezogen die mannichsochsten grundherrlichen und lehnsrechtlichen Gesälle. Der Zehnte, der Nexus, der Leib-, Erb- und Tchöps-Lehn, die Vogt-Rechte, das Drittels-Recht, die RittGelder, Forstdinkel, Forsthaser, Holzhaser, Hundskorn, Stockbatzen-Abgaben :e. drückten die Bauern darnieder. Die Finanzkammer hob den großen, und der Psarrer hob den kleinen Zehnten. Neben dem GetreideZehnten existirten auch Heu- und Wein-Zehnten. Wie sollte da die Landwirthschast viel exportiren? Die Beseitigung oder Ablösung dieser Feudal lasten vollzog sich sehr langsam. Viele Iahrzehnte waren dazu nöthig. Erst das Iahr Achtundvierzig vollendete das Werk der Besreiung des Bodens.

Zu diesen Beschränkungen und Belastungen der Gewerbe und der Landwirthschast, des Handels und der Schiffsahrt, kam dann noch eine verderbliche Handelspolitik, vermöge deren sich ein Land gegen das andere abschloß und eines dem andern den Verkehr aus dem See erschwerte. Iedes deutsche Territorium und jeder Schweizer Canton suchte den Unterthanen des andern möglichst viel Schaden zuzusügen; und der Andere versuhr dann nach der barbarischen Regel: Haust Nu meinen Iuden, dann haue ich Deinen Iuden. Indem er den letzteren hieb, hieb er zugleich auch den seinen, denn er erschwerte ihm den Bezug seiner Lebensbedürsnisse und verteuerte ihm dieselben.

Dazu kam dann noch, um das Maß des Elends überlausen zu machen, das Mißjahr von 18 16 und das Hungerjahr von 1817.

Wie sollte da der Freihasen gedeihen?

VI.

Das Iahr 1824 brachte den ersten Anstoß zum Umschwung in Geltalt eines Dampsschisses. Wilhelm I., der zweite König von Württemberg, war es, der zuerst aus den deutschen Binnengewässern die Dampslrast in Anwendung brachte. Am 31. Oetobe,r 1823 übertrug er Herrn Church, damals Consul der Vereinigten Staaten in Gens, die Errichtung eines Dampsers, welcher bestimmt war, von Friedrichshasen aus den Nodensee zu besahren. Das Schiff hatte zwanzig Pserdekrast und kostete etwa 50,000 Gulden. Man begrüßte den Plan mit Enthusiasmus.

Da erhob sich die Schissergilde von Friedrichshasen, die privilegirteste der Schisssahrtszünste, wie wir oben gesehen. Sie bestand aus acht Familien, welche mit dem Privileg beliehen waren und es gemeinschastlich ausübten. Sie protestirte gegen das Dampsschiff als einen srechen Störer geheiligter und wohlerworbener zünstiger Rechte. Man mußte sich mit ihnen, so gut oder schlecht es ging, abzusinden suchen. Endlich verstanden sich dieselben zu solgendem Vergleich: Ieder der acht Mann erhielt eine jährliche Leibrente von 450 Gulden, nnd der Fiseus übernahm sämmtliche Schiffe nebst Zubehör zu anständigen "Preisen. So war denn der moderne

Staat Württemberg an die Stelle der alten Schifferzunst von Buchhorn getreten. Allein der moderne Staat erbte einen Theil der Untugenden der alten Zunst, nämlich den Hang zu Verbietungs- und sonstigen Vorrechten. Die Regierung erklärte sich nunmehr sür ausschließlich berechtigt zum Betriebe der Schiffsahrt von Friedrichshasen aus. Die übrigen Württemberger Schiffer durften keine Kausmannsgüter mehr sühren. Das Privileg erstreckte sich über beide Häsen, wurde aber in der Art getheilt, daß in dem Buchhorner Hasen, in dem Stadthasen, nur Kausmannsgüter und Getreide, dagegen in dem Hoseuer Hasen, in dem Schloß hasen, nur sonstige land- und sorstwirthschaftliche Gegenstände, insbesondere Rohproduete, wie Holz, Steine und dergl. einund ausgehen dursten. Auswärtige Segelschiffe wurden, um die Coneurrenz abzuwehren, empsindlich besteuert. Sie mußten solgende Abgaben unter dem Titel „Absahrts-Geld" entrichten: Von jeder Person drei Kreuzer, von jedem Pack Getreide sechs Kreuzer und von jedem Centner Kausmannsgüter zwei Kreuzer. Natürlich erhob jeder andere deutsche Staat und jeder Schweizer Canton, desgleichen das österreichische Vorarlberg auch solche Abgaben von der Schiffsahrt, und wo sie noch nicht bestanden, da beeilte man sich, solche unter dem Titel „Repressalien gegen Friedrichshasen" neu einzusühren.

An die Stelle des Staats trat später sormell zwar eine Aetiengesellschast, trotzdem aber blieb das Geschäst im Wesentlichen in den Händen des Staates.

Der neue Dampser wurde dem König zu Ehren „Wilhelm" getaust. Am 11. November 182^ machte er seine Probesahrt und am 1. Deeember wurde der regelmäßige Dienst zwischen Friedrichshasen und Rorschach eröffnet. Aus diese Strecke beschränkte das Schiff seine Fahrten. Den Transportbedürsnissen vermochte dieser beschränkte Dienst nicht zn genügen. Die erwarteten Früchte reisten nur theilweise. Friedrichshasen vermochte sich nicht, wie man erwartet hatte, zum „ersten Seeplatz" auszuschwingen, und zwar um so weniger, als ringsum die Zollschranken sortbestanden und die übrige Schiffsahrt in Friedrichshasen zu Gunsten des Dampsers theils gänzlich unterdrückt, theils schwer belastet und beschränkt ward.

Der Dampser entsprach schon damals nicht den Ansorderungen des Verkehrs und der Technik. Geschweige denn später. Ich habe ihn noch persönlich gekannt. Er war Gegenstand der Spottreden der ausgeweckten Bevölkerung der Seeuser. Man nannte ihn den „alten Wilhelm", zuweilen auch den „Seekrebs", weil er sich nicht eilte und manchmal rückwärts ging, wenn er vorwärts gehen sollte.

Trotz alledem kann man seine Verdienste und die des Königs, nach dem er genannt war, nicht hoch genug anschlagen. Es war der erste Anstoß, welcher nach allen Seiten hin wirkte.

Der damalige Freiherr von Cotta ließ sosort einen zweiten Dampser eonstruiren. Derselbe wurde nach dem König von Baiern „Max Ioseph" genannt und wurde von der baierischen Regierung mit großen Privilegien sür Lindau ausgestattet. Allein er hatte noch weniger Glück, als der „alte Wilhelm". Das Schiff war technisch mißlungen. Außerdem mehrten sich die polizeilichen, sisealischen und handelspolitischen Schwierigkeiten der Viel- und Kleinstaaterei so sehr, daß das Unternehmen denselben erliegen und das Schiff öffentlich an den Meistbietenden aus den Abbruch versteigert werden mußte.

Diese beiden ersten Versuche waren wenig ermuthigend. Dennoch dauerte es nicht lange, bis die Schiffsahrt und namentlich die Dampsschiffsahrt aus dem Bodensee den Ausschwung nahm, dessen sie sich noch ersreut bis zu dem heutigen Tage. Sie erstarkte unter den Segnungen der einheitlichen wirthschastlichen Freiheit, welche sich mächtiger erwies, als die Gebote zweier willenskrästigen deutschen Monarchen.

Im Iahre 1828 hoben Württemberg und Baiern die gegenseitige Grenzsperre aus. Dies war der erste Schritt zum deutschen Zollverein, welcher seinen Bewohnern die Wohlthaten eines einheitlichen und sreien Wirtschastsgebietes bis zu einem gewissen Grade gewährte. Die gewerbepolizeilichen, sisealischen und zünstigen Beschränkungen wurden allmählich beseitigt. Die Landwirthschast wurde von den seudalen Lasten besreit. In der Schweiz wie in Deutschland siegte eine liberale Handelspolitik. Mit der Eidgenossenschast und mit Oesterreich wurden Handelsverträge geschlossen, welche beiden vertragschließenden Theilen gleich sehr zum Vortheil gereichten. Mit jedem Schritte vorwärts aus der Bahn der wirthschastlichen Freiheit hob sich der Verkehr, die Schiffsahrt, und namentlich die Dampsschiffsahrt, aus dem „Schwäbischen Meere", das am Ansange des Iahrhunderts kaum von einigen elenden Schifferkähnen besahren war. Ich widerstehe nur ungerne der Versuchung, eine kurze Geschichte der Entwickelung dieser Schiffsahrt zu schreiben. Diese Geschichte würde lehrreich sein, namentlich in heutigen Zeiten, wo in Deutschland die wirthschastliche Reaetion — oder sagen wir lieber die wirthschastliche Consusion? — scheinbar wieder zu einer, sreilich nur vorübergehenden, epidemischen Herrschast gelangt ist. Aber eine solche Darstellung würde diese Skizze, dieses bescheidene Fahrzeug, mit allzuschwerem Stoffe zu sehr belasten.

Ich beschränke mich daher daraus, hier kurz zusammenzustellen: Das erste Dampsschiff ging 1824. Im Iahre 1853 gingen etwa dreizehn; im Iahre 1868 waren es zwei und zwanzig; heute, im Iahre 1878, sind es neun und zwanzig. Im Iahre 1824 war es nur Württemberg, welches einen Dampser vom Stapel ließ. Ietzt wird der See auch von baierischeu, badischen und schweizer Dampsern besahren. Der neueste württembergische Dampser zeichnet sich durch technische Vollendung und Eleganz aus; er wird zur Erinnerung an einen ruhmreichen württembergischen Dynasten „Christoph" geheißen.

Nur Bregenz (Oesterreich) hat keine Dampser, dagegen hat es Eisen

bahn-Verbindung mit Lindau, mit Vorarlberg (über Feldkirch nach Bludenz) und mit der Schweiz und Graubündten; die Dampser der anderen Lander wetteisern mit einander, die Verkehrsbedürsnisse von Bregenz zn besriedigen.

Das unter dem Namen „Friedrichshasen" eonsolidirte User bietet heute einen heiteren und wohlthuenden Anblick. Das alte Buchhorn hat nun aus der Seeseite einen geräumigen Hasen und aus der Landseire einen stattlichen Bahnhos. In der Richtung, in welcher srüher die Militärstraße der Römer verlies, zieht sich jetzt die Eisenbahn nach der Donau. Ich will hier im Vorübergehen bemerken, daß, wie in neuerer Zeit unzweiselhast sestgestellt worden ist, die Donau durch einen unterirdischen Absluß mit dem Bodensee in Verbindung steht und sonach dem Rhein einen schwesterlich grüßenden Beitrag liesert.

Die alte sreie Reichsstadt Buchhorn hat sich heute nach der Landseite moglichst vollständig modernisirt. Hübsche Häuser und Gärten lassen hier Wall und Graben vergessen. Dagegen nach der Seeseite erkennt man noch deutlich die Besestigungsmauern, welche senkrecht aus den See stießen und sich in demselben abspiegeln. Die Häuser sind aus die letzteren ausgesetzt, so daß diese mächtigen Mauern das untere Stockwerk der Wohnungen bilden. Ursprünglich kehrten die Häuser dem See den Rücken zu. Seitdem aber der See so sreundlich und verkehrreich geworden, hat dies selbst die ältesten Häuser derart gerührt und ergriffen, daß sie versuchen, ihre Stellung zu ändern und dem See das Gesicht zuzuwenden. Man. hat Thüren und Fenster in die dicke Umwallungsmauer gebrochen. Von der Thüre sührt zuweilen ein hölzernes Gerüst mit einer kleinen Treppe in den See, sei es, um dort waschen, sei es, um mit dem Kahn anlegen zu können. Hin und wieder ist die Mauer gänzlich durchbrochen und es wagt sich ein Blumengärtchen hervor, oder eine Plattsorm gestattet die srüher verschlossene Aussicht. Die alten Mauern sehen noch grau und mürrisch darein. Sie können den Ruhm der alten Zeit nicht vergessen. Anderer Meinung sind die aus ihuen sitzenden hell angestrichenen Wände und die blumengeschmückten Wohnungen des jetzt lebenden Geschlechtes der Menschen. Sie haben sich mit der Gegenwart versöhnt und geben der Freiheit, dem Frieden nnd der Ruhe den Vorzug vor dem Ruhm. Oder richtiger gesagt: Sie prätendiren nicht einen besonderen Kriegsruhm sür Buchhorn, sondern begnügen sich mit ihrem Antheil an dem gemeinsamen Ruhme von Alldeutschland.

Ueber dem alten Städtchen hebt sich ein krästiger, dicker Thurm empor mit einem hohen Sattel- oder Reitdach. Das Dach ist mit bunten Schindeln gedeckt, von zwei gezackten Giebeln eingesaßt und mit einer hohen gothischen Spitze gekrönt. Dies ist der Thurm der Nieolauskirche und das Wahrzeichen von Buchhorn. Die Strecke zwischen der alten Stadt und dem Schlosse, der vormaligen Probstei Hosen, hat sich im Lause des letzten halben Iahrhunderts zu ihrem Vortheile verändert. Sie zeigt zwar hin und wieder noch jene elenden Häuslein, welche, durch die Prämienspeise gelockt, gleich Pilzen aus der Erde schossen und dann keine Liebhaber sanden. Aber an vielen Stellen haben sie schöneren und besseren Gebäuden Platz gemacht und an dem See sind schattige Gärten entstanden. Die ganze Umgebung ist heute reich an lauschigen Plätzchen, an Parks, Garten- und Waldanlagen, welche jetzt einen willkommenen Ersatz bieten sür die am Ansange des Iahrhunderts ausgerotteten Wälder. Auch das Schloß Hosen, das ehemalige Kloster, hat einen schönen Garten. Von seinem Pavillon aus hat man eine umsassende Aussicht über den See und die Alpen. Von den letzteren präsentirt sich am stattlichsten der Säntis und der Glärnisch. Die Schönheit der Natur, die gute Lust, die Bäder im See und in einem wohl eingerichteten römisch-türkischen Bade ziehen viel „Sommersrischlinge" und sonstige Gäste an.

Der König und die Königin von Württemberg halten jeden Sommer ihre Villeggiatur in dem Schloß Hosen. König Karl war am 25. Iuni 1878 von Stuttgart aus eingetroffen. Am 26. kam ich mit dem Dampser von Ueberlingen und Meersburg gesahren. Gleichzeitig mit dem meinigen strebten 4 oder 5 andere Dampser dem Hasen von Buchhorn zu. Angesichts des Schlosses begannen alle Dampser zu schießen und zu slaggen. Es war ein hübscher Anblick diese kleine Dampserslottille, reich geschmückt und weiß gekräuselte Pulverdampswolken entsendend, aus dem lachenden See, Angesichts des ebensalls beflaggten Schlosses und Hasens und der ernsten halbverschleierten Bergriesen der Alpen.

Die Flaggenordnung war aus jedem Dampser dieselbe: Vorn und hinten die schwarz-rothe württembergische Flagge, in der Mitte an der Spitze des Mastes der schwarz-rothe Wimpel. An den vier Ecken der Radkasten vier hohe Stangen mit den Flaggen der vier Territorien, die an dem See liegen. Die Schweiz: Rothes Feld mit dem weißen Kreuz. Baden: Roth und Gold. Baiern: Hellblau und weiß. Österreich endlich: Schwarz-gelb.

Bekanntlich ist aber Schwarz-gelb schon seit langer Zeit abgelöst von „Roth-weiß-grün", der jetzigen Flagge der österreichisch-ungarischen Monarchie. Hier jedoch herrscht noch das Schwarz-gelb, vielleicht um an jene Zeit zu erinnern, in welcher König Wilhelm von Württemberg dem Kaiser Franz Ioseph in Bregenz vasallische Heeressolge gegen Preußen gelobte.

Die deutsche Flagge — Schwarz-weiß-roth — sand sich aus keinem einzigen dieser Schiffe. Wir aber, die Passagiere des Schiffes, zusammengewürselt aus allerlei deutschen Ländern und Gauen, brachten gemeinsam ein Hoch aus aus unseren Kaiser und tranken aus dessen baldige volle Genesung.

Line Glocknersahrt.

Novelle

von

ltarl <l5rdm. <l5dlcr.

— wien.

!iu Dust hebt sich zuweilen leise und sluchtig, kaum herangeweht — schon verweht, und er zaubert ein Meer von Erinnerungen heraus, längst vergessene Tage, Welle an Welle. Dem Einen N mag er aus der Rosenknospe sich heben oder aus dem Athem des Waldes, Ienem von dem offenen Heerde einer Gebirgshütte oder aus dem Becher edlen Weines, und so Iedem ein anderer Hauch — und doch Iedem wie der sanste und gewaltige Lebenshauch des Frühlings, der eine ganze todte Welt auserweckt. Verblichene Bilder leuchten davon aus in alter Farbengluth, Augen, die längst müde zugesallen, blicken wieder, lange verstummte Lippen heben an zu sprechen, und verschollene liebe Menschen wandeln uns zur Seite; wir sehen, wir hören sie, und ihre Hand legt sich wie einst linde stillend aus unser Haupt: sie leben wieder.

So ergeht es mir, wenn in der beschaulichen Ruhe nach einem Diner zusällig das Aroma eines syrischen Tabakes in blauen Wölkchen zu mir heranslattert. Es ist dann, als wäre mein alter Freund Radenburg nur irgendwo in einer Ecke stille gesessen und richtete sich nun plötzlich vor mir aus, der schlanke dreißigjährige Mann mit dem tiesgebräunten Gesicht und mit dem ruhigen Wohlwollen eines bejahrteren Mannes in Miene und Haltung. Und auch ein Stück seines Lebens legen die Rauchwölkchen vor mich hin, indem sie sich sachte ausrollen wie ein Pergament, darin ein altes Geschehenes verzeichnet steht.

Wie er damals so einsach und anspruchslos seinen Erdenweg dahinzog, mochte er wol dem Vorübergehenden durch keine Besonderheit aussallen, zumal er selbst Scheu hegte sich vorzudrängen. Er trug weder nach einem Ministersauteuil noch Akademiesitz eine verzehrende Sehnsucht im Herzen; ja, es quälte ihn nicht einmal das Verlangen, seine Wohlhabenheit irgendwie zu vermehren. Seine Gelehrsamkeit als Natursorscher war in Fachkreisen anerkannt und häusig zu Rathe gezogen; aber er sühlte keinen Drang, in Wort oder Schrist öffentlich als Lehrer zu wirken, und hatte eine Lehrkanzel an der Hochschule verlassen, um sich einer Expedition nach Asrika anzuschließen. Nach seiner Heimkehr hatte er dieselbe nicht mehr bestiegen, sondern trieb seine Studien zu eigener stiller Freude und selbstloser Unterstützung Iedermanns, der sich Raths bei ihm erholte, und lebte im Uebrigen ein edles, ruhiges Vernunstleben voll Theilnahme an allem Guten und Schönen. In der Welt galt er als angenehmer, geistvoller Gesellschaster, aber Niemand ließ es sich beisallen, ihm irgend ein Heirathsprojeet anzusinnen, obzwar er nach Charakter, Alter, Aeußerem und sonstigen Verhältnissen ganz der Mann dazu gewesen wäre, eine Frau glücklich zu machen. Iede scharssichtige Mutter heirathsreiser Töchter mußte ihn entmuthigt ausgeben, wenn sie sein völlig leidenschastsloses Wesen und die unabänderlich ruhige Freundlichkeit sah, womit er Frauen und Mädchen begegnete. Es durchdrang im Umgange mit ihnen sein ganzes Thun und Lassen eine gleichmäßige Temperatur, die ihm wohl anstand und dem Fremden bei flüchtiger Begegnung normal erscheinen mochte, den Frauen aber entschieden kühl vorkam. Feinsühlig merkten sie sosort, daß dies sreundliche Glänzen nur Wintersonnenlicht, und das Strichlein am Thermometer, über welches hinaus er sich ebenso wenig je erwärmte, als er unter dasselbe je kühler ward, nicht sehr hoch über dem Eispunkte gezogen war. Sie zählten ihn, nach stillschweigendem Uebereinkommen, zu jenen nutzbaren Wesen, welche der Haussrau mit ihrem Geiste über viele leere Stunden und mit ihrem Gemüthe über manche kummervollen Tage hinweghelsen, bei dem Whisttisch des Hausherrn als nie sehlender Vierter einspringen und die Kinder mit Bonbons und Märchen absüttern — bequeme Hausmöbel, die im Wohnzimmer zu Iedermanns Gebrauch stehen und sich sachte abnützen, ohne daß man sonderlich daraus achtet; erst wenn sie sich einmal zu Ende genützt, blicken Mann und Frau nachdenklich aus den leeren Platz, täglich und stündlich, und erst die Kinder — ... Und da er so wohlwollend und harmlos seinen Weg weiter ging, so kam es, daß er sür den Fernerstehenden weder ein grelles Licht vor sich hintrug, noch einen tiesen Schatten hinter sich herschleiste.

Wenn man ihn aber näher kennen lernte und ausmerksamer zusah, ward es merkbar, daß er dies ganze Wesen nur wie seinen Salonrock sür die Andern angethan hatte. Man sühlte, daß selbst jene kühle Temperatur, die er stetig zur Schau trug, nur durch eine künstliche Erwärmung erzeugt war, und daß es ihn mitunter Selbstüberwindung kostete, dieselbe zu unterhalten. Es kamen unbewachte Augenblicke, wo es dem ausmerksamen Blicke erkennbar wurde, wie er jene gleichmäßige Heiterkeit mannhast sich selbst

abkämpste und in diesem stündlichen Ringen mit Wort und Miene viel

Krast abnützte. Eine Ermüdung kam dann über ihn, die jede Faser schlass zusammensallen ließ in einer Resignation, die nicht nur keine Freude mehr erwartet, sondern überhaupt keiner mehr sähig ist. Iedoch selten nur ließ er solche Ermattung an sich herantreten und raffte sich aussahrend sosort aus ihr mit dem alten Lächeln wieder empor. Man sah ihm den sesten Willen an, den Gedanken selbst aus dem Wege zu gehen, denen Andere nicht bei ihm begegnen sollten. Auch trat in diesem Kampse mit sich selbst nie etwas Gewaltthätiges hervor, kein listiges Betäuben des Gegners dnrch überlaute Fröhlichkeit und wilde Lust: es war ein ehrliches, stilles Ringen, ein surchtbares Umsassen Brust an Brust, Blick in Blick, Arm um Arm, daß es wie sreundschastliche Umarmung aussah, und nur ein schars hinhorchender Lauscher das tiese Ausathmen vernehmen mochte.

So kam es, daß in seinem ganzen Wesen dieselbe Höhe des Tones war, wie bei anderen ruhig angelegten Naturen, aber eine andere Klangsarbe, wie sie wol dem geübten Ohre hörbar wird, wenn eine höhere Saite gerissen ist, und der Geiger aus der tieseren seinen Part muthig weiter spielt. Mir siel dies um so mehr aus, als ich den lebhasten offenen Frohsinn kannte, der ihn während seiner Studienjahre nie verlassen hatte, da uns vielsache Berührungspunkte in nähere Beziehung brachten. Dann hatten getrennte Geschicke uns wol eine Zeit lang entsremdet, bis ein zusälliges Zusammentreffen die Iugendsreundschast neu sestigte, und gemeinsames Interesse an vielen Dingen dieselbe immer inniger gestaltete.

Seine Schwester besaß nahe an einem der reizenden Sommernestchen in der Umgebung der Hauptstadt eine ansehnliche Villa. Sie sah es gerne, wenn man sie twrt aussuchte, und man that es gerne: die Frau war noch schön und ihre Tochter schon schön und beide liebenswerth. So war denn in der schwülsten Sommerszeit wieder einmal ein bunt gemischter Schwarm aus der Stadt dort eingesallen, darunter auch ich. Mein Besuch galt zunächst Radenburg, welcher sich bei der Schwester sür den ganzen Sommer häuslich niedergelassen hatte.

Es war um die Speisestunde, die Hausdamen bei der Toilette und Radenburg noch nicht zurückgekehrt von seiner täglichen zoologisch-botanischen Exeursion. Wir Gäste saßen und lagen im Garten unter den schattigen Bäumen umher; aller Antlitz war nach Norden gekehrt, wo der kühle Speisesalon sich gegen die Terrasse öffnete: in der zehrenden Landlust, die man den ganzen Vormittag hindurch gierig eingesogen hatte, geklerdete sich der Magen sehr kummervoll. Das landschastliche Bild steigerte überdies erheblich die Gesammtstimmung. In der glühend heißen Lust hing jedes Blättchen regungslos lechzend, die Blumen senkten verschmachtend die Köpse und Raspe, der weiße Hauspudel, lag unter einer Staude mit weit hinausgestreckter Zunge, über die er schwer hinathmete. Es war ungeheuer langweilig; man schwieg und gähnte in der Runde, und wenn sich ein einsamer Ton hob, so war es ein vom Hunger erpreßter Seuszer, oder er kam von Raspe herüber, der über die Fliege aus seiner Nase stöhnte und sich doch nicht zu der Willenskrast ausraffen konnte, nach ihr zu schnappen. Dann war es wieder stille und man hörte nur ein Zirpen vom Zaune her und ein unstetes Herumtrippeln aus dem Sandwege, beides eintönig, beides mit einer Art Rabbia, beides kurz, schars und doch ununterbrochen, ein endloses Staeeato ohne Pause, beides zum Verzweiseln. Das Zirpen war die Mittagsunterhaltung der Grillen, das Herumtrippeln aber die einer jungen blonden Frau, der Gräsin Achenberg. Sie pflegte sich derselben immer hinzugeben, wenn andere Leute Ruhe hielten, sowie sie auch gewohnt war, unwiderstehlich reizend zu plaudern, sobald die Uebrigen ihren eigenen Gedanken nachhängen wollten. Dasür lag sie jedesmal unbeweglich in einem Fauteuil zusammengeknäult, wenn ihre Umgebung am rührigsten war und hörte gewöhnlich einer allgemeinen lebhasten Conversation mit halbgeschlossenen Augen zu, ohne sich daran auch nur mit einer Silbe zu betheiligen. Ihr Arzt konnte darüber nicht in's Reine kommen, wie und warum sie noch sortlebte, nachdem er sie längst ausgegeben; er schüttelte jedesmal verständnißlos und zugleich unwillig den Kops, wenn er die Frau betrachtete, wie sie eigentlich nur noch aus zwei großen blauen Augen bestand und alles Uebrige blos eine Art zartseiner Filigraneinsassung dieser Augen war. Diese ohne alle Berechtigung weiter lebende Gräsin Achenberg war nach seiner Ansicht eine Blasphemie gegen die insallible Heiligkeit der Naturgesetze. Savonarola aber hätte von dieser Frau gesagt, daß bei ihr die Schatten des Fleisches nicht mehr über das Durchleuchten des Geistes ausgebreitet seien. Denn sie glich in der Ruhe einer jener rührenden Heiligengestalten, wie sie unter den gothischen Baldachinen des Mittelalters sinnend vor sich hinblicken. Aber wenn sie emporschnellte und die Ruhe der sast harten Contouren sich aus einmal in vibrirende Bewegung auslöste, da schus dies ununterbrochene Dahinfließen zahlloser kleiner Wellen Linien von seltsamer Weichheit, und die rührende gothische Heilige ward plötzlich ein berückendes Weib voll wunderbarer Anmuth und Elastieität. Man sah dann das zuckende moderne Nervengespinnst, daraus dies mittelalterliche Himmelsbild gewebt war. Diese vibrirenden Nerven schienen es auch gewesen zu sein, welche die Schatten des Fleisches ganz ausgezehrt hatten, und die jetzt allein den vergeistigten zartschlanken Frauenleib ausrecht erhielten. Was aber diese Nerven selbst ausrecht erhielt und ihnen die stählerne Ausdauer und Spannkrast gab, blieb doch dem Arzte ein Räthsel und Aergerniß. Es war in dem Wesen dieser Frau auch eine Klangsarbe, welche aus der anderer Menschen eigenartig hervortönte; nur klang es hier immer, als würde eine weiche Violapartie aus einer Violine gespielt, die neu besaitet worden ist.

Die Gräsin hielt plötzlich mitten in ihrer unsteten Wanderung an und ließ ihren Blick langsam über unseren Kreis schweisen. Der Blick kam wie ein versrühter Violintriller in eine Generalpause. Ein Zucken suhr durch die hungerschlasse Versammlung — ein Bär, der noch verständig brummen oder gar tanzen soll, wenn ihn eben die Mahlzeit erwartet! Aber es nützte Nichts, man mußte bei der Musik dieser großen Augen immer tanzen, wie sie es gerade wollten: es suhr Einem durch alle Glieder. Es handelte sich nur darum, wer sich zu dem ersten Worte als Opser hinschlachten wollte; denn ein solches erste Wort, das gewaltsam dem allgemeinen Schweigen abgerungen wird, ist, nach geheiligtem Herkommen, zumeist eine haarsträubende Dummheit.

„Warum uns nur Radenburg immer so plötzlich und ohne alle Ursache verläßt?" — platzte endlich ein gelblicher, magerer Mann hervor. Er mußte offenbar hinter jenem Verschwinden Radenburgs den tragischen Stoff gewittert haben, aus den er seit Iahren Iagd machte. Denn außer der Marotte, als dramatischer Dichter gelten zu wollen, war er sehr unschädlich und sah nur etwas vorsündsluthlich aus, wenn er wie jetzt die langen Haare in's Gesicht herniederhängen ließ und den an beiden Enden gespitzten Bleistist in den Mund nahm. Uebrigens — das Motiv war da, und daraus spann sich sosort eine unendliche Melodie.

„Ia, warum?" — stöhnte ein behäbiger Millionär, der sich bei jedem Wetter von seinem Diener einen Regenschirm nachtragen und andere Leute sür sich denken und antworten ließ.

„Er macht Gedichte!" — lispelte seine Tochter und wars die Lockenranken aus dem Knospengesichte, das erst vor Kurzem aus dem Treibhause eines Pensionats an die sreie Luft gestellt worden war.

„Schwager Konrad geht irgend einem naturwissenschastlichen Problem in der Insektenwelt nach" — sagte der Hausherr. — „In seinem Zimmer züchtet er ja sörmlich mit väterlicher Liebe aus eigenen Pflanzen dergleichen Gethier und ist ost stundenlang in dessen Betrachtung vertiest."

„Dagegen spricht der tragische Zug seines Gesichtes" — wars der gelbliche Dramatiker ein. — „Er hat nicht die kalte Forschermiene, wenn er sich verliert, sondern das Antlitz Scnils, der seine Schwermuth in die Einsamkeit trägt."

„Huells inFüuisuse invLutwu! Man liebt ein Schläschen bei helllichtem Tage und hüllt sich in geheimnißschweres Schweigen oder unmögliche Prätexte, um sich interessant zu machen" — kam es aus dem allerliebsten Schnurrbärtchen der Baronin Boden hervorgesprudelt, einer ebenso reizenden als koketten Dame, die stets einen Troß von ergebenen Sklaven um sich hatte.

„Er leidet an Migräne" — schnarrte eine alte Gesellschastsdame mit himmelblauen Augengläseru und einer schweselgelben Stickerei.

Und so ging es sort, und dann von Neuem im Kreise herum mit immer abenteuerlicheren Hypothesen: es war nachgerade eine Art Gesellschastsspiel geworden. Nur die Alte bestand hartnäckig aus der Migräne.

Gräsin Achenberg hatte unbeweglich zugehört und kein Wort gesagt. Plötzlich wandte sie sich mit einem Rucke zu mir: „Und Sie, der Sie sein Freund sind?"

Die Blicke der großen Augen bohrten sühlbar an zwei Stellen in meine Stirne hinein.

„Ich weiß es nicht" — antwortete ich. „Seitdem ich ihn gestern sogar Sie, meine Damen, habe verlassen sehen, weiß ich blos das Eine unzweiselhast, daß er unheilbar, und keine Macht der Welt im Stande ist, ihn von seiner Schrulle abzubringen."

Gräsin Achenberg setzte, ohne ein Wort zu erwidern, ihr srüheres Herumtrippeln sort. Ueber die Gesichter der übrigen Damen aber lies bei meinen letzten Worten ein seltsames Lichtspiel, erst ein Zug düsterer Entschlossenheit wie vorüberhuschende Wolkenschatten, dann gleich hervorbrechenden Sonnenstrahlen ein siegessicheres Lächeln. Dieses Lächeln erblich sosort in einer sansteren Nuanes, da eben zu dem lange ersehnten Diner gerusen wurde.

Radenburg, der inzwischen heimgekommen war, saß bei Tisch neben einem sehr wissensdurstigen Fräulein von vierzig Iahren und der Millionenknospe. Beide behandelten ihn wie eine Lieblingspuppe. Die Erstere bohrte sehr viel trockene Sägespäne aus ihm hervor und sorschte mit Inquisitorsblicken, was sür ein erzählenswerthes Geheimniß dahinter stecke; die Andere bekleidete die vermeintliche Dichterpuppe mit aller Herrlichkeit ihrer jugendsrischeu Phantasie. Radenburg ließ sich anbohren und kostümiren ganz nach der kalthöslichen Art rechtschaffener Puppen, welche Hände und Füße bewegen, Augen verdrehen und sprechen können, wenn man sie irgendwo drückt. Erst beim Dessert versuchte er sich in einigen unruhigen automatischen Bewegungen, und kaum war man vom Tische ausgestanden, als er unter allerlei kunstvollen Umwegen seinen Rückzug anzutreten begann. Iedoch die vierzigjährige Stistsdame legte unversehens ihren Arm in den seinen: „Ich möchte Sie um einen Rath angehen, Herr von Radenburg!"

„Um einen Rath? Bitte, versügen Sie über mich — sogleich?" — Er sah dabei sehr unglücklich aus.

Aber sie versügte über ihn und sührte ihn ungerührt aus die Terrasse und von da hinab in die schattige Allee. Als Radenburg bald darnach aussallender Weise in dem Baumgange allein austauchte, hob sich ein allgemeines Lächeln in dem Damenkreise mit verständnißvollem Zublinzeln, dann aber lächelte jede sür sich selbstbewußt weiter.

Radenburg schlenderte an der Terrasse vorüber gegen das Hausthor zu und betrachtete mit möglichst harmloser Miene seine Fußspitzen. So sesselnd ihm dieses Studium auch erscheinen mochte, er mußte es doch abbrechen; denn da lag plötzlich eine Hand aus seinem Arme. Die Hand war sehr schön nnd blendend weiß, besonders in diesem Augenblicke, da sie sich so herrlich von dem dunklen Tuche seines Aermels abhob. Sie gehörte der Baronin Boden, und auch die andere Hand war ihr Eigenthum, welche gegen die Sonne ausgespreizt war, als ergötze sie unwiderstehlich das Lichtspiel ihres Ringdiamanten. „Radenburg, ein Wörtchen im Vertrauen!" — slüsterte sie zutraulich. Die halbgeöffneten Lider thaten sich dabei ganz aus, und die Augen schillerten darunter seltsam hervor — zwei Edelsteine der Gattung ooil äs onat. Dieser saseinirende Blick und die weißen Zähne, welche plötzlich unter dem seinen dunklen Flaum der Oberlippe hervorblitzten, mahnten an eines jener surchtbar schönen Raub: thiere, deren sammtweiches Schreiten — Uebersall, deren leuchtendes Blicken — Betäuben, deren Grazie — Blutgier ist. Der weißen Hand, mit welcher sie ihn sestgehalten, solgte ein weißer Arm; sachte, in kaum merkbarer Bewegung wand er sich um den seinen und lag nun in weicher Rundung stille leuchtend da. Er war sehr schön, der Arm, und es war etwas Schlangenhastes in dieser Umstrickung — man konnte sich bei dieser Frau vor Raubthiermotiven nicht retten. Ietzt wars sie einen langen Blick über die Versammlung oben aus der Terrasse; daraus entsührte sie Radenburg in die Baumschatten und hob beim Gehen achtsam ihre Robe; die ganze Ausmerksamkeit ihres gesenkten Blickes war sichtlich von ihren reizenden Stieselchen gesesselt. Die Frauen aus der Terrasse waren anzusehen wie der Opernchor, wenn er dem schlachtbereiten Helden nachblickt. Es war eine gewaltige Vorkämpserin sür Frauenmacht, die dort hinauszog, und eine unbesiegbare dabei, wie man sagte. — Iedoch plötzlich saßen alle Damen wie versteint: der, den sie hatten opsern wollen, er stieg aus dem Baumdunkel an das Sonnenlicht. Alles war todtenstille, und Radenburg nahte langsam wie Banquos Geist. In diesem seierlichen Augenblicke stand die alte Dame aus, legte die schweselgelbe Stickerei bei Seite und ging Radenburg entgegen. Sie griff in ihren Ridieule und drückte ihm ein Fläschchen in die Hand. Es lag etwas Feierliches in dem Tone, mit dem sie ihm dabei sagte: „Exquisite Migränetropsen, zehn aus Zucker!" Aus der anderen Seite stand die jugendliche Millionärin, sagte gar Nichts, sondern war nur sehr roth und lieblich anzusehen, und steckte ihm eine Rosenknospe in das Knopsloch. Er verbeugte sich stumm nach beiden Seiten und ging im Sturmschritt davon. Die Alte und die Iunge sahen einander an wie Hebbels erster und letzter Mensch:

> Dem letzten begegnet der erste dann,
> Den einst die Erde getragen;
> Sie schauen sich stumm und ernsthast an
> Und haben sich nichts zu sagen. —

Dann tauchten beide im Schatten der Allee unter, und auch die anderen Damen verschwanden nach und nach von der Terrasse und verzogen sich gleich drohendem Gewölke schwer und langsam hinter den Bäumen. Nur Gräsin Achenberg blieb zusammengekauert in ihrem Fauteuil, abseits von den rauchenden Herren, in einem Schmollwinkelchen der Terrasse, wohin sie sich gleich nach dem Diner geflüchtet. Sie hatte den Vorgängen schweigend mit den großen Augen zugesehen; jetzt hielt sie dieselben gesenkt und starrte unbeweglich vor sich in den Sand. Sie wollte in solchen Stunden nicht gestört sein — man wußte das. Ich stieg in den Garten hinab und schlenderte durch die Allee. Am Ausgange derselben in einer Laube saßen die Damen. Der Himmel war rein und sonnendurchstrahlt, und doch schwebte um diese Laube eine gewitterschwüle Atmosphäre, die ausgeregte Ahnung eines Platzregens unter Sommerroben und weißen Beinkleidern. Ich hatte das elende Gesühl, ohne Regenschirm zu sein, und machte mich schleunigst davon. Als ich an der Terrasse vorüberkam, debattirten die Herren bei Kaffee und Cigarre von der Börse — es war vor dem deutsch-sranzösischen Kriege — das hängende Gewitter erschien mir hier ebenso drohend wie dort: ich rettete mich unter Dach. Es war eigentlich noch immer ungeheuer langweilig, und dies mochte mich wol veranlassen, daß ich, an Radenburgs Zimmerthüre vorübergehend, ohne weitere Ueberlegung anklopste. Erst vernahm ich ein unwilliges Murren, daraus ein leises, seines Knirschen und endlich ein widerwilliges: Herein!

Dichter Tabakqualm süllte das Zimmer, darin ich erst mit einiger Mühe Radenburg heraussand. Er lag aus der Chaiselongue ausgestreckt, den Kaffee neben sich aus dem Tische und ein Ungethüm von Tschibuk im Munde. Er sah mich ansangs wie geistesabwesend und dann verwundert an; endlich sagte er nachdenklich: „Auch Du noch!"

Er hatte Recht, und es klang mir wie: Auch Du Brutus! Denn da lag in einer Ecke eine Rosenknospe, in der anderen sickerten die exquisiten Migränetropsen aus dem hingeschleuderten Flaeon, und ich hatte das beschämende Bewußtsein, in die dritte zu gehören. Ohne ein Wort zu sagen, ging ich wieder. Als ich die Thüre öffnete, ries er mir nach: „Rauchst Du syrischen Tabak? Ich habe keinen anderen."

„Ia."

„So nimm Dir einen Tschibnk und bleibe."

Ich setzte mich in einen Lehnstuhl, und wir rauchten eine Weile schweigsam den seinen Latakia. Er hielt dabei die Augen unverwandt aus ein Etui gerichtet, das neben ihm aus dem Tische stand. Der kleine, seltsam gesormte Schlüssel daran kam mir bekannt vor; ich erinnerte mich dann, daß ihn Radenburg immer an der Uhrkette trug, und es siel mir ein, daß jenes seine Knirschen von vorhin, ehe ich eingetreten war, von dem Schließen des Etuis entstanden sein mochte. Die Latakiawolken ballten sich immer dichter. Ich konnte seine Züge nicht mehr unterscheiden, als er sein Schweigen unterbrach: „Bist Du schon einmal aus dem Großglockner gewesen?"

„Nein."

„So will ich Dich hinaussühren. Erschrick nicht — ich Weiß, Du liebst die Alpennarrheiten nicht sonderlich. Es ist nur eine Bergsahrt in Gedanken. Ich mache sie jeden Tag mit meinem Tschibuk. Du kannst es denen da draußen sagen, wenn es sie wieder gelüsten sollte, mich mit ihren Siestavergnügungen abzuquälen. Der übrige Tag gehört ihnen, und ich bin sroh darum, wenn ich sür Andere etwas sein oder thun kann. Die eine Stunde aber sollen sie mir lassen, denn —"

Er schwieg eine Weile. „Für die Anderen ist das nicht" — suhr er dann zögernd sort — „Dir will ich es wol sagen. Es war einmal ein stilles, schönes Mädchen und ein stiller, ernster Knabe. Beide wohnten draußen vor dem vielthürmigen, mittelalterlichen Häusergedränge, um welches die Ringmauer lange einengend gedrückt hatte, wie ein unnachgiebig Gürtelband. Da war einmal das jungkrästige Leben über Mauer und Graben keck hinausgequollen, und jenseits derselben in Kurzem, wie von selbst, eine Gasse emporgewachsen, mit großen Vorgärten herzhast in das Weideland greisend, in deren Hintergrunde die Häuser selbst sich heimlich bargen. Unmittelbar an den sinsteren Mauerthurm lehnte sich eine Villa, ganz umwachsen mit üppigem Pslanzenwirrsal. Darin wohnte das Mädchen mit seiner Mutter, einer verwittweten Freiin aus altem, verarmtem Geschlechte, der Knabe aber gegenüber in dem hochbedachten, großen Hause. An den geschlossenen Fenstern der Villa drängen Vorhänge das Licht zurück, nur an der Balkonthüre sind sie matt auseinander geneigt, und ein seines Frauenprosil leuchtet hervor, da die Abendsonne über die Scheiben zuckt. Ohne den hellen Strahl möchte wol dies Antlitz unkenntlich zerrinnen: so blaß steht es vor dem Weiß des Vorhanges — mondhast, erst von dem Sonnenlichte leisen Schimmer erborgend. Blicke und Locken der Frau salleu nieder aus ein Buch, und rings um sie spannt sich draußen der grüne Rahmen des Schlinggewächses, daraus hie und da eine mattsarbige Passionsblume schwermüthig herabnickt. Bei dem Psörtchen des Vorgartens kauert ein Mops; schmerzvoll glotzen seine Augen — sie sagen verständlich: die Welt ist ein Iammerthal! Seinen Hals umschlingt ein Sammetband, es stimmt in der Farbe zu den Passionsblumen der Pflanzenwand, zu den Ueberhängen der Fenster, und der ganze violette Mollaeeord zu der Frau oben und zu dem Kinde unten im Vorgarten. An der Trauerweide lehnt ein steinerner Sessel mit wunderlichen Schnörkeln und darin sitzt das kleine Mädchen. Ein schwermüthiger Zug breitet sich schleierhast über das seine Gesichtchen in dem goldigen Lockenrahmen. Das Kind sitzt so regungslos, das ganze Bild anzusehen, wie eine marmorne Göttin aus marmornem Throne, zum Schmucke des Gartens hereingestellt. Alles ist so zart und schön an ihr, aber der Knabe im Vorgarten drüben hat nicht ein einziges Mal herübergeschaut; er starrt immer nur nach dem Ecksenster über sich empor. Dasselbe ist, wie alle übrigen, weit geössnet, daß die sreie Gotteslust nur so gleich in ganzen Strömen hineinsluthe, und daran sitzt eine Frau, voll, strahlend, wann blickend wie die liebe Sonne. Sie müht sich um ein gähnendes Hosenloch, daraus eine ganze lustige Geschichte abzulesen sein muß; denn sie lächelt recht herzlich und inniglich — wozu auch jetzt eine strasende Miene, der Knabe ist ja draußen! Du wirst noch manchmal Anlaß zum Lächeln sinden, Du grundgütiges Mutterherz, vielleicht schon heute! Dein lieber Iunge kauert neben einem Brettlein ausgespannter Schmetterlinge, in einer Flasche kriecht noch allerlei lebendig Ungezieser zu Knäueln über einander, das zusammengeknüpste Sacktuch krümmt sich in schlangenhaster Windung und wird gleich einen Spaziergang über den Rasen beginnen. Gleichwol hat der jugendliche Gelehrte ernste Bedenken, die sauer errungenen Schätze sammt seinem Hunger hinauszuschleppen. Die Hand rührt sich nicht von seinem Rücken, als gelte es daselbst dräuenden Zersall auszuhalten.

Die kleine Trauerweidengöttin drüben aber langweilt sich indessen. Da sie mit ihren Locken und dem violetten Kleidchen nicht hinab dars zu den Wildsängen der Gasse, so mag sie wol schon manchen Tag sehnsüchtig hinübergeschaut haben aus den Buben, der gleichsalls nicht zu den Spielen lies, sondern im Vorgarten bei seinen Käserkästchen saß; sreilich erschien er struppig und schmutzig von seinen Land- und Wassersahrten nach Thieren, aber es war doch etwas Anderes als der Mops, der Papagei und die aus Haaren geslochtenen Freiherrnkronen unter Glas und Rahmen. Heute lag nun da aus einmal ein Thier bequemlich aus der Armlehne des Thronsessels ausgestreckt, darüber die kleine Göttin ein menschlich Hülserusen erschallen ließ. Das hätte indeß den Iungen drüben nicht gerührt, der sür alle Schreie der Gasse wie taub war, aber sie hatte gerusen: „Eine Schlange!" — In drei Sätzen war er drüben, mit dem vierten hatte er den Mops umgestoßen, eine Hecke übersprungen und eine Hortensie geknickt. Und schon hielt er das Ungeheuer in der flachen Hand, wobei er ein unbändiges Gelächter losließ: „Wie Du aber dumm bist! Eine Schlange! Das ist ja eine ganz gemeine Nacktschnecke!"

Das Mädchen aber stand nur zitternd da und stammelte vorgebeugt nach seiner Hand starrend: „O Du schmutziger, schmutziger Bube!"

Aber es muß ihr zugleich unbewußt ein Gesühl der Bewunderung ausgestiegen sein, daß er das Ungethüm so ohne Weiteres in die Hand genommen; denn am nächsten Tage lockte sie ihn selbst herüber. Sie stellte sich dazu aus ihren Thronsessel, reckte sich aus den Fußspitzen in die Höhe und winkte mit dem Finger; jedoch die Trauerweide hing vor ihrem Kopse nieder, und der Iunge konnte nur ihr violettes Kleidchen sehen. Da sie seinen Namen nicht wußte, so ries sie hinüber: „Du schmutziger Bnbe, ein Thier ist da!" — Und er kam. Der Schmutz war ihm gleichgültig, aber das Thier zog ihn an. Sie zeigte ihm, sich sachte aus den Fußspitzen nähernd, den grüngoldigen Käser, welcher sich ruhsain in eine Rosenblüthe geklebt hatte. Er steckte das goldige Thierchen in eine Spiritusslasche, die er aus der Tasche zog und sagte dabei: „Ist übrigens gar nichts Besonderes, ein Rosenkäser, ein ganz gemeines Insekt, vulF»i-is, verstanden?"

Während nun der gemeine Rosenkäser seinen Todeskamps kämpste, stand das Mädchen wieder bleich da und ries: „O Du garstiger, garstiger Bube!" Der Kannibale hat jedoch nur dazu gelacht und ist mit seinem Opser hinübergelausen. Er besaß nun schon zwei Namen, mit denen ihn die Trauerweidengöttin rusen konnte, und wer weiß, wie viele noch dazu gekommen wären; aber dann waren sie einmal in ein langes Gespräch und daraus

in einen kurzen Streit gerathen, wobei sie ihn endlich mit den Worten niederschmetterte: „Meine Mutter macht Gedichte, dein Vater aber nur Häuser!"

Daraus kehrte er ihr den Rücken und ging langsam hinüber. Sie dagegen schlug mehreremal mit der rechten Faust in die linke Hand und nahm sich selsensest vor, sich gar nicht mehr um ihn zu kümmern: es gab ja genug andere Knaben in der neuen Gasse. Sie wollte auch gleich ernstlich ansangen, ihn nicht zu beachten: so stellte sie sich denn zwischen die zwei Buxbaumpyramiden und blickte gewissenhast in die Gasse, wo die Buben, insgesammt lauttönende Ruser, sich in Turnier und kriegerischem Würgen abmühten, während das heranwachsende Haussrauengeschlecht bei stillerem Spiele mit Puppen und Töpsen sittsam waltete. Allem dem hatte sie eine Weile zugesehen, aber es machte ihr doch keine rechte Freude; und weil sie die Stimmen der Gasse sorttönen hörte, so meinte sie, sie schaue noch immer zu — aber ihre Augen waren schon längst wieder aus den Knaben drüben gerichtet. Es that ihr nun doch leid, daß sie ihn so gekränkt hatte. Nachdem sie noch ein Weilchen nachgesonnen, ging sie, scheu um sich blickend, zu dem Gartenpsörtcheu; dort stockte sie noch einen Augenblick, dann lies sie mit einem Male durch die Gasse hinüber. Sie hielt dabei dem Iungen, daß er sie nicht wegtreibe, von Weitem ein Versöhnungsgeschenk entgegen, ein grünes Glasstück, dadurch es gar wunderschön zu schauen sei. Er jagte sie auch nicht sort, sondern ließ sie neben sich stehen und betrachtete durch des Glas Haus und Garten. Sie war noch ganz athemlos, hatte die Händchen aus dem Rücken zusammengelegt und sah ihm in's Gesicht. Als er dann auch sie durch das Glas anschaute, ließ sie die Hände schlaff herabsinken und bohrte mit dem Füßchen im Kiese herum. Er ließ dann das Glas mit unsäglicher Geringschätzung in seine Tasche gleiten. „Zu dumm!" — sagte er — „ und Alles ganz salsch! Unser rothes Hausdach, Euer gräulicher Mops, Deine spitzige Nase, Alles ist grasgrün!" — Das war nicht zu verwinden. Und sie hatte es doch so gut gemeint! Weinend schlich

sie zu ihrem Thronsessel heim, und dann ist das Gras zwischen hier und drüben recht hoch gewachsen. Das Mädchen kann nicht mehr herüber, der Bube nicht hinüber.

Eines schönen Morgens aber stand der Knabe am Zaune und schaute durch das grüne Glasstückchen. Er sah sich Alles ausmerksam an, nur nicht die kleine Göttin drüben im Thronsessel; denn er suhr immer hastig mit dem Glase an ihr vorüber, wenn sie bei den Rundblicken mit in das grüne Bild gerieth. Und sie saß ganz ruhig aus ihrem Throne und rührte sich nicht; er hatte das deutlich gesehen, denn sie war ihm bei dem eisrigen Herumblicken sehr ost in das Glas gesprungen. Am Nachmittage war er in die Gasse hinausgetreten, wieder mit dem grünen Glase, und hatte dadurch die Pslastersteine angestaunt, dann die Gitterstäbe des Villagartens, und endlich auch den Mops, der in dem Garten saß, einer eingehenden Studie unterzogen. Von dem grünen Mops vermochte er sich gar nicht zu trennen; aber er war ihm eigentlich doch zn weit entsernt, und er sah nicht, wie die einzelnen Härchen sich ausnehmen mochten. So ging er denn langsam durch die Gitterthüre, stellte sich dicht vor ihn hin und blickte nachdenklich durch das Glas aus ihn hinab. Ter Mops machte große verwunderte Augen und blickte nachdenklich zu ihm hinaus. Da sühlte er aus einmal zwei warme Händchen um seinen Hals, und das Glas siel aus die Erde, weil seine Hände um einen anderen Hals lagen.

Seit dem Tage hatten die beiden Kinder einander so lieb und lebten Eines in dem Anderen. Und wie es geworden war, so ist es auch geblieben. Der Knabe ging später der Studien wegen in die Hauptstadt, aber er mußte immer an das Mädchen zurückdenken. Wenn er zur Ferienzeit nach Hause kam, bei dem Posthause in der Stadt abstieg und die Gassen durcheilte, so bog er bei dem Stadtthore langsam ein und zögernd hinaus in die neue Gasse, weil ihm das Herz zum Zerspringen klopste, und weil er an sie dachte. Die grün umwucherte Villa suchte sein erster Blick, sein zweiter das hochbedachte Haus gegenüber, wo er des Vaters weißes, der Mutter schwarzes Haupt dicht zusammengeneigt erspähte, und vier sehnsüchtige Augen, wie sie gegen das Stadtthor gerichtet srugen: Ob er schon kommt? Dann zuerst der weiße Pudel, mit den altersschwachen Gliedern Freudensprünge versuchend, und da aus einmal des Vaters mächtige Gestalt die Hausthüre süllend, die Mutter weit voraus im Vorgarten, und er in ihren Armen, an's treue Herz hinausgezogen, oder, als manches Iahr verflossen, niedergebeugt zu ihm, an jeder Hand eine jubelnde Schwester, und drüben — sie in der geössneten Oartenthüre, zwischen den beiden Buxbaumpyramiden. Die Hände hingen ihr an dem violetten Kleidchen hinab, und auch das Köpschen neigte sich leise gegen die rechte Schulter. Es war nichts Weiches oder auch nur Behagliches in ihrer Stellung, sondern nur etwas, was ties zum Herzen sprach. Eine unsäglich rührende Unbeholsenheit lag in der ganzen Gestalt, wie sie so scheu und steis da stand, dem Engel altdeutscher Bilder gleich, der sliegen oder dahinwandeln will, und doch stille steht und wartet. Die unbeweglichen Füßchen, die herabhängenden Arme, der gesenkte Kops, und aus den ährensarbenen Haaren die kornblumenblauen Augen, sie alle sagten, ein jedes zu sich selbst: Was sange ich nur mit mir an? So komm doch! — Und er riß sich los von den Seinen und kam. Sie stand noch immer stille und wartete. Dann lagen aus einmal die beiden Arme um seinen Hals, und die blauen Augen schauten so groß und ruhig in die seinen und sagten: Da bist Du ja!

Während jener schönen Studienjahre hast Du den Knaben genugsam selbst kennen gelernt, und weißt auch noch, wie er später angestrengt daran arbeitete, sich eine Lehrkanzel zu erringen. Ihr sprachet von meinem ungeduldigen Ehrgeize, und ich dachte nur an die treuherzigen Augen und ihre sragende Bitte: So komm doch! Und endlich brach der Tag an, wo ich kommen konnte, kommen, um sie nicht mehr zu lassen — das angestrebte Ziel war erreicht. Daheim wußten sie Nichts von meiner Ankunst, ich wollte sie überraschen. Der Zug ging erst gegen Mittag, aber ich war schon am Morgen reisesertig und srühstückte im Zimmer herumgehend — die Ungeduld ließ mich nicht ruhig sitzen. Der Briesträger trat ein und übergab mir ein Kreuzbandblatt. Ich wars es achtlos aus den Tisch. Was war mir an jenem Morgen Verlobung oder Tod, die man mir etwa darin bekannt gab! Als ich später eine Cigarre anzündete, siel ein Funken aus das Kreuzband, was mich veranlaßte, dasselbe in die Hand zu nehmen. Eine Freiin in meiner Vaterstadt that darin der Welt zu wissen, daß sich ihre Tochter Marie mit einem Grasen verlobt habe, dessen Titel mehrere Zeilen durchliesen, woraus die Namen seiner Güter das übrige halbe Blatt aussüllten. Ich kannte den Grasen sehr gut und war ost mit ihm zusammengetroffen. Er war ein beleibter, gutmüthiger Mann von vierzig Iahren, Wittwer, aber ohne Erben sür seinen großen Fideikommißbesitz. Ich kannte auch seine Verlobte, ich erinnerte mich ihrer ja ganz deutlich: sie hatte kornblumenblaue Augen, und ihre Arme waren so weich und lind, wenn sie dieselben um meinen Hals geschlungen hielt, und sie trug violette Kleider — davon kam es wol, daß Alles rings um mich her aus einmal violett aussah, selbst das gedruckte Blatt. Und ich wunderte mich, daß auch meine Hand violett war, welche das Blatt hielt — das war mein letzter Gedanke. Als ich wieder zu denken begann, sagte man mir, ich sei lange krank und recht elend gewesen. Sie sprachen nicht wahr: ich war erst elend, als ich auswachte. An einem milden Tage, da ich zum ersten Male am offenen Fenster saß, griff ich nach dem Kreuzbandblatte. Ich hatte nicht vergessen, was daraus verzeichnet stand, ich wußte es Wort sür Wort; aber ich wollte es sehen, schwarz aus weiß sehen Wort sür Wort. Da erblickte ich auch Etwas, was mir damals entgangen war. Ein Bleististstrichlein zog sich unter dem Namen der Freiin hin, und an dessen Ende stand ein M hingeschrieben. Es ist eine seltsame Linie, und ich habe lange und viel über sie nachgesonnen: leise wie ein zartes Geheimniß, zitternd wie unter Herzbeben gezogen, plötzlich abgebrochen und tieser wieder angesangen, wie unter thranenüberslutheten Augen, die nicht mehr klar sehen. Die Mutter hat es so gewollt — sagte der Strich — ich aber .... Es ist das Einzige, was ich von ihrer Hand besitze, dieses Bleististstrichlein, in das sie ihre Seele scheu hineingezeichnet.

Ich bin dann unstät herumgeirrt in aller Welt und habe mit meinem Leben gespielt wie mit einem unnützen Dinge — aber es war wie geseit. Ich habe meine Gedanken zwingen wollen, sich an dies oder jenes sestzuklammern, und gewartet, ob etwa ein Theil meines Gemüthes irgendwo hängen bleibe, wie die Flocke an ragendem Gestein — es war vergebens. Immer und immer stand dasselbe Bild vor meinen Augen: eine weite Ebene, inmitten eine vielthürmige Stadt, in ihr ein grünumwachsenes Haus, darin ein bleiches Weib mit blutendem Herzen ein zitternd Strichlein zieht unter das, was einst gewesen sür sie und sür mich — was unter ihm noch werden und kommen sollte, galt nicht mehr mir. Doch genug davon — ich rede sonst nie über die alten Dinge, und das macht wol, daß ich dies eine Mal zu viel darüber rede. Ich wollte Dich aus den Großglockner sühren.

Es war an einem Abend im Herbstbeginn, als ich bei einer Studienwanderung durch das Mollthal in Heiligenblut ankam, dem höchsten Gebirgsorte Kärnthens. Ich machte mich in dem Zimmerchen des netten kleinen Gasthauses heimisch und schlenderte dann der alten gothischen Kirche zu. Nachdem ich deren Flügelaltar und Sanetuarium genugsam betrachtet, trat ich aus der Thüre aus den alten Kirchhos. Der Abend war schon über das Dörschen hereingesunken, und dunkle Schatten häusten sich in der Tiese; sie schlichen an den Berghängen hinaus und bargen sich schwarz in den Falten des Felsenmantels, den das Gebirge eng um die Thalstuse gelegt hat. Ueber dem nächtlich umschatteten Grunde schwamm die klare schöne Himmelsserne, und aus ihr tauchte einsam ein rosensarbenes Berghaupt und stieg mit sanstem Leuchten in den Aether, Es war die Eispyramide des Glockners im Alpenglühen.

„Er ist der einzige, der noch der scheidenden Sonne sehnsüchtig nachblickt, die anderen sind schon alle schlasen gegangen" — sagte leise eine Stimme vor mir.

Ich kannte diese Stimme, ich kannte auch das Weib, das dort aus der Erderhöhung saß und unverwandt nach dem leuchtenden Berge emporblickte, und den Mann, der an ihrer Seite stand. Ich schauerte in tiesster Seele zusammen, als ich sie jetzt leibhastig neben einander sah, die schon einmal aus jenem gedruckten Blatte beisammen gewesen. Und ich vermeinte es nicht ertragen zu können. So schlich ich mich denn leise davon, stieg in mein Zimmer und starrte in das Dunkel der Nacht hinaus. Es war mir aus einmal, als wäre dies Alles nicht möglich, und sie könnte nicht das Weib eines Anderen geworden sein. Aber man brachte mir das Fremdenbuch zugleich mit dem Lichte in mein Stübchen heraus und darin stand es mit ihrer eigenen Hand niedergeschrieben; es muhte wol so sein — es war dasselbe eckige M wie am Ende jenes Bleistiftstriches. Und wie ich zuvor geglaubt hatte, es nicht ansehen zu können, so saßte mich jetzt eine sieberhaste Ungeduld darnach.

Als ich in das hellerleuchtete Speisezimmerchen hinabkam, waren sie beide schon da. Der Gras erkannte mich sosort und kam mir lachend bis zur Thür entgegen, um mir die Hände zu schütteln. Und dort jenes bleiche Weib — die Hände hingen ihr an den Seiten hinab, das Haupt war etwas gegen die rechte Schulter gesenkt, und die großen blauen Augen aus mich gerichtet. Und sie stand still und wartete. Es war, wie es einst gewesen. Nur bleicher war sie, nur der ruhige stille Glanz war nicht mehr in den Augen. Als ich zu ihr hintrat, reichte sie mir die Hand. Sie war kalt wie Eis. Wir redeten dann wie Menschen, die einander Nichts zu sagen haben. Sie hatten vor, am nächsten Morgen die Pasterze zu besteigen, den großen Glocknergletscher. Er drang in mich, ich möge ihnen aus dieser Bergsahrt Gesellschast leisten. „Ich bin etwas unbeholsen im Klettern" — sagte er und musterte lachend seine Gestalt, die in der Zeit, seit ich ihn nicht gesehen, noch behäbiger geworden war. „Machen Sie sich außer der Wissenschast auch um meine Frau verdient! Ich habe bei dergleichen Partien immer mit mir selbst zu thun und bliebe eigentlich am liebsten in der Ebene — aber was wollen Sie: oe clue lemms veut .. ."

Sie ging indessen von Fenster zu Fenster und blickte hinaus; und es war draußen doch Nichts als die sternlose, mondlose schwarze Nacht. Dann schritt sie wieder aus und ab und war wie eine siebernde Krauke, welche die innere Gluth unruhig von einem Orte zum anderen treibt. Das war mir sremd an ihr, aber nicht dem Grasen; denn er lachte und plauderte inzwischen und beachtete es so wenig, wie man eben des Gewohnten nicht zu beachten pslegt. Dann sagten wir uns gute Nacht. Aber es ist keine gute Nacht sür mich geworden.

Als ich in der Morgendämmerung hinabkam, standen zwei Führer, mit Plaids und Proviant beladen, schon bereit vor dem Gasthause. Nach einer Weile trat sie rasch aus der Thüre und bestieg sosort das Reitpserd.

Zögernd kam der Gras nachgeschlichen. Er und ich hatten schon am Abend vorher die angetragenen Pserde abgelehnt, ich aus Gewohnheit des Wanderns, er aus Rücksichten aus seine Taille, um sich — wie er sagte — um einige Centimeter schlanker zu machen.

Es war noch srühe am Morgen, und wir zogen schweigsam durch Die Stille des schlasenden Dörschens. Rings umher lag ein dichter unbeweglicher Nebel. Ueber uns. vor uns, hinter uns - das weißliche Dunkel, darin die Reiterin bald verschwand, wie durch einen Zauber hinweggerafft, bald wieder schattenhast hervortauchte, gleich einem Geiste den die Erde plötzlich aus ihrem Innern entläßt. Mein Wandergesährte nur mcht m dem gewohnten rosigen Humor; der Schlas lag noch im Hintergrunde seiner Augen und steckte ihm in allen Gliedern. Das Gehen siel ihm beschwerlich, der Nebel beengte ihn, und man sah es seinem ausrichtigen Gesichte deutlich an, wie er sich nach dem Bette zurücksehnte Er war verdrossen, wortkarg und lachte sast gar nicht. Als die steinigen Hange der Thalstusen ansingen, holten wir die Reiterin mit den Führern ein. Ich schritt jetzt neben dem Pserde hin, welches vorsichtig aus dem Gerolle einen Fuß vor den anderen setzte. Der Nebel war noch immer da, allein nicht mehr das unbewegliche, Alles gleichmäßig süllende Element, sondern zerrissen und ruhelos bewegt.

Die Gräsin sah dem wechselnden Nebelspiele zu und sagte dann„Es ist, als stände im Hintergrunde ein Bildner und griffe mit unsicht' barer Hand in den weichflockigen Nebelstoff. In wilder Künstlerlaune knetet er die wunderlichsten Gestalten und schleudert sie unzusrieden wieder hin, um sie sosort umzusormen. Bemerken Sie dort jenen Riesen links in der Höhe?"'

„Wohl, er hat langwallende graue Haare..."

„Und eine hohe Mütze daraus gedrückt. Ietzt — sehen Sie — hebt er wuchtig den Arm. Er wirst einen ungeheuren Ball herüber Wohin nur? - Aus den kleinen Wicht, hier rechts vor uns oben"

„Der drei Arme hat..."

„Wahrhastig, drei Arme ^ und mit einem derselben schleudert er emen anderen Ball hinüber. Nun duckt er sich schelmisch zusammen, sehen 5-ie nur, wie er immer kleiner wird - jetzt ist er verschwunden" — und sie trieb ihr Pserd zu rascherem Gange an, um zu ersorschen was aus dem tückischen Gnomen geworden war.'

Der seine Nebel wob einen durchsichtigen Schleier zwischen uns herab, durch welchen ich sie vor mir hinziehen sah. Und es war als wäre sie gestorben, und ihr Geist schwebte dort in der Höhe durch meinen Traum. Ihre Haare waren weiß geworden, weiß flossen die Gewänder an ‚hr nieder, über ihr aber rollte sich ein grauweißes Leichentuch aus und sank immer tieser, sie zu umhüllen. Ich suhr empor und stürmte ihr nach: mich saßte aus einmal eine unsägliche Sehnsucht, sie reden zu hören, nur Einen Laut ihrer lieben Stimme zu vernehmen. Sie hatte das Pserd angehalten und wartete aus mich.

„Er hat sich" - ries sie mir entgegen - „in dem runden Thurme versteckt, den nn‚er Nebelkünstler dort ausgebaut!"

„Unser Nebelkünstler" - antwortete ich noch athemlos - ist

Nord und Lüd. VII, «0. ^. "'

ein artiger Mann. Er muß einmal durch unsere Heimatsstadt gewandert sein und den Thurm unserer Ringmauern gesehen haben. Es ist wahrhastig mein lieber alter Thurm!"

Sie schwieg und starrte unverwandt nach dem Nebelbilde hinüber. Ihr Antlitz war das einer schönen Todten. Ieder Zug war noch da und das ganze liebe Gesicht, wie es einst gewesen, aber etwas Regungsloses war darin sestgehalten, von keinem sonnigen Lächeln hinwegzuthauen, von keiner warmen Thrane zu zerschmelzen — ein Reis, welcher in kalter Nacht die Frühlingsblüthe besallen hat.

„Mich sröstelt" — sagte sie dann. Ich nahm einen Plaid und legte ihn um ihre Schultern. „Wo ist Emil?" — sragte sie dabei.

Ich erzählte ihr, daß der Gras ausruhe und mir vorher seine» Führer nachgeschickt habe mit der Bitte, nicht aus ihn zu warten, sondern vorwärts zu gehen; er werde mit Muße nachkommen.

Sie schwieg wieder, und wir blickten beide nach dem Nebelthurmc vor uns. Endlich sagte sie leise, als redete sie zu sich selbst: „Der alte Thurm in unserem Garten! Er steht nun wol auch nicht mehr."

„O, er steht noch muthig. Ich habe ihn selbst im verflossenen Iahre besucht."

„Der neue Besitzer" — erwiderte sie verwundert — „hatte doch vor, ihn sogleich niederreißen zu lassen, als er die Villa von meiner Mutter kauste. Was hat denn Besitzer, Bauverständige und Stadtratl) vermocht, von der Demolirung abzustehen?"

„Ich."

„Sie haben...?" —

„Er ist ja ein alter Freund von mir, und es hätte mir etwas gesehlt, wenn ich ihn nicht mehr aus Erdeu gewußt hätte. Und da ich das drohende Unheil von dem Alten anders nicht abwenden konnte, so habe ich Haus und Garten, die ehedem Ihrer Mutter gehörten, von dem zweiten Besitzer erworben.. ."

„Ich habe nicht gewußt, daß Sie sich auch so warm sür Alterthü mer interessiren" — unterbrach sie mich, und ein leises Beben war in ihren Worten und ein Versagen der Stimme in den letzten Lauten.

Ich hörte nur dies Zittern des Tones und nicht, daß sie ablenken wollte. „Es ist nicht das" — suhr ich sort. „Der alte Thurm ist ja ein Denkstein meiner Iugend, oder ein Grabstein, da sie nun vergangen ist. Grabsteine reden nur Gutes und Liebes von den Todten: ich hätte ihn um Alles nicht missen wollen und habe ihn beim Wiedersehen mit jenem nachdenklichen Blicke betrachtet, mit welchem der Mensch den Erdwellen eines Friedhoses solgt oder in das große Grab hineinstarrt, darin er all das Alte zur Ruhe legt, in sein eigenes Herz. Von drüben, wo einst vier treue Augeu uach mir ausgeschaut, blickten sremde Menschen aus ihre ilinder nieder, die unten ans dem Rasen lachend hersprangen, und vor dem Gartengitter der Villa saß ein kleines Mädchen und sang leise ihre Puppe in den Schlas. Wie lange, da ziehen auch diese Kinder in die weite Welt, und treue Augen blicken ihnen nach bis zum Erlöschen, und sremde Augen starren sie an, wenn sie einst heimkehren — es ist der alte Laus. Ernst und ungerührt ragte der Thurm: hundertmal hat er die Kinder groß werden sehen, und dieselben Kinderaugen blicken, in den solgenden Geschlechtern von Neuem jung geworden, immer wieder zu ihm iu die Höhe. Darum starrt er auch so seltsam ruhig darüber: das ist sür ihn nur noch wie Sonnenausgang nach Abendroth, wie Frühling nach Winter, wie blaue Blumen nach weißem Schnee. Und ich mußte daran denken, daß auch wir beide einmal mit Kinderaugeu nach ihm hinübergeblickt.. ."

Die Gräsin hatte erst mit ausgeregter Ungeduld meine Worte angehört und versucht, das Pserd zu rascherem Schritte anzueisern. Dann wich die abwehrende Haltung einer müden Ergebung, als ich in den Strom der alten Erinnerungen hinabgetaucht war und nun unaushaltsam von ihm sortgerissen wurde; und da ich auch meinen üblichen Doppeltitel hervorholte, jenes: „Schmutziger Bube! Garstiger Bube!" der ersten Tage unserer Freundschast, da lächelte sie plötzlich aus. Es war ihr erstes Lächeln, seit ich sie wiedergesunden, und als ich es ausleuchten sah, dachte ich, daß das Leben noch etwas werth sei.

Alle unsere großen Freuden und kleinen Leiden, die Worte alle, die Eines dem Anderen gesagt, traten heran, die ganze Idylle unserer Kindheit zog durch meine Seele und drängte sich über die Lippen. Sie hörte schweigsam zu und blickte vor sich hin in die wallenden Dünste, und als ich auch in die große Epoche des Zerwürsnisses gerieth, da sie ihrer Mutter Gedichte niederschmetternd meines Vaters Häuseru entgegengestellt, hob sich leise ein silbernes Lachen in den Nebel.

Aber sie wußte das Alles ja noch so gut und Wort sür Wort, wie ich selbst. Denn ich horchte noch wie trunken jenem hellen Tone nach, als sie sortlächelnd sagte: „Und dasür wieder das surchtbare Urtheil, das mir entgegengeschleudert worden ist: Unser rothes Hausdach, Euer gräulicher Mops, Deine spitzige Nase, Alles ist grasgrün!"

„Was es wol sein mochte" — sagte ich daraus — „das die beiden Kinder wieder zusammengesührt hat? Vielleicht Vogelsang und Blumendust, die herüber- und hinüberschwebten, die lichtdurchwebte Lust, welche hin und wieder wehte, und die beiden Vorgärten, wie sie Zwiesprache hielten mit den tausend beweglichen Zungen der Banmblätter und mit den sreundlich nickenden Blumen. Waren es diese zarten Fäden, die von dem einen Hause zum anderen hinüberspannen, sich enge verwebend, wie leise Mahnung sür die Kinderherzen hier und drüben, es ihnen nachzuthun? Oder ist es noch etwas Anderes gewesen? Aber sie mußten wieder zusammenkommen, es war ihnen nicht anders gegeben. Denn als bei der Versöhnung des Mädchens Arme sich so innig um den Hals des Knaben legten, und er sie dann plötzlich so ungestüm umschlang, da... ich glaube die Kinder hatten damals bitterlich geweint, weil sie einander so unsäglich lieb hatten..."

„Ich möchte ein wenig ausruhen"— sagte die Gräsin leise. Sie lächelte nicht mehr, sondern war bleich, sehr bleich, und wankte. Ich sprang hinzu, und als ich sie umsaßte und vom Pserde hob, übermannte mich mein Leid um sie und um mich. „Marie!" — ries ich ausschluchzend — „Marie!"

Da schnellte sie empor, entwand sich meinen Armen und hing schon über dem Abgrunde — hätte ich sie nicht gewaltsam zurückgerissen, wäre sie hinabgestürzt. So stand sie todtenbleich, die Augen slammten aus und sahen mich groß und unverwandt an, so sremd, als sähe sie mich zum ersten Male, daß die meinen sich senken mußten, und der Arm, mit dem ich sie zurückgezogen, sie losließ und wie gelähmt herabsiel. Ich taumelte vor jenem Blicke gegen die Felswand zurück. Sie sagte kein Wort. Langsam schritt sie weiter, und der Führer, welcher uns eingeholt hatte, sührte das Pserd. Ich bin langsam hinter ihr gegangen und habe nicht nach rechts, nicht nach links geblickt. Ich habe nur gesehen, wie hie und da ein sreundlicheres Licht ihre Gestalt überstrahlte, und dann wieder ein silberner Nebeldunst sie umspann. Sie aber hat sich nicht umgesehen und ist nicht einen Augenblick stille gestanden. Wie im Traume bin ich oben angelangt, wie ein Traum liegt Alles umschleiert vor meinen Augen, was dann solgte: der Gletscher mit der ragenden Doppelspitze des Glockners, die kleine Wallnerhütte, darin das Lachen des Grasen und seine Späße mit den beiden Führern und dem Hirten bei der Mahlzeit, der Orkan und Wolkenbruch, der plötzlich herankam und den Abstieg unmöglich machte. Ich weiß nur, daß ich plötzlich aussuhr mitten in Sturm und Regen aus einem Steine sitzend, um mich die sinstere Nacht und sinstere Gedanken, wie sie aus mir hinauszogen und in mich hinein. Als ich in die Wallnerhütte zurückkam, lag der Gras schon in sestem Schlase aus der Erde im Heu ausgestreckt. Der Hirt saß neben der Thüre, rauchte und lächelte mir zu; er mochte mich sür einen verrückten Engländer halten. Es war eben zur Noth Platz sür einen Dritten in dem Raume; ich wars mich neben den Grasen aus das Heulager, der Hirt neben mich. Nach einer Weile hörte ich ein ängstliches Rusen aus dem Nebenkämmerchen. Ich weckte den Grasen, der mich auslachte, aber doch hineinging. Nach einigen Augenblicken kam er zurück und verlangte Wasser. Er lachte nicht mehr und sagte: „Meine Frau scheint sich verkühlt zu haben — sie ist unwohl." Als er das Wasser hineingetragen hatte, stellte sich der Hirt mit dem brennenden Span vor mich hin. „Ich habe es mir gleich gedacht!" — sagte er mit dem Kopse schüttelnd. — „Weil Sie am Abend aus einmal sort gewesen sind, hat das Frauchen nach Ihnen gesragt, und als der andere Herr schon einnickte, da ist sie ängstlich geworden. Ich habe es ihr angesehen und gesagt, ich wollte mich nach Ihnen umschauen. Erst als ich schon weit von der Hütte gewesen bin, habe ich beim Umdrehen gemerkt, daß sie leicht angezogen, wie sie war, in den Regen hinausging und nach allen Seiten mit den Augen herumsuchte. Sie ist dann wol zurückgegangen, weil ich ihr den Stein gewiesen habe, aus dem Sie in der Dämmerung noch zu erkennen waren. Aber sie hat sich in die Thiire gestellt und ist da gestanden, bis sie Ihren Schritt gehört hat."

Der Gras ries mich. Sie lag aus einem Plaid, der über das Heu gebreitet war, und sieberte stark. Der Gras war rathlos, und vielleicht war es nur seine verstörte Unbeholsenheit, die mich besonnen machte. Der Hirt, ein junger Riese, ging aus meine Bitte mitten in der bösen Nacht hinab nach Heiligenblut, um von dort einen reitenden Boten nach Winklern oder nöthigensalls anderswohin um den nächsten Arzt zu schicken, der uns in Heiligenblut erwarten sollte; dann sollte er selbst mit zwei kräftigen Männern zurückkommen. Er hatte sich schon zu dem nicht ungesährlichen Gange bereit erklärt, ehe von einer Belohnung die Rede war. „Das Frauchen thut mir leid!" — sagte er und ging mit mächtigen Schritten in die Nacht hinaus. Ich weckte die beiden Führer, die sich ein Schlaslager in einem riesigen Heuhausen gehöhlt hatten. Sie zimmerten eine Art Tragsessel zusammen, in dem sie die Kranke hinabtrugen, als der Morgen angebrochen war.

Der Gras saß stumm aus dem Reitpserde, ich ging stumm hinter den Trägern. Die Wolken hingen in grauen Fetzen vom Himmel herab, aber es regnete nicht. Ein trauriges Grau lag über Alles hin, die aus dem Gletscher niedergehende Möll brauste düster in die Tiese, und mir war zu Muthe, als ginge ich mit einem Leichenzuge. Unweit der Brieeiuskavelle stießen wir aus den Hirten und die zwei Männer, die er mitgebracht, und die jetzt mit srischen Krästen an den Tragstuhl traten.

So brachten wir sie hinab. Der Arzt kam nach einigen qualvollen Stunden. Er war ein einsacher Mann mit schneeweißen Haaren und einem sreundlich lächelnden Greisenantlitz. Als er aus ihrem Zimmer kam, ließ er den Kops hängen. „Eine Lungenentzündung" — sagte er, als ich ihm sragend den Weg verstellte, und blickte aus; er lächelte nicht mehr, seine Miene war ernst und nachdenklich. Es wurden berühmte Aerzte aus der Ferne rasch herbeigerusen. Sie kamen und sagten, sie könnten nichts Anderes thun, als was der alte Landarzt gethan; dann gingen sie wieder. Und jetzt kamen Tage, endlose Tage, wo ich nach dem Lächeln jener ersten Begegnung in dem durchsurchten Greisenantlitz spähte — aber es erschien nicht mehr wieder. Der Mann war steinalt und mußte an dem Schmerzenslager zweier Menschengeschlechter gestanden sein, und er kam doch immer so bewegt und traurig aus mein Zimmer, wenn er bei ihr gewesen war. Wir redeten nicht viel mit einander; aber er ging nie sort, ohne bei mir eingetreten zu sein und mich nachdenklich angesehen zu haben, als machte er auch mir einen Krankenbesuch. Einmal, als ich seinen Arm hestig saßte und srug: „Muß sie sterben?" — sah er mir ties und lange in die Augen. Ich glaube, der einsache Greis las in den Seelen wie in einem ossenen Buehe.

„Muß?" sagte er dann. „Nein. Wenn sie leben wollte, würde sie nicht sterben."

Am Abend desselben Tages kam er mit dem Grasen herein, der die ganze Zeit hindurch gauz verstört und unzurechnungssähig gewesen war. Er zitterte auch jetzt am ganzen Leibe und ließ sich krastlos aus den ersten Stuhl sinken. Der Arzt war, an das Fenster getreten und blickte in die Berge. Ich war ausgesprungen, weil mir der Athem stockte, der Gras hielt mich sest. „Es ist ein Besehl des Doetors" — sagte er — „gehen Sie zu ihr hinüber. Es naht eine Krise, wie er sagt. Sie hat Ihren Namen mehrmals genannt, der Doetor wünscht es, und ich bitte Sie darum, lieber Freund!" Er drückte mir ausschluchzend die Hand. Der Greis stand noch immer und schaute in den Abend. Ich trat zu ihm, ob er mir über mein Verhalten etwas vorzuschreiben habe. Er sagte aber kein Wort, ich sah nur den tiesen, klaren Blick wieder, mit welchem er mich am Morgen angeschaut, und es war, als wiederholten mir seine Augen die Antwort, die er mir gegeben. Ich ging hinüber.

Sie lag ganz ruhig da, mit geschlossenen Ai»gen und blaß, als wäre sie schon gestorben.

„Marie!" — sagte ich leise.

Da schlug sie die Lider aus und sah mich an. Der sanste, stille Glanz der Kindheit stand wieder ties im Hintergrunde der blauen Augen und leuchtete ruhig zu mir empor, und auch die sragende Bitte jener Tage: So komm doch! — Und als ich mich über sie beugte, war auch das alte Kinderlächeln ausgeglänzt: Da bist Du ja! — Und plötzlich rankte sie sich mühsam mit den Händen an meinen Schultern in die Höhe und schlang die Arme nm meinen Hals. So zog sie mich nieder an ihre Brust, und preßte ihre Lippen an die meinen, und küßte mich so heiß, so süß, so lange. Dann drängte sie meinen Kops von sich und hielt sich ihn mit beiden Händen vor die Augen. Lange sah sie mich so an. Dann sagte sie lächelnd: „Lebe wohl!" — Die Hände und Lider sauken ihr schlass hinab, und das Lächeln erstarb langsam.

„Gehe nicht" — ries ich schluchzend — „gehe nicht von mir!"

Aber sie blieb ganz ruhig und regte sich nicht mehr. Da war mir, als klänge durch die gräßliche Stille ein Wort von heute Morgen: Wenn sie leben wollte, so würde sie nicht sterben.

„Hast Du denn unserer Kindertage vergessen" — stammelte ich über sie gebeugt — „vergessen, daß auch ich gehe, wenn Tu gehst und bleibe, wenn Du bleibst? Nicht um Deiner willen, Marie, nur um meiner willen — wie Du einst so ost gethan! Hast Du es denn je einmal über das Herz gebracht, mir etwas abzuschlagen? Marie, nur um meiner willen!"

„2 Du garstiger Bube!" — sagte sie hold auslächelnd, und eine Thräne rann langsam unter den geschlossenen Wimpern hervor ..."

Der Erzähler schwieg — ich blickte aus. „Der Rauch ist mir in die Augen gekommen" — sagte er heiser, während ihm zwei große Tropsen über die Wangen niederrollten. Nach einer Weile suhr er sort: „Die Glocknersahrt ist zu Ende. Ich mache sie jeden Tag zu dieser Stunde

— Du magst nun darüber lächeln. Ich habe dabei das Bild jener Frau vor Augen, welches mir ihr Mann gegeben zum Andenken an die gemeinsam verlebten Schmerzenstage in Heiligenblut. Der Rauch steigt dicht und dichter aus dem Tschibuk in die Höhe. Er steht wie Nebelwolken um das theuere Haupt, zu Riesen und Thürmen ballt er sich zusammen, sernen Berghäuptern gleich taucht er in die Höhe. Bald sinkt der graue Schleier nieder zwischen mir und ihr und umstellt sie rings, daß ich sie nur schattenhast vor mir sehe und warte, bis sie wol winkt. Dann öffnet cr sich, sie tritt aus der Dämmerung hervor, und ich sehe wieder jeden Zug des lieben Gesichtes. Da bist Du ja — sagt es. Eine Nebelwolke wirst ihren weichflockigen Mantel um uns beide wie um zwei verirrte Kinder, und wir ducken uns zusammen, stille und heimlich, abgeschieden von der weiten tosenden Welt da draußen, uns einander alte Geschehnisse zu erzählen, die wir gemeinsam erlebt, und die seltsamen Nebelgebilde vor uns zu enträthseln. Und so sehe und höre ich in dem grauen Rauchgewoge Alles, was ich sehen und hören will, und es rust meine Phantasie zurück in jene Berge und Tage: jede Bewegung zieht wieder an meinen Augen vorüber, jedes Wort vernehme ich, wie es damals geklungen. Es ist ein Träumen mit offen stehenden Augen." -^

„Und ist sie gestorben?" — sragte ich leise, als er jetzt schwieg.

Er stand aus, zog den Schlüssel von dem Etui ab und besestigte ihn an der Uhrkette. Dann ging er zum Fenster und blickte aus die Terrasse hinab. Ohne sich umzuwenden sagte er: „Ob sie gestorben ist? Vielleicht

— vielleicht auch nicht, wer kann das scheiden, da es dasselbe ist. Ist sie gestorben, so hat es begonnen wegen meiner, als sie mir in Herzensangst nachgespäht durch Nacht und Sturm, und ist vollendet worden wegen meiner, weil sie hat sterben wollen. Hat sie weiter gelebt, so ist <s geschehen, weil sie hat weiter leben wollen um meiner willen, jedoch nicht sür mich, denn sie war ein rechtschaffenes ehrliches Weib. So ist <s denn dasselbe geworden sür mich, ihr Leben und Sterben — beides Liebe, beides Tod. Und das ist es auch, was mir Ruhe gegeben hat und Frieden in der Seele. Ich muß an sie nur deuken als an ein scheues Kind, wie es unter den wehmüthigen Passionsblumen aus seinem Thronstuhle gesessen. Ich erinnere mich ihrer, wo ein Kind stille vor sich hin sinnt, ihre Kindesaugen sehen mich an, wenn ich irgendwo am Waldsaume ausruhend in den blauen Himmel starre; und auch dann, wenn ich blos an den Himmel denke, wie er so blau und so ruhig glänzend allenthalben über mir hingegangen durch die weite Welt, und doch sc» serne, so unerreicht, so schön und doch so unbegehrt. Immer ist es derselbe und der Eiue Himmel gewesen, und immer ist es nur das bleiche Kind unter dem alten Thurme der Ringmauer, dessen ich gedenken muß. Und wenn ich hier mit ihr dnrch die flatternden Nebel des Rauches dahinziehe, immer weiter in die gran wogenden Schatten bis zu dem Krankenlager, so ist es wieder nur dasselbe. Das war nicht eines Anderen Weib, welches bei jenem letzten Lebewohl

meinen Nacken umschlungen hielt: das war ein Kind mit seineu srommen Kindesaugen, mit seinen, reinen Kindeslippen, mit seinem heiligen Kindesherzen. Und da sie an meiner Brust lag, zitterte durch unsere Seelen das süße Zauberlied der Kindheit. Es war dasselbe holde Lied, wie einst unter dem Mauerthurme — wir hörten es nur zum zweiten Male, und jetzt klang es hold und weh zugleich. Und es ist auch ebenso ausgeklungen, wie einst, so ost sie etwas sür mich begann oder wollte, darein ihr Herz willigte, wenn es ihm auch wehe that: O Du garstiger Bube! — flüsterte sie lächelnd und weinend, als ich sie anflehte, um meiner willen weiter zu leben ... und wer es nicht gehört, könnte wol lächeln über solches Ausklingen." —

Er schwieg und suhr sort in die Bäume hinabzublicken. Ich drückte ihm schweigend die Hand und ging in den Garten. Ich dachte darüber nach, wie sich das Leben zweier Menschen gestalten müßte, deren jeder nur um des anderen willen weiter lebte. Der Eine ringt des Anderen Leben durch das seine dem Tode ab, und der mächtigste Trieb, die Selbsterhaltung, wird zum bloßen Mittel eines mächtigeren Zweckes, der Erhaltung des Anderen. Geseit muß ein solches Leben vor jedem waghalsigen Spiele mit sich selbst sein durch die sorttönende Stimme des Vorwurses und der Mahnung: Wenn das Deine — so auch das andere; sieghast in übermenschlich zäher Krast, über Leid und Schmerz und Krankheit durch den Gedanken: Ie länger das Deine — desto länger das andere. Eine Liebe, die den Tod überwindet! — Und dann dachte ich wieder die Geschichte des Freundes durch, und wie des Menschen Herz doch etwas so unsäglich Trauriges und dabei unsäglich Schönes sei.

Als ich so nachsinnend aus die Terrasse stieg, sah ich noch Iemanden dort sitzen. Es war Gräsin Achenberg. Sie bemerkte mein Kommen nicht, sie schaute auch nicht aus, als ich mich unweit von ihr in einen Lehnstuhl sinken ließ. Sie saß an demselben Orte in derselben Haltung, wie ich sie vor zwei Stunden verlassen. Ein leichtes Lüstchen rührte zuweilen leise an den Baumblättern, wiegte anmuthig die zarten Grasrispen am Fuße der Veranda und kletterte an den Weinranken empor, daß sie leise schwankten. Die Aloen aus der Brüstung aber blieben unbewegt, sobald der Windhauch über sie stieg, und unbewegt blieb auch die einsame Frau unter den Aloeblättern, da er sie umwandelte. Als er dann von ihr zu mir herüberslog, und mir über das Gesicht hinhauchte, da trug er einen süßen Dust mit sich. Hatte er ihn aus dem Blumengarten herausgebracht? Oder stieg der Dust aus den Haaren jener Frau, von der schmalen weißen Hand, die so nachdenklich im Schooße ruhte, von der ganzen Gestalt, die unter dem Baldachine der herübergeneigten Aloe wieder zu einem stillen rührenden Heiligenbilde verwandelt schien, als sanster Hauch empor, wie aus einer zarten Blüthe, wenn Wind und Wetter vorüber, und sie ganz unbewegt in die Sonnenlust emporsieht? Aber wer diese Menschenblume ansah und sich in ihrem Anblick nnd Dust den Sinn verwirrte, so kühn oder rauh war Keines Hand, nach ihr zu greisen; denn kein Dusten war es, sondern ein Ausdusten, keiir Hauchen — ein Aushauchen, ein stolzes Hinwelken von Innen, ausrecht bis zum letzten Ausathmen der Blumenseele, die sie nur noch in den großen Augen zurückhielt, so lauge sie wollte. Warum sie es noch wollte, wußte Keiner zu enträthseln, da sie so sreudlos hinlebte; aber man sühlte, sie brauchte nur den Willen zu haben und die großen Augen zuzumachen — dann konnten wir sie stille begraben.

Sie dauerte mich mit ihrem stundenlangen wortlosen Starren. Ich konnte es nicht länger ansehen und wollte sie aus ihrem düsteren Hinbrüten wecken um jeden Preis, selbst um den,, ihr ungelegen zu kommen. Ein Spazierstöckchen aus dem Tische neben ihr etzählte sreilich, daß einer der Herren schon vor mir den Versuch gewagt und mit Hinterlassung seiner Handarbeit verwirrt den Rückweg angetreten habe. Aber mir siel ein, daß sie an der Debatte vor dem Diner einiges Interesse geäußert hatte, und so meinte ich ihr wenigstens ein Lächeln entlocken zu können, als ich zu ihr tretend sagte: „Gräsin, Sie haben die Frage an mich gerichtet, ob ich als Radenburgs Freund um seiu Geheimniß wisse. Ich kann und dars es Ihnen nun sagen: er steigt jeden Tag aus den Großglockner." Aber es machte mir das Blut in den Adern stocken und benahm mir den Athem, als ich ausblickte. Zwei blaue Kindesaugen schauten mich stille und groß an, und an den Wimpern hingen zwei schwere Thränen. Sie war ausgestanden, die Hände hingen ihr an dem Kleide nieder, und das Haupt mit den ährensarbenen Flechten war gegen die rechte Schulter geneigt. Ein leises Zucken glitt über ihre Lippen, hold und schmerzlich zugleich, wie jenes Ausklingen, von dem Radenburg vorhin gesagt, wer es nicht erlebt, könnte wol darüber lächeln. Vielleicht ist sie gestorben, vielleicht auch — hatte er dann gesagt — hat sie weiter gelebt um meiner willen, aber nicht sür mich, denn sie war ein rechtschassenes ehrliches Weib.

Und ich hielt den Athem an, ob ich es wol erlausche, das kindlich süße wehe: O Du garPger Bube! — Aber es blieb stille, und was das Herz gesagt, ist in jenem Zucken scheu erstorben.

Nur die zwei Tropsen habe ich gesehen, wie sie sich langsam von den Wimpern lösten und langsam über die bleichen Wangen niederrannen.

Vilder aus englischen Landsitzen und Gärten.

Von

Ludwig Freihcrr» um, ^Omuteda.

— wiesbaden. —

II.

«Line inoderne Cottage.

ir stehen aus der Zinne des hohen Steinriesen, welcher die majestätische Köuigsburg Englands überragt, des mächtigen Runden Thurmes von Windsor Castle. Zu unseren Füßen liegt die Residenz der erhabenen Frau, in deren Reiche die Sonne nicht untergeht. Das stolze Schloß erglänzt im klaren Lichte eines wolkenlosen Frühlingsmorgens und die weite Umgegend streckt sich unabsehbar sern hinaus. Es gibt wol keine Landschast Englands, die in ihrer eigenthümlicheu Schonheit englischer ist als das Bild, welches sich vor unseren Augen entrollt. Im Norden und Osten windet sich das silberne Band der Themse um die Höhe, aus deren breiter Kuppe Windsor Castle um weite Höse emporstrebt. Ienseits des Flusses gegen Norden liegt, ties unter uns, das alte stets jugendsrische Eaton, darüber hinaus sucht der Blick das ehrwürdige Oxsord. Im Westen und Osten drängen sich Städte, Dörser, Herrensitze und Cottages in der srischen, grünen, baumreichen Ebeue; am sernsten östlichen Horizonte zeichnet sich dem scharsen Auge die mächtige Kuppel von St. Pauls. Die ganze südliche Hälste des Gesichtskreises aber ist mit einem unendlichen Meere von Baumgipseln bedeckt; einzelne Riesen, Gruppen, ganze Wälder, Zwischen ihnen glänzt der wunderbare Smaragd der englischen Grasslächeu, von seltenen, musterhast gepflegten Wegen durchschnitten. Diese grüne Welt ist der nreilenweite Große Park und der Forst von Windsor, ernst und lachenV, »überwältigend großartig nnd zugleich heimlich und herzersreuend.

Der Große Park enthält zweitausendvierhundert Morgen; hinter ihm verliert sich der Forst von Windsor am südlichen Horizonte in grünen Wellen/ deren Rücken hier ganz besonders schars ausgesprochen sind. Es will scheinen, als wirke in dem ungeheuren Ganzen jeder einzelne Baum als eine besondere Halbkugel bemerklich zu dem Gesammtbilde mit, weil die Kronen der Waldriesen hier zu einer Entwickelung gelangt sind, wie man ihr wol selten anderswo wieder begegnet.

Wenden wir unsern Blick genau nach Süden, so wird er durch Linien gesesselt, welche die ungezwungene Natürlichkeit der Landschast in strenger Ordnung unterbrechen. Wir sehen eine gewaltige Schneide entlang, die sich in mächtiger Breite nnd kaum zu ermessender Läuge vom Fuße des Schlosses durch den Park zieht und in ihrem letzten Auslause wieder aussteigt. In ihrer Mitte dehnt sich eine geräumige Fahrstraße, jedoch erscheint sie nur als helle Linie, denn aus beiden Seiten nimmt der sreie grüne Rasen, der sie begleitet, wol den viersachen Raum des Weges ein. Diese gesammte Fläche ist wieder hüben und drüben durch zwei Reihen hoher, alter Ulmen eingesaßt, weite schattige Alleen sür Fußgänger und Reiter. Das ist der berühmte Long Walk, eine in ihrer einsachen Größe wahrhast geniale Schöpsung. Die riesigen Rüster sind zur Zeit der Königin Anna gepflanzt und stehen jetzt noch in der vollen Krast ihrer Iahre.

Unser heutiger Weg sührt uns durch dieses Meisterstück der englischen Parkkunst; während wir seine ganze Ausdehnung von beinahe vier Kilometer durchmessen, öffnen sich uns zu beiden Seiten liebliche wechselnde Durchblicke. Rechts zeigen sich zunächst die LandlMser des Städtchens Windsor, die sich dem Parke hier bescheiden anschmiegen; links trennen uns leichte Gatter von dem, den Reisenden nicht zugänglichen Hausparke und den großartigen königlichen Obst- und Küchengärten zu Frogmore. Dann erweitert sich die Aussicht, wir sahren zwischen geräumigen Weidegründen hin, belebt durch Heerden von Schasen, Angoraziegen und vertrautem Dammwilde, das, am Wege grasend, dem vorübereilenden menschlichen Verkehre gleichmüthig zusieht. Am Schlusse der Allee wächst nach und nach das Reiterstandbild König Georgs III. aus dem Hügel empor, den wir jetzt hinansteigen. Vor dem Denkmale theilt sich der Weg; rechts erreicht man bald das sportberühmte Aseot; unsere Fahrt jedoch biegt links zur Seite, wir verlassen nach kurzer Zeit die große Straße und gelangen bald aus Waldwegen in einen blühenden Garten. Doch nein! wir sind noch im Walde, die großen lichten Eichen über uns bezeugen es; aber unter ihnen nimmt jetzt unseren Weg von beiden Seiten ein wol sechs Meter hohes dichtes Gebüsch aus, dessen krästiges, immer grünes Blattwerk sast verschwiHet in einem bläulichen Meere der srischesten, üppigsten Blüthen. Wir find in den, allen Pslanzenund Gartensreunden wohlbekannten Rhododendron Walk eingetreten. Ein wunderbarer Anblick gerade in dieser Blüthezeit; dem Fremden, der nie einen sarbenreichen Wald gesehen, doppelt wunderbar. Wol länger als eine Viertelstunde begleitet uns diese Pracht, dann erreichen wir wieder die nach Osten sührende Landstraße und halten an der Grenze des Parkes, vor dem Bishops Gate.

Aus einem von blühenden Glyeinien völlig bedeckten Häuschen erwidert die stattliche Frau des Thorwärters den lauten Rus unseres Kutschers: Gate! Gate! und wir biegen in einen sanst gewundenen Gartenpsad ein.

Wie durch eiuen Zauberschlag sind wir in eine andere Welt versetzt. Eben noch Waldeinsamkeit unter Eichen, Gebüsch und Farrenkraut, nun vollendete ländliche Hocheultur, Aus beiden Seiten ist der Fahrweg von tadellosem Rasen eingeschlossen, aus welchem einzelne ausgewählte kleinere Coniseren: Cypressen, Retinosporen, Taxus und die goldgrüne l^usa aure», vertheilt sind; dazwischen die helle scheckige Aueuba mit tiesrothen Beeren und die gezackte Aralie aus Iapan. Hinter diesen Rasenflächen begrenzen dichte Wände von immergrünem Evonnmus, Laurustinus und bunter Stechpalme, mit wildem Rhododendron und buschigem Buchsbaum unterpslanzt, den Garten. Zu unserer Linken erscheinen über dem Gebüsche die spitzen Giebel ländlicher Gebäude; zur Rechten blicken wir hinaus in die Wipsel mächtiger Cedern, die aus der Ferne herüberragen.

Wir halten jetzt an dem Eingange des Wohnhauses; ein niedriges Gebäude von zwei Geschossen, in sauberer hellgrauer Oelsarbe gestrichen. Das Dach ist durch verschiedenartige spitze vorspringende Giebel gebrochen, deren innere Auskleidung mit dunkelbraunem Holze gesällig von dem lichten Grundtone absticht. Oben daraus sind die weißen, als verzierte kurze Säuleu behandelten Schornsteine in Bündel vereinigt, so daß sie das Gebäude schmücken und erhöhen. Die Mauersläche des Hauses ist durch schmale Dachrinnen abgetheilt, deren obere Oessnungen mit kleinen Kapitälen verhüllt und deren eiserne Beschläge gesällig verziert sind.

Ein kleiner Vorraum empsängt die Eintretenden, nicht ein unbequemes gelecktes „Rühr mich nicht an", sondern er dient zur Ausbewahrung aller Mäntel, Peitschen, Schirme und Hüte; den letzteren nimmt im praktischen England der Gast nicht mit sich in das Wohnzimmer, hat ihn also auch beim Abschiede dort nicht ängstlich und vergeblich zu suchen. Hier liegt auch das große Fremdenbuch aus nebst allem Material sür das Briesschreibeu. Das vorzügliche Papier trägt in Stempel und Ausschrist den Namen des Hauses, jedem Gaste eine doppelt willkommene Gabe. Die Patentdintensässer sind stets gesüllt und jede Feder ist diensttüchtig. Von der hinteren Wand herab überwacht der Hausherr, im rothen Frack aus einem edlen braunen Hunter, sein Hausrecht. Im Originale ist er jedoch schon mitten unter uns und bewillkommnet die Landsleute. Denn wir besinden uns hier in der Cottage des Barons Henry Schröder, eines Sohnes des großen Hauses Schroder in Hamburg, schon seit länger als zwanzig Iahren in England ansässig, jetzt in der vordersten Reihe unter den Magnaten der City stehend und eines der Häupter unserer deutschen Colonie in London. Aber der große Kausherr ist zugleich ein vortresslicher Reiter, ein unermüdlicher Iäger und ein Mann, der mit gebildetem Geschmacke und seinem Verständnisse reiche Mittel aus die Ausstattung dieser Perle einer modernen englischen Cottage, „die Dell" genannt, verwendet und hier, mit seiner liebenswürdigen Gattin, eine reiche, gemüthliche, herzliche Gastsreundschast übt.

Die Dell ist kein neu gemachtes, sie ist ein altes, im Lause der Zeit gewordenes, ein gewachsenes Haus, und gerade dadurch in ihrer scheinbaren Unregelmäßigkeit malerisch und heimlich. Die vordere Front zersällt in zwei Theile; vor dem älteren, niederen läust zu ebener Erde eine breite mit Glas geschlossene Vorhalle, in die wir nun eintreten. Sie ist als Wintergarten behandelt. Der Fußboden mit bunten Thonsliesen heiter musivisch eingelegt, an der inneren Hauswand ranken zierliche, gesund wuchernde Kletterpslanzen empor. Die Seite, durch welche wir eingehen, ist mit einer mächtigen Baumsarre in einem riesigen Kübel von Gien ausgesüllt, von hohen pyramidalis gezogenen indischen Azaleen in voller Blüthenpracht umringt. In der Mitte des Wintergartens sehen wir eine der kolossalen hochausgebauten Majoliken von Minton, phantastisches derbes Blätterwerk von bunten Delphinen und Figuren getragen; sie ist mit seltenen Treibhauspflanzen besetzt. Den Abschluß der Vorhalle bildet eine einzige große Glasscheibe, welche den sich nähernden Fremden durch das Entgegenkommenen des eigenen Bildes überrascht und verwirrt. Die Wohnzimmer der Haussrau münden aus diese blühende Vorhalle, erhalten dadurch Schutz gegen die äußere Lust und gewähren, bei hinreichendem Lichte, einen sreien Durchblick in den Garten. Die Einrichtung der Räume ist bequem, zierlich, landhausmäßig. Ihr Schmuck besteht in seltenen Blumen, kostbaren chinesischen Emaillen und einigen Familienbildern. Wir begegnen unter diesen der ehrwürdigen Gestalt des Hauptes der Familie Schröder, jetzt ein rüstiger Greis von vierundneunzig Iahren, nicht nur in weiten Kreisen der großen Welt hochangesehen, sondern auch von jedem Kinde in Hamburg als der Gründer des „Schröderstistes" und der unermüdliche sreigebige Wohlthäter aller Armen und Kranken gekannt und verehrt.

Allein es leidet uns nicht länger in diesen wohnlichen Zimmern; der schöne Tag und die Blicke, welche wir heimlich in den Garten geworsen haben, die dort immer mehr gesesselt wurden, immer verwunderter und bewundernder dahin zurückkehrten, — ziehen uns unwiderstehlich hinaus.

Der Garteu um die Cottage ist achtzehn Morgen groß. Er macht zunächst den allgemeinen unbestimmten Eindruck von etwas Besonderem, Seltsamen; er ist ernster als unsere Hausgärten und zugleich weit sarbenreicher. Es ist ein immergrüner Garten. Außer einigen alten Eichen aus seinen Grenzen enthält er keine perennirende Pflanze, die im Winter ihre Blätter verliert. Die Durchsührung dieses Systems ist streng und das Ergebniß ein ansangs sremdartiger, dann ersreulicher, ruhiger und heiterer, ein vornehmer Esseet. Der ganze Garten liegt in dichtem, reinem sammtartigen Rasen, der aus einem älteren, zu diesem Zwecke angekausten Grundstücke abgeschält und hier wieder zusammen gelegt ist. Denn je langjähriger die Grasnarbe, desto schöner. Nur ein einziger Kiesweg sührt an der äußeren Grenze entlang, übrigens bildet die grüne Fläche selbst das Verkehrsmittel. Dieser Gegensatz zu unseren, ost übermäßig mit hellen Kieswegen durchschnittenen Gärten trägt zu dem ruhigen und vornehmen Eindrucke wesentlich bei.

Die Peripherie ist mit verschiedenartigen, ausgewählten, hohen und mittelhohen Coniseren besetzt, die, mit immergrünen Sträuchen unterpslanzt, eine dichte Schutzwand gegen die Außenwelt bilden. Die weite Rasensläche enthält eine reiche Sammlung der ausgesuchtesten sremden Nadelhölzer. Ieder Baum steht allein, in ausreichendem Boden- und Lustraume; dadurch sind die untersten Aeste zu ihrer vollen natürlichen. Entwickelung gelangt und breiten sich weithin, den Stamm mit einem riesigen Schleppmantel umgebend. So sind Baumbilder erzielt, wie sie nicht schöner und regelmäßiger gedacht werden können. Das Geschlecht der Pinus ist in etwa einem Dutzend Arten vertreten, die Cypresse in vier; der Iuniperus, die Retinosporen, der Taxus, die Thuja: sie alle erscheinen in den interessantesten Varietäten, in regelmäßigen und üppig, entwickelten, zum Theil großartigen Individuen. Des Gartens schönste Zierden sind jedoch seine Wellington«i„ welche, bis zu achtzehn Meter hoch, normale Pyramiden bilden; mit ihnen die Arauearien, von denen eine über dreizehn Meter hinausragt und den sehr seltenen Anblick ihrer großen Früchte gewährt. Ueber alle diese schönen und bedeutenden Bäume erheben sich die Cedern vom Libanon und die heiligen Deodaren. Sie sind hier von ungewöhnlicher Großartigkeit und erreichen die Höhe unserer großen, alten Waldsichten. Die untersten Zweige ruhen weitgestreckt aus dem Grase, die über den mächtigen Stämmen srei entwickelten Kronen breiten sich weit in die Lüste.

So beherrscht das Dunkelgrün den Garten und doch ist er nichr dunkel, nicht eintönig grün. Eine Fluth von Rhododendren ist in kleinen und großen Gruppen über den Rasen ausgegossen; ein unendlicher Reichthum krästig ausgeprägter Formen und leuchtender Farben, hervorgegangen aus den seit sünszig Iahren unablässig sortgesetzten Kreuzungen des indischen Baumrhododendron mit dem Catawbiense aus Nordamerika. Der Garten enthält mehrere Tausende von Rhododendren in etwa zweihundert Arten und diese Sammlung, wol eine der schönsten in ganz Englands war jetzt im Monate Mai in voller Blüthe. Ein kaum zu beschreibendes Bild. Ansangs bewundert man still das Ganze, dann, eine nach der anderen, die zahllosen Verschiedenheiten in Bau, Größe und Farbe. Die meisten dieser wunderbaren Erzeugnisse der englischen Kunstgärtnerei stammen von dem großen Rhododendron-Speeialisten, Mr, Waterer im benachbarten Woking. Da ist die Queen, eine der größten, stark gesüllt und ganz weiß; der Kronprinz, dieselbe Größe in seurigem Dunkelroth; Kate Waterer, dunkles Rosa mit gelblicher Zeichnung im Innern; Baroneß Schröder, lebhastes Scharlachrot!) um eine hellere Mitte, und so sort im unendlichen Wechsel.

Die Beete der Sommerblumen sind hier, wie häusig in England, untergeordnet behandelt; sie sind nie sehr groß, nur so zahlreich als die Belebung des Rasens es ersordert und meistens einsarbig; Pelargonien und Geranien, eingesaßt mit blauen Lobelien, gelblichem Pyrethrum, grauer Gnaphalie; auch mit einer niedrigen geschorenen Kante von Eriea, Epheu oder buntem Buchsbaum. Man wählt gern lebhaste Farbeutöue, man vermeidet jedoch alles Unruhige und Verwirrte, Ausgeputzte und Ueberladene. Namentlich ersreuen sich die gekünstelten Teppichbeete vor dem, der Natürlichkeit nachstrebenden englischen Geschmacke keines großen Beisalls. Man meint, daß sie in der Vermehrung einen übermäßigen Raum einnehmen und die Frühgemüse aus den Mistbeeten verdrängen. Man sindet auch die Kunstproduete dieser Pslanzen-Teppichindustrie einigermaßen zopsig, da sie nicht dem ersten Grundsatze jeder guten Gärtnerei entsprechen: veredelte, idealisirte Natur darzustellen. „Ich weiß nicht, warum die Leute das Teppichbeete nennen," bemerkte ein anwesender Gartensreund, „ich würde sie: 8»>u.üs ii, 1'Italienne heißen. Mich erinnern sie stets an die großen Schüsseln mit kunstvoll garnirtem italienischen Salat, dem Stolze jedes guten Ballbüssets, aus welchem Eigelb, Petersilie, rothe Rüben und graugrüne Kapern ganz ähnliche Muster bilden."

, Ietzt will ich Ihnen noch zum Schlusse den Stolz meines Gartens zeigen," knüpste Baron Schröder an, „sehen Sie hier!" Wir standen vor einem riesigen Camelienbaume, der mit Tausenden gesüllter weißer Blumen übersäet war. Die Pflanze ist gegen süns Meter hoch und etwa acht Meter breit; ihr Alter übersteigt wahrscheinlich schon einhundert Iahre.

„Wird der Baum im Winter überbauet?"

„Durchaus nicht; wir bedecken nur den Fuß dieses und aller anderen zarteren Bäume mit einer dicken, breiten Düngerschicht; das genügt. So hat diese Camelie ohne Schaden einmal eine Winternacht mit zwöls Grad Kälte Roaumur ertragen; aber nur eine, am nächsten Tage war wieder Thauwetter. Außerdem ist der ganze Garten drainirt, so daß keine stockende Nässe um die Wurzeln srieren kann. Endlich schützt anch der umschließende Park im Norden, Westen und Osten gegen die rauhen Stürme."

„Es ist wirklich/' bemerkte der Ersinder des italienischen Salates, „die ganze gemäßigte Zone des Erdballs in Contribution gesetzt, nm dieses immergrune Eden zu schassen, wie es aus dem Continente nördlich der Alpen unbekannt und auch unmöglich ist."

„Ia," erwiderte der Hausherr, „die Engländer pslegten die Evergreens schon in srüheren Zeiten. Sie werden große Anlagen davon in den alten Parks sinden; aber seit etwa sünsundzwanzig Iahren wird eine wahre Iagd um die ganze Erde aus sie gemacht, und namentlich seit Iapan erschlossen ist, diese unerschöpsliche Fundgrube."

„Wir aber, verehrter Gastsreund, sühlen uns Ihnen hochverpslichtet sür dieses schöne, seltne Bild. Den immergrünen Garten der Dell werden wir stets als einen unserer werthvollsten Reiseeindrücke bewahren."

Die Straße, aus welcher wir anlangten, trennt Cottage und Garten von den Glashäusern. Wir treten in das Gebiet der Letzteren hinüber und stehen vor einem allerliebsten Häuschen, der Wohnung des Obergärtners, Mr. Ballantine. Die innere saubere, zweckmäßige und eomsortabele Einrichtung entspricht dem gesälligen, grünbewachsenen Aeußern. Einen höchst seltenen Schmuck erhält die Cottage durch zwei, ihr unmittelbar benachbarte alte hochstämmige Magnolienbäume. Von hier aus übersieht man das benachbarte Gebiet der Treibhäuser vollständig, und wahrlich! es ist nicht klein.

Zuerst das lange niedrige Hauptgebäude; in seiner Mitte liegen zwei Tampskessel, welche sämmtliche Treibhäuser heizen; außerdem besinden sich hier die Schlaszimmer und die gemeinsamen Wohnräume sür die Gärtner, serner das Obstzimmer, Saatzimmer, Pack- und Pslanzzimmer, Räume sür die verschiedenen Erdsorten, Töpse und Geräthschasten. Auch sind hier zwei Abtheilungen der Champignonzucht gewidmet.

Die Treibhäuser selbst bilden eine kleine Welt sür sich. Wir zählen sechs Abtheilungen sür Trauben, jede els Meter lang; serner drei Häuser sür Ananas, zwei sür Melonen und Gurken, zwei Häuser sür Erdbeeren; zwei große Warmhäuser sür tropische Pslanzen, zwei Orchideenhäuser, vier Kalthäuser sür Zierpflanzen, ein Haus sür Farren und Eriken; zusammeu etwa zwanzig Häuser. Außerdem ist die Gartenmauer aus einer Länge von hundertnndzwanzig Metern mit Glas sür die kalte Obsteultur bedeckt. Diese gesammten Anlagen nehmen eine Fläche von vier Morgen ein und die Kosteu ihrer Herstellung betrugen über 200,000 Mark.

Wir beobachteten hier mit Interesse die Art und Weise, wie ein solches Gebäude hergestellt wird, an einem noch im Bau besindlichen Weinhause. Es wird zunächst eine Grube von drei Metern Tiese in der sür das Haus beabsichtigten Länge ausgehoben. Ihre Breite beträgt süns Meter. Zu unterst in diese Grube bringt man eine Lage von Kalk und Steinbrocken, dann eine Schicht Backsteine, hieraus süllt man die Grube aus mit der besten alten Düngererde und mit Soden von abgestochenem Rasen. Dieses Erdmaterial wird nur nach und nach, in vertikalen Schichten, eingesetzt und jeder Schicht Zeit gelassen, sich unter dem Einflusse von Luft und Sonne zu entsäuern. Die ganze Masse ist mit Drains durchzogen. Die äußere Schrägwand des Treibhauses steht über der Mitte der Grube, so daß die Wurzeln der Reben, innen und außen, je drittehalb Meter Raum sinden. Die Lüstung wird durch obere und untere verstellbare Fenster geregelt, die gemeinschastlich der Drehung eines kleinen Steuerrades leicht gehorchen. Röhren mit kaltem und heißem Wasser lausen im Erdboden und über demselben hin und wieder. Die Knochendüngung wird sehr stark angewendet, wir sanden sür eine Abtheilung von zehn Rebstocken zwanzig Centner zerschlagene Knochen bestimmt. Die Reben und Psirsichstämme sind, wie schon erwähnt, aus die Mittellinie der Grube gepflanzt und lausen in den Warmhäusern unter dem schrägen Dache hinaus; nur in den ersten Iahren des Betriebes in einem neuen Hause, wenn die desinitiven Pslanzen noch klein sind, duldet mau ältere, interimistische, an der geraden Wand; diese werden später beseitigt. Nach der strengen Observanz soll jedes Haus nicht etwa nur eine Gattung von Früchten, sondern sogar nur eine Sorte derselben enthalten, da die richtige Temperatur und der unausgesetzte Kamps mit den Pilzen und Insekten, durch Spritzen und Tabakräuchern, sonst gestört werden. Für die Topserdbeeren wird wol eine Ausnahme zugestanden, denn von ihnen kann man bekanntlich nie genug ausstellen, um der Nachsrage völlig zu entsprechen.

Der Erdboden innerhalb und außerhalb des Hauses wird mit altem Dünger gedeckt, stets nur vorsichtig gelockert, nie gegraben und bepflanzt, um die slach unter der Oberfläche lausenden seinen Wurzeln nicht zu schädigen. Einen eigenthümlichen Anblick gewährte das Gurkenhaus. Auch diese Pflanzen werden an Drähten unter den schragen Glassenstern sorgsältig in die Höhe geleitet. Da die getriebenen sünsunddreißig bis vierzig Centimeter langen Früchte ihrer Reise entgegen gingen, so hingen sie dicht und ties herab und erinnerten unwillkürlich an eine mit ausgehängten geräucherten Würsten wohl gesüllte Vorrathskammer.

An die Treibereien schließen sich die überglasten Spaliermauern, welche mit Wein, Psirsichen, Aprikosen, Kirschen und Pflaumen besetzt sind.

Dieses ganze System der warmen und kalten Obsthäuser ist daraus berechnet, den Tisch möglichst zu jeder Iahreszeit mit reichlichem Obste zu versorgen. Es werden geliesert: Trauben das ganze Iahr hindurch, die spätesten dickschaligen erhalten sich, nach dem Blättersalle, an den Stöcken bis in den Monat März und die srühesten neuen reisen im April; ebenso sind Gurken stets vorhanden, auch Ananas; Erdbeeren vom Mär; bis ties in den Iuli, Psirsiche und Melonen vom Ansange des Mai bis in den September. Dazwischen treten vom Mai an Kirschen und Pflaumen, dann die harten Gartensrüchte und das Winterkernobst. Alle Häuser überraschen und ersreuen durch die Gesundheit sämmtlicher Pflanzen; kein Kräuseln, keine Bleichsucht, keine Ameise und rothe Spinne, kein Schimmel und vor Allem keine Blattläuse, diese Pest unserer Obstgärten im Freien.

Soweit ist man hier zu Lande durch Intelligenz und nachhaltige Energie gelangt, aber auch mit Anwendung von Geldmitteln, die allerdings bei uns nur in den seltensten Ausnahmen zur Versügung stehen

Das Betriebspersonal in den Gärten der Dell besteht: aus dem Obergärtner, welcher neben sreier Wohnung und Feuerung alle Lebensmittel ausgenommen Fleisch, und an Gehalt wöchentlich vierzig Mark erhält. Ferner sind süns Untergärtner vorhanden, die zusammen, neben sreier Wohnung und Kost, ebensalls etwa vierzig Mark sür die Woche bekommen; dazu acht Tagelöhner mit etwa hundert Mark wöchentlich und ein Tischler mit dreißig Mark. So stellen sich allein die baaren Löhne des Gartenpersonals aus beinahe elstausend Mark im Iahre.

Wir durchschritten die warmen und kalten Blumenhäuser flüchtig, da hier die Ausstellung durch den Fortgang der noch nicht vollendeten Bauten gestört ist. Bei den Orchideen siel es aus, daß man sämmtliche Tische mit großen flachen Blechschüsseln besetzt hatte; sie waren mit Wasser gesüllt, im Wasser standen umgekehrte leere Blumentöpse und aus diesen kleinen Inseln erst die Töpse mit den Pslanzen. Die Ursache dieser ungewöhnlichen und mühsamen Vorrichtungen ist eine winzige hellgrüne Ameise, die vor einigen Iahreu mit Orchideen aus den Tropen eingeschleppt wurde und bis jetzt noch nicht gänzlich hat vertilgt werden können. Mit der, ihrem Geschlechte eigenen Energie versuchen die Thierchen sreilich die Wassersluth zu überspringen; sie gelangen aber doch nur sehr vereinzelt an die Pslanzen und können wenigstens nicht mehr im Großen vernichtend wirken.

Damit dem ländlichen Idyll der Dell zu seiner Vollendung nichts sehle, schließt sich an die Obstgarten eine kleine Mustersarm mit etwa zweihundert Morgen Wiesen und Weiden. Die niederen Häuschen und Stallungen sind sämmtlich niedlich und kokett, von höchster Sauberkeit und nach den neuesten rationellen Prineipien hergestellt. Sie beherbergen zwanzig edle, im Heerdbuche verzeichnete, Alderneykühe von der Insel Iersey, unvergleichlich im Zucker- und Fettgehalte ihrer Milch, und dabei in voller Leistung sünszehn Liter im Tage liesernd. In der Mitte des Gehöstes wühlen unter langem Stroh schwarze Berkshireschweiue von ungewöhnlicher Größe. Absichtlich ist hier der Stammbaum nicht ganz rein gehalten, um größere Figuren, weniger Speck und zahlreichere Nachzucht zu gewinnen. Der Hos und seine Umgebung sind von gewählten Hühnerrassen, sowie von Gold- und Silbersasanen belebt, alle in wohl umhegten Abteilungen.

Eine abgeschiedene, vornehme Niederlassung sür sich bilden die Pserdeställe, deren Giebel wir bei unserer Einsahrt, links hinter dem immergrünen Gebüsche, wahrnahmen. Hier stehen sechs Vollblutpserde sür den Hunt, ein Viererzug und mehrere andere Dienstpserde.

Eine Fülle, der Anschaunngen, wie sie uns heute geboten worden, erschöpst die Krast und die Zeit eines Tages; so waren wir sroh, uns beim Untergange der Sonne zum Dinner zu setzen, das, mit dem Luxus reicher Einsachheit ausgestattet, durch die herzlichste Gastsreundschast einen wohlthuenden samilienhasten Charakter gewann. Auch muthete die vorzügliche Hamburger Kochkünstlerin die schon seit Wochen mit englischer Hotelkost geprüsten Reisenden heimatlich an. Nach Tische betraten wir die uns noch unbekannten Räume der Cottage: einen großen State Drawingroom und hinter ihm eine kleine Gallerie, mit mehreren werthvollen Marmorwerken von Eduard Müller in Rom, unter denen das schlasende Kind, sowie die Unschuld in Gesahr und im Siege besonders ansprechen. Den ersten Platz nimmt hier mit Recht die ähnliche und ausdrucksvolle Porträtbüste der Haussrau ein. Dieser kleine Raum sührt in die große Bildergallerie, ein weiter, stattlicher, mit geblendetem Gasoberlichte erhellter Saal. Durch seine Einrichtung als abendliches Familien- und Musikzimmer wird er angenehm belebt und zeigt nichts von der gewöhnlichen Steisheit und Geschästsmäßigkeit der Gallerien. Eine auserwählte Sammlung neuerer Meister ist hier mit seinem Geschmacke und echtem Kunstsinne zusammengestellt.

Wir erinnern uns aus den zahlreichen Franzosen vor Allen an Paul de Laroches Napoleon in Fontainebleau (1814), Meissonniers Schachspieler, Ary Schessers Franzeska di Rimini, an Rosa Bonheurs schottischen Schäser; diese Meisterwerke sind auch durch den Stich bekannt geworden. Ihnen schließt sich Gallait mit den letzten Augenblicken Egmonts an. Unsere deutsche Kunst ist vertreten durch zwei Bilder von Knaus, darunter der berühmte Orgeldreher, zwei Andreas Achenbach'sche Marinen, Vautiers Iahrmarkt, durch zwei Schreiers und einen Pettenkosen. Perlen der Gallerie sind auch vier der, jetzt in England sehr hochgeschätzten, antiken Genrebilder von Alma Tadema.

Unter Betrachten und Besprechen dieser Schätze schwanden die letzten Abendstunden rasch dahin und man trennte sich mit dem Bedauern, schon am anderen Tage die liebliche Dell verlassen und nach London, „ein jeglicher an sein Geschäst", zurückkehren zu müssen.

Als wir am nächsten Morgen im Eßzimmer die Damen erwarteten und uns an der schönen Täselung der Wände und an der reichen Kassettirung der Decke ersreuten, dabei unsere gestrigen Eindrücke durchsprachen und über Vieles, was wir gesehen und nicht genau eingesehen hatten, um Belehrung baten, sragte einer der Reisegesährten:

„Weswegen heißt denn dieses kleine Paradies «die Dell»? Das Wort hat wol eine besondere Bedeutung?"

„Diesen Namen hat dem Platze schon der erste Erbauer gegeben," erwiderte unser Hausherr, „und dieser war kein Geringerer als der König Georg III. Ursprünglich stand hier nur ein königliches Kasseehäuschen, später ging dieses in Privatbesitz über, denn es liegt sreilich hart am Parke, aber nicht darin; ich kaufte es im Iahre 1864 und habe das Haus dann durch verschiedene Anbauten wol um das Doppelte vergrößert."

„Und den sonderbaren Namen haben Sie beibehalten?"

„Beibehalten, gewiß! Der Name ist zudem uns Niedersachsen nicht ungeläusig, denn eine «Delle» heißt im Plattdeutschen eine Bodensenkung, ein Thal. Das Wort ist auch altenglisch; im modernen Lexikon sinden Sie statt seiner «Dale>. Nun aber genug der vergleichenden Grammatik; Sie sollen selber sehen, was der Name meiner Dell bedeutet."

Er össnete das große, nördliche Bogensenster: „Das bedeutet die Dell!"

Wir sahen hier die alten Bäume des Windsor Parkes unmittelbar vor uns, nur in der Mitte der Waldwand eine schmale Lichtung oder Schneide. In dieser Lichtung zog sich eine Schlucht, eine «Delle» abwärts und jenseit dieser Schlucht, weit, weit hinaus, stieg im Rahmen der beiden Waldsäume die mächtige Königsburg Wiudsor Castle vor unseren überraschten und geblendeten Augen im goldenen Morgenlichte riesenhast empor.

Und deshalb nannte König Georg III. dieses Häuschen über der Delle, welche dem Besitzer und seinen Gästen die schönste aller Aussichten aus Schloß Windsor darbietet: die Dell.

III.

Die königlichen Hausgärten zu windsor.

Unser Weg von der Dell nach Windsor sührt uns an den rotheu, unregelmäßigen Gebäuden von Cumberland Lodge vorüber, der Residenz des Forst- und Wildmeisters von Windsor Park, des Prinzen Christian von Holstein, Schwiegersohns der Königin. Wir verweilen hier, um eine der größten gärtnerischen Sehenswürdigkeiten zu begrüßen, welche England auszuweisen hat, den „Großen Weinstock". Er ist in vielen Beziehungen ein wirkliches Original. Er gehört zu keiner der bei seiner Entstehung bekannten Rebsorten, sondern wurde im Iahre 1800 als Sämling in einem Gurkentreibhause gesunden und weiter gezogen. Im Iahre 185(> war seine Ueberdachung schon sünsundvierzig Meter lang und süns Meter breit. Im Iahre 1859 trug er zweitausend große schwarze Trauben. Später ist das Haus nochmals erweitert und jetzt süllt die Pslanze über dreihundert Quadratmeter Glasfläche, welche mit gesundem Blattwerke und reichlichen schönen Trauben bedeckt war. Der Stamm mißt wol einen Meter im Umsange. Der Weinstock von Cumberland Lodge ist bedeutend größer als sein, dem reisenden Publikum zugänglicherer und dadurch viel weiter bekannt gewordener Rival in Hampton Court.

Noch eine andere berühmt gewordene Größe erblickte in Cumberland Lodge das Licht der Welt. Hier wurde im Iahre 1764 der Eelypse geboren, das beste und rascheste Vollblutpserd, welches je die englische Rennbahn betreten hat. Ein Stallbedienter erkannte die, vom Herrn nicht gewürdigten, großen Anlagen des jungen Thieres und kauste es gemeinschastlich mit einem Schashändler aus der Versteigerung sür 1500 Mark. Eelypse und sein Ruhm gehören der Geschichte au. Er starb, an Ehren, Siegen und Nachkommen reich, als ein Patriarch von 26 Iahren am 27. Februar 1789.

Die Zeit drängte jetzt zur Abreise und wir eilten den Long Walk hinab dem Städtchen Windsor und dem Bahnhose zu. Iedoch sollte ich diesen heute nicht erreichen, denn unverhofft begegnete mir vor dem Wirthshause zum „Weißen Herzen" das Glück in Gestalt der Erlaubniß, heute einen Blick in die dem großen Publikum sireng verschlossenen königlichen Privatgärten von Windsor thun zu dürsen.

Freudig wandte ich meine Schritte und vor mir stiegen die gebieterischen westlichen Mauern der Königsburg steil und ernst zwischen den drei uralten runden Thürmen empor, die wol noch aus der ersten Gründung des Schlosses durch Wilhelm den Eroberer stammen. Eine schrosse, unnahbare Felsmauer, nur aus ihrer Höhe belebt durch die einsame, rothe Gestalt des schottischen Gardesüseliers, der, ein unbewegtes Bild, in einer Lücke der Zinnenkrönung aus sein Gewehr lehnt. Wir schreiten weiter an den Manern des alten Klosters von Windsor vorüber, in denen heute die Chorknaben hausen. Dann wird uns durch die Gesälligkeit des Deeans von Windsor, Mr. Wellesley, eines Verwandten des Eisernen Herzogs, ein Blick in die berühmte Wolseykapelle vergönnt. Sie ist jetzt mit dem höchsten Auswande von Geschmack und Pracht als Mausoleum der englischen Königssamilie restaurirt und, außer bei großen Trauerseiern, nur durch die Wohnräume des geistlichen Herrn zugänglich. Wir umgehen dann den Runden Thurm und treten durch das enge Norman Gate in den oberen Schloßhos ein. Unwillkürlich bleiben wir hier gesesselt stehen unter der Wirkung des ungeheuren Werkes, das uns umgibt. Wir sinden wol kaum eine zweite Schöpsung der Menschenkunst, die so klar und großartig, so genial den Charakter ihrer Bestimmung ausspricht, wie Windsor Castle. Die Franzosen sreilich erzählten sich und uns seit zweihundert Iahren so ost und so siegesgewiß: das Schloß von Versailles sei der erste und vollendetste unter allen Repräsentanten der monarchischen Größe, daß wir Deutsche, denen Paris von jeher ein beliebter Ausflug, London ein seltenes und ernstes Reiseunternehmen war, ihnen schließlich auch hierin geglaubt haben.

Versailles ist groß; es ist weitläusig und prunkend; es steht da ohne lebendige Geschichte, das willkürlich gemachte Monument einer, damals schon alternden, jetzt längst abgestorbenen künstlichen Glanzperiode. Was ist heute Versailles? Ein verödeter Köuigspalast in einer Todtenstadt, ein „allen (traurigen) Glorien Frankreichs" errichtetes Museum, eine geschichtswidrige Schule der Nationaleitelkeit.

Windsor Castle zeigt uns die Entwickelung der mouarchischen, nationalen Größe Englands von ihrem geschichtlichen Ursprunge, der Eroberung, durch achthundert Iahre stetig sortschreitend und wachsend, heute größer als gestern, altehrwürdig und jugendkrästig. Ieden unserer Schritte begleitet hier nicht etwa eine nebelhaste Erinnerung an ein verschollenes „Es war einmal", sondern die lebendige Vergangenheit als Mutter der noch größeren Gegenwart. Im Normannenthore sehen wir noch heute die Reste der alten Fallgatter, mit denen die Vorzeit ihren Burgsrieden wahrte und oberhalb dieses Thors breitet sich, unter dem Schutze des Runden Thurms, die neueste Entwickelung der Königsburg, der große viereckige Hos vor uns aus in hoheitvoller Ruhe und schwerer würdiger Pracht. Hier spricht die Majestät der lebendigen Größe, ohne Prunk und Schnörkel, in einsachen aber riesigen Schristzügen; sie gebietet Ehrsurcht durch sich selbst, durch ihre erhabene, stolze, sestgegliederte Masse. In Versailles spreizt sich der hypertrophische Dünkel des „ftr^ncl Nnn»i-ciue" in barocker Unnatur, der sicheren Signatur des beginnenden Versalls. Windsor steht aus seiner natürlich'gegebenen, gewachsenen, sesten beherrschenden Höhe, von der Themse umslossen, mitten in der englischen sruchtbaren Landschast. Versailles liegt in gesuchter Absonderung und ohne jedes andere Motiv seines Daseins als eine Laune, in der sterilen Sandebene. Dort ist Oede, Künstelei, Versall; hier Entwickelung, Natur, Leben.

Wir betreten den nördlichen Flügel des Schlosses über der großartigen Terrasse, die den Namen ihrer Erbauerin, der Königin Elisabeth, trägt, um von hier in die östlichen Privatgärten zu gelangen. Treppen, Zimmernischen, Tische, alle Räume sind hier zu unserer Ueberraschuug mit deu herrlichsten grünenden und blühenden Gewächsen geziert. Dieser Festschmuck steigert sich bis zum Eingange der großen Waterloogallerie. Ein mächtiger Raum, der sein Licht von oben durch die, in der Mitte erhöhete, von Gurtbögen getragene Decke empsängt. Bis zur Höhe von sieben Metern etwa sind die Wände in Holz getäselt und aus dieser Bekleidung reihen sich die Porträts der bedeutenderen Persönlichkeiten aus den Besreiungskriegen, sast alle von Sir Thomas Lawrenee gemalt. Ein geschästiges Treiben bewegt sich im Saale. In der Mitte wird eine große Tasel von siebzig Gedecken hergerichtet und aus ihr wie aus den zahlreichen hohen und schweren Schenktischen und Büffets leuchtet schon das berühmte goldene Serviee von Windsor. Nur in Zwischenräumen langer Iahre verläßt dieser Schat z die Gewölbe der Silberkammer; heute soll er die Anwesenheit der ältesten Tochter des Hauses und ihres Gemahls, unserer deutschen kronprinzlichen Herrschasten verherrlichen.

Doch wir eilen vorwärts durch die Säle, Hallen und Gallerien, bis wir eine Terrasse erreichen, die am östlichen, von der Königin bewohnten Flügel des Schlosses entlang läust, und betreten nun den vor dieser Fronte liegenden Blumengarten. Seine Fläche enthält etwa sechs Morgen, sie ist gegen das umgebende Terrain, namentlich gegen die Schloßterrasse, erheblich vertiest und zum größeren Theile durch eine umlausende Orangerie abgeschlossen, so daß kein unberusenes Auge eindringen kann. Ein Wasserbassin steht im Mittelpunkte; von dort aus ist der Garten in ziemlich regelmäßige Kreisabschnitte zerlegt und mit Rasen bedeckt, in welchen die Blumenbeete in entsprechenden, meist länglich lausenden Formen eingeschnitten sind. Die Anlage stammt zwar schon ans der Zeit Königs Georg IV., ihre jetzige Vollendung jedoch verdankt sie, wie so unendlich Vieles was wir heute in Windsor bewundern, der still schaffenden Thätigkeit und dem hochgebildeten Schönheitssinne des Prinzen Albert. Der bedeutendste und eigentümliche Schmuck des Gartens besteht in der vollendeten Verbindung des lebenden Blumenslors mit den Meisterwerken der Erzbildnerei, die als schöne Statuen und prächtige Vasen im Garten vertheilt sind. Sie geben ihm den echt italienischen Charakter, dessen Nachahmung diesseit der Alpen kaum je mit solchem meisterlichen Verständnisse gelungen ist, außer etwa in den Gärten von Sanssouei dem Kunstsinne des großen Königs und später des Königs Friedrich Wilhelm IV.

Ienseit dieses Terrassengartens sällt der Schloßberg ab und wir steigen nun in den Hauspark hinunter. Dieser sogenannte „kleine Park" enthält aus sieben- bis achthundert Morgen einen großen Reichthum an schönen Bäumen, reizenden Cottages und gewählten künstlerischen Gartenbildern. Ueberall der herrliche Rasen und Alles in musterhaster Pslege. Wir gehen unter schattigen Ulmenalleen entlang und bewundern, etwas weiter hin, zwei mächtige immergrüne Eichen, zusammen über hundert Meter Umkreis haltend. Hier dürsen wir auch die, uns Allen besreundete, Herue's Eiche suchen, unter welcher der spukhaste Schlußakt der „Lustigen Weiber von Windsor" sich so ost vor uns entwickelt hat. An die Königin Adelheid, Gemahlin Wilhelms IV., erinnert eine zierliche, ihren Namen tragende Cottage, an den Prinzen Albert ein hochgelegenes Sllmmerhäuschen; dann gelangen wir an ein niedriges Gebäude orientalischen Charakters, das uns als „der Königin Frühstücksraum" bezeichnet wird. Eine wilde Felspartie mit sallendem Wasser und entsprechender reicher Vegetation ist in großen Verhältnissen dargestellt, und nicht weit von ihr sinden wir die Lutherbuche, ein Ableger des bekannten gleichnamigen Baumes bei Altenstein in Thüringen an dem Platze, von welchem der Doetor Martin im Iahre 1521 als Iunker Georg ans die Wartburg entsührt wurde. Der Baum ist jetzt etwa sünszig Iahre alt und ein Zeugniß sür die außerordentliche Wüchsigkeit des englischen Bodens und Klimas.

Wir haben uns inzwischen einer Gegend der königlichen Hausgärte» genähert, wo lange hohe Mauern die Fernsicht abschneiden. Durch ein geräumiges Thor treten wir jetzt in den sogenannten „Küchengarten von Frogmore" ein. Der Garten leistet jedoch weit mehr als sein Name verspricht, denn hier ist aus einem, durch solide Steinwände eingeschlossenen, weiten Gebiete die gesammte Obst- und Gemüsezucht sür den königlichen Hoshalt vereinigt. Man dars wol anerkennen, daß dieser „Küchengarten" zur Zeit in ganz Europa seines Gleichen sucht, denn seine Anlage wie seine Leistungen sind in allen Zweigen gleich unübertrefflich und der allerhöchsten Eigenthümerin würdig. Auch dieser Garten ist eine Schöpsung des Prinzen Albert aus dem Iahre 1848. Vorher war die Erzeugung des königlichen Bedarss in sechs älteren Gärten zerstreut, daher ungleich, ohne System und ohne Controle. Alle diese mangelhasten kleinen Betriebe wurden ausgehoben und dasür Frogmore eingerichtet mit einem Kostenauswande von 900,000 Mark.

Sosort bei unserem Eintritte werden wir durch die Großartigkeit und Weite des Anblickes gesesselt, dann erkennen wir im Fortgange der Besichtigung die vollendete Zweckmäßigkeit der Disposition und den vorzüglichen Culturzustand aller Abtheilungen. Der gesammte Betrieb deckt sünsundvierzig Morgen; diese Grundsläche bildet nahezu ein Quadrat. Der Gartendireetor Mr. Iones, dem ich empsohlen war, hatte die Güte mich selbst zu sühren. Er wies zunächst daraus hin, daß der Garten durch eine lange Reihe von Gebäuden von Ost nach West in zwei ungleiche Theile zerlegt wird. In dem nördlichen kleineren Reviere besinden sich die Pslanz- und Vorrathshäuser, die Magazine, Stallungen und Schuppen jeder Art. Die südliche größere Hälste ist wiederum durch vielsache Quermauern zerschnitten., Iede so gebildete Abtheilung trägt den Namen derjenigen Obstsorte, die ausschließlich an ihren Mauern gezogen wird: Kirschen, Pflaumen, Iohannisbeeren, Aprikosen, Birnen u. s. w. Alle Wege sind mit Cordons von Aepseln und Birnen eingesaßt; hinter diesen breiten sich sreie Spaliere in verschiedenen Formen an eisernen Gestellen aus. Alle Bäume, alle Beete sind sauber gehalten und in einem üppigen Stande der Vegetation. Zahlreiche Arbeiter sind mit Reinigen der Wege, Lockern des Bodens, Gießen, Ausjäten des Unkrautes, Sammeln des Ungeziesers u, s. w. beschästigt; genug: das Ganze muß jedem gärtnerischen Auge die vollste Besriedigung gewähren.

Dennoch übt die große, den Garten durchschneidende Gebäudereihe eine mächtigere Anziehungskrast und wir werden ungeduldig, sie zu betreten. Sie besteht aus einem Mittelhause, eine zweistöckige Giebeleottage in rothem Backstein, von allen Seiten grün und bunt bewachsen; namentlich zeichnen sich aus der Südseite die bis unter das Dach kletternden Jasmine und die Li^noniii Fi-Knäillor», aus. Hier ist die Wohnung des Direetors; zu jeder ihrer beiden Seiten erstreckt sich eine Reihe von sieben großen, in Eisen ausgesührten Glashäusern. Diese sünszehn Gebäude haben eine Frontlänge von beinahe vierhundert Metern und jedes Haus ist über sechs Meter ties. Wir durchschreiten sechs Weinhäuser, von denen zwei je vierunddreißig Meter lang sind. Die Reben stehen in Zwischenräumen von 1,3« Metern und eines der beiden Häuser gab im Iahre 1877 im Lause eines Monates etwa eintausend Stück reise Trauben von Foster Seedling und Black Hamburgh. Ferner zählen wir vier Psirsichhäuser; zwei Pslaumenhäuser mit Queen Vietoria und Golden Drop besetzt, und an jedem Flügel zwei große Warmhäuser sür Blumen und Zierpslanzen. Die Art des Betriebes in diesen Häusern wollen wir hier nicht näher betrachten; sie verläust im Großen nach denselben Grundsätzen, die wir gestern schon aus der Dell angewendet sanden. Die Gärtnerei von Frogmore ist bereits seit einem Menschenalter ein Vorbild geworden, welches in der Nähe und Ferne als mustergültig nachgeahmt wird und Schule gemacht hat.

Aus der nördlichen Fronte dieser langen Reihe sinden wir die geräumigen Wohnungen der zahlreichen Gärtner und Lehrlinge, bei denen ein Lesezimmer nebst Bibliothek nicht sehlt; hier liegen die Dampskessel, Pslanzräume und die Champignonzucht. Gegen uns über sehen wir jetzt ein ganzes Dors von hohen und niederen Glashäusern sür die großartigen Treibereien aller möglichen Früchte und Gemüse. Die größeren Gebäude sind auch hier wieder der Traube und dem Psirsich gewidmet; eine lange Reihe niederer Häuser enthält die Ananaszucht in reicher Vollendung; sie bringen im Iahre über viertausend Früchte. Die Erdbeere wird hier jährlich in neuntausend Töpsen getrieben, die Häuser lieserten in diesen Tagen, während des höchsten Besuches im Schlosse, täglich sünsundsiebzig Psund in die Küche. Schnittbohnen und Blumenkohl dürsen das ganze Iahr über nicht ausgehen; drei Monate lang bringt sie der ossene Garten, die übrige Zeit müssen die Glashäuser aussüllen. Zwei große Räume sind mit srühen Kirschen in Töpsen besetzt, dann solgen Gurken, Melonen, wieder Trauben und Psirsiche; endlich ganze Wälder von deeorativen Pflanzen und Blnmen, wie sie das große Schloß sür unzählige Räume, sür die Tasel, und sür massenhaste Bouquets täglich srisch bedars. Nach einer stundenlangen Fahrt durch dieses Wunderland ruhten wir gern in Mr. Iones' sreundlichem Wohnzimmer aus; jedoch noch keineswegs zu ermüdet: wir zu sragen, er uns zu belehren.

„Wir dürsen," sprach er, „das Lob, welches Sie unseren Cultnren ertheilen, wol annehmen; wenigstens bemühen wir uns unausgesetzt, in jedem Zweige unserer Gärtnerei nur das Beste zu leisten. Wir setzen unsere Ehre darin, unsere allerhöchste Herrin so zu bedienen, wie die ersten Marktgartner von London bei schärsster Coneurrenz, jeder in seine? Speeialität, produeiren. Wir sühlen uns gewissermaßen an der Spitze der englischen Gärtnerei und also auch unter ihrer allgemeinen Conrrole. Das schützt uns vor der Erschlaffung, die so leicht die Leistungen großer Administrationen aus die Mittelmäßigkeit herabdrückt."

„Die an uns gestellten Ansprüche sind allerdings zuweilen in Beziehung aus Massenhastigkeit kaum glaublich. Vor einigen Iahren besand sich während acht Tagen ein ziemlich zahlreicher Besuch sremder höchster Herrschasten im Schlosse. Die damals von uns gelieserten jungen Erbsen verzehrten die Ernte von soviel Reihen, daß deren Gesammtlänge drei englische Meilen betrug. Auch ist unsere Thätigkeit nicht nur aus die Zeit beschränkt, in welcher der Hos hier residirt. Das ganze Jahr hindurch senden wir täglich Alles, was die Hoshaltung bedars, nach Osborne und Balmoral."

„Unsere große Maschine muß daher mit militärischer Pünktlichkeit und Genauigkeit arbeiten. Wersen Sie einen Blick in diese Bücher hier. Wir sühren darin genaue Verzeichnisse über Alles und Iedes, was die Gärten produeirt haben, sowie wann und wohin es abgeliesert wurde; zugleich eine Berechnung unserer Erzeugungskosten in jeder Iahreszeit. Verkaust wird gar nichts. Die Resultate srüherer Iahre stellen wir dann mit den neuesten zusammen und suchen so, an der Hand vergleichender Ersahrungen, vorwärts zu kommen und stets mehr, besser und billiger zu vrodueiren."

„Diese gesammte umständliche, aber durchaus uothwendige Organisation unserer Verwaltung," suhr Mr. Iones sort, als er sah, wie eisrig wir ihm zuhörten, „sand ich bereits vor, als ich meine hiesige Stellung im Iahre 1872 antrat. Ihre Schöpsung ist das Verdienst meines ausgezeichneten Vorgängers, Mr. Thomas Ingram. Ich hatte nichts zu thun, als in seinen Spuren weiter zu gehen. Nur nicht selbstgesällig stehen bleiben; das sührt zum Schlendrian und Rückschritt. Auch tragen wir uns mit neuen großen Ideen. Zur Sicherung und Vereinsachung unserer Früheulturen habe ich den Plan ausgearbeitet, eine ganze Abtheilung, wie Sie solche in den Gemüsegärten gesehen haben, von Mauer zu Mauer mit Glas zu decken. Im Prineipe ist mein Projeet genehmigt worden; die Aussührung stößt sich bis jetzt noch an den Kostenpunkt, denn mein Anschlag beläust sich allerdings aus hundertundachtzigtausend Mark, Aber ich hoffe bestimmt, das Geld wird sich nächstens sinden."

Unser Rückweg nach Windsor sührte uns an der Mustersarm von Frogmore und au der Dairy (Milchwirthschast) vorüber. Auch hier dursten wir eintreten. Die Farm, nebst drei anderen im Windsor Parke ist ebensalls vom Prinzen Albert erbaut und eingerichtet. Sie zeigt im Großen dieselbe Vollendung, die wir gestern in ihrer verkleinerten Nachahmung aus der Dell bewunderten. Neben den zierlichen Alderneys sind, hier prächtige Exemplare der Shorthorns und, zu Züchtungsversuchen, auch hochedle Schweizer ausgestellt.

Der Milchkeller der Dairy ist nicht allein ein Muster von großartiger, rationeller Einrichtung, sondern auch durch die reiche deeorative Ausstattung seines Innern ausgezeichnet. Seine schönste Zierde bilden die umlausenden, künstlerisch höchst werthvollen Friese aus bunter Majolika, in der berühmten Fabrik von Minton sür diesen Raum und Zweck besonders entworsen und in der bekannten Vollendung ausgesührt.

Als wir uns jetzt aus dem Heimwege den Privatgärten der königlichen Cottage Frogmore näherten, begegnete uns ein zierliches einspänniges Wägelchen, begleitet von einem Reitknechte aus hochedlem Schimmel. Eiue einzelne Dame, in tieses Schwarz gekleidet, sührte darin, nach guter englischer Sitte, selbst die Zügel. Wir blieben stehen und verbeugten uns ties und ehrsurchtsvoll vor der Königin, die heute, wie schon seit langen leidvollen Iahren, in den einsamen Weg zu dem königlichen Mausoleum einbog, in welchem ihr bestes irdisches Glück ruht.

Iwan Turgenjew.

persönliche Erinnerungen.

Von
Ludwill Pietsch.

— Verlin. —

lm 9. November vollendet der große russische Novellist Iwan Turgenjew sein sechzigstes Iahr. Das literarische Werk seines Lebens, seine dichterische Thätigkeit, ist, wie er versichert, bereits zwei Jahre srüher sür immer abgeschlossen worden. Kritiker, Literarhistoriker und Essayisten aller Culturnationen haben diesem seinem Werk und Turgenjews Stellung und Bedeutung in der russischen wie in der modernen Weltliteratur Besprechungen, Untersuchungen, Abhandlungen in Menge gewidmet. Ich hätte denselben nichts Neues, etwa bisher noch ungesagt Gebliebenes hinzuzusügen; oder habe wenigstens nicht die Absicht, es in den solgenden Blättern zu thun. Aber bei dem allgemeinen Interesse, welches die heutige gebildete Welt, und die deutsche nicht am wenigsten, an seinen poetischen Schöpsungen nimmt, sind den Lesern von „Nord und Süd" Mitteilungen über die Personlichkeit des Autors, seinen Lebensgang und die Art seines Schaffens schwerlich unwillkommen. Eine glückliche Verkettung von Umständen hat mich zu verschiedenen Zeiten mit ihm in eigenthümlich nahe Berührung gebracht, mich wiederholt sein Leben theilen lassen und mich so in die Lage gesetzt, besser als die meisten meiner Landsleute über seine Person, besonders auch über die Geschichte seiner Beziehungen zu Deutschland und seiner Wirkungen aus das deutsche Publikum unterrichtet zu sein. Von solchen Begegnungen mit Turgenjew will ich hier nur erzählen; solche ganz subjeetive Erinnerungen an das, was ich an und mit ihm erlebte, hier noch einmal erwecken; — nichts weiter.

Wer in den Iahren, welche der Berliner Märzrevolution zunächst vorangingen und während der letzteren selbst in der preußischen Hauptstadt gelebt hat, entsinnt sich des von Di-. Iulius etwa 1845 begründeten großen Iournal-Lese-Instituts, der „Zeitungshalle", das sich damals im ersten Stockwerk des heutigen Louis Landsberger'schen Hauses in der Oberwallstraße, Ecke der Iägerstraße, besand und 1849—50 durch den Belagerungszustand ruinirt und zum Eingehen gebracht wurde. Es war in jenen erregten vormärzlichen Tagen der Sammelplatz aller „Vertreter der Presse" Berlins, der, die von den Poeten und Propheten als nahe herbeigekommen verkündete „neue, sreie Zeit" gläubig erhoffenden Iugend, aller politisch und literarisch thätigeu und interessirteu Köpse der Einheimischen wie der hier verweilenden oder durchreisenden Fremden.

An einem der letzten Novemberabende des Iahres 1846 hatte ich diese Lesezimmer verlassen und stieg die Treppe zum Flur hinab. Von unten kam mir die aussallend hoch und breit gewachsene Gestalt eines jüngeren Mannes, in einen weiten Pelzrock gekleidet, ziemlich langsamen schweren Trittes die Stusen hinaussteigend, entgegen. Aus dem mittleren Treppenabsatz trasen wir zusammen. Die dort brennende Gasflamme beleuchtete schars und hell das Gesicht dieses Mannes. Der Anblick desselben srappirte mich so, daß ich sür einen Moment stehen blieb und das Auge nicht von ihm wenden mochte, als er an mir vorüber und die Treppe weiter hinausging. Falls er mich überhaupt beachtete, so mußte ihm mein Benehmen und Anstarren wunderlich genug und nicht eben von guter Lebensart zeugend erscheinen.

Es war ein Kops, wie ich ihn nie gesehen hatte und wie man ihn nie wieder vergißt. Der eines etwa Achtundzwanzigjährigen. Ein Gesicht von entschieden russischem Typus mit ziemlich breiten Backenknochen, welche aber durch die edle, breite, herrlich gewölbte Stirn und die mächtige Nase dominirt wurden. Ueber jene siel uach links hin ein voller Büschel des etwas lang getragenen, aus der rechten Seite gescheitelten braunen Haars. Starke, sast schwarze Brauen beschatteten ein Paar grünlich braune, breitlidrige, große Augen von sast schwermüthig ernstem Ausdruck. Ein brauner kurzer Schnurrbart zog sich bis unter die Mundwinkel über der etwas ausgeworsenen Oberlippe hin. Das glattrasirte, volle, bestimmt gezeichnete Kinn schloß dies bedeutende Antlitz nach unten hin ab.

Ich hatte das instinetive Gesühl, hier einem ganz besondern Menschenwesen begegnet zu sein, wenn mir auch schwerlich eine Vorahnung sagte, daß ich hier zum ersten Male aus die Quelle getroffen sei, die mir eines der besten und dauerbarsten „Glücke" der daran nicht eben armen spätern zweiten Hälste meines Lebens spenden würde. Der Eindruck dieser exeeptiouellen Erscheinung beschästigte mich am solgenden Tage unausgesetzt und ich entsinne mich, während desselben wiederholte Versuche gemacht zu haben, sie aus der Erinnerung zeichnerisch zu reprodueiren.

In jenen Iahren von 1845 bis zur Märzrevolution vereinigte sich allabendlich resp. allnächtlich, wie das so in verschiedenen Kneipen Berlins jeder Zeit geschehen ist, geschieht und immer wieder geschehen wird, ein Kreis von meist jüngeren Mimnern (zwischen 22 und 35 Iahren), an Berussart, Lebensstellung, Begabung, selbst Nationalität unter einander sehr verschieden, in der Bierstube von Scheible an der Ecke der Markgrasenund Französischen Straße am Gensdarmenmarkt. Es war keine geschlossene Verbindung; keine Statuten, kein Comment regelten ihr Verhalten unter sich und den Verlaus der gemeinsamen Sitzungen. Aber ein starker Zug des persönlichen Wohlgesallens an einander und eine gewisse Gleichartigkeit der idealistisch-philosophisch-künstlerischen Anschaunng schlang ein sestes Band um sie und bildete die magnetische Krast, welche sie mit großer Regelmäßigkeit dort immer wieder zusammensührte. Ich habe seitdem viele derartige sreie Vereinigungen von Männern aller Altersstusen, von Gesinnungsverwandten in Berlin und an anderen Orten kennen gelernt und danke ihren Sitzungen viel gute Stunden in Ernst und Heiterkeit. Aber nie wieder habe ich mich in einer besunden, in welcher jener, dem späteren Geschlecht unwiederbringlich verloren gegangene, schöne Idealismus der Welt- und Lebensaussassung, der Bestrebungen, der Gesinnungen so allgemein verbreitet und herrschend gewesen wäre, wie in dieser. Die starke Begeisterungssähigkeit der Mehrzahl der dieser Gesellschast Angehörigen bewies sich nicht ausschließlich den politischen Idealen gegenüber, welche in den Köpsen der damaligen Iugend spukten und seit den Verhandlungen des ersten vereinigten Landtages eine immer realere, bestimmtere Gestalt annahmen. Auch nicht nur in Bezug aus gewisse Erscheinungen der bildenden Kunst und der Poesie. Am stärksten wurde sie hervorgerusen und entsacht durch eine der herrlichsten, eigenartigsten und vollkommensten Verkörperungen, welche das Genie des Gesanges, und speeiell des dramatischen, und der damit eng verbundenen dramatischen Darstellungskunst, jemals gesunden hat: durch die Erscheinung Pauline Viardot-Gareias. Diese große Meisterin, damals eben sünsundzwanzigjährig, im vollsten Glanze ihrer jugendlichen genialen Krast und ihres srüh eroberten Weltruhms strahlend, war nach längerem Ausenthalt in Rußland zu einem Gastspiel an der italienischen Oper im alten Königstädtischen Theater nach Berlin gekommen. Am 4. September 1X4»; war sie dort zum ersten Male (in der Rolle der Amina in Bellinis Sonnambula) ausgetreten. Und seit jenem Abend war es uns ähnlich ergangen wie Wilhelm Meister, seit ihm Farno zum ersten Male die Werke Shakespeares zur Leetüre empsohlen und gegeben hatte: „es ergriff uns der Strom jenes großen Genius" und wir hatten uns „bald völlig darin vergessen und verloren".

Der vielleicht am tiessten und leidenschastlichsten Ergriffene war gerade einer der ältesten unseres Kreises; 35 Iahre galten nämlich in jenen glücklichen jungen Tagen sür ein Alter! — Die heutige Berliner Gesellschast zählt solche Iünglinge sast noch zu den Knaben. — Dieser Senior Dr. M.-Str. (er hat sich erst neuerdings in England, das er seit 25 Iahren bewohnt, einen bedeutenden Rus als klassischer Philologe, speeiell am Aristophanes erworben) dankte die glückliche Erhaltung des jugendlichsten Feuers einem Geschick, welches bei weniger krastvollen und widerstandssähigen Naturen gerade dieser Eigenschast am schnellsten und sichersten verderblich wird. Als Theilnehmer am Franksurter Attentat war er durch des hohen Bundestags berühmte Untersuchungseommission als zweiundzwanzigjähriger Student zum Tode verurtheilt und wie Fritz Reuter, sein Landsmann und Studiengenosse, zu lebenslänglicher Festungsftrase begnadigt worden. Durch die Amnestie beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelm IV. im Iahre 1840 der Freiheit und dem Leben zurückgegeben, sand er zunächst viel geringeren Antrieb, die ihm sür den Erwerb einer sesten Lebensstellung durch sieben Kerkerjahre gestohlene Zeit durch ernsthaste Bemühungen zur nachträglichen Eroberung einer solchen Position wieder zu gewinnen, als vielmehr zunächst die in seinen zwanziger Iahren verlorene Summe von Lebensgenuß in seinen dreißigern einzubringen. In der ungestörten Ruhe seines Festungsgesängnisses hatte er ein reicheres Wissen erworben, als es ihm während derselben Zeit draußen in dem Strom der Welt gelungen sein dürste. Seine körperliche Frische und Gesundheit aber war ungebrochen geblieben; seine Persönlichkeit, seine Unterhaltung, sein Umgang wirkte wahrhast hinreißend aus seine jüngeren Genossen, denen er es an Lebens- und Genußkrast zum mindesten gleich that.

Der gleich hohe Temperaturgrad der Begeisterung sür Pauline Viardot schloß uns noch inniger mit ihm zusammen. Nun ist aber eine Sängerin, und sei in ihr auch die reinste und höchste Kunst gleichsam verkörpert, doch niemals nur ein Abstraetum, niemals nur die gleichgültige Form eines geistig-künstlerischen Inhalts. Sie ist immer und vor Allem ein Weib. Und der Enthusiasmus der Männer sür die Kunstleistung fließt mit dem sür die Frau in ihr unwillkürlich zusammen. Man mag sich nicht an den Masken ihres Wesens genügen lassen, welche sie aus der Bühne der Menge zeigt, sondern empsindet das dringende Verlangen, dieses Wesen in seiner wahren, bleibenden, natürlichen Gestalt kennen zu lernen, ihm persönlich möglichst nahe zu treten. Dieser Wunsch wurde bei einigen unseres Kreises, zu denen der Unterzeichnete gehörte, von Tag zu Tag dringender. Aber jene, uns im späteren Alter so unbegreisliche „verschämte, blöde, süße Iugendeselei" trat immer zwischen das Verlangen und seine Aussührung. Da an einem Abend kam Freund M.-Str. mit srohen Mienen zu unserem Tisch bei Scheible: Er sei sehr glücklich; die „Enthusiastenvisite" bei Frau Viardot bleibe ihm erspart. Er habe einen jüngeren Freund wiedergesunden, dessen Bekanntschast er vor einigen Iahren in Dresden gemacht, einen Russen, der in Deutschland studirt hätte, Collegienassessor Iwan Turgenjew. Dieser sei von Petersburg her der intimste Freund der Familie der Künstlerin und nun hier eingetroffen, um während der ganzen Saison in Berlin zu bleiben. Heut wolle ihn derselbe in das Viardot'sche Haus einühren.

Habe ich je das Laster des Neides an mir bemerkt, was selten genug im Leben geschehen ist, so war es in diesem Augenblick; eines Neides, der ebenso gegen M. wie gegen diesen unbekannten jungen Russen gerichtet war. Am nächsten Abend warteten wir länger als sonst auf unseres Freundes Ankunst. Es war lange nach Mitternacht, als er eintrat; und er kam nicht allein, sondern mit ihm, in den weiten Pelzrock gehüllt, dieselbe Gestalt, die mich am dritten Abend zuvor so ties und seltsam impressionirt gehabt hatte, als ich ihr aus der Treppe zur „Zeitungshalle" begegnet war. Das also war der glückliche „junge Russe"! Bald genug noch während derselben Nacht gelang es dem neuen Bekannten, ohne jede Anstrengung seinerseits, die erste flüchtige Empsindung des Neides in die sehr entgegengesetzte der reinen Freude über sein Hiersein und des innigen Wohlgesallens an seiner Persönlichkeit zu verwandeln. Er sprach fließend deutsch, welches der russische Aeeent wol etwas sremdartig, aber nur desto anmuthiger und einschmeichelnder klingen ließ. Hatte er doch, nachdem er die Moskauer Universität besucht, zwei Iahre (40 und 41) in Berlin studirt; war ein eisriger Hörer und gläubiger Bekenner der Hegel'schen Philosophie — zu den Füßen Werders und Michelets sitzend — wenigstens gewesen und hatte auch wiederholt andere deutsche Städte zu kürzerem oder längerem Ausenthalte besucht. Er kannte Paris und Italien, bewies eben so seines, tieses und eigenartiges Gesühl und Verständniß der Musik und der Malerei sowie der poetischen Literatur. Mit der deutschen schien er gründlich vertraut und speeiell von einer imponirenden Goethesestigkeit. Was er sprach und worüber es auch sein mochte, das war durch Gehalt, wie durch die Form der Darstellung immer gleich anziehend und sesselnd, hatte nicht nur srischen Reiz der Neuheit und Originalität, sondern unterschied sich, wie ich bald erkannte, sehr wesentlich von der Art jener Gesprächs- und Darstellungsweise, welche unter uns vormärzlichen, mehr oder weniger hegelianisch dressirten oder doch angekränkelten Idealisten vorwiegend war, durch eiue mich völlig überraschende sinnliche Gegenständlichkeit, durch die Fülle der seinen und genauen Beobachtungen der realen Natur und des Menschenlebens, von denen er damals schon einen reichen Schatz in seinein treu bewahrenden Gedächtniß angehäust zu haben schien. Während der solgenden Tage und Abende dieses glücklichen Winters und Frühlings 1847, von welchen kaum einer vorübergegangen ist, ohne mir eine oder ein paar Stunden des erquicklichen Zusammenseins mit dem neuen Bekannten zu gewähren, sand ich immer vermehrten Anlaß, diese nie zuvor in solchem Maße bei einem anderen Menschen gesundene Gabe der Anschaunng, oder vielmehr der allgemeinen sinnlichen Ausuahmesähigkeit sür alle Eindrücke der Natur, d. h. der gesammten Wirklichkeit, einer so eminenten Kunst der Darstellung derselben durch das Wort gesellt, zu bewundern. Wenn er den europäischen Westen kannte, so war ihm das Vertrauteste selbstverständlich doch bis dahin noch immer die eigene Heimat. Er war der Sohn eines reichen russischen Landedelmaunes im Gouvernement Orel, der jüngste Sproß einer alten Magnatensamilie, deren Mitgliedern, weiblichen so gut wie männlichen, bis zur letzten Generation keine jener charakteristischen Eigenschasten des altrnssischen Gewaltherrenthums gesehlt hatten. Aber das Gesetz der Vererbung schien durch seine eigene Persönlichkeit der Unwirksamkeit übersührt zu sein. Niese, körperlich im gewaltigen Stil seiner Ahnherren angelegte Gestalt war die eines Menschen von sast weiblicher Zartheit und Weichheit des Gemüths, dessen krästigste Leidenschast der tiese Haß gegen das Unrecht, gegen die Brutalität, gegen die Unmenschlichkeit in jeder Gestalt war, und somit am hestigsten durch und gegen die Sünden und Frevel wider Humanität, Recht und Wahrheit erregt werden mußte. Und gerade diese sah er, wie in der Geschichte seines eigenen Hauses, überall in seinem ganzen Vaterlande unter der Regierung Nikolais die unbedingte grausame Herrschast sühren. Was Leibeigenschast heißt, hatte er aus seinen elterlichen Besitzungen und denen seiner Nachbarn an der Quelle studiren konnen; was brutale Geistesknechtschast, gewaltsame Erstickung des geistigen Lebens einer ganzen großen Nation sagen will, — überall in Rußland, in den glänzenden Hauptstädten und ihren Palästen, wie in den Hütten des kleinsten Dorses. So waren die Bilder aus dieser russischen Heimat unter allen, welche sein beredtes Wort in so scharser Naturwahrheit und mit so poetischem Stimmungsreiz malte, doch immer nicht nur die lebendigsten, schon durch die Seltsamkeit und Neuheit des Gegenstandes srappantesten, sondern auch die ergreisendsten. Wenn von einem „versöhnenden Element" darin überhaupt die Rede sein konnte, so wurde das einzig durch die tiese Liebe zur Natur hineingetragen, die sich, zumal in solchen Heimatschilderungen, zugleich mit einem wahren Malersinn und Verständniß auch sür ihre intimsten, leisesten Schönheiten bekundete. Immer aber erschien sein Wesen, selbst seine Heiterkeit, wie von einem zarten trübenden Schleier, von einer gewissen undesinirbaren Schwermuth beschattet. Waren persönliche Ersahrungen die Ursache davon? Oder war diese Grundstimmung nur jenes allgemeine Erbtheil seines Volkes, aus dessen Liedern sie so vernehmlich herausklingt? Mir erschien sie damals nur als eine Bestätigung mehr sür meine Ueberzeugung, daß er zum Dichter geboren sei. Denn „es gesällt dem Dichtergenie das Element der Melancholie". Aber (der Heuchler I) er leugnete jedes derartige Vermögen ab und — verschwieg eonsequent, daß er bereits in der Heimat erzählende Gedichte in Versen, Novellen und Skizzen veröffentlicht hätte, in welchen, wie ich mich erst viel später überzeugen sollte, eigentlich schon alle jene Eigen

schaften und Vorzüge klar zu Tage getreten waren, denen seine serneren Schöpsungen ihre Wirkungen und ihren Ruhm zu danken haben.

Ansang Iuni 1847 verließ Turgenjew Berlin zu einer großen Tour durch das westliche Europa. Sein Scheiden riß eine schmerzlich empsundene Lücke in unser hiesiges Leben. Das Salz, die rechte Würze desselben, schien verschwunden. Ter Ausgang des „tollen Iahres" veranlaßt«: auch M.-Str., Berlin auszugeben. Er übersiedelte völlig nach Paris, das er später dauernd mit London vertauschte. Iahre nach Iahren vergingen; — ich hörte nie den Namen Turgenjew nennen, empsing keinen Bries, kein Lebenszeichen von ihm.

Von dem 1872 verstorbenen Friedrich Eggers redigirt, erschien in den ersten sünsziger Iahren in Berlin das „deutsche Kunstblatt". 1855 im Ianuar ging dasselbe in den Besitz des hiesigen Verlagsbuchhändlers Heinrich Schindler über. Ich zeichnete zuweilen Beilagen sür dasselbe. In jenem Winter besuchte ich denn meinen Verleger einmal, um ihm eine derartige kleine Arbeit abzuliesern. Er reichte mir ein paar Correeturbogen: „Sehen Sie's einmal durch; es ist ein wunderliches Buch, das ich da verlege; eine Uebersetzung aus dem Russischen; ein junger Russe hat sie mir gebracht, der sehr gut Deutsch versteht. Widert heißt er, lebt in Potsdam. Das Original soll in Rußland ungeheures Aussehe» machen." — Wer ist der Versasser? — „Iwan Turgenjew nennt er sich; hier ist ein Daguerreotyp-Porträt von ihm, das mir Widert geliehen hat."

Der so lange nicht gehörte Klang des Namens erweckte mir plötzlich die ganze Fluth der liebsten Erinnerungen, welche die sür mich sehr schweren, trüben, zwischen 48 und 55 liegenden Iahre zurückgedrängt, wenn auch nicht verschüttet gehabt hatten. Das Lichtbild zeigte mir das, durch den völlig veränderten Bartschnitt zwar etwas sremd gemachte, aber doch wohlbekannte herrliche Gesicht; nur noch schwermüthiger als ehemals blickten mich die Augen daraus an. Aber hätte ich auch dies Porträt nicht zur sinnlichen Bekrästigung zur Hand gehabt, — die Gewißheit, daß der Versasser, Iwan Turgenjew, kein anderer sei, als jener unvergeßliche

Genosse und Herbeisührer der schönen Tage und Nächte von 1847, wäre mir schon durch die Leetüre des ersten Bogens jenes Buches geworden. Letzteres aber war das „Tagebuch eines Iägers".

Wie er einst zu erzählen gewußt, so hatte er nun geschrieben. Von seinem Uebersetzer aber schien er vortrefflich verstanden zu sein. Wo der Erzähler selbst spricht in diesen Skizzen, glaubte ich bei der Leetüre Turgenjews eigenstes Deutsch zu hören. Diese Sammlung von Bildern aus dem Volksleben und der Natur seines heimatlichen Gouvernements ist längst, seitdem in alle Sprachen übersetzt, ein nach Gebühr geschätzter Besitz der ganzen gebildeten Welt geworden, die kaum ein diesem vergleichbares Buch besitzt. Zu den meisten der Skizzen, welche seinen Inhalt bilden, hat ihn irgend ein wirkliches Erlebniß, die Begegnung mit einer ihm bemerkenswerth erscheinenden Gestalt, eine in der Natur gesehene lebendige Seene angeregt. Iede sieht wie ein reines Spiegelbild der Wirklichkeit aus; aber keine ist bloße Photographie derselben Sie ist mit den hellen, scharsen Sinnen des Iägers ausgesaßt, aber wiedergeboren aus der Seele eines Dichters und bewahrt einen Hauch von deren eigner Schönheit. Von seinen persönlichen Empsindungen bei dem, was er als erlebt und gesehen schildert, schweigt der Erzähler sast in allen diesen Geschichten. Er schildert, er läßt die Handlungen vor sich gehen und die Menschen reden, jeden in seiner echten Sprache, das Volk wie die Vornehmen. Kennt er doch beide gleich gut und genau; gehört er doch seiner Geburt, Erziehung und Bildung nach zu den letzteren und versteht und sühlt er doch so ties Alles, was die Seele des ersteren bewegt, belastet und quält! Dies „Tagebuch des Iägers" ist keineswegs eine Tendenzschrist. Nirgends reißt den Versasser die Liebe und das Mitleid mit den Gepeinigten und Unterdrückten, der Haß und die Verachtung der Bosheit und Niedertracht und der Zustände, welche diesen das Recht und die Macht gegen jene gaben, zu Declamationen wider dieselben oder zum beredten Ausdruck seiner Theilnahme und seiner Ergriffenheit sort. Er beklagt nicht und macht sich auch nicht direet zum Ankläger der Verbrechen einer barbarischen Tyrannei und der Consequenzen des Instituts der Leibeigenschast. Und dennoch hat keines von den unzähligen glühenden Plaidoyers sür die unter derselben Leidenden, Geknechteten, keine der leidenschastlichen revolutionären Predigten gegen die Einrichtung und die, welche sie ausrecht hielten, ausnutzten und eigentlich über die gesammte Bevölkerung des russischen Reichs ausdehnten, eine so gewaltige, direete, auch praktische Wirkung geübt, als diese Sammlung künstlerischer, objeetiver Lebensbilder. Man lernt eben aus ihnen kennen, was Sklaverei ist, was Sklavenhalter und Leibeigene sind. Und selbst die aus solchen Zuständen erwachsenen humoristischen und groteskkomischen Figuren und Seenen erwecken die Empörung in der Brust des Lesers gegen das Institut kaum minder als die Darstellung desselben in seiner ganzen Furchtbarkeit und erbarmungslosen Unmenschlichkeit. Zum endlichen Sturz des Systems und zur Aushebung der Leibeigenschast hat dies „Tagebuch eines Iägers" vielleicht krästiger mitgewirkt als alle Arbeiten der Verschwörer in und außerhalb Rußlands.

Das System erkannte den gesährlichen Feind, welcher ihm hier erstanden war. Aber es hatte keine rechte Handhabe, ihn zu vernichten oder unschädlich zu machen. Die Censur ließ das „Tagebuch" ziemlich ungehindert passiren. Man suchte und sand einen anderen Anlaß zu einer Art von Rache oder Strase. Iedensalls ist sie keine besonders schwere und grausame gewesen. Der Versasser wurde sür zwei Iahre aus seinen Besitzungen internirt, was ihn indeß nicht hinderte, so ost es ihm beliebte, Moskan zu besuchen. Der Tod Nikolais und der Ausgang der neuen Zeit sür Rußland nach dem Abschluß des Krimkrieges hat auch diesen nicht besonders empsindlichen Maßregelungen und persönlichen Freiheitsbeschränkungen Turgenjews ein Ziel gesetzt. Die damalige neue Generation verehrte in ihm einen der wichtigsten Mitarbeiter am Werke ihrer Erlösung. Durch die Mittheilung des Uebersetzers Widert, dessen Bekanntschast ich unmittelbar nach der ersten Kenntnißnahme der Aushängebogen machte, ersuhr ich wenigstens einiges Thatsächliche von dem Leben Turgenjews seit der Zeit, wo er Berlin verlassen hatte. Die deutsche Uebersetzung vom „Tagebuch eines Iägers" erschien. Aber die darin zur Darstellung gebrachten Zustände und Menschen waren nicht nur unserem großen Publikum, sondern auch den deutschen ästhetischen Bildungskreisen so sremd, die tiese Trostlosigkeit und die unbarmherzige Wahrheit darin so wenig behaglich, daß man sich gegen die Macht des Eindrucks dieser Erzählungen bei uns ansangs meist verschloß und sie im Allgemeinen, statt der sicher von mir erwarteten, eine ziemlich kühle Ausnahme sanden. Wenn ich persönlich nach meinen damaligen schwachen Federkräften mit vollem Enthusiasmus öffentlich dasür in's Zeug ging, so blieb das natürlich völlig wirkungslos. Auch Paul Heyse, den ich von der Kunst des Erzählers sast eben so sehr bezaubert, als von der poetischen und menschenbildnerischen Naturkrast desselben im Tiessten ergriffen sand, widmete ihm und seinem Werke eine meisterhaste, sehr eingehende kritische Besprechung im „Deutschen Literaturblatt", in welcher des Dichters Eigenart und Größe allseitig gerecht und erschöpsend gewürdigt wurde. Doch des schon damals geseierten und allbeliebten jungen Poeten beredtes Wort änderte vorläusig wenig an der sast gleichgültig reservirten Haltung des deutschen Publikums gegen das Buch und seinen Autor.

Ein neuer Versuch, Turgünjew in Deutschland einzubürgern, wurde durch den verstorbenen Wolssson in der von ihm herausgegebenen „Deutsch-russischen Revue" zu Ende der sünsziger und Ansang der sechziger Iahre gemacht. Kein Geringerer als Fr. Bodenstedt übersetzte sür dieselbe das vielleicht vollendetste und abgeschlossenste Meisterwerk des Dichters: „Faust; eine Novelle in Briesen". Abwechselnd in Frankreich und in der russischen Heimat lebend, in der höchsteultivirten Gesellschast der europäischen Großstädte und wieder zwischen seinen russischen Bauern, unter denen er nun eisrig praktisch thätig mitwirkte, das Geschenk der ihnen gegebenen Freiheit zu realisiren und sür sie selbst wahrhast nutzbar zu machen, war Turgenjew während dieser Iahre dichterisch sehr produetiv gewesen. Aber die damals geschaffenen größeren erzählenden Dichtungen: „Väter und Söhne", „Erste Liebe", „Dmitri Rudin", „Helene", „Der Antschur", „Anuschka", „Das Gasthaus au der Landstraße" blieben in Deutschland so gut wie unbekannt. Das „adlige Nest" war die einzige, welche damals (1861) in einer deutschen übrigens recht schwachen Uebersetzung (von Paul Fuchs) in Leipzig erschien. Man kümmerte sich eben in Deutschland noch so wenig um die moderne russische Literatur, daß kein Widerhall, kein Wellenschlag zu unseren literarischen Kreisen selbst von der enormen lärmenden Bewegung herüberdrang, welche z. B. Turgenjews „Väter und Söhne" bei ihrem Erscheinen in seinem Vaterlande hervorgerusen hatte. Es war der größte Ersolg gewesen, welchen der Dichter seit dem „Tagebuch eines Iägers" dort errungen gehabt hatte; aber ein Ersolg von wesentlich anderer Art. Beide Generationen des neuen Rußland, die sich seit der Durchsührung der Resormen Alexanders II. gegenübertraten, hatte er im treuesten Spiegelbilde und mit einer wunderbaren, in die seinsten Fasern des inneren Lebens seiner Zeit und ihrer Menschen dringenden, dichterischen Divinationsgabe darin gezeichnet. Es waren nicht mehr die beiden alten Gegensätze, wie sie in der Blüthezeit der Herrschast des Nikolai'schen Systems sich bekämpsten: brutaler Absolutismus und philosophischer Liberalismus. Die Vertreter des letzteren gerade, die „westlich" gebildeten, human und srei gesinnten Ideologen und Romantiker, sahen sich nun plötzlich durch ein junges himmelstürmerisches, entsesseltes Geschlecht in die Position der noch vor Kurzem von ihnen selbst bekämpsten „Alten" gedrängt. Der radikale Nihilismus erwuchs mit einer erstaunlichen Schnelligkeit aus dem von Grund aus umgewälzten Boden der russischen Gesellschast. Turgenjew sand den wahren mustergültigen Typus und Repräsentanten dieser Iugend, den jungen Medieiner Bazaross. Diese in ihrer Unliebenswürdigkeit doch so imponirende Gestalt und die Bilder derer, welche der Dichter als dessen Schüler und Gesinnungsgenossen mit so unerbittlicher Wahrheit zeichnete, sanden damals noch keineswegs den Beisall der jungen Generation. Sie überschüttete ihren Zeichner mit Inveetiven nnd brandmarkte den, süns Iahre zuvor noch als einen der Besreier des Vaterlandes Geseierten als einen Verräther an der Sache der Freiheit. Aber eben so wenig schienen auch die „Alten" mit den in den beiden Brüdern Kisenoss nach ihnen gezeichneten repräsentativen Porträts zusrieden zu sein, sondern sehr geneigt, den Dichter selbst als einen Bekenner der nihilistischen Lehren seines Bazaroff anzuklagen. In England und Frankreich waren diese wie die anderen dichterischen Schöpsungen Turgenjews, unmittelbar nach ihrem Erscheinen in Rußland, in meist vorzüglichen Uebersetzungen erschienen (die sranzösische Bearbeitung von „Väter und Söhne" eingeleitet durch ein Vorwort von Pro sper Merim^e). Der Autor war dort bekannt wie in seiner Heimat, ja uneingeschränkter noch, als in dieser, verehrt. In Deutschland blieb seine Kenntniß und die Liebe sür ihn damals noch immer aus eine ganz kleine Gemeinde von Wissenden beschränkt.

Im Frühling 1863 kam ich zu längerem Ausenthalt nach Paris. Dort, im Hause der Familie Viardot, dort erwartete mich eine gänzlich unerhosste sreudige Ueberraschung: während des ersten Besuchs, den ich bei ihr machte, trat Iwan Turgenjew in's Zimmer. Sein volles Hauptund Barthaar war srüh ergraut; im Uebrigen hatten diese 16 Jahre die wohlbekannte, unvergeßliche Erscheinung nicht wesentlich geändert. Nur wenige Tage wurde mir damals das Glück, mit ihm dort zusammen zuzubringen, die alten Erinnerungen zu erneuern und die Lücken in meiner Kenntniß von seinem Leben und Schaffen während der dazwischen liegenden Periode durch seine Mittheilungen zu ergänzen. Er solgte in jenem Frühlinge der ihm so nahe besreundeten Familie, an welche er sich mit ausdauernder Treue und Innigkeit angeschlossen hatte, nach Baden-Baden, wohin dieselbe zu vieljährigem Ausenthalt übersiedelte, da die moralische und politische Lust des zweiten Empire Herrn Louis Viardot, dem bekannten Kunstschriststeller und Culturhistoriker, dem ehemaligen gesinnungsstrengen und überzeugungstreuen Freunde Armand Marrasts, unerträglich geworden war.

Dort in Baden-Baden, in dem schönheitreichen Waldthal der Oos, sand ich aus der Heimkehr im Iuli desselben Iahres Turgenjew wieder. Und von da ab wurde es zu einer lieben und beglückenden Gewohnheit sür mich, in jedem Sommer während 6—8 Wochen seine Wohnung und sein Leben zu theilen. Es schien, als übe der herrliche Ort auch aus ihn jene stille Macht, welche den, der einmal die unvergleichlichen Reize desselben und des Ausenthalts in ihm kennen gelernt hat, mit Willen kaum wieder von ihm scheiden läßt. Das damalige Baden-Baden gewährte seinem Gast und Bewohner in jedem Augenblick den Mitgenuß alles Glanzes und aller Lust der rassinirten, modernen, großstädtischen Civilisation und Lebenskunst, und zugleich die Möglichkeit, ihn nach Belieben sosort austauschen zu können gegen die stillen Freuden einer durch nichts gestörten holden poetischen Einsamkeit, inmitten einer reichen, herrlichen Wald- und Gebirgsnatur, deren Großartigkeit sich mit einer wahrhaft idealen Anmuth aus's Innigste verschmilzt. In einem jener Seitenthäler, welche sich von der Lichtenthaler Allee aus ties hinein zwischen die Waldberge hin erstrecken (im „Thiergartenthal"), lag die Villa Viardot inmitten eines weiten parkähnlichen Gartens, der aus der einen Seite von der Landstraße, aus der anderen von den zu den tannenbedeckten Höhen des Sauerbergs ansteigenden, sastigen Wiesen umgrenzt wurde. Das noch tieser im Thal gelegene, dem Park nächstbenachbarte Wiesengrundstück erwarb Turgenjew als Eigenthum. 1865 begann er mit dem Bau eines eigenen Hauses aus demselben, einer stattlichen Villa im Stil eines sranzösischen Lustschlößchens Louis XIII. mit hohem Mansardendach und schlanken Cheminees. Um dieses, bald seinem Aeußeren harmonisch auch im Inneren ausgestattete, Schlößchen entstand ein Garten mit alten, breitschattenden Obstbäumen, zierlichen neueren Anlagen, Bosquets und weiten Rasenflächen, kleinen Kiosken, von einer aus dem Grundstück selbst entspringenden Quelle durchrieselt und nur durch eine lebendige Gebüschhecke von dem anstoßenden, baumreicheren Park des besreundeten Hauses getrennt. 1866 wurde dies neue Heim von seinem Besitzer bezogen, und sür die solgenden Jahre bis zum Sommer 1870 blieb es der Schauplatz einer wahrhast idealen Existenz.

Turgenjew trug zwar die äußerste Trägheit geflissentlich zur Schau. Er schien seine Zeit dort hauptsächlich dem täglichen und stündlichen Verkehr mit der Familie seines Freundes zu widmen; dem Genuß der ihm zum tiessten Lebensbedürsniß gewordenen, nirgends reicher und vollkommner als in diesem Kreise gebotenen musikalischen Kunst, und — von der sehnlich erwarteten Augustmitte an seiner zweiten Hauptleidenschast, der Iagd, zu leben. Und trotz dieses Anscheins waren die in BadenBaden verlebten Iahre sür ihn außerordentlich sruchtbare. In jedem derselben mußte er sich, ob auch immer mit bitterem Widerstreben, zu einer Frühlings- oder Winterreise nach Rußland entschließen. Und in dem, wenn auch nur meist wenige Wochen währenden, Ausenthalt in der Heimat und der Wiederberührung mit dem natürlichen Mutterboden seines Genies gewann dasselbe, so schien es, immer wieder neue Krast, oder wurde es zu neuen dichterischen Gebilden aus dem Leben des russischen Volks und der neuen Gesellschast besruchtet. Aber auch in seiner relativen Verborgenheit in Baden war er jener nicht ganz entrückt. Die Promenade vor dem Curhause dort hat bekanntlich ihren „russischen Baum", und von den das Thal umgebenden belaubten Hügeln schimmern, wie man weiß, die vergoldeten Kuppeln russischer Kapellen und blinken aus dem Dunkel der Bäume und Bosquets ihrer Parks die lichten Mauern und die Fenster der Villen und Schlößchen zahlreicher russischer Aristokratensamilien hervor. Baden-Baden war, wenigstens in jenen Zeiten, ein Rendezvous-Platz sür alle Typen des modernen Russenthums. Hier sand er die Modelle, die er dichterisch srei, und darum erst recht treffend, 1866 in den Gestalten seines berühmten Romans „Rauch" reprodueirte; ein Werk, das den Grimm und Haß so ziemlich aller Parteien seines Vaterlandes gegen ihn entflammte. Bitterere Wahrheiten hatte noch nie ein Dichter, Sittenschilderer, Soeialpolitiker seinem eigenen Lande und Volk in's Gesicht gesagt, wie Turgenjew hier dem russischen. Ich muß mich begnügen, nur die Titel der Erzählungen zu nennen, welche während der in Baden-Baden verlebten Zeit von ihm geschrieben worden sind. Die wunderlich-phantastische Erzählung: „Erscheinungen" oder „Visionen", in welcher man so viele geheime Absichten und symbolisch verkleidete Gedanken ihres Dichters erkennen wollte, während sie in Wahrheit (ich habe sie gleichsam entstehen sehen) doch nichts als ein absichtsloser Traum, sreilich der Traum und die Phantasie eines echten, mit der Natur aus's Gründlichste vertrauten Realisten ist, eröffnete die Reihe 1863—64. Dort entstanden serner: „Das Abenteuer des Lieutenant Yergunoss", „Rauch", „Der König Lear aus dem Dorse", „Eine Unglückliche", „Eine seltsame Geschichte", „Der Brigadier" und, in Folge eines zur Zeit der Hinrichtung Trauppmanns gemachten Besuchs in Paris, jenes Meisterwerk der Schilderung der letzten Stunden vor der Exeeution des genannten Mörders.

Es gehört zum höchsten Glück und zu den seinsten Genüssen meines Lebens, gewissermaßen, so weit das bei einer dichterischen Arbeit eben möglich ist, dem künstlerischen Schaffen und Bilden dieses außerordentlichen Genius zugesehen zu haben. Es war so ganz eigenthümlicher Art, so gründlich verschieden von der gewohnten Manier der schriststellerischen Thätigkeit am Pult. Es ist nie bei Turgenjew aus „Bestellung" geschehen, nie unter der Einwirkung irgend eines äußeren Antriebes, nenne man denselben Ehrgeiz, literarische Ruhmsucht, Wunsch zu gesallen, oder zu bessern und zu bekehren, Tendenz oder Gelderwerb. Durch soeiale Stellung und Naturell ist er von Haus aus der Wirkungssphäre solcher Motive, wie sie gerade die mächtigsten sür so viele unserer Novellisten sind, entrückt. Und damit auch jener Kleinlichkeit des Sinnes und der Interessen, deren Spuren keine Kunst in den Schöpsungen der damit Behasteten auszulöschen vermag. Wenn Turgönjew schrieb, geschah es jederzeit nur unter dem Zwange einer ihn beherrschenden und treibenden unerklärlichen Macht. Er sah ein bestimmtes Bild, eine Einzelgestalt oder Gruppe. In einer gewissen Beleuchtung und Farbenstimmung trat sie vor sein inneres Auge; zuweilen eine solche, die er einmal in der Wirklichkeit gesehen hatte; ebenso ost aber auch, ohne daß er wußte, woher sie ihm kam. Die Erscheinung belästigte ihn, peinigte ihn selbst, Wochen, Monate lang; kehrte unablässig immer wieder, als ob sie von ihm ihre «bjeetive Gestaltung in einem Kunstwerk gebieterisch verlangte. Wie gern hätte er sich derselben entzogen; aus die Länge konnte er es nicht. Dann sühlte er sich wie von einem Nebelgewölk umgeben. Immer deutlicher gestaltet, traten aus demselben einzelne, meist russische Figuren, Männer und Weiber von verschiedenstem Alter, Berus, Aussehen, Sprache, Benehmen, zuletzt in leibhastigster Klarheit heraus, die in irgend einer dem Dichter selbst noch unbekannten Beziehung zu jener Hauptgruppe oder Hauptsigur standen. Er hört sie mit sinnlicher Deutlichkeit sprechen. Sie erzählen ihm ihre Lebensgeschichte, ihre Absichten. Er kann es nicht mehr vermeiden, ein Aktenstück anzulegen, in welchem er, unter dem Namen jedes Einzelnen von ihnen, ihre Mittheilungen, die sich zuweilen wol bis zur Geschichte ihrer Großeltern zurück erstrecken, niederschreibt. Dann wird er sich wol bewußt, daß er den Kreis verengern muß. Er scheidet eine größere oder geringere Anzahl von Personen aus, den Rest läßt er aus einander wirken. Wille und Schicksal, Freiheit und Naturbedingtheit durch Vererbung und natürlichen Volks- und Heimatsboden wirken zusammen, um Lebensgang und Handlungsweise zu bestimmen, die Katastrophen und die Lösungen herbeizusühren. Aus dieser Art des Schaffens erwächst seinen Dichtungen jenes Gepräge der über jede Willkür erhabenen, aber somit sreilich auch die eigentliche, mit bewußter klarer Absicht durchgesührte, ästhetische Composition ausschließenden Naturnotwendigkeit des Verlauss. Sie ist der Vorzug, aber besonders in den Augen so mancher deutschen, ästhetisch wohlgeschulten Kritiker zugleich auch der größte Mangel dieser erzählenden Dichtungen. Diese Beurtheiler mögen es ihnen nicht verzeihen, daß sie nicht, wie es der deutsche Roman vorschristsmäßig thut, „harmonisch ausklingen", wenn auch tragisch, so doch „versöhnend" schließen; sondern es der Tugend so selten, wie es das Leben und die Wirklichkeit thut, vergönnen, sich zusrieden und vergnügt nach allen Leiden zu Tische zu setzen, während sich das Laster erbricht.

Wie oft habe ich während unseres sommerlichen Zusammenlebens Turgenjew unter dem innerlichen Zwange dieses „Schreibenmüssens" leiden sehen und ihn buchstäblich stöhnen gehört, wenn er es schlechterdings nicht mehr hinausschieben konnte, demselben Folge zu leisten; wenn das einsame Schach- und Billardspielen mit sich selbst und die Hühnerjagd nicht länger mehr ausreichten, um ihn dieser Nöthigung zu entziehen und dieselbe vor sich selbst vergessen zu machen. „Ich muß heute schreiben!" war dann wol ein mit einer Art komischer Verzweislung ausgestoßener Schmerzensschrei am Morgen eines solchen Arbeitstages. War aber das Werk in der sorgsältigsten Ausbildung zum Abschluß gebracht, so iuteressirte ihn das sernere Schicksal desselben kaum im Geringsten mehr. Nie habe ich einen Schriststeller oder Künstler von einer so absoluten, ausrichtigen Gleichgültigkeit gegen Ersolg oder Nichtersolg seiner Werke, gegen die Meinung der Welt und der literarischen Kritik über dieselben gesunden wie ihn: „die That ist Alles, Nichts der Ruhm" auch sür ihn. Höchstens, daß ihm zuweilen einmal eine Uebersetzerbarbarei, — und er hat von solcher schlimmer wie andere zu leiden gehabt, — einen Klagerus über seine so plump mißhandelten Geisteskinder entlockte. Seit seiner Uebersiedelung nach Deutschland, — das, wie er in der Vorrede der bei Behre in Mitau erscheinenden deutschen Uebersetzung seiner ausgewählten Werke öffentlich erklärte, er als ein zweites Vaterland verehre und liebe, — begann plötzlich die Popularität, die Beliebtheit seiner Erzählungen auch bei uns von Iahr zu Iahr in rapider Schnelligkeit zu wachsen. Der immer stärker sich entwickelnde, mit der Krast einer ansteckenden Krankheit in der deutschen Bildungswelt um sich greisende pessimistische Zug unserer Zeit kam der Wirkung von Turgenjews Dichtungen zu gut, während gerade diese in ihnen selbst so stark und herb vorwaltende Stimmung und

Weltanschaunng zwöls Iahre srüher ihrem Eindringen bei uns die stärksten Hindernisse bereitet gehabt hatte. Uebersetzungen und Bearbeitungen nicht nur seiner neuesten, sondern auch seiner ältesten jugendlichen Novellen drängten sich in unsere Romanzeitungen, wie als Buchausgaben. Eine Seite seiner dichterischen Produetion allerdings haben die Uebersetzer bis diesen Augenblick noch nicht der Beachtung gewürdigt, vielleicht auch nicht gekannt: die von Turgenjew in Baden-Baden versaßten, sranzösisch geschriebenen Texte zierlich« kleiner, phantastischer Operetten. Er schrieb sie sür Madame Viardot, die sie zum Text der von ihr eomponirten anmnthigsten Musik benutzt. Die Villa Viardot war während aller jener Iahre eine wahre Hochschule des echten Kunstgesanges. Ein Kreis von stimm- und talentbegabten jungen Damen aus allen Culturnationen empsing dort von der großen Meisterin den Unterricht darin. In zwei, damals noch halb kindlichen, reizenden Töchtern schien das mütterliche Gesangstalent sich zu neuer prächtiger Blüthe zu entsalten; wie die allgemeine musikalische Begabung nicht minder auch in einem Knaben, dem jüngsten Sohn des Hauses. Um diesen Schülerinnenkreis auch in den Ansangsgründen des Spiels und des dramatischen Bühnengesanges praktisch zu üben, eomponirte die Meisterin jene Opern, deren Chor- und Solostimmen, mit Ausnahme einer Männer- und einer Knabeurolle, ausschließlich als weibliche, als Soprane und Alte, gedacht waren. Ich glaube, es war die einzige Art von dichterischer Arbeit, welche Turgenjew mit wahrem Vergnügen und Behagen aussührte, diese Libretti zu versassen. Und doch waren darin jene nicht eben leichten Bedingungen zu ersüllen. Es sind „I^s äsruier äss 3orsisrs", „l'rop äs lsiunisg" und „l'Oxrs". Der liebende Prinz in diesen Operetten wurde bei den Aussührungen zumeist von Frau Viardot selbst übernommen, welche auch diese Partien noch immer mit dem unverminderten heiteren Glanz ihres Genies und ähnlicher Wirkung durchzusühren wußte, wie die, welche wir sie zwanzig und zehn Iahre srüher von der lyrischen Bühne herab ausüben sahen und hörten. Die Baßpartie des alten Zauberers, Paschas oder Menschensressers übernahm dann wol ein gesangskundiger, bärtiger, in Baden anwesender Freund des Hauses. Wenn ein so Begabter in dem großen Kreise interessanter und hervorragender Männer aus allen Nationen, der sich hier zusammensand und durch die gleiche künstlerische und menschliche, innige Verehrung und treue Anhänglichkeit verbunden wurde, aber einmal gerade mangelte, so verschmähte es auch wol Turgenjew selbst nicht, dasür einzutreten und sich willig von den hübschen jungen Elsen, Harems Schönen oder Gesangenen überlisten, necken und peinigen zu lassen zum großen Ergötzen eines Publikums, welches nicht selten mit vollem Recht, buchstäblich zutreffend, ein „Parquet von Königen" und Königinnen, Fürsten und Fürstinnen genannt werden konnte, die einsach als Freunde des Hauses „mit abgelegter Strahlenkrone" der Majestät und Hoheit in der Künstlervilla des Thiergartenthales, dieser Frsatsst aitraction des damaligen BadenBaden sür alle edleren, erleseneren Gäste des „Wiesen- und Waldparadieses an der Oos", verkehrten und ausgenommen waren. Bis zum Iahre 69 war die Seene dieser Uebungsaussührungen der Parterresalon in Turgenjews Schlößchen; später die Bühne eines kleinen Theaters, welches im Garten

der Villa Viardot errichtet wurde. Vergebens würde ich versuchen, den Zauber dieser Sommerabende und der ihnen solgenden Nachte zu schildern, während welcher diese jungen, kunstgeschulten Mädchenstimmen den Wiederhat! in den nahen, dunklen Tannenwänden der umgebenden Waldberge erweckten. Und wenn dann die ganze Schaar in ihren phantastischen Trachten, so manche mit wahrhast märchenhaster Anmuth geschmückt, aus den mondbeglänzten Gartenwegen, über die thauschimmernden Wiesen und durch den nachtdunklen Park dahinzog zur Villa Viardot, wo das Beisammensein nach dem heitersten Singen erst spät nach Mitternacht sein Ende sand! Und dann der langsame Heimgang an Turgenjews Seite durch die, dem tiessten Schweigen und Schlummer zurückgegebene Thaleinsamkeit, dem Schlosse zu, an dessen Thür ihn der, nicht ganz mit Unrecht als der nächste und geliebteste Freund seines Herzens bezeichnete, große, prachtvolle, langhaarige Hühnerhund Pegase sehnlichst erharrte . . . Wie ost, jeder seine Kerze in der Hand, im Flur stehend, im Begriff, uns in unsere verschiedenen Schlaszimmer zu begeben, blieb man dann wol noch im Flur stehen, durch irgend ein Gespräch, d. h. ein Schilderung, eine Erzählung von ihm, gebannt; nicht selten eine solche, welche sich später zum vielbewunderten Kunstwerk krystallisirt oder ausgebildet hat... Und wie ost dort drüben über dem Wald kündete der Morgen sich an, ehe man sich losriß aus dem wunderbaren Bann dieses Dichterworts und -Geistes, um noch eine kurze Ruhe zu suchen.

Ich sühlte es deutlich schon in der höchsten Blüthenzeit dieses mir dort und durch ihn bereiteten Glückes, im Iahre 68 und 69, daß es zu schön sei, um lange zu dauern. Machte ich doch, sagte der Gott, nur das Vergängliche schön. Was ihm, wie dem ganzen Glanz und der Lust dieses Daseins in Baden-Baden ein Ende bereitete, war der Krieg von 1870. Keineswegs, wie man, theils absichtlich, theils unabsichtlich verleumderisch, den betreffenden Persönlichkeiten nachgesagt hat, war es plötzlich erwachter Haß gegen das „zweite Vaterland" Teutschland und Aerger über die Siege unseres Volkes, was die besreundeten Bewohner jener Thiergartenvillen bestimmte, ihren entzückenden Besitz auszugeben; den deutschen Staub von ihren Schuhen zu schütteln. Umstände rein Praktischer Natur machten es ihnen zur Nothwendigkeit. Tie Familie Viardot und, wie immer, untrennbar von ihr, Turgenjew übersiedelten zu Ende des Iahres 1870 nach London. Kurz zuvor, in der Mitte des Oetober, besuchte ich sie noch einmal. Von dem eroberten, halbzerstörten Straßburg aus, wohin ich von Versailles sür einige Tage gesahren war, kam ich herüber. Wie so traurig und verhältnißmäßig verödet erschienen mir im trüben Licht dieser regnerischen Spätherbsttage die geliebten Stätten des einstigen Glücks! Alles war bereits zur Auslösung verurtheilt und es war mir, wie Marianne von Willemer es so anmuthig ausdrückt, „als flatterten die vergangenen Freuden ängstlich in den Räumen umher und sühlten, daß sie keine bleibende Stätte mehr haben" sollten. Dies schöne Stück Leben war sür immer zu Ende. —

Aber die Kriege gehen vorüber wie die Gewitter, die Blumen blühen aus blutgetränkten Gräbern und verwüstet gewesenen Gärten. Frieden und sonnige Heiterkeit zogen wieder in die Welt ein. Habe ich die Freunde auch nicht mehr in Baden wiedersehen können, so war es mir doch vergönnt, im Iahre nach dem Kriege mit Turgenjew in London zusammenzutreffen, und seitdem sast alljährlich bald aus seiner Durchreise nach Rußland, wenn auch immer nur sür wenige Stunden in Berlin, bald sür Tage, Wochen und Monate bei häusig wiederholtem Ausenthalt in Paris. Im innersten Wesen immer Russe geblieben und von der tiesen, starken Liebe sür sein, ob auch ost so herb von ihm geschmähtes, Vaterland und Volk beseelt, hat Turgenjew doch nicht jene Art von HeimatSentimentalität, die uns so ost und viel zu schaffen macht. Ich habe nie gesunden, daß er aus die in Baden-Baden verlebte Zeit mit noch einem anderen Bedauern über ihr Ende, als das über die Unmöglichkeit, eine gute Iagd wie dort im Schwarzwald und der Rheinebene hier in Paris zu haben, zurückgeblickt hätte. Nichts stört ihn da, wo er das Haus seiner Freunde theilt, und in dem schönen Bougival in der Umgegend der Hauptstadt, wo er in demselben weit ausgedehnten parkartigen Grundstück, das sich vom Seineuser bis zu den waldigen Höhenrücken hinter dem Ort erstreckt, eine neue stattliche Villa (diese im Schweizer Chaletstil) in unmittelbarer Nähe der dortigen Villa Viardot bewohnt, — in seinem vollen, ruhigen Behagen und in seinen liebsten Lebensgewohnheiten; es sei denn die jeweilige längere oder kürzere Heimsuchung durch seinen anhänglichsten Freund, die Gicht, und die, durch diese vermehrte Schwierigkeit, zu jagen wie ehemals. Dasür ist er Gemäldeliebhaber und -Sammler geworden. Einer der seinsühligsten und verständnißvollsten Kenner war er durch natürliche Anlage und vieles Sehen von jeher. Daß auch diese Iahre seines Pariser Ausenthalts keineswegs poetisch unproduetive sür ihn gewesen sind, beweisen — einer ganzen Reihe von kleineren Arbeiten hier zu geschweigen — (wie z, B. jene, allen Lesern der Gegenwart sicher unvergeßliche, surchtbar packende, beklemmende und erschütternde Erzählung: „Der Traum") — schon allein jene beiden großen, erzählenden Hauptschöpsungen: „Frühlingssluthen" und „Neuland". Beide sind in Deutschland so allbekannt; zumal das letztere Werk hat bei uns eine der ihm in Rußland gewordenen wahrhast empörenden so völlig entgegengesetzt bewundernde Ausnahme und eine so gerechte Anerkennung seiner außerordentlichen Bedeutung als Dichtung, wie als eulturgeschichtliches Zeit- und Charakterbild gesunden, daß es gänzlich überflüssig wäre, mich hier noch einmal meinerseits damit kritisch zu beschästigen. Wieder ist es Turgenjew ähnlich damit ergangen, wie vor 19 Iahren mit dem Roman „Väter und Söhne". Nur, daß auch die heutigen Nihilisten, deren Bild er nun mit so einschneidender Schärse zeichnete, den Bazaross von damals zu den „Alten" wersen würden. An Roheit und Brutalität haben sie ihn weit überholt und ihre literarisch-kritischen Wortsührer haben es an dem Ausdruck und an den Beweisen derselben gegen Turgenjew nicht sehlen lassen. Das Wort, das er sich gegeben, keine Zeile mehr zu schreiben, und dessen Bruch seine Freunde und Verehrer noch immer erhossten und herbeiwünschten, hat er bis jetzt wenigstens streng gehalten. Anscheinend kostet ihm das keinen besonders schweren Kamps. Er versicherte mich noch in diesem Frühling in Paris und im letzten August aus der Durchreise nach Rußland bei dem kurzen, hoch ersreulichen Zusammensein in Berlin, daß er diesem Entschluß des Nichtmehrschreibens und seiner Durchsührung einen unvergleichlich behaglichen Zustand verdanke. Dabei aber entwickelte er wieder eine so glänzende geistige Frische und Regsamkeit, eine so lebhaste Theilnahme und so durchdringendes Verständniß der Dinge, speeiell auch der gegenwärtigen, seltsamen und unheimlichen, soeialen Erscheinungen und Bewegungen in seinem Vaterlande, eine so bewundernswürdige Fähigkeit der Darstellung und Schilderung des Geistigsten und Phantastischsten wie des Realsten durch die Sprache und sogar durch die deutsche, daß ich den Zweisel, er würde jenen Schwur während seines ganzen hossentlich noch langen Lebensrestes dennoch brechen, wieder in voller tröstlicher Stärke erwachen sühlte. Für unsere Zeit ist es bekanntlich charakteristisch, daß viele der größten Thaten und Siege von Männern vollbracht und errungen wurden, die ihr sechzigstes Iahr bereits hinter sich hatten. Wer Turgenjew kennt, wie ich ihn kenne, mag die Hoffnung nicht ausgeben, daß die künstige Geschichte der Weltliteratur auch seinen ruhmvollen Namen denen dieser modernen „Alten" anzureihen haben wird.

Verlag von Georg 2tilke in Verlin, n^v., 22. louisenstraße.

Redigiri unter verantworllichreit des verlege«.

Druck von V. <3. Teubner in leipzig.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrist untersagt. Uebersetzung8rechl vorbehalten»

Eine bemerkenswerthe Neuerung in der Erscheinungsweise des „Berliner Tageblatt".

Vom 1, Oktober an tritt das „Berliner Tageblatt" in die Reihe der lllfflH MtlMlll, in einer Morgen- und Abend-Auigale, erscheinenden Blätter und stellt sich somit — ohne an diese Umwandlung eine Preiserhöhung zu knüpsen — auch in dieser Beziehung in die Reihe der größesten Organe der deutschen Tagesvresse. Besaß das „Berliner Tageblatt" bereits eine besondere Spezialität in der Fülle und Sicherheil seiner Insormationen, so wird es mit diesen Vorzügen sortan auch eine Schnelligkeit der Berichterstattung an den Tag legen können, die von leiner anderen Zeitung übertrossen wird. Sehr zu Statten kommt dabei dem „Berliner Tageblatt" der große Kreis seiner Spezial« Korrespondenten in allen Hauptplätzen; dadurch, sowie durch die ausgedehnteste Benutzung des Telegraphen, wird es ihm — bei den ihm nun täglich zweimal zugehenden aussührlichen Spezialtelegrammen — ermöglicht sein, nicht nur die reichhaltigste und billigste, sondern auch die am schnellsten insormirte deutsche Zeitung. zu werden. Die Abendausgabe des „Berliner Tageblatt" wird aus diese Weise schon am nächsten Morgen in allen Theilen Deutschlands in den Händen seiner 71,000 AboNNenttN sich besinden, so daß der noch so entsernt in Berlin wohnende Leser alle bis Nachmittags 3 Uhr eintreffende politische Nachrichten, einen aussührlichen Loursbericht der Berliner Mittagstörse und den größten Theil der parlamentarischen Verhandlung des Tages am nächstsolgenden Morgen erhalten wird, sür deren Absassung das „Berliner Tageblatt" übrigens speziell ein eigenes parlamentarisches Bureau errichtete. So strebt diese wahrhast unabhängige sreisinnige Zeitung unablässig vorwärts. Natürlich soll das Morgenblatt des „Berliner Tageblatt" dabei nicht vernachlässigt werden und wie sein Feuilleton bisher sür unsere ersten Romandichter die beliebteste Art zur Verössentlichung ihrer neuesten Werke war, so soll auch jetzt von dieser Tradition nicht abgewichen werden; denn im Lause des IV. Quartals wird der neueste

Roman Berthold Auerbllch's unter dem Titel- „Forstmeister" im „Berliner Tageblatt" veröffentlicht. Außerdem gehen die werthbollen Beigaben, das illustrirte Witzblatt „Ulk" und das belletristische Wochenblatt „Berliner Tonntagsblatt" nach wie vor den Abonnenten ohne jede Preiserhöhung zu, denn der Abonnements-Preis sür das „Berliner Tageblatt" in seiner zweimaligen Ausgabe, als Morgen- und Abendblatt, mit allen Gratisbeigaben bleibt vierteljährlich aus 5 Mt. 25 Pf. normirt, ein Preis, der in der Thal außer allem Verhältniß zu dem dasür Gebotenen steht. Alle Neichepoflamttr nehmen jederzeit Bestellungen entgegen, und wird im Interesse der Abonnenten gebeten, recht srühzeitig das Abonnement anzumelden, damit die Zusendung des Blattes von Beginn des Quartals an prompt ersolge.

Inhalt.

Eduard Schelle in Wien. ^,.

Richard wagner 261

Heinrich Kruse in Verlin.

Idyllen.

Die Dachreiter 28z

wider wind und wellen 289

F. Mar TNüller in Oxford.

Ueber Fetischismus. <2chlußaussatz) 29z

Iustuö Scheibert in Stuttgart.

An den Grenzen der strategie und Caktik Z15

Hugo Magnus in Vreslau.

Die Farbenblindheit 5:5

Siegsried Rapper in Pisa.

Klöster und Klosterleben in der ljercegovina Z55

R. Ch. Richter in Prag.

Die Vraut. Novelle Zb2

Hierzu das Porträt Richard wagner's, Radirung von I. l. Raab in München.

preis pra Vuurlol 5 Mait. —

Richard Wagner.

Von

Eduard Schelle.

— wien. —

e denkwürdigen Tage des Bayreuther Festspieles stehen noch immer in srischer Erinnerung; sie sind in Wahrheit ein höchst denkwürdiges Ereigniß in unserer Zeit, da die Thai ganz vereinzelt in der Geschichte der Kunst dasteht. Das Unternehmen, unsere modernen Zustände, das naturgemäße Resultat einer historischen Entwicklung jäh zu durchreißen und dem antiken Ideal aus dem Untergrunde einer heterogenen Gesittung und Cultur einen Tempel zu errichten, mag immerhin als die Folge eines überspannten romantischen Triebes betrachtet werden, es ist nichtsdestoweniger groß — und das muß selbst der anerkennen, welcher sich mit dem Kunstwerk und der Richtung Wagners nicht besreunden kann. Es ist groß, weil es ein hohes ideales Ziel enthüllte, und vor Allem, weil es den Ersolg sür sich hatte, nämlich weil es ein Weltpublikum um sich versammelte. Hätte das Bayreuther Festspiel nur eine interne Betheiligung gesunden, so wäre es als eine ephemere Fata Morgaua einer phantastischen Illusion auszulegen gewesen, so aber gibt es sich als ein Symptom unserer heutigen Kunstzustände zu erkennen, es erweckt die Ahnung, daß etwas im Staate des modernen Theaterwesens gründlich saul sei.

Aus der Fluth der Berichte und Abhandlungen, welche das Bayreuther Ereigniß hervorries, stieg das Bild des alten Parteikampses, der mit den ersten bahnbrechenden Schöpsungen Wagners so hestig entbrannte, wieder hell ausslammend hervor. Es ließen sich wie bei parlamentarischen Verhandlungen drei Parteien deutlich unterscheiden. Da trat hervor die äußerste Linke, welche, unter den Fahnen eines blinden Enthusiasmus kämpsend, in ihrem angebeteten Meister den Parakleten des wahren Kunstheils verkündet, ihn aus dem geschichtlichen Zusammenhang mit dem Entwicklungsgange der Musik herausreißend nur mit einem Aeschylos und Shakespeare iu Parallele stellt und neben ihm nur noch dem Musiker Beethoven gewissermaßen als Pionier des neuen Kunstwerkes einen Platz einräumt. Ihr gegenüber bemerken wir die äußerste Rechte, welche vor Wagner, als dem Antichrist in der Oper, das Kreuz schlägt, seinem Kunstwerk die ästhetische Berechtigung abspricht, dasselbe als das künstliche Machwerk einer sich nicht ausreichend sühlenden musikalischen Potenz stigmatisirt, dabei aber mit christlicher Liebe der Energie seines Strebens als Milderungsgrund sür sein Wirken Achtung zollt. Und da läßt sich denn endlich auch das Centrum nicht vermissen, welches, einen Comvromiß mit der Richtung des neuen Kunstwerkes eingehend, sich in einer reservirten Stellung hält und sorgsam die einzelnen Schönheiten abwägt, ohne die Schöpsung aus dem Ganzen und Vollen zu ersassen. Es wurden von dieser Seite her mitunter gar wunderliche Amendements eingebracht. So verlautete es unter Anderem: „Wagners Trilogie dürste überhaupt nur dann Aussicht aus längere Lebensdauer und allgemeine Verbreitung haben, wenn ein sachverständiger und begeisterter Freund des Tonsetzers sich sindet, der durch geschickte Striche das vierabendliche Werk aus ein einabendliches von mäßigem Umsang redneirt." Denn, wenn Wagner auch heutigen Tages siegreich gegen seine Gegner das Feld behauptet, weun ihm gegenwärtig das große Publikum in seiner Mehrheit unbedingt zustimmt, so zeigt es sich doch bei dieser Gelegenheit, daß die Opposition noch keineswegs gewillt ist, vor ihm die Waffen zu strecken. Dabei läßt es sich indeß nicht verhehlen, daß die pro und contra in's Treffen gesührten Gründe zumeist ihre Berechtigung haben, insoseru sie sich aus ästhetische Prineipien stützen. Allein die Aesthetik ist eine sehr unverläßliche Wegweiserin in einer Kunst, deren geschichtlicher Bildungsgang noch nicht in durchsichtiger Klarheit bloßgelegt ist, über deren erste sür die ästhetischen Bestimmungen maßgebenden Keime in vormittelalterlicher Zeit erst jetzt ein schwaches Dämmerlicht sich zu verbreiten beginnt, so daß man die Glaubwürdigkeit der Tradition bezweiseln kann. Die Aesthetik ist stets den Forderungen der Kunst gegenüber im Rückstand. Der Genius der Musik wenigstens liebt es, ihrer Dogmen keck zu spotten nnd seinen eigenen Weg zu gehen. Die Aesthetik läßt uns gerade in den wichtigsten, das Urtheil begründenden, heute namentlich brennenden Fragen, wie: das Verhältniß der Form zum Inhalte, das Wesen der Melodie, die künstlerische Berechtigung der historischen Oper, gar kläglich im Stich. Bei dem Anprall der verschiedenen gegensätzlichen Urtheile nnd Ansichten drängt sich nur zu häusig Mephistos Ausspruch iu „Faust" aus:

„Mit Worten läßt sich trefflich streiten,

Wit Worten ein System bereiten —" denn in der That können abstraete, aus der Philosophie herübergeholte Begriffe, wenn sie keine historische Basis sinden, nicht mehr bedeuten alsWorte. Ständen nicht die Kunstschöpsungen Wagners dessen ästhetischen Theorien zur Seite, so dürste, so geniale Blitze auch aus den letzteren hervorzuckeu, der Zukunstsruhm des Meisters aus sehr schwachen Füßen stehen.

Der große Parteikamps, der sich au die Person Wagners knüpst und dem Namen Richard Wagner auch sür die späteren Zeiten ein ungemein interessantes Relies verleihen wird, sindet einen Pendant in dem musikalischen Kriege, welchen im vergangenen Iahrhundert Gluck in Paris entzündete. Dieser Krieg hat mit dem Kamps, welcher durch und um Wagner entbrannt ist, auch darin eine Aehnlichkeit, daß er wie dieser eine sür die damaligen Verhältnisse ziemlich weitschichtige Literatur ablagerte, daß die Parteien ihr Kriegsmaterial nur aus dem Arsenal der Aesthetik bezogen und die geschichtlichen Fonds der Musik unbehelligt ließen. Allein in wie kleinen Dimensionen bewegte sich dieser Krieg, wie bescheiden waren die Ziele, welche sich der Schöpser der „Iphigenie aus Tauris" steckte, im Vergleich zu dem Ziele, welches Wagner in seinem Nanner sührt. Unter den Schristen, welche jener musikalische Krieg hervorries, lautet eine: 2‚Iolnoires pour zsrvir ü, IHistoirs äe la Ilevolutiou oper^s clkns Ia Äusi^us pkr Hl. Iß Olisvalier c!e c3IuoK. In den Augen der damaligen Franzosen mußte sreilich die Thai Glucks als eine revolutionäre gelten, indem sie das bis dahin herrschende System der sranzösischen Oper über den Hausen wars und ein neues Stilgesetz proclamirte. Im Grunde war aber Gluck doch unr ein Resormator. Er begnügte sich, diese Kunstsorm von den Auswüchsen zu säubern, welche die italienische Praxis in ihr hervorgerusen hatte, den Wulst der sranzösischen Schablone abzustreisen und einen echten, rein dramatischen Grundton in ihr einzusühren, ließ aber das Gebäude selbst unversehrt. Der Ausdruck Revolution ist vielmehr ein Schlagwort Wagners. Für ihn handelt es sich nicht um eine Resormation jener Kunstgattung, sondern für deren Verklärung in einem ganz neu gearteten Kunstwerke, welches sich mit den geschichtlich gewordenen Formen nicht mehr verträgt. Allein dieses Kunstwerk bedingt eine andere Atmosphäre als die, welche die moderne Welt ausströmt, diese Welt, in welcher die menschliche Natur bei ihrem Streben nach sreier, selbständiger Entsaltung ihres ureigenen Wesens an den Hemmungen des soeialen Lebens, der staatlichen Verhältnisse, endlich der Formenbildung überhaupt sich nur wund stößt, ohne das Ziel zu erreichen, in welcher endlich die Künste, dahingegeben einem „egoistischen" Sonderleben, statt sich liebevoll zu einem Gesammtkunstwerk zu umschlingen und in diesem auszugehen, „einsiedlerisch verkümmern", die Kunst überhaupt nur „Luxus" ist. Dem historischen Ideal stellt somit Wagner ein neues Ideal entgegen, und mag immerhin dieses als ein romantisches Utopien zu deuten sein, so zeugt es doch von einer großangelegten Natur und von einem wahrhast schöpserischen, den höchsten

Zwecken zugewandten Geiste. Nicht leerer Sturm und Drang, noch weniger Mißstimmung in Folge vereitelter Erwartungen hat Wagner zu dieser Anschaunng getrieben, sie ist vielmehr allmählich in ihm ausgetaucht, ist von ihm allmählich zu einer Theorie verarbeitet worden. Ansänglich schloß er sich an die traditionelle und zwar die sranzösische Esseetoper in seinem „Rienzi" an, aber schon „Der sliegende Holländer", „Tannhäuser", „Lohengrin" bilden die Etappen zu „Tristan und Isolde" und in der Trilogie „Der Ring des Nibelungen" enthüllt sich nun völlig die von ihm neuentdeckte Welt. Für dieses Ideal ist er stets kampsbereit in die Schranken getreten. Er hat sich keineswegs, wie unsere großen Meister, aus ein stilles Dulden beschieden, sondern mit dem Schwerte der Kritik wie Polemik, das er glücklicherweise wohl zu schwingen versteht, tapser dreingeschlagen. Wie er im Mai 1849 zu Dresden aus den Barrikaden sür seine politische Ueberzeugung einstand, so steht er noch heutigen Tages aus den Barrikaden seiner künstlerischen Ueberzeugung, seine Gegner dräuend in's Auge sassend. In der geistigen Organisation, in der Richtung der Anstrebungen sällt bei Wagner ein verwandtschastlicher Zug mit Heetor Berlioz vor Allem aus. In diesem stand ebensalls der Kritiker und Literat dem Musiker zur Seite und gleich Wagner hat auch Berlioz, und zwar bereits srüher, die Sturmglocke der Revolution in seinem Lande gezogen. Allein Berlioz wollte nur den Geist der Tradition in der sranzösischen Oper entthronen, doch keineswegs das Gehäuse der traditionellen Formen zertrümmern. Der unglückliche Berlioz mußte an seiner Revolution jämmerlich verbluten, während Wagner gegenwärtig als Dietator in der musikalischen Welt triumphirt. Die Franzosen haben eine Liebhaberei sür Revolutionen in Staatsangelegenheiten, allein wenn die Traditionen ihrer Kunst in Frage kommen, sind sie entschiedene Absolutisten und namentlich erbittert gegen jeden heimischen Neuerer. Erst in neuester Zeit beginnt sich hier eine andere Windrichtung anzukündigen und hierin machen sich wiederum die Einslüsse des Mannes von Bayreuth wahrnehmbar.

Wunderbares Spiel der Geschichte! Das Gestirn, welches die Richtung Wagners leitet, ist dasselbe, welches einst die Renaissanee aus den Psad zur Oper sührte. Das antike Drama war es, welches den Dichter und Musiker der Renaissanee am Ansange des 17. Iahrhunderts anlockte, das antike Drama und die hellenische Welt sind es, die Wagner als ein leuchtendes Vorbild vorschweben. So berühren sich in diesen Anstrebungen die Enden zweier Culturepochen, während sie in ihren Resultaten polarisch auseinandergehen.

Iene Doppelnatur, die Vereinigung des Poeten, Literaten und Musikers in einer Person, hebt das Porträt Wagners mit einem eigenthümlichen Nimbus von seinen Zeitgenossen und Vorgängern aus dem Gebiete der Oper ab. Der Dichter, der Kritiker, der Aesthetiker und Musiker schließen in ihm einen Bund, und wie sehr Wagner sür jeden von ihnen die vollste Gleichberechtigung beansprucht, hat er durch die Verössentlichung seiner schriststellerischen Werke in einer Gesammtausgabe dargelegt — ist doch sür ihn eigens der Name Dichter-Componist ersunden worden. Zwar finden sich einzelne Musiker, die eine gewisse dichterische Fähigkeit zu ihrer Fachkunst hinzubrachten. So haben sich z. B, Heetor Berlioz und Lortzing zu ihren Opern — der erste nämlich zu seinen „Trojanern" — die Texte aus eignen Mitteln geschaffen, allein sie legten ihren poetischen Producten keine andere Bedeutung bei, als die eines Stoffes, der erst durch die Musik seine Gestaltung, sein eigentliches Fleisch und Blut zu erhalten hat. Allein Wagner dringt sür seine Operntexte durch deren Herausgabe aus einen selbständigen poetischen Werth, aus das Ansehen von Literatur-Drumen. Freilich ragen sie über ihre gesammte Genossenschast an poetischer Coneeption, einheitlicher Geschlossenheit, dramatischer Vertiesung unendlich hoch hervor. Sie sind poetisch inspirirte Gebilde, immerhin aber doch nur zu musikalischen Zwecken gesormte Stoffe, und wären wir in die Alternative gesetzt, zwischen diesen Dichtungen und deren Musik zu wählen, so würden wir keinen Anstand nehmen, sür die ganze Familie der Dichtungen die Musik eines dieser Dramen einzutauschen. So gibt denn auch erst der Musiker Wagner dem Dichter und Literaten Wagner die rechte Weihe, er nimmt beide als werthvolle Gehülsen, aber doch nur als Gehülsen in seinen Dienst. Denn nicht im Reiche der Poesie und Wissenschast, sondern im Reiche der Musik hat die Geschichte das Postament errichtet, aus welches sie einst sein Standbild stellen wird, wie ich das im Folgenden zeigen werde. Iedensalls aber erhielt Wagner durch dieses eigenartige Wesen seiner Natur mächtige Impulse, welche ihn aus die seiner Mission entgegensührende Bahn drängten. Der schöpserische Mann ist ein Kind der Zeit, wie der Geschichte und sein Bild erhält erst die angemessene Beleuchtung, wenn es aus der Summe der Culturentwicklungen ausgesaßt wird, welche den Inhalt der ersteren wie der letzteren bilden; nur dann werden in ein richtiges Verhältniß zu einander die Schwachen wie die Tugenden sich stellen, welche bei einem Genie zum großen Theil aus den Einflüssen der gegenwärtigen Culturgestaltungen erwachsen. Man pflegt zu sagen, der Künstler müsse über seiner Zeit stehen, allein die Zeit ist es, die ihm die besruchtenden Elemente zusührt. Mit tausend Fäden ist er an sie gekettet, doch indem er ihren Inhalt veridealisirt in seinen Gebilden, erhebt er sich über ihre Schranken und schafft aus der Gegenwart sür die Zukunst. Die Einwirkungen des Zeitgeistes aus das im Auskeimen begriffene Genie haben eine nnberechenlmre Tragweite und die Wandlungen, die es durchmacht, erklären sich nur als Consequenzen des ersten Antriebes, als notwendige Mauserungöproeesse, in welchen die ersten Eindrücke ihre Schalen abwersen und sich in neuer Form erweitern.

Die jetzige Generation kann sich wol kaum eine rechte Vorstellung machen vou jener Zeit, in welche die Iugend Wagners sällt, nnd in der That, wer sie nicht mit erlebt hat, dürste Mühe haben, ihr etwas Fruchtbringendes zuzutrauen. Der Ausschwung der Nation, welchen die Besreiungskriege hervorgerusen hatten, dämpste sich durch die väterliche Fürsorge der Regierungen ab zu einem gemüthlichen Stillleben, zu eiuein Leben im Kanzleistil, das ohne den ersrischenden Lustzug einer großen politischen Anregung in engster Umsriedigung von bureaukratischer Eouvenienz und kleinbürgerlichen Verhältnissen sich sortschlich. Aber je mehr der Mensch sich in diese Zustände einspann, desto ungehemmter nahm die Phantasie ihren Flug und schus ein Zauberreich. Da stieg das Mittelalter mit seinen sarbigen Bildern, mit den sahrenden Rittern, den Burgen, mit seinen Drachen und mystischen Gestalten wie ein dustender Frühlings wald vor den entzückten Sinnen aus und sang und klang es darin so wundervoll anheimelnd von den alten, dem Deutschen an's Herz gewachsenen Legenden und Liedern. Das war ein gedeihlicher Boden sür die „blaue Blume" der Romantik nnd die blaue Blume trieb Riesenblüthen. Das war die Zeit, wo ein Theodor Hoffmann, Tieck, Novalis, ein Fouquc- die Iugend begeisterten, in der sich Schlegels „Lueinde" als das Ideal des „ewig Weiblichen" auswersen konnte, in der Sternbald die züchtige Anmuth in den heiteren Regionen der Kunst als „unsittlich und gemein" verpönte. Der „schone nackte Mensch" Iung-Siegsried lag schon längst in den Windeln der romantischen Phantasie, bevor ihn Wagner aus der Tause hob. Eine so heiß empsindende Natur, wie sie Wagner schon in seiner Kindheit bekundete, mußte die sarbenglühende Romantik ties und nachhaltig erregen, aus sie mußte der trunkene Uebermuth, mit dem sich die Romantiker gegen die Lebenstraditionen auswarsen, eiuen saseinirenden Eindruck üben, da ja die Iugend schon von vornherein stets geneigt ist, gegen das Bestehende sich auszulehnen. Wie das Wagner'sche Ideal, der „schöne nackte Mensch" in dieser Richtung bereits ausschimmerte, hat Heinrich Ehrlich iu seiner höchst beachtenswerthen Schrist: „Für den «Ring der Nibelungen» gegen das «Festspiel zu Bayreuthshervorgehoben. Wie ein elektrischer Funke sielen in diese schwüle, ersta tische Stimmung die Klänge von Webers „Freischütz". Keine Oper hat eine ähnliche Wirkung auszuweisen wie der „Freischütz", in deren Musik das Volk mit Freude und Erhebung den verlornen heimatlichen Naturlaut seines Empsindens und Fühlens wieder vernahm. Diese Musik, selbst die reinste und lieblichste Blüthe jener Romantik, konnte als die Katharrsis des überreizten romantischen Sinnes gelten, der aus ihr eine ueue, klärende Krast zog.

In der Doppelnatur Wagners entsalteten sich nicht etwa zuerst die musikalischen Anlagen, sondern der ihm inuewohnende Gestaltungsdrcnig sührte ihn zuerst aus das Feld der Poesie; er glaubte sich zum Dichter berusen. Erst die Zauberklänge Webers und die Harmonien Beethovens weckten in ihm die bis dahin schlummernden musikalischen Neigungen und je mehr er sich in die Werke des Letzteren, namentlich in die Symphonien einlebte, desto mehr zog es ihn zur Muse der Tonkunst hin, der er sich schließlich völlig ergab, ohne den Dichter zu verabschieden. Beethoven, in dessen letzten Schöpsungen die Romantik in den gewaltigsten Schwingungen anstönte, war und ist seine eigentliche musikalische Lebensquelle geblieben, während der plastische Mozart ihn wol nie in einem sehr hohen Grade erwärmen mochte. Dorn, der Wagner als achtzehnjährigen Iüngling kannte, erzählt selbst, er zweifle, daß es zu irgendwelcher Zeit einen jungen Tonsetzer gegeben, der mit Beethovens Werken vertrauter gewesen wäre, als der zukünstige Schöpser des „Lohengrin" und der „Meistersinger".

Der Entwicklungsgang Wagners hat bis zu dem Momente, da der Meister in Dresden den ersten künstlerischen Halt sand, etwas Ueberhastetes, etwas scheinbar Zersahrenes an sich. „Während er" — so schildert ihn Dorn — „in seiner Lausbahn am Theater mit den Armen in AllerweltsPartituren umhersegte, mit den Füßen in Beethovens Werken wurzelte, schlug das noch jugendliche Herz in ungestümer Wallung bald hier-, bald dorthin nnd der Kops perpendikelte zwischen den Doppelbeen Bach und Bellini." Der Hang zum Maßlosen macht sich bereits erkennbar in den ersten musikalischen Schöpsungen von größerem Wurse. Einen tiesen Einblick in die Art des künstlerischen Werdens dieses merkwürdigen Mannes geben uns die Mittheilnngen Dorns ans Riga über die beiden Ouverturen „Columbus" und „Ituls Lritanni».", als Wagner diese Werke während seiner Wirksamkeit als Capellmeister am dortigen Theater in einem Coneerte znr Aussührung brachte. „Die Coneeption und Durchsührung dieser Tondichtungen" — schreibt Dorn — „konnte man nicht anders, als Beethovnisch nennen: große, schöne Gedanken, kühue rhythmische Abschnitte, die Melodie weniger vorherrschend, die Durchsührung breit und in absichtlich schwersälligen Massen, die Länge sast ermüdend — dagegen das Außenwerk hochmodern, beinahe Bellinisch, wie ich denn nur die nackte Wahrheit erzähle, daß hier zwei Klapptrompeten in Bewegung sind, deren Stimmen vierzehnthalb engbeschriebene Seiten aussüllen, dazu verhältnißmäßig alle übrigen Spektakel- und Reizmittel. Mag auch eine solche Verbindung von Kern nnd Schale nicht undenkbar sein, hier wenigstens war sie mißlungen nnd bot nur den Eindruck eines Hegelianers im Heine'schen Stil." Verkünden es nicht schon diese „Klapptrompeten", daß einst in dem letzten Werke Wagners, in dem „Ring des Nibelungen" das Blech in einem nie ge ahnten Glanz zu einer nie gwhnten Wirkung sich ausschwingen sollte? Damals stritten sich zwei Mächte nm die Seele des jungen Meisters, nämlich der hehre Genius Beethovens nnd die Sirene der modernen Oper. Die Reize der letzteren trugen vorläusig den Sieg davon, denn inmitten dieses Gährungsproeesses waren die Angen Wagners sest ans die sranzösische Effeetoper gerichtet als das würdigste Ziel künstlerischen Schaffens. Thatendurst und Ehrgeiz drängten ihn zu gewaltigen Wirkungen und» solche konnte er sich nur von der Bühne her und von dem blendenden, sinneberückenden Zauber der wunderwirkenden Maschinerie versprechen, durch welchen die Franzosen dieser Kunstgattung einen magischen Reiz zu verleihen wußten. Da lächelten ihm zu die heroischen Bilder Spontinis, verhießen ihm die „Stumme" Aubers, der „Robert" Meyerbeers, in welchen Werken sich die sranzösische Oper in ihrer höchsten Glanzeutsaltung zeigte, unerhörte Triumphe. Spontini, den man den modernisirten Gluck nennen könnte, blieb das eigentliche Vorbild sür Wagner und nach dessen Modell schus der letztere seinen „Rienzi". Daß er jedoch an Meyerbeer, geschweige an Weber nicht gleichgültig vorübergegangen sei, davon zeugen seine maßgebendsten Werke.

Der Theoretiker und der praktische Musiker stehen gewöhnlich in dem Verhältniß zweier seindlicher Brüder zu einander, doch in Wagner arbeiteten beide einträchtig zusammen. So sehr auch der letztere während dieser Phase den ersteren zu verdrängen suchte, so sand dieser doch in dem Bildungsschatze, den sich Wagner angeeignet hatte, reichliche Nahrung und stand nicht an, dem Musiker drein zu reden. In Folge dieser Wechselbeziehung mußte der letztere der holden Unmittelbarkeit in der Gestaltung wie im musikalischen Ausdruck ledig gehen. Aus demselben lugt in der That eine gewisse Absichtlichkeit nur zu unverkennbar hervor, welche indeß, durch andere Vorzüge ausgeglichen, der Stilweise Wagners ihr eigenthümliches Gepräge ausdrückt. Bekanntlich hat man wol vornehmlich aus diesem Grunde Wagner Armuth an Melodie vorgeworsen und aus Rechnung dieses Mangels zum großen Theil sein System gestellt. Allein der Begriff Melodie ist keineswegs so begrenzt, als daß sich unter seinen Hut alle möglichen Formen dieses Urelements der Musik bringen ließen. Sämmtliche Desinitionen dieses Wortes sind nicht so erschöpsend, daß dnrch sie der Schleier des Bildes von Sais gelüstet worden wäre. Selbst der Musiker Wagner, wenn er uns das geheimnißoolle Wesen dieses musikalischen Naturlautes, mit dem er doch in unmittelbarster Berührung steht, mit Worten enthüllen will, verliert sich in „dunkle Tiessinnigkeiten", in wahrhast sibyllinische Sprüche, welche das alte Räthsel durch ein neues Räthsel lösen wollen. Der Meister überträgt seine Empsindungen aus alle Welt, wenn er dem Leser solgende Lösung bietet: „Die Melodie ist die Erlösung des unendlich bedingten dichterischen Gedankens zum tiesempsundenen Unbewußtsein höchster Gefühlssreiheit: sie ist das gewollte und dargethane Unwillkürliche, das bewußte und deutlich verkündete Unbewußte, die gerechtsertigte Nothwendigkeit eines aus weitester Verzweigung zur bestimmtesten Gesühlsäußerung verdichteten, unendlich umsangreichen Inhaltes." Man sühlt aus diesen Worten heraus die Ahnung der Wahrheit, allein das „Unbeschreibliche", hier ist es — nicht gethan. Als nun der Rausch über den glänzenden Ersolg des „Rienzi" verflogen war, diese Oper als ein überwundener Standpunkt abgeworsen war und der Meister in seinen nächsten Werken aus dem Geleise der herkömmlichen Opernpraxis trat, mußte er die Ersahrung machen, daß das Publikum ihm kein rechtes Verständniß sür die Welt entgegenbrachte, in welche er es nun einzusühren begann. Die Unversöhnlichkeit der Elemente seiner jetzigen Stilweise mit den sanetionirten Dogmen der sranzösischen Oper kehrte sich mit vollster Härte hervor, als der „Tannhäuser" im Iahre 1861 in Paris aus der Bühne der H.oaäömis Impörmls erschien. Die Aussührung sührte zu einem Mißersolg, wie er sich kaum größer gestalten konnte.

Der Theoretiker kam nun in Wagner vollends zur Geltung, als dem Geächteten und Verbannten, der in der Schweiz eine Freistätte sand, die Schopenhauer'sche Philosophie tröstend entgegenkam. In seiner damaligen Stimmung mußte Wagner der Schopenhauer'sche Pessimismus sympathisch anmuthen, aber immerhin war diese Philosophie doch nur eine trübselige graue Schwester, eine traurige Trösterin. Denn unter allen Philosophien ist keine, die mit der Musik aus einem so gespannten Fuße steht, wie die Schopenhauers. Der große Denker anerkennt in unserem Gesammtbewußtsein zwei Seiten, indem dasselbe theils ein Bewußtsein vom eigenen Selbst, also der Wille, theils ein Bewußtsein von anderen Dingen und als solches anschauende Erkenntniß der Außenwelt ist, und in der ersten, der dem Innern zugekehrten Seite des Bewußtseins wurzelt nach ihm die musikalische Coneeption. Es waren somit die Tonwellen der berusene Dolmetsch des Urwillens, wäre die wahre Philosophie somit in der Musik gewissermaßen destillirt. Gewiß ein geistreicher, tieser Gedanke, der aber in seiner praktischen Anwendung doch zu gesährlichen Resultaten sühren kann. Denn gar leicht könnte unwillkürlich der persönliche Wille in das Gewand des Urwillens schlüpsen und seine eigenen Conseqnenzen sür die notwendigen Ausslüsse des letzteren halten. Wagner legt selbst zu wiederholten Malen den Aeeent daraus, daß erst dann dem Musiker die Zunge gelöst werde, er nur dann die Sprache des Willens zu sprechen vermöge, wenn er mit dem Dichter in innigster Gemeinschast verbunden wäre und beide in einer Person die beiden Seiten unseres Gesammtbewußtseins repräsentiren. Gäbe es m dem Leben eines großen, die Zeit ersüllenden, schöpserischen Künstlers ein Wenn, da ja alle Einwirkungen sich schließlich als nothwendige Bedingungen der historischen Erscheinung gestalten, so könnte man den Verkehr mit dieser Philosophie bei Wagner bedauern, und nach einer Richtung hin möchte man ihn in der That bedauern.

Aus Anregung von dieser Seite her entstanden die in vieler Beziehung merkwürdigen Schristen „Die Kunst und die Revolution", „Das Kunstwerk der Zukunst" und „Oper und Drama", in denen er seinen Bruch mit der Vergangenheit verkündete und als der Gründer eines neuen Systems austrat. Aus seinen Anschaunngen erbaute nun der Theoretiker mit Beihülse des Musikers eiuen Riesentempel, aus dessen Altarstätte das Standbild des Gesammtkunstwerkes der Zukunst im Central punkte der Menschheit sich erhebt. Ein großartiges System, das Bewunderung sür deu Denker abnöthigt, aber nichtsdestoweniger mit den Wurzeln in der Lust hängt. Um es in's Leben einzusühren, müßte vorerst die Geschichte von Unterst zu Oberst gekehrt, mußte mit der mählich gewonnenen Cultur tadula ii^», gemacht werden — und damit dürste es doch gute Weile haben.

Das eigentliche Endziel des musikalischen Bildungsganges erkennt Wagner in der Gattung der Oper. Denn „mit dem Erlöschen des rein religiösen Geistes des Christenthums verschwand auch eine nothwendige Bedeutung des Polyphonischen Kirchengesanges, und mit ihr die eigenthümliche Form seiner Kundgebung. Der Contrapunkt, als erste Regung des immer klarer auszusprechenden reinen Individualismus, begann mit schars ätzenden Zähnen das einsach symphouische Voealgewebe zu zernagen, und machte es immer ersichtlicher zu einem ost nur mühsam noch zu erhaltenden künstlichen Zusammenklang innerlich unübereinstimmender, individueller Kundgebungen. — In der Oper endlich löste sich das Individunm vollständig aus dem Voealvereine los, um als reine Persönlichkeit ganz ungehindert, allein und selbständig sich kundzugeben. Da, wo sich dramatische Persönlichkeiten zum mehrstimmigen Gesange anließen, geschah dies — im eigentlichen Opernstile — zur sinnlich wirksamen Verstärkung des individuellen Ausdruckes — oder — im wirklich dramatischen Stile — als, durch die höchste Kunst vermittelte, gleichzeitige Kundgebung sortgesetzt sich behauptender charakteristischer Individualitäten" („Oper und Drama", 3. Theil, S. 203). Die absolute Musik hat dagegen die Bestimmung, sich als Mittel zu diesem Zwecke herzugeben. Nach Wagner hat sich ja unsere moderne Musik gewissermaßen aus der „nackten Harmonie" entwickelt — „sie hat sich willkürlich nach der unendlichen Fülle von Möglichkeiten bestimmt, die ihr aus dem Wechsel der Grundtöne, nud der aus ihnen sich herleitenden Aeeorde, sich darboten. Soweit sie diesem ihren Ursprunge ganz getreu blieb, hat sie aus das Gesühl auch nur betäubend und verwirrend gewirkt, und ihre buntesten Kundgebungen in diesem Sinne haben nur einer gewissen Musikverstandesschwelgerei unserer Künstler selbst Genuß geboten, aber nicht dem unmusikverständigen Laien." Man sieht aus diesen Beispielen, wie hoch die Argumente zu veranschlagen sind, welche die Aesthetiker vom hohen Kothurn der Wissenschast herab a priori der Musik zuwersen, ohne deren Geschichte zu besragen, denn zusällig war es der Coutrapunkt, au dem im Mittelalter der polyphone Satz emporrankte und diese „nackte Harmonie" — nm den Ausdruck beizubehalten — hat ein sast tausendjähriger Entwicklungsproeeß

als eine spätreise Fruckt abgeworsen, sie ist somit ein organisch hervorgewachsenes Mittel der modernen Kunst, aber nicht eine Quelle derselben. Obendrein soll sich die absolute Musik in ihrer reinsten Form, in der Symphonie, bereits ausgelebt haben, indem ja mit der neunten Symphonie Beethovens dieses Genre sich erschöpst habe und verbliebe denn in der Oper das einzige Gut, welches Renten verspricht. Allein die Oper in ihrer überkommenen Gestalt kann Wagner nicht genügen; sie deutet eher aus einen Nothstand des künstlerischen Bedürsnisses hin, als daß sie eine Ersüllung desselben böte. Die Oper ist ihrer Wurzel nach ein romanisches Gewächs. „Ihr vornehmer Ursprung ans den Palästen der Fürsten empsahl sie wiederum den deutschen Fürsten, so daß die Fürsten die Oper in Deutschland einsührten." Die Oper ist eine Luxuspslanze der Kunst, welche in dem Prunke der Höse wie der Aristokratie ein üppiges Gedeihen sand, und mit ihrem seenischen Flitter eher aus eine zerstreuende Unterhaltung als aus eine künstlerische Erbaunng hinzielte. „Das musikalische Drama war recht eigentlich ein Schauspiel geworden, während das Schauspiel ein Hörspiel geblieben war." Unter diesem Gesichtspunkt nimmt auch der Versasser der „musikalischen Charakterköpse" in seiner „Kriegsgeschichte der deutschen Oper" die romanische Ersindung aus und ist so unbarmherzig, diese Kunstgattung zu einem jämmerlichen Tode zu verurtheilen, ihre Stellung als Erbe dem Oratorium zuzusprechen. Diese Ansicht hat allerdings den Anschein sür sich. Die Oper war in der That iu einer aristokratischen Wiege geboren, nnd wenn man den Blick nur an der Oberfläche der Begebenheiten hasten läßt, so könnte man sie als ein künstliches, in der Retorte der Renaissanee-Bildung erzeugtes Produet richten. Da saßen ja die vornehmen Florentiner Herren in ihren Palästen zusammen und disputirteu über die Schönheit der griechischen Musik, und nach ihrem Reeepte präparirten die Musiker die Monodie. Nun die Sprache gesunden war, sollte auch das antike Drama in neuer Form auserstehen, und da erging es ihnen wie jenem Alchymisten, der statt des gesuchten Goldes das Porzellan sand — statt des angestrebten Abbildes des antiken Dramas entdeckten sie die moderne Oper. Doch das sind nur äußerliche Vorgänge, welche in den Verhältnissen der Zeit lagen. Der Anschein ist nicht immer der Gewährsmann historischer Wahrheit. Die Oper war schon längst vorbereitet, bevor sie in den Gesichtskreis der Kunst trat. Sie ist organisch nach dem der musikalischen Kunst innewohnenden Naturgesetze erstanden aus den künstlerischen Antrieben der mittelalterlichen Ueberlieserung, und jene Florentiner gestalteten nnr das, was bereits zur Gestaltung überreis war. Wenn auch erzaristokratischer Abkunst, ist die Oper nichtsdestoweniger eine geschichtlich begründete, mit einer künstlerischen Mission betraute Erscheinung. Keineswegs aber läßt sie sich zum Culminationspunkt aller musikalischen Bildungen hinausschrauben, sie ist zunächst nur die nothwendige Durchgangssorm zu einer reicheren und sreieren Entsaltung der Musik. In der Kirche und in der Klosterzelle hatte die Tonkunst ihre erste Erziehung genossen, an dem Meßeultus sich erstarkt und emporgebaut zu der kunstvollen Architektonik des polyphonen Satzbaues. Als nun die Zeit gekommen war, wo das Gebot einer Erweiterung des Ausdruckes zu einer individuellen Gesühlssprache an sie herantrat, sand sie in dem dramatischen Gerüst des Theaters die Stütze, deren sie nothwendig bedurste. Ietzt sand auch die zahlreiche Familie der Instrumente den ersehnten Spielraum, sich zur Geltung zu , ingen. Es bildete und organisirte sich das Orchester und an ihm bildeten sich die Formen, in welchen die Musik in voller Freiheit sich ergehen und sich als selbständige Kunst ihren Schwesterkünsten ebenbürtig zur Seite stellen konnte. In der Prachtblüthe der Symphonie seiert die Musik ihren höchsten Triumph, die Symphonie mithin ist es, in welcher das geschichtliche Werden der Musik grandios sich zuwölbt. Wagner liebt es, die Musik als eine weibliche Kunst auszusassen, allein ein Blick in den Coneertsaal kann ihn belehren, daß diese weibliche Kunst, wo sie aus ihreu eigenen Mitteln schöpst, sich als männlich stark erweist. Versolgen wir das Flußbett der Oper, so sinden wir es eingedämmt von Lagern abgestorbener Partituren, in denen zum großen Theile einst ein gar krästiges Genie pulsirte. Aus den Repertoiren sällt jahrein jahraus ein oder das andere dürre Blatt ab, au dessen srischem Grün die Zeitgenossen sich weideten und dem sie eine unvergängliche Lebenskrast zusprachen. Wie anders aber, wenn die Musik als Selbstherrscherin austritt. Die Sonaten und Suiten Händels und Bachs werden jünger, je weiter die Zeit vorschreitet. Die Chöre Händels und Bachs klingen noch ebenso krästig und zündend drein, wie zur Zeit ihres Entstehens, denn wo das Tonwesen das Recht hat, souverän über dem Worte zu walten, da emaneipirt es sich von der Macht desselben und kann seine Vollkrast spielen lassen.

Ueberhaupt nimmt die Geschichte der Musik gegenüber der Geschichte der anderen Künste gewissermaßen eine Sonderstellung ein, indem sie in ihren Phasen das interessante Bild eines hestigen Kampses um das Dasein entrollt. In den ersten Ansängen dieser Kunst, die mit den Ansängen der römischen Kirche zusammensallen, stützt sich der Ton wie hülslos und schwach aus das Wort. Er ist diesem unterwürsig und begnügt sich nur, ihm eine höhere Weihe zu geben, ohne sich selbstisch hervorzudrängen. Aber schon in der kleinsten Ligatur regt sich die mächtige Triebkrast des Tones, die in ihm verborgen liegt. Aus der Verschmelzung zweier Töne treiben weitere Verbindungen hervor, die zu langen und bunten Tongewinden sich ausstrecken; da erblüht eine Fülle von Verzierungen, von Melismen verschiedenster Art, von rhythmischen Aeeenten, und der ursprüngliche Sprachgesang erwächst schließlich zu einem Kunstgesang, der sich wie eine schimmernde Decke über dem -Worte ausbreitet. Ein ähnliches Schauspiel stellt sich dar, als im neunten Iahrhundert das Bedürsniß nach harmonischer Gestaltung rege wurde. Aus dem rohen, ungesügigen Organum des Huebald entspann sich durch das Weben des Contrapunktes der polyphone Satz der Niederländer, der mit seinem Stimmgeslechte das Wort gänzlich umstrickte, daß das Tridentinische Coneil sich bewogen sand, gegen den überwuchernden Figuralgesang Einsprache zu erheben, um die Rechte des geheiligten Textes zu wahreu. Und denselben Proeeß sehen wir abermals sich wiederholen, als die Oper in die Erscheinung trat. In der „Eurydiee" der Peri und Caeeini bescheidet sich der Ton zu einer untergeordneten, dienenden Stellung zum Worte gemäß der Vorschrist des Grasen Bardi, eines der Gründer der Oper, daß „die Musik nichts sei als Sprache und Rhythmus und erst zuletzt der Ton, und uicht umgekehrt". Die Melopoe beschränkte sich aus eine einsache Reeitation. Aber nur zu bald sehen wir dieses einträchtige Verhältniß sich lösen. Der Kunstgesang beginnt mächtig auszuschießen in üppigen Coloraturen, welche wie Lianen das Wort umwanden und es schier erdrückten. Aus der andern Seite will das Orchester aus die Dauer nicht in seiner ursprünglichen Bestimmung beharren, den Untergrund sür den Gesaug zu . bilden. Es sträubt sich gegen die dienende Stellung, die ihm zugewiesen war und ringt nach einer gewissen Selbständigkeit neben der Bühne. Unter Mozart richtet es sich schon zu einer symphonischen Bedeutung aus und nimmt einen gesährlichen Anlaus gegen die Bühne, wie denn bekanntlich dem Schöpser des „Don Iuan" die noch an die italienische Oper gewohnten Zeitgenossen vielsach den Vorwurs einer zu starken Iustrumentirung machten. Unter Beethoven rückt die Symphonie in da? Orchester und dringt nun mit unwiderstehlicher Gewalt aus die Oper ein. In „Tristan und Isolde" ist in dem Chor- und Ensemblegesang das letzte Bollwerk derselben gesallen und in der Trilogie zieht die Symphonie mit klingendem Spiel in die überwundene Oper ein und pslanzt aus der Bühne das Siegesbanner aus. Indem Wagner das volle Schwergewicht des dramatischen Ausdrucks in das Orchester legt, so spricht er nur der Symphonie das Wort und handelt darin nur unter den zwingenden Einflüssen des historischen Zuges, welcher sich durch alle Phasen des Bildungsganges der Musik versolgen läßt und alle diese Phasen in eiueu organischen Verband zu einander setzt. Wagner hat die Symphonie zur Herrin über die Oper erhoben; in ihm rächt sich die absolute Musik an dem Worte sür den Frohndienst, den sie demselben so lange leisten mußte. Allein auch in den Formeu der absoluten Musik macht sich eine eigenthümliche Bewegung wahrnehmbar, hindrängend nach Zielen, welche über das engere Weichbild der musikalischen Kunst hinausragen. Bereite in den Symphonien Beethovens erkühnt sie sich, aus ihrer Selbstgenügsamkeit sich herauszuschälen. Der Ausdruck solgt nicht einzig und allein speeisisch musikalischen Impulsen, sondern auch den Anregungen eines der Coneevtion vorschwebenden poetischen Gedankens nnd gestaltet sich, den Forderungen desselben gemäß, mehr oder weniger bestimmt in dem Bestreben, den Widerschein dieses Gedankens aus dem Tonbilde hervorleuchten zu lassen. In den in diesem Bodeu wurzelnden Werken der nachsolgenden Meister, insbesondere der Franzosen, erhebt sich der poetische Gedanke zur Höhe eines gesetzgebenden Faetors und gewinnt sestere Contouren. Er schlägt sich hier zu einem Programm nieder, verdichtet sich dort zu einem Gedicht, welches sich mit der Symphonie verwebt und deren eigentlichen Kern bildet; eine Form, sür welche die Franzosen den Ausdruck Oie-Zmiduie ersonnen haben. Die Programm-Musik ist nun sreilich nichts weniger als eine Ersindung der Neuzeit, sondern ebenso alt wie die absolute Musik selbst. Denn mit dem Momente, da sich die Emaneipation der Musik von dem Wort vollzog, erwachte auch das Bedürsniß, in den Kreis der Formen,- welche das unmittelbare Gesühlsleben schildern, bestimmtere, an Vorstellungen hastende Empsindungen als einen reellen Inhalt hineinzutragen, ja selbst äußere Vorgänge und Ereignisse in der Musik zu eonterseien. So soll eine Sonate von Kuhnau, dem Vater der mehrsätzigen Claviersonate, „präsentiren": 1) Sanls Traurigkeit und Unsinnigkeit, 2) Davids erquickendes Harsenspiel und 3) des Königs zur Ruhe gebrachtes Gemüthe, und von diesen naiven Ausgeburten der musikalischen Phantasie bis zu Beethovens „Schlacht bei Vittoria" zieht sich eine gar lange Strecke Weges. Iene Gebilde sind gleichsam nur Uebungen, in welchen die kaum zur Selbständigkeit gelaugte Musik ihre erste Krast erprobte, während sie in der ProgrammMusik der Neuzeit im Vollbewußtsein ihrer Stärke eher ein übermüthiges Spiel treibt. Von dem poetischen Gedanken sührt nur ein Schritt zur Verkörperung desselben durch das Bild einer äußeren Handlung — und diesen Schritt hat die absolute Musik in „Tristan" und noch entschiedener in der Trilogie gethan und nicht etwa als eine Hülssbedürstige, sondern aus dem sreiesten Antriebe, nm ihre Macht gegenüber dem Worte darzulegen. Denn daß sie in der Smnphonie Beethovens noch nicht ihre letzten Trümpse ausgespielt habe, dasür leisten Mendelssohn, Schumann und Brahms genügende Bürgschast.

So muß denn Wagner vor Allem Anstoß au dem Chor nehmen, sür den sich auch nirgends Raum iu seinem Drama sindet. Für ihn ist der Chor nur eine Menge von „Individualitäten von so untergeordneter Beziehung zum Drama, daß sie zu dem Zwecke polyphonischer Wahrnehmbarmachung der Harmonie, durch nnr musikalisch symphonirende Theilnahme au der Melodie der Hauptperson, verwendet werden könnten". Der Chor kann daher „nur von lebendig überzeugender Wirkung sein, wenn ihm die blos massenhaste Kundgebung vollständig benommen wird. Eine Masse kann uns nie interessiren, sondern blos verblüffen; nur genau unterscheidbare Individualitäten können unsere Theilnahme sesseln". Damit muß nun aber die Musik ihr werthvollstes Vorrecht, welches sie vor den auderen Künsten genießt, gänzlich ausgeben, nämlich das Vermögen, ein und dieselbe Stimmung in verschiedenen Individualitäten gleichzeitig zur Aussprache zu bringen. Und mit dem Chor müßte dann zugleich der Ensemblesatz sallen. Man wird dabei unwillkürlich an den Vorwurs erinnert, den nach der Aufführung der „Iphigenie" ein Gegner Glucks dem Meister in Betreff des Duetts zwischen Agamemnon und Achill machte. Das Zusammensingen der beiden Helden sei verwerslich, da es sich nicht zieme, daß zwei Personen gleichzeitig sprechen. Wagner selbst hat dieser Theorie «in kostbares Moment sür eine gewaltige Wirkung geopsert, nämlich im zweiten Aete des „Tristan" bei dem Erscheinen des Königs Marke mit seinem Gesolge am Schlusse des Liebesduettes. Hier, wo bei dem Anblicke des schuldigen Paares die Empörung über die dem König angethane Schmach aus allen Gesichtern gleichzeitig ausblitzt, erwartet man, daß diese gemeinsame Empsindung in einem gleichzeitigen Ausbruche sich Lust mache, da die Musik die Mittel besitzt, eine gemeinsame Empsindung nach den verschiedenen Personen charakteristisch zu schattiren. Hier war ein <3nsemblesatz durch die Situation motivirt, er war hier eine Naturnothwendigkeit, und dieses Moment verpufft wirkungslos in einer langweiligen Moralpredigt, die der König an die Schuldigen richtet. Man kann die Konsequenz Wagners nicht genug bewundern, man hätte ihm aber in diesem Falle um des Gewinnes einer so mächtigen, so psychologisch begründeten Wirkung willen gern sür eine Ineonsequenz gedankt.

In „Tristan" ist Wagner aus dem Punkte angelangt, wo er sich der letzten Pflichten gegen den traditionellen Bau der Oper enthebt und den von seinem System gebotenen Weg ohne weiteres Bedenken einschlägt. Er selbst bekennt, daß er sich in diesem Werke „mit der vollsten Freiheit und gänzlichsten Rücksichtslosigkeit bewegte und sein System weit überslügelte". „Mit voller Zuversicht versenkte ich mich hier nur noch in die Tiesen der inneren Seelenvorgänge und gestaltete zaglos aus diesem Centrum der Welt ihre äußere Form." In diesen Worten liegt eine Kriegserklärung. Die romantische Phantasie zieht hier alle Register der Willkür, wirst alle Rücksichten sür die Bedingungen zur Seite, welche das Gebot dramatischer Einheit auserlegt. Die srischen, vollblütigen Gestalten der Sage sind in „Tristan" mit dem Geiste Schopenhauer'scher Philosophie imprägnirt, sie siechen am modernen Pessimismus, sie stehen in schneidigem Contraste mit der Zeit und dem Kostüme, welche das seenische Bild vorhält. In der obigen Erklärung aber vernimmt man zugleich die Stimme des absoluten Musikers, denn nur in dem absoluten Musiker kann das Gelüsten Raum gewinnen, die objeetive Erscheinung in dem subjeetiven Empsindungsleben auszulösen. So läßt auch das Orchester alle Zügel schießen und strömt in symphonischer Breite aus. Das Prineip, den musikalischen Satz aus Motive zu bauen, in welchen sich die Hauptstimmungen des Dramas zu musikalischen Themen krystallisiren, übt hier

sein Herrenrecht schon in unbeschränkter Weise aus. Der Chor ist bis aus einige kleine Sätzchen verbannt, welche der Zwang der Situation dietirte. Derselbe Zwang nöthigte den Dichtereomponisten auch in der „Walküre" wie in der „Götterdämmerung", den Chor wider sein Prineip vorübergehend einzuberusen. Der „Tristan" ist ein hochinteressantes Werk, weil es den Stempel des Erlebten an sich trägt, aber nur die mit wunderbarer Treue die überschwänglichen Stimmungen in prachtvollen Farbentönen abspiegelnde Musik kann sür die peinlichen Eindrücke schadlos halten, welche die krankhast überreizte Empsindungswelt der Dichtung hervorrust. Man muß sich aber in dieses Tonwesen erst hineinleben, um seinen hohen Werth zu ermessen.

Der eigentliche Grund aber, warum Wagner mit dem Chor nicht paetiren will, liegt darin, daß eben dieser Chor eine sest geschlossene Masse bildet und sich dem Orchester gegenüber gewissermaßen als ein Gegenorchester hinstellt, welches gegen die Gleichberechtigung des Wortes mit der Musik einen krästigen Widerstand leistet. Und daß diese Masse nicht blos „verblüffen", sondern auch interessiren kann, hat Wagner selbst dargelegt, indem er in seinem der Vollendung zueilenden „Parsisal" dem Chore wieder eine Hauptrolle zugetheilt hat.

Es ist interessant zu beobachten, wie sich jener geschichtliche Proeeß in Wagner personisieirt, namentlich in „Tristan" und in noch höherem Grade in der Trilogie in scharsen und getreuen Linien sich abzeichnet. Man kann ihn in der letzteren bis aus's Tüpselchen nachweisen. Dem Schooße des Orchesters, also dem symphonischen Repräsentanten der absoluten Musik, ist das Musikdrama entstiegen und die absolute Musik umsluthet mit sreiem und unbehindertem Wellenschlage in der unendlichen Melodie das Wort. Denn diese unendliche Melodie, der erste Faetor der Melopoe Wagners und das Kreuz der Legitimisten, ist nicht etwa urplötzlich aus dem Haupte des Meisters gesprungen, sondern eine geschichtlich vorbereitete Erscheinung. Versolgt man den Gang der Melodiebildung von den ersten Ansängen an, so sieht man ein Moment ausdämmern, wo die Melodie die Schleusen ihrer gewonnenen Form durchbrechen und in einem ungeahnten Erguß sich ziellos ausbreiten muß. Waltet doch in der musikalischen Kunst ein eisernes Gesetz in dem Bedürsniß nach einer stetigen Steigerung des Ausdrucks sowol nach Seiten der Form wie der Harmonie und des Colorits. Von dem einsachen Dreiklang, welcher der mittelalterlichen Polyphonie zur harmonischen Basis diente, sührt der Drang nach Erweiterung der aeeordlichen Beziehungen naturgemäß über Schumann zu den überspannten Vorhaltsharmonien, mit denen Wagner hantirt, und in gleichem Verhältnisse nehmen Architektonik und Orchester größere Dimensionen an. Darin bekundet sich ja eben der gewaltige Naturtrieb im Tone, daß die Formen das Element zu sortlausenden Neubildungen in sich tragen. Ebenso wenig sind nun auch die so übel beleumundeten Leitmotive vom Baume gebrochen, sondern den Entwicklungen der letzten Kunstphase organisch entkeimt. Sie deuten sich bereits bei Weber und Meyerbeer, den unmittelbaren Vorgängern Wagners, in dem Streben nach prägnanter Charakteristik an. Denn wenn, wie es z. B. bei dem Letzteren eine Regel ist, die Hauptträger der Handlung bei ihrem ersten Austreten durch eine charakterisirende Phrase sich ankündigen, so ist die Verwendung solcher Motive zu eonsequenter Symbolik nur eine natürliche Folge; sie stellen sich sür die ausgelöste Form als ein Mittel sür die nothwendige Coneentration des Ausdruckes ein. Bei Wagner haben diese Motive nicht etwa allein die Bestimmung, die auftretenden Persönlichkeiten typisch in der Musik auszuprägen, wie auch die bedeutsamen Beziehungen der Handlung zu pointiren, sondern sie versolgen einen höheren Zweck, sie sollen auch die verschiedenen Tonarten des Ausdrucks in einem Grundton verschmelzen, alle Einzeltheile des Baues zu einem Ganzen verbinden, mit einem Wort eine neue, dem Ideale würdige Architektonik beschaffen. Sie verästeln sich in der Trilogie wie ein Nervengeflecht durch das Vorspiel und die drei Dramen und bilden somit das musikalische Band, welches diese vier Werke zu einem einheitlichen Gesammtwerke verknüpst. Vollends aber sällt es in die Augen, wie sehr Wagner unter dem Banne der absoluten Musik steht, wenn man in seinen Partituren dem Systeme in der Behandlung des instrumentalen Tonkörpers nachgeht. Von „Lohengrin" an sehen wir das Orchester durch „Tristan" hindurch in der Trilogie zu einer riesigen Größe anschwellen. Die Bläser treten hier in vollständigen Familien aus, welche mannichsaltige Verbindungen mit einander eingehen, sich aber auch zu kleinen gleichartigen Orchestern gruppiren und mitunter, wie das Quartett der Tuben, das Wort allein sühren. Die Trias der Flöten hat sich in der Vierzahl ausgelöst, und diese Vierzahl ist maßgebend geblieben sür das Blech mit Ausnahme der Hörner, die aus acht herangewachsen sind. Und obendrein hat sich den übrigen Instrumenten noch ein neues in der Donnermaschine beigesellt, welches in der Partitur der „Walküre" einen eigenen Platz neben den anderen erhalten hat. Man hat an der allzu üppigen Instrumentirung Wagners vielsach Anstoß genommen und sie der Sucht nach betäubenden, sinnebestrickenden Effeeten in die Schuhe geschoben. Allein in der Musik gilt nun einmal die Stimme der Mäßigkeitsapostel nichts; das mit so vielem Rassinement angelegte instrumentale Colorit, welches Wagner gibt, ist nichts absichtlich Ausgetragenes, sondern stets im innigsten Connex mit dem Organismus seines Kunstwerkes.

Gegen den Andrang solcher Schaaren vermag selbstverständlich der Gesang nicht Stand zu halten. Das Seepter, welches er bis dahin mehr oder weniger sührte, ist ihm in „Tristan" und vor Allem aber in der Trilogie

völlig von dem Orchester aus den Händen gewunden. Ueber dem Sänger schlagen die Wogen des Orchesters brausend zusammen. Wird aber dem Sänger die Melodie entzogen, so geht er seiner eigentlichen Individualität verlustig; er agirt nur dürstig sort in seinem Spiegelbilde des ihm beigegebenen Motives im Orchester und zählt nur als ein Instrument unter den übrigen Instrumenten, das seinen Genossen gegenüber keine Selbständigkeit beanspruchen kann. Nur eine scheinbare Sonderstellung verbleibt ihm durch die Figur, die er darzustellen hat, und durch das Wort, welches ihm in den Mund gelegt ist.

Allerdings will Wagner die Rechte des Wortes und damit auch des Sängers gewahrt wissen. Er legt bekanntlich aus die deutliche Wahrnehmung des Textes ein besonderes Gewicht. Seine Tonsprache will die Wortsprache keineswegs überholen, sondern in trautem Vereine mit dieser zusammengehen und sich mit ihr zu einer idealen Gesühlssprache verklären. Auch aus dem Worte in dessen Steigerung zum poetischen Ausdruck entspringt eine Melodie, die „Wortversmelodie", welche als die Blüthe der „Worttonsprache" zu bezeichnen ist. Der Versmelodie sällt die Ausgabe zu, jenes „Unaussprechliche" auszusprechen, dessen Kundgebung in dem Vermögen des Orchesters liegt und damit das Ziel und auch zugleich die Schranke der absoluten Musik bildet. Allein der Begriff des „Unaussprechlichen" erössnet eine unermeßliche Perspeetive, denn das Unaussprechliche hat einen mystischen Reiz sür sich, und wird der geheimnißvolle Inhalt auch durch die beste Versmelodie erschlossen, immerhin wird sich zwischen dem Gewinn und dem Erwarteten ein gewisser Abstand ausdecken. Darin eben beruht ja die Zauberkrast der Musik, in welcher ihr keine andere Kunst gleichkommt, daß sie die Phantasie zum Ausdichten dessen in Bildern anregt, was in ihren Harmonien aus dem Dunkel der Ahnung zu uns spricht. In der alten Oper trug die Melodie aus den Wellen des Gesanges das Wort mit sich sort, in dem Musikdrama umbrandet die Symphonie die Versmelodie wie ein Eiland; in beiden Formen ist es immer die Musik, welche den Löwenantheil an der Wirkung an sich reißt.

Iener Anschaunng liegt, streng genommen, die Vorstellung von der Musik als einer stofflosen Kunst zu Grunde. Die Geschichte jedoch lehrt, daß der musikalische Ton ein Stoff ist, der sich nur mühsam geschmeidigen läßt, aber zugleich ein Stoff, der, wie die Spinne ihr Netz, sein Formgewebe aus dem eigenen Körper zieht. Deshalb ist die Musik die jüngstgeborene unter ihren Schwestern, aber nicht die schwächste. Die letzte Consequenz der Theorie würde zu dem srüher angesührten Axiom jenes Grasen Bardi zurücksühren, und da hätte die geschichtliche Entwicklung der dramatischen Musik in Betreff ihres Zieles einen Zirkel beschrieben.

Mit dem Gesammtkunstwerk hätte es somit ein eigenes Bewenden. Der Gedanke, die Einzelkünste als gleichartiges Material in dem monumentalen Bau des Musikdramas zu verwenden, hat zwar ebenso etwas Versührerisches wie der Gedanke der Wiederbelebung des antiken Dramas zur Zeit der Renaissanee, ist aber wie diese doch nur ein schöner poetischer Traum. Poesie, Musik und bildende Kunst können wol bis zu einem gewissen Grade zu Gunsten ein und desselben Zweckes eine Allianz eingehen, allein diese läßt sich nicht bis zu dem Scheitelpunkt eines Gesammtwirkens ausrecht erhalten, in welchem jede dieser Künste ihr Sonderwesen liebevoll diesem Zwecke opsert. Eine reine Harmonie würde stets an dem Umstande scheitern, daß eines dieser drei Elemente auch in dem Gesammtkunstwerke dieselben Coneessionen beansprucht, zu welchen die alte Oper das Publikum aussordert. Wir haben in Bayreuth bei der Aussührung der vier Dramen trotz des gedämpsten unsichtbaren Orchesters die Ersahrung gemacht, daß man des Baedekers der alten Oper, des Textbuches auch hier nicht entrathen konnte. Der musikalische Ton, die Naturbedingung des gesungenen Wortes, wird immer die Deutlichkeit desselben bei dem gleichzeitigen Redestrom der Instrumente mehr oder weniger umsloren. Aus dem Gesammtkunstwerk, in diesem Sinn genommen, würde nur das Grabgelaute der Kunst ertönen. Ist die Phantasie des Genießenden, wie es hier eintreten müßte, völlig in Ruhestand gesetzt, hat sie nichts mehr nachzuschaffen, so stürzen die Ideale zusammen und der zersetzende Materialismus beginnt nun sein schauerliches Werk. Glücklicherweise ist Wagner nur in seiner Theorie so grausam, eine solche Opserwilligkeit von den Einzelkünsten zu erzwingen. Man gebe sich keiner Täuschung hin. In „Tristan" und noch mehr in dem Riesenwerke, in der Trilogie leuchtet die Musik als die eigentlich dominirende Kunst voran. Handlung und Bühne bethätigen sich an dem Gebilde wie in der alten Oper nur als Mittel zum musikalischen Zweck, nur daß die Mittel hier edler, die Bedingungen der Musik idealer sind als dort. Die Handlung an sich kann das Interesse aus die Dauer nicht spannen, weil sie den menschlichen Verhältnissen gänzlich entrückt ist. Wo das Wunderbare zur Natur wird, schwindet der reelle dramatische Maßstab, weil die Faetoren der That an übermenschliche Beziehungen anknüpsen. Nur die Musik besitzt die Macht, uns über die Klust dieser beiden Welten hinsortzutragen, deren Vermittlung dem Verstand versagt ist. Die Musik hat mithin hier, wo Stoff und Handlung bei ihr Hülse suchen, ein Anrecht, sich in den Vordergrund zu drängen, sie hat dieses Anrecht überhaupt, wo sie sich als dritte im Bunde zum Drama gesellt, krast der erreichten Entwicklung im Bewußtsein ihres Beruses und ihrer Stärke.

Ich bekenne offen, daß sür den Eindruck der vier Dramen der Trilogie bei deren Aussührungen das Bild der Handlung aus der Bühne eher hemmend als sördernd aus mich einwirkte. Ich habe dies an mir ersahren, als ich in Bayreuth bei der letzten Vorstellung der „Götterdämmerung" den Schluß des letzten Aetes außerhalb des Theatersaales vor dessen Thüre anhörte. Hier, wo mir die Bühne ganz entrückt war, erhielt ich von der Musik einen so gewaltigen symphonischen Eindruck, wie ich ihn bei den beiden srüheren Vorstellungen nie gekaunt habe, und dieselbe Wahrnehmung machte ich bei den Aussührungen der „Walküre" und des „Rheingold" in Wien. Sobald ich also einzig und allein dem Ohre solgte, da verdichteten sich die schwankenden Schatten des Mythos zu reineren, poetischeren Gestalten als in ihrem Theaterkostüme aus der Bühne. Da glitt ich selbst über die drückenden Längen leichter hinweg, als wenn ich den schleppenden Dialog und den schweren Schritt der Handlung in der Seene versolgte. In der That, wenn ich mich in das wunderbare Vorspiel zur „Walküre" versenke, da seh' ich Wotan über die Wolken schreiten, da steigt er in seiner düstern Großartigkeit vor mir aus, ganz anders als in dem Sänger mit dem unvermeidlichen Speer, und in dem „Feuerzauber" entrollen mir die Töne ein weit seierlicheres Bild der „wabernden Lohe" als die rothbeleuchteten Wasserdämpse der Deeoration. Der Gedanke überfliegt so hoch die Erscheinung, daß man ihm nur aus den Fittichen der Musik solgen kann. Hat man sich nur mit der Coneeption der Handlung einigermaßen vertraut gemacht, so kann man dem Verlaus derselben in der Musik an der Hand der Leitmotive nachgehen, ohne Gesahr zu lausen, aus dem Bannkreis der Stimmung zu gerathen, und die Welt des nordischen Mythos baut sich aus den Tönen aus in erhabeneren Formen als aus den Kunststücken der Bühnentechnik; jedensalls steht die Bühne, wenn es sich um die reine Wirkung handelt, in zweiter Linie. In keinem Bühnenwerke Wagners, selbst „Tristan" kaum ausgenommen, nimmt die absolute Musik eine solche Machtstellung ein wie in der Trilogie. Hier hat sich das symphonische Element gänzlich entsesselt und das Operndrama in einer Riesensymphonie ausgelöst. Machte man einmal den Versuch, das Vorspiel und die drei Dramen als Wortdrameu mit allem seenischen Pomp darzustellen und wiederum das Tonwerk als solches ohne Beihülse der Seene im Coneertsaal auszusühren, man würde sehen, wie sehr sich die Wagschale zu Gunsten des letzteren senken würde. In der Trilogie, der großartigsten, wenn auch nicht der in sich ausgeglichensten seiner Schöpsungen, hat Wagner die letzten Consequenzen nicht nur seiner Richtung, sondern auch der gesammten musikalischen Entwicklungen gezogen. Aus diesen Proeeß begründet sich die Größe Wagners, aber aus ihm resultirt auch die Maßlosigkeit, als die Schattenseite des Meisters. Das Maß ist das unumstößliche Gesetz im Reiche des Schönen; an das Maß ist der menschliche Organismus gebunden.

Ein solcher ist der Standpunkt, von dem ich Wagner aussasse. Ich kann mir den Schöpser der Trilogie nicht als ein von der Geschichte der Tonkunst abgelöstes, als ein isolirtes, aus dem Weichbilde derselben tretendes Phänomen denken, weil ich alle Fäden der Geschichte in ihm zusammenlausen sehe. Wie einst in Palestrina die musikalischen Traditionen des Mittelalters sich personisieirten, wie in Mozart der Geist der beiden solgenden Iahrhunderte ausstrahlte, so hat Wagner die symphonischen Errungenschasten der nachmozart'schen Zeit in sich ausgenommen, sie in seinem Musikdrama bis zu der äußersten Grenze ausgestaltet und damit der neuesten Entwicklungsphase das Schlußsiegel ausgedrückt. Ein Schritt über die Trilogie hinaus müßte zur Pantomime sühren, ein weiterer aus dieser zu der reinen Symphonie zurücklenken.

Der Berus, der Wagner zugesallen ist, bedingt eine Capaeität, die sich nicht aus die musikalische Begabung allein beschrankt, in der vielmehr Musiker, Dichter und Denker zusammenfließen. Denn die Zeit des naiven Schaffens ist vorüber, seit die Musik in die allgemeine Strömung des geistigen Lebens mündet und an den schaffenden Musiker Ansorderungen ergehen, welchen er aus seiner Kunst allein heraus nicht genügen kann. Die musikalische Ausdrucksweise Wagners vermag die gesurchte Stirn des Denkers nicht zu verhüllen, sie zeigt die Spuren der analysirenden Thätigkeit des Verstandes. Aber aus dem ganzen Tonwesen blickt uns das Bild des modernen Zeitgeistes entgegen, und darum klingt diese musikalische Sprache so harmonisch mit den Richtungen der Gegenwart zusammen. Aus diesen Beziehungen schöpst sie ihre Bedeutung und die zündende Krast, mit der sie aus die heutige Generation wirkt, darin wurzeln auch gewisse Gebrechen des Stils, die nur der blinde Enthusiasmus übersehen kann. Deshalb hat wol Wagner eine Partei, aber keine Schule gründen können und wird auch eine solche nicht hinterlassen. Der Iünger, welcher das System Wagners zur Regel seines Schaffens machen wollte, ohne über das angeborne und erworbene geistige Vermögen des Meisters versügen zu können, würde unsehlbar der Barbarei in der Kunst die Thüren össnen.

Und nun die alte Oper. Hat sie in der That von dem neuen Musikdrama den Todesstoß empsangen? Wagner selbst hat aus diese Frage die Antwort gegeben in seinem Werke: „Die Meistersinger von Nürnberg", welches nach dem „Tristan" vollendet wurde, und diese Meistersinger sind nun gerade der Meistergesang Wagners, obwol sie in die Traditionen der alten Oper wieder einbiegen. Sie passen allerdings nicht in den Rahmen einer komischen Oper, wie es in den Intentionen des Versassers lag, weil in ihnen die Springsluth eines echten, urwüchsigen Humors sehlt, sie sallen eher in die Kategorie des Volksstückes. Nichtsdestoweniger hat aber Wagner in dieser Schöpsung ein Musterbild der Oper hingestellt. Die „Meistersinger" überragen den „Tristan", denn sie bewegen sich in einer reineren Atmosphäre; in ihnen verkehren wir mit gesunden Menschen und Zuständen. In den „Meistersingern" hat Wagner die Bedingungen, welche die Gattung der herkömmlichen Oper an einen Componisten stellt, mit Behagen ersüllt und dennoch denselben ein neues Relies zu verleihen und das Blut srischer Ursprünglichkeit einzuflößen gewußt, wol dadurch, daß er dem Orchester gemäß: seinem Standpunkt einen unverhältnißmäßig größeren Tummelplatz angewiesen, als es die srühere Praxis mit sich brachte. Er hat sogar die alte Ouverture wieder in ihre Rechte eingesetzt und in ihr ein Meisterstück geliesert. Krast ihrer Entstehung wird die Oper in ihrer Grundsorm gleich der Symphonie sortleben, so lange wie die Musik lebt, aber das Kunstwerk Wagners dars sich rühmen, diese Gattung einem Läuterungsproeeß zugesührt zu haben durch den Gewinn einer strafferen Form, eines einheitlicheren Gusses und vor Allem durch den künstlerischen Ernst, aus den wir jetzt den Nachdruck legen.

So steht Richard Wagner da, eine gewaltige Gestalt, in der sich die exeentrischen Neigungen unserer Zeit verkörpern. Die Mängel selbst, die uns, seinen Zeitgenossen, so stark in die Augen springen, zeugen doch nur sür die Größe dieser Künstlererscheinung. Für seltene Ueberzeugungstreue sprechen die an das Uebermenschliche grenzende Thatkrast, der rastlose, in so vielen riesigen Partituren, in einer Fülle von literarischen Werken sich bekundende Fleiß, welchen der Meister unverkümmert bi» in sein Alter hinübergenommen hat. Wagner steht jetzt in seinem 66. Iahre und geht daran, eine neue Schöpsung zu beenden. Am Sylvesterabend dieses Iahres wird er die letzte Note zu seinem „Parsisal" schreiben; er hat es gesagt und so wird es auch geschehen.

Vie Dachreiter.

ltieg ich im sturm zur Koje hinab um etwas zu schlasen , Und zu vergessen die Angst, so nahte sie doch mir im Traume. Denn mir pflegte der Kuster von schaprod dann zu erscheinen, wie der gesürchtete Mann mit der Vierbaßstimm« mich ausries, Herzusagen, und ich dastand und konnte den lex nicht. Vder ich sah ihn auch stehn in der offenen Thüre des Kirchthurms, Drohend erhoben das Rohr, und wir drei Jungen, wir mußten An ihm vorbei, von der Treppe herab. Das begab sich wie solget: schaprod kennt Ihr ja wohl? Ein rügensches sreundliches Kirchdors, Das an dem strand aussteigt und wie ein behäbiger landmann städtisch sich schon ausputzt; denn es schimmert mit stattlichen Häusern, sauber geweißt und getüncht, grün glänzen die Fenster und laden. Niedrig ist sreilich die Thür, und wenn man vergißt sich zu bücken, stößt man sich tüchtig den Kops. Denn es wohnen da ältliche schisser, Die sich zur Ruhe gesetzt und das Haus nach alter Gewohnheit Niedrig und zierlich sich bau'n, wie weiland im schiff die Eajllte. Vben aus lustiger Höhe des Users erhebt sich die Kirche, Uralt — denn in das Thor ist ein heidnischer Götze gemauert — Düster, von wenigen Fenstern erhellt, die nicht in der Reih' stehn; Aber der Thurm ist stattlich und dienet den schiffern als Zeichen, stattlich ist auch die Kirche mit steil ausragendem Dache: wer darüber zu wersen verstand, der galt schon als Meister. Ueber das Chor hinaus steht einsam ein strebepseiler, f>lump, von der Kirche getrennt, so wie man's am Dome von lund sieht. Einst zum stützen bestimmt: nun bedurst' er wol selber der stütze; längst schon bröckelt' er ab und war vor Alter gespalten. Und nun hatten die Vienen gebaut im spalte des Pseilers.

Dort war Honig in Masse, so sagten die teute, zu finden.

Da dort Jahre bereits ungestört die Vienen genistet.

schade, daß Niemand den leckeren seim zu kosten vermochte,

wenn nicht Engel vielleicht aus den lüsten herab sich bemühten.

Ostmals blickten wir Knaben hinaus und sahen die Vienen

schlüpsen zur Vefsnung hinaus und hinein und leckten den Mund uns;

Aber vergebens; es reichten die leitern im Dorse so hoch nicht.

Und wir hätten am leib uns Flügel gewünscht wie die Vienen.

„wisset Ihr was? —" so ries ich einmal, da wir älteren Knaben

sonntag Nachmittags Vetglocke gezogen und heimwärts

schon mit dem schlüsselbund uns trollten: es mochte die sonne

Grade den Pseiler so recht anlockend bescheinen; ich sagte:

„wisset Ihr was? wir klettern hinaus und holen den Honig!"

„Johann wolter, Du bist wol nicht klug!" so sagten die Andern.

Aber ich war damals der verwegenste Klett'rer im Dorse,

Dem kein Marquardnest im obersten wipsel zu hoch war.

„Ei was, sagt' ich, was ist denn dabei? wir steigen vom Thurme

Nur aus das Kirchendach und schieben uns sacht an die spitze,

Und dann sind wir am Pseiler, und können den Honig verzehren.

wenn Ihr nicht mitwollt, geh' ich allein!" so dreht' ich den schlllssel
schon in der Churmthür um. Als die Andern so muthig mich sanden,
Vhne Vesinnen an's werk mich machend, als wär' es ein leichtes,
sahn sie einander sich an und kratzten sich hinter den Ohren;
Doch die Veherztesten solgten mir nach durch die offene Thüre.
Und so säum' ich denn nicht und stoße die lnke des Thurms aus,
steig' aus's Dach und setze zur Fahrt rittlings mich und ruse:
„wer kein schneid« ist, solge mir nach!" Da stieg denn auch richtig
Erst Fritz Runge mir nach, mein spießgeselle, der treulich
Jeglichen streich mit mir stets auszusühren gewohnt war.
was ich that, das that er mir nach. Als er hinter mir Platz nahm,
ließ aus der luke sich noch Karl Kasten herunter, doch etwas
Zaghast sich mit dem Fuße des Daches versichernd, wir halsen
Ihm zum sitzen zurecht, so saßen wir Drei aus dem Dache
Rittlings übergeschlagen. Ich ries: „will Keiner denn mehr mit?
schneid«, Ade!" so zogen wir ab. wir rutschten behutsam
Ueber das Dach vorwärts, längst hatt's Ausbesserung nöthig, —
los und bröckelig waren die Ziegel geworden; sie schoben,
während wir vorwärts rutschten, sich hier und da, und der Kalk fiel
Krümelnd herab, und uns wurde dabei schier seltsam zu Muthe.
Doch uns ersüllte so ganz die Vegier nach dem leckeren Honig,
Daß wir nur vorwärts strebten und viel an Gesahren nicht dachten.
Endlich hatt' ich den Pseiler erreicht; da bedient' ich des stock's mich,
Den ich mir mit aus die Fahrt zum Honigstochern genommen.
Voller Erwartung stieß ich den stock in die spalte hinunter,
Rakte hinaus und hinab, und es flogen wol Vienen von dannen,
Aber es kam kein Honig heraus. Ich kratzte und scharrte;
Aber obgleich im Dors auch alte verständige leute
sprachen vom Honig, als sei es gewiß und nicht zu bezweiseln,
war kein Honig im Pseiler: ich stieß statt köstlicher waben
Nichts als altes Gerolle hervor und spinnengewebe.
Ja, ich beugte mich vor und sah mit eigenen Augen,
Daß kein Honig im spalt, und daß wir Narren gewesen.
Ansangs ärgert' ich mich, dann lacht' ich und sagte: „Es hilft nichts!
Hab' ich doch oft mir schon beim Klettern die Hosen zerrissen,
Und nachher war das Nest doch leer!" „Ja, was sangen wir nun an?"
sprach Karl Kasten in kläglichem Ton. „was ist da zu sragen?
Ei, wir dreheit uns um, und rutschen zurück nach dem Thurme!"
Das war leicht wol gesagt, doch als Karl Kasten sich dreh'n soll,
Kriegt er es schon mit der Angst und sürchtet vom Dache zu purzeln.
„Zieh!" so sagt' ich zu ihm, und drehte so stink wie ein Turner
sich aus dem Reck umdreht, mich herum, und mit einiger Mühe
Macht Fritz Rung es mir nach. so blickten wir Veide zum Thurme,
Doch Karl Rasten, er blickt' uns zitternd und zagend entgegen.
Endlich gelang es ihm auch mühsam, nach manchem Versuche,
sich aus der schwindelnden Hshe zu dreh'n und die Neine zu wechseln.
Also traten wir dann den Rückmarsch an: doch der Hinweg
war uns leichter geworden, belebt von Verlangen und Hofsnung.
Unser Kleeblatt war trübselig ernüchtert! „Das Dach bebt!"
Ries Karl Kasten. Der Hinterste sonst, jetzt sollt' er uns sühren:
Aber ein kläglicher Führer! Es hatten sich uns're Gespielen
Unten zuhaus versammelt, und starrten hinaus von dem Kirchhos,
Uns Dachreiter bewundernd. sie riesen, die Meinung bestärkend:
„Nehmt Euch in Acht! Denn es wackelt das Dach! Ja, es drohet den Einsturz!"
Und Karl Kasten vergingen die sinne beinah; doch er rutschte
langsam weiter zum Thurm. Als er zitternd zum Ziele gelangt ist,
Und es nun gilt sich empor zu der lute des Thurmes zu schwingen,
Da entsinkt ihm der Muth. Ihm dünket, zu groß sei der Abstand.
Und er vermag nicht einmal sich auszurichten. Die Thürme,
Klagt er, und schiffe beginnen vor ihm sich zu biegen und schwanken,
Alles schwimmet und kreiset um ihn, kaum hält er sich krampshast
Noch an dem Kirchdach sest wie ein sonntagsreiter am sattel.
„Nein, mir schwindelt!" so ries er. Ich sprach vergebens ihm Muth ein;
Er saß zitternd und bebend und rührte sich nicht von der stelle
Und so waren wir Alle verhindert zum Thurme zu kommen.
Denn wir besaßen ja nicht wie Kolter, der muthige springer,
Ueber ihn wegzuspringen die Kunst, wie sollten wir also
An Karl Kasten vorbei, der sich nicht rüppelt' und rührte?
Also saßen wir drei Dachreiter und hatten die schönste
Muße vom luftigen sitz zu beschauen die herrliche Umsicht.
Ringsum blaute das Meer im Glanze der sinkenden sonne,
Ausgespannt wie ein Rahmen, das lieblich« Rügen gestickt draus.
wittow stieg wie ein wallfischhaupt aus den schäumenden wogen
Mächtig empor, und schimmerte hell von unendlichem waizen,
Iasmnnd dunkelte sern, mit dem waldgebirge, dazwischen

sah man die Kreideselsen des Users. In Mitten der Insel
Chat sich der sreundliche Rugard hervor und weiter nach Mittag
sah man die ragenden Chürme von stralsund, die aus dem Meere
schienen gewachsen zu sein, und die anderen städte von Pommern.
Neben uns, lang und schmal, lag Hiddensoe mit dem Dornbusch:
Endlos schweiste der Vlick aus Rüsten und Vuchten und Inseln.
Moen sogar war deutlich zu sehn, vom kreidigen User
strahlte die sonne, zum Rand schon gesunken, zurück wie ein Vlitzftrahl.
wer nur stimmung gehabt, um in alle der schönheit zu schwelgen!
Aber wir saßen da nun schon eine geschlagene stunde,
Vorn Karl Kasten, je länger je mehr am Klettern verzweiselnd,
Dann Fritz Runge, gemach abwartend, was ich wol beginne;
Ich zuletzt, doch mit meinem latein war auch es zu Ende.

siehe, da kam langsam nach seiner Gewohnheit der Küster Und schulmeister daher, der alt« Tode. Er pslegte sonntag Abends zu Gau im Vratenrocke zu gehen. Rubarth kam dann auch, ein steu'rmann, welcher sein logbuch lange geschlossen bereits: Gau, ein zweispänniger Vau«, ließ sich nicht nehmen, den wirth am sonntag Abend zn machen. Also kamen die Drei zusammen und spielten da schaasskops. Als mein Küster nun naht, langsam, mit geistlicher würde, Hält er die Hand vor's Gesicht und wagt nicht den Augen zu trauen. Als er nun Drei da sieht aus dem Kirchdach sitzen wie Krähen, Die im winter sich setzen aufs Dach in geschlossener Reihe. Nun trug Code gewöhnlich ein Rohr, ein mächtiges, hohes, lederbezogenes Rohr, und es waren im leder verschied'ne Knoten und Ringe gemacht, sie dienten dem stock zur Verzierung, Aber vereinten dabei mit dem Angenehmen den Nutzen; Denn sie verstärkten die wirkung des Rohr's aus den Rücken der schüler. Vbbemeldeten stock trug Code, so sagt' ich mit Absicht. Nämlich er pflegte das Rohr nicht zum spazieren zu brauchen, sondern er trug es so quer, ganz wag'recht, unter dem Arme. Als er uns aber erblickte, da nahm er den stock in die Rechte, schwang ihn schars durch die lust und verrieth so seine Gedanken. Doch er besann sich sogleich und brachte den stock in die alte lage zurück, ihn quer mit dem Arm sesthaltend, dem linken. Ruhig ries er sodann mit seiner gewichtigen stimme:

„siehe doch, Johann wolter, was machst Du da? willst Du vielleicht Dir sperlinge greisen?" Ich sagte daraus: „Nein, Herr schulmeister!" Und so sucht' ich die sache so glatt wie möglich zu machen, sagte zum schluß wie es war, Karl Kasten sei zage geworden, Mein', ihm wäre die luke zn hoch, und es wackle das Kirchdach. „Dummer schnack!" ries Tode mit seiner gewaltigen stimme, „was? Aus dem Kirchdach kann ein gemästeter Vchs noch entlang gehnt Jungen, Ihr steigt sogleich in das Fenster des Churms und vergeßt nicht Unten die Chüre zn schließen! Ihr habt mich doch, Jungen, verstanden?

Marsch!" Als so eommandirt mit donnernder stimme der Küster
Und zugleich ausholt mit dem lederbezogenen Rohre,
springt Karl Rasten empor, als spürt' er den schlag aus dem Rücken,
Faßt« die lnk' und sprang auch hinein, es ging wie geschmiert nun.
Ja, ein kräst'ger Vesehl ist gut sür schwächlich« Menschen!
Auch Fritz Runge besann sich nicht lang, und ich schwang mich als letzter
spielend hinein, so waren wir denn im Thurme geborgen,
Und wir wünschten nur rasch in's weite zu kommen. Davor schrieb
Auster ein p! Er stand in der halbgeöffneten Thüre,
Ariegte den Ersten sogleich beim wickel, wir Anderen drängten
Hinter ihm her, wo möglich vorbei zu kommen am Vger;
Aber er stieß uns zurück, dann schloß er gemächlich die Thurmthür.
„Nun, Dachreiter, so komm! Ich will Reitstund« Dir geben!"
Und so ließ er den ledernen stock mit den Knoten und Ringen
Aus Karl Kasten hinab, in gemessenen pausen. Der Junge
lamentirte nicht wenig und suchte sich noch zu entschuld'gen.
„Mußt Du Narr denn stets mitmachen?" so sagte der Kuster,
Und so ließ er ihn lausen, nachdem er ihn leidlich geprügelt.
Daraus schloß er die Thür von Neuem sich aus, und er langte
sich Fritz Runge zum zweiten; ich suchte dem Kuster noch einmal
Durchzuschlüpsen und ihm vorbei zu preschen, doch wars er
wieder mit sleischiger Faust mich zurück aus die Treppe des Thurmes,
stieß mit der Thür mich nach innen und drehte den schlüssel im schloß um.
„Nun, mein Ritter vom Dach, sprach Tode, ihn spöttisch betrachtend,
sag', Fritz Rung', aus Dich kann Johann wolter wol immer
Rechnen, so ost er 'nen streich ausheckt?" Daß Ich es gewesen,
welcher die Andern versührt, das stand schulmeistern sogleich sest
wie er uns oben nur sah. Ich gab ihm im lernen und Antwort
selten Gelegenheit sonst zum schelten, doch leider die sitten!
ward ein streich nur verübt, war Johann wolter dazwischen,
<vder er galt doch dasür, und mußt' unschuldig es büßen;
letzteres indessen, der wahrheit die Ehre! nicht häufig.
„Komm, Fritz Rung', ich will Dich bewoltern! Du stiegst aus das Dach 'raus,
Und nun steig' ich Dir auch aus das Dach!" so sagte der Kllster.
Und so schwang er den stock und wammste den armen Gesellen,
Daß durch das ganze Dors das Klatschen der streiche zu hören.
Zwar Fritz Runge verbiß sich den schmerz und stellte sich siihllos;
war ich euch selbst nicht da, so dacht' er an mich doch, und wußte,
Daß ich den schmerz zu verrathen zu stolz war; aber der Allster
ließ in geschwinderem Taet dermaßen den stock sich bewegen,
Daß mein Fritz gottsjämmerlich schrie. Mir ward in dem Thurme,
Als ich die laute vernahm, sür meinen Vuckel doch bange,
Und ich dacht« daran, in das sparrwerk oben zu slüchten,
wo kein Kuster mir nachzukommen vermochte. Indessen —
wenn mich der Kllster im Thurm' einschloß, und ließ mich die Nacht da?
Davor gruselte mich, trotz aller Verwegenheit, dennoch:
Darum zog ich es vor, dem Geschick entgegen zu gehen.
Als er die Thür ausschloß und an mich nun die Reihe gekommen,
Trat ich hinaus, als sei nichts vorgesallen und sagte:
„Herr schulmeister, ich wollte so gern von dem leckeren Honig
Eine Portion Euch holen" — begann ich in sreundlichster weise.
„so! so! so!" sprach Code, und strich den verbogenen stock ans.
„Johann wolter, wir kennen Dich schon, wir kennen Dein Maulwerk!"
Und dann, ohne mit worten sich weiter in Kosten zu setzen,

wackelt' er so mich durch, wie ich nie im leben geklopst bin.
Ich ward braun und blau, und dem Küster versetzt' es den Athen«:
Kirschroth särbten sich ihm die wie wampen hängenden wangen:
Aber er brachte mich nicht zum schrei'n. „Da, halte den stock mal!"
sagt' er und wollte den schweiß von der stirn abtrock'nen, mit srischen
Kräften nachher sein Züchtigungswerk zu beginnen. Ich aber,
selber im heftigsten schmerz nicht die schwänke vergessend, ich sagte:
„Ach, ich soll wol den stock zu Gau hintragen?" Und ohne
Antwort abzuwarten, ich aus und davon mit dem stocke!
Gau saß schon vor der Thür mit Rubarth: Vauer und seewols
schmauchten den Meerschaumkops und erzählten sich alte Geschichten.
Als ich komme des weg's mit d«m ledernen stock« gelaufen,
Ihn wie der Fähndrich die Fahne beim Vogelschießen zu stralsund
Hoch in die lust auswersend und zierlichst wieder ihn sangend,
Merkten sie aus und riesen: „He, Johann wolter, was gibt es?
Junge, was bringst Du denn da?" „Nun den stock des Küsters: Ihr
seht's ja." „Doch wo bleibt er denn selbst?" sprach Gau. „wo steckt er den» wieder? sagte zugleich Rubarth. wir müssen schon lang aus ihn warten." „Ja, Ihr müsset den Küster entschuldigen, zuckt' ich die Achsel: Denn, so sagt' ich als schalk mit listigem Doppelsinne, Code — er hatte 'nen schlagansall bei der Kirche."

„Der Küster Hatte 'nen schlagansall!" so riesen erschrocken sie Veide. Und sie sprangen dabei so rasch aus die Füße, daß Rubarth sein« pseise verlor aus dem Mund und es gar nicht bemerkte. „Hab' ich nicht stets es gesagt? sprach Gau. Ich warnt' ihn vergebens, warum srißt er so viel?" „Ich hab' es ihm längst prophezeiet! warum säust er so viel? Er wollte mir längst nicht gesallen!" sagte da Rubarth auch, mit schwerem Kummer um Code Und um den dritten Mann bei whist und Voston und schaasskops. Und so liesen sie denn ihm entgegen. Ich rannte nach Hause, Hell auslachend dabei ob meines gelungenen scherzes: Aber wie ost, wie ost bin ich im leben nach Honig Ausgegangen und habe nur voll den Vuckel bekommen!

Wider wind und Wellen!

eich war Norkum vordem durch wallfischsang und durch schiffsahrt,

Und aus der Insel, die nicht blos leuchtet mit silbernen Dünen, sondern das Auge mit wiesen ersreut und goldenen Aeckern, sieht man die Gärten noch heute mit wallfischrippen umzäunet. solch ein wallfischjäger war auch Gerd Eilers und hatte sich ein artiges Geld aus die hohe Kante geleget. Doch schlecht wurden die Zeiten; es kamen in's land die Franzosen, welche die Kllsten bewachten und englische waaren verboten. Also wurden die Häsen gesperrt und es wagte sich kaum noch Irgend ein schifs hinaus und still stand Handel und schiffsahrt. Darin konnte jedoch sich Eilers nicht finden, der kühnen Und hossärtigen sinnes. „was kehr' ich mich an die Franzosen? sagt' er; dasür weiß wol Gerd Eilers sich Rath noch zu schaffen, westwärts stießet von Vorkum die Eins nnd stießet auch ostwärts, wenn ich nur tüchtig die Hand der Franzosen versilb're, so sehn sie links, wenn ich sahre nach rechts, und rechts, wenn ich sahre zur linken!" Also bestellt er ein schiff in Emden. „Du brauchst nicht zu sparen, sprach er zum Vaas, nur mußt Du mir Alles gerade so machen, wie ich es Dir angeb'; ich weiß, was zum segeln gehöret." Und so wurde das schiff denn gebaut nach seinem Gesallen, Ein dreimastiger schöner aus eichenen Planken und Kernholz. Niemals ward ein größeres schiff in Emden gezimmert; Niemand hatte darin auch nur ein Achtel gerhedet; Ganz sein eigen, das herrliche schiff, kein stüver als schuld draus! „Und wie soll es denn heißen?" so sragte der schiffsbaumeister. „Ja, was meinst Du?" so sprach Gerd Eilers mit pfisfigem lächeln. »Ich? Ich nennt' es: Die Vraut; dieweil es so zierlich Und schlank ist. Vder: Die Hoffnung: das ist ein glücklicher Name."

„Die Hoffnung!
Hoffnungen schwimmen so viel aus der see! Ein gewöhnlicher Name!
Nein, mein schiff ist sest, und ich selber verstehe zu fahren,
Darum nenn' ich es auch — Allein Ihr werdet es hören!"
Und da die Flasche zerschlagen am schiffsbug wurde, so taust er's:
„wider wind und wellen!"

„Das ist ein vermessener Name!"
sagte der Vaas und zog nachdenklich die Vrauen zusammen.
„Unser Herrgott sitzt im Himmel und läßt sich nicht spotten!
Daran kann man gedenken aus spiekeroog, in dem Kirchlein,
wo man die zwöls Apostel aus Goldgrund krästig gemalt sieht,
Vilder, die einst die Kapelle geschmückt in einem gewalt'gen
spanischen Grlogsschiff, das hier an der sriesischen Küste
schiffbruch litt in dem sturm, der jach die Armada zerstreute.
Philipp hatte sich auch zu viel mit worten vermessen,
sieh, und die Vilder des Dorskirchleins, aus dem wracke geborgen,

sind nun der einzige Rest von der unüberwindlichen Flotte.
Gott demüthigte noch ganz andere leute, als Dich schon!"
„Freund, Du haft mein schiff mir gebaut, ich bezahle dasür Dich,
Doch ich verlang' in den Kaus nicht lehren und Predigten, hörst Du?"
so sprach Gerd, der nicht aus Andre zu achten gewohnt war,
Und so suhr er nach Vorkum zurück, um das Geld sich zu holen,
Das rückständig noch war sür den Vau an den Meister. Im Eckschrank
lag es schon lange bereit, im neuen und stattlichen Hause,
Das mit der Iahrszahl prangt' und der messing'nen Wettersahne,
Mit drei stattlichen linden, wenn über dem Dache die wipsel
winterlich kahl auch sind von den stürmen der sriesischen Küste,
Und mit dem Garten, der hier mit wällen beschützt vor dem sand war,
Dort von riesigen Knochen umzäunt: sie erinnern den schiff«
Manches sröhlichen Fang's und der glücklich gewors'nen Harpune.
Fest gegründet war Gerd Eilers' Glück aus dem lande;
Aber er glich dem Hund, der den Knochen verliert aus dem Maule,
weil er schnappt nach dem schatten, der ihm aus dem wasser sich zeiget!
Vorkum sprach von nichts als dem schiff mit dem trotzigen Namen,
Und als Gerd mit dem Geld aus dem Haus trat, stand wo! die halbe
Insel umher, und es war ihm schon recht sich beachtet zu sehen.
Als ihm die Truhe so schaukelt am Arm, da löst sich der Voden
Und in den sand rollt flirrend das Geld, als wollt' es ihn mahnen:
„Gib mich nicht weg!" Da wurde der Kops von Manchem geschüttelt.
„Unglück bringt Dir das schiff: schlag's los! Dies sind nicht die Zeiten,
Gegen den wind zu segeln; es saulen die anderen schiffe,
Und Du bautest Dir eins, schlag's los!" so sagten die leute.
„weibergewäsch!" brummt nur Gerd Eilers und sammelt die Münzen
wieder vom Voden znhaus, bringt's Geld nach Emden zum Vaas hin,
Zählt es ihm baar aus den Tisch und schwimmt in Glück und in Freuden,
wenn er so steht aus dem schiff und mit Kennerblicken es mustert.
Und so nahm er denn slugs, trotz Engelsmann und Franzosen,
Fracht aus Indien an und segelte stolz aus dem Dollart.
Mit ihm suhr sein einziger söhn, ein blühender Jüngling,
Goldig gelockt, treuherzigen Vlick's. In der Nacht vor der Absahrt

Träumt er so schwer und sieht im schlasraum neben sich stehen
Etwas — ein schiffsrumps schien es zu sein, doch dient er zum sarge;
Denn ein leichnam lieget darin mit wallenden blonden
locken, allein das Gesicht ist rerlarvt; rings brennen die lichter.
Das ist das böse, das zweite Gesicht. Da ergrimmet der Jüngling
Gegen das schlimme Gespenst. Er greist nach der scheere, er schneidet
Krästig hinein in das lockige Haar und steckt sich den Vüschel,
welchen er abgeschnitten, in's Vett. Und als er am Morgen
Auswacht und sich besinnt, da findet er richtig die Haare
Neben sich; aber es sind, o schrecken! die eigenen locken,
wie ein Vlick aus den spiegel ihn zeigt. Er hatte die scheere
Gegen das eigene Haupt im Traume gesührt und sich selber
Hatt' er als leiche geschaut und glaubte dem Tod sich versallen.
was ihm im Traume begegnet, erzählt' er dem Vater und sagte:
„wenn ich reise, so zieh' ich das schiff mit mir in's Verderben,
laß mich, bat er, zu Haus." Doch es zürnte der Vater und sluchte,
Volternd von Albernheit und Aberglauben. Der sohn mag
Flehn wie er will, er muß aus die Reise mit. Als mit geressten
segeln in kräftiger Vrise sie sahren inmitten der Nordsee,
Kracht es im schiff; bald hört man ein dumpses Gegurgel im schiffsraum
Und schnell stürzt sich die see in das leck und reißt das Verdeck aus.
Da war sreilich es Zeit an Rettung zu denken! Der Alte,
Vbwol finsteren Muth's, gibt sicher und rasch die Besehle.
Als sie das langboot lösen, so hilft ungerusen die sturzsee
Veim slott machen; sie springen hinein. Als der letzte von Allen
wankt, bleich wie ein Gespenst, mit gerungenen Händen, der schiffer
Aus das Verdeck, was ist es? Der sohn liegt unten und will nicht,
Mag auch der Vater besehlen und bitten, den Uebrigen solgen.
„laß mich, sagt er zum Alten, ich bin das erkorene Gpser;
laß mich hier mit dem schiff allein mein schicksal vollenden.
Ging' ich mit Euch, so würdet Ihr -selbst in die Tiese gezogen.
laß mich, Vater, und rette Dich nur und grüße die Mutter."
„Du barmherziger Gott, wie dars ich denn ohne Dich kommen,
Du Augapsel der Mutter? <v, solge mir, einziges Kind, doch!"
Also slehet der Vater und weint und bestürmt ihn vergebens.
Abgewandt, als versagten den Dienst schon Vhren und Augen,
liegt sein sohn vor ihm da, und es ruft ihm draußen die Mannschaft:
„Kommt, Capitän! Macht sort! sonst mussen wir kappen! so kommt doch!"
Hastig springet der schiffer aus Deck, sieht, daß es zu Ende,
Eilt noch einmal hinab und beschwört bis zuletzt noch den Jüngling,
Und dann schwankt er verzweiselt hinaus und springt in das langboot.
Und hoch werden die Ruder gehoben zum krästigen schlage,
welcher das Voot sortstößt von dem sinkenden schiffe. Da hört man
Plötzlich ein Hülsegeschrei vom Vord her. siehe, da steht er,
sein unglücklicher sohn, in fliegenden Kleidern. In ihm hat
Endlich die liebe des lebens gesiegt. „Kehrt! jammert der Vater.
Gott, mein Kind, mein Kind! wir müssen zum schiffe zurück. Kehrt!"
Und schon hält er das Tau, sein Kind zu retten, in Händen.
„Kehrt!" sie rudern zurück mit übermenschlichen Krästen,
Als hoch über das schiff sich brausend und zischend ein schwarzes
Ungeheuer von wogen ergießt. In die Tiese geschleudert
wurde das Rettungsboot und verschwand in dem gähnenden Abgrund.
Und da es wieder emporarbeitet: wo ist da das neue
Prächtige schiff? Ringsum nur Meer und wogengetümmel!
wind und wellen behielten den sieg. Gerd war wie die Reichen
sonst aus mehr nur erpicht und Geld und Gut; doch er dachte
Damals nur an den einzigen sohn. Der verzweiselte Vater
Mußt' aus dem Voote noch lang umtreiben in sturm und in Regen,
Vis am siebenten Tag, wo die Mannschaft vor Durst und vor Hunger
Fast schon verschmachtet war und erstarrt vor Näss' und vor Kälte:

sprachlos harrten sie schon aus den Tod! — bis das Voot noch bemerkt ward.
Eine schwedische Vrigg kam näher und nahm die dem schiffbruch
Mühsam Entgang'nen an Vord, mitleidig sie hegend und pslegend.
Einer der Mannschast besann sich nicht mehr und starb an Entkrästung;
Alle die Anderen kamen davon mit dem leben, dem nackten.
Und so wurden sie denn an der sriesischen Küste gelandet;
Aber der schiffet, er kam mit traurigem Muth in die Heimat.
Als er in's Haus eintrat, so setzt' er sich ohne zu reden
An den gewöhnlichen Vlatz, Es erschrak darüber die Haussrau:
„Mann, wo kommst Du denn her? was ist's mit dem schiff? wo ist Folgert?"
„Frau, Dn siehst es, ich komm' allein; Du mußt mich nicht sragen!"
sprach er und suchte zu rauchen; doch fiel ihm die Pseise zu Voden,
Daß sie klirrend zerbrach, und gleich wie die thönerne Röhre
schien auch gebrochen der riesige Mann und schluchzte und stöhnte.

„V Herrgott, Du hast uns gestrast sür den srevelnden Namen!"
Ries mit Jammern die Frau, und rang in Verzweislung die Hände.
seit dem Tag war bezähmet der Trotz des unbändigen Mannes,
Und man kannt' ihn nicht mehr, schier weinerlich jetzt und verzagend
sitzt er zu Haus, und als auch Nahrungssorgen sich melden,
Trotz des blinkenden Hahns aus dem Dach und der riesigen Iahrszahl,
läßt er sich willig und still zum Fährmann machen der Insel.
welche Veränd'rung mit ihm! Der alte f>slüger der Meere
Fährt jetzt über das watt Frachtgüter und Gäste zum Vaden!
Der einst Vogel gewesen, ist jetzt zur Vriicke geworden!
Also haben ihn Manche gesehn, die am herrlichen strande
Vorkums sröhliche lust und Gesundheit suchen im Meere.
Einst so trotzig und laut, sitzt jetzt Gerd schweigend am Ruder,
schauet nach Ebb' und nach Flut, so struppig und finster wie Eharon,

Ncber Fetischismus.»)

Von

F. Max .Müllcr.

— Vrsord. —

Der Vegriss von Fetisch zu weit ausgedehnt.

^iine der größten Schwierigkeiten, die uns entgegentritt, wenn wir in wirklich wissenschastlicher Weise das Problem des Fetischismus zu behandeln suchen, ist die weite Ausdehnung, welche man der Bedeutung dieses Wortes gegeben hat. De Brosses, wie wir sehen, spricht schon von Fetischen nicht nur in Asrika, sondern bei den rothen Indianern, den Polynesiern und den Stämmen im Norden von Asien. Nach seiner Zeit hat es kaum einen Winkel der Erde gegeben, wo Reisende nicht Spuren von Fetischdienst zu sinden geglaubt. Diese Tendenz, an allen Orten Aehnlichkeiten zu sinden, hat ihre volle wissenschastliche Berechtigung. Es ist eben der vergleichende Geist, der überall geschästig ist und der bereits die größten Ersolge in unserer Zeit errungen hat. Nur sollte dabei nicht vergessen werden, daß Vergleichuna„ um wirklich wissenschastlich haltbare Resultate zu Tage zu sördern, mit Unterscheidung Hand in Hand gehen muß, sonst kommen wir in Versuchung, so ost wir zwei ausrechte Steine und einen dritten darüber gelegt sinden, von Cromlechs zu schwärmen, und jeden Stein mit einem Loch sür einen Dolmen zu erklären.

Wie haben z. B, vor Kurzem in Deutschland und in England viel von Baumdienst und Schlangendienst zu höreu gehabt. Nichts kann nützlicher sein, als analoge Fälle in weitesten Kreisen zu sammeln; aber ihren wahren wissenschastlichen Werth erhalten solche Analogien erst dann, wenn wir es uns klar machen können, wie unter der aus der Obersläche erscheinenden Aehnlichkeit ost die größte Verschiedenheit in Bezug aus ihren Ursprung zu entdecken ist.

Das ist ja auch der Hauptreiz der vergleichenden Sprachsorschung. Natürlich gibt es Grammatik überall, selbst in den Sprachen der niedrigsten Völker. Die Frage ist, wie ist sie entstanden. Wenn wir unsere grammatische Terminologie, oder Classisieation, unseren Nominativ und Aeeusativ, unser Aetivum und Passivum, unser Gerundium und Supinum in allen Sprachen sinden wollen, so verlieren wir das Nützlichste, was ein vergleichendes Studium der Sprache uns lehren soll, Wir lernen nicht, wie dieselbe Absicht in hundert verschiedenen Sprachen, aus hundert verschiedenen Wegen erreicht werden konnte und erreicht wurde. Hier erhält der alte lateinische Spruch seine wahre Bedeutung: 8i äno clieuut iäem, non est iäeui. Wenn zwei Sprachen dasselbe sagen, so ist es deshalb nicht immer dasselbe.

Wenn es überall aus Erden Fetischdienst gibt, nun so ist dies gewiß eine interessante Thatsache, aber ihre wahre wissenschastliche Bedeutung erhält sie erst, wenn wir verstehen lernen, warum dies so ist. Die Hauptschwierigkeit, die zu lösen, ist, wie ein Fetisch ein Fetisch geworden, und wenn wir den Fetischismus von dieser Seite angreisen, so werden wir bald sehen, daß, obgleich die Fetische anscheinend überall dieselben sind, ihre Anteeedentien sast nirgends dieselben gewesen. Ich halte dasür, daß es keinen Fetisch ohne Anteeedentien gibt, und daß das wahre und wissenschastliche Interesse des Fetischismus hauptsächlich in diesen Anteeedentien liegt.

Antecedentien des Fetischismus.

Betrachten wir nun einige der gewöhnlichsten Erscheinungen von sogenanntem Fetischismus, und wir werden bald einsehen lernen, aus wie verschiedenen Höhen der menschlichen Natur die Quellen liegen, aus denen er entspringt.

Wenn die Gebeine, oder die Asche, oder das Haar eines verstorbenen Freundes als Andenken ausbewahrt werden, wenn man sie an sichern oder heiligen Orten niederlegt, wenn man sie von Zeit zu Zeit betrachtet, ja selbst, wenn Trauernde in ihrer Einsamkeit stille Worte an sie richten, so kann dies Alles Fetischismus genannt werden.

Ebenso, wenn ein Schwert, das ein tapsrer Krieger gebraucht hat, oder eine Fahne, unter der einst ein Sieg ersochten wurde, wenn ein Stock, oder sagen wir ein Seepter, wenn ein Calabasch, oder sagen wir eine Trommel mit Ehrsurcht und Enthusiasmus von Soldaten begrüßt werden, ehe sie selbst zur Schlacht ziehen, so mag auch dies Fetischismus genannt werden.

Wenn sodann, wie es ja ost geschieht, diese Fahnen und Schwerter von Priestern gesegnet werden, oder wenn man gar die Geister derer, welche sie srüher getragen, anrust, als ob sie gegenwärtig wären, so mag auch dies als Fetischismus dargestellt werden.

Wenn der Soldat im Unmuth über seine Niederlage sein Schwert über das Knie bricht, oder seine Fahne zerreißt, oder seine Adler wegwirst, so könnte man sagen, daß er seinen Fetisch züchtigt; ja man könnte beweisen wollen, daß Napoleon ein Fetischdiener gewesen sein müsse, als er aus die Pyramiden hinwies und zu seinen Soldaten sagte: „Vierzig Iahrhunderte blicken aus Euch von diesen Denkmälern herab."

Dies ist eine Art von Vergleichen, wobei man die Aehnlichkeiten alle Unterschiede verdecken läßt. Wollen wir aber die alten Gebräuche wilder Völker nicht nur kennen, sondern auch verstehen lernen, so können wir gar nicht genug aus ihre Unterschiede achten. Die Gründe, ans denen ein Stock oder ein Stein verehrt wurde, sind unendlich. Zuweilen bezeichnet der Stein ein verlassenes Heiligthum, oder eine alte Gerichtstätte,*) oder ein Schlachtseld, oder das Grab eines Königs, oder den Ort eines Mordes.**) Zuweilen sollte er die heiligen Grenzen zwischen Stämmen und Familien beschützen. Es gab Steine, aus denen man Waffen versertigte, es gab andere, aus denen man Waffen schars und schneidig machte; es gab Steine, wie die Iadesteine, welche man sogar in Schweizer Seen sindet, die wie Heiligthümer aus weitester Ferne gleichsam als Familienerbstücke mitgebracht wurden. Es gab auch Steine, die vom Himmel gesallen. Sollen nun alle diese Steine einsach als Fetische katalogisirt werden, weil sie alle aus sehr guten, aber sehr verschiedenen Gründen eine gewisse Ehrsurcht in alten oder neueren Zeiten genossen?

Zuweilen beweist die Ehrsurcht, die man einem ganz rohen unbeyauenen Steine als dem Bilde eines Gottes beweist, eine höhere Krast der Abstraction als die Verehrung eines Meisterwerks von Phidias; zuweilen ist die Verehrung, die man einem Steine, der wie ein Mensch aussieht, beweist, eine sehr niedrige Stuse des Gottesbewußtseins. Wenn wir zusrieden sind, dies und vieles Andere einsach als Fetischismus zu betrachten, so wird man uns bald sagen, daß der Stein, aus dem alle Könige von England gekrönt worden sind, ein alter Fetisch ist, und daß wir in der Krönung der Königin Vietoria ein Ueberlebsel (sui-vival) von angelsächsischem Fetischismus zu erkennen haben.

Dieses Suchen nach Fetischen und Ueberbleibseln vom Fetischismus ist so weit getrieben worden, daß Reisende in Asrika die Eingeborenen sragen, ob sie denn wirklich an Fetische glauben, als ob der arme Neger oder Hottentotte oder Papua eine Idee haben könnte von dem, was wir unter Fetisch verstehen. Die als Ausdrücke sür Fetisch bei den Asrikanern angesührten Namen sind Fri-Fri, ^ru-Fru, oder M-^u, wahrscheinlich alle ursprünglich dasselbe Wort.***) Ich mnß wenigstens ein Beispiel an

sühren, um zu zeigen, wie weit höher zuweilen der Examinandus, selbst wenn er ein Neger ist, stehen kann, als der Examinator. Ein Neger, der einem Baume Verehrung erwies und ihm Speise darbrachte, wurde daraus ansmerksam gemacht, daß der Baum doch nichts esse, und vertheidigte sich dagegen mit der Antwort: „O der Baum ist nicht Fetisch, der Fetisch ist ein Geist und unsichtbar, aber er hat sich hier in diesem Baume niedergelassen. Freilich kann er unsere körperlichen Speisen nicht verzehren, aber er genießt das Geistige davon und läßt das Körperliche, welches wir sehen, zurück." Die Erzählung scheint sast zu gut, um ganz wahr zu sein, aber sie beruht aus dem Zeugniß von Halleur,^) und sie mag wenigstens als ein warnendes Beispiel dienen gegen die Art und Weise, alle heiligen Gebräuche eines wilden Stammes nach einer Regel zu erklären, und technische Ausdrücke zu gebrauchen, ohne sie vorher sorgsam gewählt und erklärt zu haben.

Die Verwirrung wird noch verwirrter, wenn Reisende, die sich daran gewöhnt haben, das Wort Fetisch in seiner neuesten Comtischen Bedeutung zu gebrauchen, und denen es zu einer ironischen Bezeichnung sür Gott geworden ist, ihre Beschreibungen von wilden Völkern, unter denen sie gelebt, in diesem philosophischen Jargon schreiben. So berichtet ein Reisender, daß die Eingeborenen erzählt, wie der große Fetisch von Bamba im Busche lebe, wo kein Mensch, ihn sieht oder sehen kann. Wenn er stirbt, sammeln die Fetischpriester seine Gebeine, um sie wieder zu beleben und zu ernähren, bis sie wieder Fleisch und Blut gewinnen. Hier sieht man deutlich, wie „der große Fetisch" im Comtischen Sinne de« Wortes gebraucht ist, wie es nicht mehr Fetisch, sondern Gottheit bezeichnet. Ein Fetisch, der im Walde lebt, aber nicht gesehen werden kann, ist ja das gerade Gegentheil von einem leiti^o, oder einem Gru-gru, oder was wir sonst sür einen Namen gebrauchen wollen, um die leblosen und sichtbaren Gegenstände zu bezeichnen, welche von Menschen, nicht nur in Asrika, sondern in der ganzen Welt, während einer gewissen Phase ihres religiösen Bewußtseins, verehrt worden sind.

Fetischismus überall.

Gehen wir einmal so weit, so ist es natürlich leicht, Fetische überall bei alten und neuen, bei wilden und eivilisirten Völkern zu sinden. Das Palladium von Troja, welches, wie man annahm, vom Himmel gesallen war und die Stadt uneinnehmbar machte, kann ein Fetisch genannt werden, und wie ein Fetisch mußte es von Odysseus nnd Diomedes gestohlen werden, ehe Troja erobert werden konnte.

») Das «eben der Neger West-Asrikas, 2. 4«; bei Waiß, II, T. 188. IVIoi-, primitive Kultur,?, II, 197,

Pausanias*) erzählt, daß in alten Zeiten die Götterbilder in Griechenland rohe Steine waren, und er erwähnt solche Steine als noch zu seiner Zeit, im 2. Iahrhundert n. Chr. G., als in vielen Theilen Griechenlands existirend. In Pharä erzählt er von 30 viereckigen Steinen, nahe bei der Statue des Hermes, welche das Volk verehrte und jedem einen Namen gab. Die Thespianer, die den Eros verehrten, hatten eine Bildsäule von ihm, die ein bloßer Stein war.**) Die Bildsäule des Herakles zu Hyettos war von derselben Art,***) nach dem Brauch der Alten, wie Pausanias selbst bemerkt. In Sieyon erwähnt er ein Bild des Zeus Meilichios, und ein anderes der Artemis Patroa, beide ohne jede Kunst, das erstere eine bloße Pyramide, das letztere eine Säule. 1°) Zu Orchomenos beschreibt er wieder einen Tempel der Chariten, in dem sie als rohe Steine verehrt wurden, von denen man glaubte, daß sie zur Zeit des Eteokles vom Himmel gesallen seien. Erst zur Zeit des Pausanias wurden wirkliche Statuen der Chariten in ihrem Tempel ausgestellt.-s-f-)

Aehnliches sinden wir in Rom. Steine, welche vom Himmel gesallen sein sollten, wurden angerusen, einen günstigen Ersolg bei kriegerischen Unternehmungen zu verleihen. 1"!"!-) Mars wurde durch eine Lanze dargestellt, Augustus, nachdem er zwei Seeschlachten verloren, straste seinen Neptun wie einen Fetisch, indem er sein Bild von der seierlichen Prozession der Götter ausschloß. *i) Nero war, nach Suetonius, ein großer Verächter der Götter, obgleich er eine Zeit lang eine starke Verehrung sür die De», L^ri», an den Tag legte. Dies aber hatte bald ein Ende und er that später ihrem Bilde den größten Schimps an. Man sagt, daß ihm eine unbekannte Person ein kleines Bild von einem Mädchen gegeben habe als ein Schutzmittel gegen Verrath, und da er bald daraus eine Verschwörung gegen sein Leben entdeckte, so beschloß er, dieses Bild in Zukunst als die höchste Gottheit zu verehren durch dreimaliges Opser an jedem Tage; ja er wollte, daß man glaube, daß er durch dessen Stimme die Zukunst vorherwisse.*^)

Wenden wir uns nun zu unserer eigenen Religion, zur christlichen, so ist bekannt, wie schlecht die Heiligenbilder von den niederen Classen der römischen Katholiken behandelt zu werden pslegten. Della Valle erzählt, daß in der Mitte des 17. Iahrhunderts portugiesische Matrosen bei einer Windstille die hestigsten Drohungen gegen den heiligen Antonius

von Padua ausstießen, und ihn gebunden haben würden, wenn ihm nicht Iemand zu Hülse gekommen wäre. Sie setzten endlich sein Bildniß aus das Ende des Bugspriets und sagten dabei knieend: „Heiliger Antonius, sei so gut, so lange dort zu stehen, bis Du uns einen guten Wind zur Fortsetzung unserer Reise gegeben hast."*) Frezier erzählt von einem spanischen Schissseapitän, der ein kleines Marienbild an den Mast besestigte und ihm erklärte, es solle so lange dort hängen bleiben, bis es ihm günstigen Wind gegeben hätte.**) Kotzebue erzählt, daß die Neapolitaner den heiligen Gennaro vseeuio laäroue, dirdons, soeler»ta schimpsten, weil er einen

Lavastrom nicht ausgehalten hatte, und daß man ihn sogar geprügelt habe.***) Wenn russische Bauern und Bäuerinnen irgend eine unziemliche That in der Nähe von Heiligenbildern begehen wollten, so deckten sie Tücher über die Bilder, damit dieselben nichts davon sähen. Ia ein russischer Bauer, der eine schlechtere Ernte gehabt als sein Nachbar, borgte von diesem dessen Heiligenbild und stellte es beim Ackern aus den Pslug, um so einen reicheren Ertrag zu erzielen.-f-)

Alle diese Erscheinungen würden von einem Fremden, der ihre Entstehung nicht kennt oder errathen kann, einsach als Fetischismus behandelt werden, während wir eine unendliche Reihe von Anteeedentien erblicken, durch die allein es möglich wurde, daß das Bild einer Iungsrau oder eines Heiligen an den Mast gebunden werden konnte, u» günstigen Wind zu bringen. Muß es denn in Asrika so ganz anders gewesen sein? Warum sollen diese Fetische keine Geschichte, keine Entwickelung gehabt haben, sondern so wie sie sind aus der Erde gesprungen sein? Um es kurz zu sagen, wenn wir sehen, daß Alles, was Fetisch genannt werden kann, in anderen uns bekannten Religionen seeundär ist, warum sollen alle Fetische in Asrika primär gewesen sein? Wenn ein Fetisch überall Voraussetzungen hat, wenn er überall von mehr oder weniger entwickelten religiösen Ideen begleitet ist, warum soll er in Asrika den Ansang aller Religion gebildet haben? Anstatt den Fetischismus in allen anderen Religionen, deren Eutwickelung wir theilweis kennen, durch den Fetischismus der Neger, dessen Entwickelung wir nicht kennen, zu erklären, warum nicht umgekehrt den Fetischismus Asrikas durch den Fetischismus Europas zu verstehen suchen?

^eine Religion besteht blos aus Fetischismus.

Man hat also bis jetzt nirgends bewiesen, daß Fetischismus in Asrika oder sonstwo die ursprünglichste Form menschlicher Religion war, ja man sieht leicht, daß es unmöglich ist, dies jemals saetisch zu beweisen. Aber ich gehe noch weiter und behaupte, daß man bisher auch nirgends bewiesen hat, daß Fetischismus irgendwo, sei es in Asrika oder in anderen Landern, die ganze Religion eines Volkes ausmache. So unvollkommen auch unsere Kenntniß der Religion der Neger ist, dies kann man mit Sicherheit sagen, daß, wo sich die Gelegenheit geboten, die religiösen Anschaunngen selbst der niedrigsten Stämme einer langen, sorgsamen Prüsung zu unterwersen, man noch nie gesunden hat, daß ein ganzer Stamm nichts von Religion auszuweisen habe als bloßen Fetischdienst. Eine Verehrung lebloser Gegenstände ist in Asrika weiter verbreitet, als in anderen Ländern. Die geistigen und gemüthlichen Anlagen des Negers drängen ihn mehr als andere Völker zu dieser niedrigen und erniedrigenden Art des Cultus hin. Dies Alles gebe ich gern zu. Aber ich behaupte, daß Fetischdienst in Asrika ebenso wie anderswo einen Versall bezeichnet, daß der Neger höhere religiöse Begriffe hat als Verehrung von Stöcken und Steinen, und daß Viele, die an Fetische glaubten, zu gleicher Zeit höhere, reinere, wahrere Ansichten über das Göttliche hatten. Aber sreilich, es gehören Augen dazu, um dies zu sehen, Augen, die das Gute entdecken können, wo es auch existirt, ohne immer nur von dem angezogen zu werden, was schlecht ist. Ie länger ich mich mit dem Studium der heidnischen Religionen beschästige, desto mehr wächst meine Ueberzeugung, daß, wenn wir sie mit richtigem Maßstabe messen wollen, wir sie messen müssen wie die Alpen, nach den höchsten Punkten, die sie erreicht haben. Religion ist überall weit mehr ein Sehnen als ein Ersüllen, und ich verlange sür die Religion des Negers nicht mehr als was ich sür unsere eigene verlange, daß man sie beurtheile nicht nach dem, was sie zu sein scheint, sondern nach dem, was sie ist; ja noch mehr, nicht nur nach dem, was sie ist, sondern nach dem, was sie sein kann oder sein möchte im Herzen ihrer besten Bekenner.

höhere Elemente in der Religion der Asrikaner.

Was unter jetzigen Umständen geleistet werden kann, um eine richtigere Ansicht von der wahren Religion des Negers zu gewinnen, hat Waitz geleistet im zweiten Bande seines klassischen Werkes über Anthropologie.*) Waitz, der Herausgeber von Aristoteles' Organon, saßte diesen Gegenstand zuerst in wahrhast wissenschastlicher Weise aus. Er war nicht

nur selbst ganz unparteiisch, sondern er suchte sich auch stets von der Unparteilichkeit seiner Gewährsmänner zu überzeugen, ehe er ihre Ansichten benutzte. Sein Werk hat in England die größte Anerkennung gesunden, wo viele seiner Ansichten und der von ihm gesammelten Thatsachen durch Mr. Tylor eine weite Verbreitung erlangt haben. Die Ansicht, zu der Waitz in Bezug aus den wahren Charakter der Religion der Neger gelangte, kann kurz in seinen eigenen Worten gegeben werden:

„Die Religion des Negers pslegt als eine eigenthümliche rohe Form des Polytheismus betrachtet und mit dem besonderen Namen «Fetischismus» belegt zu werden. Indessen geht aus eiuer genaueren Untersuchung derselben deutlich hervor, daß sie, abgesehen von den extravaganten, phantastischen Zügen, die im Charakter des Negers wurzeln und sich von da aus alle seine Schöpsungen übertragen, im Vergleich mit den Religionen anderer Naturvölker weder sehr eigentümlich ausgeprägt, noch von vorzugsweise roher Form ist. Iene Ansicht läßt sich als allgemein gültig nur sesthalten, wenn man die äußerliche Seite der Religion des Negers allein in's Auge saßt oder ihre Deutung willkürlichen Voraussetzungen entnimmt, wie dies namentlich von Ad. Wuttke (Geschichte des Heidenthums I, S. 69, 71) geschehen ist. Bei tieserem Eindringen, das neuerdings mehreren gewissenhasten Forschern gelungen ist, kommt man vielmehr zu dem überraschenden Resultat, daß mehrere Negerstämme, bei denen sich ein Einfluß höherstehender Völker bis jetzt nicht nachweisen und kaum vermuthen läßt, in der Ausbildung ihrer religiösen Vorstellungen viel weiter vorgeschritten sind, als sast alle anderen Naturvölker, so weit, daß wir sie, wenn nicht Monotheisten nennen, doch von ihnen behaupten dürsen, daß sie aus der Grenze des Monotheismus stehen, wenn ihre Religion auch mit einer großen Summe groben Aberglaubens vermischt ist, der wieder seinerseits bei anderen Völkern die reinen religiösen Vorstellungen ganz zu überwuchern scheint."

Waitz selbst betrachtet das Buch von Wilson über „Westasrika, seine Geschichte Zustände und Aussichten" (London, 1856) sür das in dieser Beziehung nützlichste, aber er sammelt sein Material auch aus vielen anderen Quellen, und namentlich aus den Berichten der Missionare. Wilson war der Erste, der nachwies, wie das, was wir durchaus Fetischismus nennen wollen, von der wahren Religion des Negers gar sehr verschieden ist. Er zeigt uns, daß dieselben Stämme, die uns als Fetischdiener vorgestellt werden, entweder an Götter oder an einen höchsten guten Gott glauben, den Schöpser der Welt, und daß sie in ihrem Dialekte bestimmte Namen sür ihn haben.

Es mag wahr sein, daß man äußerlich diesem höchsten Wesen keine Verehrung beweist, sondern nur den sogenannten Fetischen. Aber dies läßt sehr verschiedene Erklärungsweisen zu. Es kann ebenso gut aus einer zu großen Ehrsurcht vor dem wahrhast Göttlichen, als aus Nachlässigkeit entstehen. Die Odschis*) z. B. oder Aschantis nennen das höchste Wesen mit demselben Worte wie den Himmel, aber sie verstehen darunter oft auch einen persönlichen Gott, von dem sie sagen, daß er alle Dinge gemacht habe und der Geber alles Guten sei, daß er, überall gegenwärtig, Alles wisse, auch die Gedanken der Menschen, und sich dieser in der Noch erbarme. Untergeordnete Geister sind es aber allein, die nach ihrer Ansicht die Welt regieren, und nur die Bösen unter ihnen erhalten Verehrung und Opser.""")

Cruickshank^-**) hebt denselben Zug im Charakter der Neger an der Goldküste hervor. „So alt der Glaube an einen höchsten Gott, der die Welt geschaffen hat und regiert, aus der Goldküste auch sicherlich ist, so wird «der große Freund», «der mich Machende» wie sie ihn nennen, doch nur bisweilen angerusen. Im Unglück sprechen sie: «Ich bin in Gottes Hand, er wird es machen, wie ihm gutdünkt»."

Diese Ansicht wird von den Baseler Missionären bestätigt, die man doch aus diesem Punkte kaum der Parteilichkeit zeihen kann. Sie versichern, daß der Glaube an einen höchsten Gott durchaus nicht ohne Einfluß aus den Neger ist. Ost sagt er sich zum Trost im Unglück: „Gott ist der Alte, er ist der Höchste", „Gott sieht auch mich", „ich bin in Gottes Hand." Der Missionär wagt hinzuzusügen: „Daß sie neben Gott noch tausend und aber tausend Fetische haben, das haben sie leider auch mit vielen Christen gemein.^)"

Die Odschis oder Aschantis, wie wir sahen, besitzen eine ziemlich bestimmte Vorstellung von Gott, den sie den Hohen oder den Höchsten nennen: er ist Schöpser, spendet Regen und Sonnenschein und alles Gute, hat die siebentägige Woche gemacht. Er weiß Alles und in sein Haus oder seine Stadt werden die guten Menschen nach ihrem Tode ausgenommen. Doch läßt er jetzt die Welt gewähren und steht zu hoch sür die Verehrung der Menschen. Geschaffene Geister, die östers heimlich erscheinen und sich besonders den Priestern mittheilen, sind von ihm über Gebirg und Thal, Wald und Feld, Fluß und See als Herren gesetzt. Man denkt sie sich ganz menschenähnlich, theils als gut, theils als böse. In einer Beziehung gehen die Neger so weit als die Europäer, nämlich in der Annahme eines obersten bösen Geistes, dem Feinde der Menschen, der abgeschieden von der Welt im Ienseits wohnt.-s-s)

Einige der Namen des höchsten Wesens bedeuteten ursprünglich Sonne, Himmel, Regenspender; andere Herr des Himmels, Herr und König des

Himmels, unsichtbarer Schöpser. Als solcher wird er auch von den Iebus angebetet, indem sie das Gesicht zur Erde niederbeugen.*) Eines ihrer Gebete lautete: „Gott im Himmel, beschiitze mich vor Krankheit und Tod. Gott, gib mir Glück und Weisheit."

Die Edeeyahs**) von Fernando Po verehren Rupi als höchstes Wesen, neben dem sie viele kleine Götter als Mittelspersonen haben. Nie Duallahs^*) am Cameruns bezeichnen mit demselben Worte den großen Geist und die Sonne.

Die Jorubas glauben an Olorum als den Herrn des Himmels. 5) Sie glauben aber auch an andere Götter und sie erzählen von der Stadt Ise im Gebiete, von Kakanda (5° ö. L. Gr., 8° n. B.) als dem allgemeinen Sitz der Götter, von wo sie selbst herstammen, von wo Sonne und Mond aus der Erde, in die sie begraben waren, immer wieder hervorkommen und wo die ersten Menschen geschaffen wurden.-^)

Römer il"!-) erzählt, daß das Volk von Akra der ausgehenden Sonne eine Art von Verehrung zolle, und Zimmermanns) stellt entschieden in Abrede, daß man dort beliebigen Gegenständen, gewöhnlich Fetisch genannt, irgend welche Verehrung erweise. Aus den Berichten der Baseler Missionäre wissen wir, daß der dort gebrauchte Name sür den höchsten Gott Iongman^-s-) war, welches Regen und Gott bedeutet. Dieser Iongman wird gewöhnlich als identisch mit Nyongmo betrachtet, wie Gott aus der Goldküste heißt. Auch dort bedeutet das Wort den Himmel, der überall ist und von jeher. „Man sieht's ja täglich," sagte ein Fetischmann *^), „wie durch den von Ihm gesendeten Regen und Sonnenschein das Gras und Korn, der Baum entsteht; wie sollte er nicht Schöpser sein?" Die Wolken, heißt es, sind der Schleier, die Sterne der Schmuck von Nyongmos Gesicht. Er sendet seine Kinder, die Wong, die Lichtgeister, die ihn bedienen, aus die Erde, wohin sie seine Besehle zu übertragen oder wo sie diese selbst auszusühren haben.

Diese Geister oder Wongs, die auch sür Fetische ausgegeben worden

sind, bilden ein sehr wichtiges Element nicht nur in der Religion des Negers, sondern auch in vielen anderen Religionen. Sie kommen überall zum Vorschein, wo die Klust zwischen dem Menschlichen und dem Göttlichen zu weit geworden, und wo dann der Mensch nach Vermittlern verlangt, um die Klust auszusüllen, die er selbst geschaffen hat. So vertheidigt z. B. Celsus die Verehrung der 6enii mit sehr wichtigen Gründen. Indem er die Christen tadelt, daß sie sich weigern, den alten ttsnii ihre hergebrachte Verehrung zu bieten, sagt er: Es geschieht dadurch Gott kein Unrecht. Gott kann nichts verlieren, die untergeordneten Geister sind nicht seine Rivalen, so daß ihn die Verehrung, die wir ihnen zollen, verdrießen könnte. Was wir in ihnen verehren, sind nur Attribute von Gott selbst, von dem sie ihre Macht herleiten, und indem ihr sagt, daß es nur einen Gott gibt, lehnt ihr euch gegen Gott selbst aus.*)

Aus der Goldküste**) glaubt man, daß diese Wongs zwischen Himmel und Erde wohnen, Kinder mit einander zeugen, sterben und wieder ausleben. Wong ist 1) das Meer und Alles was darin ist; Wong sind 2) die Flüsse, Seen, Quellen, 3) besonders eingezäunte Stücken Landes und namentlich alle Termitenhansen, 4) die Otutu, die über einem Opser errichteten kleinen Erdhausen, und die Trommel eines gewissen Stadttheiles, 5) gewisse Bäume, 6) gewisse Thiere, Krokodil, Affe, Schlangen u. s. w., während andere Thiere nur den Wongs heilig sind, 7) die vom Fetischmann geschnitzten und geweihten Bilder, 8) zusammengesetzte Sachen aus Schnuren, Haaren, Knöchelchen u. s. w., die als Mysterien behandelt werden, obwol sie verkäuslich sind.***)

Hier sehen wir deutlich den Unterschied zwischen Wongs und Fetischen. Ner Fetisch ist das äußere Zeichen oder Symbol, der Wong der inwohnende Geist. Wir sehen aber auch, hier wie anderswo, die einbrechende Verwirrung, und wie leicht das Geistige zum rein Materiellen herabsankt)

In Akwapim ist das Wort, welches sowol Gott als Wetter bedeutet, Iankkupong. Auch in Bonny, wie im östlichen Asrika, bei den Makuas, wird dasselbe Wort sür Gott, Himmel und Wolke gebraucht.^) In Dahomey soll die Sonne als das höchste Wesen gelten, sie erhält aber keine äußerliche Verehrung.ül-) Die Ibos glauben an einen Schöpser der Welt, den sie Tschuku nennen. Er hat zwei Augen, zwei Ohren, eines im Himmel, das andere aus Erden. Er ist unsichtbar und schläst uie. Er hört Alles, was über ihn gesagt wird, kann aber nur den erreichen, der

) el, I'roucls, in I'rll8er's Mil^inß, 1878, ZI, 1>;l>, ») Waitz, II, S. 183. *") Baseler Wiss.-Ma«„, 1856, II, S. 131. f) Waitz, II. S. 174, 175.

ff) Köler, Einige Notizen über Bonny, 1848, S. cN, Waitz, II, S. 1S9. -st-f-s) 8alt, VovkFs w ^.b)'ssiuiu., 1814, p. 4l.

ihm nahe kommt.*) Könnten wir mehr sagen? Der Gute sieht ihn nach dem Tode, der Schlechte aber kommt in's Feuer. Sagen Einige von uns nicht dasselbe?

Daß einige unter den Negern selbst von dem entwürdigenden Charakter des Fetischdienstes überzeugt sind, das zeigt sich aus solchen Aeußerungen, wie man sie unter dem Volke in Akra hört, daß nämlich nnr Affen Fetische verehren.**)

Ich kann nun allerdings nicht persönlich sür die Genauigkeit von einem jeden dieser Berichte einstehen, aus Gründen, die ich bereits erwähnt habe. Ich glaube aber, wir können uns im Ganzen aus die Genauigkeit eines Gewährsmannes, wie Waitz war, verlassen. Einem Manne, der wie er daran gewöhnt war, varms lsotioues aus griechischen Handschriften zu sammeln, kann man schon zutrauen, daß er es mit seinen Citaten genau nimmt. Faßt man nun aber Alles, was er über die Religion der Neger beigebracht, zusammen, so bekommt man allerdings ein ganz anderes Bild von derselben als srüher. Iedensalls sieht man sehr klar, daß sie nicht in einem einsörmigen Fetischismus besteht, sondern im Gegentheil die größte Mannichsaltigkeit entwickelt hat. Fetischismus sindet sich auch, ja sindet sich mehr in Asrika als in anderen Ländern. Dies Alles mag zugegeben werden. Aber wo bleibt die Behauptung, daß die Religion des Negers in Fetischismus bestehe, daß der Neger über diese tiesste Stuse der Religion noch nicht hinausgeschritten sei? Wir haben bereits gesehen, daß sich in der Religion dieser Völker ganz unverkennbare Zeichen einer Verehrung von Geistern sinden, die in den verschiedenen Theilen der Natur schalten und walten, ja es zeigt sich deutlich eine Ahnung von einem höchsten Geiste, der sich in der Sonne oder dem Himmel verbirgt und offenbart. Es ist gewöhnlich die Sonne oder der Himmel, der die Brücke vom Sichtbaren zum Unsichtbaren, von der Natur zu dem Gotte der Natur bildet. Aber außer der Sonne wurde auch der Mond von den Negern verehrt, und zwar als Ordner der Zeit und des Lebens. Man brachte ihm Opser unter Bäumen, namentlich unter alten Bäumen, die von Geschlecht zu Geschlecht Zeugen der Freuden und Leiden einer Familie oder eines Stammes gewesen waren.

Zoolatrie.

Außerdem sinden wir nun aber in der Religion dieser sogenannten Fetischdiener noch viele andere Elemente, z. B. was man bei anderen Völkern Zoolatrie oder Thierdienst nennt.***) Es ist, scheint mir, eines

*) Lc1iön anä cÜrnwtllsr, ^onnial ol kn l^xpeclition up trw ^iFßr, 1842, I>. 51, 72. Waitz, II, S. 189.

**) Waitz, II, S. 174—178. '"-, Waitz, II, S. 171.

der schwierigsten Probleme der Religionswissenschast, die ersten Beweggründe zu entdecken, welche den Neger und andere Völker bestimmten, gewisse Thiere zu verehren. Wir müssen uns dabei zuerst vor dem sehr allgemeinen Fehler hüten, sür jeden religiösen Gebrauch nur immer einen Beweggrund anzunehmen. Derselbe Gebrauch hat ost in verschiedenen Ländern die verschiedensten Ursachen gehabt. So glaubte man an einigen Orten, daß die Seelen der Verstorbenen in gewissen Thieren weilten. An anderen Orten ließ man Thiere, namentlich Wölse, Leichname sressen, und diese Thiere galten deshalb als heilig.*)

Affen hielt man zuweilen sür Menschen, nur etwas bei der Schöpsung beschädigt, zuweilen auch sür Menschen, die sür ihre Sünden bestrast werden. Manche Stämme glauben, die Affen könnten sprechen, wenn sie nur wollten, und daß sie vorgeben stumm zu sein, um nicht zur Arbeit herangezogen zu werden. Aus solchen Gedanken entwickelte sich leicht eine Abneigung, sie, wie andere Thiere, zu tödten, und von da war es dann nur noch ein kleiner Schritt, ihnen eine gewisse Heiligkeit beizulegen. Es ist bekannt, daß Elephanten, wegen ihrer großen Verstandesentwickelung, mit sehr ähnlichen Gesühlen betrachtet werden. Die Eingeborenen tödten sie nicht gern, und wenn sie es thun müssen, so bitten sie ost das Thier um Verzeihung, nachdem sie es getödtet haben. In Dahomey, wo der Elephant als Fetisch gilt, müssen viele Reinigungseeremonien ausgesührt werden, wenn ein Elephant erlegt worden ist.**)

An manchen Orten wird es als ein Glück betrachtet, von gewissen Thieren getödtet zu werden, so in Dahomey von einem Leoparden.

Es kann viele Gründe geben, weshalb Schlangen eine gewisse Ehrsurcht, ja selbst Verehrung zu Theil wird. Gistige Schlangen werden gesürchtet, und es ist verständlich, daß man sie verehrte, namentlich nachdem ihnen, vielleicht im Geheimen, ihr Gist ausgebrochen. Andere Schlangen sind nützlich als Hausthiere, als Wetterpropheten, und man mag sie also gesüttert, hochgeschätzt und noch einige Zeit verehrt haben, wenn wir nur das Wort in der niedrigen Bedeutung nehmen, die es ost bei ungebildeten Menschen hat und haben muß. Die Idee, daß die Geister der Verstorbenen in Thiere übergehen, ist weit verbreitet, und wenn man sich erinnert, wie Schlangen sich oft in verlassenen, oder auch in bewohnten Häusern verstecken und dann plötzlich mit ihren blitzenden Augen die Bewohner anstarren, so kann man wol die abergläubischen Ideen begreisen, die man sich von ihnen machte. Außerdem ist bekannt, daß in alten wie in neuen Zeiten gewisse Stämme sich Schlangen ^üF^zz) nannten, mochte es nun sein, um anzudeuten, daß sie an gewissen Orten einheimisch und gleichsam

-*) Waitz, II, S, 1?I. Hostmann, Zur Geschichte des Nordischen Systems der drei Culturperioden, 1875, 2. 13, Ann>. **) Waitz. II, S. 178.

wie Schlangen ans dem Boden entspringen, sei es, daß sie, wie Diodorus meint, eine Schlange als ihre Fahne, als ihr Zeichen, als ihr Totem, als ihr Wappen hatten, oder wie man es sonst nennen will. Wie derselbe Diodorus bemerkt, kann entweder die Schlange als Wahrzeichen gewählt sein, weil sie als etwas Göttliches galt, oder sie mag eine göttliche Geltung erhalten haben, weil sie als Wahrzeichen diente. Iedensalls scheint nichts natürlicher, als daß Menschen, die sich Schlangen nannten, mit der Zeit eine Schlange als ihren Ahnherrn und endlich als ihren Gott erwählten. In Indien spielen die Schlangen sehr zeitig eine bedeutende Rolle in Volksdichtung und epischer Poesie. Sie werden bald was Feen und Gnomen in unseren Märchen sind, und sie bilden mit Gandharvas, Apsaras, Kinnaras und andern sabelhasten Wesen die ältesten Motive zur Ornamentirung von öffentlichen Gebäuden.

Ganz verschieden von diesen indischen Schlangen ist die Schlange des Avesta, die Schlange der Genesis und wiederum die Schlangen und Drachen der griechischen und deutschen Sage. Endlich gilt uns noch die Schlange als Symbol der Ewigkeit, sei es, weil sie ihre Haut jährlich abstreist, sei es, weil sie sich in einen Kreis zusammenrollt, oder, wie man sagt, sich in den Schwanz beißt. Iedes von diesen Gebilden der Phantasie hat seine eigene Biographie, und sie alle zusammen zu wersen wäre etwa dasselbe, als wollte man eine Biographie von allen Menschen schreiben, die Alexander -heißen.

Asrika ist voll von Thiersabeln, nach Art der Atopischen Fabeln; doch sinden sie sich nur bei gewissen Stämmen, nicht überall. Man erzählt sogar, daß srüher Männer mit den Thieren sprechen konnten, und in Bornu sagt man sich, daß ein Mann das Geheimniß der Thiersprache seiner Frau verrathen, und daß danach der Umgang zwischen Menschen und Thieren ausgehört.")

Der Mensch allein, soviel wir wissen, scheint nie in Asrika als göttliches Wesen verehrt worden zu sein, und wenn an einigen Orten mächtige Fürsten Ehrenbezeugungen empsangen, vor denen wir schaudern, so müssen wir nicht vergessen, daß während der höchsten Blüthe römischer Cultur dem Augustus und seinen Nachsolgern sast göttliche Ehren erwiesen wurden. In mißgesormten Menschen, in Zwergen, Albinos und dergleichen sehen die Asrikaner ost etwas Ungeheueres, doch kann man deshalb noch immer nicht sagen, daß man sie als göttlich verehre.

l)sycholatrie.

Ein sehr bedeutendes Element in der Religion dieser Völker ist sodann die Ehrsurcht, die man vor den Geistern der Verstorbenen hat.**)

*) Kölle, 2, 145. **) Waw, II. E. 18,. Die Gebeine der Verstorbenen, wie wir sahen, werden ost sorgsam ausbewahrt und mit einer Art von religiöser Scheu behandelt. Die Aschantis haben ein Wort, Kla, welches Seele bedeutet. Nach dem Tode heißt die Seele Sisa. Kla ist 1) das Leben der Menschen, 2) als männlich gedacht, die Stimme, die ihn zum Bösen treibt, als weiblich die, welche ihn davon abmahnt, 3) der persönliche Schutzgeist eines Ieden, der durch gewisse Zaubereien eitirt werden kann und aus Dankopser Anspruch macht sür den Schutz, den er gewährt. Sisa kann wiedergeboren werden, aber es werden auch stets neue Seelen vom höchsten Gotte aus die Erde herabgesendet. *)

Vielseitigkeit der asrikanischen Religionen.

Nun srage ich, ist eine Religion, die so viele verschiedene Seiten darbietet, einsach als asrikanischer Fetischdienst hinzustellen? Finden wir nicht sast jeden Bestandtheil anderer Religionen in dem Wenigen, was wir bis jetzt mit irgend welcher Genauigkeit vom Glauben und vom Gottesdienst des Negers wissen? Hat man irgend einen Beweis erbracht, daß es je eine Zeit gegeben, in der diese Neger nur Fetischdieuer waren, und weiter nichts? Führt uns nicht Alles, was wir thatsächlich wissen, gerade zum Gegentheil, daß nämlich der Fetischismus eine rein parasitische Entwickelung darstellt, die begreislich ist mit gewissen Anteeedentien, aber ganz unverständlich, wenn man sie nur als einen ursprünglichen Impuls der menschlichen Seele darstellen will?

Nein, vom psychologischen Standpunkte aus liegt die wirkliche Schwierigkeit vielmehr darin, wie man die vernünstigen und in manchen Fällen erhabenen religiösen Ansichten dieser Neger mit der rohen Form des Fetischismus zusammenreimen soll, die natürlich nicht weggeleugnet werden kann. Hier können wir nur daran erinnern, daß alle Religion ein Compromiß ist und sein muß zwischen den Weisesten und den Thörichtsten, zwischen Alt und Iung, und daß, je höher der menschliche Geist sich erhebt in seinem Suchen nach göttlichen Idealen, desto unvermeidlicher ihre blos symbolische Darstellung im Geiste der Kinder, ja der Majorität eines Volkes, die stets unsähig ist, die höchsten Abstractionen rein zu ersassen.

Es läßt sich viel zur Entschuldigung der verschiedenen Arten und Weisen des Fetischismus sagen. Er ist eine Hülse sür die schwache mensch liche Natur. Er dient als äußerliche Erinnerung an unsere Pflichten, und in vielen Fällen kann sich der Mensch vom materiellen Zeichen oder Symbol wieder zu höheren geistigen Anschaunngen erheben. Ost auch sindet das menschliche Herz in solchen äußerlichen Dingen Trost, wenn es ihn sonst nirgends sinden kann. Man hört so ost, daß diese äußere

Symbolik jedensalls unschuldig sei, und me>.n wundert sich, weshalb die weisesten Lehrer der Menschheit in so harten Ausdrücken gegen diese Richtung des menschlichen Geistes oder des menschlichen Herzens geeisert haben. Mancher mag sich gewundert haben, daß unter den zehn Gcboten, welche die höchsten und wichtigsten Pflichten der Menschen in kürzester Form zusammensassen sollten, die zweite Stelle dem Verbote jeder bildlichen Darstellung des Göttlichen zuerkannt worden ist: „Du sollst dir kein Bildniß noch irgend ein Gleichniß machen, weder deß, das oben im Himmel, noch deß, das unten aus Erden, oder deß, das im Wasser unter der Erde ist. Bete sie nicht an, und diene ihnen nicht."

Nur ein Studium der Geschichte der alten Religionen zeigt uns die verborgene Weisheit dieser Worte. Man lese nur die Beschreibungen der religiösen Festlichkeiten bei Asrikanern, Amerikanern und Australiern, man sehe nur die pomphasten Schaustellungen in einigen unserer eigenen christlichen Kirchen und Kathedralen. Es ist schwer nachzuweisen, was denn eigentlich bei all diesen äußeren Zeichen und Symbolen, bei Bildern, Weihrauch und Kerzen so verwerslich ist. Viele versichern und sagen, daß sie in ihnen Trost und Stärkung sinden. Aber die Geschichte ist eine strengere und unwidersprechlichere Lehrerin als alle Logik, und was die Geschichte der Religion immer wieder lehrt, ist, daß der Fluch gegen die, welche das Unsichtbare in das Sichtbare, das Göttliche in das Menschliche, das Unendliche in das Endliche verwandeln wollen, bei allen Völkern sich bewährt hat. Wir mögen meinen, daß wir selbst ganz sicher gegen die Gesahren des Fetischismus sind; und doch gibt es wenige Menschen, die nicht ihre Fetische oder ihre Götzen in ihren Kirchen oder in ihren Herzen haben.

Die Resultate, zu denen wir gelangt, indem wir die zahlreichen Werke über den Fetischismus von De Brosses bis aus die Ietztzeit zu Rathe gezogen, sind die solgenden:

1) Die Bedeutung des Wortes Fetisch (leiti^o) ist von Ansang an eine undesinirte geblieben und von den meisten Schriftstellern so weit ausgedehnt worden, daß sie sast jede symbolische oder bildliche Darstellung religiöser Gegenstände in sich schließen kann.

2) Bei Völkern, die eine Geschichte haben, sinden wir, daß Alles, was unter die Kategorie von Fetisch sällt, historische und psychologische Anteeedentien hat. Wir dürsen daher nicht voraussetzen, daß dies bei Völkern, deren religiöse Entwickelung uns unzugänglich ist, anders gewesen sei.

3) Es gibt keine Religion, die sich ganz srei vom Fetischismus gehalten hat.

4) Es gibt keine Religion, die ganz und gar aus Fetischismus besteht.

Hiermit glaubte ich meine Stellung der Annahme eines universellen urzeitlichen Fetischismus gegenüber hinlänglich genau angezeigt und wenigstens das klar gemacht zu haben, daß die bisher bekannten Thatsachen des Fetischdienstes die Frage nach dem natürlichen Ursprung der Religion in keiner Weise zu lösen vermögen.

Die psychologische Notwendigkeit des Fetischismus.

Man hat jedoch von Seiten derer, die am Fetischismus oder vielmehr an der Comtischen Theorie des Fetischismus sesthalten, den Einwurs erhoben, daß dies eben nur Thatsachen sind, und daß zuerst ein ganzes theoretisches System aus dem Wege geräumt werden muß, ehe man zugeben könnte, daß der erste Impuls aller Religion von der Wahrnehmung des Unendlichen komme, das sich uns von allen Seiten in den großen Erscheinungen der Natur entgegendrängt, und nicht von Gesühlen, wie Ueberraschung oder Furcht, die durch den Anblick zusälliger Gegenstände, wie Muscheln, Steine oder Knochen, d. h. durch Fetische, hervorgerusen werden.

Was auch die Thatsachen sein mögen, entgegnet man uns, die Zeugniß sür die srüheste Entwickelung der Religion ablegen sollen, und die ja nur der reine Zusall uns ausbewahrt hat, Niemand dars daran zweiseln, daß es eine Zeit gegeben, sei es in historischen oder vorhistorischen Perioden, wo die Menschen nur Stöcke oder Steine, und nichts weiter, verehrten.

Ich gehöre nun gar nicht zu denen, die meinen, daß unter keinen Umständen eine rein theoretische Beweissührung ebenso überzeugend sein könne als historische Thatsachen. In Bezug aus die Frage aber, die uns hier beschästigt, glaubte ich allerdings genug gethan zu haben, indem ich nachwies, daß sich gerade bei den Völkern, die uns als lebendige Beweise des ursprünglichen Fetischdienstes vorgesührt wurden, religiöse Ideen oft uon solcher Reinheit und Erhabenheit sinden, wie wir sie kaum bei Homer und Hesiod erwarten. Thatsachen sollten hier eine Theorie beweisen, ja hatten anerkanntermaßen den ersten Anstoß zu einer Theorie gegeben, und diese Theorie soll nun bleiben, trotzdem daß die Thatsachen verschwunden oder jedensalls durch und durch verändert sind.

Da es nun aber nie rathsam ist, eine Festung im Rücken zu lassen, wenn wir sie auch aus unserem Marsch sehr gut unberücksichtigt lassen könnten, so will ich versuchen, auch noch diese rein theoretische Ansicht des Fetischismus so kurz als möglich einer Prüsung zu unterwersen.

Wir können es wol sür zugestanden annehmen, daß diejenigen, welche die Ansicht sesthalten, Religion habe überall mit Fetischdienst angesangen, das Wort Fetisch ausschließlich in der Bedeutung von zusälligen Gegenständen gebrauchen, die aus einem oder dem anderen Grund, oder sogar ohne allen Grund, als mit ausnahmsweisen Eigenschasten begabt, betrachtet, und allmählich zur Würde von Geistern und Göttern erhoben wurden. Es scheint immöglich, daß sie der anderen Ansicht sein könnten, wonach ein Fetisch von Ansang an nur ein Emblem oder Symbol, ein äußerliches Zeichen von etwas Anderem gewesen sei, welches Andere ursprünglich vom Fetisch verschieden, erst später in ihn hineinversetzt und schließlich mit ihm identisieirt wurde. Denn in diesem Falle würde ja das Problem, welches ein Beobachter der Entwickelung des menschlichen Geistes zu lösen hat, nicht der Ursprung und die Entwickelung des Fetisch, sondern der Ursprung und die Entwickelung von jenem anderen Etwas sein, welches in den Fetisch hineinversetzt und mit ihm identisieirt wird. Der wahre Ursprung der Religion läge dort, und der Fetisch würde nur eine zweite Stuse in ihrer Entwickelung darstellen. Es genügt auch nicht, mit Prosessor Zeller zu sagen: „daß die Phantasie vernunstlose, selbst leblose Dinge zu Göttern personisieiren kann." Die Frage sür uns ist, woher kam jene Phantasie? und woher kam vor allen Dingen jenes ganz grundlose, ganz unberechtigte Prädieat Gott? Die Theorie des Fetischismus, mit der allein wir hier zu rechnen haben, ist also die, daß eine Verehrung zusälliger Gegenstände der erste unvermeidliche Schritt in der Entwickelung des religiösen Bewußtseins gewesen sein muß und gewesen ist. Religion, so versichert man uns, muß ansangen und sängt an mit einer Beobachtung von Steinen, Muscheln, Knochen und ähnlichen Dingen, und kann sich erst von dieser Stuse zu einem Begreisen von etwas Anderem erheben, nennen wir es Mächte, Geister, Götter oder mit irgend welchem anderen Namen.

Die übernatürlichen Arädic-ate des Fetisch.

Fassen wir diese Ansicht schars in's Auge. Wenn Reisende, Ethnologen oder Philosophen uns erzählen, daß gewisse wilde Stämme Steine, Knochen oder Bäume als ihre Götter betrachten, worüber wundern wir uns denn? Gewiß nicht über die Steine, Knochen und Bäume; nicht über die Subjeete, sondern über das Prädieat, das von diesen Subjeeten ausgesagt wird, nämlich Gott. Steine, Knochen und Bäume sind weit und breit zu sinden. Was der wissenschastliche Beobachter des Wachsthums des menschlichen Geistes zu wissen wünscht, ist, weshalb man sie nicht einsach das nennt, was sie sind, sondern etwas Anderes, nämlich Götter. Hier liegt die ganze Schwierigkeit, und hier eben will man sie nicht sehen. Wenn ein kleines Kind uns seine Katze brächte und uns sagte, es sei ein Wirbelthier, so würden wir uns doch gewiß am meisten darüber wundern, wo ein Kind das Wort Wirbelthier gehört habe. Wenn uns also ein Fetischdiener einen Stein bringt und sagt, es sei ein Gott, so ist unsere erste Frage natürlich die: Wo hast Du das Wort Gott her und was denkst Du Dir darunter? Und doch scheint sast Niemand, der über die Geschichte der alten Religionen geschrieben, das Problem da gesehen zu haben, wo es wirklich liegt.

Zusälliger Ursprung des Fetischismus.

Die Frage, die wir zu beantworten haben, oder aus welche die, welche an einem ursprünglichen Fetischismus sesthalten, zu antworten haben, ist also die: Kann sich etwas Geistiges oder Göttliches aus bloßen Steinen entwickeln? Können wir begreisen, wie es einen Uebergang von der Wahrnehmung eines Steines oder einer Muschel oder eines Knochen zu dem Begriss von Geist oder Gott geben kann?

Man versichert uns, nichts sei leichter.*) Aber wie! Wir sollen uns einen Geisteszustand vorstellen, wenn der Mensch noch keine Ideen hat, außer denen, welche ihm seine süns Sinne bieten. Plötzlich sieht er einen glänzenden Stein oder eine helle Muschel. Er hebt sie aus als eigenthümlich, bewahrt sie, sie werden ihm lieb und theuer, und dann glaubt er, daß dieser Stein nicht ein gewöhnlicher Stein, wie andere Steine, daß diese Muschel nicht eine gewöhnliche Muschel, wie andere Muscheln sei, sondern daß sie Kräste besitzen, die kein anderer Stein, keine andere Muschel je besessen. Man sagt uns, wir brauchten uns nur vorzustellen, daß der Stein srüh am Morgen ausgelesen wurde, daß der, welcher ihn auslas, während des Tages einen Kamps zu bestehen hatte, daß er siegreich daraus hervorging, und daß er also ganz natürlich den guten Ersolg seines Kampses dem Steine zuschrieb. Später, so heißt es weiter, würde er diesen Stein als einen Glücksstein ausbewahrt haben; wahrscheinlich würde er sich mehr als einmal als glückbringend bewährt haben; ja es würden eben nur die Steine, die sich mehr als einmal als glückbringend bewährten, eine Aussicht haben, im Kamps um's Dasein als Fetische übrig zu bleiben. Man würde dann glauben, daß der Stein eine übernatürliche Macht besäße, nicht ein bloßer Stein, sondern etwas ganz Anderes, ein mächtiger Geist sei, und also jede Verehrung verdiene, die ihm sein glücklicher Besitzer beweisen könne.

Dieser Prozeß, versichert man uns, sei ganz natürlich, ganz vernünstig in seiner Unvernunst. Ich leugne es nicht, nur zweisle ich, ob wir darin die Unvernunst eines noch ganz unentwickelten Geistes zu erkennen haben. Der ganze Vorgang, wie er uns hier beschrieben worden ist, erinnert uns weit mehr an moderne als an alte und naturwüchsige Unvernunft. Ia wir können uns denselben kaum verständlich machen, außer wenn wir annehmen, daß der Mensch in seinem Suchen nach dem Unendlichen bereits weit vorgeschritten und im Besitz der Begriffe von Geistig und Göttlich war, deren Ursprung die wahre Religionswissenschast vor Allem zu erklären suchen muß.

5ind die wilden Ainder?

Man machte sich dies srüher ziemlich leicht, indem man meinte, daß das im Fetischismus enthaltene psychologische Problem durch einen bloßen Hinweis aus Kinder erklärt werden könne, die mit ihren Puppen spielen, oder die den Stuhl schlagen, an den sie sich gestoßen haben. Die Unzulänglichkeit dieser Erklärungsweise wurde jedoch bald erkannt, denn selbst zugegeben, daß Fetischismus nur darin bestände, daß man leblosen Dingen eine Art von Leben, von Thätigkeit und Persönlichkeit zuschreibt (man mag dies nun Figurismus, Animismus, Personisieation, Anthropomorphismus oder Anthropopathismus nennen), so kann uns offenbar die Thatsache, daß Kinder dasselbe thun als erwachsene Wilde, nicht über die Thatsache selbst hinweghelsen, oder uns den Schlüssel zur Lösung beider psychologischen Probleme in die Hand geben. Die Thatsache, angenommen daß es eine Thatsache ist, bleibt bei den Kindern so unerklärlich als bei den Wilden. Denn obgleich eine gewisse Wahrheit darin liegt, Kinder Wilde oder Wilde Kinder zu nennen, so müssen wir doch hier, wie bei allen Vergleichen, zu unterscheiden suchen. Wilde sind Kinder in gewissen Dingen, aber nicht in allen. Es hat noch nie einen Wilden gegeben, der, wenn er heranwächst, nicht zwischen lebendigen und leblosen Dingen, also zwischen einem Strick und einer Schlange, zu unterscheiden lernte. Zu behaupten, daß sie in Bezug aus solche Dinge Kinder bleiben, heißt nur, sich selbst durch Metaphern zu täuschen. Auch können Kinder, so wie sie jetzt sind, uns nur wenig helsen, um eine richtige Vorstellung von dem zu gewinnen, was Wilde in vollem Naturzustande gewesen sein mögen. Vom ersten Erwachen ihres geistigen Lebens athmen unsere Kinder eine Atmosphäre, die durch und durch von den Ideen einer weit vorgeschrittenen Civilisation ersüllt ist. Ein Kind, das nicht durch eine schön angezogene Puppe angesührt werden kann, oder das sich so beherrscht, daß es nicht gegen den Stuhl ausschlägt, gegen den es mit dem Kops gerannt, würde viel eher ein junger Philosoph als ein Wilder sein, der sich noch nicht über den Fetischdienst erhoben hat. Die ganzen Umstände und Bedingungen sind so verschieden sür das Kind und den Wilden, daß Vergleiche zwischen den beiden mit der größten Vorsicht ausgesührt werden müssen, ehe sie aus irgend welchen wissenschaftlichen Werth Anspruch machen können.

Ich stimme soweit ganz mit den Anhängern der Fetischtheorie überein, daß ich vollkommen zugebe, daß, wenn wir Religion als ein allgemeines Charakteristieum des menschlichen Geschlechts betrachtet wissen wollen, wir dieselbe ans Bedingungen erklären müssen, die allgemein gegenwärtig sind. Und ich kann es ihnen durchaus nicht verdenken, wenn sie es ablehnen, über den Ursprung der Religion mit denen zu diseutiren, die eine Uroffenbarung annehmen, oder eine sogenannte religiöse Anlage, die den Menschen vom Thier unterscheidet. Wir müssen jedensalls von gemeinsamen und von sichern Prämissen ausgehen. Wir müssen den Menschen so nehmen, wie er ist, im Besitz seiner süns Sinne, und zur Zeit noch ohne irgend welches Wissen außer dem, was ihm seine süns Sinne bringen. Ein solcher Mensch kann allerdings einen Stein auslesen, oder eine Muschel, oder einen Knochen. Aber dann kommt die Frage, die wir vergebens an die Versechter des uransänglichen Fetischismus richten, wo liest dieser Mensch, wenn er Steine, Muscheln und Knochen ausgelesen, zugleich den Begriff eines übersinnlichen Wesens, eines Geistes, eines Gottes aus, und wie kommt er dazu, diese unsichtbaren Wesen zu verehren?

Die vier 5tusen.

Eine Art von Antwort wird uns schon gegeben in den bekannten vier Faetoren, oder den vier Stusen, durch welche Alles erklärt und der Ursprung des Fetischismus vollkommen verständlich gemacht werden soll. Erst kommt die Vorstellung von dem sehr seltsamen Objeete als einem gerade deshalb sehr eigenthümlichen, ganz besondern, werthvollen. Zweitens, die anthropopathische Aussassung dieses Objeetes als eines lebendig sühlenden und wollenden. Drittens, die Setzung des Causalzusammenhanges zwischen diesem Objeete und andern Vorstellungen. Viertens, die Anerkennung des Objeetes als eines machtvollen, welches deshalb mit Ehrsurcht zu behandeln ist, damit es nicht seindlich, sondern sreundlich gesinnt sei und wirke; d. h. also eines Objeetes, welches in Folge seines ihm, zugeschriebenen Wesens und Wirkens Gegenstand der Verehrung wird.

Wird aber durch solche Erklärungen die Schwierigkeit nicht vielmehr durch einen Goldregen von Worten verhüllt, als wahrhast gelöst? Zugegeben, daß ein Mensch über einen seltsamen Stein oder eine Muschel in Staunen geräth, obgleich es so viele andere Dinge gibt, die den Menschen in seiner ersten Entwickelung in Staunen versetzt haben müssen, was ist denn dann eine anthropopathische Aussassung eines solchen Steines? Wenn wir dies Wort in's Deutsche übersetzen, so bedeutet es eben weder mehr noch weniger, als daß man den Stein nicht als einen Stein, wie alle anderen Steine, betrachtet, sondern als lebendig, sühlend und wollend. Dies mag sehr einsach und natürlich klingen, wenn es in technische Ausdrücke übersetzt wird, wenn wir uns durch lange Worte wie Anthropopathismus, Anthropomorphismus, Animismus, Figurismus und wie sie sonst heißen, bestechen lassen. Aber ruhig betrachtet scheint nichts dem gesunden Menschenverstande oder unseren süns Sinnen größere Gewalt anzuthun, als zu sagen, dieser Stein ist ein Stein, aber doch nicht ganz ein Stein; oder, dieser Stein ist ein Mensch, aber doch nicht ganz ein Mensch. Es ist ganz wahr, daß nach einer langen Reihe von Zwischenstusen solche Widersprüche im menschlichen Geiste möglich werden, aber sie entstehen nicht plötzlich, sie sinden sich nicht am Ansang der Dinge, wenn wir nicht ein wahres Wunder annehmen wollen, das noch wunderbarer wäre, als die alte Urossenbarung.

Nein, es ist eben die Ausgabe der Religionswissenschaft, die langsamen und surchtsam wiederholten Schritte zu beobachten, durch welche der menschliche Geist von dem, was einsach und verständlich ist, zu dem sortschreitet, was zuerst über allen menschlichen Verstand hinweg zu gehen scheint. Wenn wir das, was wir erklärt sehen wollen, ohne Weiteres als ganz natürlich hinnehmen; wenn wir einmal zugeben, daß es sür einen naturwüchsigen Wilden ganz natürlich war, einen Stein anthropopathisch auszusassen, d. h. einen Stein sür etwas Menschliches zu betrachten; wenn wir uns mit Worten wie Anthropomorphismus, Animismus, Figurismus u. s. w. besriedigt sühlen, nun dann ist allerdings im Fetischismus wenig zu erklären übrig, und wir können ihn ebenso gut sür eine srühe als sür eine späte Phase des religiösen Bewußtseins ausgeben. Ein menschlicher Stein hat alles Recht, sür übermenschlich zu gelten, und übermenschlich ist nicht mehr sehr weit vom Göttlichen entsernt. Noch braucht es uns zu wundern, daß die Verehrung, die man einem solchen Objeet erweist, größer ist als die, welche einem Steine oder einem Menschen zukommt, daß also auch die Verehrung übermenschlich, und nicht sehr weit entsernt von göttlicher Verehrung sei.

Der Fetischismus nie ursprünglich.

Meine Stellung zum Fetischismus ist also einsach diese: Mir scheint es, daß die, welche alle Religion mit einem ursprünglichen Fetischismus ansangen lassen, das annehmen, was erst zu erweisen ist, daß nämlich jedes menschliche Wesen aus wunderbare Weise mit dem Begriff beschenkt worden ist, welcher das Prädieat eines jeden Fetischs bildet, nennen wir es nun Macht, Geist oder Gott. Daß zusällige Objeete wie Steine, Muscheln, der Schwanz eines Löwen, ein Zops von Haaren oder ähnlicher Unrath einen theogonischen Charakter haben, d. h. zur Ahnung von etwas Uebersinnlichem und Unendlichem hinsühren, ist nie bewiesen worden, während die Thatsache, daß alle wilde Völker, nachdem sie sich einmal zur Ahnung eines Uebersinnlichen, Unendlichen und Göttlichen erhoben, später die Gegenwart desselben auch in rein zusälligen, unscheinbaren Objeeten zu sinden meinten, übersehen worden ist. Es ist erst noch zu beweisen, daß es jetzt ein Volk gibt, oder daß es jemals ein Volk gegeben hat, dessen ganze Religion aus Fetischismus bestand. Es ist erst noch zu beweisen, daß es irgend ein Volk gibt, dessen Religion ganz srei von Fetischismus geblieben. Meine letzte, aber nicht meine geringste Beschwerde ist, daß Viele, die über Fetischismus als eine allgemeine, urweltliche Religion geschrieben, sich sost aus Autoritäten verlassen haben, die kein Philolog und kein Historiker als zulässig anerkennen würde.

Es ist also unsere Pflicht, neue Wege einzuschlagen, wenn wir wissen wollen, welche sinnliche Eindrücke es waren, die im menschlichen Geiste zuerst die Ahnung eines Uebersinnlichen, Unendlichen und Göttlichen hervorriesen.

An den Grenzen der Strategie und Taktik.

Von

Illstus Fchewcrt.

— stuttgart. —

Im Felde, da ist der Mann noch w»« weeth,
Da wird la« Herz noch gewogen!

iliese, jedem Soldaten die Brust hebende Strophe scheint ihre Wahrheit verloren zu haben; wenigstens ist es in den „gelehrteren" soldatischen und Civilkreisen heute Mode geworden, die tadellose Strategie als die unsehlbare Mutter der Ersolge hinzustellen.

Besonders ist es dem norddeutschen Publikum so ost in Feuilletons und von Militärschriststellern, ja selbst in Gedichten erzählt worden, diese edle Kunst habe nichtnur die Saat zu der militärisch glänzenden Epoche der Iahre 64 bis 71 gelegt, sondern dieselbe sogar reisen lassen, daß ich es nur schüchternen Muthes versuche, die Wirkungsgrenze der Kriegskunst zu sondiren. Von letzterer ersreut sich die Strategie, d. h. die Kunst, die Armeen zu rechter Zeit, in richtiger Stärke und „verpslegt" aus den Schauplatz der Thaten zu bringen, einer besonderen Popularität; dieselbe, sowie die Taktik, die Kunst, sich mit militärischem Anstande aus der blutigen Bühne zu bewegen, sind Zwillingsschwestern, die so in einander verwachsen und verwoben sind, daß kein militärisches Seeirmesser es wagen wird, sie gänzlich zu trennen. Daß beide unmittelbar und naturgemäß aus den allgemeinen politischen und sinanziellen Verhältnissen des Landes, aus dem eigenthümlichen Volks- und Staatsleben, der Organisation der Armeen und der Geschichte emporkeimen und von allen diesen Einslüssen besruchtet und bestimmt zu dem jeweiligen Standpunkt der Kriegskunst emporwachsen, ist dem deutschen Volke durch die Ereignisse so nahe gelegt worden, daß ich diese Wahrheit als bekannt voraussetze.

Ein Umstand jedoch ist, meiner Ansicht nach, der allgemeinen Ausmerksamkeit weniger gewürdigt worden, das ist der Uebergang der Leitung der Feldzüge aus der Hand des obersten Heersührers von Stuse zu Stuse abwärts bis zur Selbstleitung des gemeinen Mannes. Mein Nachdenken wurde besonders durch den General R. E. Lee, einst Führer der eonsöderirten Armee im Seeessionskriege, aus diesen Gegenstand gelenkt, als er seine sünszehnte größere Schlacht dirigirte. Er sagte mir nämlich, als er müßig im Schlachtgetümmel bei Chaneellorsville stand und mit sast objeetiver Unparteilichkeit den Fortgang der Schlacht beobachtete: „Captän, ich arbeite mit der ganzen Hingabe meiner Krast und unter Abwägung aller Details und Nachrichten, deren ich mich versichern kann, daraus hin, meine Armee an den richtigen Ort zu bringen. In dem Momente, in welchem die Schlacht entbrennt, überantworte ich in Gottes Namen die Fortsührung der Schlacht meinen Generälen, die dann besser sehen und beurtheilen können, was Noth thut, als ich selber." Auch die Leitung der eommandirenden Generäle, der Divisions- und Brigadeeommandeure endigt in der Hauptsache mit dem richtigen Ansetzen der Truppen zum Kampse und erstreckt sich höchstens aus das gelegentliche Einsetzen der Reserven. Die Führer besinden sich in einem ähnlichen Verhältnisse wie die Spieler beim Kegelwersen. Der Kegelspieler hat die Kugel nur so lange in der Gewalt, als er dieselbe in der Hand hält und kann durch den richtigen Schwung des Armes und irgend eine rassinirte Seitwärtsdrehung ihr viele Chaneen geben, eine tüchtige Verheerung anzurichten; allein sobald die Kugel der Hand entrollt ist, hört der Einfluß des Spielers aus und irgend ein zusälliges Hinderniß kann alle Berechnung zu nichte machen. Ie glatter die Bahn, je runder die Kugel ist, desto mehr wird das Re sultat dem „Aussatz" der Kugel entsprechen; je ausgebildeter die Truppen, je besser ihr Geist und je einsacher die äußeren Verhältnisse sind, desto ersolgreicher werden sie den Plan des Oberseldherrn auszusühren im Stande sein. So entgleitet die Armee mit der Ausgabe der Disposition sür die Dauer der Schlacht der Führung des Oberseldherrn, die Division dem Commandeur :e. und selbst der Regimentseommandeur verliert bald die eigentlichen Zügel der Gesechtssührung aus der Hand; der Bataillonseommandeur wird in den großen rangirten Schlachten der Zukunst noch am längsten die Truppe leiten, während bei den kleineren Schlachten und Gesechten, oder in eoupirtem Terrain der Compagnieches noch einige Zeit Einwirkung aus den Laus der Ereignisse behält. Bei dem letzten Ringen aber ist es heute ost der gemeine Mann, der den Kamps sast selbständig aussicht. Um diesen scheinbar bizarren Ausspruch näher zu beleuchten, möge ein Blick in die Geschichte der neuesten Kriege geworsen werden. In dieser Zeit gerade hat die Strategie unerhörte Triumphe geseiert; die von einem Moltke schon Iahre vor dem Ausbruche der Kriege entworsenen allgemeinen Feldzugspläne wurden sast programmmäßig ausgesührt und mußten, ob gern oder ungern, die einmüthige und gerechte Bewunderung der militärischen Welt erregen.

Wo blieb das Resultat des bewunderten Wurses, wo die geniale Coneeption des geschicktesten Strategen, wenn die Schlacht bei Wörth verloren oder die bei Spichern unglücklich ausgeschlagen wäre, oder auch nur in unentschiedenem Ringen geendigt hätte? Und daß in beiden Schlachten die Möglichkeit wenigstens eines zweiselhasten Ersolges nicht ausgeschlossen war, wird Ieder zugeben, der den Laus der Kampshandlungen aus der Nähe beobachtet hat. Eine solche Resultatlosigkeit aber hatte den deutschen Armeen die einsache Coneentration im Innern Frankreichs versagt und so mit einem Schlage den strategischen Hauptplan verkümmert und wenn er dem vollkommensten aller je dagewesenen militärischen Gedanken entsprungen wäre. Neue Entwürse, aus neuen Vorbedingungen sußend, hätten ausgearbeitet werden müssen. An der ersten Salve, welche jene Schlachten eröffnete, lag und liegt auch in allen Treffen der Zukunst die Grenzbarriere, welche das Aushören der direeten Wirkung der Strategie bezeichnet, und die Taktik, und die mit ihr in engstem Zusammenhange stehende Ausbildung der Leute zum Gesechte, trat und tritt nun in die Stelle derselben ein. In richtiger Würdigung dieser Thatsache wird in allen europäischen Armeen der Truppendressur eine wahrhast wetteisernde Ausmerksamkeit gewidmet; mit wahrem Feuereiser wird gedrillt, exereirt, geturnt, geschossen, instruirt, Felddienst geübt und in kleineren und größeren Verbänden manövrirt, und zwar bis zur äußersten Anspannung der Kräste, unter dem Grundsatze, daß ein Bogen durch öfteren Gebrauch an Elastieität gewinnt und daß die Unthätigkeit des Schwertes den Stahl zum Rosten bringt. Die Taktik, als solche, seiert größere Triumphe in den rangirten Schlachten; jedoch in den halb improvisirten Kämpsen, wie den oben erwähnten, bei Wörth, wo überdies das steile, ost terrassirte Terrain, dicht bestandene Weinberge, Drathzäune und unbetretbare Absätze die taktischen Verbände lockerten, und bei Spichern, wo der Schlachtendonner die Truppen mehrerer Armeeeorps sast eompagnieweise zusammenries, verbieten ost die eigenthümlichen Gesetze der Notwendigkeit den rationellen Gebrauch taktischer Massen, und legen das Endresultat der Schlacht den einzelnen Führern miuoris ^r^äns in die Hand. Gerade diese Siege aber waren und sind auch serner die unerläßlichen Ouvertüren zu den großen, Armeen zerschmetternden Siegesdramen.

Eine nähere Betrachtung der Taktik der beiden besprochenen Schlachten zeigt keinerlei besonders gewandte Manöver, auch keinerlei Dreigliederung in Einleitungs-, Entscheidungs- und Ausnutzungstreffen :e., welche die rationellen Grundsätze der heutigen Kampsweise sast zu gebieten scheinen, sondern die einsachsten taktischen Vorgänge. Ia selbst der sehlerlos angesetzte Vormarsch des Gardeeorps gegen St. Privat hat zu dem glänzenden Resultate wol nicht aus dem Grunde gesührt, weil die überlegen taktische Anordnung der Treffen oder die geniale Verschmitztheit der Verwendung der Kampseinheiten der seindlichen Hand das Schwert entwand; alle die tapseren Theilnehmer jenes blutigen Austrittes werden mit einen» entschiedenen Nein! antworten; die Gründe, die den Sieg herbeisührten, lagen als tieserer Kern in der taktischen Schale des Anmarsches.

Um diesem Kerne näher zu kommen, bitte ich den Leser, mir in eine Feldschlacht zu solgen, welche aus strategisch richtigem Ansatze sich entwickelt hat und in welcher auch keine groben taktischen Fehler begangen sein sollen; die seinere Taktik nämlich, welche in kleineren Felddienstübungen sogar einer „sauren" Kritik Lob entlockt oder bei den sogenannten „Türken" (den Modellvorstellungen aus den Exereierplätzen) das Entzücken taktischer Gourmands hervorrust, wird auch in Zukunft im Feuer, und mit Recht, einer einsachen hausbackenen Handhabung der Truppe Platz machen, und die gewitzten Finten der Scheinhiebe und Paraden pflegen sich in das klobige Drausloshauen von Enakskindern zu verwandeln. Die Schlacht besteht nicht, wie viele Laien sich dies vorstellen, aus einem sortdauernden geschlossenen Dahinstürmen siegesmuthiger Angreiser oder dem Fliehen geschlagener Unglücklicher. Die Berichterstatter müssen dies in ihren Erzählungen, die Schlachtenmaler in ihren Gemälden so darstellen, um den Leser in Ausregung und Spannung zu erhalten; ja selbst der Redaeteur der ossieiellen Berichte kann sich nur aus d'e Darstellung derjenigen Momente beschränken, welche die Handlung sorderten oder aus die Episoden, in welchen taktisch wichtige oder lehrreiche Manöver vorkamen. Alle jenen stiller sich abspielenden Ereignisse, welche ost von einschneidender Wichtigkeit in ihrer Summe sind, kann der Reserent nicht darlegen, ohne entsetzlich breit zu werden, und aus alle jene kleinen Seeuen nicht eingehen, wo eben die Führung ihr Ende erreicht. Was also keine ossieiöse oder nicht ossieiöse Darlegung den Laien bietet, jene Tausende von Vorgängen in der Schlacht, die nur von den Kameraden zugegeben werden, welche die Hand aus das Herz legen; die ungezählten Abschnitte, in denen die Leitung den Vorgesetzten aus der Haud schnellt, mögen in flüchtigen Skizzen hier angedeutet werden.

Schon der Beginn eines Schlachttages ist meist ein sehr prosaischer. Nach einer ungemüthlich, in nassem oder kaltem Bivouak verbrachten Nacht, in welcher die Leute ost mit vor Frost schlotternden Knieen und umgehängten Mänteln an dem Lagerseuer vergeblich warm zu werden suchten und einem einsachsten D^eunsr ü, 1a uisäu, bei welchem vielleicht der Schluck sau natursl1e das einzig wahrhast Genießbare war, geht der Soldat in die Schlacht. In derselben bekommt er häusig seinen Gegner nicht einmal zu sehen; seiner harren vielmehr längere Ausenthalte im Anmarsche, unangenehmes Stillstehen im Shrapnelbereiche, ost scheinbar ersolgloses Lagern im Schmutze und im Gewehrseuer. Das Gesühl, den unerbittlichen und unberechenbaren seindlichen Geschossen ausgesetzt zu sein, vermischt mit dem unbehaglichen Drucke der Unwissenheit, was rechts und links von ihnen vorgeht, läßt ost bei den besten Truppen eine sonst unerklärliche Niedergeschlagenheit einreißen, die durch wissentliches Verbreiten von Nachrichten übelgesinnter Feiglinge genährt wird; da sieht man manchmal ein Erlahmen der Ossensivkrast und der Spannung, selbst wenn ein Gesecht im ersolgreichen Vorschreiten begriffen ist. In solchen Momenten hat die Taktik sast ausgespielt und es handelt sich lediglich um „Ausharren" und „Pflichtersüllung".

Noch dringender ist der Appell an die Moral der Truppen, wenn ein unglücklicher Ausgang der Schlacht eine Armee, welche ihre volle Schuldigkeit gethan hat, nach rückwärts drängt. Ausgebrannt bis aus den letzten Hauch seelischer Elastieität und körperlicher Muskelkrast läßt die bis aus das höchste Maß gespannte Widerstandskrast plötzlich nach und surchtbar reagirend wälzt sich eine unaushaltsame, haltlose Masse nach rückwärts. Das ist heut zu Tage kein gegliedertes Zurückgehen mehr, von Position zu Position, wie es unsere Altvordern lehrten und aussührten, sondern ungestüm wie ein zurückstauendes Gebirgswasser ergießt sich der übergroße und durch die heutige energische Kampsweise erschütterte Menschenstrom über das Gelände. Wehe dem Lande, welches diesem Strome keine anderen Dämme entgegen zu wersen hat, als die Strategie, die Taktik und die Ausbildung der Truppe; weggespült würden sie werden, wie Sandhausen von Wassermassen.

Doch ist es nicht nöthig, bei diesem extremen Beispiele, welches sich allerdings in allen entschiedenen Schlachten aus einer Seite wiederholt, stehen zu bleiben, sondern es dürsten noch einige Episoden betrachtet werden, welche sich in allen Gesechten ähnlich abzuspielen pflegen: die Brigaden rücken vor, die Regimenter kommen nach und nach in Fühlung mit dem Feinde, die Bataillone, durch örtliche Hindernisse gezwungen, von den neuerdings beliebten Linienattaken mit vorgeschobenen Schützenschleiern abzulassen, lösen sich in Compagnieeolonnen aus, die anzugreisende Position wird genommen, indem die hinteren Treffen vereint mit der Schützenlinie in dem Zielpunkte der Attake eintreffen. Eine allgemeine Vermischung der Truppeneadres und eine momentane Auslösung der meisten Verbände ist die Folge. Man ist wiederum dicht an der Grenze der Taktik angelangt. Nunmehr ist es nämlich nicht mehr räthlich, mit den durch den letzten Kamps sast ausgebrauchten Truppenkörpern noch weitere ausgedehnte Angriffsmanipulationen vorzunehmen, vielmehr muß nun mit der Thatsache einer schwer zu leitenden Soldatenmasse gerechnet werden. Dennoch brennt der Kamps weiter; die Ossiziere, welche in dem ost bunt gewürselten Hausen von Kämpsenden nur hier und da ihren belebenden und ordnenden Einfluß ausüben können, haben in diesem Stadium des Kampses sehr ost nur noch eine seeundäre Rolle in der Fortleitung des Gesechtes zu spielen, der Mann ist im Großen und Ganzen sich selbst überlassen, sein Pflichtgesühl ist es, was ihn eontrolirt, aus seiner persönlichen Tapserkeit allein sundamentiren ost die taktischen Maßnahmen, die nun etwa noch getroffen werden, und der Kamps wird aus diesem Theile der Schlachtlinie einem großen Mosaikbilde gleichen, welches aus größeren und kleineren Leistungen zusammengesetzt ist, welche mit Tausenden multiplieirt schließlich das Endsaeit der Entscheidung ergeben.

Noch weiter möge mir der Leser in das Detailgetriebe des Kampses solgen. Die Mannschast, ost aus vielen Regimentern bunt gemischt, liegt, zum großen Theile sich selbst überlassen, in der genommenen Position, ein leichter Graben oder eine Terrainsalte gibt ihr Deckung; der Feind beabsichtigt einen Gegenstoß, welchen er mit einem Verderben bringenden Hagel von Gewehr- und Shrapnelgeschossen einleitet. Das Gesumse der Kugeln, die alle aus den Liegenden zuzukommen scheinen, so hell hört man die Stücke Blei sausen, pseisen und purren, flüstert dem Soldaten zu: „Hab' Acht!" Und diese ununterbrochene Warnung hat eine nervenergreisende Wirkung aus den jungen Soldaten; denn jeder Mensch ist mehr oder minder ein Feigling, vornehmlich dem ungesehenen Feinde — dem Geschosse — gegenüber, welches ihm gewissermaßen in der Tarnkappe, unangreisbar und scheinbar unabwehrbar, gegeuübertritt.

Dem natürlichen Menschen naht die verlockende Versuchung, sich durch eine kleine Kops- oder Körperbeugung dem unheimlichen Hagel gänzlich zu entziehen, indem er sich einsach hinter der Deckung verbirgt, oder sich herunterduckt, um wenigstens nicht gesehen zu werden. Auch die beste taktische Ausbildung wird den unbeobachteten Mann nicht dazu bewegen, sreien Auges dem seindlichen Geschoßhagel entgegenzublicken. Es ist die Selbstüberwindung, welche den Schützen hier veranlaßt, seine Pslicht zu thun, die ihn drängt, aus der Deckung hervorzuspähen, um zu entdecken, was der Feind beabsichtigt und die ihn schließlich dazu bringt, den etwaigen Maßregeln des Feindes durch Schuß oder Stoß entgegenzuwirken.

Wenn alle Leute in der Deckung liegen blieben, würde es natürlich dem Feinde leicht und gesahrlos gemacht werden, die so vertheidigte Stellung einzunehmen. Von dem Ausheben der Köpse hängt also einerseits das Leben und die momentane Sicherheit des einzelnen Mannes, anderseits, im umgekehrten Verhältnisse, das Schicksal der ganzen Truppe, ja womöglich das eines großen Theils der Schlachtstellung ab. Es ist also die Selbstüberwindung, wie man den Muth in den heutigen Schlachten wol besser übersetzen müßte, welche die Schlachten entscheidet und neben der Strategie und der Taktik eine Bedeutung hat, deren Werth nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Sie pslügt den Acker, aus dem die Kriegskunst erst ihre Saaten bestellen kann, ohne sie ist alle Anstrengung der Taktiker vergebliche Sisyphusarbeit und ein entscheidender Sieg undenkbar. Wie die auserlesenste Geschicklichkeit der Schleiser und die bestarbeitenden Maschinen nichts ausrichten, wenn der bohrende Diamant nicht härter ist als das zu behandelnde Edelgestein, so kann auch keine Taktik den Sieg erringen, wenn die eigenen Elemente nicht den seindlichen überlegen sind. Wo matte Herzen die Schwerter sühren, da wird die schneidigste Klinge zur stumpsen Waffe, und die köstlichsten Perlen der Strategie würden im Kothe verderben, wenn nicht flammende Herzen da sind, um sie in's rechte Licht zu setzen.

Diese Selbstbeherrschung, welche die Herzen der Menschen stählt, hat ebenso mannichsache Motive, so viel Stusen in der großen Leiter der Empsindungen, als es Menschencharaktere und Erziehungsarten gibt. Einzelne blicken so weit, daß sie das Endziel der Schlacht, ja das Geschick des ganzen Vaterlandes abhängig sehen von jedem einzelnen Aete, der sich aus dem Gesechtstheater abspielt. Dies sinden wir besonders bei den Führern, den gebildeteren Elementen der Armee, und ich sand es in ausgeprägtester Art in der Armee der Rebellenstaaten, wo sich diese Erkenntniß, ein nothwendiges Glied in der Gesammtkrast des Widerstandes zu sein, ost in originellster Weise zu erkennen gab. So riesen nach einem verunglückten Sturm aus die Besestigungen bei Chaneellorsville, bei dem in einem verheerenden Kugelregen auszusührenden Zurückgehen, die Leute sich „ste»‚6?, st6a6^!"- zu, um sich gegenseitig vom Lausen abzuhalten, weil bei den taktisch ungewandten Truppen stets heillose Verwirrung einzureißen pflegte, sobald der Rückzug in ein Fliehen ausartete. Ein andermal riesen die Leute aus dem Gliede heraus: „die Ossiziere haben ihre Pflicht zu thun, das Austreten muß verhindert werden!" als bei einem in sürchterlicher Hitze unternommenen Marsche, nach welchem man eine Schlacht erwartete, die Leute aus den Gliedern seitwärts in die Graben sielen. — Bei Anderen ist es das Ehrgesühl, welches, besonders im Ossizierstande, das Hauptmotiv zur Ausrechterhaltung der Pflichttreue ist; nicht das reizbare Gesühl, welches nach außen hin den Mann intakt erhält, sondern noch mehr das innere, welches den eigenen Anwandlungen von Schwäche erröthend entgegentritt. Letzteres soll — den militärischen Intentionen gemäß — eigentlich auch dem gemeinen Manne eingeimpst werden; aber wie soll bei der kurzen Dienstzeit und der, sast die ganze Krast des Ossiziers in Anspruch nehmenden harten Arbeit Iemand auch noch das „Ehrorgan" des Mannes soweit ausbilden, daß der richtig behandelte Soldat im Getümmel der Schlacht und in prekären Situationen, denn solche sind es hauptsächlich, welche den Prüsstein an den moralischen Goldgehalt legen, bei der augenscheinlichsten Todesgesahr ruhig und gelassen bleibt. Dies könnte nur durch eine langjährige sorgsame Erziehung geschehen, etwa wie solche in den Kadettenhäusern organisirt ist, in denen von den Kindesbeinen an die Bildung aus den Ehrenpunkt zugespitzt ist. Es ist überhaupt unmöglich, trotz aller Anstrengungen der Armee, dem Soldaten neue moralische Eigenschasten anzuerziehen. Man kann nur das zu erhalten suchen und aus dem Fond weiter bauen, welchen die militärische Erziehung vorsindet. Weder die Bildung, noch das Ehrgesühl, noch die Pslichttreue, welche manche Leute aus guten bäuerlichen und bürgerlichen Familien als sestes Erbtheil mit in die Armee bringen, können denselben in wenigen Iahren eingeimpft werden; das Volk und die Schule sind der Armee sür das Vorhandensein dieser Fundamente verantwortlich. Das Hauptmotiv aber, welches den Mann am Sichersten zum Aushalten in gesährlichen Gesechtslagen bringt und ihn zur äußersten Ersüllung seiner Kriegerpslichten treibt, ist die religiöse Ueberzeugung von einem Dasein nach dem Tode, in welchem die auch ungesehene Treue ihren Lohn empsängt. Ie höher diese Belohnung steht, desto tapserer wird sie den Kämpser machen; je roher diese Anschaunngen sind und je direeter sie sich aus den Kamps mit Waffen beziehen, desto sanatischer und wüster wird sich die Bravour der Leute entflammen, je durchgeistigter sie ist, aus je idealerem Boden sie sich bewegt, desto mehr wird sie das ganze kriegerisch-menschliche Verhalten des Streiters durchglühen. Deshalb sehen wir in den Religionskriegen, auch in denen indireeter Natur, hier die surchtbarste Wuth, dort die erhabenste Hingebung sür die Sache sich entwickeln. Ein höchst interessantes Beispiel bietet uns der letzte orientalische Krieg, aus welchen ich aus psychologischen Gründen näher eingehen möchte. Aus der einen Seite standen die Russen, welche, nach Aussage aller Unbesangenen, seit Schedo - Ferroti uns in seiner geistreichen Kritik die inneren Schäden des Czarenreichs erbarmungslos ausdeckte, mannichsache Fortschritte gemacht haben, die in der Ausbildung der Ossiziere und Mannschasten sowie der allgemeinen Bildung und der Taktik tüchtig vorwärts gegangen und den orientalischen Volksstämmen in allen diesen Dingen bedeutend überlegen sind. Diese Ueberlegenheit ist eine so große, daß man in militärischen Kreisen kaum mit großer Spannung dem in der Türkei entbrennenden Kriege entgegensah, in dem vollen Glauben, daß dessen baldiges Ende vor oder in Konstantinopel sicher zu erwarten stände. Denn die türkische Armee zeigte, nach den interessanten Berichten eompeteuter Fachmänner, eine so gänzliche Verwahrlosung sowol in Hinsicht aus den Bildungsstand der Ossiziere als auch aus die taktische Ausbildung der Soldaten, daß man ein taktisches Operiren im Sinne der europäischen Armeen wol nicht erwarten konnte. Dies hat sich auch durch die That bewiesen und selbst die Strategie war eine so versehlte, daß sie nicht einmal die großen Fehler der russischen Heeresleitung auszunützen vermochte; wenn überhaupt von einer Strategie in einer ganz ungehobelten Armee die Rede sein kann, welche wegen der sast gänzlich mangelnden Ausbildung der Truppen manövrirunsähig genannt werden muß. Die türkischen Führer, statt mit eompaeten Massen hier und dort überraschend auszutreten, waren daher im Großen und Ganzen gezwungen, die Truppen sich dort schlagen zu lassen, wo man sie mühsam hingeschleppt hatte. Und dennoch, wie stannenswerth waren die Resultate beim Beginne des Feldzuges! Die von mittelmäßigen Paschas gesührten und von den unsähigsten Ossizieren geleiteten taktisch rohen Moslems hielten die große russische Armee durch empsindliche Schläge mehrere Monate hindurch in Schach, bis erst bedeutende Verstärkungen die Waage wieder aus die Seite der letzteren neigten. Und die Ursache dieser merkwürdigen Widerstandskrast — gewiß nicht die Taktik — war die von allen Berichterstattern gerühmte und selbst von den Russen auch heute noch anerkannte todessreudige Tapserkeit der Türken. Ihnen spiegelt der Koran und die Lehren des Propheten ein Paradies vor, in welchem den tapser Gesallenen alle materiellen Genüsse, die einen Türken zur höchsten Begeisterung anreizen können, in ungezählter Menge dargereicht werden, Genüsse, zu denen eine ewige Iugendkrast den Kern und glänzende Paläste die anmuthige Schale geben. Sollte ein armer, sußkranker, halbverhungerter, in den nassen Gräben srierender Muselmann sich nicht sehnlichst eine tödtliche Kugel herbeiwünschen, die ihn von dem elendesten Dasein erlöst und ihn aus sansten Fittichen in einem Augenblicke hinübersührt in den Palast der zauberspendenden Huris? Ist es da noch unerklärlich, daß der Türke mit satalistischer Ruhe dem Tode entgegensieht, der ihm nur Freuden winkt, die ihm hier versagt oder nur in kärglichstem Grade zugetheilt waren?

Solcher zur Raserei zu steigernden Tapserkeit gegenüber ist die Taktik allein nur ein stumpser Spieß und nur das Schmieden einer ähnlich harten, auch in religiöser Glaubensgluth sest gestählten Waffe ist im Stande, durch das Feuer eines solchen Eisers ersolgreich hindurchzustoßen.

Auch die katholische Kirche in ihren greisbareren Anschaunngen des Ienseits ist dazu besähigt, einen rücksichtslosen Kampseseiser zu erwecken; so sah ich bei Düppel einen katholischen Psarrer, der unter Hochhaltung des Crueisixes jedem Soldaten Ablaß und Seligkeit versprach, der in dem Sturme sallen würde; natürlich waren die Resultate dieser Ansprache glänzende.

Wenn dies auch extreme Beispiele sind, so ist doch die Sache zu klar, als daß sie weitläusiger Beweise bedürste, daß ein religiöser Mensch, der an die Weitersührung eines bewußtseinvollen Daseins nach dem Tode glaubt, sei es in welcher Gestalt es sei, immer tapserer sein wird, als der materielle Genußmensch, der mit dem Abschluß des Lebens zugleich das Versiechen der einzigen Quelle der Freuden und der Genüsse vor sich sieht,

und der so lange er gesund ist, Nichts mehr sürchtet als den Tod, der ihn mit roher Hand in das wesenlose Nichts hineinschleudert. Dieselbe Wahrheit schreibt ja auch die Geschichte mit ehernen Lettern aus ihre Taseln, daß die Kriegsthaten eines Volkes gleichen Schritt halten mit dem sittlichen und religiösen Werthe desselben. Die größten Thaten sind nicht die durch überlegene Massen und Waffen erzwungenen Unterwersungen untergeordneter, halb barbarischer Völker, sondern es sind die

von einer Minderzahl unter ungünstigen Bedingungen ersochtenen Siege. .Hier stehen an der Spitze die Wassenthaten der Ebräer, welche unter den Richtern und Königen und später unter den Makkabäern Schläge aussührten, die noch die Nachwelt mit Bewunderung ersüllen, Schläge, welche nur zum Siege sührten, so lange das religiöse Bewußtsein zur vollen Entsaltung gelangte, welche aber sosort in schmähliche Niederlagen sich verwandelten, sobald die Israeliten den heidnischen Göttern anhingen und heidnischen Lastern sröhnten. Ebenso haben die ersten Generationen der Griechen und Römer die jedem Knaben eingeprägten, gewaltigen Kämpse gesührt, als sie noch an die hehren Olympier glaubten; beide Völker sind aber zersallen und zu Grunde gegangen, als sie der Schatten im Orkus zu spotten begannen. Die großen Züge eines Alexander, eines Cäsar und dessen Epigonen waren die Früchte überlegener Massen, Bildung und Bewaffnung, die Napoleons die Folgen eines srischen politischen Geistes, der durch das Volk ging; sobald dieses Fieber aber im Buhlen um Ruhm und Ehre verraucht war, lag auch die Waffe zerbrochen am Boden und doppelt wurde das über Gebühr belohnte Schwert gedemüthigt. Will ein Volk, welches die allgemeine Wehrpslicht eingesührt hat, seinen Stand in der Staatensamilie ausrecht erhalten, d. h. will es eine krästige, allen Ausgaben gewachsene Armee besitzen, so muß es mit der ganzen Krast vor Allem dahin zu trachten suchen, daß seine Glieder an innerem Werthe, an Selbstbeherrschung, Tapserkeit und Seelenstärke, d. h. also an den idealen Gütern den Nachbarn überlegen sind und bleiben; denn nur mit tüchtigen und schneidigen Elementen können die beiden Schwesterkünste, die Strategie und die Taktik, entscheidende Siege ersechten. Da die idealen Güter eines Volkes sich aber nur in dessen Religion verdichtet sinden, die sür die Gläubigen außerdem über die letzte Leistung des Kriegers, den Tod sür's Vaterland hinaus schicksalslenkend und segenspendend wirkt, so möge jedes Volk, welches nach hohen Zielen strebt, seine Religionen hegen und pflegen; reißen dieselben doch überdies den Mann aus der erniedrigenden und erschlaffenden Hingabe an Sinnlichkeit und Genuß heraus und sühren ihn in die Höhe hinüber, die da lehrt, sreudig das Leben einzusetzen sür das Vaterland, und den Tod Nichts zu achten, wo es heißt, eine theure und große Pflicht zu ersüllen:

Denn setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch dos Leben gewonnen sein.

Die Farbenblindheit.

Von

tzugo Magnus.

— Vreslau. —

ie Physiologie, die Lehre von den normalen Funetionen des A menschlichen und thierischen Organismus, gilt mit Recht sür i eines der interessantesten Capitel der gesammten Naturwissenschasten. Führt uns ja doch diese Diseiplin in unmittelbarster Weise in die geheimen Werkstätten der Natur und zeigt uns hier, wie die große Meisterin in emsiger, nie rastender Arbeit schafft und wirkt an dem bunten Getriebe des Lebens. Mit staunendem Blick schauen wir, wie Faden aus Faden einschlägt in dem gewaltigen Werk und wie sich Glied an Glied reiht in der vielgliederigen, unendlichen Kette ihres reichgestaltigen Wirkens. Ia selbst aus die dunklen, weit abschweisenden Irrwege, aus welche auch eine Meisterin wie die Natur nicht allzu selten geräth, vermögen wir ihr zu solgen, und die Beobachtungen, welche wir gerade hierbei machen können, gehören ganz gewiß zu den überraschendsten nnd interessantesten. Sie sühren uns aus ein Gebiet, das eigentlich mitten inne liegt zwischen Physiologie und Pathologie, aus ein Grenzgebiet, innerhalb dessen die physiologische Werthigkeit der einzelnen Organe zwar bereits den Typus des Normalen verloren hat, ohne aber schon den Charakter des Krankhasten, Pathologischen dasür angenommen zu haben. Und gerade diese eigentümliche zwitterhaste Stellung macht uns dies Gebiet ganz besonders interessant und bietet dem Forscher ein reiches, bisher eigentlich noch ziemlich wenig eultivirtes Feld seiner Thätigkeit dar. Eines der bestgekannten und am sleißigsten durchsorschten Capitel dieses so wichtigen Gebietes der physiologischen Anomalien ist unstreitig die Farbenblindheit.

Die Farbenblindheit, d. h. die angeborene, durch keinerlei krankhaste Veränderungen des Auges oder des Gehirnes bedingte Unempsindlichkeit

gegen eine oder wol auch gegen alle Farben ist der wissenschaftlichen Welt erst im letzten Drittel des vorigen Iahrhunderts genauer bekannt geworden. Die erste diesbezügliche Mittheilung betras ein sarbenblindes Brüderpaar, das zu Maryport in Cumberland entdeckt und beobachtet worden war. An diese ziemlich sragmentarisch gehaltene Notiz schloß sich alsdann eine aussührliche Mittheilung an, welche der berühmte englische Natursorscher Dalton gab, und zwar war dieselbe um so werthvoller, als Dalton selbst rothblind war und somit diese eigenthümliche physiologische Abnormität aus eigenster Ersahrung und unmittelbarster Wahrnehmung beschreiben konnte. Seine Schilderung der absonderlichen Empsindungen, welche die verschiedenen Farben bei ihm erregten, ries die allgemeinste und lebhasteste Verwunderung hervor; klang es ja doch sast wie ein Märchen, wenn der berühmte Gelehrte versicherte: die Farbe der Rose und die des Himmels seien sür sein Auge durchaus die gleichen; oder das glänzende Roth des Siegellacks unterscheide sich sür ihn in Nichts von der Färbung eines sommerlich grünen Rasenteppichs. Warum man aber dem gerechten Staunen über derlei, sast abenteuerlich klingende Mittheilungen dadurch am Besten Ausdruck zu geben glaubte, daß man diesen eigenartigen Zustand der Farbenempsindung mit dem Namen jenes großen Gelehrten belegte und ihn schlechtweg Daltonismus nannte, ist uns niemals recht verständlich geworden. Die Engländer haben denn schließlich auch gegen diese eigenthümliche Verherrlichung ihres berühmten Landsmannes ganz energisch protestirt und gemeint: Dalton sei durch seine vielen wissenschastlichen Verdienste bereits zu unsterblichem Ruhm gelangt, und brauche deshalb sein Name nicht in der Weise verewigt zu werden, daß man ihn zur Bezeichnung jenes physiologischen Gebrechens benütze. Sie verlangten deshalb, und wol nicht mit Unrecht, daß der Ausdruck Daltonismus ganz aus der wissenschastlichen Welt verschwinden und dasür der Name Farbenblindheit eingesührt werden solle. Doch wie ja oft genug im Leben gerade die berechtigtsten Forderungen und Ansprüche unberücksichtigt bleiben, so geschah es auch mit diesem Protest der Engländer; eine große Reihe von Forschern und Untersuchern kümmerte sich so gut wie gar nicht um denselben und so kann man in Frankreich, in Italien und wol auch noch in Deutschland oft genug von Daltonismus reden hören. Und so ist es denn gekommen, daß der Ausdruck Daltonismus trotz allen Widerspruchs der Engländer und trotzdem derselbe eigentlich nur ganz speeiell sür die Rothblindheit, an welcher Dalton gelitten hatte, gebraucht werden dürste, niemals aber sür die Grün- oder Blaublindheit, doch ein gewisses Heimatsrecht in der Wissenschast erlangt hat, ein Recht, das zwar abusiv, doch durch sein Alter eine nicht zu leugnende Legitimation gewonnen hat; und so sehen wir uns denn gegenwärtig in dem Besitz von zwei Ausdrücken: Daltonismus und Farbenblindheit.

Stellen wir uns nunmehr die Ausgabe: das Wesen der Farbenblindheit physiologisch zu erklären und all ihre verschiedenen Erscheinungen zu einem gemeinsamen Bilde zu einen, so werden wir zu diesem Zweck uns mit großem Vortheil der Joung - Helmholtz'schen Farbentheorie bedienen; wenigstens haben meine eigenen Studien über Farbenblindheit mir die Helmholtz'sche Theorie im besten Einklang mit den praktischen Thatsachen stehend gezeigt. Gehen wir also von den theoretischen Vorstellungen, welche die Young-Helmholtz'sche Hypothese lehrt, aus: so ist die gesammte Farbenempsindung das Produet einer gemeinsamen, jedoch nicht gleichmäßigen Reizung dreier Grundempsindungen, nämlich der des Rothen, Grünen und Blauen resp. Violetten. Eine jede einzelne Farbenempsindung setzt sich aus diesen drei Grundempsindungen zusammen, und zwar haben wir uns diesen Vorgang in der Weise zu denken, daß z. B, bei der Empsindung des Roth die der Grundempsindung sür Roth dienenden Nervensasern ganz besonders stark, die Grün und Violett empsindenden Fasern aber nur sehr wenig erregt werden; bei der Empsindung von Grün werden dementsprechend stark die grün-, dagegen sehr schwach die roth- und violettempsindenden Fasern gereizt, während bei der Empsindung von Blau und Violett ein ähnliches Erregungsverhältniß der blauen Fasern gegenüber den grünen und rothen stattsindet. Das Wesen der Farbenblindheit beruht nun darin, daß aus diesem physiologischen Dreiklang, aus dem sich unsere normale Farbenvorstellung ausbaut, die eine Grundempsindung aussällt; und je nachdem nun die Grundempsindung des Rothen, Grünen oder Violetten außer Funetion tritt, zeigt sich die Farbenblindheit als Roth-, Grün- oder Blau- resp. Violettblindheit. Doch wie wir dies schon aus dem sür die normalen Farbenempsindungen entworsenen Schema ersehen werden, kann der Verlust einer dieser drei Grundempsindungen nicht ohne Rückwirkung aus die Pereeption sämmtlicher Farben bleiben. Denn da eine jede Farbenvorstellung sich aus einer gleichzeitigen Erregung jener drei Grundempsindungen zusammensetzt, so muß der Verlust eines dieser drei Grundsaetoren natürlich auch die Empsindung sämmtlicher Farben mehr oder minder beeinträchtigen. So wird z. B. ein Rothblinder, dem also die Grundempsindung des Rothen mangelt, auch Grün nicht in der Weise zu empsinden im Stande sein, wie dies ein normales Auge thut; denn da ja Grün eine Empsindung ist, die sich aus der Erregung der grün- sowie der rothempsindenden Nervenelemente eombinirt, so muß natürlich bei Unthätigkeit der rothempsindenden Nervensasern auch die Empsindung der grünen Farbe leiden. Aus demselben Grunde muß auch ein Grünblinder die rothe Farbe in anderer Weise empsinden, als ein Normalsichtiger, und der Violettblinde vom Grün einen andern Eindruck empsangen, als der Vollsichtige. In welcher Weise sich die Vorstellungen der verschiedenen Farben in der Empsindungssphäre der Farbenblinden gestalten, kann man an der Hand der Joung-Helmholtz'schen Theorie sehr gut studiren, und da gerade die Art und Weise, wie ein sarbenblindes Individunm die Farben sieht, sür den Normalsichtigen ein ganz besonderes Interesse darbietet, so wollen wir diesem Punkte noch aus einige Augenblicke unsere Ausmerksamkeit schenken. Holmgren, Prosessor der Physiologie in Upsala, welcher sich in der jüngsten Zeit die größten Verdienste um unsere Kenntniß der Farbenblindheit erworben hat, schildert die Empsindungen, welche die verschiedenen Formen des Daltonismus von dem Speetrum empsangen, im Anschlusse an Helmholtzs klassische Behandlung dieses Stoffes wie solgt: Der Rothblinde sieht das speetrale Roth als ein gesättigtes licht, schwaches Grün; das Gelb als ein lichtstärkeres Grün; das Grün als eine zwar lichtstärkere, aber weißliche Abstusung derselben Farbe wie Roth und Gelb; das Blau als Blau und das Violett als Violett oder Dunkelblau. Der Grünblinde sieht das Roth des Speetrums als ein lichtschwaches aber sehr gesättigtes Roth; das Gelb als lichtstärkeres Roth; das Grün als Weiß oder Grau; das Blau als eine dem Indigo ähnliche Farbe; das Violett als sehr gesättigtes Violett. Der Violettblinde sieht Roth als Roth; Gelb als Weiß oder Grau; Grün als Blaugrün; Blau als Grün und Violett als lichtschwaches Grün.

Wir sehen also, daß die Fülle der Farbenempsindungen bei jedem Farbenblinden, welcher der drei verschiedenen Formen er auch angehören mag, eine sehr ärmliche und beschränkte ist. Farben, welche einem normalsichtigen Auge als völlig verschiedene erscheinen, schmelzen dem Daltonisten in ein und denselben Empsindungsvorgang zusammen. Es kann uns deshalb nicht weiter mehr besremdend erscheinen, wenn ein Farbenblinder Gegenstände, die sür uns die verschiedensten Färbungen besitzen, als durchaus gleichsarbig anspricht, und wir werden nicht mehr verwundernd den Kops schütteln, wenn wir hören, daß ein Rothblinder, wie dies z. B. Dalton war, das Roth des Siegellacks und das Grün des Rasens sür die gleiche Farbe erklärt.

Bis jetzt haben wir immer vorausgesetzt, daß dem sarbenblinden Individunm eine der drei physiologischen Grundempsindungen vollständig sehlen solle; also z. B. dem Grünblinden die Grundvorstellung des Grünen. Doch sind derartige Fälle vollständigen Mangels immerhin die selteneren, und das gewöhnliche Vorkommen ist ein solches, daß eine der drei Hauptvorstellungen in ihrer Thätigkeit nur mehr oder minder beeinträchtigt ist. Es ist also dann nicht sowol ein wirklicher Funetionsmangel, als vielmehr nur eine Funetionsstörung vorhanden, und je nachdem dieselbe nun einen größeren oder geringeren Umsang besitzt, wird auch der Farbensinn des betreffenden Individunms mehr oder weniger abweichend sich verhalten. Es existirt nun in Wirklichkeit eine ganz erstaunliche Reihe von höheren oder geringeren Intensitätsgraden einer solchen Störung;'von den ausgeprägtesten Fällen, in denen die bezügliche Funetionsstörung bereits dem vollständigen Funetionsmangel nahekommt, bis zu den allerleichtesten Formen, die kaum noch mit Sicherheit von dem sich normal betätigenden Farbensinn unterschieden werden können, sinden sich die verschiedensten und zahlreichsten Uebergangsstusen. Es gewinnt durch eine derartige Fülle von Erscheinungssormen das Bild der Farbenblindheit ein ungemein buntes und vielgestaltiges Aussehen, das aber in seinen Grenzen gegen den normalen Farbensinn hin allmählich abblaßt und seine charakteristischen Eigenartigkeiten mehr und mehr verliert, bis es schließlich ganz unmerklich in die normale Farbenempsindung übergeht. Bei einer derartigen Menge von Abstusungen und Intensitätgraden muß natürlich der Erscheinungscharakter der Farbenblindheit gleichsalls ein sehr wechselnder sein; während die höchsten Intensitätsgrade eine so aussallende Beeinträchtigung in der Farbenempsindung zeigen, daß man bei ihnen mit vollem Recht von einer wirklichen Farbenblindheit sprechen kann, verdienen die geringeren und niedrigsten Abstusungen diesen Namen durchaus nicht mehr. Denn die mit ihnen behasteten Personen sind sehr wohl noch im Stande, alle Farben zu erkennen und sicher von einander zu trennen, so lange dieselben in charakteristischen Schatzungen austreten, und ihr Gebrechen kommt erst dann an den Tag, wenn es sich um die Unterscheidung heller und wenig ausgesprochener Tone handelt. So vermögen sie z. B. ein sarbensattes Grün mühelos zu empsinden und dessen Vorstellung auch noch sestzuhalten, selbst wenn diese Farbe durch Beimischung von Weiß in ihrer Sättigung mehr und mehr geschwächt wird. Erst wenn diese Beimischung von Weiß einen solchen Umsang gewonnen hat, daß das Grün eine ganz helle und zarte Schattirung zeigt, verschwindet ihre Fähigkeit, den so beschaffenen hellen Farbenton richtig zu empsinden, und nun verwechseln sie denselben mit allen möglichen anderen Schatzungen. Helles Grau, helles Gelb, helles Roth und helles Grün, sie alle machen alsdann den gleichen Eindruck aus ihre Netzhaut, und während solche Individuen den ausgesprochenen Farbentönen gegenüber mit größter Sicherheit sich benahmen, stehen sie jetzt rath- und hülslos da und müssen sich sür die hellen Schattirungen als Daltonisten bekennen. Daß aber sür ein derartiges physiologisches Gebrechen der Farbenempsindung die Bezeichnung „Farbenblindheit" ganz und gar nicht paßt, ist eigentlich selbstverständlich, und darum hat sür sie die Wissenschast auch andere Namen geschaffen und nennt sie „Farbenschwäche" oder „Farbenträgheit". Und daran thut sie ganz gewiß recht, denn es könnte dem Verständniß einer so eigentümlichen Erscheinung, wie es der Daltouismus ist, doch nur schädlich sein, wenn man die Fälle totaler Farbenblindheit, in denen die betreffenden Individuen überhaupt gar keine Farben empsinden und darum die Welt nur grau in grau sehen, etwa in der Weise, wie ein Normalsichtiger einen Kupserstich oder eine Photographie, in denselben Tops wersen wollte, wie jene bereits der Grenze des normalen Farbensinnes unmittelbar l:nachbarten leichtesten Formen der Farbenschwäche. Gerade die Unterscheidung der einzelnen Formen der Farbenblindheit nach ihren Intensitätsgraden ist praktisch wie wissenschastlieh durchaus nothwendig und dringend geboten.

Einen nach den Begriffen eines Farbensehenden allerdings recht schwächlichen und unzulangenden Ersatz sür die mangelnde oder sehlerhafte Farbenempsindung besitzen die Daltonisten in einer ungemein geschärsten und verseinerten Empsindlichkeit gegen Lichteindrücke. Es ist allen Forschern, die sich eingehender mit dem Studium der Farbenblindheit beschästigt haben, eine ganz geläusige und bekannte Erscheinung, daß die Farbenblinden aussallend seinsühlig sind in der Unterscheidung und Wahrnehmung der seinsten und zartesten Lichteffeete. Lichtschattirungen, welche einem vollsichtigen Auge schon lange nicht smehr in Form eines gesonderten und charakteristischen Empsindungsvorganges bemerkbar sind, erscheinen einem sarbenblinden Auge noch als wohldifferenzirte und schars ausgeprägte Beleuchtungseffeete. Und diese eigenartige Empsindung des sie umgebenden Lichtes suchen die Farbenblinden, natürlich nur die Gebildeteren und Intelligenteren unter ihnen, auch in ihrer Sprache zum Ausdruck zu bringen. Sie bedienen sich mit Vorliebe gern solcher Ausdrücke, welche aus die Quantität und nicht aus die Qualität der jeweiligen Beleuchtung Bezug nehmen, und darum wird man auch niemals so ost von Hell, Glänzend, Schimmernd, Halbdunkel u.s.w. reden hören, als wie gerade in der Unterhaltung mit einem gebildeten Farbenblinden. Es erhält deshalb auch die Sprache des gebildeten Farbenblinden einen ganz eigenthümlichen und besremdlichen Charakter, den man am treffendsten wol mit der bekannten Eigenartigkeit der Homerischen Sprache vergleichen kann, welche bekanntlich ja auch an Bezeichnungen sür Lichteffeete so außerordentlich reich ist, während sie dagegen in der Wiedergabe sarbiger Vorstellungen aus einer Stuse steht, die sich von der nicht wesentlich unterscheidet, welche ein Kind einnimmt, das die Empsindungen des Farbigen noch nicht zu differenzirten und selbständigen Vorstellungen auszuarbeiten gelernt hat. Diese aussallende Aehnlichkeit der Homerischen Ausdrucksweise mit der eines Farbenblinden läßt die Annahme: es könne der Grund zu der Homerischen Spracheigenthümlichkeit wol auch in gewissen eigenartigen Zuständen des damaligen Farbensinnes gelegen haben, denn doch nicht so unwahrscheinlich erscheinen, wie dies von Vielen behauptet wird. Iedensalls beweist die Thatsache, daß der heutige Farbenblinde auch eine seinem Zustande eongruente Sprache sich zu schaffen weiß, deutlich, daß die sprachlichen Gebilde im engsten Zusammenhang stehen mit der physiologischen Wertigkeit unserer Organe und daß alle wohldifferenzirten und sein ausgebildeten Empsindungen sich auch sprachlich Geltung zu verschaffen wissen. Deshalb sind augenblicklich auch nur diejenigen unserer Sinnesempsindungen, die es bereits zu einer gewissen Höhe der Entwickelung gebracht haben, in unserm Sprachschatz besonders reichlich bedacht, während diejenigen Empsindnngssphären, die gegenwärtig nur erst noch wenig eultivirt sind, wie z. B. Geruch oder Geschmack, auch nur über verhältnißmäßig wenige sprachliche Verkörperungen ihrer Thätigkeit zu versügen haben.

Untersuchen wir nun, woher denn eigentlich dem Farbenblinden seine besondere Empsänglichkeit gegen zarte Lichtesseete gekommen sei, so könnten Diejenigen, welche das Bedürsniß sühlen, ihre Weltanschaunng aus die vorsorglichen und mütterlich besorgten Prineipien einer teleologischen Natureinrichtung zu gründen, in dieser Bevorzugung des Farbenblinden wol auch einen Wohlthätigkeitsaet der besorgten Mutter Natur sinden wollen. Klingt es ja doch so tröstend, wenn man sagen kann: die armen Farbenblinden, denen die Natur den Genuß der Farben versagt hat, haben als Entgelt sür ihr physiologisches Gebrechen jene Feinsühligkeit gegen die zartesten Lichteffeete von der Schöpsung erhalten. Wenn nun aber die Natur eine solche Entschädigung des Farbenblinden sür nothwendig erachtet, warum hat sie sich da erst selbst in die Lage gebracht, einen derartigen Ausgleich vornehmen zu müssen? Hätte sie den Farbenblinden nicht stiesmütterlich behandelt und seinen Farbensinn zu einem Aschenbrödel unter den Sinnen gemacht, so hätte sie es gewiß dann nicht nöthig gehabt, diese ungerechte Härte zu mildern und sich selbst zu verbessern. Ohne Denjenigen, die einer teleologischen Weltanschaunng zu huldigen sich genöthigt sehen, irgendwie zu nahe treten zu wollen, muß ich doch bekennen, daß in dem Capitel der Farbenblindheit derartige Reflexionen wol kaum am Platze sein dürsten. Die größere Lichtempsänglichkeit des Farbenblinden ist kein milderndes Geschenk der gütigen Mutter Natur, sondern der Daltonist hat sich dieselbe ganz allein errungen. Dadurch, daß es ihm versagt blieb, die zahlreichen Eindrücke der Farben zu empsinden, hat er seine ganze Ausmerksamkeit aus die Verschiedenheiten der Beleuchtung resp. der Lichtquantität richten müssen und so seine Netzhaut allmählich zu einem höheren Grade der Lichtempsänglichkeit erzogen. Und diese mühsam erkämpste Reaetionssteigerung seiner Netzhaut gegen seine Lichteffeete weiß der Farbenblinde praktisch sehr wohl zu verwerthen. Er benützt sie häusig, um Farben, die er nach ihren charakteristischen Farbeneigenthümlichkeiten ja nicht erkennen und unterscheiden kann, zu trennen, indem er das unterscheidende Moment eben in den verschiedenen, sür ein normalsichtiges Auge kaum bemerkbaren Lichtunterschieden der bezüglichen Farben sindet. So habe ich z. B. einen rothblinden Loeomotivsührer gekannt, der die rothe und grüne Farbe absolut nicht zu empsinden vermochte; und doch war er im Stande, das rothe Fahrsignal von dem grünen zu unterscheiden, indem er eben mittelst seines schars und hoch entwickelten Lichtsinnes den verschiedenen Lichtgehalt des rothen und grünen Signals zu empsinden vermochte.

So schätzenswerth eine derartige Fertigkeit nun auch sür das einzelne sarbenblinde Individunm sein mag, so hat sie doch auch ihre recht bedenklichen Seiten. Es kann nämlich gelingen, und dies geschieht ganz gewiß ost genug, daß ein Farbenblinder durch die erhöhte Ausbildung seines Lichtsinnes seinen eigentlichen Fehler zu verbergen vermag und seiner Umgebung den Glauben beibringt, er sei durchaus normalsichtig. während er es in Wahrheit aber doch nicht ist. Da nun aber die FarbenUnterscheidung, welche der Farbenblinde mit Hülse seines geschärsten Lichtsinnes aussührt, immer nur ein höchst unsicheres Kunststück bleibt, das hundert Mal ganz gut glückt, aber das hundert und erste Mal völlig mißlingen kann, so ist es doch immer ein sehr mißliches Ding, wenn ein sarbenblinder Eisenbahnbeamter, etwa ein Loeomotivsührer, seinen Fehler auch nur eine Zeitlang zu verbergen im Stande ist. So lange er dies vermag, schweben auch die Eisenbahnzüge, die er zu sühren hat, in steter Gesahr; denn wie leicht versagt dem sarbenblinden Führer sein Kunststück, mit Hülse dessen er die rothe und grüne Signallaterne von einander unterscheidet. Nur die sorgsamste Untersuchung aller mit dem Fahrdienst betrauten Beamten vermag das Publikum vor derartigen Gesahren zu schützen, eine Maßregel, welche Dank der Umsicht unserer Eisenbahnbehörden jetzt wol aus allen deutschen Bahnlinien getroffen worden ist.

Wenn nun schon die Farbenblindheit sür das einzelne mit ihr behastete Individunm recht unangenehme Störungen zu bedingen vermag, so werden dieselben noch größer und belangreicher, sobald wir in Ersahrung bringen, daß der Daltonismus eine besondere Vorliebe zeigt, sich aus dem Wege der Vererbung auch aus die Nachkommen sarbenblinder Personen zu erstrecken. Und zwar ist diese Neigung, sich durch Vererbung aus die verschiedensten Generationen einer Familie auszudehnen, eine so hervorragende und so entschieden ausgesprochene, daß gerade in diesem Punkt die Angaben aller Forscher, und mögen sie im Uebrigen auch noch so verschieden lauten, doch eine seltene Uebereinstimmung erkennen lassen. Der Modus, nach welchem nun die Vererbung der Farbenblindheit ersolgen kann, scheint nicht unter allen Umständen immer der nämliche sein zu müssen, vielmehr dürsten hier verschiedene Variationen anzunehmen sein. Ein besonders aussallendes und charakteristisches Gesetz sür diesen Vererbungsgang ist in der neuesten Zeit von Prosessor Horner in Zürich ausgestellt und durch die Beobachtungen Holmgrens, sowie durch meine eigenen Ersahrungen vielsach bestätigt worden. Dieses Gesetz lautet dahin, daß ein sarbenblinder Mann völlig normalsehende Kinder männlichen und weiblichen Geschlechtes hat und daß erst die Nachkommen dieser seiner Kinder wieder an Farbenblindheit zu leiden haben. Und zwar scheinen die Söhne solcher normalsichtigen Frauen, deren Väter sarbenblind waren, ganz besonders ost von dem nämlichen Fehler wie ihr Großvater heimgesucht zu werden. Es überspringt hiernach die Farbenblindheit immer eine Generation; vererbt sich also vom Großvater aus den Enkel, Ganz besonders interessant wird dies Gesetz aber noch durch den Umstand, daß ganz in der gleichen Weise auch noch andere physiologische Gebrechen sich zu vererben scheinen, so z. B. die Neigung zu Blutungen und die

Nachtblindheit. Nach den Ersahrungen Holmgrens soll die in einzelnen Familien erbliche Farbenblindheit auch hinsichtlich ihrer Art und ihres Grades gewisse immer wiederkehrende Eigenthümlichkeiten zeigen; so "wird z. B. in einzelnen Familien nur die Grünblindheit vererbt, während andere Familien wieder die Rothblindheit erb- und eigenthümlich besitzen.

Natürlich schließt aber der eben genannte Erblichkeitstypus nicht unbedingt die Möglichkeit aus, daß die Farbenblindheit sich gelegentlich auch einmal in anderer Weise sortpslanzt und z. B. vom Vater direet aus den Sohn übergeht. So kenne ich gegenwärtig zwei Familien, in denen beiden der Vater sarbenblind ist und die Söhne die gleiche Abnormität zeigen.

Das Horner'sche Erblichkeitsgesetz, welches wir soeben skizzirt haben, erbringt also den Beweis, daß die Farbenblindheit hauptsächlich durch die im Uebrigen durchaus normalsichtigen Töchter sarbenblinder Väter sortgepslanzt und also durch die Frauen in die Familien eingesührt wird. Es kann hiernach ein männliches Individunm, welches eine ganz normale Farbenempsindung besitzt und dessen Familie durchaus keinerlei Anwandlungen von Farbenblindheit auszuweisen hat, doch sarbenblinde Nachkommen erhalten, sobald es eine Ehe mit einer normalsichtigen Frau eingeht, deren Vater aber sarbenblind war. Dieser Umstand wird aber um so aussallender und besremdlicher, da es uunmehr durch die verschiedensten Forscher übereinstimmend sestgestellt worden ist, daß die Farbenblindheit gerade beim weiblichen Geschlecht nur sehr selten vorzukommen pslegt und ihre Haup Verbreitung in der Männerwelt sindet. Und zwar ist der Unterschied, welchen Männer und Frauen hinsichtlich der Anlage zu dieser Abnormität zeigen, ein ganz außerordentlicher. So hat z. B. Holmgren unter 7119 weiblichen Individuen nur 19 Farbenblinde gesunden, also einen Proeentsatz von 0,2«; ich habe unter 2216 Mädchen gar nur eine Farbenblinde nachweisen können, was also einem Proeentsatz von 0,04 entsprechen würde. Nagegen waren unter 32,165 männlichen Individuen, welche Holmgren untersucht hat, 1019 sarbenblind, also 3,25°/,, und unter 3273 Schülern, welche ich hier in Breslau zu prüsen Gelegenheit hatte, sanden sich 1cA> Farbenblinde, d. h. 3,27°/^. Es beträgt also nach diesen Angaben der Unterschied, welcher zwischen Männern und Frauen betreffs der Häusigkeit der Farbenblindheit herrscht, etwas über drei Proeent, ein Verhältniß, welches bei allen neueren Forschern wenn auch nicht eine absolute, so doch eine relative Aehnlichkeit zeigt. Es würde uns zu weit sühren, wollten wir uns in eine genaue Erörterung und kritische Beleuchtung der Erklärung einlassen, welche die moderne Wissenschaft sür diese aussallende Erscheinung bietet und müssen wir uns deshalb mit der Bemerkung genügen lassen, daß man die geringe Anlage des weiblichen Geschlechtes zur Farbenblindheit durch die schon srüh beginnende und emsig sortgesührte Beschäftigung mit bunten Gegenständen, welche die Frauenwelt am Stickrahmen, am Toilettentisch u. s. w. übt, erklären zu können glaubt. Die hierdurch eingeleitete und durchgesührte Erziehung und Entwickelnng des Farbensinnes pslanzt sich von Generation zu Generation sort und sührt schließlich zu einer sexuellen Ueberlegenheit des weiblichen Farbensinnes über den männlichen, welche sich eben in der geringeren Neigung zur Farbenblindheit offenbart.

Man hat auch hinsichtlich der Raee sowie der verschiedenen Bevölkerungsschichten gewisse Verbreitungseigenthümlichkeiten der Farbenblindheit sinden wollen; doch sind alle diese Angaben vor der Hand noch nicht genügend gesichtet, um sie in dem Gewand einer sicheren Thatsache schon jetzt einem größeren Publikum vorsühren zu können; darum ziehe ich es auch vor, über diesen Punkt vor der Hand noch ein vorsichtiges Schweigen zu bewahren.

Klöster und Klosterleben in der Hercegovina.

Von

Siegfried VtaWer.

- Pisa. -

I.

ie am Rhein, am Neckar, an der Mosel die Burgruinen, so sind es in den Thälern der Morava, des Ibar, des Lim die Ruinen von Klöstern, die der Landschast jenes Gepräge verleihen, das, ich habe eigentlich nie recht begreifen können, warum, man als romantisch zu bezeichnen sich gewöhnt hat. Dabei sind die Ritterburgen jedensalls wohler daran. Sie sind nicht nur zahlreicher, sondern auch besser erhalten. Das ist, weil das menschliche Interesse an ihnen hastet. Und dieses, abgesehen von so vielen anderen wunderbaren Geheimkrästen, hat auch noch das merkwürdige Eigene, daß es Alles, womit es in Berührung kommt, — eonservirt. Um was der Mensch sich kümmert, Alles, was er, sorschend oder in Pietät, in den Kreis seiner Beachtung zieht, das, und thut er auch sonst weiter nichts dasür, geht nicht zu Grunde. Der menschliche Odem, der es anweht, haucht ihm etwas von der ewigen Menschenseele an, und die erhält es.

Nicht so gut daran sind die Ueberbleibsel der alten Klöster und Kirchen in jenen Thälern unseres Südost, denen noch manches Andere dies- und jenseits des Balkan, sowie durch Albanien, Epirus, Thessalien bis hinab an's „blauende Meer" sich hinzusügen ließe. Es sind das nur mehr spärliche Rudera, zerstreut in verwilderten Oeden, die ehemals herrliches, sruchtbares Gartenland gewesen, in kahlen Felsschluchten, durch die ehedem üppiger Wiesengrund und schattiger Wald sich hinangezogen, verdeckt von Gestrüpp, versunken in Schutt, begraben in Geröll: wenig gekannt, schwer aussindbar; wenn aussindbar, unbedeutend und unergibig sür die Forschung. Das weitaus Meiste ist verschwunden, von der Stätte, die es einst eingenommen, wie hinweggesegt. Der Rest, verlassen von den Menschen und vergessen, ist eingegangen, hat sich ausgezehrt, möchte man sagen, aus Mangel an menschlicher Theilnahme, menschlicher Seele.

Und doch hatten aiich diese Zeugen vergangener Iahrhunderte ihre Tage der Bedeutung und der Pracht, der Macht und des Reichthums, undselbst der Kunst, wie davon, allerdings nur höchst sporadisch, hie und da noch aus dem Schutt hervorragende Säulentriimmer, von Gräsern überwucherte Altarstusen, verstümmelte Bildwerke und Ornamente, mit ossenbarer Absichtlichkeit bis zur Unkenntlichkeit mißhandelte Wandgemälde noch immer genug beredtes Zeugniß geben. Wie das gekommen, wie viel an dieser Verwüstung islamitische Unduldsamkeit, wie viel spätere christliche Indolenz Schuld habe, das mag, da die Verluste nun einmal unersetzlich sind, so ziemlich unter die müssigen Fragen gereiht werdenEs wird wol eines wie das andere sein gut Theil daran haben, wiewol man, ohne im mindesten ein Unrecht damit zu begehen, den Löwenantheil immerhin dem erstern wird zuerkennen dürsen, — auch ohne besondere Erörterung.

Zu jeuer sernen Zeit bereits, da das Christenthum den nördlichen und östlichen Slaven kaum noch dem Namen nach bekannt war, standen bei ihren Stammesgenosseu im Süden Klöster und Klosterwesen in blühendster Entwickelung. Die bulgarischen Brüder Kyrillos und Methodios, die das Christeuthum nach Mähren und Böhmen brachten, waren aus diesen Klöstern hervorgegangen. Ein ezechischer Bischos trug es später au die Gestade der Ostsee. Frühzeitig schon hatte aus der schmalen Landzunge des Athos eine Art Klösterrepublik sich angesiedelt, überreich ausgestattet von ihren Beschützern, den byzantinischen Kaisern, mit Besitzungen, Schätzen nnd Privilegien, der Mittelpunkt damals alles orientalischen Kirchenlebens, darin alle Völker der Balkanhalbiusel, ja selbst die christlichen Stämme Kleinasiens, abgesondert von einander, sich vertreten sanden. Auch die serbischen Dynasten, srühmöglichst, beeilten sich, als Stister sich da einzustellen, ihnen voran und beispielgebend Stesan Nemanja, der Gründer der nachmals so mächtigen Dynastie der Nemanjiden, unter der Serbien sich zur Großmacht ausgeschwungen, mit den Bulgaren und mit Byzanz um die Hegemonie ringen und den dalmatischen Handelsrepublikeu Bündnisse dietiren konnte. Das Kloster Chilindar, das er allda erbaute, gilt allen Südslaven als das Höchste, was Auswand zu erreichen, Kunst zu leisten vermag. Es ist der Montsalvatsch ihrer Legende. Kamen die zahlreichen Klöster, die er in den eigenen Landen erbaute, an Pracht diesem auch nicht gleich, so waren sie doch nicht minder reich von ihm bedacht. Denn Klöster zu bauen und mit reichen Stistungen auszustatten, galt als das größte Verdienst eines Herrschers, das Leben in einem derselben als einsacher Mönch zu beschließen als der würdigste Abschluß seiner irdischen Lausbahn. Seine Nachsolger standen in srommem Eiser ihm nicht nach. Keiner ihrer, dessen Angedenken nicht eine größere oder geringere Anzahl von Kloster- und Kirchenbauten verewigt hätte, nur wenige, die nicht in einem derselben ihr Dasein beendet, ihre letzte Ruhestätte gesunden hätten. Stesan Urosch II, allein soll deren nicht weniger als einundvierzig erbaut haben.

Erst die Herrschast des Turkenthums setzte diesem srommen Eiser, der, ausgegangen und getragen ursprünglich von den löblichsten Zwecken, allerdings nachgerade in würdelose Werkheiligkeit und verderbliche Sündenloskauserei ausgeartet war, ein Eude. Der Islam würde seine Mission versehlt haben, wenn er neben sich noch Anderes geduldet hätte. Was sich vorsand, wurde theils dem Boden gleichgemacht, theils in Moscheen, in Grabkapellen geseierter Kriegshelden und Hadschis, in Hans sür Saumroß- und Mauleseltreiber umgewandelt, theils niedergerissen und zur Ausmauerung und Einsassung von Brunnen und zu Brücken verwendet. Die Kirchengeräthe wurden theils zerschleist, theils eingeschmolzen, die gestisteten Besitzungen dem Vakus überantwortet. Was dem Verderben entging, entging ihm nur wie durch ein Wunder, vertheidigt heute mit dem Muthe der Verzweiflung, morgen ausgelöst durch die Zahlung großer Brandschatzungen, jedoch nur um übermorgen neuerdings vertheidigt oder neuerdings ausgelöst zu werden. Neues zu bauen, sowie der Versuch, Bestehendes durch Ausbesserung, Stützung und dergleichen in Stand zu erhalten, war und blieb Iahrhunderte lang ausnahms- und bedingungslos verboten und zwar bei den härtesten Strasen, deren Verhängung übrigens wie Art durchweg dem Ermessen und der Willkür der jeweiligen loealen Machthaber anheimstand. In der Hereegovina speeiell, der wir unsere Ausmerksamkeit hier zunächst zuwenden, galt die Norm, daß sür jede derlei Contravention zwöls Familienhäupter mit dem Leben zu büßen hatten, — eine Maßregel, von der nicht zu leugnen ist, daß sie dem Uebel allerdings radieal zu Leibe ging und durchaus angethan war, den Kjauren ihre gottesärgerliche Baulust gründlich zu verleiden.

Erst ziemlich spät und da der Stern der osmanischen Macht bereits merklich zu erbleichen begonnen, sängt eine mildere Praxis an Raum zu gewinnen. In Konstantinopel wird wiederholt die Freiheit des Klosterund Kirchenbaues zugesichert. Die Machthaber in den Provinzen jedoch wollen von diesen Zugeständnissen nichts wissen, und ignoriren die Einen sie gänzlich, während die Andern sie dahin auslegen, daß es der Raja zwar nun sreistehe, bei ihren jeweiligen Paschas oder Vesiren um die Erlaubniß zum Baue eines Klosters oder einer Kirche anzusuchen, ebenso aber auch diesen, je nach Ermessen sie ihnen zu gewähren oder auch — zu verweigern. Diese Erlaubniß aber ist weniger ein schwer zu erlangendes, als ein kostspieliges Ding. Und schon dadurch beschränkt der Gebrauch, der davon gemacht werden kann, sich aus läuger als eiu Iahrhundert hinaus von selbst. Die Herren Paschas sorderten immense Summen und darüber auch noch eine Extraremuneration an Heerden, Rossen und — jungen schönen Mädchen. Und da dem nicht entsprochen werden konnte, so mußte, wie sehr auch der alte Baueiser, den nun das Volk ausgenommen, sich regte, und wie sühlbar das Bedürsniß sich geltend machte, das Bauen doch unterbleiben, bis die Herren, da es mit dem Uebertriebenen nun einmal nicht ging, sich endlich, um die Mitte des vorigen Iahrhunderts, zu Billigerem herbeiließen. Die Preise seitdem sür die Ertheilung der Lieenz zum Bau einer Kirche oder eines Klosters, da eine allgemeine Norm dasür nicht bestand, variirten verschieden, je nach Land und — Laune. In der Hereegovina speeiell wurde sie im wörtlichsten Sinne des Ausdrucks nach der — Elle verkaust. Wie lang, wie breit und wie hoch gebaut werden wolle, das war die erste Frage, und darnach wurde das Ellenmaß ermittelt. Dann kam der Preis, 10, 15, selbst 20 Dueaten die Elle, nicht etwa Grundes und Bodens (der mochte gehören wem immer, ja selbst Eigenthum der Bewerber sein), sondern die Elle — Lieenz, so daß der Freibries zur Erbaunng selbst eines kleinen Kirchleins leicht aus 5 — 600, der zu einem Kloster wol aus das Zehnsache sich stellen konnte. Damit aber war es noch gar nicht abgethan. Denn war man mit dem Baue sertig, dann kamen erst die entsandten Sachverständigen, um mit der Elle in der Hand nachzumessen. Und merkwürdig! Wie sorgsältig man sich auch an das Bedungene gehalten, es wurde nichtsdestoweniger stets überschritten gesunden, sreilich wol weniger zu dem Zwecke, die Bürger um ihre Köpse, als ihre Börsen um ein halbes oder ganzes Hundert Dueaten Nachzahlung zu kürzen.

Daß das thatsächliche Bauen unter diesen Umständen mit dem Eiser süglich nicht Schritt zu halten vermochte, ist wol leicht zu ermessen. Schon die Beschaffung des Geldes sür den Freibries war ein schweres Stück Arbeit. Bei Kirchen indeß machte sich das noch. So Glänzendes und Großartiges die Ueberlieserung als Vorbild ausbewahrt, man beschränkte sich aus das Nothdürstigste: 6—7 Ellen Breite, 10 Ellen Länge, 7—8 Ellen Höhe. Das war gerade genug, um den nach Abgang der Mauerdicke verbliebenen Raum, den die ausgestreckten Arme zweier Männer leicht durchmaßen, in die ersorderlichen zwei Theile zu theilen, den sür den Altar und den sür die Gemeinde. Freilich haben in einem solchen „Schiff", dem man überdies, wenn auch nur andeutungsweise, gerne die Kreuzsorm zu geben sich bemüht, nicht selten kaum dreißig, ja kaum zwanzig Personen Platz, Aber man muß sich bescheiden. Für die Hausväter und sonst sür Personen, die den Vortritt haben, reicht das hin. Auch sür die Weiber bleibt rückwärts gegen die Thür noch einiger Raum. Alle Andern müssen eben draußen steh'n. Gott nimmt's nicht so genau. Begnügt er sich ja auch damit, wenn man im Walde oder aus hohem einsamen Bergesgipsel seiner gedenkt! Was aber an gekauster Höhe als unzureichend sich erweist, das trachtet man durch Abgraben in die Tiese zu ersetzen, was meist — wenn nämlich die türkischen Herren Sachverständigen nicht dahinter kommen oder nicht dahinter kommen wollen — nichts oder doch nicht viel kostet. Und statt von außen der Freitreppen sühren dann von innen ein paar Kellertreppen zur Wohnung des Herrn. An Ornamentik natürlich ist nicht zu denken. Das Alles kostet Raum und daher — Geld. Der einzige Stil ist die Kahlheit, außen wie innen, das einzige Ornament an Festtagen ein Laubgewind über dem Eingang.

Schwerer schon gestaltet sich die Sache, wenn der kühne Gedanke auskommt, ein Kloster zu bauen. Und ein Kloster innerhalb seiner Gemarkung zu haben, ist, so lange er eines nicht hat, der sehnlichste Wunsch eines Stammes, und hat er endlich eines, sein größter Stolz. „Im^mo morm5tir! Wir haben ein Kloster!" heißt so viel, als: „Uns dürst Ihr nicht sür Barbaren ansehen!" Iahrelang vorher schon werden Versammlungen abgehalten, aus der Tenne des Knesen, unter einem Baume, aus einem sreien Platze im Walde, und der Gegenstand nach allen Seiten durchberathen. Da ist zuerst die Frage: wo soll gebaut werden? Ein Punkt übrigens, darin, wiewol von verschiedenem Interesse ausgehend, Raja und Machthaber in voller Uebereinstimmung einander begegnen. Diese zunächst, wenn sie schon in den Ortschasten selbst oder in deren unmittelbarer Nähe die Kirche dulden, wollen das gleiche Aergerniß keineswegs auch mit Bezug aus das Klöster sich gesallen lassen. Daher: so viel wie möglich abseits, wo der Anblick kein gläubiges Auge beleidigt. Aber auch die Raja hat ihren guten Grund, die Verborgenheit, die Entlegenheit zu suchen, nämlich die Sorge um die Sicherheit. Denn die Buruntija, den Freibries nur vermag der Vesir zu geben; davor aber zu schützen, daß die gerechte Entrüstung der Gläubigen nicht in gerechtsertigten Thätlichkeiten sich Lust mache, vermag oder will er gar nicht. Die Ersahrung hat dies sattsam und warnend erwiesen. Manches Kloster stand schon sertig, und in seinem Archive, um vorkommenden Falles sie den Türken vorzuweisen, wohlverwahrt, lag die Buruntija. Aber was srugen die darnach? Sie drangen in's Kloster ein, huben Händel an, mißhandelten oder erschlugen die Mönche, nahmen, was irgend Werth hatte, und ließen, mit Iubelgeheule abziehend, aus dem Dache den rothen Hahn zurück. Oder sie schritten, wenn das nicht so leicht ging, zu einer sörmlichen Belagerung. Die armen Mönche zwar wehren sich wie die Löwen. Auch Nothsignale werden gegeben. Es kommt Sueeurs. Es wird gekämpst. Allein der Ausgang allen Kampses ist in Gottes Hand. „?rßirm Lo^a uiiua Fßnsrala!" Ueber Gott ist kein General! Es ist ja immer möglich, daß — ein Wunder nicht geschieht, und man der Uebermacht sich nicht wehren kann. Dann wird das Kloster zum Schutthausen, zum Grabhügel über den Leichen seiner Vertheidiger. Oder es geschieht ein — Wunder,

man erwehrt sich ihrer, tödtet vielleicht gar Einen oder den Andern, und dann ist erst recht keines Bleibens an dem Orte. Keine Stunde ist man sicher vor der unausbleiblichen Rache. Man geht daher lieber gleich, ehe man mit Pechkränzen hinausgetrieben wird, um schließlich unter den Kolben der Wüthenden dann doch nur den Tod zu sinden. Die Mönche zerstreuen sich. Das Kloster bleibt leer und versällt. Und will man eines wieder haben, so muß man eben wieder von vorne ansangen, nämlich bei den Dueatenrollen sür die Erlaubniß. Das sind dann die Ruinen jüngeren Datums. Daher, um alle dem vorzubeugen, lieber gleich so weit möglich aus dem Wege, in irgend einen, von steilen Felswänden umragten Thalkessel, in die öde Steinwüste, in die tiese Urwaldeinsamkeit, aus eine schwer zu erklimmende Höhe. Ie schwerer aussindbar und je schwerer zugänglich, desto besser.

Und nun man den Ort hat, und auch die Maße sestgesetzt sind, nun kommt die Buruntija. Eine große Sorge! Iahre lang wieder wird hin und her berathen. Man legt zusammen, es reicht nicht aus. Man schießt zu. Es langt noch nicht. So geht es denn an's Umsammeln. Ein Ieder thut da, was er kann. Niemand schließt sich aus. Die Frauen lösen ihre Kettlein vom Hals, die Mädchen ihre Ringe aus den Ohren, die Hirten opsern ihren Iahreslohn. Es ist eines der rührendsten Lieder, das vom blinden Gavro, der, um einen Beitrag zu einer solchen Colleetc angegangen, da er nicht einmal einen Para in der Tasche hat, sich srischweg mitten in den Kreis aus einen Stein setzt, und mit den Worten: „Da ich ein armer Blinder bin, und nichts beisteuern kann, so will ich sür die Kirche wenigstens ein Lied singen!" einen Gesang von der Zerstörung des Klosters Tvrdosch bei Trebinje (1669) improvisirt, so ergreisend, daß alle Anwesenden darüber in Thränen ausbrechen, und ihr lautes Weinen und Schluchzen wiederholt ihn nöthigt, abzusetzen. Aber auch die Silbermünzen sallen reichlich in seine aus dem Boden liegende Kappe, und Gavro, der Blinde, steht mit einem der größten Beiträge obenan an der Spitze der Stister. Leider in seinem Eiser war er so unbedacht, sich zu einigen etwas starken Expeetorationen sortreißen zu lassen. Das wurde dem Vesir hinterbracht, und nicht nur hatte er in langer schwerer Kerkerhast seinen Opsereiser zu büßen, auch die Erlangung der Buruntija wurde dadurch nicht wenig erschwert und — vertheuert.

Endlich nun könnte man bauen, wenn man nur die ersorderlichen Mittel hätte! Bauleute von der Meeresküste, „mmstori ot primoi^u,", aus Dalmatien nämlich, das von Alters her das Hinterland mit Architekten, Maurern und Steinmetzen versorgt zu haben scheint, kann mau nicht kommen lassen. So macht man sich denn selbst daran, abermals in gemeinschastlicher Betheiligung. Man bricht Steine, man hebt Sand aus und trägt ihn aus Eseln und Maulthieren zu, man brennt Kalk, man mauert schließlich, man zimmert, die eine Woche die Einen, die nächste die Anderen und so sort, bis mau bei dem ganzen Stamm herum ist. Niemand nimmt Zahlung, Den Armen während seiner Arbeitswoche ernähren die Bemittelten. Dennoch, da ein Ieder auch sür sich zu thun hat, kann es nur langsam von statten gehen und nur stückweise. Es ist genug, wenn man das erste Iahr den Grund herausbekommt. Das zweite Iahr kommt's bis zur halben Mauerhöhe, das dritte bis zur ganzen, das vierte bringt die Eindachung und im sünsten, wenn nichts dazwischen kommt, ist es vielleicht möglich, den Bischos von Mostar zur Einweihung zu bitten, das heißt, weun man so viel Geld hat! Denn auch der Mann macht nichts billig. Im türkischen Reich die Bischöse sind Paschas in der Kutte. Wo nicht, muß es auch ein Minderer treffen, — und er trifft's!

Nun ist wenigstens der Ansang gemacht. Man hat die Kirche, eine im höchsten Grade primitive und beschränkte zwar, nicht größer manchmal, als in unseren Kirchen eine — Nische, die Einrichtung ärmlich, dürstig, rohgezimmertes Holz, Heiligenbilder vom Iahrmarkt einer der benachbarten Städte, die Vorhänge, das heimische Gewebe opserwilliger Haussrauen, aber doch die Hauptsache, den Kern, um den, kommt Zeit, kommt Rath, das Weitere sich ansetzen kann; nach einiger Zeit, so bald man sich erst ein wenig erholt, und Aussicht ist, daß man auch einen Mönch werde erhalten können, eine Zelle, darin eine Lagerstätte und ein Betschemel, nebenan eine Feuerstelle mit einem kupsernen Kochkessel und einem ebensolchen Wasserkübel, und ein aus ein paar Psählen roh zusammengesügter Stall mit einer Ziege oder einer Eselin, und — das Kloster ist eigentlich sertig. Denn man ist hierin so genügsam, daß mau, um den langgehegten Wunsch endlich einmal verwirklicht zu sehen, selbst von dem Grundgesetze der Drei, die erst ein Collegium machen, absieht. Wo nicht mehr zu haben sind, ist auch Einer ein Collegium. Nach Iahren vielleicht wird's möglich, der einen Zelle eine zweite, dann weiter nach Iahren eine dritte, vielleicht sogar eine vierte hinzuzusügen. Auch die Umsassungsmauer bis dahin wird vielleicht sertig gebracht und kein Mensch mehr wird gegen die Berechtigung des stolzen Wortes „Imamo mouastir!" etwas einzuwenden haben. Viel Prunk sreilich wird mit dem „Monastir" nicht zu machen sein. Plan- und stillos in schmucklosem Roh-, ost im ursprünglichen Cyelopenbau hat Stück an Stück sich angesügt, nur zwei Gesetzen solgend: dem der möglichsten Sparsamkeit im Raume und dem der Sicherheit. Daher die Knappheit in Allem, die Gedrungenheit, die unverhältnißmäßige Stärke der Mauern bei der unverhältnißmäßigen Beschränktheit des umschlossenen Raumes. Die Zelle ist so eng, daß ein Mensch zur Noth darin beten und schlasen kann Zum Aus- und Abgehen ist sie nicht gemacht. Dazu ist der Hos da. Aber auch der Hos nicht selten ist so beschränkt, daß das Aus- und Abgehen darin, zumal sür mehr als ein oder zwei Personen, nicht gut möglich ist. Einen so geräumigen Hos, wie das Kloster Duschi (sprich wie sranzösisch cIo^-i), das so ost schon ein sörmliches Kriegslager in sich ausgenommen, hat nicht jedes Kloster, Und daher auch das kastellartige Aussehen: die mächtige Umsassungsmauer, gekrönt oben mit einer hohen Lage locker übereinander geschichteter schwerer Steine, die bei jedem Versuche, die Mauer zu übersteigen, verderbenbringend aus den Eindringling niederrollen, und außen um sie her der breite mit täuschendem Reisig verdeckte Graben; der verborgene Zugang, der weiter nichts ist, als eine schmale, überdies sorgsältig verdeckte Spalte in der Mauer, so eng und so niedrig, daß stets nur ein Einzelner, und dieser nur gebückt und mit Mühe sich durch sie durchschieben kann; die Schießscharten allenthalben, in der Umsassungsmauer, und statt der Fenster in den Zellen, und selbst in der Kirche; die stets alarmbereite, zugleich die verbotene Glocke vertretende Klepetatscha, ein zwischen zwei Holzpsählen besestigtes Bret, daran mit einem hölzernen Klöppel geschlagen wird, sür gewöhnlich der Wecker der Mönche und Verkündiget des Gottesdienstes, zu Zeiten der Bedrängniß aber der Stürmer und Hülseruser, dessen Schrei weithinaus dringt aus Schlucht und Waldeinsamkeit in die benachbarten Thäler, und statt zum Gebete zu den Massen rust.

Daß unter dem Walten solcher Zustände in den südslavischen Ländern gegen ehedem nnd zumal im Vergleiche mit der Bedeutung, welche dieser Institution innerhalb der orthodoxen Kirche beigemessen ist, der Klöster verhältnißmäßig ziemlich wenige sind, der Stand der Mönche darin nur ein geringer ist, kann wol nicht besremden. Die ganze Hereegovina Alles in Allem hat ihrer nicht mehr als sieben: Das Kloster Duschi, in den berühmten Engpässen gleichen Namens, die in den Ausständen der Hereegovina und in den Kriegszügen der Montenegriner von jeher eine so wichtige Rolle gespielt; — das Kloster Zavala, wenige Wegstunden nördlich von Trebinje aus dem Popovopolje; — Dobritschevo in der Nähe der montenegrinischen Brdi-Distriete; — Schitomischlitj (sprich wie sranzösisch ^jito) im Gebirge Stotscha; — Goransko in der Landschast Piva unweit Drobnjak; — Koßijerovo, unweit des in den letzten Kämpsen viel, aber stets sälschlich „Bilek" genannten Ortes Biletji; — endlich das Kloster Fotscha aus dem Bijelopolje. Der Stand in keinem dieser Klöster, vor dem Ausstande, sank wol unter vier, erhob aber auch in keinem sich über sechs Kaludjeren. Nicht als ob dies dem Bedarse genügte, sondern einsach, weil keines deren mehr zu erhalten im Stande ist.

Und wie die höchstmögliche Beschränkung es ist, die dem ganzen Klosterwesen von Anbeginn an Gestalt und Gehalt gibt, so ist sie es auch, nicht der seelsorgerische Bedars, der bei deu Sorgeu sür den Nachwuchs als Maß gilt. Nicht die Frage entsteht: „Wie viel Popen, wie viel Kaludjeren benöthigt die Bevölkerung?" sondern: „Für wie viel Scholaren kann das Kloster das Mittagsbrod ausbringen? Wie viel deren braucht es in seinem eigenen Haushalt?" Denn die Lehrjahre eines solchen Scholaren, Djak genannt, sind zwar lang, der Inhalt aber der sie aussüllt, über alle Vorstellung dürstig und einsörmig, der Haupttheil desselben — arbeiten wie ein Diener und dienen wie ein Famulus. Novizen gibt es da nicht, nur Knechte der Mönche, die einst Knechte des Herrn werden sollen, — übrigens durchaus darnach angethan, den jungen Mann sür das kümmerliche, beschränkte, entsagungsvolle Dasein, dem er entgegenreist, gründlich vorzubereiten.

Und dennoch sür ein hereegovinisches Haus gibt es nichts Erstrebeuswertheres, keine größere Ehre, als unter seinen Söhnen einen Kaludjer, oder mindestens einen Popen zu haben. Es ist das das Höchste, was erreicht werden kann in einem Lande, dessen gesammter Bildungsbehels sich aus einige nothdürstigste Elementarschulstuben beschrankt, und das erst seit ganz Kurzem, in welchem dem Strebenden weder das Handwerk die Alltagslausbahn der nährenden, noch die Kunst die höhere des Ruhmes eröffnet, und in welchem, Dank dem osmanischen Volkserziehungssystem, alles Wissen und Können des Volkes in primitivster Feldarbeit und in der notdürstigsten Viehzucht sich erschöpst. Da ist nun aber im Hause ein gescheiter, geweckter Iunge, der Liebling der Familie. Von Kindheit aus hastet sein Auge an den Heiligenbildern des Hauses und der Kirche und bemüht er sich, die Unterschriften darunter zu enträthseln. Vergebens. Niemand ist da, der ihn anleite, sie zu lösen. Soviel aber ist Allen klar, er ist zu etwas Höherem prädestinirt. Zunächst allerdings nur zum Kaludjer, zum Popen. Aber kaun er nicht auch Igumen werden, Archimandrit, Protojer? Der Entschluß also ist gesaßt: „Wir sühren ihn in's Kloster!" Da kleidet ihn denn die Mutter in seinen Sonutagsauzug, bindet ihm zu dem, was er am Leibe hat, noch etwas sür „alle Tage" und etwas Leibwäsche in ein Ränzlein, oder, um der Wahrheit die Ehre zu lassen, in einen Hasersack, und dazu einen großen Kuchen, eine Pogatscha; die Schwester holt aus der Vorrathskammer eine Scholle Butter, einen Fladen Käse, ein Körbchen Eier, der Bruder aus dem Keller einen Schlauch Wein und einen Schlauch Rakia; der Vater dann greist aus der Hürde auch noch ein Lamm heraus und sort geht's zu Dreien, der Esel nämlich, beladen mit allen diesen Schätzen, obenaus hockend der Iunge und nebenherschreitend der Vater, nach dem Kloster. Mit heiliger Scheu drangt der Iunge sich durch die Mauerlucke. Der Esel, der nicht durchkann, bleibt natürlich draußen, und die Mönche bemühen sich schon zu ihm heraus, um ihm die Bürde abzunehmen, die, mag das Resultat des Ausnahmebewerbens nun sein welches immer, jedensalls dem Kloster verbleibt. Denn was Du dem Kloster einmal auch nur zugedacht hast, das ist so wie sein eigen, und Du sollst es ihm nicht vorenthalten. Die Bewerbung aber ist eine günstige. Der Iunge gesällt dem Igumen und auch den andern Kaludjeren. An der Seite seines Vaters nimmt er — ausnahmsweise, weil er noch als Gast gilt, — am spärlichen Male Theil. Dann geht der Vater. Der Iunge bleibt. Seine Lehrjahre beginnen. Zunächst damit, daß er einem der Kaludjeren — der Djak desselben ist kürzlich abgegangen, und diesem Umstande hauptsächlich hat der junge Bewerber die günstige Ausnahme zu verdanken — zum Unterricht zugewiesen wird. Denn Schule wird im Kloster nicht gehalten. Ieder der Mönche lehrt, und das Collegium eines jeden beschränkt sich aus den ihm zugewiesenen Djak. Das Wenige, dessen es bedars, um eine Klosterzelle oder das Amt eines Popen mit Würde auszusüllen, wird diesem schon sein Meister beibringen. Er hat Zeit genug dazu. Woraus es sür's Erste ankommt, ist, daß der Djak mit den Obliegenheiten sich vertraut mache und sich in ihnen einschule, die er gegen das Kloster dasür zu ersüllen hat, daß es ihn ausgenommen, gegen seinen Meister, daß er ihn unterrichten — wird. Denn in der Ersüllung dieser Obliegenheiten, wie gesagt, wird ja ohnehin der weitaus größte Abschnitt seiner Lehrzeit sich erschöpsen. Er wird Iahre lang damit hinbringen, die Zelle seines Lehrers zu scheuern, zu segen, auszuräumen, sie mit Wasser und Holz zu versorgen, sür seinen Meister Kaffee zu kochen, seine — das heißt, wenn dergleichen ihm ein Bedürsniß ist — Kutte zu bürsten, sein Hemd zu waschen. Er ministrirt ihm bei seinen kirchlichen Funetionen, er begleitet ihn aus seinen Wanderungen, trägt ihm seine Sachen, sammelt die Geschenke an Vietualien ein, die er bekommt, und schleppt in einem großen Sacke sie ihm nach, läust sür ihn alle Botengänge, ist sein Courier, sein Quartiermacher, sein Feldkoch, sein Faetotum. Seine übrige Zeit verwendet er dazu, des Klosters Schase und Ziegen zu hüten, im Walde Holz zu sällen und die gesällten Stämme und Prügel in's Kloster zu schaffen, den Stall zu reinigen, den Düngerhausen in Ordnung zu halten, im Felde zu arbeiten. Und erst die Zeit, die nach alledem ihm noch erübrigt, gehört der — Gelehrsamkeit. Glücklicherweise ist diese nickt sehr 'umsassend, sönst käme der Djak wol zeitlebens nicht dazu, mit ihr sertig zu werden. Braucht er ja nicht selten ein volles Iahr, ehe er über das schwierigste Capitel derselben, über das des Buchstabirens, hinwegkommt! Dann große Pause. Nichts soll der Mensch übereilen. Er hat so nicht mehr viel vor sich. Denn kann er den Tschaslovatz, eine Art Fibel, und den Psalter, beide in altslavischer Sprache und Schrist, ohne Anstoß lesen — zu verstehen, was er liest, ist überslüssig — zur Noth auch ein wenig schreiben, und hat er die ritualen Proeedureu und Formeln perseet inne, so gilt das gerade so viel, als wenn ein Candidat an der ^Im» mater zu Iena das Doetorat in tneoloFiois maximo eum »pp1au»u erworben. Keine der Würden, der weltlichen sowol wie der klösterlichen Hierarchie, ist ihm unerreichbar. Er kann selbst Bischos, ja sogar Patriarch werden, — das heißt, insosern der Hereegoviner ihm nicht im Wege steht. Denn seit dem letzten hereegovinischen Metropoliten Avxentije, bis aus welchen die Metropoliten der Hereegovina stets Eingeborene gewesen, hat kein Hereegoviner mehr das Glück gehabt, in diese Würde eingesetzt zu werden. Die Hereegovina nach dem Tode Avxentijes wurde kurzer Hand dem Patriarchen von Konstantinopel untergeordnet, und den bischöslichen Sitz zu Mostar nahm seitdem stets entweder ein Grieche oder ein Bulgare ein, der wenigstens den Vorzug hat, daß er die Sprache seiner Diöeesanen — nicht versteht, sonach in ihren nationalen Strebungen sie jedensalls nicht sördern wird, wie dies die srüheren hereegovinischen Metropoliten zum Theil allerdings gethan.

Und nun, nachdem unser Djak so weit gediehen, nun kommt die Stunde der Entscheidung. Soll und wird er im Kloster bleiben, oder nicht? Das hängt nun sreilich vor Allem davon ab, daß ein Platz vaeant sei, sodann aber auch davon, ob er Lust und Neigung habe, ihn einzunehmen. Gerade dies aber, es kann nicht verschwiegen werden, ist unter allen Fällen der seltenste. Das Loos eines hereegovinischen Mönches hat eben nichts Verlockendes. Dann ist aber auch sür den jungen Mann, der mittlerweile seine 18—20 Iahre alt geworden, im Kloster nicht länger Bleibens. So tritt er denn vor den Igumen hin, bedankt sich bei ihm, dankt seinem Meister sür den genossenen Unterricht, dankt den übrigen Mönchen sür die erwiesene Nachsicht, den zurückbleibenden Genossen sür die erwiesene Brüderlichkeit, empsängt noch den Segen des Igumen, sagt der Stätte, an der er acht Iahre damit zugebracht, der Schildknappe seines Meisters zu sein und dürstig schreiben und lesen zu lernen, Lebewohl, bricht vom Haselbusch im Klosterhos sich einen Stab und — kehrt zurück in's Vaterhaus: er wird Pop werden. Der erste Schritt nun, den er aus dieser erkorenen Lebensbahn thut, ist, daß er — ein Weib nimmt. Damit ist ihm die Klosterzelle ein sür allemal versperrt, es sei denn, daß es dem lieben Gott gesällt, ihn zum Wittwer zu machen, in welchem Falle es ihm immer wieder sreisteht, zu derselben zurückzukehren. Dann sieht er zu, wie er sich das nöthige Geld beschafft welches „das Handauslegen", d. i. die eigentliche Priesterweihe kostet. Diese aber kann einzig und allein der Metropolit, der Bischos von Mostar ihm ertheilen, und der — läßt sich zahlen. Unter 20, mindestens aber 10 Dueaten, eine Rücksicht, die er nur dem Allerärmsten zu Theil werden läßt, ist seine Hand nicht zu haben. Sein Grundsatz ist: „Mich hat mein Bisthum genug gekostet; den Patriarchen zu Konstantinopel, der die Bisthümer seil hat, kann man nicht mit einer Kleinigkeit absertigen; er weiß bis aus eine Para, was jedes trägt, und macht darnach die Preise; das geht gleich in die hohen Tausende und darnach muß dann auch ich meine Preise machen; seh' der Pop dann, wie er weiter seine Kosten hereinbringt; Geschäst ist Geschäst, auch ein heiliges!" Und hat seine Heiligkeit zu Mostar ihm die Hand endlich glücklich ausgelegt, dann — sieht er zu, wo sich ein Dors sände, das seiner Dienste benöthige. Das sindet sich ost bald genug. Denn einen Popen im Orte haben, ist unter allen Umständen eine schöne Sache und aus einen Kübel Bohnen und einen Kübel Mais kommt es just nicht an, wenn man einen haben kann. Noch öster aber sindet sich keines, und dann trachtet er entweder, einen bereits hochbetagten Popen aussindig zu machen, dem er in den seelsorgerischen Geschästen nur Aushülssdienste leistet, natürlich unentgeltlich und oft Iahre lang, bis der Posten endlich srei wird, oder — greist zu etwas Anderem, wird Schulmeister, wozu in letzter Zeit, seit die Raja aus ihre Koste» sür die Volksschulen zu sorgen begonnen, sich manche Gelegenheit trisft, oder treibt Feldbau, Viehzucht, Heerdenhandel, oder besaßt sich auch nit Transportgeschästen, was so viel heißt, als, schafft sich ein Saumroß an oder ein Maulthier und srachtet hin und her zwischen Ragusa und Trebinje, zwischen Trebinje und Mostar. Solcher Popen, die von ihrer Priesterschast „keinen Gebrauch machen", gibt es sehr viele, ost auch in besseren Stellungen, wie man das während der letzten Insurreetion häusig genug zu beobachten Gelegenheit gehabt, wo man ihrer nicht wenige als Wojwoden, Barjaktare, Commandanten an der Spitze bewaffneter Colonnen sehen konnte.

Trifft es sich jedoch einmal zusällig, daß eine Zelle leer steht und daß ein Djak Lust hat, das Mönchsgewand anzulegen, so wird zur Einkleidung geschritten. Das eanonische Alter hiersür ist zwar aus 28 Iahre sestgesetzt und das ist sehr weise. Denn wer bis dahin den weltlichen Wünschenswürdigkeiten entsagen gelernt und sich in all' die Verzichte des Klosterlebens eingelebt, von dem ist kaum mehr zu besürchten, daß er es bereuen werde. Die Ersahrung aber, daß in diesem Alter die meisten bereits beweibt seien, oder auch sonst wenig Neigung und Eignung sür das Kloster bewahrt haben, hat von Zeit zu Zeit zu immer weiterem Rückgange von dieser Norm genöthigt, bis man endlich dahin gekommen, auch kaum erst mit der Leetüre der Fibel und des Psalters sertig gewor» dene Iünglinge von 20, ja auch nur von 18 Iahren zu poKaluäjeriti, d. i. zu vermönchen, wie der volksthümliche Ausdruck heißt.

Auch in diesem Falle ist das Erste, wosür gesorgt werden muß, die Handauslegung zu Mostar. Das Geld dazu gibt die Familie her, die dies nicht ungerne thut, da hiermit einmal sür immer die Ansprüche des jungen Mannes an sie aushören oder, wenn diese es nicht auszubringen vermag, das Kloster selbst. Der Vorgang dabei ist ganz derselbe, wie bei der Weihe zum Popen, da auch der Mönch, und zwar vorzugsweise und noch vor dem Popen zur Priesterschast berusen ist. Dann erst, nach der Handauslegung, kommt das „Vermönchen". Es beginnt schon in Mostar, und zwar damit, daß der Metropolit dem jungen „Priester" in der Kathedrale und unter seierlicher Assistenz das Haupthaar über dem Scheitel in Kreuzsorm ausschneidet. Da sind auch stets seine Angehörigen zugegen, sein Vater, seine Mutter, seine Brüder und Schwestern, seine Oheime und Muhmen. Bis dahin ist er ihnen noch Sohn, Bruder, Vetter, Von dem Augenblick aber, da das Kreuz über seinem Scheitel ausgeschnitten ist, ist er ihnen, wenn auch nicht entsremdet, so doch entrückt sür immer. Er ist wie ein höheres Wesen, zu dem sie emporblicken mit Ehrsurcht, aber auch mit Stolz, und nicht nur die Brüder und die Schwestern, auch die alte Mutter und der Vater, selbst das wankende Großmütterchen und der gebückte Großvater, die, gestützt aus den Stab, nach Mostar sich geschleppt, um beim Ehrenseste des Enkels nicht zu sehlen, küssen ihm die Hand. Der erste Segen dasür, den er ertheilt, gehört ihnen. Dann begleiten sie ihn Alle noch bis zu seinem neuen Vaterhause, dem Kloster. Doch nur bis zur Psorte. Hier erst fließen die Thränen, und sie fließen noch lange, und die Segenssprüche der Männer und die Abschiedslieder der Frauen, nicht unähnlich den Gesängen der Klageweiber um einen Verstorbenen, solgen über die Mauern hinüber ihm noch lange nach, hinter denen er ihrem Blicke und ihren Armen nun verschwunden. Endlich sind sie sortgezogen. Und nun tritt der poztriiuiK, d.

i. der, dem das Haar abgeschnitten worden — eine Bezeichnung, die nicht etwa in herabsetzendem Sinne zu nehmen ist, sondern ganz gleich bedeutend ist mit KaKicher, und die bei seiner Unterschrist er selbst sogar seinem Namen beisetzt — vor den Igumen hin, und überreicht ihm knieend die Haarlocke. Damit übergibt er ihm und dem Kloster sich selbst. Der Igumen übernimmt die Locke, wickelt sie in ein seines Tüchlein, eine v^».ua marama, das letzte Geschenk der Schwestern des poztriiuiK, thut sie in ein kleines Schächtelchen und versieht dieses mit seinem Siegel. Dann umtaust er den postiiiuik aus den Klosternamen, den er von nun an sühren wird, wobei stets ein solcher gewählt wird, der mit demselben Buchstaben beginnt, wie der bisher gesührte Tausname, z. B. Nikisor statt Nikolaus, Arsenije statt Avram, und sührt ihn in die sür ihn bestimmte Zelle ein. Aus das Schächtelchen mit der Locke aber schreibt er die Worte: „Das Haupthaar des Mönches N. N., an diesem und diesem Tage des so und so vielten Iahres des Heils," und verwahrt es in der Kirche hinter einem der Altarbilder. Und da wird sie nun bleiben, unentsernbar aus dem Kloster, wie der Mönch N. N., dem sie gehört, bis zu diesem der Allesender, der Tod, in die Zelle tritt und ihn einsammelt zu Ienen, die aus ihr ihm bereits vorangegangen hinab in den Klosterhos unter die Hasel- und Hollundersträuche rings um die Kirche, und sie unter einem der Büsche auch ihn da begraben, und ihm die Locke in den Sarg mitgeben, und Alles mit einem großen flachen, aus das Grab gelegten Stein abschließen, meist ohne alle Inschrist, zuweilen mit den kurzen Worten: „Hier ruht im Herrn der Mönch N. N., gestorben den und den Tag in dem und dem Jahre des Heils."

II

Die Organisation des Klosters innerhalb seines kleinen Kreises ist die einer Familie. Das Haupt derselben ist der Igumen, der '^ov^vo;, der Führer, der Leitende, den die Mönche stets selbst wählen aus ihrer Mitte und sür Lebenszeit, wobei, wenn nicht ausnahmsweise Einen oder den Andern besondere Fähigkeiten und beachtenswerthe Familienverbindungen empsehlen, sür gewöhnlich lediglich das höhere Alter maßgebend ist. Seine Söhne sind die Kaludjeren — er spricht sie auch als zinovi. Söhne, oder auch als Kräh», Brüder, an; seine Kinder, gleichsam die unerwachsenen, unmündigen, die cl^ei, die er daher auch 6eco uio^Ä. meine Kinder, anspricht. Er repräsentirt das Kloster nach innen wie nach außen in jeder Beziehung. Er verwaltet das Vermögen desselben, er nimmt die Alumnen aus, er sührt die Correspondenz, er empsängt die Gaste, er nimmt die Geschenke entgegen, wie denn überhaupt ein Ieder, der im Kloster ein Anliegen hat, sich an ihn wendet. Er ordnet die Arbeiten in Feld und Garten an und vertheilt, alljährlich zu Weihnachten, die verschiedenen Funetionen in Haus und Kirche unter die Kaludjeren, indem er sür das neu beginnende Iahr, der Reihe nach abwechselnd, den einen zum Hauskapellan ernennt, einen zweiten, den sogenannten Oekonom, mit der Führung des Haushaltes betraut, die andern in die auswärtigen, zum Kloster gehörigen Parochien entsendet. In der Kirche ist allein er berechtigt, das Vaterunser und das Glaubensbekenntniß zu sprechen, und nur wenn er leidend oder abwesend ist, thut dies statt seiner der älteste Kaludjer, jedoch aus sein ausdrückliches Geheiß. Einen Unterschied unter den Kaludjeren und auch unter den Djaei soll er nicht machen. Er soll sie, wie es heißt, Alle mit gleicher väterlicher Fürsorge und Liebe umsassen. Was jedoch nicht hindert, daß er, namentlich unter den Djaei, einen oder den andern begabtern und geschicktern sich als seinen Liebling ersieht, diesen näher an sich heranzieht, ihn selbst unterrichtet, ihn zu seinem Seeretär macht, ihn überhaupt mit aller Auszeichnung behandelt und sür das Kloster zu erhalten trachtet. Mißhelligkeiten im Kloster soll er nicht auskommen lassen. Zeigen sich solche, sei es nun unter den Kaludjeren oder unter den Djaei, so soll er die Betreffenden ohne Verzug in seine Zelle rusen, und ohne Erörterung — denn Erörterung sührt zur Theilnahme sür Einen oder den Andern, und diese nur zur Mehrung der Gegnerschast — ihnen die Versöhnung auserlegen, in seiner Gegenwart und sogleich. Was jedoch gleichsalls nicht hindert, daß selbst in diesem beschränkten Familienkreise die erbittertsten Gegnerschasten sich jahrelang sortspinnen, natürlich heimlich und verdeckt, und die rassinirtesten Intriguen ebenso lange im stillen Dunkel sich sortweben, bis es endlich einmal zur Katastrophe kommt. Denn Hader ist nun einmal menschlich, und Mensch bleibt Mensch, sei er auch Kaludjer.

Die Kaludjeren ihrerseits, und um so mehr die Djaei, haben dem Igumen mit der höchsten Ehrsurcht zu begegnen. Bei Allem, was sie unternehmen, haben sie vorher seinen Rath einzuholen und sein Rath hat ihnen Gebot zu sein. Wo immer ein Kaludjer die Liturgie liest, ist er verpslichtet, in seinem Gebete gleich nach dem Namen des Metropoliten den seines Igumen einzuschalten. In die Zelle des Igumen tritt er nie anders als entblößten Hauptes, und nie, bevor er sein Anliegen vorbringt, wird er unterlassen, ihm mit einer tiesen Verneigung die Hand zu küssen. Nie anders, als stehend, spricht er mit ihm, und nie in seiner Gegenwart wird er sich setzen, es sei denn aus die ausdrückliche Einladung des Igumen. Spricht dieser, so schweigen Alle. Widersprechen wird ihm überhaupt Niemand, selbst wenn er sich irren sollte oder im Unrecht wäre. Will er über Tisch oder im Hose im Schatten der Büsche, wo man gern in der Abendkühle zur Unterhaltung zusammenkommt, diese nicht aus eigene Kosten sühren, so muß er den dratja durch irgend ein Wort oder Zeichen ausdrücklich die Lieenz zur ungenirten sreien Conversation geben. Es mag eine solche Serupulosität, zumal in so engem Kreise, viel des Peinlichen haben. Gewiß aber, und zwar gerade weil der Kreis so klein ist, trägt sie unendlich viel dazu bei, den Wenigen, im Grunde einander Wildsremden, die in Liebe und Eintracht bis an's Grab bei einander ausharren sollen, dies durch die Sicherung der ersten Bedingung hiersür, nämlich der gegenseitigen Achtung, zu ermöglichen. Denn ohne Respeet, selbst wo nur zwei Leute aus einander angewiesen sind, gibt es nun einmal keinen Bestand. Dieselbe Achtung aber sieht man deshalb auch in dem Verkehre der Kaludjeren unter einander bewahrt, und um so mehr der Djaei diesen gegenüber. Stets und überall hat das Alter den Vorrang. Nie wird ein jüngerer Kaludjer einem ältern anders als zur Linken sich halten, nie vor ihm das Wort ergreisen, nie in die Schüssel langen. Das Verhältniß zwischen dem Djak zumal und seinem Meister — jener nennt diesen nie anders als otc-e, sveti otoe, d. i. Vater, heiliger Vater, dieser jenen nie anders als sinko, Söhnlein — ist ost ein rührendes, nicht selten wahrhast ideales. Unbegrenzt ist die Liebe, die Verehrung, die Hingebung, mit der der Schüler dem Lehrer, unbegrenzt die Liebe, die Hingebung, die Ausopserung, mit der dieser jenem anhängt. Es sind die schönsten Legenden, die dies Verhältniß zum Gegenstande haben, und nur bei den alten Indern, wo gleichsalls so gelehrt und gelernt wurde, sindet sich Aehnliches an sinniger Tiese.

Dem Kloster, in das er einmal eingetreten, ist der Kaludjer Zeit seines Lebens unzertrennlich verbunden. Er steht zu demselben gleichsam in dem Verhältnisse der Adoption. Es ist sein zweites, sein Vaterhaus. Weder kann er selbst sich von demselben lossagen, noch kann irgend ein Machtgebot ihn davon scheiden. Daß ein Kloster einen ihm angehorigen Mönch aus seiner Gemeinschast ausgestoßen hätte, das ist noch nicht vorgekommen. Eher verhängt es über ihn die härtesten Bußen, als daß es ihn verstößt, und eher unterwirst er sich den schwersten Kasteiungen, als daß er ginge. Häusig genug wol entsernt sich der eine oder andere Kaludjer aus dem Kloster, seiner Studien halber oder um kirchlichen, wol auch mitunter politischen Berusungen zu solgen. Nie aber hört er aus, sich als demselben angehörig zu betrachten, und stets ist seine Zelle, die unbesetzt bleibt, bereit, ihn wieder auszunehmen. Es hat dies übrigens auch seine privatrechtliche Seite. Denn stirbt ein Kaludjer, so ist sein Erbe nicht „sein Haus", ebenso wenig als auch er von diesem erbt, sondern das Kloster. Was an Baargeld imch ihm sich vorsindet, das kommt der gemeinschastlichen Klosterkasse zu gut; seine Kleider und Wäsche vertheilt der Igumen unter die Kaludjeren und ärmeren Alumnen. Nur sein Priestergewand bleibt ihm, und in diesem, ganz so als ob es zur Liturgie ginge, wird er auch in's Grab gelegt.

Diesem Verhältnisse entsprechend wäre denn auch das Kloster eigentlich verpflichtet, sür den vollständigen Unterhalt seiner Mönche zu sorgen. In den vorosnmnischen Zeiten, als die Klöster noch weitläusiger Ländereien, ausgedehnter Wälder, einträglicher Fischereirechte, ausgiebiger Zehnten und selber nicht unbedeutender Antheile an den Zöllen und Manthen sich ersreuten, wird dies wol auch der Fall gewesen sein. Dann aber, seit die Türken die reichen Stistungen sür den Vakus eonsiseirt, ist es anders geworden. Alles, was es heute dem Kaludjer bietet — und das im Vergleich mit etwa noch vor dreißig, vierzig Iahren ist schon wieder eine Wendung zum Bessern — ist, außer der Zelle und allensalls des Arms voll Holz im Winter zur Erwärmung derselben, weiter nichts, als der Mittagstisch und das Abendbrod. Und wahrlich, es sind diese bescheiden genug! Denn was der Vorrathskammer des Klosters aus dessen Eigenem zugeht, ist nicht viel. Etwas Gemüse, das die kleine Gartenund Feldwirthschast, etwas Butter und Käse, das die kleine Heerde bringt, etwas Pökelsleisch, das über der eigenen Fenerstelle geräuchert wird. Für's Weitere hängt Alles davon ab, wie die Zuflüsse von Außen sich gestalten, insbesondere was die zwei Hauptbedürsnisse Wein und Oel betrifft. Denn eigene Trauben zu keltern und eigene Oliven zu pressen ist ein hereegovinisches Kloster so leicht nicht in der Lage. Natürlich dann muß das erste Gebot, woraus der Vater-Oekonom, wenn er dem Koch den Bedars sür den Tag aussolgt, zu achten hat, das der größten Sparsamkeit sein. Da sitzen sie nun um den Tisch, die drei bis vier Mönche, obenan der Igumen. Das Gebet von diesem ist gesprochen, das Zeichen des Kreuzes über die Tasel gemacht. Die Schüler, die den Taseldienst zu versehen haben, unbedeckten Hauptes, lautlos und aus den Zehenspitzen, gehen zwischen der Küche und dem Reseetorium ab und zu. Zu unterst am Tische hat auch der älteste Djak seinen Platz eingenommen, stehend, und liest, damit die srommen Väter auch während der Freuden der Tasel der seelischen Labung nicht entrathen, ein Kapitel aus dem Leben irgend eines Heiligen vor, unverständlich ihm selbst wie den Zuhörern, da es in altslavischer Sprache geschrieben ist, dem Chaldä-isch der orthodoxen Kirche. Und die „Freuden" der Tasel, die eines solchen Gegengewichts bedürsen, um die srommen Väter nicht etwa im liebermaß irdischer Genüsse zu ties sinken oder gar untergehen zu lassen? Ein Mehlbrei oder ein grünes Gemüse, ein Stückchen Lamm- oder Ziegensleisch (nicht alle Tage!), ein Glas Wein, und je nach der Iahreszeit ein gerösteter Maiskolben, eine Melone, eine Feige, ein Apsel, Mit der Nachlese vergnügen sich die Schüler, die sich niedersetzen, wenn jene ausgestanden, nur daß sie, da vom Wein nie etwas übrig bleibt, statt desselben sich mit dem Wasser der Klostereysterne abzusinden haben. Zur Zeit der Fasten vollends, die auss Strengste beobachtet werden (wer diese nicht hält, der ist ein „Lutor," d. i. ein Lutheraner, und dieser ist Hon aller Menschheit das Schlimmste, schlimmer noch als ein Heide und selbst als ein Türke!), so streng, daß man mancherorts sogar des Oeles sich enthält, die Hülsensrüchte und Gemüse, das einzig Gestattete, nur in Wasser abgesotten und mit etwas Salz genießt, wird des Tags nur einmal gegessen. „Denn," lautet die Regel, „einmal des Tages essen auch die Engel; zweimal essen ist menschlich; was darüber geht, ist säuisch." Bei alledem jedoch ist Gastlichkeit eine der Hauptpflichten des Klosters, besonders gegen Arme und Reisende. Denn wer unterwegs ist, der ist immer wie ein Heimatsloser und Verlassener. Wo soll er Ersatz sinden sür den häuslichen Heerd und die liebevolle Pflege der Familie, wenn nicht im Monastir? Und es ist dies in jenen unwirthlichen Gegenden in der That eine große Wohlthat, zumal in den Schneestürmen des Winters und im sengenden Brande des Sommers. Freilich muß der Gast sürlieb nehmen mit dem, was sich eben sindet: im Winter ein glimmendes Scheit und ein warmes Gericht, im Sommer eine schattige Stätte und eine Schüssel kühlender Milch. Doch hat dieser Pflicht gegenüber, der das Kloster am Ende doch nur in bescheidenem Maße gerecht werden kann, die allgemeine Hochhaltung desselben und insbesondere die allgemeine Heilighaltung seines Eigenthums sreiwillig gewisse Schranken ausgestellt. Den Fall der wirklichen äußersten Noth ausgenommen, z. B. bei einbrechender Nacht, plötzlicher Erkrankung, soll Niemand die Gastlichkeit des Klosters in Anspruch nehmen. Es ist das unschicklich und gilt geradezu sür sündhast. Am allerwenigsten aber soll mau demselben länger, als unbedingt nöthig, zur Last sallen. Das wäre geradezu kircheuräuberischer Mißbrauch. Auch schenken, wo möglich, soll man sich nichts lassen. Wer nur immer kann, soll das Genossene durch ein Gegengeschenk entgelten, kann er es nicht gleich, so später. Und es wird hieran unverbrüchlich gehalten. Nach Monaten ost, gesührt von einem Knaben oder aus Krücken, spricht ein Armer vor, und bittet den Igumen, von ihm ein Lämmlein, ein paar Waldtauben, einen Tops Honig anzunehmen. Niemand kennt ihn mehr. Er hat letzten Winter einmal hier Obdach und ein Gläslein Rakia gesunden.

Für all seinen andern Bedars nun, vom Gewaude, in das er sich kleidet, bis zum Täßchen Kassee, dessen er, in diesem Punkte ganz Türke, nicht gerne entbehrt, vom Buche, das er gern haben möchte, bis zu dem Oellämpchen oder der Talgkerze, wenn er den langen Winterabend durch die Leetüre desselben sich kürzen will, muß er selbst sorgen, aus seinem Eigenen. Zum Glücke sind seine Bedürsnisse nicht eben groß. Das Priestergewand hat er noch vom Hause mit bekommen. Es wird wol aushalten, so lange als er selbst. Und sollten Wetter nnd Iahre daran auch manches schädigen, es wird sich nur um so ehrwürdiger ansehen. In seiner Alltagstracht unterscheidet er sich durch nichts von jedem andern Hereegoviner, als etwa durch den langen Bart, durch das lange, nach rückwärts geschlichtete Haar und durch die Kaiuilavka, die Mönchskappe, so wie vom Popen nur dadurch, daß seine Kamilavka ein wenig höher ist und daß er sie auch in der Kirche und beim Gottesdienst ausbehält, während der Pop, der Weltgeistliche, unbedeckten Hauptes in die Kirche tritt und auch während des Gottesdienstes barhaupt bleibt. Bekommt er Besuch, so ist die Bewirthung desselben, da das nicht Gäste des Klosters, sondern lediglich seine persönlichen sind, gleichsalls seine eigene Sache. Ist er sür solche Fälle vorgesehen, um so besser; ist er es nicht, o leiht der Oekonom ihm wol gern, doch wird er sich beeilen, es bald wieder abzutragen. Doch hat auch darin die Sitte einschränkend vorgesorgt. Mehr als einen Nipp schwarzen Kaffees, nur um der allgemein angenommenen guten Lebensart zu genügen, erwartet von einem Kaludjeren Niemand, weder sein Vater, noch sein Bruder. Wollen sie bei ihm in seiner Zelle speisen, so bringen sie sich das Brod, den Käse, die Bohnen und die Zwiebel, wollen sie rauchen, den Tabak selber mit. Kommt die Mutter, kommt die Schwester, so kommt sie ohnehin nie ohne eine Pogatscha, die dann das gemeinsame Mahl abgibt. Das Nachtlager zudem wird im Kloster nur selten genommen. Dazu ist der Raum zu beschränkt. Und Frauen vollends dürsen da gar nicht übernachten, höchstens die Mutter, die Muhme, die verheirathete Schwester, jedoch stets in Begleitung, und diese muß der Kaludjer in seiner Zelle unterbringen, möge er sich dabei beh eisen, wie er kann.

Unschwer aus alledem mag man aus die materiellen Verhältnisse des hereegovinischen Klosters und des hereegovinischen Kaludjeren zurückschließen, und man wird nicht irren, wenn man sie darnach als in hohem Grade kümmerlich und prekär voraussetzt. Alle Habe des Klosters von heute stammt, wie ja auch der Bau desselben, vom Volke, aus den sreiwilligen Beiträgen und Gaben desselben. Und das Volk ist arm. „Negegnest Du einem Armen," sagt das Sprüchwort, „so grüß' ihn getrost: Gelobt sei Iesus Christus! denn er ist ein Raja." Grund und Boden hat es nicht viel; einen kleinen Garten, einige Nrumen Ackerland, vielleicht ein Stück Wald, ein Stück Weide, angekaust allmählich aus seinen Ersparnissen, erworben durch Geschenk und Vermächtniß. Was es an Einrichtung der Zellen und der Küche besitzt, bis aus die Kessel zum Kochen und die Kupserkübel zum Wassertragen, ist beigeschasst, zusammengetragen aus allen Ecken und Enden. Seine Heerden sind die Colleete srommer Opserwilligkeit, die ihm die ersten Schase, die erste Ziege, die erste Kuh, das erste Eselein zugesührt. Nicht sonderlich ergibig, wiewol sie das einzige sixe Einkommen des Klosters bilden, sind die jährlichen Beiträge, die es von seinen Parochialen bezieht, die ihm jedoch keineswegs gesetzlich verbürgt, sondern lediglich durch den srommen Gemeinsinn gesichert sind. Sie betragen per Haus 10 Okka, d. i. nicht ganz 15 Kilo, Getreide, oder in Geld 12 Groschen, den Groschen zu 10 österr, Neukreuzern oder ^0 deutschen Psennigen. Wobei jedoch zu bemerken, daß ein Haus stets nach dem Oberhaupte gerechnet wird, also gewöhnlich mehrere Familien (in unserem Sinne), nicht selten deren süns bis sechs umsaßt. Und nicht viel ergibiger gestalten sich die Gebühren, von denen übrigens die Hälste dem jeweiligen Funetionär verbleibt. Getaust nämlich, dem Reuigen die Beichte abgenommen, dem Sterbenden die letzte Wegzehrung verabreicht, der Verstorbene zur ewigen Ruhe eingesührt soll von Rechts- und Christiwegen eigentlich umsonst werden. Denn das muß sein. Nur umsonst zu trauen braucht der Priester nicht; denn — das muß nicht sein; das ist schon mehr Luxus. Indeß wird kaum je etwas umsonst beansprucht, und hat das Herkommen gewisse Entlohnungen sestgesetzt, denen zu genügen selbst der Aermste sich bemüht. Sie betragen sür eine Tause 6 Groschen, sür ein Begräbniß, nach Alter und Stand, 8—24 Groschen. Eine Traunng kostet six 24 Groschen, selbstverständlich, ohne der Großmuth Schranken zu setzen und ohne die kleinen Opsergabeu, die bei dieser Gelegenheit aus den Säckeln der Verwandten des Brautpaares in den Opserstock sallen, und ohne die Kuchen und Braten, die der trauende Kaludjer, der dann gewöhnlich auch an dem Hochzeitsmahle theilnimmt, von demselben mit nach Hause bringt.

Ausgibiger jedensalls als alle diese Normalien sind die aeeidentiellen Zuflüsse, die daher auch das eigentliche Haupteinkommen des Klosters bilden.

Obenan unter ihnen stehen die Geschenke. Daß man vom Kloster nichts umsonst annehmen, von demselben umsonst keinen Dienst in Anspruch nehmen soll, ist einsache Pflicht. Selbst den Staub von Deinen Sohlen sollst Du als gewissenhaster Christ abstreisen, wenn Du sortgehst aus dem Kloster, damit Du ja nichts mit Dir nimmst, was zu ihm gehört. Dem Kloster zu schenken aber, d, h. zu geben, ohne etwas dagegen zu empsangen, ist das größte Verdienst, das ein rechtgläubiger Christ sich erwerben kann. Das ist denn auch in der That der Ort, wo der sromme Spruch „Geben ist seliger denn Nehmen" zu seiner vollen praktischen Bedeutung gelangt. Was und wann immer Einer im Kloster zu schassen habe, als Grundsatz gilt, daß er nicht mit leeren Händen komme. Wo und wann sich immer eine Gelegenheit sindet, dem Kloster etwas zuzuwenden, als Satzung gilt, sie nicht zu verabsäumen. Ist es zur Zeit der Feld- und Gartenarbeit, so wird man, obwol die Kaludjeren mit Hülse ihrer Djaei ungescheut alle Arbeit selbst verrichten, es nicht leicht unterlassen, ihnen bei derselben auszuhelsen. Untereinander abwechselnd senden dann die Häuser je einen oder zwei ihrer Leute in den Klostergarten, aus den Klosteracker, sür die bloße Kost, oder auch selbst ohne diese. Ebenso zur Wiesenmahd, oder wenn es heißt, sür den Winter Holz im Wald zu sällen. Haben die Moslim dem Kloster vorsrüh die Ernte vom Felde gesichelt oder ihm die Heerde sortgetrieben, was Beides wol vorzukommen pslegte, so beeilt man sich, den Schaden durch Zusammenschießen sosort wieder wett zu machen, und häusig genug in solchem Falle bringt der Ersatz weitaus mehr, als der Verlust genommen. Und so ergeben sich jahraus jahrein noch tausend andere Anlässe, den srommen Gebersinn zu bethätigen.

Einer der willkommensten — beiden Theilen, dem Kloster wie seinen Parochialen ^ und dazu ein jährlich wiederkehrender, ist der Kirchtag des Klosters, meist zugleich ein hoher Kirchensesttag, Dreisaltigkeit, ein Marientag, Sanet Lueas, Sanet Elias u. s. w. Da kommen sie denn von nah und sern herbei, selbst aus sremden Klosterbezirken, aus Montenegro, aus Bosnien, aus Altserbien, aus Dalmatien, alle sesttäglich ausgeputzt, ost nach ihren Wohnsitzen und Stämmen in langen Karawanen, Greise, Männer, Weiber und Kinder, zu Roß, zu Esel und zu Fuß, die Männer in Wassen nnd einer mit der Fahne voran. Flintenschüsse verkünden ihr Kommen. Den Raum um die Klostermauern und den Klosterhos bedecken ihre Lager. Dann wird der Igumen begrüßt mit Kniebeugung und Handkuß, dann die Geschenke abgeliesert, die man selbst spendet, und die die Abwesenden senden: was Geld ist, in die Hand des Igumen, Anderes, wie Wolle, Wachs, Oel, Butter, Käse, in neuerer Zeit auch Kassee, Zucker und Tabak, in die Hände des Oekonomen, die an dieseni Tage endlich einmal vollaus — zu nehmen haben. Dann geht es in die Kirche. Da ist das Bildniß des Heiligen ausgesetzt, dem das Fest gilt. In tiesster Ehrsurcht, unter sortwährendem Sichbekreuzen und ost aus den Knien nahen betend sich ihm die Andächtigen, küssen es mit Inbrunst, und legen dasür, ehe sie sich zurückziehen, in die Hand des Kaludjer, der im Priestergewand dabei steht, als Opsergabe eine Münze. Den Angeseheneren reicht der Kaludjer das Bild zum Kusse selbst dar, wosür natürlich auch die Münze, die in seine Hand gleitet, gehaltlicher «ussällt. Auch eine Wachskerze bei dieser Gelegenheit kaust man, Fabrikat des Klosters selbst und seilgehalten in der Kirche selbst, abseits aus einem Tische, von einem der Kaludjeren oder einem der Schüler, um sie, angezündet, dem Kloster gleich wieder zurückzuschenken. Die Hauptgelegenheit, seine Spendabilität zu bethätigen, kommt aber erst. Es ist das, nach abgethaner Kirchenseier, die große Festtasel, zu der der Igumen Alles von Einfluß und Stellung einlädt, was zur Feier des Tages sich eingesunden, die Knesen alle, die Wojwoden, die Häupter der angeseheneren und — reicheren Häuser. Das Mahl ist schlicht und kurz, sein Hauptmoment ein ganzes gebratenes Lamm, das, so wie es ist, vom Bratspieß weg, nicht selten mit demselben, aus den Tisch kommt; jedensalls bas glänzendste und, reichlichste des ganzen Iahres. Ihm unmittelbar schließt der große, spendenbringende Akt sich an, der des sogenannten 2»pii>»ich's, des Einschreibens. Einer der Kaludjeren, oder auch der Igumen selbst, nimmt ein bereit gehaltenes, der Länge nach in zwei Columnen gesaltetes Blatt Papier zur Hand, über deren einer oben geschrieben steht: „Die Todten", der andern: „Die Lebenden". Und mm wird die Frage gestellt: „Ihr Herren, wem beliebt, einschreiben zu lassen?" Natürlich schließt sich Niemand aus, was ein ganz unverzeihlicher Verstoß gegen alle Lebensart wäre, und Einer nach dem Andern tritt nun hin, und dietirt dem Schreiber die Namen in die Feder, zuerst die seiner Verstorbenen, dann die der lebenden Mitglieder seines Hauses. Mit weniger als einem Dueaten kann er die Reihe derselben nicht abschließen, gibt aber gerne, wenn der Namen viel sind, auch das Doppelte, Dreisache. Das ist der Goldtag des Klosters, die sinanzielle Seite der Ceremonie. Ihr religiöser Zweck aber ist, daß am nächsten Samstag bei der Liturgie der Kaludjer, während die Djaei dabei sortwährend „Fospoäi pomiln^ singen, die Namen der Eingeschriebenen vom Blatt herab laut verliest, und zum Schlusse von Gott sür die Todten ewige Ruh' und Seligkeit, sür die Lebenden Gesundheit und Seelenheil erbittet.

Den Geschenken zunächst kommen die sogenannten Aeeidentien, die zugleich das persönliche Einkommen des Kaludjeren bilden, dem, als dem Funetionirenden, sie gezahlt werden, und der sodann mit dem Kloster zur Hälste sich in sie theilt.

Da ist zuvörderst das Oelweihen bei Neubauten, bei Epidemien, bei schweren Krankheitssällen. Ein neues Haus bewahrt nichts so sicher vor Brand- und anderweitigem Schaden als — geweihtes Oel, und gegen schwere Krankheiten gibt es kein besseres Mittel. Das kostet pro Mönch, deren man zu diesem Geschäste wenigstens zwei braucht, 8—10 Groschen. Hilst es nicht, so versucht man es mit einem gleich sicheren Mittel. Man läßt über den Kranken — beten, denn „Beten ist besser denn Arzuei, und ein Kaludjer gilt bei Gott mehr, als selbst des Czaren Leibseldscher." Zu diesem Zwecke bringt man den Kranken in's Kloster, oder holt den

Kaludjer in's Haus. Ist aber beides nicht möglich, so schickt mau, wenn der Kranke ein Mann ist, seine Kappe, ist es ein Weib, ihr Kopftuch in's Kloster, und der Kaludjer betet darüber. Hilst auch das nicht, was wol vorkommen dürste, so holt man sich aus dem Kloster einen x»pis, d. i. eine Rinde geweihten Brodes, aus die einer der Kaludjeren ein gewisses, übrigens vollständig sinnloses Kryptogramm schreibt. Und das hat der Kranke srüh morgens aus den nüchternen Magen zu nehmen. Besonders gegen den Biß wüthender Hunde soll das gut sein, und eben so probat, wie gegen Geschwulst (welcher Art immer) das von der Hand eines

Kaludjeren daraus gezeichnete Kreuz Salomonis V V. Versagt auch das,

so wird zu einem mehr heroischen Mittel geschritten. Man trägt den Kranken, geh' es wie es wolle, in's Kloster und legt ihn da, vor Beginn der Liturgie, vor den mittleren Eingang zum Altar aus die Erde nieder, so daß der Kaludjer während der heiligen Amtshandlung wiederholt über ihn schreiten muß. Ein noch heroischeres, aber auch — radiealeres Mittel ist: Man benützt, wenn gerade eine seierliche kirchliche Proeession ihren Weg durch's Dors nimmt, die sich nicht täglich bietende gute Gelegenheit und legt den Kranken quer über den Weg, wohl eingehüllt, damit ihn Niemand erkenne. Da schreiten nun die viele» Hunderte von Menschen über ihn hinweg, und ein Ieder, Freund wie Feind, spricht: „Gott gebe Dir Genesung!" Und da sie Alle Kreuze, Kirchensahnen, Evangelien und Heiligenbilder tragen, und alle Kaludjeren und Popen des Sprengels dabei sind, so ist an dem Ersolge nicht zu zweiseln. Und in der That hat damit das Curiren meist — sein Ende.

Dann kommt der Salandar, d. i. ein Cyelus von 40 Extraliturgien, gelesen von einem der Kaludjeren in der Klosterkirche in der Zeit zwischen Ostern und Mariä Himmelsahrt, was 200 Groschen kostet; ein Auswand sonach, den allerdings nur reiche Leute sich erlauben können und der daher immerhin zu den Seltenheiten gehört. Man muß nämlich wissen, daß die Klosterkirche immer etwas mehr ist, als jede andere gewöhnliche, und der Kaludjer mehr als der Pop, daher man auch, wenn man schon eine Auslage macht, sich stets lieber an das Kloster und an einen Kaludjeren, als an die Dorskirche und an den Popen wendet.

Dann die Vereidigung, oder, richtiger bezeichnet, die Verwünschung, ein Beweisnothbehels, überkommen aus dem altslavischen Proeeßversahren, von den Türken, bei dem völligen Abgang eines geregelten Gerichtswesens aus ihrer Seite, geduldet, und bei allen Südslaven, als inappellabler sreiwilliger Austrag jeglichen Streitvorkommnisses und um wo möglich den Willkürlichkeiten der türkischen Iustiz aus dem Wege zu gehen, im Brauch und heilig gehalten. Der ganze Vorgang dabei, nicht ohne gottesgerichtlichen Beigeschmack, ist ein ernster, seierlich düsterer, und so seltsam er auch dem Fremden sich darstellen mag, sür die Betheiligten ein ties ergreisender, wirkungsvoller. Die Ceremonie kann zwar in jeder Kirche vorgenommen werden, ja es bedars dazu nicht einmal einer solchen. Allein man wählt beinahe ausnahmslos die irgend eines Klosters, und ist es zumal das Kloster Kosierovo, welchem vor allen andern hierin man den Vorzug gibt. Hierher, um zu schwören oder vielmehr sich verwünschen zu lassen, kommen die Streitsührenden aus dem ganzen Lande, ja selbst aus Serbien, Bosnien und Montenegro. Die dazu vorbehaltene Skätte ist die nur wenige Schritte umsassende unter dem Kolo dozoroäieuo, dem Muttergottesringe, einem von der Kuppel an einer Kette niederhängenden großen Reisen, an welchem ringsherum allerlei Heiligen-, hauptsächlich aber Christus- und Muttergottesbilder und die Abbildungen unterschiedlicher Engel und Seraftm besestigt sind. Der Ort ist nach dem Altar der heiligste in der Kirche, und wird nur mit der größten Ehrsurcht betreten. Unter dieses Kolo nun, nachdem man dem Igumen, umgeben von seinen Kaludjeren, den Fall vorgetragen und dieser einen letzten Versuch gütlichen Vergleichs gemacht, tritt der Schwörende, d. i. der zu Verwünschende, und um ihn im Halbkreis nehmen die Kaludjeren Stellung. Sie haben ihre schwarzen Gewänder angelegt und die Wachskerzen verkehrt angezündet. Denn wenn hier eine Unwahrheit beschworen würde, so müßte das der Umsturz aller Welt sein! Vor sie hin tritt der andere der beiden Streitenden und beginnt nun seinem Gegenpart die haarsträubendsten Flüche und Verwünschungen an den Kops zu schleudern, mit geballter Faust, thränendem Auge, dramatischer Emphase. „So möge Gott mich nicht kennen! So mögen Wölse im offenen Feld mich zersleischen! So mögen die Fische des Meeres an meinem Fleisch sich atzen! So mögen meine Gebeine unbestattet am Wege bleichen! So möge mein Sohn mich mit Füßen stoßen, mein Bruder mich verrathen, mein Weib den Türken zur Metze werden und wo ich gesessen oder gestanden, kein ehrlicher Mensch mehr sitzen oder stehen wollen!" Und in dieser Weise so lange weiter, als er bekannter Entsetzlichkeiten sich zu erinnern, neue aus Eigenem hinzuzuersinnen vermag. Und alles dieses sagt Wort sür Wort der Schwörende ihm nach: „So möge mein Sohn mich mit Füßen stoßen, mein Bruder mich verrathen" u. s. w. Verstehe stillschweigend: „wenn das, was ich sage, nicht wahr ist!" Und die Kaludjeren bekrästigen jede Verwünschung besonders mit einem einstimmigen „Amin!" Fällt dem Verwünschenden nichts mehr ein, ist er erschöpst, oder erklärt er sonst sich sür besriedigt, so ist der Proeeß zu Ende. Der Sachsällige sügt sich mit vollständigster Gemüthsruhe. Er ist sicher, daß ihm kein Unrecht geschieht. Denn an dieser Stätte, „seit es Christen gibt", ist noch niemals salsch geschworen worden. Die beiden Streitsührer, nachdem die Kaludjeren bezahlt sind — es kommen einem jeden 2—6 Zwanziger zu, und es ist dies Sache Desjenigen, der aus dies Beweismittel angetragen — verlassen das Kloster als die — besten Freunde. Die Streittheile übrigens sind keineswegs gehalten, persönlich zu kommen. Sie können auch die Verwünschung in ».dzentia vornehmen lassen, nur daß eine solche Klstvsua äeuija, wie sie heißt, d. i. Verwünschungsvigilie, mehr kostet; außer einer Spende von zwei dicken Wachskerzen, einem Krug Oel und einer Büchse Weihrauch, je 2 Dueaten jedem Kaludjer und wol auch mehr. Die Kaludjeren singen dann erst die Vesper und die Vigilien wie vor einem Festtage, treten dann unter das Kolo und einer von ihnen spricht: „Verwünscht sei Der, der dem N. N. ableugnet, daß er ihm 500 Groschen schuldig ist, aus daß Gott und das gesammte Kalo doFaraäiiua auch ihn verleugnen, und von Haus, Heerde und Feld sortan ihm aller Segen weiche!" Die Andern sagen „Amin!" und es ist gerade so gut, als wäre der Schwörende selber unter dem Kolo gestanden.

Ein weniger vom Zusall abhängiger Einkommensquell und daher ein mit besonderem Fleiße gepslegter ist der des Absammelns bei den Zugehörigen des Klosters, von Dors zu Dors, von Haus zu Haus, von Kirche zu Kirche; speeiell sür den Kaludjer selbst zwar, den gerade die Reihe trifft, das mühseligste Stück seines Beruses, sür sein jahraus jahrein ebbendes Geldsäcklein aber das dankbarste, der eigentliche Grundstoek seiner geringen Habe.

Da ist es zu Dreikönigen, die Zeit des voäo-ici^s, der Wassertause. Da tritt er seine erste Wanderung an. Die Zeit ist böse. Die Nordstürme toben, der Schnee segt schneidend über die Grate und durch die Schluchten. Aber da hilst kein Warten und da läßt sich nichts ausschieben. Der hereegovinische Winter hält Platz, und die Parochialen, die das Kloster gebaut haben, damit sie gut versorgt seien mit allem Christlichen, nehmen nichts so übel aus, als wenn man sie warten läßt. Also hinaus! Er wirst seine Gunja über die Schultern, stülpt die Kapuze über den Kops und schnürt mit Stricken über die Sandalen noch einige wärmende Kotzenstücke. Der Djak, jung und noch minder empsindlich, hüllt, so gut es geht, sich in seine Struka. Dann hängen Beide noch ihre Gewehre um, denn man ist gar nicht sicher vor einer Begegnung mit einem Rudel Wölsen oder einem „Bruder Bär", und sort geht's über Weg und Unweg, bis an die Knie im Schnee und bis in's Herz hinein starrend vor grimmigem Frost. Endlich ist das erste Dors erreicht. Ist es noch zeitig genug am Tage, so beginnt er mit seinem Geschäste sosort, besprengt der Reihe nach ein Haus nach dem andern mit geweihtem Wasser, am Hause jeden dazu gehörigen Theil besonders, den Hos, den Keller, die Vorrathskammer, den Stall, denn das verbürgt ein gutes Iahr, und dann im Hause Alle, die darin sind und dazu gehören, voran den Hausvater, dann die Haussrau, dann die Söhne, die Töchter, die Knechte, die Mägde, jegliches nach Alter und Rang, und so sort bis er mit dem Dorse sertig ist. Ist es schon zu spät, so geht er zeitig srüh an's Werk und gleich geht's wieder weiter. Es ist diejenige seiner priesterlichen Wanderungen, die ihm am wenigsten Rast gestattet, denn überall, wäre es möglich, sollte er am selben Tage sein. Man kann nicht wissen, welchen Schaden eine Verzögerung bringt! Lohnend ist sie aber am allerwenigsten: '/z Groschen per Kops, höchstens 2 Groschen, dazu vielleicht, in guten Häusern, ein Stück Wurst, eine geräucherte Hammel- oder Bockkeule, ein Brod. Es ist eben nach Weihnachten. Die Festtage haben viel ausgezehrt und auch die Vorräthe neigen schon dem Ende zu. Da ist schwer sreigebig sein. Was er an Geld bekommt, das wirst er in den Wasserkessel, Das ist dem Wasser geopsert, natürlich nur symbolisch. Der Djak hernach wird es schon heraussischen. Die Lebensmittel aber kommen in einen Sack, und wenn dieser voll ist, trägt irgend ein gesälliger guter Christ ihn in's Kloster, sür einen Gotteslohn und ein Glas Rakia.

Da gestalten sich die Krsnoime-Tage schon angenehmer. Sie sallen meist in die Herbstzeit. Da wandert sich's besser und in Haus und Speicher ist Alles vollaus. Dies Iirsno ims ist kein allgemeiner Festtag. Er ist das örtliche Fest nur eines gewissen Dorses, eines Stammes, eines Hauses und seiner Deseendenzen, ganz eigenthümlich in Art und Bedeutung und am ehesten noch den Schutzpatronsesten in katholischen Ländern vergleichbar. Wie z. B. in Böhmen der Tag des h. Wenzel, in Niederösterreich jener des h. Leopold loeale Feste sind, so seiern bei den Südslaven die Einen den h. Martin, die Andern den h. Nikolaus als ihren Stammes- oder Familienpatron, und bezeichnen sich auch darnach als martiustHei, llülolitH« u. s. w. Dieser Tag nun ist einer der sreudigsten im Iahre, und an ihm geht es so hoch her, wie an keinem andern. „Offnes Herz, offner Mund und offne Hand" sind seine Signatur. Er ist von solcher Wichtigkeit, daß das Kloster nicht erst warten soll, bis es angegangen wird, einen seiner Kaludjeren zu entsenden. Es soll das wissen und es unausgesordert thun. Weshalb denn auch das Kloster über die Krsno-ims-Tage seines Distrietes ein besonderes Kalendarium sührt und selbes stets in sorgsältigster Evidenz hält. Da ist es z, B. mitrov-äau, Sanet Demetriustag. Tags vorher schon macht der Kaludjer mit seinem Djak sich aus den Weg nach dem Dorse, das diesen Tag morgen seiern wird. Welch ein anderes Wandern, als um die sürchterlichen Dreikönigssröste! Ueberall Leute im Freien und alle, an denen er vorüberkommt und die ihm begegnen, grüßen ihn ehrerbietig, küssen ihm die Hand und bitten um seinen Segen. Sie wissen, wohin er geht, und möchten auch etwas von dem Tage haben, wenn es auch nicht der ihre ist, und es wird ihnen nicht versagt. Bald, im Abendsonnenschein, aus dem Gipsel des Hügels dort, erschimmert die „weiße Kirche". Denn wer eine Kirche baut, der soll sie hoch hinaus bauen, damit alle Welt sie sehe, und der Hirt aus der sernen Berglehne, wenn er srüh morgens hinter seiner Heerde einhergeht, sie grüßen und gegen sie gewandt sein Gebet verrichten könne. Sie ist das ganze Iahr geschlossen. Nur morgen wird sie offen sein, und heute schon prangt sie in Laub- und Fahnenschmuck. Es ist eine Mitrovkirche, erbaut von den Mitrovstaei des Dorses eigens sür ihren Mitrov-Dan. Bis weit heraus vor das Dors kommen die Familienhäupter, gesolgt von der ganzen männlichen Bevölkerung, ihm entgegen. Sie wissen, daß er kommen wird, und nun, nachdem er sich mit Allen geküßt, beginnt der Wetteiser, wer ihn zu Gast haben soll. Denn das strat)lt einen Lichtschein von Ehre aus über das ganze Haus, der noch bis weit in's nächste Iahr hinein leuchtet. Kein Wort vorher ist darüber gesprochen worden. Man hat ihm die Wahl lassen wollen. Er hat gewählt, von Haus aus bereits unterrichtet, an wem diesmal die Reihe sei, damit Niemand übergangen werde. Und nun sitzt er oben in der guten Stube — denn auch das bessere hereegovinische Haus hat sein „oben" und seine „gute Stube", wenn auch als solche an weiter nichts kenntlich, als an einem riesigen Thorus, sür allsällige Gäste bestimmt, an einem Tisch, einigen primitiven Stühlen, dem Waffenrechen des Hausherrn nnd einigen Heiligenbildern und schlechten Lithographien braver Patrioten an den Wänden — obenan, aus dem Ehrenplatze, gegenüber der Thür, und rings um ihn her sitzen die Honoratioren des Dorses, und wer keinen Stuhl sindet, der steht. Die Stube ist gedrängt voll, die schmale Freitreppe besetzt bis hinab in den Hos. Es ist eine harte und im wörtlichsten Sinne heiße Stunde sür den Mann, erhöht noch durch die glühenden Tschibuks und den aromatischen Damps des unaushörlich eireulirenden schwarzen Kaffees. Ieder hat eine Frage an ihn. Der eine Gewissenssrage, jener einen rituellen Skrupel. Einer möchte wissen, wie sich Oesterreich wol dazu stellen würde, wenn die Hereegoviner im Falle eines Ausstandes ihren Anschluß an dasselbe proelamiren würden; einem Andern macht es die größten Sorgen, was aus Rußland wol werden würde, wenn Napoleon sich aus die Seite des Sultans schlägt, und ein Dritter kann nicht recht begreisen, was mit seiner Reise durch Europa eigentlich der Schah von Persien beabsichtige. Und das Alles soll der arme Mann wissen, denn er ist in der glücklichen Lage, von Zeit zu Zeit einmal ein Zeitungsblatt zu Gesicht zu bekomme» und darin — lesen zu können! Er antwortet, so gut und so schlecht er's weiß, bis, ost gegen Mitternacht erst, Erschöpsung und Rakia dem Inquisitorium ein Ende machen. Morgen dann zuerst große Liturgie in der Kirche. Dann Frühstück, — ein Mahl, das innerhalb der Klostermauern allerdings nicht gekannt ist. Ein ersreulicher Anblick harrt dabei seiner: die Meßopserbrode, ein jegliches zu 2—3 Psund, und die Flaschen und Krüge Weines alle, die die Häuser der Mitrovstaeen gesandt haben. Er wird eines besondern Trägers bedürsen, um alles das, da er doch nur eines verwenden kann, nach Hause zu schicken. Dann pflichtschuldiger

Umgang bei Allen von Haus zu Haus, die das heutige Fest begehen, und in jedem Anräuchern der Todten und Segnen der Lebenden. Alle umstehen sie den Tisch, an dessen oberem Ende er Platz nimmt und den Weihrauch, den der Djak in einem Schälchen aus den Tisch gestellt, ein Gebet dazu sprechend, anzündet. Darüber zuerst werden die Heiligenbilder des Hauses eingeräuchert. Dann sacht ein jeder der Umherstehenden sich eine Handvoll des Rauches zu, um ihn einzuathmen. Das verursacht zwar starken Husten, ist aber anderweitig äußerst wohlthuend. Während dieses Inhalationsaetes hat er mittlerweile die Namen der Verstorbenen der

Familie allesammt, sie in ein Gebet einschaltend, laut ausgesagt, beseuchtet hieraus die aus einem Tisch bereit liegenden, würselsörmigen Weizenbrodstückchen kreuzweise mit Wein, genießt eines davon selbst und reicht von den übrigen jedem der Anwesenden der Reihe nach je eines dar, dazu sprechend: „Sei Gott ihrer Seele gnädig und schenke Vir Gesundheit und Wohlergehen!" Das ist das üapisaich"e im kleinen Stil und wird, außer mit einer ansehnlichen Spende an Vietualien im Namen des Hauses, von jedem Einzelnen auch noch besonders mit etwas baarer Münze, 2 — 5 Groschen, vergolten. Das 2«‚pisauijs im großen Stil, das eigentliche, wie wir es bereits vom Kirchtage her kennen, wobei die „Fospoäa", die Herren, mit Guldenstücken, mit Kronthalern, mit Dueaten, ja selbst mit Napoleons sich sehen lassen, sindet, erst nach der großen Tasel statt, die dem priesterlichen Gaste zu Ehren das Haus gibt, das ihn beherbergt. Sie währt ties in die Nacht, sie währt bis in den lichten Morgen hinein. Und nun, reich an Gaben und mit beschwertem Beutel, gilt's den Heimweg. Das ist ein schwer Stück. Denn auch ein Mönch ist nicht geseit vor den Nachwehen über die Schnur hinausströmender Rakia, über das Maß quillenden Weines. Allein es ist vorbedacht! Im Hos unten an der Freitreppe harrt seiner schon des Knesen sicherschreitendes Leibroß. Der Djak hat junge Beine. Er hat das Leid, das die Rakia ihm angethan, während die „Fospoäa" noch ties im Politisiren und im Kruge stak, in einer Stubenecke ausgeschlasen. Er wird es sühren. Und so kehrt er denn in's Kloster zurück, zusrieden mit seinen Lämmern, glücklich in sich. Es war ein schöner Tag, nur Schade, daß das Iahr nur Einen solchen hat. Redlich zu Hause endlich angekommen, theilt er mit dem Ignmen; dann streckt er in seiner Zelle sich aus sein Lager und träumt den Traum der Glücklichen im Schlas der Seligen noch lange, lange sort, bis im nächsten Morgengrauen das Geräusch der Klepetatscha ihn weckt und ihn mahnt, daß ein Kaludjer nicht da ist blos zum Wohlleben, sondern auch Pflichten hat.

la liegt an der schönen, von hügelreichen Usern eingeschlossenen, ruhigen Elbe eine düstere, von Kohlenruß und Damps geschwärzte Ztadt. Sie ist sast an die Grenze Böhmens geschoben und ihre Bevölkerung vermehrt sich auch in der That mehr auK dem fleißigen Nachbarlaude, denn aus der ursprünglichen Einwohnerschast. Hier legen die Dampsschisse, die zahlreichen Fruchtschlepper und Lastschisse an und wintern sich, wenn der Frost kommt, im Hasen ein. Hier treffen sich die Eisenbahnen von Nord und Süd, von Ost und West und zahlreiche Straßen durchkreuzen die Stadt. Und weit in's Land hinein

*) Nach der Veröffentlichung der Novelle „Die Großmutter" von Carl Thomas wurden wir von vielen Seiten nach dem wahren Namen des Dichters gesragt, der sich durch dieses eine Werk allein zahlreiche Freunde erworben hatte. Heute können wir die Fragen beantworten, — wir haben ein tragisches Geschick zu berichten. Der geniale Dichter, aus dessen Nachlasse wir hiermit eines seiner reissten Werke unsern Lesern mittheilen, ist vor einigen Wochen, kaum 40 Iahre alt, zu Prag plötzlich gestorben. Er ist in juristischen Kreisen nnter seinem bürgerlichen Namen und Titel, Prosessor Dr. Carl Thomas Richter, wohl bekannt. Aber auch die Berliner Gesellschast wird sich mit Liebe jenes schönen nnd lebenslustigen Mannes erinnern, der als vr, Carl Richter in die preußische Hauptstadt kam, hier im Bannkreise von Aassalle volkswirthschastücheu Studien oblag und schließlich — als er aus dem Umwege über Paris in sein Vaterland bestreich zurückkehrte, um dort eine Prosessur an der Prager Universität zu übernehmen — die schöne Marie Moritz, die Tochter des bekannten Schauspielers, dem königlichen Schauspielhause als seine Gattin entsührte. Die Thätigkeit, welche Richter in Prag trotz der Schwierigkeit der Verhältnisse, im Kampse der deutschen nnd streckt sie ihre mächtig anwachsenden industriellen Arme. Schlott reiht sich an Schlott, der Hammer regt sich, die Spule kreist, das Weberschisschen fliegt da ruhelos hin und her und unter manchem Dampskessel glühet die Kohle, die das westböhmische Braunkohlenbecken in unerschöpslicher Masse zu Tage sördert. Vor zwanzig und dreißig Iahren war das anders. Da war die Stadt an der Elbe ein kleines, bescheidenes Städtchen, das nur der Student besuchte, um von da aus die alte Feste, den Schreckenstein zu steigen; das manchmal der Schmuggler als Rastort wählte, weil er es aus „Gott verwünschten Zeiten" so gewohnt war, in der er sein Geschäst des Unrechts so regelmäßig trieb, wie irgend ein Anderer sein ehrlich Handwerk. Nur da vom Ringplatz in die Brandgasse hinein herrschte ein munteres Leben.

Da hatte Ludwig Glauer die erste Wirkwaarensabrik angelegt, die langsam aber sicher heranwuchs, sich erweiterte und immer wieder erweiterte und nach wenig Iahren zu den größten und blühendsten Geschästen des Landes zählte. Die ganze Stadt kannte ihn, Hunderte von Arbeitern segneten ihn und, sügte er scherzend hinzu, wenn man so sein Geschäst rühmte, und tausend Sorgen quälen mich. Und sie quälten ihn, denn ehrlich Geld wird immer schwer erworben und noch schwerer erhalten und eine Willion, erklärte Glaner den Leuten, die ihn einen Millionär schon nannten, eine Million ist surchtbar viel Geld. Man weiß das kaum, wenn man sie nicht hat und begreist es noch lange nicht, selbst wenn man sie besitzt.

So scherzte er aus der Straße, wenn die Leute ihn ausholen wollten, so lachte er an seinem Tisch, wenn er mit vertrauten Freunden über die Leute sprach. Denn außer dem Bannkreis seiner Fabrik gehörte er den Freunden und Freuden des Lebens. Und so saß er auch heute in der

ezechischen Kreise, entsaltete, war eine außerordentlich vielseitige und gedeihliche. Er wurde durch seine stets anregenden Vorträge ein Liebling der deutschen Studenten und sand daneben noch Zeit, durch Gründung geselliger und nützlicher Vereine, sowie durch häufige populärwissenschastliche Vorträge die Deutschen in Prag um sich zu schaaren. Lange Zeit wußte Niemand von den zahlreichen poetischen Arbeiten, welche sich in seinem Pulte häusten. Erst in den letzten Iahren brachte der bescheidene Dichter hie und da Einiges, beinahe widerstrebend, ans Licht und hatte die hohe Freude, nicht nur mit seinen erzählenden Dichtungen viele Verehrer, sondern auch mit seiner Tragödie „Samson und Delilla" einen großen theatralischen Ersolg in seiner Heimat zn erringen. Wer in der Lage war, das reiche Material zu stndiren, erstaunte über die Fülle poetischer Krast, Sprachgewandtheit und idealer Ziele, welche der bei uns noch zu wenig bekannte Dichter in seinem Pulte vergraben hatte. — Nach mehrjährigen Leiden wurde Carl Thomas Richter »m 13. Oetober d. I. Plötzlich von einem Herzschlage getödtet. Er hinterläßt außer seiner Wittwe drei unmündige Kinder. Wie wir hören, will die deutsche Schillerstistnng die Verdienste des Todten würdigen. D. R.

Ecke seines Divans, die Nacht schaute längst durch die Fenster und die Lichter waren ties herunter gebrannt und scherzte und lachte, rauchte dabei und trank den letzten Rest einer mächtigen Flasche seurigen Czernosekers. Ihm zur Seite saß seine Frau. Ihm gegenüber eine junge Dame. Und für sie schien Glaner zu sprechen, sür sie und zu ihr.

„Helene, meine schöne, allertugendsamste Braut, sehen Sie mir nie wieder so lang, dem Manne in die Augen, der soeben durch die Thür schritt!" So ries er und blinzelte mit seinen kleinen, braunen, überaus klugen Augen über seine Cigarre hinweg zu Fräulein Helene hinüber.

„Ach!" erwiderte diese, „ich bin ja noch nicht verheirathet und dars noch immer einen schönen und geistvollen Mann bewundern."

„Frauen bewundern nur, wenn sie lieben wollen!"

„Oder wenn sie bemitleiden können! Was könnte Doetor Ritter der Welt, was seinen Freunden sein, wenn Geist und Seele in einem krästigen Körper wohnten. Was —"

„Halt!" ries Glaner, „das ist keine Bewunderung mehr, das ist Schwärmerei! Was, ist der Mann noch krank? Er macht Ihnen ja den Hos und sagt so schöne Dinge, wenn Sie an diesem Tisch sitzen, als ob «r noch aus den Strümpsen seiner ersten zwanzig Iahre ginge."

Helene senkte erröthend das Gesicht aus ihre Stickerei, als suchte sie die Nadel, die sie doch in den leicht zitternden Fingern hielt. Glaner lachte vor sich hin, als sreute er sich im Stillen, daß sein treuester Freund eine so schöne Bewundrerin gesunden hätte. Dann ries er plötzlich:

„O! Sie kennen ihn noch nicht! Aber Sie werden ihn noch ganz kennen lernen. Ihre Hochzeit ist ja erst in vier Wochen, Ihr Bräutigam kommt erst in drei Wochen und vier Tagen. Da hat auch eine Braut noch Zeit, Studien über uns Herren der Schöpsung und des Weibes zu machen. Aber ich sag' es Ihnen als Ihr zweiter Vater, den Sie ja, wie Sie immer betheuern, lieben und verehren, ich sag' es Ihnen, hüten Sie sich, mein Fräulein! Der Mann, der mit seinen zweiunddreißig Iahren soeben im goldenen Löwen noch einige Bekannte zu begrüßen hat und darüber das schönste Mädchen und die schönste Braut unserer Gegend allein in meiner trockenen Gesellschast sitzen ließ, dieser Mann ist ein Dämon! Er weiß mit Männern zu sprechen, so daß sie ihm, ohne ihn zu unterbrechen, gern zuhören. Aber er hat ein geheimes Pedal in seinem Stammregister, das er wirken läßt, wenn er mit Frauen spricht. Sehen Sie diese meine Frau an! Diese Frau war einst so in den Mann verliebt, daß sie —"

„Aber Ludwig," siel Frau Glaner ihm in's Wort, „wie sprichst Du wieder! Ich habe Dr. Ritter heut noch so lieb, wie vor zehn Iahren, nls ich ihn kennen lernte und heut noch ganz so lieb, wie damals, ohne daß Gesahr sür mein Seelenheil daraus erwachsen wäre!"

„Ach, so kommt mir nicht!" platzte Herr Glaner los und sein Gesicht strahlte Freude, da seine Gesellschast mit seinem Freund sich unterhalten ließ. „Ich weiß, was sür Euch Frauen ein Paar melancholische Augen sind. Und gar in dem Kops eines Schristgelehrten und Pharisäers! Ein ehrsamer Strumpswirker macht Euch keinen Eindruck und wenn er der schönste Mann wäre. Ihr könnt Euch gar keine Melancholie und Schwärmerei denken, wenn man Strümpse wirkt sein Leben lang."

„Wie undankbar!" ries Helene. „Wir beten Sie doch alle an als den besten, liebsten und gescheidtesten Mann unserer Stadt."

„Danke sür das Compliment! Aber die Stadt ist klein und da zählt der gescheidteste Mann nicht viel. Und seit wann betet Ihr mich denn so an? Seit vierzehn Tagen, seitdem ich Euch als Frühlingsgabe, als Osterei, den Dr. Ritter hergeschasst habe."

„Schmollen Sie nur mit uns! Es geht Ihnen doch nicht vom Herzen."

„Warum nicht?"

„Weil Sie selbst stolz aus Ihren Freund sind, weil Sie sich sreuen, nenn ihn die andern bewundern!"

„Einbildung!"

„Wahrheit! Und Sie sollen ihn mir noch zu guter Letzt schildern und erzählen, wie Sie denn eigentlich mit ihm zusammen sich sanden. Sie haben es mir so ost schon versprochen."

„Nun, so will ich mein Versprechen jetzt einlösen, wenn Sie ausmerksam hören wollen," sügte er schalkhast hinzu.

Helene legte die Stickerei bei Seite, lehnte sich in den Stuhl zurück und, den Kops aus ihre Hand gestützt, hörte sie mit halbgeschlossenen Augen zu. Frau Glaner strickte ruhig weiter, von Zeit zu Zeit der Erzählung ihres Gatten mit einem leichten Kopsnicken beistimmend.

„Wir sind Schulkameraden und Iugendsreunde, mein liebes Fräulein. Wenige Iahre trennen uns im Alter, da ich das Glück hatte, drei Iahre srüher zur Welt und das Unglück, drei Iahre später zur Schule zu kommen! Es war eine schöne Zeit zu Leipzig aus dem Gymnasium und dann aus der Universität. Ich war nämlich auch aus der Universität, was Sie von dem ehrsamen Strumpswirker von heute wol kaum glauben werden. Und ich hatte sogar alle Anlage, ein guter Iurist zu werden. Ich bin es zum Glück nicht geworden. Mitten in meiner srohen Studienzeit starb mein Vater. Da gab's Brüder zu erziehen, Schwestern zu verheirathen, eine liebe Mutter zu erhalten. Ich hatte Neigung zu geschästlichen Unternehmungen und wenn ich aus Reisen ging, reiste ich mit den Augen eines Kausmannes. Meine Iuristerei kümmerte mich so wenig, wie damals die Mediein meinen Freund. Er begleitete mich. Ich zeigte ihm ost, daß Gold aus diesem Fleck böhmischer Erde liege. Er sah es nie und ich wollte es noch nicht ausheben. Nun mußte ich es thun. Der liebe Gott gab den Schasen Wolle, damit einst die Web- und Wirkerei sie verwende zur Bekleidung des sündigen Menschengeschlechtes. Ich gründete hier in der Stadt mit ihren billigen Arbeitskrästen, ihrer tresslichen Lage die erste Wirkwarensabrik. Du lieber Gott! Der Winter war kurz; die Griechen wollten keine Iacken, die Wallachen keine Strümpse zerreißen, die Bauersleute der ganzen Welt klagten über Hitze, und ich hatte dabei Zeit, den lieben Herrgott in Strümpsen, Iacken und Winter-Shawls mit allen seinen Pflichten, die er gegen die Iahreszeit und die Strumpswirker hätte, zu eonterseien. Da ging ich denn ost nach Leipzig, guckte mit meinem Freunde den Herren Prosessoren in's Collegium, den Wirthshäusern in's Weinglas, und wurde dabei gerade ein so großer Gelehrter wie mein Freund, der auch mich gar ost besuchte, ein gewandter Weber und Strumpswirker. So haben wir uns nie verloren und nie vergessen. Sie wissen davon nichts, mein liebes Fräulein. Denn Sie waren damals im Pensionat zu Dresden und sahen, wenn Sie sür kurze Zeit nach Hause kamen, den Männern noch nicht in die Augen. — Die Zeiten änderten sich aber. Es wurde einige Iahre sehr kalt. — Ich bin aus Geschästsinteresse ein Freund des Winters. Ich bekam Ungeheures zu schassen, zu leisten. Ich konnte nicht mehr nach Leipzig, stellte eine Dampsmaschine aus, heirathete dieses ehrsame Weib, wurde der pünktlich zahlende Miether des ersten Stockes in dem Hause Ihres Vaters, mein Fräulein, und bin, wie die Leute sagen, ein reicher Mann. Die Leute wissen das gewöhnlich. Da kam mein Freund und ging. Er kam und sreute sich, daß mein Geschäst erblühe, kam wieder und war ernst und traurig geworden. Dann trug er Trauer, denn er hatte in einem Iahre Vater und Mutter begraben. Und so kam er mit jedem Iahre, doch immer sür kürzere Zeit, bald nur sür wenige, einsame Tage nnd war immer bleicher und immer gedrückter. Das Schicksal hat ihn stark herumgepeitscht. Der liebe Herrgott, sagen die Priester, versteht das nun besser als wir. Ich weiß es nur, aber hab' es noch nicht verstanden! Im Iahre 1848 war er allen Anderen voran. Er hatte von seinem Vater ein großes Vermögen ererbt. Er beugte sich vor keiner Versolgung und Chikane. Wie mein Freund mit den letzten Fahren durch seine Praxis als Arzt einen großen Rus sich erworben, hatte er auch zahlreiche Bekannte und Freunde und wußte zu trotzen. Aber er ward verbittert in der ewigen Qnal der Drohungen. Er suchte eiu Herz, dem er allein angehören könne und das ihm Niemaud entreißen durste. Er nimmt vom Krankenbette sich die Frau. Eine schöne Frau! Sie muß wie die heilige Iungsrau ausgesehen haben, als sie so dalag nnd sterben wollte und von ihm gerettet wurde. Sie liebte den errettenden Arzt nnd gab sich ihm ganz hin mit der ersten Leidenschast einer neu zum Leben erwachenden Seele. Er sreute sich der Genesenden und liebte sie oder glaubte sie zu lieben. Es ist keine glückliche Ehe geworden. Ein Kind hatte das Band etwas sester wieder geschlungen. Da starb es. Seit der Zeit steht er wie sremd der schönen Frau gegenüber. Und wenn das unglückliche Weib, von ihrem Gram ganz verzehrt, den Gatten doch noch sucht, er will sich nicht mehr sinden lassen. Er hat sie geliebt, doch seine Liebe mit dem Kinde begraben. Es war ein langer, schmerzlicher, innerer Kamps. Er kämpst ihn vielleicht noch heut und weiß nicht, was gut und böse in seinem Herzen! Da wurde er krank, schwer krank und wollte kaum mehr genesen. Doch er genas und den Genesenden ries ich zu mir. An der getreuen Brust wird er wieder gesund werden, dachte ich. Und schon lebt er wieder aus. Mir ist, wenn ich ihn so neben Ihnen, Helene, sehe, als sehe ich den Mann vor zehn Iahren mit seiner Krast und Lust zu bezaubern. Ach, er war so berusen, glücklich zu sein und glücklich zu machen. Und er wurde so unglücklich! — Tausend! die Cigarre ist schlecht" — unterbrach Glaner die Erzählung — „sie treibt mir sast Thränen in die Augen!" — Er konnte kaum ausreden. Er sprang aus und eilte an's Fenster und hinausblickend in die mondhelle Nacht, trommelte er mit ungeduldigen und zürnenden Fingern an's Fenster. Leise erhob sich Helene, gab Frau Glaner die Hand und wünschte ihr mit einem warmen Kuß Gute Nacht! Dann schritt sie leise an's Fenster, legte ihre Rechte aus Herrn Glaners Schulter und mit ihrer Linken seine Hand ergreisend und drückend sagte sie auch ihm Gute Nacht.

„Glauben Sie," setzte sie hinzu, „daß ich Ihnen mit ganzem Herzen nachempsinde. Aber es sindet sich schon so: schön und unglücklich!"

„Sie wollen doch nicht damit sagen, daß ich häßlich bin, weil ich glücklich?" so siel ihr plötzlich Glaner iu's Wort und seine srühere ernst gewordene Stimmung schien wie verschwunden.

„Wie abscheulich!" erwiderte ihm Helene, sich schmollend zum schnellen Gehen wendsnd.

„Halt, mein Fräulein! Sie sind wol böse, weil ich Ihnen einen melancholischen Gedanken zerstört, mit dem Sie gern schlasen gegangen wären? Nichts da! Sie sind Braut! Sie haben sür solche Gedanken keine Heit mehr. Doch, wollen Sie mit einer Weisheit beladen sortgehen, merken Sie sich Eins: Nichts ernst nehmen aus dieser Welt!"

„Als die Strumpswirkern!" setzte mit hohem, seierlichem Tone, sich ganz aus ihren kleinen Füßchen emporstreckend, Helene hinzu, zündete schnell ihr Licht an und verschwand hinter der Thüre. Herr Glaner lächelte und setzte sich, ein Buch ergreisend, neben seine Frau, ihr durch eine kurze Leetüre noch die Zeit ihres abendlichen Fleißes zu zerstreuen.

Langsam schritt Helene die Treppe hinaus zum zweiten Stockwerk des Hauses, in dem ihre Eltern und jüngeren Geschwister wohnten. Sie hatte bereits Allen Gute Nacht gesagt und war nur sür ein Stündchen tranlichen Geplauders zu Herrn und Frau Glaner herabgestiegen. Ietzt blickte sie slüchtig durch die Glasthüre, welche die Treppenslur von einem geräumigen Vorsaal trennte und sah an dem kleinen, bereits entzündeten Nachtlämpchen, daß ihre Angehörigen längst zu Bette. Eiligen Schritts schritt sie nach dem, sür die je älteste Tochter bestimmten, eine Treppe höher gelegenen Stübchen, in dem sie nun seit zwei Iahren allein hauste, und ost schon, seit sie Braut geworden, dem vollen Mond über die Dächer der Häuser weg in's Angesicht geschaut hatte. Daneben schlies die alte Dienerin und es waren in einem dritten Raume Kisten und Kasten, Wäsche und alter, ausgedienter Hausrath ausgehäust. Sorglich hielt Helene die Hand vor das Licht und wie sie mit seinen Fingern die Flamme schützte, siel der ganze Lichtschein ihr aus's Angesicht. Das war gerade in diesem Augenblick so einsam und zauberhast, und wie eine Haussee schritt sie dahin, die nach Schrein und Kammer schaut. Es war ein schönes Bild. Die großen, schwarzen Augen deckten jetzt die Augenlider zur Hälste und gaben dem schönen Gesicht einen sansten, still erwartenden Ausdruck. Der Mund war leicht geschlossen. Das seine, zitternde Roth dieser Lippen war wie von einem flüchtigen Kusse hingeküßt. Eine sein geschnittene Nase mit leise zitternden Nasenflügeln verlies in zwei ties dunkle, schmal gezeichnete Augenbrauen. Und gleich dunkel war das Haar, das in losen Locken die kleine, leicht bewegliche Stirn einrahmte und hinter zwei durchsichtigen Ohren mit einem blauen Band zusammengehalten wurde.

So stieg sie empor und das schwarze, gänzlich schmucklose, sie allein schmückende Kleid wallte in langen Falten ihr nach. Doch da war die Thür ihres Zimmers. Wie sie dieselbe öffnete, hielt sie an, um mit vollen Zügen den daraus hervorströmenden Dust der ersten, in blanken Töpsen sorgsam gepflegten Veilchen einzusaugen. Sie waren heute, als die Sonne sich senkte, ausgeblüht und Helene schaute sie, kaum eingetreten, lange an. Dann setzte sie sich an ihren Schreibtisch und schrieb, aus lose Blätter, die sie eines zum andern erst immer nach Iahressrist zu einem Ganzen zusammenhestete: Heute Abends sprach ich Doetor Ritter. Er ist sehr, — sehr unglücklich! —

Sie legte die Feder nieder und blickte das Wort, das sie so leicht geschrieben, an und blickte es immer wieder an und ihre Blicke konnten sich davon nicht wenden. Sie träumte langen, tausendsach verschiedenen Inhalt dieses raschen, kurzen Wortes! Doch der Dust der ersten Veilchen umwehte sie und zog durch ihre Träume. Da vergaß sie das Unglück und träumte vom Glück. —

Während dessen saßen die letzten Gäste, zwei junge Männer, im Gasthos zum goldenen Löwen ties versunken in ihr Gespräch und kaum ahnend, daß die Uhr schon aus els wies. Der eine war Gerichtsadjunet beim Strasgericht. Es war ein seiner Kops, Aus den hellen mit goldener Brille bewaffneten Augen lachte Witz und kluger Sinn und um die dünnen Lippen spielte Freude und Genuß. Die Haltung des ganzen Männchens war beherrscht von einer beweglichen Eleganz. Herr Germann hatte in Prag studirt und dort den jungen Doetor Ritter „aus Leipzig" kennen gelernt. Der war nach Prag gekommen, um da an dem Besten, was die Stadt damals bot, an der berühmten Faeultät zu studiren. Und nun sanden sich die ehemaligen Kameraden und Studiensreunde in der geographischen Mitte zwischen Leipzig und Prag wieder. Der Eine war noch immer lebenssroh und sorglos wie damals, der Andere war von Kummer zerrissen, kaum nach langer Krankheit wieder genesen und schlichtern die Fragen des neuen Lebens erwartend. Was gab es da zu erzählen von lustigen Abenden, von tollen Streichen, von heiteren Kathedergewohnheiten der Prosessoren! Was wurden da Namen von Mädchen genannt, die sich sür den „Ausländer" begeisterten, sür seine Sprache, seine Poesie, und die nun -alle ehrsame Haussrauen schon geworden und gar ost nichts mehr von Poesie und Begeisterung wußten, die auch nichts mehr von Di-. Ritter wußten und wenn sie an ihn erinnert wurden, wie einer flüchtigen Bekanntschast seiner gedachten. Und doch hat der Mann mit seinen weichen braunen Augen Mancher das erste, beste Liebesglück gebracht! —

„Was würden all die Frauen sagen," ries Herr Germann, „wenn ich ihnen erzählte, daß ich Sie wieder gesehen und bis els Uhr Nachts wieder mit Ihnen geschwärmt habe?"

„Und noch dazu wieder über ein Weib!" entgegnete Ritter mit einem langen, sast spottenden Seuszer.

„Heute aber über ein unglückliches Weib oder über ein Weib, das es werden will!"

„Sie kennen also Fräulein Helene?"

„Seit sechs Iahren. Seitdem ich eben hierher versetzt wurde. Sie war damals vierzehn Iahre alt und ich blieb ost des Weges stehen, wenn das schöne Kind zur Schule ging. Und als sie nach langer Abwesenheit, sie war in Dresden, um dort in einem Pensionat sich auszubilden, zurückkehrte, da blieb ich wieder stehen und sah mir die schön erblühte Iungsrau an und ost verweilte ich unter den Fenstern ihres elterlichen Hauses, wenn sie aus dem Klavier phantasirte. Ich liebe sonst die Mädchen nicht am Klavier. Ich bin selbst ein zu guter Musiker, um so nervöse Gänsesüßchen aus den Tasten herumtanzen zu sehen. Aber das war nicht die Hand eines Mädchens, das war die Hand eines männlichen Künstlers, die da in die Aeeorde griff. Ich hätte mich in sie verliebt und da ich es nicht that, kann ich es sagen. Ich hatte ja schon Vater und Mutter und die ganze Sippe kennen gelernt, die sich um das Mädchen schloß, wie die Dornreiser um die junge Rose. Was heißt diesen Geldsäcken gegenüber Menschenherz und Gesühl? Da kommt nun vor beiläusig acht Monaten eine Tante und sagt: Dort am Rhein ist mein Kind verheirathet. Sie hat einen Mann kennen gelernt, der mit Nutzen Seidenstoffe verkaust. Der will Euer Kind. Niemand weiß was Schlechtes von ihm zu sagen. Gebt ihm Euer Kind. — Und der Mann kommt. Er hält Brautschau. Und der Vater ist zusrieden! Er verkaust Seidenstoffe mit Nutzen! Und die Mutter ist zusrieden! Er ist klug und reich! Und die Tante entdeckt verborgene Schatze in dem Mann. Da wird gebeten, überredet, geweint, endlich sagt das Mädchen Ia und tms Goldbergwerk reist ab. Er hat die Tochter — am zwölsten Mai ist Hochzeit. Fünsundzwanzigtausend Thaler sind ihm versprochen. Wenn die Eltern sterben, erhält er das Viersache noch nach! Das Andere ist Nebensache. Er wird immer mit Nutzen verkausen — und es wird eine glückliche Ehe sein!"

So plauderte der Mann sort und enthüllte unserm Freunde die Geschichte, die sich alle Tage aus Gottes schöner Erde abspielt.

„Und Sie glauben nicht, daß Ihre Liebe gelohnt worden wäre, wenn Sie sie nur hätten gedeihen lassen?" srug Ritter seinen Studiensreund, als dieser mit seiner launigen Schilderung geendet.

„Ia, war' ich schon Advoeat, wosür ich mich jetzt vorbereite, da läg' die Sache anders, dann schwänden viele der Bedenken, welche Helenens reicher und kluger Vater dem Beamten gegenüber geltend macht, der ich so noch bis aus Weiteres bin. Doch, Freund, Sie müssen zu Bette. Für einen Reeonvaleseenten ist 12 Uhr just nicht die beste Zeit zum Schlasengehen."

Die beiden Freunde erhoben sich, grüßten den Wirth, der mit sehr verbundenem Lächeln dem Herrn Gerichtsadjuneten sich empsahl und trennten sich bald an der Ecke der Straße mit einem warmen Händedruck. Doetor Ritter schritt langsamen Schrittes über den Ringplatz und da, wie er sein Haupt zum klaren Himmel erhob, sielen seine Augen aus ein Dachstübchen, dort im Hause seines Freundes Glaner. Die beiden Fenster waren noch hell erleuchtet, aber keine Gestalt, kein Schatten schwebte an dem lichthellen Raum vorbei.

„Was macht die junge Braut noch?" sagte Ritter sür sich und schritt aus sein Haus zu. „Ach! vielleicht schreibt sie ihrem zukünstigen Gatten: «die Seide mit Nutzen verkaust»."

Sein Blick verdüsterte sich und seine Lippen preßten sich sest auseinander. Doch wenn ein Seuszer ihnen entschlüpste, drückte er die Hand aus's Herz, als wollt' er ihn ties in der Brust ersticken. So schritt er dahin und dachte des Mädchens, das er kaum kannte und deren Leben und Zukunst er doch schon prüste und erwog. Und serne dem Mann saß ein schönes, blondes Weib, hielt die Hände in ihrem Schooß gesaltet und sah mit matten Blicken vor sich hin. Sie wußte nicht, was sie dachte, sie wußte nicht, was sie sühlte. Sie wußte nur, daß sie einen Mann geliebt, der niemals dieser Liebe glücklich ward. Sie dachte daran, sie sühlte es und sah sich unglücklich und ihn und konnte es doch nicht ändern.

II.

Frau Sophie Glaner war eine stille, sorgsame, besonnene Frau. Sie gehörte der Welt nicht an und sorgte nicht um sie und dachte nicht an sie. Der Himmel weiß, ob sie sich selbst gehörte, doch alle Welt anerkannte, daß sie ihre Pflicht ersüllte. Und so war sie still und sorgsam in Haus und Hos, war sorgsam und besonnen sür Haus und Hos, dachte ihrer Pflichten und ersüllte sie und war glücklich in dieser Ersüllung. Ich glaube, die Welt hätte aus den Fugen gehen können, Frau Glaner wäre darüber nicht in Schrecken, wol aber in Sorge geratheu, damit Alles in bester Ordnung in Unordnung gerathe. Sie hatte es so gelernt in der Schule des Lebens und das Leben ist ost eine schlimme Lehrmeistern. Frühzeitig verwaist und ohne Besitz und Vermögen, gehörte die Ruhe ihres Herzens dazu, sich schnell in sremde und ost in die sremdesten Verhältnisse zu sügen. So trat sie in das Haus eines reichen Mannes ein, die Haushaltung desselben zu sühren und die Kinder an Stelle der srüh verstorbenen Haussrau zu erziehen. Dann hatte Herr Herder sie in sein Haus berusen in der Zeit, als die älteste Tochter Helene nach Dresden zur weiteren Ausbildung abgereist war. Anch hier galt es, die Haushaltung zu sühren, die kleinen Kinder zu beaussichtigen an Stelle der Haussrau, die keine Zeit dasür hatte. Da sah Herr Glaner Fräulein Sophie wirken und schaffen. Er sah sie und sand, daß es auch sür ihn Zeit sei, seine Haushaltung zu ordnen. Er sah sie dann östers und als er sie immer wieder sah, liebte er das Mädchen und heirathete das um einige Iahre ältere Fräulein. Es ist übrigens möglich, daß er sich niemals Rechenschast über seinen Eroberungszug abgelegt und die Ordnung desselben nicht so statt hatte, wie wir da oben ausgeschrieben. Denn Herr Glaner, einmal aus dem Direetionsbureau seiner Fabrik heraus, war etwas zerstreut und niemals hat er mit dem Begriff der Ordnung eines Wohnzimmers sich vertraut machen können. Er war stark kurzsichtig und das mag ein Grund mehr dieser Feindschaft zwischen ihm und der Ordnung gewesen sein. Und so paßte Fräulein Sophie überaus gut in den Rahmen der Frau Glaner. Sie blieb auch jetzt noch, was sie srüher war: die stets sorgende, immer klar blickende und ruhig denkende Frau, die treu ergebene Freundin ihres Mannes.

Doetor Ritter stand ihr neben ihrem Manne viel näher als alle ihre weiblichen Bekanntschasten. Andere Männer kannte sie nicht und ließ sie nie näher in ihr Haus und Wesen blicken. Ritter hatte die Ehe mit Glaner aus der Ferne mit besördert, obwol er Sophie nur nach den Schilderungen des Freundes kannte. Das aber war ihm genug. Er kannte seinen Freund und wußte, was er bedurste. Er war in den ersten Iahren der Ehe der stets mit Freuden begrüßte Gast, der da Leben und Frohsinn in's Haus brachte. Er schlang immer wieder die Bande der

Liebe der beiden Gatten sest ineinander, als sie manchmal sich zu lösen drohten. Denn Glaner beglückten keine Kinder und er empsand den Mangel sehr ties. Nichts kann Ehen sester schließen als Kinder, nichts kann sie leichter trennen, als der Mangel dieser erwarteten Freude. Ritter durchschaute den Grund der von Zeit zu Zeit erscheinenden Kälte, wußte zu trösten, zu zerstreuen, andere Ziele des Lebens auszumalen und brachte bald das Ehepaar über die Brücke der Zweisel und kummervollen Wehmuth dorthin, wo sie endlich entsagend den Verlust nicht mehr empsanden. Lebenssreuden im gegenseitigen Glück stellten sich ein, das politische Leben, die um sich greisende Ausdehnung der Fabrik hielten Herrn Glaner gesangen, so daß er nur in sich leben mußte, um allen Ansorderungen zu genügen. Und so war eines Tages Doetor Ritter bei Frau Glaner, die emsig arbeitend in einer tiesen Fensternische saß, und sprach bald dies und jenes Wort über Ehe und eheliches Glück. Er hatte ja nicht gesunden, was er seinem Freunde so bereitwillig zu begründen mit geholsen, er konnte nicht über jene Klust hinweg, die das sterbende erste Kind zwischen ihm und seiner Frau gerissen.

„Die Ehe ist ein eigenthümliches Glücksspiel," sagte er jetzt und

ging raschen Schrittes durch das Zimmer. „Man greist in's Glücksrad,

hat die eine Nummer in der Hand und die nächste wird gezogen. Sie

ist die Bestimmung des Weibes, sein höchstes Glück; die Gesellschast hat

sie mit dem heiligsten Rechte ausgestattet, jede Religion nahm sie in sich

l aus, erhob sie zur göttlichen Institution und doch — noch kein Mensch,

! kein Gesetzgeber, kein Priester lehrte, wo die Wahrheit und Sicherheit

! des Glückes in ihr sind, wo sie gewiß in ihr zu sinden sind."

Er hatte kaum ausgesprochen, als die Thüre sich öffnete und Helene hereintrat. Sie hielt ein zierlich gearbeitetes, mit rothem Sammet bekleidetes Etui, das nach Form und Zierlichkeit einen Schmuck zu bergen schien. Und es war so. Fern lebende Verwandte hatten, um nicht durch die Entsernung veranlaßt zu spät zu kommen, zu srüh ihre Wünsche, begleitet von einem zierlichen, in Gold und Edelsteinen gearbeiteten Schmuck, der jungen Braut gesendet. Helene kam, um der Freundiu ihres Elternhauses die Ueberraschung zu zeigen. Doch sie gewann kaum Zeit zu grüßen, sie konnte kaum den Schmuck zeigen, als Ritter ihn rasch ergriff und, ihn betrachtend, zu Helene sagte:

„Sie kommen gerade, da ich mit unserer Frenndin über die Ehe und das so schwer und so selten zu begründende eheliche Glück philosophire. Und während wir so denken und sorgen, während jeder Mensch im Leben vielsach dahin gelangt, so zu denken, bewegen sich doch alle Menschen in der Sorge und dem Wunsche, Ehen zu stisten und sie glücklich zu gestalten. Da sendet Ihr Oukel aus Frankreich diesen Schmuck. Die vielgliederige Kette, die geschlossen wol die Unendlichkeit des Bandes und die Unlösbarkeit ausdrücken soll, die soll wol auch schon Ihr Eheband bedeuten. Und der Mann in Paris kennt Ihren Bräutigam nicht; kennt Sie selbst kaum mehr und versucht doch, Ihr zukünstiges Glück schon zu symbolisiren. Und wenn es kein Glück sein wird —" Er hielt inne, denn wie er mit einem raschen Blick Helene ansah, bemerkte er, wie sie leicht erblaßte und ihre Finger krampshast um die Lehne des Stuhles sich zusammeuschlossen, aus den gestützt sie seiner Rede lauschte.

Auch Frau Glaner blickte mit einem verweisenden Blick aus Ritter.

„O, seien Sie mir nicht böse, mein Fräulein," setzte er nun rasch hinzu, das Schmuckkästchen aus den Tisch stellend und Helenens Hand ergreisend. „Seien Sie mir nicht böse. Ich will nicht mit düsterm Blick sür Sie in Ihre Zukunst blicken. Niemand kann Sie glücklicher wünschen als ich. Kommen Sie, setzen Sie sich zu uns. Hier aus dieser breiten Fensterstuse, zu Füßeu unserer lieben Freundin, lassen Sie uns ein Stündchen plaudern, und wenn Sie wollen, vergnügt über Ehe und Eheglück sprechen."

Und sie solgte ihm willig. Er sprach ja so weich, so einschmeichelnd und tönend, daß es ihr laut im Herzen wiederhallte. Und wie er sie ansah, so warm und vertraut, und wie er noch einmal bat, ihm nicht böse zu sein, da gab sie ihm die Hand und sagte mit zurückgedrängter Stimme:

„Ach, ich weiß ja noch nicht, ob Sie Recht oder Unrecht haben."

„Nein," erwiderte er, „ich habe Unrecht. Sie, so schön, so gut und so treu, Sie müssen glücklich werden. Und wie immer ich mir den Mann denke, dem Sie nun bald angehören sollen, ich kann ihn mir nur edel, stolz und gerecht denken, um würdig solcher Gabe zu sein, die Ihre Liebe bietet."

Helene sah den Sprechenden groß an und suchte in dem glänzenden Auge, in den Lippen, die noch leicht bebten, ob das Wort, das sie eben sprachen, Scherz oder Wahrheit sei.

Frau Glaner ahnte ihre Gedanken und meinte: Herr Bergmann sei ein sehr braver Mann.

„Ach, liebe Sophie," siel Ritter ein, „hören Sie mir aus mit Ihrem «brav!» Brav ist der Manu, der uns den Bissen Brod reicht, wenn wir hungern, den Trunk bietet, wenn wir dürsten. Ist denn brav Alles, was das Weib vom Manne erwarten kann? Dars eine junge, schöne Frau nicht mehr sordern? Und Sie, Helene, Sie müssen ihn edel sordern, damit er begreist, welch' Gut Ihre Liebe und Ihre Leidenschast ist, Sie müssen ihn stolz sordern, damit er stets dies Gut als das höchste achtet, und gerecht, damit er sür Liebe und Leidenschast Liebe und Leidenschast geben kann. Das nur kann die Ehe schließen, das kann sie allein glücklich machen, auch wenu kein Priester sie segnet."

Tie beiden Frauen schwiegen. Fran Glaner senkte ihre Augen tieser in die Arbeit. Helene sah starr vor sich hin, ohne zu ahnen, in wessen Hand die ihre noch immer ruhte, ohne zu ahnen, wem sie den warmen, innigen Druck der Hand so warm und innig erwiderte.

„Ich brauche Sie mir," suhr Ritter sort, „gar nicht als gesetzlich und rechtlich angetraute Frau zu denken, um Sie als glücklich und beglückend an der Seite des Mannes mir vorzustellen. Sie können nur lieben nnd das ist Alles. Sie können, wo sie lieben, niemals untreu werden. Ach^ war' das.d"6^^>M..d/l Mlt> ?s g"li' glüekliche M«„; jchen und HljjMchere Khen! Die Zukunst wird auch noch das Recht der Liebe als höchstes GcfeH. gestalten und Alles, was daneben noch gelten will, seiner Herrschast berauben."

„Nein, die Menschen sind zu schlecht sür solches Glück, zu habsüchtig und selbstisch, um es würdigen und genießen zu können." So sprach Helene halblaut vor sich hin.

„Wie? — Auch Sie können an der Möglichkeit einer solchen Zeit zweiseln?" Und Ritter dämpste seine Stimme etwas und neigte sich, wie um nur sür sie zu sprechen, zu Helene. „Sie, die Sie so allmächtig iu Ihrer Schönheit sind, Sie könnten glauben, daß ein Mensch solchem Reiz gegenüber gemein denken könnte. Nein, Helene, Sie glauben das nicht! Sie könnten ja sonst nie glücklich werden, nie dem Mann, dem Sie angehören sollen, wirklich angehören. Sie müssen ja Alles von der Liebe und ihrer Leidenschast erwarten, da man Sie ja verkaust hat. Was wird aus Ihnen, wenn Sie einst den Handel nicht mit dem Geheimnisse der Liebe bedecken?"

Helene hatte sich rasch erhoben. Ihre Linke preßte sich aus das unruhige Herz, ihre Lippen waren sest geschlossen und, wie um dem Versührer zu entsliehen, ergriff sie rasch das Schmuckkästchen und sagte unter nichtigem Vorwaude: Adieu! Das Gesicht erglühte, als Dr. Ritter, sie zur Thür geleitend und dort sie noch einmal mit einem ganzen Blick ersassend, ihre Hand drückte, und ihr leise aus baldiges Wiedersehen zuflüsterte. — Wenige Wochen hatten die Bekanntschast so gereist. Helene kam manchmal Morgens, um sür Dies oder Ienes Rath bei Frau Glaner sich zu erholen und tras zusällig den Freund des Hauses. Sie kam de« Abends, wo sie ihn bestimmt tras. Da hörte sie ihn sprechen, da solgte sie ihm in die Träume seiner Iugend, sie verstand die leisen Andeutungen seines Unglücks. Wie sie ihn iu den ersten Tagen mit Interesse anblickte, sie sah ihn bald mit warmem Mitgesühl an. Da konnte Ritter im sinnigen Spiel dieser Neigung gar manchen langen Abend bis ties in die Nacht hinein scherzen und den Scherz mit Ernst verbinden und Thatsachen, reiche Erinnerungen mit Ideen, so daß bald alles Sinnen am Tage die unbedachtsame Freundin jeden Augenblick mit ihm und immer wieder ihm verband. Bor ihm, dem ersahrenen und geschulten Kenner der Herzen, lag rasch Sinnen und Fühlen der jungen Freundin offen wie ein Buch. Ia, sie war verkaust worden. Die Eltern und Tanten hatten es abgemacht, die Verlobung war vor Zeugen mit Wort und Ring besiegelt worden und da alle Leute den braven Mann rühmten, so glaubte es auch die Braut. Es hat auch einst Augenblicke gegeben, in denen sie das ihr mühsam abgerungene Wort nicht bereute. Er überragte ja, wenn auch nicht um Kopseslänge, die Löwen der Stadt, er hatte ja Manches gesehen und gelernt und er war ja gekommen, sie zu suchen. Das war einst, das war vor kaum drei Monaten und nichts hat Treu und Glauben in dem ungeprüsten und nicht versuchten Herzen gestört. Da nahte der Versucher, das Gebäude erschien voll Lug und Trug. Es wankte. Es sollte stürzen und ist gestürzt.

„Sie thun Unrecht, lieber Ritter," sagte Frau Glaner, als dieser wieder an's Fenster trat. „Sie kennen ja die Geschichte dieses armen Herzens! Was erregen Sie so trügerische Träume, die ja doch nicht ersüllt werden können."

„Warum nicht?" erwiderte er scheinbar ernst.

„Warum nicht? — Weil das Mädchen Braut ist und nicht mehr zurück kann!"

„Hindert das, den Geliebten mit Leidenschast zu lieben?"

„Nein! Aber sie kann den doch nicht so lieben, der heut ihr Geliebter heißt und morgen ihr Mann."

„So mag sie einen Andern, Würdigeren lieben."

„Was können Sie von einer solchen Verirrung haben?"

„Wenn sie sich in mich verliebt?"

„Können Sie solche Liebe besriedigen?"

„Warum nicht?"

„Sie sind heut in toller, übermüthiger Laune!" sagte jetzt Frau Glaner und erhob sich, ihre Arbeit zusammensuchend, „Es ist mit Ihnen nicht zu sprechen, wenn Sie Dinge behaupten, die Sie doch selbst nicht glauben. Aber merken Sie sich Eines, lieber Freund: Helene hat ein leidenschastliches Herz, machen Sie mir das Kind nicht irre, Sie machen sie unglücklich!"

„Wird man unglücklich, wenn man lieben lernt! Ach, Sophie, Sie ahnen gar nicht, wie zusrieden ich bin, wenn ich dem Mädchen in die Augen sehe. Ich liebe sie, wie mein Kind, wie meine Schwester! Nein! Ich liebe sie wie meine Geliebte. Ich bin hier gesund geworden, mit neuen Augen seh' ich das Leben an und wenn ich so lebensdurstig sie sehe, dann glaube ich, daß ich glücklich bin und glücklich bleiben kann."

„Hören Sie aus, hören Sie aus!" wehrte Frau Glaner ab und hielt ausgestreckt beide Hände gegen ihn. Und sich zur Thüre wendend, hinter der sie Schritte hörte und gleich daraus ihren Mann eintreten sah, ries sie aus: „Gott sei Dank, daß Du kommst! Führ' mir den Mann da in's Freie — es ist nicht mit ihm auszuhalten!"

„Mit Dir auch nicht! Du siehst ja schrecklich erregt aus!" erwiderte

Herr Glaner, Hut und Stock in der Hand behaltend. „Es ist ein prächtiger Frühlingsabend da draußen, so prächtig, daß es selbst mich aus dem Bureau trieb. Das heißt, es gab eben nichts zu thun!"

„Entschuldigen Sie Ihren Leichtsinn nicht, Glaner!" wars Ritter ein.

„Ich bin gekommen, um Sie zu einem Spaziergange abzuholen. Die Elbe fließt so silberhell und srühlingsmunter dahin und die Promenade schießt an Ecken und Enden schon in die Blätter und Blüthen. Also kommen Sie."

„Ich werde Reue und Leid in der sreien Natur erwecken nnd Abends meiner guten Sophie den Hos machen, aus daß sie nicht eisersüchtig wird!" So scherzte Ritter im Uebermuth seiner Laune und ging, der zürnenden guten Frau grüßend die Hand küssend, mit sröhlichem Lachen zur Thür hinaus. Da spielten sreundliche Sonnenstrahlen aus den schlecht gepslasterten Straßen und neckten schon den Staub in die Lüste, wie mit dem nicht sernen Abend ein leichter dustiger Wind von den Bergen der sächsischen Schweiz durch die Straßen strich.

Manch Einer hatte heut srüher seinen Arbeitstisch verlassen, um in's Freie und aus die Promenade zu eilen. Das war nun sreilich nichts mehr, als ein langer Weg längs der Straße mit einigen Biegungen und Seitenwegen, hin und wieder mit Flieder und Goldregen bepslanzt und ausnutzend den Schmuck reicher Fruchtbäume, die die Landstraße zierten, und die naheliegenden Gärten der Bürger. Aber es war ja Frühjahr und daneben strömte die sanste Elbe mit ihrem srischen, vou leichten Wellen gekräuselten Wasser und weithin konnte von jedem Punkt der Blick ausschauen nach den dustigen Bergen. Da wird jeder Weg schön, wenn er auch selbst nicht verlocken und genügen mag! Heut deckt der hohe Damm der Eisenbahn den einstigen Spaziergang der Bürgerschast unseres Städtchens und der Reisende grüßt schon von serne das schöne, hier sich entsaltende Bild. Die beiden Freunde schritten tapseren Schrittes die Straßen entlang nach dem User der Elbe. Glaner hat Ritter gesragt, was es denn zu Hause zwischen ihm und seiner Frau gegeben. Dieser hatte ausweichend geantwortet. Da schwiegen Beide und gingen nun, nachdem sie die Promenade erreicht, schlendernd des Weges entlang. Wer sie so sah, der mußte wie Helene an jenem vertraulichen Abend, an dem sie Ritter erst kennen lernte, sragen: Wie kommt ihr zusammen? Sie kamen eben zusammen, wie sich so ost das Verschiedene sindet. Das ernste Geschäst brauchte zur Erholung den kühnen Flug des Geistes, um auch des Himmels eingedenk zu sein; die sreie Phantasie bedurste der nüchternen Erkenntniß, um stets an die Erde und ihre Bedingungen gemahnt zu werden. So sanden sich die Freunde, so hielten sie sest an einander. Grundverschieden in ihrem Wesen, wie in "der äußeren Erscheinung, waren sie sich eine Nothwendigkeit, eine stets lebendig wirkende Ergänzung. Niemals hatte Ritter über das Verhältniß nachgedacht, obgleich es ihm ganz klar im Bewußtsein war. Niemals hatte Glaner darüber nachgedacht, und doch war die Gegenseitigkeit der Freunde ihm naturgemäß und gerecht erschienen. Heute vielleicht, das erste Mal, heute kam bei den Freunden die Verschiedenheit ihres Wesens als etwas Trennendes vor. Ritter wollte die an ihn gerichtete Frage nicht beantworten, weil er wußte, daß Glaner sür seine Ideen, soweit er sie selbst dem Manne gegenüber ausrecht halten wollte, kein Verständniß habe. Er hatte ihn nie von dem Recht des Herzens überzeugen können. Glaner setzte ihm stets die Gewalt des Verstandes, die Macht und das Recht der Nützlichkeit, die Ordnung der Gesellschast entgegen. Heute sühlte Glaner seine Grundsätze ihn mächtig drücken. Er ahnte, daß Ritter etwas verschweige, was er, nach des Freundes Glauben, nie und nimmer verstehe. Gern wär' er heute aus die Erörterung eingegangen, selbst geneigt wäre er, in Manchem dem Freunde nachzugeben. Die Frühlingslust umspielte mit so weichen Fingern sein sonst so starkes Herz und — nun mit sechsunddreißig Iahren kann man immer noch manchmal irre werden an seinem Glaubeu: da war es ein Trost den beiden stummen Spaziergängern, daß ihnen Germann entgegen kam und schon von serne ihnen zuwinkte und grüßte:

„Halloh, ich komme, Euch einzuladen, nächsten Sonntag nach dem Schreckenstein auszusliegen!" ries er sie an und drückte mit unverwüstlicher Bonhomie den Bekannten die Hände.

„Das hat doch immer nur die Freude, den Spaß und das Vergnügen im Kops!" lachte Glaner, sroh, seine srühere Stimmung mit einem Scherz los zu werden.

„Also nach dem Schreckenstein soll der Weg gehen? Da müssen wir mit. Ich kenne das schöne Raubschloß nur von außen. Ich muß es diesmal, eh' ich abreise, von innen sehen. Wir kommen, Herr Germann, und hoffen, daß Ihr Talent Alles bis aus den blauen Himmel bestens anordnen wird." So sprach Ritter und drückte dem muntern Festordner die Hand.

„Ich kann nicht!" lehnte Glaner ab. „Werde Nachmittag vielleicht nachkommen!"

Damit war die Sache abgemacht. Germann und Ritter wußten, daß Glaner, jeden Tag an die Partie erinnert und gedrängt, sie ganz mitzumachen, bis zum Sonntag Nein sagen wird. Dann hat er sein geschästliches Gewissen beruhigt, er kann es nicht weiter abschlagen, er solgt der „höhern Gewalt", wie das Strasrecht sagt, ist Sonntags der Erste aus dem Platze und der Lustigste von Allen.

So trennten sich die Bekannten. Germann ging seine Gäste suchen und wie er dahinschlenderte, summte er, dem Herrn sür den schönen Himmel und seinem Dichter sür die guten Gedanken dankend, so vor sich hin:

Vom Eise besreit sind Strom und Biiche
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick!

Glaner, brummend und spottend über die Vergnügungslust der Menschen, und Ritter, ihn neckend, doch auch einmal einen Tag das Leben zu genießen, — so gingen die beiden Freunde weiter. Da biegen sie in einen Seitenweg, dessen Ansang ein schöner, in voller Blüthe prangender Flieder verdeckt und stehen vor Helene und ihrer Tante. Es hatte sie auch nicht im Zimmer geduldet, das warmsühlende Mädchen! Da schwirrten die Worte Ritters in den engen Mauern hin und wieder; das summte und neckte und wollte nicht weichen. Sie griss zur Nadel und konnte nicht nähen, sie trennte eine sür ihren Bräutigam angesangene Stickerei wieder aus. Doch ach, das ging so schnell und sie saß wieder da und die Worte des bösen Mannes summten und — neckten ihr Kops und Herz.

Da sprang sie aus, nahm Hut und Shawl und eilte sort, hinaus in die besreiende Lust des herrlichen Frühlingstages. Sie wollte ihre Tante suchen, die wird sie begleiten. Die Mutter hat ja keine Zeit in trauter Abendstunde,

wenn die Sonne noch sreundlich im Scheiden grüßt, mit ihrem Kinde sich zu ergehen. Sie hat keine Zeit sür das Herz ihrer Tochter und ihren Geist. Aber die Tante hat Zeit. Die sitzt am Fenster aus einem Fenstertritt und zählt die Leute, die da vorbeigehen und strickt alle möglichen Pläne in den Strumps, mit denen sie das Leben jedes Einzelnen, der da kommt und geht, aussüllt. Sie hat so die Ehe ihrer ersten Tochter ausgerechnet, sie hat dann die Verlobung Helenens ausgerechnet und sie wird auch die Ehe ihrer jüngeren Tochter ausrechnen. Da sitzt sie im Fenster und breitet ihrer Nichte die Arme entgegen.

„Ia, mein Kind, wir wollen spazieren gehen. Ich sehe, Du kommst mich abzuholen. Ist mir sehr angenehm, bin augenblicklich bereit, mein liebes Kind. So, komm! Adieu, mein Kätzchen, sühre dich brav aus, krieche mir nicht aus die Stühle und Kanapees. Komm, Helene, mein Kind! — Ach, wie das dustet. Die Straßen sind schon srühlingssrisch. Das Herz geht einem aus. Nun erzähle mir, mein Kind, was Du den lieben ganzen Tag gethan. Ia, eine Braut weiß sreilich nicht, wie sich die Stunden langsam abspielen. Als ich vor dreißig Iahren —"

Und so plauderte sie sich und ihr „liebes Kind" aus dem Hause heraus, durch die Straßen, nach der Promenade. Sie plauderte im Gehen und plauderte, wie sie so da aus der Bank saßen. Und wie gern ließ Helene sie plaudern! So war sie ja vor jeder Störung gesichert und ihre Gedanken konnten sich srei unter Gottes blauem Himmel ergehen. Was man im engen Zimmer nicht zu denken wagt, wir thun es leicht und ohne Mühen im Freien. Im Zimmer erdrückt es uns, unter dem sreien Himmel spielen wir mit ihm. Und sie spielte mit ihren Gedanken jetzt und ging ihnen nach und ließ sich von ihnen halten. Da nahen Schritte, der srische Sand knistert, da steht er ja wieder vor ihr, bei dem sie in Gedanken weilt und von dem sie nicht in ihren Gedanken lassen kann.

„Machen Sie auch den Narrenzug nächsten Sonntag mit, meine gnädige Frau?" grollte Herr Glaner. „Dieser Germann hat Sie gewiß schon angesallen?"

„Ein allerliebster Mensch, dieser Herr Germann, mein bester Herr Glaner," erwiderte die Tante. „Ich konnte ihm nicht Nein sagen. Ich und meine Tochter werden mit von der Partei sein."

„Wünsche Ihnen viel Vergnügen!" murrte Glaner,

„Ia, Sie haben noch keine Kinder!"

„Lassen Sie's gut sein, meine beste gnädige Frau!"

Aber sie ließ es nicht gut sein!

„Wenn Sie einst eine Tochter haben werden, dann werden Sie begreisen, was die Pflicht einer Mutter ist. Man hat ja die Kinder, um sie zu zeigen. Man muß sie verheirathen. Heut zu Tage sucht man die guten Frauen nicht mehr im Haus —"

„Leider!" wars Glaner ein. „Man sucht sie mit Recht aus dem Schreckenstein!"

„Und Sie, mein Fräulein, werden die schöne Partie nicht mitmachen?" nahm Ritter das Wort, zu Helene gewendet.

„Die hat ihren Mann, mein bester Herr Doetor!" erwiderte statt Helene die gute Tante. „Die braucht nicht mehr unter die Leute zu gehen."

Und sie stand aus und schritt, an ihrer Seite Herr Glaner, den schmalen Weg entlang dem Hause zu. Ritter ging mit Helenen.

„Kommen Sie, Fräulein Helene!" sagte Ritter halbleise. „Die Partie wird sröhlich sein und nach der langen Winterruhe unsere Geister ersrischen. Sie müssen mit in der Gesellschast sein."

„Für wen hab' ich noch Interesse?" erwiderte Helene und bereute, kaum gesprochen, das leere Wort. Aber Ritter griss es aus und kehrte es zu einer ihr ungeahnten Tiese,

„Ich kenne einen Menschen," sagte er traurig und seine Stimme zitterte in ihrem Ton jedem Worte nach, „ich kenne einen Menschen, der, lange krank, nun wieder am Leben sich ersreut. Er sehnt sich hinaus in die schöne Natur und möchte dort, wo ihn das sreie Leben von Wald und Feld umgibt, gern in zwei dunkle Augen sehen, wie sich das Glück und der Segen der Natur darin spiegeln mag. Ihm sind die anderen Menschen nur Puppen und wenn sie seinem Wege solgen, nur leere Schatten. Sie allein mit den dunkeln Augen lebt sür ihn. Sie könnten, Helene, diesem Menschen einen glücklichen Tag schenken!"

„Ich werde meine Mutter sragen!" hauchte der halbgeöffnete Mund und sog in schnellen Zügen die srische Abendlust ein.

„Nein, Sie müssen selbst entscheiden! Sie können es ja. Ihre Mutter wird Sie nicht hindern. Sie können Ihrer Tante sich anschließen. Niemand wird darin etwas Besonderes sinden. O, sagen Sie, daß Sie kommen. Ich denke es mir so schön, Sie mitten in der erwachenden Natur zu sehen. Sie erwachen ja auch jetzt erst zum Leben, jetzt, wo Sie bald mit vollen Händen in das Geheimnißvolle alles dessen greisen, was das irdische Leben an Lust und Freude bietet. Dort will ich Sie sehen und wenn ich dort Ihre Hand drücken dars, dann will ich glauben, daß es wahr ist, was Sie mir schon ost gesagt haben, daß Sie in mir einen Freund suchen und sinden wollen. Freundschast will Vertrauen. Dort, wo nichts uns an die Beschränkung der Stadt mahnt, dort, wo die erste Lerche hoch im reinen Himmel sich erhebt, dort müssen Sie mir vertrauen, was Sie sind, was Sie sein können. Dort lassen Sie mich einmal in dem stillen Mädchen das Weib ahnen, das bald ein Anderer, Fremder, sein eigen nennen wird."

So waren sie vor das Haus ihrer Eltern gekommen und ahnten gar nicht, daß die Leute, die des Weges kamen, das Paar musterten und ahnten gar nicht, daß die Tante und Herr Glaner schon lange vor ihnen standen. Da gab Helene zum Abschied Ritter die Hand und ohne daß es die Andern verstanden, sprachen die Augen lauter als der Mund: „Ich werde kommen!"

Und sie kam! Mit reinem Glanze stieg die Sonne empor und höher und immer höher, bis sie die weite vom böhmischen Mittelgebirge nach Südwesten sich ausbreitende Ebene mit ihrem vollen Glanze aussüllte. Die Wellen der Elbe tanzten lustig im srohen Scheine des jungen reinen Lichtes. Die Blütheu der Bäume össneten sich, um den silberhellen Thau einzusaugen und es slüsterten aus weiten Feldern die Halme ihre Freude und Zusriedenheit einander zu. Manch Käserchen, das srüh der Frühling bringt, kroch schon geschästig über den Weg, aus den Gesteinen sonnte sich die Ameise und hin und wieder huschten schon die weißen Falter durch die Lüste. Hoch oben aber im blauen klaren Aether sang die Lerche.

Dem Landungsplatz der Elbdampsschisse entlang gehen zwei Männer mit hurtigem Schritt aus und nieder. Sie genießen die erste Schöne des Tages. Sie sind gut im Innersten ihres Wesens, klar und bewußt alles dessen, was sie anstreben und wollen. Ihre krästigen Naturen regen sich im Anblick der üppigen, strebenden Fluren, der Halme und Bäume, der Gräser und Blumen. Er war der Erste aus dem Platze, der grimmige Feind der Landpartien. Und kaum erwacht aus sestem, ruhigem Schlas, hatte er beschlossen, die Freude der Andern mit zu theilen. Und wenn er sich auch vornahm, noch die ersten Stunden des Tages zu murren über „die Narrethei der Menschen", so regte sich doch in ihm schon Laune und Lust, mit denen er die Stunden sich und Andern würzen wollte. Kaum angekleidet holte Herr Glaner seinen Freund. Doch eh' er ging, ermahnte er noch seine zögernde Frau, sich zu sputen und nicht über ein mögliches Stäubchen aus Schrank und Kisten die Zeit der Absahrt zu versäumen. Er wußte nicht, daß seine Frau und Helene beschlossen, mit einander zu gehen.

„Sie haben es doch durchgesetzt," nahm Glaner das Wort, „daß Helene heute mit von der Partie ist."

„Ist denn der Brautstand ein Gesängniß, eine Klosterzelle, der das Weib unempsindlich macht sür die Freuden des Lebens und der Natur?"

„Das nicht; aber Helene hat es Herrn Germann abgeschlagen, mit von der Partie zu sein!"

„Und da hat sie ganz Recht, wenn Herr Germann allein die Partie macht. So aber —"

„Gehen Sie mit," siel Glaner ein, „und das ist ein Grund."

„Warum nicht? Helene weiß, daß ich mich ohne sie nie der Gesellschast angeschlossen hätte. Ich liebe die Freuden der Natur allein oder mit einer, nur einer mir verwandten Seele zu genießen."

„Haben Sie ihr das gesagt?"

„Nein, aber Helene ist empsindsam genug, um es zu ahnen."

„So!?" erwiderte Glaner mit ernstem, gezogenem Ton.

„Was wollen Sie damit sagen?" srug Ritter, seinen Freund schars anblickend.

Glaner hatte die Augen zu Boden gesenkt, und wie er einen Augenblick stille stand, zeichnete er wirre Linien in den Sand, löste sie aus und verband sie dann zu einer klaren, bestimmt ausgeprägten Gestalt. Es war, als ob er durch das Bild seine eigenen Gedanken erst klären wollte. Dann legte er vertraulich die Hand aus die Schultern des Freundes und sprach: „Freund! Ich nahm zuerst das leichte Spielen Ihres Witzes, die Bilder Ihrer Phantasie, die Sie so ost vor Helene entrollten, sür eine einsache Thätigkeit Ihres regen Geistes, der durch die Krankheit und die Einsamkeit bei uns zu lange in zu enge Grenzen eingeschnürt war. Da hör' ich von allen Seiten mehr. Ich selbst sehe anders. Wohin sühren Sie das unersahrene sorglose Mädchen?"

„Vielleicht zum Bewußtsein irdischen Glücks," antwortete Ritter ruhig und wie längst die Frage seines Freundes erwartend.

„Und wenn Sie selbst die Zügel, die heute das Spiel noch leiten, verlieren?"

„Das werd' ich nicht!"

„Wie, haben Sie die Leidenschast, wenn sie erregt nach dem Genusse stürzt, mitten im Wege schon inne halten sehen?"

„Nein; aber vielleicht kann ich es sehen und Ihnen zeigen."

Nach einer langen Pause antwortete Glaner mit ruhigem und sast weichem Ton:

„Sie machen mich irre in meiner Sorge, Sie machen mich irre in meinem Kummer. Ich weiß, daß Ihnen Ihr Wort stets heilig war. Ich weiß, daß Sie des Menschen Herz kennen und beherrschen. Und doch, und doch wird der Mensch zum Selaven, wenn er irrt, oder den Irrthum säet!"

„Guten Morgen!" ries es da plötzlich hinter den beiden Freunden und „Guten Morgen!" tönte es an den Enden aller Wege, die von der Stadt nach dem Hasenplatz sührten. Herr Germann war mit einigen seiner Freunde soeben angekommen.

„Ach! Das Heer der Narren!" ries lachend Herr Glaner, der seinen innern Menschen, das Geschastsleben hatte ihn dasür geschult, sehr gut mit dem äußern bedecken konnte.

„Das Heer der Narren begrüßt die Vorposten desselben!" erwiderte Germann und eilte in den Hasen, um zu sehen, ob die Kähne, die die Gesellschast an das andere User bringen sollten, in Ordnung, trocken und gut ausgerüstet seien.

Die Gesellschast war bald vollzählig und unter Lachen und Scherzen vertheilte man sich in die Kähne. Niemand ordnete den Zug oder wies den Gästen die Plätze an, aber es tras sich so zusällig und war doch auch ganz natürlich, daß Ritter und Helene in denselben Kahn stiegen, daß sie, als die Gesellschast am andern User ankam, neben einander und mit einander gingen. Ritter kannte ja die übrigen Damen sast gar nicht und er war schon, wie Alle wußten, ein sehr vertrauter Freund Helenens geworden. Niemand störte daher die Beiden, wenn sie einige Schritte hinter den Uebrigen zurückblieben, oder eben so weit die Gesellschast überholten, oder gar, ohne der Andern zu achten, mitten in sie geriethen. Uebrigens sprach Ritter mit seinem vollen Organ auch, absichtlich oder ohne Absicht und nur seiner Gewohnheit solgend, so laut, daß bald Der, bald Iener Zeuge des Gespräches war. Doch die übermüthige Gesellschast hatte heute wenig Interesse, den verwegenen Naturbetrachtungen zu solgen, die Ritter anstellte. Sie wußte ja nicht, was er sür Helene sprach, wenn er einem Vogel, der just aus den Zweigen huschte, mit den Augen solgte, dann sah, wie er ein Körnchen wo erhaschte und nun raschen Fluges wieder zurückkam. Und wenn Ritter vor einer Blume mit voller Blüthe und mancher noch träumenden Blüthenknospe stehen blieb, sie Helenen zeigte und sich dann neigte, um die volle Blüthe und die Knospen der Blume zu küssen. Bald kam da wol der Eine oder Andere der Gesellschast und sah sich das mit an. Aber er ging wieder und hatte nicht verstanden, was er gesehen und hatte es bald vergessen. Nur die Tante gewann keine Zeit sür ihre Nichte. Sie hatte mit ihrer slachsblonden Tochter gar viel zu schassen. Sie wußte immer einen Unverheiratheten auszulesen, um mit ihm über das Glück der Ehe zu sprechen.

Germann hatte sich heute ganz innig an Frau Glaner angeschlossen und versuchte mit Zartheit und Vorsicht von ihrem Zusammenleben mit Helene und Ritter zu hören. Der seine Genußmensch hatte mit klugem Blick erkannt, welchen Reiz Helene sür die leidenschastliche Natur Ritters haben mußte. Und so spielte er bald hier, bald dort an, gab bald scherzend in einigen Reden etwas zu, bald vertheidigte er gegen manches harte Wort der Leute Helene und Ritter,

Aber Frau Glaner war klug und weise. Sie wich den Fragen aus, sie hörte ruhig der Schilderung manches Stadtgespräches zu. Sei takt> voll! sagte sie sich immer, seitdem sie etwas über das ihr liebgewordene . Mädchen kommen sah, was sie selbst noch nicht bestimmen, aber schon ^ auch nicht hindern konnte. Und einer Frau nützt Takt mehr als Verstand. Das liebte ihr Mann so sehr an ihr, er, den die arbeitende Krast des Verstandes so ost sortriß. Er ließ daher ungestört seine Frau an der Seite Germanns, obwol er wußte und durch manches Wort, das an sein Ohr schlug, sich denken konnte, was der Gegenstand ihres heimlichen Gespräches war. Und so eilte er hin und wieder und war ost an Heleneus Seite, bald mit guter Absicht, bald ohne sie, und dabei ertönte manch empsindsames Wort aus der derben Prosa seiner Lebensanschaunngen.

Durch blühende Wiesen und unter dem leichten Schatten blüthenreicher Bäume stieg die Gesellschast das Hügelland hinan und grüßte nach kurzem, srohem Marsch den alten romantischen Schreckenstein.

Das alte Schloß, halb versallen und nur in wenigen, aus einem schräg in die Elbe absallenden Felsen erbauten Theilen gut erhalten, grüßt plötzlich, wenn man den letzten Hügel des wellensörmigen schönen Landes überschreitet, den Wanderer. Es sitzt da in grünen, sriedlichen Feldern wie ein Traum aus vergessenen Tagen. Eitel Staub ist er geworden, der Schreckenstein vergangener Zeit. Manche Sage aber hat sich von ihm bei den Leuten im Lande erhalten, und bald erzählt sie den Gästen Herr Germann, wie sie durch das Thor in den Vorhos schreiten, die versallenen Gemächer durcheilen und die noch gut erhaltenen großen Räume, die gegen die Elbe sich hinkehren, in Augenschein nehmen. Bald ergreist Herr Glaner das Wort, und wie er die Gesellschast in die halbverschütteten Kellerräume sührt, erzählt er jammervolle Geschichten von den gesangenen Iungsrauen, die hier ihre Seele ausweinten, bringt dann einen vom Regen ausgewaschenen Stein hervor und zeigt die Grube, die da die Thränen einer Iungsrau ausgespült haben. Dann weist er nach einem Loch in der Mauer, durch das der blaue Himmel blickt, und erzählt mit großer Genauigkeit, wie die tugendhaste Seele eines mittelalterlichen Milchmädchens so an die Steine gerannt sei, als sie zum Himmel sahren wollte, daß sie dies Loch in die Mauer gerissen habe. „Man sindet solche Milchmädchen heute nicht mehr!" setzt er mit großem Ernst und sast erstickter Stimme hinzu. Die gute Tante wischt sich eine Thräne aus den Augen.

Langsam tändelt sich der Tag dahin. Mit den Schüsseln und Tellern kreiste der seurige Czernoseker, die edle Melniker Rebe lustig in der Runde. Bald ertönt ein Lied, bald deelamirt Germann ein sinniges Gedichtchen zum Preis des Frühlings und des Mondscheines, dann bringt ein Anderer eine Geschichte, ein Dritter ein lustiges, wenn auch altes Anekdötchen. Ietzt öffnet sich das Thor des Hoses und mit Tannenreis und Feldblumen die Hüte und die Brust geschmückt, bringen einige der Freunde aus einer Bahre von grünen Aesten ein schön bekränztes Fäßchen. Man umtanzt es, man scherzt und lacht und zapst den jungen Gesellen, der da aus grünem Reisig liegt, munter an.

Endlich erhob sich nach dem langen, bis weit über den Mittag hinaus dauernden Mahl und lustigen Treiben die Gesellschast und zerstreute sich in dem nahen Gehölz und in dem Innern des Schlosses, in denen der Wächter Bänke und Stühle ausgestellt. Tie Einen spielten Karten, die Andern schlenderten durch die schattenkühlenden Waldbäume. An die Mauer mit seinem breiten Rücken gelehnt schlummerte mit grunzendem Schnarchen der lustige Steuerrath und die gute Tante sitzt neben ihm und strickt und sreut sich, daß gerade jetzt in so traulicher Zeit Herr Germann mit ihrer Tochter durch den Wald spazierte.

Dort im vorspringenden Erkerzimmer des großen kühlen Saales sah aus dem breiten Steinrost einer Bank Helene! Sie schaute in die weite Landschast hinaus und aus den sonnenumspielten, ruhigen Strom. Sie hielt ihren Kops, die Finger in das lose, lockige Haar gedrückt, aus die Hand gestützt und die Rechte floß wie matt und müde in den langen Falten ihres schwarzen Kleides nieder. Wer doch den eilenden Gedanken eines schönen jungen Weibes solgen könnte, das da ihre Augen ausgehen läßt in der weiten Fülle der Natur! Manchmal zog sie die Rechte schnell heraus und drückte sie aus ihr Herz und ließ sie, wie ohnmächtig, das Toben da drinnen zu stillen, wieder sinken. Und wie sie so dasaß und wie sie so saun, wußte sie gar nicht, daß längst, halb zu ihr geneigt, Ritter neben ihr stand und mit seinen Blicken den ihren solgte und mit seinen Gedanken den ihren sich verband. Sie legte die Hand in seine Hand, als wär' er nur das Bild ihres Traumes und als er sprach, da lauschte sie der Stimme, als wär' es das Hauchen einer körperlosen Gestalt.

„Ich möchte wissen" — sprach sie dann vor sich hin — „wie das so blüht und immer wieder blüht und sich -reuen kann mit jedem Tag sort in die Ewigkeit!"

„Wie das blüht und immer wieder blüht im ew'gen Wechsel der Zeit, das weiß kein Mensch, das weiß nur der, der in seiner unendlichen Fülle den Augenblick gibt zum Genuß und dem Andern zum Tod."

„Müssen wir sterben, wenn wir genießen?"

„Wir sterben ewig, wenn wir nicht genießen."

„Laß mich leben!" hauchte sie und sank wie träumend au seine Brust.

Niemand sah es, Niemand ahnte es, Niemand wußte es, wie ein schmerzlicher, zitternder Seuszer sich ihrer Brust entrang und sie hinaus eilte, iu den dunkeln Gang, ihre glühenden Lippen zn verbergen.

Niemand sah es, Niemand ahnte es, Niemand wußte es, wie ein selig zitternder Seuszer sich der Brust des Mannes eutrang, der, die Hand aus's Herz gepreßt, da in der Fensternische stand und hinausschaute in die weite, sreie, reine Natur. Die Augen glühten ihm im ziellosen Blick. Die vollen srischen Lippen preßten sich sest aus einander, um das Iauchzen seines Herzens in's Innere der Brust zu bannen, daß Niemand ahne, was er hoffen dars, und was er ersehnt.

Toch durch die Lüste tönte und rauschte es und in den Wäldern flüstert's:

Ferne daheim sitzt ein schönes, blondes Weib und hält die Hände in ihrem Schooße gesaltet und sieht mit matten Blicken vor sich hin. Sie weiß nicht, was sie denkt, sie weiß nicht, was sie sühlt. Sie weiß nur, daß sie einen Mann geliebt, der niemals dieser Liebe glücklich ward. Sie denkt daran und sühlt es und sieht sich unglücklich und ihn, und kann es doch nicht ändern!

III.

Es ist ein sonderbares Ding der Glaube der Menschen. Cr wird von Zweisel ergriffen bei Allem, was von Aristoteles bis aus Kant, von Christus bis aus Luther gelehrt worden. Aber bei dem, was „alle Leute" sagen, sind sie zu glauben bereit und kein Zweisel beschleicht sie. Wer sind denn diese „alle Leute"? Woher haben sie denn ihre Weisheit und ihre Unsehlbarkeit? Frage ich: wer sagt das? Antwortet man mir: „alle Leute!" Und ich muß es glauben. Wer hat das erzählt? „Alle Leute!" Ich dars nicht zweiseln. Sagt das Schlechteste von dem besten Menschen und setzt hinzu: Alle Leute sagen es und man wird an seinem Glauben irre. Die Menschen glauben eben gern, wo sie nichts zu denken haben.

Alle Leute sagen, Fräuleiu Helene ist in Dr. Ritter verliebt. Alle Leute sagen: Dr. Ritter macht Fräulein Helene den Hos. Alle Leute sagen: Es ist Unrecht von Helene, einem verheiratheten Manne sich anzuschließen. Alle Leute sagen: Es ist sündhast, daß Dr. Ritter das „arme Mädchen" so umstrickt! Und geht Helene durch die Straßen, da flüstern sie sich zu: „Sie ist verliebt!" „Nun ja, sie ist ja Braut!" „Nein! das ist es nicht, sie liebt einen Andern!" „So, wer sagt das?" „Alle Leute!" Und kommt sie Sonntags aus der Kirche und blickt mit srommen Augen zur Erde, da sagen die srüheren Gespielen: „Man dars sie nicht stören! Sie denkt noch betend an ihren Doetor Ritter!" „An wen?" sragt ein Naiver. „Wissen Sie das nicht? Sie ist ja in ihn verliebt!" Ach! „Ia wohl, es sagen's ja — alle Leute!"

Und es sagten's alle Leute. Nur Herr Glaner wußte es nicht. Er ging wol mehrmal des Tages durch die Straßen hinaus in seine Fabrik, er kam in's Kaffeehaus — aber „alle Leute" schwiegen. Sah er ja auch so ganz anders aus dieser Herr Glaner als „alle Leute". Der schaute nicht rechts, nicht links. Der srug gleich, wenn ihm „alle Leute" etwas erzählen wollten, nach dem, der es zuerst erzählt. „Wie heißen alle Leute"? „Wer sind sie?" „Alle Leute ist sür mich Niemand." — „Wer kennt Niemand, wer spricht mit Niemand?" und so sort. Mit dem Mann war ja über ernste Dinge nicht zu reden. — Er wußte nun sreilich nicht, was alle Leute sagen, aber er trug einen schweren Gedanken in seiner Brust. „Wär' doch Helene schon sort," seuszte er ost, wenn er Abends mit seiner Frau allein war. Frau Glaner wußte wohl, was „alle Leute" sagten. Sie hatten es ihr nicht erzählt. Aber ihr suchendes Wesen war längst eingedrungen in das Gespräch der Stadt, hatte dort ein Wort, das ihr aus dem Wege in's Ohr kam, ergänzt, dort einen Blick, ein Zeichen erklärt. Sie glaubte nicht, was „alle Leute" sagten und sie schwieg darüber. Aber in ihrem Sinn suchte sie nach alles Wissen bestem Rüstzeug, nach ihrer Ersahrung und dachte nach über des Menschen Herz und wie man es leite und lenke. Und wie sie gesunden, was sie suchte, da war sie wieder still und sicher, ordnete ihr Haus und ihre Küche, grüßte den Freund, wenn er kam, mit sreundlichem Lächeln und grüßte Helene, wenn sie, wie ost, gleich nach dem Freund in's Zimmer trat. Sie srug nicht nach dem Bräutigam, der nun schon mit den ersten Tagen des Mai gekommen war, sie sprach von der Vergangenheit und ihren schönen Tagen und scherzte dann über den Wechsel alles Geschicks und den Wandel menschlicher Gedankeu und Gesühle.

Wär' sie nur wärmer gewesen, die gute Frau. Aber Frau Glaner mischte sich schwer in der Menschen Sinnen, und glaubte genug gethan zu haben, wenn sie leise dort dazwischen trat, wo sie den Weg zum Falschen eingeschlagen sah.

„Laß gut sein, mein Freund!" sagte sie dann ost zu ihrem Mann und strich ihm die Falten von der Stirn; „laß gut sein! Was da geschehen, können wir nicht ändern. Nur den rechten Weg müssen wir suchen und zeigen. Sei nicht hart, nicht gegen den Einen, nicht gegen den Andern! In drei Tagen ist Alles vorbei!"

„Ia, in drei Tagen!" seuszte Glaner, „o wären sie schon vorbei!"

„Die Augen offen halten! ist mein Grundsatz und da sein, wo wir und wann wir nöthig sind!"

Und sie schlies schon ruhig und still, da noch Glaner lange nicht den trostenden Schlas gesunden hatte. Er hatte es kommen sehen und wollte es doch nicht glauben. Ia, er hatte die lieben Menschen selbst vielleicht an einander gedrängt mit seinem Scherz und seiner Laune. Er hatte ja geduldet, daß sie sich sehen und sinden bald hier, bald dort und ost auch in der leichtlebigen Gesellschast der Stadt. Aber er hatte auch viel dem Freunde getraut und ahnte nicht, was menschliche Leidenschast schaffen könne. Er war ja ohne Leidenschast. Und nun sah er jeden Tag den Freund länger und öster in seinem Hause, denn srüher. Und jeden Tag sah er das liebe Mädchen, das er schon als Kind so lieb gehabt hatte, an seinem Tisch. Er sah das heiße Blicken Beider und sah, 4vie die Hände länger in einander ruhten beim Kommen und beim Gehen, denn srüher. Er sah den hestigen Wechsel der Stimmung seines Freundes und wie dieser bald übermüthig und voll Launen und bald umdüstert die Stirn und matt und abgespannt in Blick und Wort. Ach, das tobt in dieser Brust und weiß noch nicht, wohin sich wenden, dachte «r bei sich. Und ernst und traurig sah er dann, wie sich die Stimmung des Freundes der Freundin mittheilte, wie sie, die Welt und sich vergessend, von seinen Launen sich tragen ließ und wie gebrochen sie und «ie mit thränenvoller Stimme sie nur antwortete, wenn er mit langen, düstern Blicken sie anblickte. „Sie wird unglücklich!" seuszte Glaner und drückte die Finger zusammen, als wollte und könnte er Alles, was .geschehen, zerbröckeln und nach den vier Winden streuen. Da, wenn solche Stimmung ihn beschlich, da antwortete er der Mutter Helenens sehr rauh, wenn sie ihn just nach der Tochter sragte. An die LadenFenster am sonnigen Maitag gelehnt, ries sie ihn an und sagte vorwurssvoll, daß er ihr die Tochter ganz entziehe:

„Sie lebt ja mehr bei Ihnen als bei uns. Ich sehe sie kaum am -Abend und der Tag gehört nicht mir."

„Leider, leider!" ries da Herr Glaner, „verkausen Sie Liebe statt Houisd'or und Sie gewinnen Ihr Kind!"

„Ein närrischer Mann!" sagte sich die runde Frau und blickte ihm <mch, wie er mit langen Schritten die Straße sorteilte.

„Aber ein tüchtiger Geschästsmann!" setzte sie dann hinzu und hatte Tochter und Miether vergessen. In dem kleinen Kopse hämmerte und .arbeitete es wie in einer Münzstätte und alle Gedanken wurden zu Gold und alles Fühlen wurde zu Gold und das Gold sollten die Kinder bekommen und so wird Alles gut. Und hinter ihr, in einem kleinen, an den öffentlichen Laden anstoßenden Cabinet, saß Herr Bergmann, ihr zukünstiger Schwiegersohn. Die Lampe brannte oberhalb eines doppelpultigen Schreibtisches und wars ihr Licht aus Bücher und Papiere, die der junge Kausmann prüste und immer wieder prüste. Und draußen schien die Sonne so warm und küßte die bräutlichen Fluren und küßte den bräutlichen Wald und schlich sich über die Blumen aus dem Fenster in das Dachstübchen Helenens und sah ihr in's Angesicht und klagte: Gelt, mein Kind, Du möchtest gern mit Deinem Bräutigam spazieren gehen, Dich zeigen, ihn zeigen und mit ihm nochmals die Spielplätze der Iugend und der srohesten Stunden besuchen. Aber der sitzt da unten und rechnet und sieht die Bücher Deines Vaters ein und bespricht mit

ihm, wie und wann er das Heirathsgut erhalten soll und gestern

ist er doch erst angekommen.

Ia, gestern war er angekommen und hatte sich, vom Landungsplatz Her Dampsschiffe zu Fuß mit seiner Braut und deren Eltern, die ihn. erwartet, die Stadt durchschreitend, den Leuten gezeigt.

N°rd und Süd. VH, 2l. 28

Die Ankunst des Dampsschiffes war damals und ist heute noch ein Vergnügen, das gar Manchen herbeilockt, um den Reisenden unter die Nase zu sehen, den Weg zu verstellen, aus die Füße zu treten und andere Vergnügungen mehr zu genießen, die so umsonst bei solchen Gelegenheiten dem kleinen Mann sich bieten.

Auch Germann hatte sich unter die Neugierigen gemischt und als er die dicke Frau des Schullehrers bemerkte, sich rasch an sie angeschlossen. Nun begleitete er sie nach Hause.

„Halten Sie den Mann sür Helenen passend?" srug er die dicke Frau, mehr um sein Urtheil zurückzuhalten, als das seiner Begleiterin zu hören.

„Warum nicht?" antwortete sie gedankenlos. „Er ist ein krästiger, gesunder Mann!"

„Ia wohl!" ergänzte Germann rasch. „Schwarze, kleine Augen, schwarzes, etwas dünnes Haar —"

„Dünnes Haar? Das hab' ich noch nicht bemerkt!"

„Ich sah es, wie er mich grüßte, als ich ihm vorgestellt wurde."

„Aber er hat einen starken Bart!"

„Ia! Schwarzen Bart, unbedeutende Nase, unbedeutenden Mund?^ rothe Wangen, dito Hände. Einen breiten Rücken und breite Sohlen an den Stieseln. Ein krästiger, untersetzter Mann. Da sind Sie zu Hause, meine gnädige Frau! Ich empsehle mich Ihnen!"

Er eilte sort, ohne den Dank sür die Begleitung zu erwarten. Er wollte andere Menschen sehen, hören, sprechen, andere, die anders denken als diese kleine sette Frau. Seinem prüsenden Geschmack war der neue Gast ein

Greuel und ein Schauer durchlies ihn, in seinen Armen Helenens edle, stolze Gestalt zu denken. Er sprach aus der Straße neue Bekannte, er sprach alte Bekannte, er sprach im Kaffeehaus Leute, die er nicht zu seinen Bekannten zählte.

Am andern Tage sagten „alle Leute", daß Herr Bergmann wenig sür Helene passe. Aber es ist zu spät, die Sache zu ändern. Sie wird sich sügen, sagten „alle Leute". Er ist ein tüchtiger Geschästsmann. Er ist reich, und das kann sie trösten! Er ist ein braver Mann! Warum soll sie denn nicht zusrieden sein? sragten alle Leute. Glücklich? Du lieber Gott! Zusriedenheit ist Glück! So sagten alle Leute und ließen Braut und Bräutigam und warteten aus den dritten Tag, um an der Kirche zu stehen und das Brautkleid zu sehen und des Priesters Rede zu hören und nichts zu denken.

Weit hinter der Stadt durch einsame Feldwege und unter den wogenden Halmen des Kornes ging Ritter allein und vor sich hinbrütend. Er war nicht aus dem Landungsplatz, er war nicht im Kaffeehaus, er war auch nicht bei Glaner gewesen. Mancher klopste dort an, um „einen Sonntagsgruß zu bringen" und „ein Stündchen zu plaudern„. In Wahrheit wollten alle nur hören, was wol nun Herr Ritter sage und wie er es sage.. Alle Leute hatten Interesse dasür und „alle Leute" konnten sich nicht denken, wie er wol die Ankunst des Bräutigams ausnehme. Und auch Helene kam noch am Abend herab, nachdem ihr Bräutigam, über Ermüdung klagend, sich empsohlen und nach seinem Gasthos, in dem er eingezogen, sich begeben hatte. So hatte es ja auch die gute Tante gehalten, als ihre Tochter heirathete. So mußte es auch Helenens Mutter thun. Die Tante weiß, was sich schickt. Und Helene erzählte, daß Mittwoch die Traunng sein sollte, dann wollte die Mutter im großen Saal des angesehensten Hotels mit Mahl und Tanz die Hochzeit seiern und noch einmal alle Freunde und Gespielen um die scheidende Tochter versammeln. Am andern Tage erst solle sie abreisen, da sie sonst die Nacht im Wagen und aus der Landstraße zubringen müßten. Mit dem Frühesten aber wird sie Donnerstag das Dampsschiff nach Dresden und weiter bringen. „Ich weiß nicht," setzte sie traurig hinzu, „wohin es gehen soll, was man die Hochzeitsreise nennt. Ich weiß nur, daß wir bald am Rhein eintreffen müssen, denn gerade jetzt sei in Herrn Bergmanns Geschästen große Ueberhäusung zu erwarten."

Und sie blickte nach der Thür, ob sie sich nicht öffnen und ein geliebter Mann durch sie schreiten und sich ihr zur Seite setzen und mit weicher Stimme ihr die Freuden des Lebens ausmalen werde, aus daß sie noch glauben und hoffen könne.

Aber er kam nicht und ihre Sehnsucht wuchs, und auch am Morgen des andern Tages kam er nicht und sie weinte stille Thränen mit hinein in die Kisten und Kasten, die sie öffnete und wieder schloß, in denen Alles bereits sertig sür die Reise gepackt war. Und immer wieder wollte sie auspacken. Man wird ja so sremd im Elternhaus durch diese sestverschlossenen Kisten und Kasten. Man gehört nicht mehr her und hat doch noch kein anderes Dasein.

Und wo ist denn die Liebe, an die man sich anschließt, aus daß man weiß, daß man sich wol trennt, aber dadurch nicht geschieden ist? Wo ist denn die Mutter, wo der Vater — wo ist denn der Bräutigam? Sie haben alle zu thun, zu ordnen, zu rechnen, Geschäste abzuschließen. Nur die Braut ist allein. Da will sie zu Glaner hinab, zur Zeit, zu der Ritter stets da war und in der Fensternische neben Frau Glaner saß. Aber er war nicht gekommen. Sie setzte sich hin aus seinen Platz, sie stützte die Hand aus das Fensterpolster, legte das pochende Köpschen hinein und sah in die Straßen und hinaus aus den großen Platz. Da erglänzten ihre Augen. Er ist's, der dort aus der Straße heraustritt. Er hemmt seinen Schritt. Er überlegt, ob er kommen soll. Cr blickt hierher! — Nein! Der Blick suchte nicht das Haus, er suchte Nichts! Er kommt auch nicht. Er wartet aus Iemand, der in die Buchhandlung, dort an der Ecke der Straße eingetreten. Ia, da tritt er heraus, ach! es ist eine Dame. Und er verneigt sich und nimmt die Bücher voll Höslichkeit und Dienstsertigkeit, er spricht so rasch, ach, er wird warm wie immer sprechen. Sie kehren um, sie promeniren im Schatten der Häuser. „Ich will ihn sprechen, ich muß ihn sprechen!" rust sie wild zu sich und eilt davon.

Dort in dem Schatten der Häuser geht langsamen Schrittes Doetor Ritter und trägt die Bücher, die die blauäugige, flachsblonde Cousine Helenens aus der Leihbibliothek, die mit der einzigen Buchhandlung in der Stadt verbunden, sich geholt. Seit den letzten Tagen vermied Ritter das vereinsamte, unbedeutende Kind nicht mehr, wie srüher. Er wußte ja, mit welch kindisch-hestiger Schwärmerei das Mädchen von ihm sprach. Er sah es ja, wenn er just bei Glaner sie tras, wie sie anbetend an seinem Munde hing mit den großen, wasserblauen Augen. Er hätte sie nicht beachtet, trotzdem manchmal Erbarmen sein Herz rührte, wenn er sah, wie das Kind von der Mutter gequält wurde mit Bändchen und Maschen in Gang und Haltung. Ie näher aber der Tag der Vermählung Helenens kam, je mehr er deshalb das Haus ihrer Eltern und Glaners mied, desto mehr suchte er das verlassene Geschöps. Wenn er sie aus der Straße tras, sprach er sie an und begleitete sie. Er srug nach ihren Spaziergängen und sand sich dabei ein, selbst die Mutter in den Kaus nehmend. Sein Herz war übervoll, seine Brust drohte ihm manchmal zu zerspringen und doch konnte er, doch wollte und durfte er mit Niemand sprechen. Da kam ihm das Mädchen entgegen. Mit ihr konnte er sprechen, ohne ganz verstanden zu werden. Und das Mädchen hörte ihn an, glücklich ihn zu hören und sagte, wenn er srug, bald Ia, bald Nein und wußte doch gar nicht, warum sie es that. Was kann er zu sragen haben, er, der Alles weiß, der Alles ist! Und wenn sie manchmal auch viel von seinen Reden verstand, niemals konnte sie begreisen, warum er nur von Helenen spreche, und warum er nur sür sie Interesse habe. Und so gingen sie auch heute die Häuserreihe entlang und Ritter erzählte ihr, wie er heute Herrn Bergmann mit Helenens Vater gesehen, wie ihn die Erscheinung des Bräutigams eisig kalt berührt, wie er um Helenens Zukunst bange und so sort, was Alles ein Herz sprechen kann, das von Liebe und Eisersucht, von Sehnsucht und Entsagen zerrissen. Dann brachte er dort, wo der Ringplatz in eine Gasse gegen Norden zu ausläust und das Haus der Tante stand, das Mädchen nach Hause und schritt zurück.

Da trat Helene aus dem Hause. Sie hatte mit hastiger Eile Tuch und Schleier umgeworsen. Ihre Wangen glühten, ihre Pulse tobten in allen Adern. Ties im Innern bäumte sich Alles, was sie sühlte, aus gegen alles Rathen und Denken. Nicht ihr verletzter Stolz trieb ihr das Blut in die Wangen, nicht Eisersucht umgarnte ihr Herz. Sie hatte ja ihre Cousine erkannt. Sie wußte ja, daß er hier, wo er sie gesunden, keine Andere mehr suchen wird, die ihn liebt, die er lieben könnte. Aber zerstreuen will er sich, srüher will er vergessen lernen, ehe sie nur denken kann zu vergessen, vergessen will er lernen, so lange sie noch in den Mauern der Stadt weilt, um stark zu sein, wenn sie in seliger Schwäche noch zu seinen Füßen zusammenbrechen möchte. Nicht Stolz, nicht Eisersucht, die ganze Leidenschast der Sinne bäumte sich in ihrer Brust aus, und jagte wild das heiße Blut durch die Adern.

Da kam sie in den Schatten der Häuser, sie hielt athemlos an, sie blickte um sich, der ganze Ringplatz war öde und menschenleer. Nur leichten Flugs spielten die Fliegen in den Sonnenstrahlen. Sie stützte sich mit der Hand an die kühlen Mauern. Sie drückte die gekühlte Hand an die heiße Stirne. Sie holte ties Athem! Niemand sah sie. Niemand hat sie noch gesehen. Das war nicht mehr die Iungsrau von gestern, das war das Weib, dessen Traume und sehnsuchtsvolle Phantasie von Glück und Genuß sich klärten.

Sie wollte nach Hause wieder gehen und lenkte ihre Schritte doch vom Hause sort in den Schatten der Häuser gegen die Buchhandlung zu. Da blieb sie stehen und blickte mit umseuchteten Augen aus den hinter dem Schausenster hängenden Stich von Correggios Magdalena. Schwer seuszte Helene und trat, wie die Gedanken durch gleichgültige Menschen und gleichgültige Fragen zu zerstreuen, in die Buchhandlung, nach einem längst bestellten Werk zu sragen. Kein Diener war hier. Der Herr des Geschästs selbst war in die letzten Räume des Lagers gegangen, um sür den einzigen Gast, der da aus dem Divan saß und in einem Buch blätterte, etwas zu suchen. Wie die Thür sich lärmend schloß vom Zugwind mehr zugeworsen, als von Helenens Hand geschlossen, erhob er den Kops. Zwei Menschen, die sich suchten und doch nicht mehr sinden wollten, trasen mit schnellem Blick zusammen und ausgesüllt war die Zeit, die sie sich nicht gesehen, mit Allem, was sie an Kummer und Schmerz erlebt.

Helene streckte dem heißgeliebten Mann beide Hände entgegen und wie er sie ergriff und drückte, da zog sie ihn zu sich und flüsterte ihm in's Ohr:

„Warum dars ich Sie nicht mehr sehen?"

Draußen aus der Straße an den Fenstern der Buchhandlung vorbei schritt Herr Bergmann mit Helenens Vater und rechnet ihm aus Heller und Psennig den Werth und das Iahreserträgniß seines ausgedehnten Geschäftes am Rhein vor.

Der Abend kam und sröhlich bewegte sich schon oben im zweiten Stockwerk die Gesellschast von Bekannten und Verwandten der Braut und des Bräutigams.

Manch übermüthiger Scherz war schon erzählt worden und Herr Glaner vor Allen ließ seiner Laune sreie Zügel. Niemand ahnte, warum er gerade heute nach der Herrschast im Gespräche strebte. Niemand,

warum er stets die Braut an den Bräutigam drängte und vom Glück allein sprach, das in der Freiheit von allen Sorgen bestehe, im Vermögen und Besitz. Niemand wußte, warum er auch den kleinsten idealen Traum des Menschenherzens mit ätzender Verachtung übergoß und alle Schwärmerei als die Quelle des Unglücks erklärte. Niemand ahnte, warum er zuletzt die sogenannten Glücklichsten der Stadt nannte, ihr Glück schonungslos zerzupste und immer ein Bündel Unglück, Kummer und Enttäuschung hervorbrachte, das, wie er spottend dann hinzusügte, aus den Täuschungen des Herzens, aus eitlen Schwärmereien allein hervorschießt; Niemand ahnte es als seine Frau, die heute, ehe sie die Treppe hinausstieg, mit ihm seuszte: Wäre Alles schon vorbei!

Und so hörte man ihm zu, man stimmte ihm bei, man erzählte dann das Gleiche und war nahe daran, zu zeigen, daß alles Unglück aus der Ehe stamme, was ja Keiner zeigen wollte, als die Thür geössnet wurde und Ritter eintrat.

Die Eltern der Braut sühlten sich geehrt, daß er die Einladung angenommen, die Frauen slüsterten einander in die Ohren, die jungen Mädchen lachten ihm entgegen, die jungen Männer waren stolz, ihn als einen der Ihren heut den Fremden zeigen zu können. Nun ging es an die Darstellung der lebenden Bilder. Ritter hatte die Ideen gegeben, Germann die Aussührung übernommen. Helene, wie sie bald da, bald dort hingezogen wurde, hörte den muntern Scherzen zu, ohne zu wissen, warum man lachte, warum auch sie gelacht. Sie hielt sich serne nur von ihm, der sie immer suchte und doch auch zu meiden schien. Furcht beschlich das bebende Herz und vergebens schaute sie nach Rettung aus.

Da erhob sich auch die unbeschästigte Gesellschast und drängte nach dem andern Zimmer, in dem Spiel und Tanz nun Alles sroh und heiter erhalten sollte.

In einem geräumigen Saal waren Stühle gestellt sür die Eltern der Braut und des Bräutigams, sür diesen und sür so viel Gäste, als just Platz sinden konnten. Ein kleines Podium war als Bühne vor die Thür geschoben, die nach einem andern Zimmer sührte, durch das die Verbindung wieder mit dem Speise- und Wohnzimmer, aus dem die Gesellschast kam, erhalten war. Ritter war den darstellenden Künstlern und Künstlerinnen mit Germann gesolgt und ging, wie er die letzten Anordnungen noch sür die Aussührung seiner Ideen gemustert und gut geheißen, durch das anstoßende Vorzimmer und rückwärts nach den andern Wohnräumen, um, hinter der Gesellschast stehend, die Bilder selbst mit anzusehen. Aber da war es so kühl in diesem langen nach dem Garten des Hanses die offenen Fenstern zukehrenden Zimmer, das als Frühstückszimmer benutzt und darnach eingerichtet war. Heute war es mit Blumen geschmückt und grünen Kränzen, der Thür gegenüber in der Tiese des Zimmers stand ein breiter gedeckter Tisch. Er trug ein großes vergoldetes Crueisix nnd schwere silberne Leuchter. Hier sollte morgen die Braut die Gäste erwarten, die Zeugen und den besreundeten Priester, der sie selbst aus dem Haus der Eltern zur Kirche sühren wollte. Es war ein geweihter Lrt und nur die lebensgroßen Brustbilder von Herrn und Frau Herder dursten sür diese Tage die breite Längenwand schmücken. Ritter wollte sich nicht umsehen in dem Raume. Er blickte sinster aus die beiden Bilder der Eltern, nahm einen Stuhl und sah hinaus in die spielenden, rauschenden Blätter der Bäume, Er hörte nichts als das Tönen der Musik und einmal, gleich nach seinem Eintritt in das Zimmer, die Thür noch in der Hand haltend, den Namen Helene, der von vielen Stimmen gerusen, aus dem Ankleidezimmer der Künstlerinnen zu ihm herüber tönte. Dann ward Alles still und er träumte in der Stille seine wilden Tränme von Sehnen und Begehren.

Langsam und leise öffnete sich jetzt die Thür und Helene trat herein in langem weitsaltigen weißen Kleide. Sie war gerusen worden, ehe noch das erste lebende Bild gestellt worden war, um rasch noch Blumen und Bänder sür eine Göttin der Iugend herbeizuschaffen. Dann hatte sie selbst in einem Bild „der Segen der Braut", wie Ritter es nannte, mitgewirkt, nun wollte sie in den Zuschauerraum und mußte durch das geschmückte Zimmer. Und da saß er, dessen Hand sie zu drücken meinte, als sie in dem Bild neben einem sernen Verwandten kniete und die Genien der Liebe, des Reichthums und der Freude anblickte. Sie wollte gehen und blieb wie sest gebannt an der Thür stehen. Sie wollte ihn nicht sehen und ihre Blicke umschlangen ihn mit sehnsuchtsvollem Bangen. Sie wollte ihn nicht sprechen und schon neigte sie sich zu ihm und hatte die eine Hand aus seine Schulter gelegt und die andere aus die Lehne des Stuhls gestützt. Ritter hob den Blick. Er schaute ihr lange in die thränenseuchten Augen, küßte sie dann mit leisem Kuß aus die sich neigende Stirn und preßte die Hände vor seine Augen, als wollte, als könnte er dem Zauber, der da wie betend vor ihm sich ergoß, nicht in die Augen sehen.

„Warum fliehst Du mich, Geliebter?" hauchte Helene und ihre Stimme stockte, „warum vergönnst Du mir nicht den letzten, einzigen Trost?"

„Dars ich denn bei Dir sein?" erwiderte Ritter und seine Augen glühten, wie sie das bebende Mädchen sahen. — „Dars ich bei Dir bleiben, wo mich die Sehnsucht verzehrt? Laß mich ziehen, Du süßes Herz, und wenn Du kannst, so sag' es mir, daß Du nicht mehr an mich denkst!"

„Ich kann es nicht!" klagte Helene und sank wie gebrochen in die Kniee.

„Dann sage ich Dir Lebewohl!"

So sprach Ritter mit dumpser Stimme und erhob sich.

„Du willst gehen? Gehen vor mir? Nein! Nein! Bleibe! Hab" Erbarmen mit meinem Unglück und verlaß mich nicht!"

„Was bin ich Dir denn? Was kann ich Dir denn sein?"

„Alles! Du böser Mann!" ries Helene, sich selbst und alle Andere,» vergessend und sank an seine Brust.

„Und morgen bin ich Nichts! Die Frau wird andere Wünschenähren als das Mädchen!"

„Aendert das Herz, was uns die Pslicht auszwingt?"

„Nein! Aber die Gewohnheit des Geschicks löst unser Bangen in leichtes Entsagen aus."

„Mir wird es nicht so werden!"

Es sanken ihr die Hände wie ersterbend nieder und das Haupt neigte sich zur Brust. Wie die Sünderin vor dem Herrn einst stand,. so stand sie vor dem geliebten Manne und regte sich nicht und athmete kaum. Da drangen die letzten Aeeorde herüber, eines Liedes, das dir Bilder beschließen sollte. Die Gesellschast mag sich wol schon erheben. Man sucht sie vielleicht.

„Wenn Du mich liebst, so bleibe!" siehte sie den heißgeliebten Mann an.

„Weil ich Dich liebe, muß ich gehen!" antwortete Ritter und kehrte sein Gesicht von ihr ab.

Da preßte sie die Hand aus's Herz, sie wankte und hastig griff sie nach dem Stuhl.

„Morgen Nachmittag" — sprach sie bebend — „wird das ganze Haus leer sein! Erwarte mich oben ^ in meinem Stübchen! Ich werde kommen — allein!" Wie erstarrt stand sie vor dem Versucher. Sie wagte ihn nicht anzublicken, nahm alle Krast zusammen und stürzte hinaus.

Ritter sah ihr nach. Leichenblässe jagte das Erglühen aus seinem Angesicht und wieder solgte Erglühen dem Erblassen. Er konnte nichtsdenken, er sühlte nichts, er hörte sein Herz nur pochen und jauchzen, als ob es Lust und Leben jugendheiß durchglühe. Dann sprang er aus und eilte sort. Er suchte die Nacht, die sinstere Nacht,, doch auch den Himmel über sich, den weiten, unendlichen, sternenbesäeten Himmel. Er sah das schmale kleine Köpschen des alten Herder nicht, das ihm aus dem Bilde an der Wand zunickte mit seinen zitternden Augen und seinen dünnen Haaren, die grau, seit Langem schon grau geworden in der Sorge um das Glück der Kinder. Er sah auch das runde vollwangige Gesicht der alten Frau Herder nicht, das ihm da oben von der Wand nachblickte, als wollte es auch jetzt noch wie sonst, wenn es ihn grüßte, sagen: Ein schöner Maun dieser Herr Doetor! Und ein Ehrenmann! Er sah es nicht, er hörte es nicht und einen Augenblick nur war es ihm, al5 weinte es durch die Nacht und als zög' es zitternd durch die Wolken:

Ferne daheim sitzt ein schönes, blondes Weib,' hält die Hände in ihrem Schooß gesaltet und sieht mit matten Blicken vor sich hin. Sie weiß nicht, was sie denkt, sie weiß nicht, was sie sühlt. Sie weiß nur, daß sie einen Mann geliebt, der niemals dieser Liebe glücklich ward. Sie denkt daran, sie sühlt es und sieht sich unglücklich und ihn und kann es doch nicht ändern!

IV.

„Heut ist Hochzeit!" riesen die kleinen Brüder und Schwestern Helenens, wenn sie geschästig die Treppen hinaus und hinunter eilten. „Heut ist Hochzeit!" lachten die Diener und Schreiber im Geschäste des Herrn Herder und sperrten die Thüren der Schreibstube ab und legten die Eisenflügel vor die Fenster. „Heut ist Hochzeit!" sagten die Leute aus den Straßen und drängten, wie es 12 schlug, nach der Kirche.

Wagen rasselten über das holprige Pflaster der Straßen und schoben sich bald hierhin, bald dorthin, um die geladenen Gäste zu holen und in der Braut Haus zu sühren. Mit sinsterem Blick, mit unruhigen Schritten ging Herr Glaner in seinem Zimmer aus und nieder. Er war lange vor der Feststunde schon sestlich angekleidet.

Er würgte die weißen Handschuhe in seinen Händen und ries von Zeit zu Zeit einige rauhe Worte in das Zimmer seiner Frau, in dem auch sie nun nach ihrer Kirchen-Festtoilette sah.

„Wahnsinnige Menschen, diese Ritter des Geistes, der Kunst, der Wissenschast! Sollten der Welt vorangehen, dem Schwachen ein Zeichen der Krast, dem Schlechten ein Bild des Guten, dem Sündigen ein erhabenes Beispiel der Herrschast über Alles, was uns verwirrt und zu Fehl und Irrthum sührt. Doch es ist eine Lüge! Sie erhebt uns nicht die holde Kunst, sie bessert und stärkt uns nicht die stolze Wissenschast. Menschen bleiben wir, sündige Menschen mit ihr, wie ohne sie! Das ist ererbt! Von Uransang an ererbt! Wir werden es nicht mehr los aus dieser Welt! Hast Du ihn gesehen, diesen wilden, entsetzlichen Menschen, wie er gestern mit Helene sprach? Ich hätt' ihn an's Herz drücken mögen, denn er war wieder wie einst so schön, so sprühend und berückend. Und doch, ich hätt' ihn zertreten können, wie ich ihn so sah in das arme Mädchen reden, daß sie bald bleich und bald roth wurde. Was will er nur? Was kann er nur wollen? Ich versteh' es nicht! Und doch! Er muß es ja verstehen! Er weiß ja, was er thut! Er hat es mir versprochen, sich treu zu bleiben und er ist stark. Doch, wenn er sich betrügt! Er macht sich unglücklich, sich und das arme Mädchen!"

So ries Glaner aus und sank in den Stuhl. Wie er das Haupt in die Hand stützte, sagte er dann stiller und ruhiger, doch Schmerz durchzitterte die Worte, vor sich hin:

„Es ist kein schlechter Mann, dieser Herr Bergmann! Kein Schwärmer, ein ernster, sorgender Kausmann, wie so viele, wie wir Alle! Und doch, er ist sast etwas mehr als wir Alle! Weißt Du, Sophie, womit er seine Frau in ihrer neuen Heimat überraschen wird? Er hat ein Haus gekaust, ganz ähnlich diesem Haus da. Unten das Geschäst, dann ein erstes Stockwerk, er will es vermiethen, dann ein zweites, das er mit seiner Frau bewohnen wird, und oben ein schönes Dachstübchen. Er hat es genau so einrichten lassen wie Helenens Zimmer und sagte mir lachend: Für meine erste Tochter! — Er ist gut, der Mann. Und sie hätte glücklich werden können."

Da trat Frau Glaner aus ihrem Zimmer, reichte ihrem Mann die Hand, strich mit der andern die Falten der Stirne glatt und tröstete: „Getrost! Sie wird vergessen und dann als Glück genießen, was sie besitzt. Auch der Irrthum sührt zur Erkenntniß!"

„Ob Ritter wol zur Kirche kommen wird?" srug aus der Straße Frau Glauer.

„Ich wollt', er thät' es nicht!" seuszte Glaner.

Aber er that es! Er war seit gestern wieder geworden, was er einstens war. Noch spät in der Nacht saß er mit Germaun im goldenen Löwen und ließ seine wilde Laune durch die Vergangenheit und ihre einstigen Genüsse schweisen und nährte seine Lust an den leichtsinnigen Worten des alten Studiensreundes, die bald scherzend und bald ernst Helene und ihre Liebe zu ihm in's Gespräch zogen.

In den Straßen der Stadt drängte sich Wagen an Wagen und langsamen Schrittes nur konnten die Gäste zur Kirche. Nicht sern dem Altar, mit stolz erhobenem Kops, die meisten der Zuschauer und Andächtigen überragend, stand Ritter und saßte mit sprühenden Blicken die Braut schars in's Auge, wie sie nun mit wankendem Schritt, von Glaner gesührt, eintrat. Dem Mann standen die Thränen im Auge und manch herzliches Wort hatte er der Gebrochenen des Weges entlang in's bange Gemüth gesprochen Er stützte mit zitternder Hand und selbst am ganzen Körper bebend die Braut, als sie vor den Stusen des Altars hinkniete. Da trat der greise Priester an den sestlich geschmückten Altar. Er sprach heute nicht Worte, wie sie gewöhnlich die kalten unsruchtbaren Lippen der Priester bewegen. Er sprach vom Schönen manches Wort, vom Guten und vom Rechten. Von den Zweiseln des Lebens sprach er und von der Wandelbarkeit des Glückes, Dann, als griss' es ihm selbst an's Herz, wie er die bleiche Braut da vor sich sah, dann sprach er mit tieser, eindringlicher Stimme:

„Die Herzen zweier Liebenden sind wie die Gesetztaseln Mosis. Aeußerlich getrennt, nichts sür sich allein, sind sie Eins und Alles durch das Recht, das in sie eingegraben. Denk' Du edle Braut, daß Gott dieses Recht gelehrt, und daß es der Menschheit gegeben, aus daß sie leichter trage, dulde und leide, denn diese Welt ist arm und Keinem bietet sie, was er als höchstes Glück begehrt."

Dann erhob er sein Haupt, wars die grauen Locken zurück und blickte über die Menschenmenge hin, als wollte er den suchen, der sich glücklich, stets glücklich nennen dars und sprach: „Was aber ist denn Menschenglück? Ein Traum der Sinne, der entrückt uns ist und vergessen, wenn er gewesen! Glückselig der, der ihn nicht nachzudenken braucht. Denn auch das Glück kann Dich verirren und jeder Tag hat seine Nacht. Weh' denen, die den Tag nicht wieder träumen mögen!"

Da erhob die Braut die Augen. Die Blicke schweisten suchend über die Menge. Doch sanden sie nicht, was sie suchten und was sie wol, das stolz emporgehobene Haupt verkündet es, zum letzten Mal grüßen wollten. Leicht rötheten sich ihre Wangen, ihre Lippen zuckten und aus den Mann, der neben ihr kniete und ernst und still und ohne Scheu dem Priester in's Auge sah, niederblickend, sagte sie, als sie der Priester srug: Willst Du die Ehe schließen? mit sester Stimme: „Ia!"

Langsam siel der Abend mit seinen ersten Schatten ein. — Vor der verschlossenen Thür zur Wohnung Glaners lehnt im Dunkel des Treppenganges ein bleicher Mann. Er sinnt über jeden Schritt, den er macht, er sinnt

über jeden Gedanken wieder, der ihn beschleicht. Er ist plötzlich irre geworden in seiner Sehnsucht, als er da aus die Treppe trat und hineinsah durch die Glassenster der Vorthür in die stillen sriedlichen Räume. Es ist ihm als stünde sein alter, treuer Freund hier und riese ihm zu, der Leidenschast in die Zügel zu sallen! „Nein!" sagt der einfame Gast halblaut — „er ist es nicht! Er ist ja beim Hochzeitsmahl. Ich sollte auch dort sein, aber ich —" Er hält inne und blickt wieder durch die Thür und rust den Namen seines Freundes und lauscht. Doch es bleibt Alles still. Da saßt er Muth! Die Glocken an den Kirchtürmen schlagen acht, er muß eilen! Die Dienstleute können kommen! Er dars nicht gesehen werden. Und er steigt die zweite Treppe muthig hinan. Mit kalten Augen blickt er hier durch die Fenster des Vorhauses in die Zimmer und steigt die letzten Stusen hinaus. Das ist die Thür des stillen Stübchens. Er hält den Schlüssel in seiner Hand. Er wird aussperren. Niemand sieht ihn, Niemand kann ihn sehen. Er schreitet vor. Er hält wieder inne und stützt sich aus die kalte rauhe Mauer. Die Brust hebt sich und senkt sich. Mächtig wie mit schwerem Seuszen ringt sich der Athem durch die Lippen.

„Es ist kalt hier oben!" seuszt er, „und der Wind sährt durch die Balken des Daches. Auch in der Kirche war es so kalt und mich sror, als ich bei den Worten des Priesters in der Bank zusammenbrach. Was sagte der Priester? Nein! der Priester schwieg, aber Helene sagte —" Er preßt die Hand aus's Herz. — Ein sonderbarer Gast. Was sährt ihm wol durch die Sinne, daß er plötzlich so bleich und immer bleicher wird? Doch nein! Es ist nichts! Die Wangen rötheu sich wieder, es glühen wieder die Augen, er rasst sich aus. Da knackt das Schloß', er steht im Zimmer.

Kaum wagt er auszublicken, er eilt an den Tisch und sinkt in den Stuhl. Wie grell sticht der Gast ab von dem traulichen Zimmer. Wie ist da Alles heimlich und glücklich. Die Blumen dort im Fenster, die kleinen zierlichen Stühle, der seine Schreibtisch mit schmucken Nippsachen, dies Sopha, wie einladend zum Plaudern und zum Kosen. Und hier von weißen Vorhängen umhangen dies weiße schwellende Bett, in dem so manche Nacht ein kleiner schwarzer Lockenkops sich ausgeträumt und ach, gar ost sich ausgeweint. Sie hat wol auch von ihm geträumt und über ihn geweint. Gibt es kein Zeichen hier, nicht ein Hauch schwebt über den weißen Kissen, nicht eine Thräne hängt daran, die bekennen würde? — So rust der Gast und sinkt aus die Kniee und drückt sein Haupt in die Kissen und netzt sie mit Thränen. Doch was ist das? Wer rust ihn bei seinem Namen? Wer sagt ihm, daß er das Zimmer verlassen soll, wer zürnt ihm entgegen: Steh' aus und störe nicht den reinen Frieden, der hier geherrscht! Nein! Es ist nichts! Es ist ein Bild dort an der Wand, das er so lange schon angesehen! Es sind die ernsten Augen seines Freundes! Da schauen sie hervor unter den scharsen dunkeln Brauen und unter der hohen reinen Stirne. Da steht er in seiner ganzen sesten gedrungenen Gestalt. Und rings um ihn seine ersten Arbeiter. Er kennt sie alle, alle, diese krästigen bärtigen Gestalten. Der da mit dem etwas gekrümmten Rücken ist der Buchhalter, der der Kassirer, dort der Maschinensührer und hier das kummervolle Gesicht, es ist das Gesicht des ersten Werksührers. Er denkt wol an die Mühen des Tages und wie er sern vom Haus sein Brod verdienen muß! Ein Lump hat da sein einzig Kind versührt und es dann verlassen. Das hat ihn so alt gemacht und so gramvoll, denn er hielt etwas aus Ehre und Pflicht. Und Pflicht ringt es sich über die Lippen des stillen Gastes. Da sieht es auch: Leben heißt seine Pflicht ersüllen! Es ist Glaners Weisheit, er hat sie unter das Bild geschrieben, das die Arbeiter seiner Fabrik nach zehnjährigem Bestand derselben haben machen lassen. Leben heißt seine Pflicht ersüllen!

Er spricht es wieder der bleiche Gast und hört es nicht, wie er es spricht. Er sitzt an dem Schreibtisch, das Haupt in die Hand gestützt und hört die Glocken nicht, die dumps durch die kühle Nacht neun schwere Schläge schlagen. Er sinnt und sinnt, er schaut und schaut: Ein sroher, stolzer, glücklicher Mann streicht durch die Straßen. Er ist geliebt, wie so viele, er hat so viel geliebt. Er kann Alles, was er will, und er will Alles. Die Kranken suchen ihn, denn sie genesen, wenn sie in sein jugendlich seliges Antlitz sehen. Da rust ihn eine Sterbende an ihr Bett. Wie schön sie ihr bleiches Antlitz in die Kissen gebettet hat. Das reiche blonde Haar wallt über die Decke herab. Sie will nicht sterben und sie stirbt nicht. Er rust sie in's Leben zurück. Sie liebt ihn, und liebt ihn in ihrem Danke. Er sreut sich der Genesenden und nimmt in trauter Stunde seine Freude sür Liebe. Sie heirathen. Und das ersüllte Wünschen erzeugt cin ewig neues Wünschen. Er liebt das Weib, er liebt sie mit ganzer Seele, er hat sie so heiß geliebt! Ia, ja! Das Kind hat es ihm ja erzählt mit seinem ersten Lächeln, mit seinen ersten Thränen, als er es in seinen Armen hielt und herzte und küßte. O süße, heilige Pslicht! Wie beschlich sie sein Herz, wie lehrte sie ihn das Weib lieben, das ihm solch Glück gewährt. Doch nein! Das Kind ist nicht mehr! Es ist begraben und liegt ties unten in der Erde und bei ihm liegt seine Liebe, seine Pslicht, und Alles, was er wollte und sollte. Ia, ja, so rust er aus der bleiche Gast und schlägt die Hände vor sein Gesicht und weint. Ja, ja, das hat mir das Herz zersressen und hat mich elend gemacht. Das hat ihr das Herz zersressen und hat sie in Noth gestoßen und Elend. Nicht halten können, was man liebt! Allmächtiger Gott und elend werden, weil man liebt!

So schreit er aus, daß es von den Wänden wiederhallt und iu's Weite dringt, weit in's Weite, und wie er lauscht, da ist's, als sühr' es aus den Lüsten rauschend dahin: Ferne, Du Mann da, Du bleicher, serne daheim sitzt ein schönes, blondes Weib und hält die Hände in ihrem Schooß gesaltet und sieht mit matten Blicken vor sich hin. Sie weiß nicht, was sie denkt, sie weiß nicht, was sie sühlt. Sie weiß nur, daß sie einen Mann geliebt, der niemals dieser Liebe glücklich ward. Sie denkt daran, sie sühlt es und sieht sich unglücklich und ihn und kann es . doch nicht ändern.

„Ich aber kann es ändern und will es!" Und er springt aus! Seine Kniee beben nicht, er wankt nicht und braucht nicht tastend an der Wand sich zu halten, wie er hinabsteigt die Treppen des menschenleeren Hauses. Er sieht nicht den ernsten Mann, der im Dunkel des Ganges steht und ihm nachsolgt mit glühenden Blicken und ihm nachlauscht mit bangendem, zitterndem Herzen. Er hat auch nicht gesehen, wie hinter ihm, als er die Treppe herabstieg, aus dem Dunkel der Mauern mit leisen Schritten eine weiße Gestalt nach dem Zimmer schritt, das er soeben verlassen und wie sie dort in die Kniee gesunken und lange geweint hatte, bis sie, den schwarzen Lockenkops aus die Kante des Bettes gelehnt, entschlasen war. Und kein Traum hat den Schlas gestört, kein Traum hat sie zitternd erweckt.

Es war die Sonne, die lächelnd den Morgen grüßte und der Dust der Blumen, der sie zum letzten Mal in dem vertrauten Raum erweckte.

Verlag von Georg 2tilke in Verlin, NW., 22. louisenstraße.

Druck von V. <3. Tenbner in leipzig.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dies« Zeitschrist untersagt. Uebersehung8recht Vorbehalten.

Auf denkbar schnellstem Wege

die auswärtigen deutschen Zeitungslcser über alle Vorgänge der Tagesgcschichte zu unterrichten, ist nach langwierigen Bemühungen und unter Aufwendung der erheblichsten Geldopfer :c. durch einen ganz neuen Organismus der in Verlin erscheinenden „1'^it»ü»»«>" gelungen.

Bereits seit dem 15. November wird den auswärtigen Abonnenten der „Tribüne" zum überwiegend größten Theil zu <le» »eibe» 6ei< als sie die inhaltlich sehr beschränkte 3lbend-Ausgabe einer Berliner Zeitung empfangen, die v»N»<H»«U8« (nicht gctheilte) tli^Iione Xummer «I«r „Irldune" zugestellt. Die selbst in einer Entfernung von 80Meilen von der Hauptstadt wohnenden Abonnenten.der „Tribüne" sind über die Tagesvorgänge, fpeciell z.V. also auch über die in den gesetzgebenden Körperschaften, schon in den Morgen- und Vormittagsstunden am «ii«l»»t«« ^r»8?« unterrichtet. Da die „Tribüne" in Folge ihres neuen und eigenthümlichen Or> ganlsmus erst mehrere Stunden später als ein Abendblatt ihre Redaction zu schlichen braucht, so steht an

Schnelligkeit und UebersichtlichKeit des Tages Materials

dic

allen übrigen Berliner Zeitungen weit voran.

Die „1'i'i»,»«««« ,«it der illuslrirten humoristischen Gratisbeilage: „Berliner Wespen" kostet pro Quartal 5,z» Mark und nehmen zu diesem Preise für beide Blätter Bestellungen entgegen:

sätNinMchs H'ostanstalten öes deutschen Meichs.

This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online. See the back of the book for detailed information.

Inhalt des 7. Bandes.
Oktober — Oovemver — Decemvcr.

1878.

?^arl Braun-Wiesbaden in Berlin. s^. Eine unsindbare freie Reichsstadt, Kulturgeschichtliche Skizze . , 17z

^arl Lrdm. Edler in Wien.

Eine Glocknerfahrt. Novelle 200

l^arl Lmil Franzos in Wien.

Die Locke der heiligen Agathe, Eine moderne Legende . , , , 1

Ernanuel Geibel in Lübeck.

Sieben Oden des Horaz ,66

Siegfried ^apver in Pisa.

Klöster und Klosterleben in der Hereegovina zzz

Heinrich ^rufe in Berlin.
Idyllen.

Die Dachreiter, . 28z

Wider Wind und Wellen 288

Hugo ^NagNUS in Breslau.

Die Farbenblindheit Z25

F. Max Müller in Bxford.

Ueber Fetischismus, I >Z7

Ueber Fetischismus II 29z

Ludwig Noir6 in Mainz,

Max Müller und die Sprachphilosophie 24

Mit dem Porträt von Max Maller, Radirung von D, Raab in München,

Ludwig Freiherr von Ompteda in Wiesbaden.

Bilder aus englischen Landsitzen nnd Gärten l 68

Bilder aus englischen Landsitzen und Gärten. II 224

Die Hocke der heiligen Agathe.

Eine moderne Legende.

von

Aar! Gmil FrsnzoF.

— Men. —

^as Gewitter hatte sich verzogen, die letzte schwarze Wolke barst und jäh und plötzlich ging wieder der goldige Strom des Lichts über Himmel und Erde. Es war gar lustig zu sehen, wie das verregnete Stückchen Landschaft plötzlich wieder aufathmete. Und als derselbe Windstoß, welcher die Wetterwolken vertrieben, noch immer durch die Bäume rauschte, daß die hangenden Regentropfen herabrieselten, da war's fast, als schüttelten sich die Bäume selbst vor Lust und würfen die Thränen weit von sich.

Nur die Menschen waren nicht plötzlich mit dem Sonnenschein wieder da, einige Minuten durch war es ganz leer im Stadtpark. Und wie ich so langsam eine verödete Allee hinabschritt, kam mir entgegen etwas Feines, Gleißendes durch die leise bewegte Luft geschwommen. Wie ein Fädchen war's, zitternd, unendlich fein, goldig blickend.

Ich griff darnach und sing es: es war ein langes, blondes, weiches Frauenhaar.

Ich bin ein ernsthafter Mensch, aber mit dem Haar, das mir so unversehens entgegen geflogen kam, trieb ich's recht kindisch. „Wo kommst Du her?" fragte ich es ganz laut und streichelte es dann sanft, als wäre es etwas Lebiges, freilich blickte ich gleich darauf sorgsam um, ob mich Niemand belauschte, aber weit und breit war kein Mensch zu sehen. Da ward ich noch kühner in meiner kindischen Art. Ich setzte mich hin und legte das Haar behutsam auf meinen Rockärmel und sah zu, wie der Goldsaden auf dem dunklen Grunde erst recht blinkte und gleißte.

Was mir, während ich so saß und schaute, zuerst durch'» Herz ging, das will ich nicht erzählen. Mir thäte es zu weh und Andere würden vielleicht gar darüber lächeln. Aber je länger ich so auf das blonde Haar hinblickte, desto mehr verblaßte die Erinnerung an meine heiße, thörichte, qualvolle Iugendliebe und die Geschichte eines anderen Herzens trat vor mich hin — so faßbar klar und lebendig, daß ich gar nicht begriff, wie ich sie hatte durch lange Iahre so ganz vergessen können! „Du armer, armer Mensch!" sagte ich mir leise und mir war's dabei, als blickte mich der junge Pater Eusebius wieder an mit seinen traurigen, gütigen Augen ...

Aber da tonten Schritte, rechts und links — die Spaziergänger kamen angezogen, und als ich mich erhob, um eine dicke Bankiersfrau zu grüßen, welche schnaubend und rauschend gegen den Frühlingswind angesteuert kam, wie ein Dampfer gegen den Strom, da trug mir dieser Wind auch jenes goldene Haar davon — noch einmal blinkte es über mir und verschwand dann im tiesen Blau. Aber die Geschichte des armen Eusebius hat mir kein Windstoß wieder hinwegtragen können und heute, an einem stillen, wehmüthig-schönen Herbsttag, will ich sie erzählen.

Es ist eine absonderliche Geschichte, durch welche nicht blos eine Goldwelle weichen Frauenhaars fluthet, sondern auch ein großes Weh und eine herbe Frage. Gewiß auch diese letztere. Eine moderne Legende habe ich die Geschichte genannt und mit gutem Rechte, denn es sind noch wenig über zehn Iahre her, seit die Leute in dem abgelegenen Dörfchen der mittleren Steiermark das Haar der heiligen Agathe als neue Reliquie gläubig verehren. Aber wer nach diesen Andeutungen ein Tendenz-Histörchen gegen die katholische Kirche vermuthet, der irrt sich. Derlei steht mir fern. Ich glaube, daß die katholische Kirche ebenso gut ist, als eine andere, und wenn dem nicht so wäre, so leide doch ich nicht darunter und habe darum kein Recht zur Klage und Anklage. Nein, wiederhole ich, ich habe nicht künstlich eine Spitze in diese Geschichte gelegt. Und wenn eine solche gleichwol daraus hervorsieht, wenn derselbe Stachel, welcher dem Eusebius das Herz durchbohrt, sich auch drohend gegen jene Satzung richtet, welche dem Menschen verbietet, ein Mensch zu sein, so ist dies nicht meine Schuld. Ich erzähle eine Beobachtung, ein Erlebniß — nichts weiter!

Vor sieben Iahren war's und im Spätfrühling. Auf den Bergen der oberen Steiermark war kaum noch der Schnee geschmolzen, aber im mittleren Gelände grünte und blühte es allerwärts und der Lenz lag, ein fröhlicher Eroberer, mit Blumenduft und Vogelsang mitten im Herzen der guten Stadt Graz. Andere minder gesegnete Städte belagert er wol ringsumher mit all' seinen lichten Boten, aber einziehen mag er nicht in die dumpfen, engen, geschlossenen Häuserzeilen. In Graz freilich, wo sich Häuser nnd Gärten anmuthig verbinden, kann man ihn überall gewahren. Aber eben darum mnß man auch dort ewig an ihn denken und wer an den Lenz denkt, denkt auch an das Wandern. So ist es wenigstens mir alljährlich in besagter Stadt ergangen und nicht anders in jenen Maitagen von 1871.

Ich nahm mein Felleisen auf den Rücken und meinen Ziegenhainer in die Hand, und wanderte in's Land hinaus. Zwei Tage ging ich an der Mur hin, flußaufwärts, und am dritten bog ich zur Rechten in ein Seitenthal ab, den Bergen entgegen. Es war ein schönes Wandern durch das einsame liebliche Bergthal, durch den kühlen Tann — hell war der Himmel und mein Herz heiter, wenn ich heute daran zurückdenke, so ist mir zu Muthe, als wäre ich damals ein Vogel gewesen, der wirklich und wahrhaftig hat fliegen können. Dem scheint aber doch nicht ganz so gewesen zu sein, denn ich erinnere mich deutlich, wie müde ich am Abend jenes dritten Wandertages war, wie fehnfüchtig ich nach dem Dorfe ausblickte, welches ich mir zur Nachtruhe bestimmt. Die Sonne sank, es wurde immer kühler, aber noch war keine Hütte zu gewahren. In einem engen Thal ging ich dahin, so eng, daß nur Straße und Fluß darin Platz fanden, steil ragten die Felsen auf und nichts erquickte das Auge, als das eigenthümliche Spiel der Abendgluth gegen die aufsteigenden Schatten der Dämmerung. Noch schimmerte das satte Roth sieghaft zu meinen Häupten, aber ich wußte, daß es bald unterliegen müsse. Mir war nicht bange vor einer nächtlichen Wanderung, aber ich fühlte mich müde, sehr müde, und auch die unsägliche Einsamkeit bedrückte mein Herz . . .

Da, plötzlich, bei einer Biegung des Weges, traf ich auf einen Menschen. Zuerst freilich gewahrte ich nur, etwa fünfzig Schritte vor mir, einen hellen Streisen im Tannenwald, über der Straße. Als ich näher kam, erkannte ich, daß es ein Mönch in weißem Ordensgewande war — er saß auf einem gesällten Baumstamm und hielt das Haupt ties auf ein Buch gesenkt, das ihm im Schooße lag. Was er las, mußte ihn wol ganz erfüllen, denn er blickte bei meinem Nahen nicht auf und als ich ihn anries, zuckte er erschreckt zusammen, daß ihm das Buch entsiel und mir vor die Füße rollte.

Ich hob es auf und dabei streiste mein Blick zufällig das Titelblatt — Goethes „Faust". Das war zu jener Zeit, unter dem fanatischen, faft wahnwitzig strengen Regimente des Bischoss von Seckau, Iohannes Zwerger, eine gesährliche Lertüre für einen Mann dieses Standes. Daran sollte ich sosort erinnert werden. Denn als ich nnn zu dem Mönche emporeilte und mich der Störung wegen entschuldigte, erwiderte er nichts, und erst als ich fragte, wie weit es noch nach dem Dorfe Waldkirchen sei, sagte er nur kurz und gepreßt: „Nicht weit!" Aber dabei streckte er seine Hand angstvoll nach dem Buche aus und diese Hand zitterte . . .

„Du armer Sklave!" dachte ich mitleidig. Und das Mitleid wuchs, als ich dem Manne in's Antlitz sah. Er war noch jung, vielleicht dreißigjährig, aber er mußte wol krank fein, sehr krank. Bleich und welk, wie aus Wachs gesormt, war dies Antlitz, nur auf den Wangen brannte eine unheimliche, scharf begrenzte Rothe. Aber war es nur körperliches Leid? Müde und traurig blickten die glanzlosen Augen und um den Mund lagen schwere, tiese Furchen . . .

Er ließ das Buch haftig in die Tafche seines Gewandes gleiten. Dann blickte er mich ängstlich, unstet, fragend an. Ich verstand diesen Blick — „wirst Du mich verrathen?" war darin geschrieben.

Ich stand einen Augenblick verlegen, nach dem rechten Worte der Beruhigung suchend. War es nicht das Beste, wenn ich ihn recht unbesangen frug,'was er gelesen? Aber das verwarf ich sosort. Man konnte von dem Platze westwärts weit blicken, in's Thal hinein, wo jetzt der letzte Schein des rothen Lichts um das blanke Kirchendach schimmerte, aber sonst traten rings die Felsen dicht heran. Es war ein guter Ort zu ernstem Sinnen und das sagte ich denn auch und fügte hinzu, daß sich hier ein heiliges Dichterwort recht nachsühlen lafse, und der „Faust" sei ein solches Evangelium.

Ich sagte das warm und sicherlich ohne Ironie. Aber der bleiche Mann blickte mir doch spähend in's Antlitz, ob ich nicht etwa spöttelte. Dann schien er beruhigter, aber er erwiderte nichts. Erst nach einer Weile, deren Stille recht peinlich war, fragte er: „Sie sind wol Student der Grazer Hochschule?"

Ich bejahte es und nannte meinen Namen.

„Dann kennen Sie wol meinen Freund Cölestin Weber?" fuhr er lebhafter fort.

„Nur vom Sehen!" mußte ich erwidern. Und dabei glitt mir unwillkürlich, in Erinnerung an diesen euriosen Gesellen, ein Lächeln über das Antlitz.

Der Mönch bemerkte es, seine dünnen Lippen preßten sich zusammen. „Scheint er Ihnen komisch?" fragte er scharf. Aber im nächsten Augenblick, zauberhaft schnell, wandelte sich der Ausdruck der Züge und ward überaus mild. „Sie sind so jung und lustig," sagte er leise, „wie sollten Sie da den «Faust» schon recht verstehen!" Und als ich ihn verblüsft ansah, lächelte er und fuhr dann fort: „Sie wollen in Waldkirchen übernachten? Es gibt ein Wirthshaus im Orte, aber es liegt noch eine Stunde weit. Wenn Sie müde sind, so kehren Sie beim Steinbauer ein, nahe dem Pfarrhos. Er hält kein Wirthshaus, ist aber ein freundlicher Mann." Ich grüßte und wollte gehen, als er noch einmal zu sprechen begann: „Ich bin Pfarrer im Orte und würde Sie gern zu mir laden. Aber mein Haushälter ist krank!" Wieder mußte ich ihn erstaunt anblicken, nicht dieser wenigen, fast selbstverständlichen Worte wegen, sondern weil er sie mehr stammelte als sprach und überhaupt sichtlich in größter Verlegenheit war. Ueber diesem Erstaunen vergaß ich, meinen Dank für den guten Willen zu sagen und ging mit stummem Gruße den Abhang hinab und weiter dem Dorfe zu.

Das war unsere ganze Unterredung. Aber man wird es vielleicht nicht verwunderlich sinden, wenn ich gestehe, daß sie seltsam und stark in mir nachklang. Mir war's, als hätte ich mit einem Gesangenen gesprochen — jeder kennt seine unglückliche Lage und darum wird jedes Wort besangen und beziehungsvoll. Aber am Tiessten hatte es mich getroffen, daß er den Cölestin Weber einen „Faust" genannt . . .

„Nur vom Sehen" kannte ich diesen Mann, wie wol alle Studenten, seine nähere Bekanntschaft hatte keiner gemacht und keiner sehnte sich darnach. Nicht einmal aus Neugierde — seine äußeren Schicksale waren ohnehin bekannt. Er war eines Köhlers Sohn aus der Köslacher Gegend und bis zu seinem zwanzigsten Iahre hatte er nichts gelernt, als den Meiler anzuzünden und zu behüten. Seltsame Gedanken mögen ihn durchstürmt haben, während er so nächtelang müssig in die rothe Gluth starrte. Denn eines Tages ging .er aus dem Walde und zur Stadt und warf sich dem Fürstbischos (damals war's noch der edle, milde Graf Attems) zu Füßen: er müsse studiren und geistlich werden, sonst könne seine Seele keine Ruhe sinden auf Erden. Der gütige Greis hörte ihn still an, bis sich des Flehenden Stimme in Thränen brach, dann hob er ihn auf und sagte: „Dein Wunsch ist erfüllt." Er nahm den Köhlerjungen in sein Haus und ließ ihn unterrichten, im Lesen und Schreiben und dann in allen Diseiplinen der lateinischen Schule. Und wenn Iemand darüber lächelte, so sagte der Greis ernst: „Ihn dürstet, lafsen wir ihn trinken, möge es ihm zum Heile sein!" und dann pries er den Eiser und die Begabung feines Schützlings. In der That konnte Peter — auf diesen Namen war er getauft — nach fünf Iahren seine Prüsung aus dem Gymnafium machen und ward Theologe. Und wieder nach einigen Iahren galt er als das Lumen der Faeultät und ward zu seiner völligen Ausbildung nach Rom geschickt. Als er zurückkehrte, wollten sie den gelehrten Dr. Weber, welcher noch vor zehn Iahren als Köhler im Walde gehaust, zum Prosessor der Dogmatik machen. Aber der sinstere aseetische Mann lehnte das ängstlich ab, er müsse ja noch studiren, bat er, studiren und vor Allem reize ihn das Ms oanonieurn. So ward er denn Iurist und nach fünf Iahren auch beider Rechte Doetor. Dann aber that der Mann, dem nun allerseits die glänzendste Laufbahn prophezeit wurde, einen seltsamen Schritt: er wurde Mönch, Cisterzienser und stellte die einzige Bedingung, sich seine Pfarre selbst wählen zu dürfen. Denn dieser Orden verpflichtet seine Glieder zur Seelsorge. Als dies verlautete, da höhnten seine Neider und alle jene, die er durch fein barsches Wesen verletzt: „Seht den Heiligen! Er will irdisch Gut gewinnen und sich die reichste Pfarre sichern!" Aber sie schwiegen beschämt, als Weber die ärmste und beschwerlichste erwählte, ein kleines Bergdorf — ich hatte den Namen nennen hören, Waldkirchen war es nicht, aber es schwebte mir vor, als müsse der Ort in dieser Gegend liegen. Dort blieb er lange Jahre und war für die Welt so ganz verschollen, daß selbst seine Bekannten verdutzt waren, als der alternde Mann plötzlich wieder in Graz auftauchte und sich als — Medieiner inseribirte. Er hatte sich die Erlaubniß hierzu von seinem Abte nur nach hartem Kampfe errungen, nur durch die Vorstellung, wie schwer in jenen Bergwäldern ärztliche Hülse zu sinden und daß er sich nur die nothwendigsten Kenntnisse erwerben wolle, um den Verlafsenen beizustehen. Aber mit dem Nothwendigsten schien er sich nicht begnügen zu wollen; er war nun schon im vierten Jahre wieder an der Hochschule und hörte mit raftlosem Eiser nicht blos Mediein, sondern auch sonstige Collegien. Jn jenen, welche Prosessor Nahlovski über Ethik las, war ich neben ihm gesessen. Es ist klar, daß solche Schicksale und Studien dem Manne selbst unter uns üvermüthigen Jünglingen einen gewissen Respeet hätten sichern müssen; wenn dies gleichwol durchaus nicht der Fall war, wenn wir den „Pfaffen" im Gegentheil als ein Spielzeug betrachteten, welches uns der liebe Gott zum Amüsement für die langweiligen Collegien bescheert, so lag dies einzig in seinem Aeußern und Betragen. Pater Cölestin — dies sein Ordensname — war einer der häßlichsten Menschen, die ich je gesehen, auf einem Stiernacken faß ein miß färbiges Bnllenbeißergesicht, nur die Augen waren groß, klar und ausdrucksvoll. Er erschien immer in derselben Kutte, welche ursprünglich nach der Regel der Cisterzienser weiß gewesen sein mochte, jetzt aber mehr dem dunkelbraunen Mantel der Kapuziner glich, und was von Wäsche sichtbar wurde, spottet durch sein Farbenspiel vollends jeder Beschreibung. Er kam und ging ohne Gruß, auf harmlose Fragen hatte er nur ein abwehrendes Knurren, vermuthete er aber eine Hänselei, so wurde er ganz fabelhaft grob. Kein Wunder, daß wir uns dieses Gaudium, unserem seltsamen Collegen diese Emotion, recht häusig gönnten und namentlich Neulinge gern an ihn gerathen ließen. Jch selbst hatte nie ein Wort mit ihm gesprochen, verspürte auch keinerlei Luft dazu, obwol er, wie erwähnt, ein Semester lang mein Sitznachbar war. Während des Vortrags saß er regungslos und horchte, sein hartes Antlitz hatte dabei — ich sinde kein bezeichnenderes Wort — den Ausdruck eines Verschmachtenden, der nach Labung dürstet. Nahlovski war Herbartianer und sprach besonders ost und warm über Werth und Würde der Wissenschaft. Jn solchen Augenblicken zeigte sich auf dem Antlitz meines Nachbars ein Zug tiesen Schmerzes und in seinen Augen lohte ein düsteres Feuer. Jch hatte mich nicht viel darum gekümmert, erst jetzt überkam mick) der Gedanke, ob nicht dies Feuer ein Abglanz jener Gluth gewesen, welche ihm „das Herz verbrannte", weil auch er, der ja gleichsalls „Philosophie, Juristerei und Mediein und leider auch Theologie durchaus studirt", zum Resultat gekommen, „daß wir nichts wissen können?"

In tiesem Sinnen ging ich die Dorfstraße entlang, bis zur Kirche. Sie war schmuck genug, der angebaute Pfarrhos hingegen ein morsches, verfallenes Haus. Ans der Thürschwelle saß ein Greis, das dunkel geröthete Antlitz auf beide Arme gestützt. Auf meine Frage nach des Steinbauern Hause taumelte er empor, glotzte mich mit stieren Augen an und lallte unverständliche Laute. Er hatte mich nicht verstanden oder der Branntwein lähmte ihm die Zunge — der alte Mensch war osfenbar schwer betrunken. War das der „Haushälter" des Pfarrers und bestand darin seine ‚Krankheit"?

Ich sollte es bald erfahren. Auf gut Glück ging ich auf den nächsten Bauernhos zu — das Haus lag stattlich zwischen Scheunen und Ställen. Hinter den kleinen Fenstern schimmerte ein Lichtschein, aber der Hos lag verödet, das Gesinde war wol schon zur Ruhe gegangen. Als ich näher trat, schlug der Haushund an, bellte mächtig d'rauf los und zerrte an seiner Kette. Darauf trat ein altes Mütterchen vor die Thüre und musterte mich

fragenden Blicks. Ich brachte meine Bitte vor, der Herr Pfarrer habe mich hergewiesen.

„Dann kommet nur näher!" sagte sie freundlich, „Ihr seid wol gar ein Freund zu ihm?"

„Nein," erwiderte ich, „aber er hätte mich doch gern selbst, bewirthet, wenn nicht —"

„Ia freilich!" ries sie und nickte eisrig. „Und wenn der Herr Dechant käm', er könnt' ihm keine Gaftlichkeit erweisen. Wisset, er ist halt gar so schlimm d'ran mit seinem Haushälter! Der Schuster-Tonl ist ein Lump — ei ja leider! ewig rauschig. Habt ihn jetzt wol selbst geseh'n?" Ich nickte. „Sehet, so ist er immer!"

„Und warum jagt er ihn nicht fort?"

„Ia, sehet," erwiderte sie, indem sie mich in's Haus geleitete, „unser hochwürdiger Herr Eusebius ist halt gar zu gut. Der Tonl müßt' sonst vor Hunger hinsterben und der Herr kennt ihn schon so lang und hat auch seine Tochter gekannt, die Aga (Agathe). Sehet, das war ein braves Mensch, die Aga, g'rad' so brav, wie der Vater nichtsnutzig. Und dann müsset der Herr doch wieder ein Mannsbild zur Wirthschaft nehmen, ein Weib darf nicht in seinem Haus verweilen — wisset wol, er ist ja ein Weißrock!" (Mönch.)

Damit öffnete sie die Stubenthür und ich trat vor den Steinbauer hin und brachte wieder meinen Bittspruch vor. „Ganz wohl, ganz recht!" ries der alte Mann freundlich und schickte sein Weib sosort in die Küche, mir einen Pfannkuchen zu bereiten. Eine große Flafche rothen Landweins — „Schilcher" nennen sie ihn dort — stand ohnehin auf dem Tische, er hieß mich nur noch ein zweites Glas vom Gesimse langen, denn er selbst war nicht mehr recht beweglich; „der Tod hat mich im vorigen Iahr kalt angehaucht," sagte er wehmüthig — einen Schlaganfall meinte er. Dann ward er aber sosort wieder sidel und nachdem er mich eine Weile lächelnd sixirt, machte er: „Meck! Meck!" und nickte mir fröhlich zu.

„Was meint Ihr?" fragte ich erstaunt.

„Nun wohl," ries er, „Ihr seid doch gewiß ein Schneider!"

„Nein," betheuerte ich und im Verlaufe der Rede stellte es sich heraus, daß auch hier der Wunsch des Gedankens Vater gewesen. Der Dorsschneider war nämlich krank und der Steinbauer brauchte dringend eine neue Hose. Weil aber auch seine Sackuhr verdorben war, so fuhr er fort: „Also wenn kein Schneider, so doch gewiß ein Uhrmacher?"

Auch dazu konnte ich mich leider nicht bekennen, zur großen Verwunderung meines Wirthes. „Ia, was sonst?" ries er. „Eure Hände sind fein — zum schweren Handwerk gehöret Ihr nicht!"

Noch eine Weile ließ ich ihn rathen, dann sagte ich ihm das Richtige.

„Student!" ries er. „Es ist mir ja gleich so gewesen, als Ihr zur Thüre hereinkamt. Aber" — er schüttelte den Kopf — „es ist da was nicht in Ordnung! Verzeihet, aber die Osterferien sind vorbei und die großen noch nicht da — was habt Ihr jetzt im Lande herumzulaufen?"

Ich suchte meinen Leichtsinn zu entschuldigen, so gut es ging und fragte dann, woher er die akademischen Ferien so genau kenne.

„Von meinem Sohn her," erwiderte er, „vom Georg, der ist auch Student zu Graz gewesen. Hat's freilich nicht weiter gebracht, der Nichtsnutz!" Aber dabei strahlten seine Augen von Glück und Stolz und fröhlich erzählte er mir die Geschichte seines Lieblings. Der Georg war sein Zweitgeborner und „weil der Bub gar so viel gescheidt war" und hauptsächlich „weil der Steinbauerhos so lang nngetheilt stehen soll, als die Erde steht", sollte er geistlich werden, studirte auch im Stist Admont und ward dann Theologe in Graz. „Es ist ihm aber," erzählte der alte Mann, „schwer geworden, den schwarzen Rock anzuziehen, er hätt's auch nicht gethan, aber des Hahnwirths Loysl (Aloys) hat damals seine Seel' in der Hand gehalten, wie einen Vogel, der fortfliegen will, und wie der Loysl gesagt hat: «Komm' mit, Georg», hat der kein Wort mehr gesagt und ist mit ihm gegangen auf Graz." Blieb aber nur ein Iahr dort und kam wieder und „des Thalbauers Vroni in Sternegg war ihm halt doch noch lieber als der Loysl." Der Ex-Theologe heirathete die reiche Erbtochter und faß nun vergnüglich mit Weib und Kind auf dem reichen Thalhose. Mit satten Farben schilderte mir der Steinbauer das Glück des Sohnes und wie mau ihn überall nur den „König von Sternegg" nenne, weil er der einzige reiche Bauer in diesem ärmlichen Dorfe sei und wie ihn sogar sein älterer Bruder Conrad beneide. „Und der wird doch der Steinbauer zu Waldkirchen!" sagte der Alte mit ernstem Stolze. Aber gleich darauf lachte er wieder: „Ist doch ein Nichtsnutz, der Georg, hat mich viele schwere Gulden gekostet und die Vroni hätt' ihn auch ohne die Studia genommen. Aber mir ist's recht. Wenn ich mir so den Loysl anschan' — was hat der von der allzu großen Frommheit? Ein schwer Herz und ein traurig Leben! . . ."

Da brach er kurz ab, als hätte er schon zu viel gesagt. „Wer ist denn dieser Loysl?" fragte ich.

„Ihr kennet ihn ja!" war die erstaunte Antwort. „Unser Herr Pfarrer Eusebius ist's!" Und dann nach einer Pause: „Ihr dürfet aber auf mein thöricht Wort nichts geben! Freilich ist er kein glücklicher Mensch, aber das kommt vielleicht von seiner Krankheit oder" — er stockte und fuhr dann rafch fort — „aber von der heiligen Weih' kommt's nicht. Denn sehet, die ist ihm vorbestimmt gewesen und er hätt' nach seinem Herzen nichts Anderes werden können auf Erden. Schon als Büblein war er sanft und fromm und wie ein Engel war er anzusehen, mit dem langen blonden Haar und den blauen Augen. Da war einmal der Apfel weit vom Stamm gesallen, denn sein Vater, der Hahnwirth, war ein wüster Mensch und hart und lumpig — sein Weib hat er in die Erd' gebracht durch seine Hartheit und sich dann am eigenen Schnaps langsam zu Tod' getrunken. Der arme Loysl hat's mit anseh'n müssen, freilich nur zwei Monat' im Iahr — die übrige Zeit war er in der Studia zu Admont. Denn dort im Stist hat ihn unser alter Herr Pfarrer einen Freiplatz geschafft, weil er ein gar so frommer Bub war und nur immer gern in den Büchern gelesen hat. Dort hat er die Freundschaft mit meinem Georg geschlossen und sie hat gedauert bis heute. Nur ein Iahr waren sie auseinander, wie der Georg den schwarzen Rock ausgezogen hat für immer. Der Loysl aber hat ihn anbehalten und schließlich gar noch mit dem weißen vertauscht! .. ."

„War er Anfangs Weltgeistlicher?" fragte ich.

„Ia freilich! Wie er ausgeweiht war, haben sie ihn zuerst nach Welschland geschickt, und ihm dann die Pfarre hier gegeben, damit er ruhig ein Buch schreiben kann. Dann hat der Bischos in Graz gesagt, so ein Buch ist nöthig für die Christenheit und Keiner kann es so gut machen wie der Aloys Waldner. Angesangen hat er's auch, aber fertig ist er nicht geworden. Und daran und an seiner ganzen Traurigkeit ist nur Einer Schuld — der verrückte Weißrock, der früher Pfarrer drüben in Sternegg war — der, das sag' ich!"

„Cölestin Weber?" ries ich.

„Ia, der Cölestin! Sehet, ein Iahr war der Loysl als Schwarzrock bei uns Pfarrer und bei aller Frömmigkeit so heiter und gesund, daß es eine Freud' war, ihn anzuseh'n. Da wird er auf einmal traurig und blaß. Warum? Die Leut' sind schlecht und reden viel, wenn der Tag lang ist, die Leut' sagen: weil er die Aga begehrt hat, des Schuster-Tonls Tochter, und das Mädel war brav und hat nicht zu ihm als Köchin ziehen wollen! 's ist aber Alles Lüge: der Weißrock in Sternegg hat ihm Mucken in den Kopf gesetzt und gesagt: «Du bist noch nicht fromm genug» und davon ist er so traurig worden. Und endlich hat er's dem Cölestin geglaubt, ist in das Stist R. gegangen und als Mönch wieder zurückgekommen. Und seitdem kränkelt er so dahin , . ."

„Aber der weiße Rock ist doch nicht so ungesund?" ries ich.

„Zu fromm ist ungesund!" war die kurze Antwort. „Und nun greiset zu, gesegne es Gott!" Denn die Steinbäuerin war schon vor einer Weile mit dem Pfannkuchen erschienen und ich hatte nur deshalb nicht zugegrisfen, weil ich nach Berichten über den armen Eusebius hungriger war, als nach der Speise. Auch jetzt noch weilten meine Gedanken nicht ganz bei dieser und während ich die größten Bissen verschluckte, wühlte es mir im Hirn: „Zu fromm — und Goethes «Faust» als Erbauungsbuch? Und warum hat er so verlegen die ewige Betrunkenheit seines Haushälters eine «Krankheit» genannt?" Und als der Teller leer war, da trat mir wol nicht diese Frage auf die Lippen, aber eine andere, die eng damit zusammenhing: „Was ist denn aus der Aga geworden?"

„Die Aga!" ries der alte Mann hestig. „Was geht denn Euch die Aga an? Ia, so sind die Städtischen — schlechte Geschichten über die hochwürdigen Herren, die sind ihnen schon das Liebste. Aber damit ist's hier nichts!" Dann fuhr er rnhiger fort: „Die Aga ist auf Graz, in den Dienst als Köchin, und dann auf Wien. Gehört hat man nichts mehr von ihr. Wird wol gestorben sein oder gar schlecht geworden . . ."

„Vater," mahnte die Bäuerin, „sie war sehr brav."

„Brav war sie," bestätigte dieser, „und schon das Schönste, was man konnt' sehen. Aber warum schreibt sie nicht, wenn's ihr gut geht? Warum schickt sie dem Vater nichts? Ein Lump ist der Schuster-Tonl, aber doch ihr Vater! Nun muß ihn der arme Herr Eusebius aus Barmherzigkeit ernähren, und darum ist eigentlich jenes schlimme Gereb' aufgekommen. Das hat man von der Barmherzigkeit!"

„Ia, das hat man davon," wiederholte das Mütterchen, „aber es ist schon zehn Uhr."

Dann geleiteten mich die guten Leute in die Schlafkammer ihres Iüngsten, des Matthias, welcher eben zur Landwehrübung in Bruck war. Ich hatte einen langen Marsch gethan und das Lager war reinlich, aber es lockte mich noch nicht. Es war so schwül im Kämmerchen, ich riß das Fenster auf und lehnte mich hinaus. Aber auch draußen war es schwül. Die Wolken hingen dicht herab und zuweilen zuckte ein Wetterleuchten durch das bängliche Dunkel. Erst nachdem ich eine Weile hinausgeschaut, unterschied ich die Umrisse der Kirche; rechts von ihr, etwa zwei Fuß über der Erde, brach ein matter Lichtstrahl auf die Straße — er kam aus den niedrigen Fenstern des Pfarrhoss. Ich wandte den Blick dahin, die Fenster waren geöffnet, ich schaute in eine erleuchtete Stube und erkannte auch die Umrisse einer Gestalt, die regungslos am Tische saßIch griff nach meinem Felleisen, zog das Opernglas hervor und richtete es dahin. Nun konnte ich deutlich jedes ärmliche Geräth der Stube erkennen und auch jene Gestalt — es war der Pfarrer, er las in einem mächtigen Folianten. Wenn er sein Antlitz erhob und dem Lichte zukehrte, konnte ich auch deutlich den Ausdruck desselben gewahren — und seltsam! ich mußte sosort an meinen Nachbar im Colleg denken, es war genau derselbe Zug des Verschmachtens, der Gier nach einer Labe. Dann klappte. er das Buch zu, lehnte sich zurück und schlug die Hände vor's Antlitz „Er weint!" sagte ich laut vor mich hin. Aber da, beim Klang der eigenen Stimme, faßte mich auch die Scham, dies einsame Weh durch meine Neugier entweiht zu haben. Rafch löschte ich die Kerze, entkleidete mich im Dunkeln und kaum, daß mein Kopf das Kissen berührt, schlies ich auch fest ein.

Als ich erwachte, war es heller Tag und meine erste Empsindung, daß ich zu lange geschlafen. Eilig brachte ich mich und mein Gepäck in Ordnung und ging die Treppe hinab. Das Haus war leer, das Gesinde schon zur Arbeit ausgezogen. Erst auf dem Bänkchen vor der Thüre traf ich das greise Paar. Der Steinbauer neckte mich wegen des langen Schlafs, das Mütterchen aber lies in's Haus und brachte das Frühmahl, das sie für mich warm erhalten. „Wie soll ich das vergelten?" fragte ich gerührt. „Indem Ihr wacker zuhaltet," erwiderte der Alte. „Könnet auch andere Studenten zum Steinbauer in Waldkirchen weisen, aber —", er hob schelmisch den Finger — „erst in der Ferienzeit!"

So plauderte ich vergnüglich noch eine Weile mit den guten, herzlichen Leuten, und als sie vernahmen, daß ich in's Oösterreichische wolle, also über Sternegg, da trugen sie mir auf, doch ja bei ihrem Georg Einkehr zu halten. „Es wird ihn gar freuen," sagte der Steinbauer „ist ja selber Student gewesen. Der weiß zu reden — der kann Euch viel vom Loysl erzählen!"

„Der Hochwürdige heißt Eusebius," verwies ihn sein Weib. „Aber hast Du schon von der heiligen Sach' erzählt, die er aus Welschland mitgebracht hat?"

„Richtig!" ries der Steinbauer. „Die müsset Ihr Euch in unserer Kirche anschauen! Sehet, welch' frommer Mann der Loysl schon als Schwarzrock gewesen! Wie sie ihn von Graz mit gutem Geld nach Welschland geschickt haben, da bequem die Studia zu treiben, da hat er sich soviel vom Mund erspart, um eine Reliquie zu kaufen und seinem Heimatsdorf zu bescheeren! War das nicht brav?"

„Gewiß!" sagte ich. „Was ist es denn?"

„Seht's nur selber an, — der Meßner wohnt hinter der Kirche." Nach vielem Dank und Gegengruß verließ ich das gastliche Haus. „'s wird irgend ein alter Knochen sein," dachte ich, „den er zu einer Zeit erworben, da auch er noch den «Faust» nicht verstand." Aber warum sollte ich dem Steinbauer nicht den Gesallen thun! — und ich wandte mich zur Kirche.

Als ich am Pfarrhause vorüberging, saß der Schuster-Tonl wieder auf der Schwelle. Er war diesmal nüchtern, sah aber in seinem zerlumpten Gewande, mit dem afchenfahlen Antlitz und den zitternden Händen auch nicht viel reputirlicher aus, als den Abend vorher.

„Wollet zum Herrn Pfarrer?" fragte er und richtete sich auf. Ich blieb einen Augenblick unschlüssig stehen. „Ist aber nicht zu Hause," fuhr er fort. „Ist zum Schneider-Bartl gegangen, mit dem heiligen Gut. Der Schneider hustet sich noch heut' für immer aus — hihi!"

Der alte Lump lachte höhnisch auf. Ich aber ging rafch weiter, dies heisere Krächzen nicht mehr hören zu müssen. Da vernahm ich eilige Schritte hinter mir — es war der Tonl. „Wollet die heilige Sach' beschauen?" ries er mir athemlos entgegen. „Wartet — ich rufe den Meßner."

„Kann ihn selber rufen!" sagte ich abwehrend und ging weiter.

„Nein, nein!" ries der Trunkenbold dringend und lies neben mir her. „Vitt' Euch, bitt' Euch! gönnet es mir!" Der Ton bänglichen Flehens siel mir auf und derselbe flehentliche Ausdruck lag auch auf den verwitterten Zügen — ich blieb stehen. „Ich dank' Euch!" ries er überlaut und verschwand hinter der Kirche.

Ich blickte ihm erstaunt nach. Bittet der so dringend um die Gelegenheit für ein Trinkgeld? dachte ich. Aber das war's nicht. Denn als er mit der Nachricht zurückkehrte, der Meßner komme sogleich, und ich ihm einige Kreuzer reichen wollte, wies sie der zerlumpte Mensch zurück. „Nein," bat er, „Ihr könnt mir eine andere Gutthat erweisen: nehmet mich mit, damit ich die heilige Sach' auch beschauen kann!"

„Habt Ihr sie noch nie gesehen?" fragte ich.

„Wohl! wohl!" war die Antwort, „aber nicht so ost, als ich möcht'. Das ist ja meine einzige Freude." Und seine gerötheten Lider begannen hestig zu zwinkern — der Mensch hatte Thränen in den Augen.

„Ihr weint ja," sagte ich faft verblüsft. Aber da erschien auch schon der Meßner mit dem raffelnden Schlüsselbund. Er war ein dicker Mann, mit einem rothen, weitläusigen Gesichte, bewegte sich überaus würdevoll und trug ein langes, schwarzes, halb priesterliches Gewand. Diesem Aeußeren entsprach auch seine fettige, salbungsvolle Stimme und seine Rede, welche freilich durch das gezwungene Hochdeutsch mindestens auf mich keinen so imponirenden Eindruck machte, als sie ja sonst nach Inhalt und Form verdiente.

„Gott zum Gruße!" begann er. „Sie wünschen diesen Tempel Christi zu besichtigen und das darin aufgestellte Heiligthum zu verehren?" Ich nickte. „Gern," fuhr der würdige Mann fort, „will ich Ihnen denselben erschließen, auch die nöthige Erläuterung geben, obzwar dieses eine besondere, in der Bestallung nicht vorgesehene Mühe ist! Denn wol wird dieses Heiligthum von vielen Pilgern, sowie auch von Solchen, welche zufällig dieses Weges kommen, besucht, aber wenige wissen, daß ich weder als Meßner, noch als Schullehrer hiesigen Orts hierzu verpflichtet bin, vielmehr dieses, so zu sagen, eine freiwillige Leistung ist!" Er blickte mich fragend an, ich nickte wieder.

„Dann kommen Sie!" Er öffnete, schlug einen der schweren Thorflügel nach innen und forderte mich durch eine Handbewegung auf, einzutreten. Aber vor mir und unter dem majestätisch gehobenen Arm hinweg schlüpfte der Tonl in die Kirche.

„Schuster-Tonl," sagte der Würdevolle und hob die Brauen, „SchusterTonl oder wie Ihr eigentlich heißt, Anton Weinlechner, hebet Euch hinweg, denn Ihr seid ein Lump!"

„Meßner," winselte der alte Mensch. „Wisset ja, wie mein Herz d'ran hänget! Erlaubt es, Meßner!"

„Schuster-Tonl!" erwiderte dieser, „Ihr gebet mir leider, trotz wiederholter Vermahnung, nicht die richtige Ansprache und gebührende Titulatur. Denn wol bin ich Meßner hiesigen Orts, aber auch Schullehrer, und der letztere Titel kommt mir für gewöhnlich zu, weil er das ansehnlichere Amt repräfentiret. Auf alle Fälle aber kommt es mir zu, Herr genannt zu werden..."

„Meßner," jammerte der unverbesserliche Schuster-Tonl, „ich hab' Euch ja den Herrn zugesührt und der Herr erlaubt's mir!"

Der dicke Mann zuckte die Achseln, blickte mich fragend an und als ich abermals nickte, schritt er vorwärts gegen den Altar zu.

„Was Sie hier angehört," bemerkte er dabei seufzend, „wiederholet sich für mich leider einige Male im Tage. Denn wenn ich auch sonst schwer durch die Unbildung hiesiger Bauernschaft zu leiden habe, so kränket mich doch der Entgang der gebührenden Anrede am Meisten. Als ich hierherkam und diese ungebildeten Menschen erfuhren, daß ich Franz Xaver Hoisenroither heiße, da wollten sie mich sogar den «dicken Franzi» nennen. Solches ist mit Entschiedenheit abgewehrt worden, aber der Titel «Herr» noch immer nicht errungen, obwol weder freundliche Bitte noch ernste Mahnung —"

„Herr Schullehrer," siel ich ihm in's Wort, „diesbezüglich wollen wir auf die Zukunft hoffen und das Geschlecht, welches Sie erziehen. Nun aber — die Reliquie!"

Der dicke Mann lächelte geschmeichelt. „Wie ich sehe," sagte er, „sind Sie ein gebildeter Iüngling, wol gar ein Iünger jener Wissenschaft, welche aus den Brüsten der Grazer Hochschule fließt?" Ich nickte. „Dann," fuhr er fort, „will ich Ihnen Alles genau zeigen, denn derselben Wissenschaft habe auch ich, leider nur bis zur dritten Gymnafial-Clafse, gehuldigt, so daß ich mich Jhnen, so zu sagen, geistig verbrüdert und zu jeder Gesälligkeit verpflichtet fühle. Denn wol hat mich später das Leben —"

„Herr Schullehrer," unterbrach ich ihn wieder, „Jhre Bildung ist noch sichtlicher als die meine! Jch aber möchte die Reliquie —"

„O über die Ungeduld der Jugend!" ries er mit wohlwollendem Lächeln. „Doch sind einige historische Daten unerläßlich! So vernehmen Sie denn, daß diese Kirche der heiligen Agathe geweiht ist, wasmaßen denn auch viele Mägdlein dieser Ortschaft auf diesen Namen getauft werden. Sie hat sich aus einer Kapelle entwickelt, welche im fünfzehnten Jahrhundert erbauet wurde. Was jedoch den Erbauer betrisft, so dürfte er ein frommer und gottessürchtiger Mann, auch. besonderer Verehrer jener Heiligen gewesen sein, obwol dieses leider nicht überliesert ist. Auch sein Name ist unbekannt, doch war er wahrscheinlich nach der Sitte jener Zeit ein Ritter, der einen Harnisch trug und eiserne Hosen —"

„Herr Schullehrer," fragte ich etwas scharfen Tones, „die Reliquie ist wol im Altarschrein?"

„Ja, dort ist sie!" erwiderte der sichtlich gekränkte Mann und wandte sich zum Schrein. Der Schufter-Tonl war schon während unserer Unterredung dorthin geschlüpft und lag auf den Knieen, das Antlitz an die schön geschnitzte Holzwand gepreßt und sie mit beiden Armen umfafsend. Ein hestiges Zucken durchflog dabei seinen morschen Körper.

„Schufter-Tonl!" sagte der Meßner, „dieser Herr ist ungeduldig und will blos sehen und nicht hören. Gebet Raum, daß ich öffnen kann, Schuster-Tonl!"

„Ja, ja!" schluchzte dieser, rückte auf den Knieen bei Seite und erhob sein thränenüberströmtes Antlitz. „Oesfnet es, Meßner, daß ich die schöne Sach' beschauen kann!"

„Um Euretwillen geschieht es nicht!" verwies ihn der Würdevolle. Aber um meinetwillen schien er es leider auch nicht gleich thun zu wollen. Denn noch einmal wandte er sich zu mir und fragte:

„Kennen Sie die heilige Agathe?"

Ja!"

„Dann wissen Sie," fuhr er trotzdem fort, „daß diese Heilige ein edelgeborenes Fräulein war, welches in der Stadt Catania auf der Jnsel Sieilien, wo die Pommeranzen wachsen und von wo man zuweilen Jtaliener zum Eisenbahnbau hierher beziehet, lebte. Jhre Eltern, Gutsbesitzer, welche jedoch in der Stadt wohnten, waren fromme, gottessürchtige Leute, welche ihres Kindes sorgsam warteten, also daß es, nachdem es die katholische Mädchenschule zu Catania besucht und auch im Französischen und der Handarbeit gründlich unterrichtet worden, nicht minder durch weltliche Bildung, als durch christliche Frömmigkeit ausgezeichnet war. Leider aber besaß sie auch einen schönen Körper und ein feines Gesicht, denn obgleich dies ansonsten für ein Mädchen kein Unglück zu fein pflegt, so gerieth doch die fromme Agathe deshalb in eine Bedrängniß. Denn sie lebte nicht etwa zu unserer Zeit, auch nicht einmal zur Zeit der Maria Theresia, sondern schon vor sechzehnhundert Jahren. Es war dies aber noch eine harte Zeit für das Christenthum, denn die Juden waren damals noch zahlreicher als jetzt und außerdem gab es sehr viele Heiden, welche einen Lumpen und Wüstling, Jupiter geheißen, als Götzen verehrten und auch eine leichtsinnige Frauensperson, Venus genannt, zur Verehrung ost ganz nackt in Marmor abbildeten. Dieses fündhaften Jrrglaubens waren auch die Römer, welchen damals die Stadt Catania gehörte. Nun kann man sich denken, wie ungebildet und unsittlich ein Volk sein muß, wenn es ein nacktes Weib von schlechtem Rufe als Göttin verehrt, und leider war auch der Bezirkshauptmann, welcher damals im Namen des römischen Kaisers über Catania herrschte, ein Lump und Wüstling. Wenn er wo ein schönes Mädchen sah, so schleppte er es gleich in sein Haus. Nun wollte es das Unglück, daß dieser Bezirkshauptmann, welcher sich Quintilianus geschrieben hat, häusig durch die Gafse ging, wo die Eltern der Agathe ihr eigenes Haus besaßen und er sah sie am Fenster und sie gesiel ihm schon von unten herauf sehr gut. Noch mehr aber gesiel sie ihm, als er ihr einmal am Sonntag Vormittag nach der Messe auf der Straße begegnete und er trat an sie heran und sprach: «Du gesällst mir — komm' in mein Haus!» Sie aber ries: «Hebe Dich hinweg, denn ich bin ein tugendhaftes Mädchen!» Da sprach er weiter: «Also wenn Du tugendhaft bist, so will ich Dich zum Weibe nehmen!» Sie aber erwiderte: «Bei den Römern geht es zu, wie bei den Türken und sie nehmen so viele Weiber, als ihnen gesällt. Wenn es aber auch nicht so wäre, so will ich doch nicht Dein Weib werden, denn Du bist ein Heide!» Da ergrimmte der Bezirkshauptmann und winkte einigen Polizisten und sie schleppten das Fräulein in sein Haus. Und nun sprach er: «Füge Dich meinem Willen, sonst lafse ich Dir die Ohren abschneiden.» Sie aber schüttelte den Kopf. «Füge Dich meinem Willen,» sprach er weiter, «sonst lafse ich Dir den Bufen abschneiden.» Da sagte sie: «Schneide mir ab, was Du willst — ich will als tugendhafte Christin sterben.» Und da ließ er ihr den rechten Bufen abschneiden und dann —"

„Halt!" ries ich, „ich kenne die Geschichte." Jch kannte sie wirklich, wenn auch nur zufällig. Als ich nämlich den Herbst vorher zu Florenz »erweilt, da hatte mich das Bild des Sebastiano del Piombo, welches sich dort im Palazzo Pitti besindet und in graufig-schöner Art das Martyrium dieser Heiligen darstellt, so ties erschüttert, daß ich bei meiner Heimkehr in den ^,ots, Sanctoruin den Bericht hierüber nachgelesen hatte. Das sagte ich dem Meßner, um ihn der Störung wegen zu begütigen, und fügte hinzu:',„Der Maler hat sie als herrliche, üppig erblühte Jungfrau dargestellt und wie ein Fürstenmantel wallt ihr um die Schultern das dunkle Haar!"

Nord und Süd, VII, IS. 2

Aber kaum daß ich diese Worte ausgesprochen, da wich ich auch erstaunt, ja erschreckt zurück. Denn sie übten auf meine beiden Zuhörer eine seltsame, gewaltige, mir räthselhafte Wirkung. Der Schufter-Tonl war, wie von einer Natter gestochen, aufgesprungen und ballte die Fäufte gegen mich und ries: „Jhr lügt! — ihr Haar war golden!" Der Meßner aber war todtbleich geworden und wurde nun dnnkelroth und faßte mich mit zitternder Hand beim Arme: „War ihr Haar wirklich dunkel?"

Mir war es einen Augenblick zu Muthe, als wäre ich in ein Tollhaus gerathen. „Auf jenem Bilde ist es faft schwarz!" erwiderte ich.

„Und ist der Maler," suhr der Meßner fort, „ein verläßlicher Mann gewesen, welcher die heilige Person getreu abgebildet hat?"

Jch konnte wieder lächeln. „Nein!" versicherte ich, „Sebaftians hat die Heilige nicht persönlich gekannt!"

Der Mann athmete erleichtert auf, schlug ein Kreuz und verdrehte die Augen gegen das Kirchendach, „Herr Gott, ich danke Dir!" ries er. Und zu mir gewendet, sprach er salbungsvoll: „O lieber Herr Studiosus, welche Laft war mir jetzt auf dem Herzen. Denn dieses Herz ist, mit Verlaub zu sagen, ein echt christliches und hänget besonders an dieser Reliquie hier. Nun haben zwar gottlose Spötter schon ost an deren Echtheit gezweiselt, doch geschah es aus bösem Vorwitz und ohne jeglichen Grund. Wäre aber jener Maler, der Herr Sebaftian, der ja im Uebrigen ein braver Mann sein mag, auch verläßlich und gewissenhaft, so wäre dieses für mein Herz sehr traurig. Und insbesondere wäre es" — und bei diesen Worten zuckte blitzschnell ein widriges, tückisches Lächeln über sein Antlitz — „für den von mir innigst verehrten hochwürdigen Herrn Pfarrer hiesigen Orts eine fatale Geschichte, Denn was birgt dieser Schrein, mein lieber Herr Studiosus?" Er schlug den Deckel zurück und sagte: „Eine echte Locke vom Haupte der heiligen Agathe und diese ist blond wie von Golde!"

„Ja — golden! — golden!" schluchzte der Schuster-Tonl, drängte sich heran und öffnete die Augen weit, als könnte er den Anblick nicht gierig genug einsaugen. Sein wüstes, verwittertes Gesicht wies dabei einen Ausdruck inbrünstiger, schmerzlicher Andacht, wie mau ihn diesem Menschen nimmer hätte zutrauen mögen. So blickte ich denn, als ich an den Schrein trat, mehr auf ihn, als auf die Reliquie, Denn an der war nicht viel zu beschauen. Auf einem hellblauen Pölsterchen, durch eine dicke Glastafel geschützt, lag ausgebreitet eine Locke von allerdings schönem, ja herrlichem rothblondem Haar. Daneben ein Votivtäfelchen, welches in Golddruck auf weißem Porzellan die Jnschrist wies:

DIL «0«?. VON. AvcMIvXVIII.

„Wie?" fragte ich, „ist die Reliquie erst seit dem Frohnleichnamstage 1868 in Waldkirchen?"

„Jn Waldkirchen schon weit länger," erwiderte der Meßner, „aber erst seit jenem Tage in hiesiger Kirche und allgemeiner Verehrung zugänglich. Verstatten Sie, daß ich diese merkwürdige Thatsache des Nahern berichte."

Er schöpfte ties Athem — ich hatte offenbar eine längere Rede zu erwarten, aber diesmal sah ich ihr nicht bange entgegen, sondern in größter Spannung.

„Vor allem sei es bemerkt, daß ich, nachdem ich vorher selbiger Aemter zu Sternegg gewaltet, im Frühling 1868 durch die Gnade des hochwürdigsten Herrn Abtes von R. hierher berufen ward, in den Herzen hiesiger Jugend die Wurzeln der Bildung auszuftreuen und zugleich jene Pflichten zu erfüllen, so unsere heilige Religion dem Meßner auferlegt. Aber damals ahnte ich noch nicht, daß es mir zugleich vergönnt sein werde, Gläubige durch Vorzeigung dieser Reliquie zu erquicken. Denn weder wußte Jemand im Orte von diesem kostbaren Schatze, noch würdigten mich Seine Hochwürden, der Herr Pfarrer, einer Mittheilung hierüber. So sollte denn ich, der ich der heiligen Kirche nahestehe und mich sogar zu ihren, wenngleich geringeren Dienern zählen darf, alles erst durch denselben Zufall erfahren, wie die anderen Glieder der Gemeinde. Aber war es ein Zufall? Nein! Es war Gottes Finger — vernehmen Sie, wie er hier gewaltet hat. Schon bei meiner Herkunft beklagten sich nämlich Seine Hochwürden über stechende Schmerzen in der Bruft und am Montage jenes hochheiligen Festtages sagten Sie mir: -Jch leide schwer — meine Lungen schmerzen bei jedem Athemzuge, als hätte ich da eine Wunde — ich fürchte, ich werde morgen bei der Proeession im glühenden Sonnenschein auf dem staubigen Wege zufammenbrechen!» Also klagten Sie, ich aber tröstete: «Der Herr wird Sie stärken!» und fügte hinzu, wie dieses Wandeln durch Staub und Gluth dem Himmel wohlgefällig sei, versprach aber auch, Christum und die heilige Gottesmutter in inbrünstigem Gebete um solche Stärkung anzuflehen. Die Himmlischen aber erhörten mein Gebet nicht, denn sie wollten, daß diese Reliquie allgemeiner Verehrung theilhaftig werde! Darum waren Seine Hochwürden am Frohnleichnamstage noch kränker als bisher und gingen todtblaß und wankenden Schrittes mit dem Sanetissimum unter dem Baldachine einher. Als wir aber zu dem Altare kamen, den der fromme Wiesenbauer vor seinem Haufe errichtet, da sanken der Herr Pfarrer zufammen, so plötzlich, daß ich kaum das Sanetissimum vor der Berührung mit dem Staube bewahren konnte, indem ich es aus seiner Hand riß. Er aber schlug zur Erde hin und ein Blutstrom quoll aus seinem Munde und überfluthete das priesterliche Ornat, also daß ich später mit dem Fleckputzen große Mühe hatte. Entsetzt schrie das Volk auf und drängte sich dicht heran und wußte keinen Rath. — «Wehe! loehet schrien sie — «solches ist noch nie erhört worden und bedeutet Unglück für das Dorf.» Einige aber schrien: «Helft dem Pfarrer — er verblutet!» rührten aber auch keine Hand, Da raffte ich mich auf und übergab das Sanetissimum meinem Sohne, welcher mir allhier als Helfer in Meßnerei und Schule beigegeben ist, und kniete neben dem Kranken nieder, hob sein Haupt und löste ihm das schwere Ornat von Brust und Schultern. Hierbei halfen mir der Wiesenbauer und sein Sohn, indem sie den Bewußtlosen stützten. Als ich aber das Gewand auf der Brust gelöset und zurückgeschlagen, da sahe ich, daß der Herr Pfarrer darunter an einem Bändchen ein rothseidenes Beutelchen trug, gerade auf dem Herzen. Ich griff darnach und öffnete es rafch, wahrlich nicht aus Neugierde, sondern weil ich wußte, daß Pilger, welche von den heiligen Stätten oder von Rom zurückkehren, solche geweihte Amulete mitzubringen pflegen, welchen ost eine wunderbare Kraft innewohnt. Da nun der hochwürdige Herr vor zwei Iahren in Rom verweilt, so vermuthete ich in dem Beutelchen ein solches Amulet und wollte es hervorziehen, um vielleicht dadurch den Blutstrom zu hemmen. Aber als ich nun den Inhalt hervorzog, entfuhr mir ein Ruf des Staunens, denn im Beutelchen lag diese Locke hier. Das Volk aber schrie wild auf: «Sehet! sehet! der Priester, der Mönch hat eines Weibes Haar selbst an diesem hochheiligen Tag am Herzen getragen! O, über den Sünder — sehet, es war Gottes Hand, welche ihn vor dem Altare niedergeworfen!» Nur Einer drängte sich heran und ries mit lauter Stimme: «Schweiget — er stirbt!» und dieser war der Georg Grueber, des hiesigen Steinbauern Sohn, welcher schon damals als Thalhosbauer zu Sternegg saß. Und selbiger gewaltthätige und ungerechte Mann riß mir auch das Beutelchen und die Locke aus den Händen und schrie mir zu: «Hebe Dich hinweg, frommer Spion!» Ich aber gedachte des Wortes der Schrist, daß der Gerechte auf Erden ost erniedriget wird, und blieb und betete. Diesem Gebete und sicherlich nicht dem Wafser und den Riechmitteln, mit welchen der Georg den Hochwürdigen zu beleben suchte, diesem Gebete allein schreibe ich es trotz aller christlichen Demuth zu, daß sich die Blutung stillte und der Herr Pfarrer endlich die Augen aufschlugen. Sein erster Blick siel auf mich und dann auf sein gelösetes Gewand, und da taftete er angstvoll nach seinem Herzen und ries: «Wo ist die Locke?!» Und wirren Blickes stammelte er dann: «Agathe — ich sterbe!» ... und neue Ohnmacht kam über ihn, das Volk aber gerieth nun vollends in wildesten Aufruhr. Denn Agathe — wol sträubet sich meine Zunge, diese nichtswürdige Verleumdung zu wiederholen, aber ich muß es thun, weil sonst Sie, verehrter Herr Studiosus, das Folgende nicht verstehen würden — Agathe also hieß auch jene Magd, von welcher

Spötter und Bösewichte behaupteten, daß sie dem Herrn Pfarrer"

Er stockte, wieder überflog blitzschnell jenes widrige Lächeln seine Antlitz. „Darum also," fuhr er fort, „empörte sich das fromme Volk, als es diesen Namen von seiner Lippe vernahm und schrie: «Es ist das Haar seiner Liebsten — des Schufter-Tonls Aga hat er angerufen!» Jch aber schwieg, und mein Flehen wandte sich nur noch inbrünstiger zu den Heiligen droben! «Christus und Maria,» flehte ich, «und besonders Du, heilige Agathe, Schutzpatronin der Kirche, welcher dieser würdige Priester dient, bringe seine Unschuld an's Licht.» Und auch dieses Gebet, mein Herr Studiosus, wurde sosort erhört. Denn der Georg Grueber richtete sich auf und ries: «Schweiget, ihr Thoren! Er hat die heilige Agathe angerufen, und dieses Haar ist eine Locke von ihrem Haupte — er hat die Reliquie in Welschland erworben und stets am Herzen getragen, weil sie ihm so theuer war!» Da verstummte das Volk, nur der fromme Wiesenbauer sprach: «Lüge nicht Georg! Warum hat er uns, den Frommen, nichts davon gesagt und nur Dir, dem gottlosen Spötter?!» Der Georg aber ries: «Weil er weiß, daß ich kein Spötter und Gottloser bin — im Uebrigen wartet, bis er es Euch selbst sagt! Jetzt aber gehet heim, Leute, denn die Proeession ist jedenfalls zu Ende!» Und darauf zerstreute sich das Volk wirklich; nur einige, darunter der Wiefenbauer, der Georg und ich, blieben bei dem Kranken nnd schafften ihn in sein Haus. Auf dem Wege frug noch der Wiesenbauer: «Meßner — was haltet Jhr von der Sache?» worauf ich erwiderte: «Wohl ist der Georg Grueber ein gewaltthätiger und schier gottloser Mensch, hat auch, statt die heilige Kirche, die Thalhosbauer-Vroni in Sternegg gesreit» (was sich, lieber Herr Studiosus, darauf bezog, daß dieser Mann früher Theologe war), «aber Jhr wisset, daß unser Herr Pfarrer dennoch sein Freund ist — wir wollen warten, was er selbst sagt!» Und wir vernahmen die Bestätigung wirklich noch am selben Tage. Denn als der hochwürdige Herr wieder sprechen konnte, fragte ihn der Georg in unserem Beisein: «Weß ist diese Locke?» und er erwiderte: «Der heiligen Agathe!» Wohl machte mich der fromme Wiesenbauer darauf aufmerksam, daß der Georg vorher dem Pfarrer etwas heimlich zugeflüstert, aber ich verwies ihm solche Reden und sagte: «Ein hochwürdiger Herr lüget nicht!» Dann ging ich heim und berichtete die Begebenheit an meinen Gönner, den hochwürdigen, hochmögenden Herrn Abt von R,, und zwei Tage später traf ein Delegat hier ein, der alte Herr Pater Anselmus, ein gar lieber und fröhlicher Herr, welcher leider im Sommer vorigen Jahres plötzlich nach allzureichlicher Mahlzeit aus diesem irdischen Jammerthal in die bessere Heimat abberufen worden ist. Dieser hochwürdige Herr nun vernahm sowol uns, als den Herrn Pfarrer nnd verfaßte ein Protokoll, in welchem verzeichnet war, daß dieses Haar von dem damaligen Weltpriester, jetzigen Ordensbruder Pater Eufebius Waldner im Jahre des Herrn 1866 zu Rom um 5OO Goldgulden als echte Locke vom Haupte der heiligen Agathe erworben worden sei. Dieses Protokoll fertigten wir alle, auch der hochwürdige Anselmus, welcher dabei bemerkte: «Diese Reliquie ist ebenso echt, als die meisten anderen.» Und seit jenem Tage ist sie auch allgemeiner Verehrung ausgesetzt, denn die Bitte unseres Herrn Pfarrers, sie auch fernerhin allein verehren zu dürfen, konnte nicht erfüllet werden. Doch verrichtet er auch jetzt noch häusig einsam und unter Thränen seine Andacht an derselben! Am Tage der heiligen Agathe, zugleich dem Kirchweihtage hiesigen Orts, dem fünften Februarius, wallfahrten trotz der ungünstigen Jahreszeit, in welche leider dieser Tag fällt, viele Leute hierher, und es ist zu hoffen, daß der Ruf des Heiligthumes immer mehr wächst. Ein Mirakel aber," schloß er seufzend, „ist bisher leider noch nicht geschehen!"

Jch entlohnte die Mühe des würdigen Mannes nach Kräften und verließ, von den seltsamsten Empsindungen erfüllt, die Kirche. Vorher aber sah ich noch ein widriges Schaufpiel. Der Meßner mußte den Schufter-Tonl, der fortwährend die Locke angestarrt nnd nicht auf die Erzählung geachtet, mit Gewalt vom Schreine weg und aus der Kirche zerren. „Lafset mich hier," schluchzte der alte Mensch, „um Christi Willen — noch ein Weilchen lafset mich die heilige Sach' beschauen!" Und als er endlich vor der Thüre war, da ballte er die Fäuste und ging schimpfend und fluchend davon.

„Solches bereitet mir dieser Lump immer!" sagte der dicke Mann athemlos, indem er die Kirchenthüre verschloß. „Er hänget an dem Heiligthume, wenn auch aus einem lächerlichen nnd faft fündhaften Grunde."

„Aus welchem?"

„Er behauptet, daß das Kopfhaar seiner Tochter, welche in der Fremde verschollen, von derselben Farbe gewesen sei, wie das unserer Heiligen. Thöricht Geschwätz! — Der Branntwein hat sein Gehirn verbrannt — Gott besohlen, verehrter Herr Studiosus!"

Jch wanderte weiter, die Straße gegen Sternegg. Als ich an einem kleinen Haufe vorüberging, hörte ich Wehklagen daraus ertönen und dann eine schwache, heisere Stimme milde Trostworte sprechen. Jch erkannte diese Stimme sosort, obwol ich sie am Vortage nur wenige Worte hatte reden hören. Als ich nach einigen Schritten zurückblickte, sah ich den Pfarrer aus dem Haufe des Schueider-Bartl treten. Ein junger, vierschrötiger Schlingel im Meßnerkleid, der Sohn meines Cieerone, schritt ihm mit dem Glöcklein luftig voran. Er aber wankte langsam hinterher. Wieder sah ich sein blafses Antlitz und die traurigen, müden Augen. Einen Todtkranken hatte er getröstet — ein Todtkranker war er selbst...

Um die Mittagszeit, nach dreistündiger Wanderung, war ich in Sternegg. Jch kehrte im Thalhose ein, nicht blos, um die Grüße meines freundlichen Wirthes zu überbringen, sondern weil ich darnach brannte, den Georg Grueber kennen zu lernen. Er allein konnte mir ja die Frage beantworten, welche ich mir auf dem langen Wege raftlos zu lösen versucht. Aber ich kam nicht dazu, diese Frage zu stellen. Georg Grueber, der mich, nachdem ich die Grüße seiner Eltern bestellt, wie einen alten Freund aufnahm, war nicht der Mann, dem ich durch plumpe Neugier den willkommenen Anlaß gegeben hätte, sich und seinen armen Jugendfreund in interessantem, romantischem Lichte erscheinen zu lafsen. Denn dieser glücklichste Mensch, den ich je kennen gelernt, vereinte mit einem einfachen, faft derben Wesen eine schöne, harmonische Bildung und ein tieses, feinfühliges Gemüth. Das erkannte ich in der ersten Stunde unseres Beisammenseins und schwieg darum. Jch erzählte ihm nicht einmal von jener Begegnung mit dem Pfarrer, und daß ich die Reliquie gesehen. Es fehlte uns ja auch sonst nicht an interessantem Gesprächsstoff. Als ich ihn am Nachmittage auf einem Rundgange durch seine Felder begleitete, erzählte er mir von der Art, wie er sein Leben eingerichtet, und wahrlich! — ich blickte in eine Jdylle, wie sie bisher kein Dichter so schön, einfach und menschlich wahr ersonnen. Alles an diesem Menschen war harmonisch, selbst sein Verhältniß zur Kirche. Wer einmal die Kutte getragen und sie dann gewaltsam abgestreist, pflegt dann ost ein Atheist der schlimmsten, lautesten, unduldsamsten Sorte zu werden. Er aber freute sich wol seiner eigenen Klarheit, ließ aber jeden selig werden, wie ihm beliebte. Georg war nicht, wie so viele Ex-Theologen, ein „lidertinus", sondern ein „liber", kein Freigelafsener, sondern ein Freier.

Das erwies sich auch in der Art, wie er über den einstigen Pfarrer seines Ortes, Cölestin Weber, urtheilte. Wir kamen erst spät auf diesen Mann zu sprechen, am Morgen des nächsten Tages, da mir Georg noch ein Stück Weges über Sternegg hinaus das Geleite gab. Jch erzählte ihm von der Art, wie wir den sonderbaren Studenten im Colleg behandelt, und er hörte es mit Betrübniß.

„Es scheint das Schicksal dieses Menschen," sagte er, „daß ihm ewig bitteres Unrecht angethan wird. Seine Kutte ist schmutzig, das ist leider wahr; aber wol selten ist Jemand über diese Erde gegangen, der sich bei dieser harten Wanderung das Herz gleich rein und edel bewahrt hat. Nnd gewiß keiner, der ernster und schmerzlicher nach Erkenntuiß und Wahrheit gerungen hat. Aber — was ist Wahrheit? Andere kommen darüber hinaus, keine Antwort auf diese Frage zu wissen, — Cölestin ist daran zu Grunde gegangen!"

„Sie kennen ihn näher?" fragte ich.

„Ja — er ist mein Freund, außer mir lebt ein einziger Mensch auf Erden, der ihn so genau kennt, wie ich. Und eben um der Art willen, wie er gegen diesen Menschen handelte, habe ich ihn Jahre lang gehaßt, bis ich die Thatsachen genauer erkannte und ihn dann aus demselben Grunde verehren mußte. Es war eine sonderbare Geschichte — ich darf sie Jhnen erzählen, denn Sie können nie ahnen, wen sie angeht."

Jch wurde blutroth, aber ich sand den Muth nicht, ihm zu sagen, daß ich es schon jetzt ahnte.

„Also hören Sie!" fuhr Georg fort. „Jch hatte einen Freund, der ein tiesgläubiger, hochbegabter, überaus sanftmüthiger, aber charakterschwacher Mensch war. Diesem jungen Manne — er war Weltgeistlicher stand allem Anscheine nach eine glänzende Carriere bevor — er war sosort nach Abschluß seiner Studien Pfarrer einer ansehnlichen Gemeinde geworden, außerdem hatte der Bischos ihm, seinem Liebling, eine wichtige und ehrenvolle literarische Arbeit übertragen. Ich freute mich seines Glückes, obwol sein Weg nicht der meine war. Da erfuhr ich, daß er scheinbar ohne jede äußere Ursache urplötzlich ein aseetischer Frömmler geworden und gegen den Willen des Bischoss in einen Mönchsorden getreten, demselben, dem Cölestin angehörte. «Das ist das Werk des Weißrocks von Sternegg», sagten die Leute, und ich mußte es glauben und fluchte dem Fanatiker, welcher den schwachen Menschen umstrickt und in eine sinstere, brütende Melancholie hineingezerrt. Erst später erfuhr ich, wie sich die Sache in Wahrheit zugetragen. Jener junge Geistliche war tiesgläubig und rein, aber — er war ein Mensch! Eine schöne Dirne seines Dorfes hatte seine Sinne entflammt, dann auch sein Herz; auch sie liebte ihn mit einer so echten, starken Leidenschaft, daß ihr die «Sünde», welche sie dadurch beging, wol kaum in's Bewußtsein trat. Dem Manne ihres Herzens anzugehören und ihm dienen zu dürfen, schien ihr ein so hohes Glück, daß sie es auch gern mit dem Spott, ja mit der Verachtung der Welt erkauft hätte. Darum forderte sie von dem Geliebten nichts, als daß er sie als «Köchin» in sein Haus nehme. Wenn Sie erwägen, wie ost ähnliche Verhältnisse in unseren Pfarrhäusern anzutreffen sind, so wird Ihnen dieser Wunsch vielleicht vom Standpunkte eines Dorfmädchens gar nicht frech, ja nicht einmal auffällig erscheinen. Bedenklicher ist es schon, daß der junge Geistliche ihr dies zusagte — er war eben schwach und die Versuchung groß. Erst in letzter Stunde, als eben das Mädchen zum Einzug in sein Haus rüstete, kam ihm die Reue, er fühlte Gewissensbisse und wandte sich an Cölestin. Dieser fragte ihn nur kurz: ^Liebst Du sie?» und auf die Antwort «Ia!» gab er den ebenso kurzen nnd bündigen Rath: «Dann ziehe den schwarzen Rock aus, werde Protestant und heirathe sie!» Dazu konnte sich der schwache, ehrgeizige Mensch nicht entschließen, aber ebenso wenig wagte er es, dem Mädchen seinen Wunsch abzuschlagen. In dieser Bedrängniß gerieth er auf einen euriosen Ausweg. Er beschloß, das Verhältniß, welches bisher ein reines war, abzubrechen und zugleich, um alle Versuchung abzuschneiden, Mönch zu werden, weil er als solcher keine Köchin in seinem Hause halten durfte. Bei diesem Schritte war ihm Cölestin allerdings behülflich, aber erst, nachdem er vergeblich alle Ueberredungskunst aufgewandt, den Freund hiervon abzuhalten. Denn er sah die unseligen Folgen voraus, wie sie auch richtig eintrafen. Das leidenschaftliche Mädchen, welches sich verschmäht sah und nach ihrer Auffafsung betrogen glaubte, ging in die Stadt und ist da verdorben oder gestorben. Der junge Geistliche aber verlor durch diesen Schritt nicht blos die Gunst des Bischoss, sondern auch für immer den Frieden seiner Seele. Denn erst nach der Trennung erkannte er, wie sehr er jenes Mädchen geliebt, und fluchte jener Satzung, welche ihm verwehrt hatte, ohne schwere Sünde, ohne Trug und Heuchelei, glücklich zu werden. Er verlor den Glauben, die inneren Kämpfe brachten eine Krankheit, zu welcher der Keim allerdings in ihm lag, zum Ausbruch — er wurde ein entsetzlich unglücklicher Mensch. Aber das war er nicht durch Cölestin, sondern trotz Cölestin geworden. Als ich dies erkannt, habe ich um Cölestins Freundschaft geworben, wie einst um die Liebe meines Mädchens. Es ist mir gelungen! Noch einmal: Der Schein ist gegen ihn, aber man soll nicht nach dem Scheine urtheilen."

So erzählte er, und darauf hin konnte ich nicht länger heucheln. Ich faßte warm seine Hand; „Sie haben Recht," sagte ich bewegt, „man soll nicht nach dem Scheine urtheilen. Ich kenne einen Mann, der in Glaubensdingen freisinnig ist, und der dennoch bewirkt hat, daß eine Haarsträhne vom Haupte eines Dorfmädchens als Reliquie einer Heiligen verehrt wird. Aber er hat es gethan, um einen ties unglücklichen Menschen wenigstens vor äußerer Schmach zu bewahren. Und er hat recht gehandelt!"

Der junge Mann blickte mich erglühend, mit weitgeöffneten Augen, fafsungslos vor Staunen an. Ich aber schritt rafchen Schritts und bewegten Herzens weiter in's Land hinein . ..

Mar Müller und die ^prachphilosophie.

von

Ludwig Moire.

— Mainz. —

j^ie sympathische und einsichtsvolle Besprechung meiner Schriften durch den großen Sprachsorscher, dessen Name der Stolz seines Heimatlandes Deutschland und seines Adoptivvaterlandes England ist, wie sein wissenschaftlicher Ruhm gleichmäßig die ganze gebildete Welt von den Ufern des Ganges bis zum atlantischen Oeean erfüllt, legt mir die Verpflichtung auf, schweres Unrecht wieder gut zu machen, arge Fehlgriffe und Mißverständnisse, die ich mir zu Schulden kommen ließ, öffentlich zu bekennen und zurückzunehmen. Jch habe dies zwar, sobald ich meines Verschuldens inne wurde, dem Verletzten gegenüber brieslich gethan, nnd seiner amms, oangläa et inAguua genügte mein Bekenntniß, um mir sosort volle Verzeihung zu gewähren, ja, mehr als dies, mir seine Freundschaft anzutragen, wosür ich mich zu tiesster, innigster Dankbarkeit verpflichtet fühle. Allein es geziemt sich, daß eine solche Seelengröße und ideale, selbstlose Gesinnung, von welcher nach meinem Dafürhalten die Annalen der Gelehrsamkeit kein zweites Beispiel verzeichnen, künftigen Generationen als schönes Vorbild zur Nachahmung erhalten bleibe, bei welchen hoffentlich das kleinliche Gezanke und leidenschaftliche Gebelser der Selbstverherrlichung, welches leider! bei den heutigen Viri Doeti noch immer nicht zu den Ausnahmen gehört, mehr und mehr der reinen, interesselosen Hingabe an die Sache der Wahrheit weichen wird. Paßt doch das schöne Rechtssprichwort:

In unnöthigem Streit
Geschieht dem Recht ein Leid

gewiß in noch viel höherem Grade auf die Wissenschaft und ihre Pfleger. Außerdem erheischt es aber auch die Wichtigkeit der hier in Frage stehenden Probleme, deren ungeheure Tragweite und Bedeutung heute erst von den Wenigsten begriffen wird, daß, in strenger Handhabung distributiver Gerechtigkeit, das 8uum cuique sorgfältig abgewogen und gewissenhaft durchgesührt werde. Und je mehr der vortreffliche Mann, der, in erhebender Weise frei von allen persönlichen Motiven, nur das eine Jnteresse der Förderung und Ergründung der Wahrheit kennt, seine Ansprüche auf Priorität in den Hintergrund stellt, um so dringlicher erscheint mir eine solche Prüsung und rückhaltlose, objeetive Darstellung jener Fragen sowie seines bedeutenden Antheils an deren Beantwortung.

I.

Darwin und Max Müller.

Der Gedanke der Weltentwickelung, der größte Gedanke, den nach meiner Ueberzeugung der Menschengeist jemals gedacht hat, bewegt und erregt heute alle Geister. An den Namen Darwin knüpfen sich mächtige Gegenfätze, die in leidenschaftlichem Streite die Gemüther erhitzen und nicht nur in wissenschaftlichen Sphären, sondern bis herab zum Tagesgespräch und in einer riesig anwachsenden Tagesliteratur ausgesochten werden. Wie es früher kein wissenschaftliches Gebiet gab, das nicht in irgend einer Weise mit der religiösen Tradition und dem kirchlichen Autoritätsglauben in Confliet kam, so daß eine Auseinandersetzung mit, eine Emaneipation von diesen Mächten erste Lebensbedingung und Lebensthätigkeit der erwachenden und erstarkenden Wissenschaften wurde, so gibt es auch jetzt keine Domäne des menschlichen Wissens, welche nicht ihre höchsten und letzten Fragen mit dem Entwickelungsgedanken in Verbindung zu setzen hätte, ja sich selbst nur als einen Zweig des großen Baumes betrachten müßte, dessen Wurzeln in eine unermeßliche Vergangenheit sich hinabsenken, während seine Krone in den weiten, lichten Himmelsraum emporstrebt und mit Blüthen sich schmückt, deren Früchte dermaleinst spätgeborenen Geschlechtern reisen werden. Dieser mächtige Baum ist die Wissenschaft vom Menschen.

Nur das Studium seiner Vergangenheit vermag das große Räthsel zu lösen, vermag dem Menschengeiste Aufklärung über sich selbst und seine Stellung im Weltall zu gewähren, damit zugleich ihm einen Leitstern, einen Compaß in das dunkle Reich der Zukunft anzueignen, der ihn vor den vielen vergeblichen Jrrfahrten und nutzlosen Kraftverschwendnngen der Vergangenheit bewahren wird. Seiner Ziele bewußter, seiner Mittel gewisser wird der Mensch in seiner künftigen Entwickelung alles bis jetzt Erreichte weit hinter sich lafsen. Ja es ist wol nicht zu viel gesagt, daß nach Ablauf einiger Jahrhunderte die Menschheit auf unser hoch aufgeklärtes, verfeinertes und gebildetes Zeitalter als auf eine Periode der Barbarei und Unwissenheit herabblicken dürfte.

Der Gedanke der Entwickelung ist, wie schon öfters bemerkt wurde, kein neuer. Seine Keime lafsen sich zurückverfolgen bis zu jenem auserwählten Volke, dessen Lichtgedanken zuerst das Walten der Vernunft in der Schöpfung zu erkennen sich bemühten, bis zu den ältesten griechischen Philosophen, von denen namentlich der tiessinnige Herakleitos, „der Dunkele", die Welt als ein ewiges Werden im Aufwärtsstreben und Niedergange (denn so verstehe ich H «Sö? öv« «ar») auffaßte und die Schopenhauer-Darwinsche Lehre bereits vor 2400 Jahren mit ihren eigensten Worten aussprach: ^//^««^ktr«g s«v ^«^ Lvrt«^v? Tro^k^«v ^«Al n«r^« ««! /Z«Sl^k« ««! «vylov 7r«vr«v. Haß und Streit treibt zur Geburt, aus der Entzweiung entstehen alle Wesen, der Kampf um's Dafein beherrscht die Welt, ist ihr Lebensprineip; nur in der kXTrvywols, der Zurückverwandlung in die Urelemente des Feuers (also der Buddhisten und Schopenhauers Nirwana, Negation des Willens) ist Uebereinstimmung und Friede (0^0X07/« ««t Also auch er verkannte, wie Schopen

hauer und Darwin, daß neben und über dem Hafse, welcher Alles entzweit und sondert, das große Weltprineip, aus welchem jede neue Vervollkommnung hervorgeht, die allmächtige Liebe steht, die Alles vereinigt und bindet, Alles duldet und erträgt, Alles verzeiht und ausgleicht, Alles hingibt und opfert, auch das Leben — ja auch das Leben.

Jn den Schriften der großen Heroen unserer klafsischen Literatur tritt der Gedanke der Entwickelung mit bald mehr bald weniger bestimmter Schärfe oder bewußter Klarheit hervor. Jn seinen Vorlesungen über pragmatische Anthropologie nahm Kant keinen Anstand, die Abstammung des Menschen aus niederen Stufen, also von thierischen Wesen, als selbstverständlich vorauszufetzen. Der von den Jdeen Spinozas erfüllte Geist Lessings konnte unmöglich andere Bahnen wandeln, als die ihm eine Erziehung des Menschengeschlechts mit natürlichen Mitteln und Kräften zu stets höherer Klarheit und Selbständigkeit offen ließen. Herders Jdeen zur Philosophie der Geschichte sind eigentlich eine Skizze der Entwickelung der Menschheit in allmählicher, stufenweise voranschreitender Vervollkommnung; auch er widmet der körperlichen Gegenfätzlichkeit des Menschen zu den Thieren eingehende und, soweit es das damalige Erfahrungswissen erlaubte, vergleichende Betrachtung; viel größeres Gewicht aber legt er — und darin könnten die heutigen Darwinisten gar Manches von ihm lernen — auf das innere Prineip, die geistige Entwickelung, welche doch wol auch die Hauptsache ist, obschon sie — seltsam genug! — von der modernen Deseendenzlehre faft ganz unbeachtet bleibt oder nur nebenher erwähnt wird.

Bekanntlich ist eine lebhafte Controverse über die Frage gesührt worden, ob die Deseendenztheorie das Recht habe, Goethe zu den ihrigen zu zählen und ob man ihn, wie Höckel thut, als einen der Begründer der Abstammungslehre anführen dürfe, oder ob er vielmehr ein Anhänger der Typentheorie gewesen sei. Jch muß gestehen, ich halte dies für einen müßigen Streit. Die jugendliche Begeisterung, welche den 81jährigen Goethe ergriff, als er die Kunde vernahm, daß die Pariser Akademie den Cuvier-Geosfroyschen Streit unter lebhafter Betheiligung in derselben Zeit mit angehört hatte, da draußen die politischen Kämpfe der JuliRevolution tobten, zeigt, daß es sich für ihn nicht um wissenschaftliche Theorien, sondern um den Sieg einer Weltanschauung handelte und zwar einer solchen, welche dem Geiste wieder Rechnung trug und nicht nur der Materie. Das klingt allerdings, wo von Darwinismus die Rede ist, höchst paradox, aber nur für die Mehrheit der Gedankenlosen, welche zwischen Materialismus und dem um eine ganze Himmelsaxe verschiedenen Monismus keinen Unterschied zu machen wissen. Jch führe deshalb die tiefbedeutsamen Aeußerungen Goethes selber an und zwar mit den Bemerkungen, welche Lazar Geiger*) an dieselben knüpfte: „Als die JuliRevolution ausbrach, und der treue Eckermann seinen Goethe in lebhafter Erregung über die große Begebenheit fand, die zu Paris stattgesunden, und er von den Fehlern der gestürzten Minister zu reden beginnen wollte, da erwiderte Goethe: «Wir scheinen uns nicht zu verstehen; ich rede gar nicht von jenen Leuten, es handelt sich bei mir um ganz andere Dinge, Jch rede von dem in der Akademie zum öffentlichen Ausbruch gekommenen, für die Wissenschaft so höchst bedeutenden Streit zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire. Von nun an wird auch in Frankreich bei der Naturforschung der Geist herrschen und Herr sein über die Materie, Man wird Blicke in große Schöpfungsmaximen thun, in die geheimnißvolle Werkstatt Gottes. Dieses Ereigniß ist für mich von unglaublichem Werthe und ich juble mit Recht über den endlich erlebten Sieg einer Sache, der ich mein Leben gewidmet habe, und die ganz vorzüglich auch die meinige ist.» Der Gedanke, dessen Sieg Goethe damals im Geiste vor Augen sah, zu dem Geosfroy de Saint-Hilaire sich bekannte, der Gedanke der Weltentwickelung, er wird, ich zweifle nicht, weltbefreiend sein, wie es jemals irgend einer der größten weltgeschichtlichen Gedanken gewesen ist. Dieser Gedanke wird uns dereinst lehren, was der Mensch von sich, von der Menschheit, von der Natur zu erwarten und zu fordern hat."

Wer wie Schiller den Gattungscharakter des Menschen in der Freiheit sindet, wer, wie er, Freiheit und Herrschaft als die großen Gegenfätze der Menschheit bezeichnet, der kann unmöglich die Leitung und Beeinflussung des menschlichen Willens durch einen wenn auch noch so hoch, edel und rein gedachten außermenfchlichen Willen anerkennen. Daß der Mensch sein eigener Schöpfer ist, das allein verleiht ihm Werth, Würde und Hoheit; jene Machtfülle, die ihm die Herrschaft über unseren

2) Zur Entwickelimgsgeschichte der Menschheit S. 114.

Planeten erworben hat, sie kann uns nur imeressiren, wenn sie das Ergebnis seines eigenen Ringens ist, nicht aber wenn sie ihm vom Glucke, und nur als solches könnte uns ja ein den Menschen vorzugsweise begünstigendes höheres Wesen erscheinen, in den schoß geworsen wurde. Das war sür Schiller der wahre Kern und Inhalt der Universalgeschichte, sie war ihm das Bild der zu stets höherer Freiheit, Macht und Sittlichkeit emporringenden Menschheit. In diesem Sinne entwars er eine geniale Skizze derselben in seiner Jenaer Antrittsrede, von welcher Carlyle sagte: „l'ksre perbsps dss uever been in klurops snotker eourse ok nistorzf sKetekoä out on prineiples so ivSAniiieeut suck pkilosopkiesl." Nachdem er das Bild der tiessten Stufe ursprünglicher Wildheit entrollt und diesem das glänzende Gemälde der gegenwärtigen Cultur entgegengehalten, sagt er resumirend:

„Welche entgegengesetzte Gemälde! Wer wird in dem verseinerten Europäer des achtzehnten Iahrhunderts nur einen fortgeschrittenen Bruder des neueren Kanadiers, des alten Celten vermuthen? Alle diese Fertigkeiten, Kunsttriebe, Erfahrungen, alle diese Schöpfungen der Vernunft sind im Raume von wenigen Jahrtausenden in dem Menschen angepflanzt und entwickelt worden; alle diese Wunder der Kunst, diese Riesenwerke des Fleißes sind aus ihm herausgerufen worden. Was weckte jene zum Leben, was lockte diese heraus? Welche Zustände durchwanderte der Mensch, bis er von jenem Aeußersten zu diesem Aeußersten, vom ungeselligen Höhlenbewohner zum geistreichen Denker, zum gebildeten Weltmann emporstieg? Die allgemeine Weltgeschichte gibt Antwort auf diese Frage."

Die wenigen Iahrtausende, von denen hier Schiller redet, genügen heute auch dem Historiker der Menschheit nicht mehr. Die prähistorische Wissenschaft hat uns einen Blick in den Abgrund einer ungeheuren Vergangenheit hinabsenken lafsen, für welchen die Maßstäbe der seitherigen Chronologie so wenig ausreichen, als unsere irdischen Maße für die Siriusweiten. Ie dunkler die Ferne, desto langsamer war naturgemäß der Fortschritt. Es gab eine Zeit, in welcher der Mensch ohne den Besitz des Feuers war, ja es gab eine Zeit, wo er noch nicht einmal die einfachsten Werkzeuge, die uns doch von seinem Begriffe so unzertrennlich scheinen, besaß, und dennoch war er damals schon Mensch, denn er besaß — die Sprache.

Da uns demnach das Gebiet der eigentlichen Menschheitsgeschichte, bis auf eine kurze hellbeleuchtete Strecke, noch in so tieses Dunkel gehüllt ist; da hier noch eine unermeßliche Vorvergangenheit mit Räthseln und tiesen Geheimnissen angesüllt, zu deren Lösung nur wenige stumme Zeugen aus dem Schoß der Erde hervortreten, dem Forschergeiste als eine schwer und nur allmählich zu bewältigende Aufgabe sich darbietet: was nützt es, welchen Sinn hat es, diese Frage scheint wol erlaubt, in kühnem Wagnisse jetzt schon sogar über jene Grenzen hinauszuschweisen und nach den Gliedern zu fragen, welche den Menschen als Gattung mit anderen Wesen, denen das charakteristisch Menschliche, die Vernunft, fehlt, in einen genetischen Zusammenhang zu bringen vermögen. Und dennoch wird unsere Wißbegierde gerade durch diese Frage auf's mächtigste gereizt, dennoch ist die Stellung dieser Frage, der höchsten, die es für uns gibt, denn sie betrifft die Menschwerdung, unabweisbar; sie wird, wenn sie auch tausendmal als vorwitzig und nicht zu beantworten abgewiesen würde, immer wiederkehren und nicht eher zur Ruhe gelangen, bis sie ihre Erlösung in ihrer Beantwortung gesunden haben wird.

Lamarcks und Darwins Idee gründet sich auf die Vergleichung der unendlich zahlreichen organischen Formen, von denen die Oberfläche unseres Planeten erfüllt ist und welche alle trotz ungeheurer Verschiedenheiten einen inneren Zusammenhang, eine Art von Wesensgleichheit nicht verleugnen können. Schiller sagt von den wilden Völkerstämmen, deren Sitten und Lebensweise durch die Entdeckungsreisen der neueren Zeit zur Kunde der europäischen Menschheit gelangt sind: „Es sind Völkerschaften, die auf den mannichsaltigsten Stufen der Bildung um uns herumgelagert sind, wie Kinder verschiedenen Alters um einen Erwachsenen herumstehen, und durch ihr Beispiel ihm in Erinnerung bringen, was er selbst vormals gewesen und wovon er ausgegangen ist. Eine weise Hand scheint uns diese rohen Völkerstämme bis auf den Zeitpunkt aufgespart zu haben, wo wir in unserer eigenen Cultur weit genug würden vorangeschritten sein, um von dieser Entdeckung eine nützliche Anwendung auf uns selbst zu machen und den verlorenen Anfang unseres Geschlechts aus diesem Spiegel wiederherzustellen." Was Schiller hier von der Menschheit innerhalb der Grenzen ihres Gattungsbegriffs für möglich und wünschenswerth erklärt, das Heute durch eine ungeheure Entwickelung der Vergangenheit zu begreisen und verständlich zu machen, das dehnt der Darwinismus auf den Menschen als letztes Glied einer weit, weit größeren und faft unabsehbaren Entwickelungsreihe aus, deren erstes Glied in der rudimentärsten Form des thierischen Lebens, der scheinbar ganz form- und structurlosen Amöbe zu sinden wäre. Was Schiller von den enlturlosen, primitiven Naturvölkern sagt, das wendet die Deseendenztheorie auf die vielfältigen Gestalten des Thierreiches an; es sind die wahren Kindheitsformen unseres Geschlechts, Puppenzustände, Etappen, welche dasselbe durchlaufen mnßte, ehe es zur menschlichen Bildung und durch diese zu seiner heutigen Vollkommenheit gelangen konnte. Ein geistreicher Franzose redete von einer postöritü eonteniporaius — er bezeichnete damit das Urtheil des Auslandes über die einheimischen Literaturerzeugnisse — man könnte die ungeheure Mannichsaltigkeit der thierischen Lebewesen eine avtiejuito eontsmporsivs nennen, indem hier die Natur selbst unsere embryonalen Urzustände festgehalten und in zahllosen Exemplaren zu nachdenkendem Vergleichen und zu ernster Besinnung auf unseren Ursprung um uns ausgebreitet hat.

Bei aller Anerkennung des hohen wissenschaftlichen Werthes des Darwinismus — welchen ich hiermit ausdrücklich und nachdrücklich von der monistischen Entwickelungslehre gesondert und unterschieden wissen will — darf der philosophische Denker doch keineswegs über dessen Schwächen, Lücken und Einseitigkeiten die Augen verschließen.

Man hat ost mit Recht das ruhige und besonnene Vorgehen Darwins, der als echter Natursorscher seine Conelusionen nicht eher zog, als bis er ein gewaltiges, sorgfältig gesichtetes und geprüstes Beobachtungsmaterial zur Hand hatte, rühmend hervorgehoben. Und es scheint mir allerdings ein sehr gerechtfertigtes Ansinnen an die tapfere Schaar der unter seinen Fahnen kämpfenden Naturforscher, daß sie den Satz, der bei all ihren

empirischen Studien und theoretischen Folgerungen ihnen als Alpha und Omega, d. h. als stillschweigende Voraussetzung und Zielpunkt aller ihrer Anstrengungen gilt: Natura uon taoit saltus, auch in ihrer Methodik strenge einhalten und nicht etwa durch leichtfertige Sprünge Dinge in Verbindung setzen oder aus einander herleiten, welche einstweilen durch unermeßliche Abgründe und Klüste von einander getrennt sind.

Die größte Einseitigkeit des heutigen Darwinismus liegt darin, daß er Alles aus äußeren Ursachen herzuleiten bemüht ist und auf die inneren Eigenschaften, wie es scheint, wenig oder gar nicht achtet. Ich will dies durch ein Beispiel erläutern.

Wenn der Nachweis geliesert werden kann, daß in den Polargegenden hauptsächlich weiße Füchse vorkommen, so liegt eine Erklärung dieser Erscheinung aus Darwinschen Prineipien sehr nahe. Die weiße Farbe ist eine schützende mimior? in Schneeregionen, das Thier entgeht viel leichter den Nachstellungen seiner natürlichen Feinde, und nimmt man an, daß dieselben Verhältnisse eine genügende Zeit fortdauern, so läßt sich recht wohl begreisen, daß alle übrigen Farben aussterben und nur noch weiße Füchse übrig bleiben. In diesem Falle ist nur von äußeren Ursachen die Rede; denn die Vervollkommnung, die schützende Anpafsung an die gegebenen Verhältnisse ist lediglich das Resultat einer Auslese, die nur durch, den Zwang eben dieser Verhältnisse vollzogen wird. Der Wille, die innere Eigenschaft des Thieres kommt dabei gar nicht in Betracht. Hier behält also der Darwinismus Recht, wenn er schon, um ganz ehrlich zu verfahren, eingestehen müßte, daß das Wort, womit er auch diese Thatsache erklärt, das Wort Vererbung nämlich, selber noch ein ungelöstes Räthsel oder eben nur — ein Wort ist.

Wie ganz anders aber verhält es sich, wo das Thier den ihm von allen Seiten drohenden Gesahren dadurch entgeht, daß seine innere Eigenschaft, sei es nun, nach menschlichen Begriffen, List, Schlauheit, Vorsicht, oder eine Verfeinerung seiner Wahrnehmungsorgane oder was immer, eben durch die fortgesetzte Uebung im Begegnen und Vermeiden jener Gesahren sich beständig erhöhen, wo demnach eine zugleich pfychische und physische — beides ist ja untrennbar — Vervollkommnung durch den Willen, die eigene Anstrengung, den energischen Trieb der Selbstbehauptung und Selbsterhaltung in allmählichem, durch die Generationsfolge außerordentlich gesteigertem Wachsthum erreicht wird!

Ist von diesen beiden Fällen nicht der erstere einem Geschenke des Zufalls, also etwa dem Gewinnste bei einem Lotteriespiele, der letztere aber dem in saurer Arbeit errungenen Vermögen gleichzustellen? Wer in dem letzteren Falle nur von äußeren, rein mechanischen Ursachen redet, der hat das große Problem der Entwickelungslehre kaum geahnt, geschweige denn eingesehen; er hat aber sicherlich in philosophischen Dingen kein Recht mitzureden.

Die Verwechselung der äußeren und inneren Eigenschaft der Dinge, der Irrglaube, daß aus körperlichen Formen Geistiges, Bewußtes hergeleitet werden könne, hat den Darwinismus verhindert, eine ernste philosophische Prüsung seiner wahren Grundlagen, seiner metaphysischen Voraussetzungen anzustellen; diese mangelnde Kritik ist aber für ihn verhängnißvoll geworden, indem er dadurch zu den gewagtesten Folgerungen, dem leichtfertigsten Ueberspringen ungeheuerer Abgründe, der Vergleichung und eausalen Zusammenstellung durchaus heterogener, sich jeder Vergleichung entziehender Verhältnisse gelangt ist.

Wenn das Reich der Lebewesen von der organisirten Zelle hergeleitet, diese Thatsache aber etwa in höchst eavali^rer Weise folgendermaßen eingeschwärzt wird: ^,eoor6e/. nons seulement es pstid bout, nous e» döäuirovs 1s reste, so verräth ein solches Vorgehen eine ebenso vollständige naive Unkenntniß der Größe und Schwierigkeit, wie auch des wahren Kernpunktes des Problems, als wenn Sir W, Thomson und sein Schüler Helmholtz die Keime des organischen Lebens durch Meteoriten aus fernen Weltkörpern auf unsere Erde gelangen lafsen, oder Höckel in dem Kohlenstosf den eigentlichen Träger des Lebens vermuthet. In letzterem haben wir wieder ein recht lehrreiches Beispiel moderner Mythologie, nnminu, werden vumius.

Ist es denn wirklich so schwer einzusehen, daß die Materie als solche unmöglich Ausgangspunkt der theoretischen Auffafsung der Welt sein kann, daß ihr Begriff nur das Seeundäre in unserer Erkenntniß bildet, daß das unmittelbar Gewisse vielmehr das Bewußtsein, die Empsindung, der Wille ist?

Wann wird endlich eiumal die Wahrheit sich Bahn brechen, daß der Chemiker, wenn er uns zeigt, wie Sauerstosf und Wafserstosf, Säure und Basis aufeinander losstürzen nnd sich verbinden, mit diesem Vorgange etwas uns durchaus Unbegreifliches vorgesührt hat, sosern wir ihn als einen rein mechanischen Proeeß betrachten wollten, daß wir dagegen,

Nord nnd Süd, vil, n>, 3

sobald wir ihn mit analogen Vorgängen in uns, z. B. dem Bedürfnisse des Athmens, der Nahrungsaufnahme :e. identissieiren, alsbald ein unmittelbares Verständniß dafür gewinnen, da eben die Empsindung, der Trieb, der Wille, diese seelischen Eigenschaften, für uns das Bekannteste auf der Welt sind?

Noch gewaltiger ist der Jrrthum, die Selbsttäufchung der Darwinisten, wenn sie den Menschen, das ewige Räthsel der Sphinx, das größte Geheimniß des Weltalls, theils aus äußeren d. h. negativen Ursachen, theils aus somatischen Faetoren erklären zu wollen sich vermessen. I^ove's Isb«ur lost und NueK aäo sdout «orKmF! kann man den Anthropologen zurufen, welche eben jetzt wieder mit Ameisenthätigkeit und lautem Lärm die Welt erfüllen und aus Schädelmessungen, Gehirnwindungen, blauen oder braunen Augen, schwarzen oder blonden Haaren tiese Weisheit und höchst werthvolle Aufklärungen zu Tage zu fördern wähnen. Das ganze Treiben wird endlich an seinem eigenen Exeeß zu Grunde gehen und bei den Nachgeborenen höchstens ein Lächeln über das schreiende Mißverhältniß der aufgebotenen Mittel zu den erzielten Resultaten erwecken.

Noch weniger aber ist die Kluft, welche den Menschen vom Thiere trennt, mit solchen physiologischen Künsten, wie etwa Brachyeephalie und Makrokephalie oder mit willkürlichen Clafsisieationen wie Koin« alalus — eine Begrisfsverbindung, die lebhaft an das Tylosideron oder hölzerne Eisen erinnert — oder auch durch den Nachweis, daß der ganze Körperbau des Menschen durchaus kein speeissisches anatomisch-unterscheidendes Kennzeichen von dem Körperbau des Thieres aufweist, auszufüllen. Das letztere Argument namentlich läßt sich direet gegen die Theorie des Darwinismus verwerthen. Die Conelufion liegt wenigstens nahe, daß, wenn denn gar kein körperlicher Unterschied zwischen Mensch und Thier vorhanden ist, bei der notorischen ungeheuren Ueberlegenheit des ersten über das letztere, doch nothwendig eine andere Ursache dieser Ueberlegeuheit vorhanden sein müsse, und dies würde uns direet wieder zu der Annahme einer selbständigen, vom Körper unabhängigen Substanz, der menschlichen Seele führen.

Hier habe ich nun der Stellung, welche Pros, Max Müller dem Darwinismus gegenüber eingenommen und bis heute eingehalten hat, zu gedenken. Bekanntlich haben alle, welche mit mehr oder weniger Geschick und größerer oder geringerer Aufrichtigkeit gegen die Darwinsche Theorie geschrieben und geredet haben, den Namen Max Müller in erster Linie als ein gewaltiges Bollwerk, als ein schlagendes Argument vorgeschoben und sich hinter demselben verschanzend ihre eigenen schwachen Geschosse gegen den großen Unruhstister abgesandt. Daran thaten sie in gewissem Sinne wohl, denn es ist auch meine feste Ueberzeugnng, daß von allen, die bis jetzt in die Arena getreten sind, Max Müller der einzige gewachsene, ja überlegene Gegner Darwins ist.

„Jn dem Menschen liegt ein Etwas, eine ^uiMas oecults„ wenn man so will, das ihn von allen Thieren ausnahmslos sondert. Dieses Etwas nennen wir Vernunft, wenn wir es als innere Wirksamkeit denken, wir nennen es Sprache, sobald wir es als Aeußeres, als Erscheinung gewahren und auffafsen. Keine Vernunft ohne Sprache, keine Sprache ohne Vernunft, Die Sprache ist der Rubieon, welcher das Thier vom Menschen scheidet, welchen kein Thier jemals überschreiten wird. Jch bin überzeugt, daß die Sprachwissenschaft uns allein noch in den Stand setzen wird, dem Vordringen der Darwinisten ein Halt zuzurufen und die Grenze festzustellen, welche Thier und Mensch unwiderruflich trennen. Man versuche es und bringe den intelligentesten Affen in menschliche Pflege und Lehre, er wird nicht sprechen, er wird Thier bleiben, während das roheste Menschenkind aus dem wildesten Stamme in menschlichem Umgange frühzeitig dieses Charakteristikum der Menschheit sich aneignen wird."

Mit diesen gewichtigen Argumenten und Aussprüchen stellte sich der unerschrockene Mann vor die verlafsene und scheinbar durch die von allen Seiten andringenden wüthenden Angriffe der Darwinisten bis in die Tiesen erschütterte Grenzmauer und sagte entschlossen:

„Hier ist Vernunft, hier Sprache, hier der Mensch. Keiner von Euch soll mir hier herüberkommen, Keiner in das Heiligthum eindringen, wenn er mir nicht zuvor erklären kann, wie Vernunft, wie Sprache entstanden ist."

Und die mit lautem Hnrrah vorandringenden Angreiser verstummten, denn sie hatten keine Antwort.

II.

2Nar ÜNüller und die Entwickelungslehre.

Wenn ich gesagt habe, Max Müller sei der einzige überlegene Gegner Darwins, so wollte ich damit keineswegs sagen, daß er ein Gegner der Entwickelungslehre sei. Jch scheide vielmehr, wie ich schon angedeutet habe, ausdrücklich zwischen Darwinismus und monistischer Entwickelungstheorie.

Jn seinen, sonst vortrefflichen und durch strahlende Klarheit wie durch Tiese der Gedanken gleich ausgezeichneten Vorlesungen über Darwin steht allerdings ein von ihm in's Treffen gesührtes Argument, die Alternative nämlich: „Entweder hat Kant Recht oder Darwin; einer schließt den anderen aus" nicht auf festen Füßen. Denn Kant setzte wol die Vernunft als das unmittelbar Gegebene, als die nothwendige unanzweiselbare Bafis aller Erkenntniß voraus; der Schluß lag also nahe, daß er sie als eine nicht weiter herzuleitende, dem Menschen durch göttliche Jnfluenz als besondere Gabe zugesallene Eigenschaft anerkenne. Aber an vielen Stellen seiner Schristen läßt Kant deutlich durchblicken, daß die menschliche Vernunft nicht von Ewigkeit vorhanden sei, daß sie demnach wol auch aus natürlichen Ursachen, durch das Zufammenwirken natürlicher Kräfte entstanden gedacht werden könne. Wenn er den Unterschied zwischen „reeeptiver Sinnlichkeit" und „Spontaneität des Denkens" aufstellt, wonach Thierleben und menschliche Vernunft in zwei durchaus gesonderte Lager geschieden erscheinen„ so nahm er einestheils, wie Schopenhauer nachgewiesen hat, die Sache viel zu leicht, anderentheils gestand er ausdrücklich zu, daß wol beide, Sinnlichkeit und Denken, durch deren Zufammenwirken alle Erkenntniß sich vollzieht, aus einer gemeinsamen Wurzel hervorgewachsen sein dürften.

Dennoch war der Hinweis auf Kant sehr berechtigt, namentlich in einem Lande wie England, für welches die großartigen Entdeckungen des Verfafsers der Kritik der reinen Vernunft faft vollständig terra ineoFniw sind. Dasselbe gilt freilich auch für viele, ja die meisten Vertreter des Darwinismus in Deutschland, denen von Kant nur das bekannt zu sein scheint, was in ihren Kram paßt, also z. B. die Theorie von der Entstehung des Weltgebäudes, die unter dem Namen Kant-Laplaeesche KoSmogonie schon in den Mittelschulen gelehrt wird. Die wichtige Thatsache. daß bei Lebzeiten Kants und so lange die Spuren seines Geistes noch bci den Lehrern der Philosophie wirksam waren, der Materialismus nicht wagte, den Mund aufzuthun, wird meist übersehen oder ignorirt.

Die Vernunft, die nur dem Menschen eigene, ihn von allen übrigen Wesen unterscheidende und auszeichnende Gabe, ist Quell- und Ausgangspunkt aller Erkenntniß, sagt Kant und ihm schließt sich Max Müller an, indem er hinzufügt: sie ist dem Menschen verliehen zugleich mit der Gabe der Sprache. Ratio et «ratio, beide sind Eins, sie verhalten sich wie Körper und Geist, wie Aeußeres und Jnneres; sie sind wol unterscheidbar, aber nicht scheidbar. Ohne Sprache kein Denken; das fühlten die Griechen, da sie für beides das nämliche Wort « ^v/«z anwandten. Die Sprache ist darum der getreueste Spiegel des Menschengeistes; in ihr liegt eine Fülle von Weisheit, von höchst wichtigen Aufklärungen sowol über die geistigen Zuftände der Vorwelt als über äußere Culturverhältnisse der Menschheit in einem grauen Alterthum, von welchem sonst jede Spur erloschen ist, verborgen; es gilt nur den Schatz aus der Truhe zu heben, der Schlüssel dazu ist die vergleichende Sprachwissenschaft, Kein Preis, kein Rühmen kann sich zu der Höhe der Wichtigkeit der letzteren aufschwingen. „Mit gerechtem Stolze dürfen wir es sagen, daß während der letzten hundert und noch mehr während der letzten fünfzig Jahre die orientalischen Studien mehr als irgend ein Zweig wissenschaftlicher Forschung dazu beigetragen haben, die geistige Atmosphäre Europas zu verändern, zu reinigen und zu durchleuchten, und unseren Horizont zu erweitern in Bezug auf Alles, was zur Wissenschaft des Menschen gehört, in Bezug auf Geschichte, Philologie, Theologie und Philosophie. Nicht nur haben wir neue Welten erobert und dem alten Gebiete der Wissenschaft hinzugesügt, sondern wir haben die alte Welt durchfäuert mit Jdeen, die schon in dem täglichen Brod der Schulen und Universitäten gähren."

„Man sehe nur zu, was die Meister der Sprachvergleichung geleistet haben! Der Orient, das alte Land der Träume, Fabeln und Feen, ist ein Land von unzweiselbarer Wirklichkeit geworden; der Vorhang zwischen Ost und West ist gelüstet und unsere alte vergessene Heimat steht wieder vor uns in hellen Farben und scharfen Umrissen. Zwei Welten, Jahrtansende getrennt, sind wie durch ein Zauberwort wieder vereinigt und wir fühlen uns reich in einer Vergangenheit, welche wol der Stolz der edlen Arischen Familie sein mag. Nicht länger sagen wir nur unbestimmt und dichterisch: lZx Oriente I^ux, sondern wir wissen, daß alle Lebenselemente unseres Wissens und unserer Civilisation — unsere Sprachen, Alphabete, Zisfern, unsere Maße und Gewichte, unsere Kunst, Religion, unsere Traditionen bis auf unsere Ammenmärchen aus dem Osten stammen; ja wir müssen bekennen, daß ohne die Strahlen des östlichen Lichts, welche die verborgenen Äeime des dunkeln und öden Westens zum Leben hervorlockten, Europa, jetzt die wahre Leuchte der Welt, wol für immer ein unfruchtbares, vergessenes Vorgebirge des nnveltlichen afiatischen Continents geblieben wäre. Wir leben in der That in einer neuen Welt; die Schranke zwischen Ost und West, die unübersteiglich schien, ist geschwunden. Der Orient gehört uns, wir sind seine Erben und beanspruchen mit vollem Rechte unseren Antheil an seiner Verlafsenschaft."

„Wie einst durch die geistige Berührung der barbarischen nordischen Nationen mit der reichen, sonnigen Culturwelt Griechenlands und Roms deutscher und klafsischer Geist sich vereinigten und jenen Strom des modernen Gedankens bildeten, an dessen Ufern wir selber leben und webeu, so wälzt sich nun ein neuer mächtiger Strom orientalischer Denkweise in das nämliche Bett und schon zeigen die Farben des alten Stroms deutlich die Einwirkungen des neuen Zuflufses, Wer in irgend eins der bedeutenden Werke, die in den letzten zwanzig Jahren verösfentlicht worden sind, hineinblickt, ob sie nun die Sprache oder Literatur, Mythologie, Gesetze, Religion oder Philosophie betreffen, der wird auf jeder Seite das Walten eines neuen Geistes erkennen. Jch will nicht sagen, daß der Orient uns Neues lehrt, aber er entfaltet vor uns alte Dinge, aus welchen wir Lehren und Erkenntnisse schöpfen, die wunderbarer und erstaunlicher find, als irgend etwas, das wir je in unserer Philosophie gedacht und geträumt haben."

„Vor Allem hat das Studium des Ostens uns gelehrt, was auch

)lüller, ok n, Fviniim «oiK?Ke>p. V«l. IV, p. 322,

nordischen Nationen einst in Rom und Athen lernten, daß es noch andere Welten gibt außer der unsrigen, daß es noch andere Religionen, Mythologien, Gesetze gibt und daß die Geschichte der Philosophie von Thales bis Hegel nicht die ganze Geschichte des menschlichen Denkens ist. In all diesen Gegenständen hat der Orient uns Parallelen geliesert mit allem, was in Parallelen gegeben ist, nämlich der Möglichkeit des Vergleichen?, Messens nnd Verstehens. Der Geist der Vergleichu ng ist der wahre wissenschaftliche Geist unseres Jahrhunderts, vielmehr aller Zeitalter. Eine empirische Kenntniß der Thatsachen ist keine Wissenschaft in dem wahren Sinne des Wortes. Alles menschliche Wissen beginnt mit der Zwei, der Dyade, dem Begreisen zweier Einzelwesen als Eines. Ein einzelnes Ereigniß mag rein zufällig sein, es kommt und geht, es ist unerklärlich; sobald

sich aber das Ereigniß wiederholt, beginnt das Werk der Vergleichung und der erste Schritt wird gethan in jenem wunderbaren Proeesse, welchen wir Generalisiren nennen und welcher die Wurzel aller intelleetuellen Erkenntniß und aller intelleetuellen Sprache ist. Der ursprüngliche Proeeß der Vergleichung wird wieder und wieder erneut, und wenn wir nun der höchsten Art der Erkenntniß in allen Sphären der Wissenschaft den Namen vergleichend geben, so haben wir nur das alte Wort intelligent (mter-IeAens, inter-IiFan8), zufammen bindend, durch ein neues, ausdrucksvolleres Wort ersetzt. Vor Allem aber hat das Studium der Sprachen durch die eomparative Methode eine vollständige Umwälzung erfahren."

Wie das Griechische die Sprache der Menschheit des funfzehnten Jahrhunderts und seiner Nachsolger bis zum achtzehnten, bis Lessing. Goethe und Schiller, gewesen ist, so ist das Sanskrit die Weltsprache des neunzehnten Jahrhunderts und seiner künftigen Nachsolger.

„Thatsache ist, daß die Zeit noch nicht gekommen ist, in welcher die ungeheure Wichtigkeit der Sanskritphilologie allgemeine Würdigung sindet. Es war einst mit der griechischen Philologie nicht anders. Als im fünfzehnten Jahrhundert das Griechische von hervorragenden Geistern studirt wurde, hielt mau die Sache für eine literarische Curiosität; weitere Ansprüche begegneten lebhafter Opposition, ja selbst dem Hohne, am lautesten schrien die, welche am wenigsten davon verstanden. Selbst als dies Studium sich verallgemeinerte, an Schulen und Universitäten eingeführt wurde, hatte es in den Augen der Mehrzahl nur ein gelehrtes Jnteresse. Jetzt wissen wir, daß das Wiederaufleben griechischer Gelehrsamkeit die tiessten Lebenswurzeln der Menschheit berührte; daß es in der That das Wiederaufleben jenes Bewußtseins war, das große Theile der Menschheit mit einander verbindet, die Lebenden iu Zufammenhang bringt mit den Todteu und so den Folgegeschlechtern die ganze intellektuelle Erbschaft unseres Geschlechts sichert. Ohne dieses historische Bewußtsein wäre das Leben des Menschen ephemer nnd nichtig. Je weiter wir rückwärts sehen, uns selbst in wahre Sympathie mit der Vergangenheit versetzen, um so mehr machen wir das Leben früherer Generationen zu unserem eigenen, um so fähiger werden wir, an unserem Theile das Werk fortzufetzen, das vor vielen Jahrhunderten in Athen und Rom begonnen wurde. Einen weit, weit größeren Einfluß, als die Entdeckung der klafsischen Welt wird die des Sanskrit ausüben. Sie wird die zerrissenen Fafern wiederbeleben, die einst die füdöstlichen Zweige der arischen Familie mit den nordwestlichen verknüpften, und wird so die geistige Geschwisterschaft nicht nur der germanischen, griechischen und römischen, sondern zugleich der flavischen, eeltischen, indischen und persischen Zweige wiederherstellen. Sie wird den Geist des Menschen reicher, sein Herz weiter, seine Sympathien weltumfafsend machen; sie wird uns in Wahrheit Kumaniores machen, da wir immer tieser und vollständiger begreisen werden, was die Menschheit gewesen ist und was sie sein wird. Dies ist der wahre Sinn der umfafsenden Studien des neunzehnten Jahrhunderts, und obgleich die volle Würdigung ihrer Bedeutung erst der Zukunft vorbehalten bleibt, so kann es doch Keinem, der aufmerksam den intellektuellen Fortschritt der Menschheit verfolgt, verborgen bleiben, wie ungemein schon jetzt das vergleichende Studium der Sprachen, Mythologien und Religionen unseren Horizont erweitert hat; daß unendlich Vieles, das verloren war, wiedergewonnen ist und daß eine neue Welt wenn noch nicht erobert, doch in Sicht ist.*)"

Und was ist es denn, was dem ernsten Forscher, dem ausdauernden Arbeiter in den mühselig erbohrten Schachten der Sprachwissenschaft auf einmal so das Herz bewegt, daß er in dichterischer Begeisterung, gleich Mosen von den Höhen hinausschauend in das Land der Verheißung, Kindern und Kindeskindern das Herannahen einer neuen, herrlichen, ungeahnten Geistesklarheit kündet? Was macht ihn so zum ne>v ivspireel propKet? Dies, daß er bewußt ist, daß mit diesen neu erschlossenen Schätzen, von denen er selbst einen großen, wenn nicht den größten Theil in langjährigem, redlichem Ringen aus der Tiese gesördert, es der Menschheit vergönnt sein wird „den verlorenen Anfang unseres Geschlechtes wiederherzustellen", die Kette, welche Glied um Glied, «Jahrhundert um Jahrhundert unser heutiges Dafein mit längst erloschenen Generationen verbindet, auf eine gewaltige Strecke aus dem Dnst und Geröll, das Jahrtaufende über sie gelagert, an's Tageslicht zu heben, und neue überrafchende Aufklärung zu erlangen über das größte Räthsel der Welt, den Menschengeist, das Menschengeschlecht und sein in seiner Art einzig wunderbar verschlungenes Schicksal auf unserem Planeten.

Die gewaltigen Verdienste Max Müllers nm die Herausgabe der Bedas sind zu bekannt, als daß ich sie hier zu erläutern hätte. Am 14. Sep

tember 1574 legte er dem in London tagenden Congresse der Orientalisten den letzten Bogen des „Rig-Veda mit dem Commentar des Ssyansksrya" vor, nur kurz andeutend, welch mühevoller Arbeit Frucht dies riesige Werk gewesen. Er selber sagte über dieses älteste Buch der arischen Welt: „Die Herausgabe dieses Werkes wäre ohne die erleuchtete Liberalität der Indischen Regierung unmöglich gewesen. Wenn ich die großen und kleineren Ausgaben des Rig-Veda zusammen rechne, so sinde ich, daß ich in den letzten fünfundzwanzig Iahren so viel gedruckt habe, daß auf jedes Iahr ein Oetav-Band von etwa sechshundert Seiten kommt. Solch eine Publication hätte jeden Buchhändler ruinirt, um so mehr da in dem Veda wenig Anziehendes, wenig allgemeineres Interesse Erweckendes ist. Vom äfthetischen Gesichtspunkte würde sich Niemand an die Veda-Hymnen machen und nichts beweist mehr den gewaltigen Umschwung der letzten fünfundzwanzig Iahre, als daß seit dieser Zeit die Arbeit faft aller Sanskrit-Gelehrten sich auf die Veden eoneentrirt hat; das äfthetische Interesse ist dem wissenschaftlichen gewichen .... Als ich vor einigen Iahren den ersten Band meiner Uebersetzung veröffentlichte, wählte ich absichtlich solche Hymnen, die höchst charakteristisch für den primitiven, rohen Urzustand der arischen Welt sind; es war interessant, dabei die allgemeine Enttäuschung zu beobachten. Was, sagte man, sind diese seltsamen, wilden, grotesken Anrufungen der Sturmgötter die begeisterten Klänge der alten Weisen Indiens? Ist dies die Weisheit des Orients? Ist dies die Offenbarung der Urwelt? Selbst hochangesehene Gelehrten stimmten in diesen Ruf, und meine Freunde gaben mir zu verstehen, daß sie , ihr Leben nicht an ein solches Buch verschwendet haben würden."

„Nun, gesetzt, ein Geologe brächte die Knochen eines fossilen Thiers aus einer Periode, in der noch nie Spuren animalischen Lebens vorher entdeckt worden wären, an's Tageslicht, würde wol eine junge Dame es wagen zu kritisiren: «Ia, diese Knochen sind sehr merkwürdig, aber gar nicht hübsch.» Oder gesetzt, eine neue ägyptische Statue wäre entdeckt worden, die einer bis dahin noch nicht durch Statuen vertretenen Dynaftie angehörte, würde wol ein Schuljunge sich einfallen lafsen zu bemerken: «Ia, sie ist rechk nett, aber die Venus von Milo ist netter.» Wenn ein Chemiker ein neues Element entdeckt, wird er bemitleidet, daß es kein Gold ist? Wenn ein Botaniker über Keime schreibt, hat er sich zu vertheidigen, daß er nicht über Blumen schreibt? Gerade weil der Veda so verschieden ist von dem, was man davon erwartete, weil er von den Psalmen, von Pindar, von Bhagavadgita so sehr unterschieden ist; gerade weil er für sich allein steht und nur die ältesten Keime des religiösen Gedankens enthüllt, so wie sie wirklich waren; gerade weil er nns eine Sprache vorführt, die älter und ursprünglicher ist, als irgend eine, die wir früher kannten; weil seine Poesie das ist, iraZ man wild, roh, ungebildet, formlos nennen mag, gerade darum verlohnte es der Mühe, tieser und tieser zu graben, bis die alte verschüttete Stadt wieder an's Tageslicht kam nnd uns zeigte, was der Mensch war, was wir waren, bevor wir auf die Höhe Davids, Homers, Zoroafters emporstiegen, uns zeigte eben die Wiege unseres Denkens, unserer Worte, unseres Thuns."

Ich brauche wol diesen Worten nichts hinzuzufügen, um darzuthun, daß die Entwickelungsgeschichte der Menschheit von ihren ersten, schwankenden Schritten bis zu ihrer selbstgewissen Männlichkeit das hohe Ziel, die zu raftloser, unermüdlicher Thätigkeit anspornende Aufgabe für einen von der Natur und dem Glücke so reich ausgestatteten Geist, wie Max Müller, gewesen ist. Nur schaute sein großes, weitblickendes Auge in den Tiesen unermeßlicher Vergangenheit noch die Spuren des Menschlichen, wo für schwächere Angen Alles in unterschiedlosen Nebel zusammenrann und eben darum die Grenzlinie von Thier und Mensch gar nicht mehr vorhanden schien.

Die Wichtigkeit des Gegenstandes erlaubt es wol, daß 'ich hier noch einige Stellen anführe, in denen ein Geistesverwandter Müllers, welcher auf großentheils unabhängigen Wegen zu denselben Resultaten und Anschauungen gelangte, mit fast gleichlautenden'Worten seiner Bewunderung über das neu aufgehende Licht Ausdruck verlieh. Ich meine Lazar Geiger.

„Das Studium der Sprachen," sagt dieser bedeutende Denker*), „ist in unserer Zeit zu einer unvergleichlichen philosophischen Bedeutung gelangt, indem es für eine Seite der Welt und des Dafeins einen Schlüssel bietet, zu welcher die Naturwissenschaft nicht zu dringen vermocht hätte, und uns Aufschluß gibt über das, was wir sind und was wir gewesen sind, über unsere Vernunft nnd unsere Geschichte Der Bliek

schweist ahnend in ungemessene Schöpfungsfernen, und es beginnt jenes große Geheimniß duukel sich unserer Brust zu verkünden, das Geheimniß unserer Entwickelung."

„Die Frage, wie die Phantafie der Völker beschaffen, von welchen Motiven sie beherrscht gewesen sein muß, als die Perser die Hunde mit so ängstlicher Sorgfalt pflegten, die Aegypter den heiligen einbalsamirten Leichen des Apis zu Memphis Grüste bauten, die (!4 Generationen derselben bergen, ist uns so wichtig, daß wir weise Lehren, an denen es uns ja sonst kaum fehlt, wenn wir sie nur hören wollen, aus jenen Tagen gern entbehren. Es erinnert dies an eine von Max Müller mitgetheilte Notiz, den für uns wichtigsten Theil der Sanskritliteratur, die Vedafchristen, betreffend. Als ein talentvoller junger Deutscher, der in jugendlichem Alter verstorbene Rosen, in der reichen Bibliothek der ostindischen Gesellschaft in London beschäftigt war, die vedischen Lieder zu eopireu,

*) Geiger, Zur EntmickelungSgeschichti der Menschheit S, 2, 12, 14.

mit deren Herausgabe er im Iahre 1838 begann, so konnte der damals in London anwesende Brahmane Rammahan Rai sich über dieses Unternehmen nicht genug verwundern; die Upanischad, meinte er, seien das Wichtige, welches die Verösfentlichung viel eher verdiene. Diese jüngsten Stücke der Veden enthalten nämlich eine mystische Philosophie, worin sich eine Art von Monotheismus oder Pantheismus sinden läßt, welche dem indischen Aufklärer, wie so manchen anderen, das Non plus ultra der religiösen Weisheit zu sein schien. Aber die uralten Bedahymnen, ganz heidnisch, naiv und ost barock, deren sich der moderne gebildete Inder wol heimlich schämen mochte, in denen aber die Iugend der Menschheit mit entzückender Frische weht, sie sind für uns das wahre Kleinod der indischen Literatur; sie enthalten kein für uns noch brauchbares religiöses System, aber sie sind gleichsam ein Lehrbuch der menschlichen Religionsgeschichte selbst."

„Vor Allem beachtenswerth sind die Keime der Speeulation in jener merkwürdigen, unter dem Namen der Rigvedafanhita bekannten uralten Sammlung heiliger Lieder, deren Erhaltung bis auf unsere Zeit für das menschliche Geschlecht ein hohes Glück zu nennen ist, wenn es anders mit Recht das Bewußtsein über seineu eigenen Ursprung und die Erkenntniß der Gesetze seines Werdens als einen Gegenstand des Wunsches und der Sehnsucht achtet. Ganz anders als in allen uns bekannten Literaturen, welche überall auf Trümmern einer verschollenen Vorzeit aufsteigende oder durch Verkehrsberührung nnd Mischung der Erzeugnisse verschiedener Volksgeister begründete neue Formen zeigen, liegt in diesen Liedern vielmehr ein ursprüngliches, von fremden Einwirkungen allem Anscheine nach freies, nicht aus der Zerstörung des Früheren in zweiter Bildung hergestelltes, sondern unmittelbar aus dem Schoße der Natur neu und jung erblühendes Leben der Menschheit, ja eine gleichsam noch unverhärtete Seelengestalt in Wort und That und das überall sonst nur als vollendet und sertig zu Beobachtende im Entstehen uns offen. Darum ist auch in diesen Hymnen nicht allein für die ihnen folgende Entwickelung der Inder, noch auch für die zum Theil auf gleicher Wurzel ruhende der sämmtlichen verwandteu Völker der Schlüssel des Verständnisses zu sinden, sondern bei der Natureinheit, die wir in dem gesammten Entfaltungsgange unserer Gattung erkennen, zugleich für die Schöpsungen aller spernlativen Kraft auf Erden oder für den ganzen Inhalt der Vernunft d. i, für ihre dauernden Erwerbungen seit der Epoche, da sich überhaupt unter den Menschen zuerst Ueberzeugungen aus festgehaltenen Wahrnehmungen formten und ein vielfältiges Meinen, Glauben oder Wissen möglich wird*)."

*) Geiger, Ursprung nnd Entwickelung der menschlichen Sprache nnd Vernunft 1, S. IIS,

„Das Auftreten der Sprachsorschung, als einer selbständigen, von allen praktischen und äußerlichen Zwecken losgelösten Wissenschaft, am An-, fange dieses Iahrhunderts, einer Wissenschaft von den vorhistorischen Zuständen der Kölker, ist ein großes für die Geschichte der Menschheit unglaublich wichtiges Ereigniß. Die Sprachvergleichung stürzte die bisherigen, sehr dunkeln Vorstellungen von den ältesten Völkerbildungen und Wanderungen völlig um. Man lernte zwischen verwandten und nicht verwandten Böllern unterscheiden und erlangte ein weit sichereres und feineres Mittel für die Eintheilung der Menschheit in Stämme, als naturhistorische Kennzeichen bis dahin an die Hand gegeben hatten. Man sah in weiter, schwindelnder Ferne der Urzeit die Hosfnung ans eine bestimmte Kenntnis; von Zuständen eines Alterthums winken, über dessen bloßes Dafein bisher alle Geschichte geschwiegen hatte*)."

Eine so vollkommene Uebereinstimmung zweier der seltensten Geister unseres Iahrhunderts, ein solcher faft gleichlautender begeisterter Hinweis aus den neuen mächtigen Quell der Erkenntniß, welcher, von den Meisten übersehen, aus ungeahnter Tiese in unser Zeitalter hervorbrach, läßt deutlich erkennen, um welchen hochwichtigen Gegenstand es sich handelt, um nichts Geringeres nämlich, als um die Entwickelungsgeschichte der Menschheit, um die Lösung des uralten, größten, heiligen Räthsels, eine Lösung, die zum ersten Male als möglich sich darstellte durch die Ergebnisse der vergleichenden Sprachwissenschaft, durch die in den Wortnnd Begriffsgenealogien aufbewahrte wunderbare Kunde von einer uralten Vorzeit des menschlichen Gedankens, von dem Werden, Wachsen nnd Reisen der hohen, einzigen Auszeichnung des Menschen, die alles Uebrige möglich machte und erklärt, seiner Vernunft nnd Sprache

Wer den Menschen erklären will, der muß vor Allem das Menschliche verstehen; er muß den Punkt kennen, auf den es ankommt nnd von dem alles Uebrige herzuleiten ist. In der Sprache liegt das Räthsel geborgen; wer es anderswo suchen wollte, der wäre betrogen.

Also Entwickelungslehre der Menschheit ist Max Müllers Ziel und Lebensaufgabe; er suchte sie aber da, wo sie allein zu sinden und herzuleiten ist, in dem Geistigen, dem Denken, d, h. der Sprache. Die Frage nach deni Ursprunge, dem Keime, der ersten Entstehung dieser wunderbaren Gabe ließ er einstweilen noch osfen oder unbeantwortet; ihm galt es, als Sprachsorscher, mit dem Material, das die Sprachstudien darboten, sich Wege zu bahnen in eine Vorzeit, die bisher von dichtester Nacht eingehüllt war, und erst wenn die ältesten Menschenzustände, wie sie in dem Licht der Sprachsorschung sich darstellten, unserem Auge in schärferen Contonren erschienen, dann, dachte er, könnte auch

*) Geiger, Ursprung der Sprache S. 1K.

das Jenseits der Berge, wo der Faden der Sprache abreißt, rechtmäßig und mit größerer Aussicht auf Erfolg, von anderer Seite explorirt werden.

Das Problem des Geistes in seiner ganzen Tiese verstehen, dasselbe mit dem wahrsten Erzeugnisse, dem Körper des Geistes prüsen und bis in die letzten Wurzeln verfolgen: man sollte meinen, so besonnene und klare Vorschläge müßten sich der Billigung und des Dankes aller Einsichtsvollen erfreuen. Aber im Getöse des Kampfes, in der Hitze der Leidenschaften verhallen vernünftige Reden und so wurde denn von hestigen Darwinisten, die, wie dies bei Jüngern stets der Fall, weit über das vom Meister gesteckte Ziel hinausschossen, ein Feldzug gegen Max Müller organisirt, bei welchem dieser nnd jener Sprachsorscher auf den Schild erhoben, aber durch die vernichtende Entgegnung des Angegriffenen alsbald zum kläglichsten Rückzuge gezwungen wurden.

Wie edel und groß gegenüber diesen leidenschaftlichen Angriffen lauten nicht die Worte, mit welchen Max Müller seine Verwahrung gegen die voreiligen Schlüsse und Ueberstürzungen der Hyper-Tarwinisten einleitete, und in denen er nur das eine Jnteresse, das alle wissenschaftlichen Kämpfer beseelen sollte, als maßgebend und entscheidend voranstellte:

„Die Frage ist nicht, ob die Ansicht, daß so weit anseinanderstehende Wesen, wie ein Mensch, ein Affe, ein Elephant, ein summender Vogel, eine Schlange, ein Frosch nnd ein Fisch von denselben Eltern abstammen

konnten, monströs ist, sondern einzig und allein: ob sie wahr ist. Wenn sie wahr ist, so werden wir uns bald daran gewöhnen. Berufungen auf den Stolz oder die Demuth des Menschen, auf wissenschaftlichen Muth oder religiöse Frömmigkeit sind dabei von gar keinem Belang." (Vorlesungen üb. Wissensch. d. Spr.)

Jch glaube in dem Vorausgehenden die Stellung, welche Max Müller zu der Entwickelungstheorie und speeiell zu dem Darwinismus einnimmt, wenn auch in sehr allgemeinen Umrissen, doch klar genug bezeichnet zu haben. Er trennt sich von den Anhängern Darwins, er tritt ihnen kritisch entgegen, wo diese, das wahre Charakteristieum des Menschen, seine Vernunft und Sprache übersehend oder leichthin abthuend, äußere Ursachen und Formübergänge für ausreichend halten, um als wissenschaftliche Erklärung des größten Wunders und Räthsels der Schöpfung zu gelten. Wie einseitig eine solche Ansicht ist, hat auch Lazar Geiger mit Entschiedenheit betont: „Wir können von dem Knochengerüste und vielleicht der ganzen äußeren Erscheinung einer untergegangenen Thierspeeies durch geologische Fnnde eine Anschauung gewinnen; wir können aus Schädelresten auf ein unvollkommener entwickeltes Menschengeschlecht der Urzeit allgemeine Schlüsse ziehen; doch über die Art, wie der Kopf gedacht haben mag, dessen Trümmer sich in dem Neanderthale als Problem für die Gegenwart aufbewahrten, möchte es schwer sein, sich aus seinem Anblicke irgend eine Vorstellung zu bilden.*)"

„Glücklicherweise/' fährt der geniale Denker fort, „hat auch die Geschichte des Geistes ihre urweltlichen Reste, ihre Ablagerungen und Versteinerungen anderer Art; sie bieten lehrreichere Ausschlüsse, als man zu glauben geneigt sein sollte; sie führen, sorgfältig verfolgt, zu vielleicht unerwarteten, allein, wie ich glaube, darum nicht weniger sicheren Ergebnissen."

Die Erleuchtung des ungeheuren Hintergrundes unserer Vergangenheit, der Vergangenheit des menschlichen Geistes, wie er in der Sprache gebunden ist und durch die Wissenschaft entsiegelt werden kann, das ist die Lebensaufgabe, das hohe Ziel aller Bestrebungen Max Müllers. Er selber spricht sich deutlich genug darüber aus**):

„Ieder Mensch macht sich seinen Lebensplan, jeder Gelehrte muß zu einer Armee gehören und einen Schlachtplan im Kopfe führen, der ihn bei der Wahl seines eigenen Marsches bestimmt und leitet. Ich gehöre zu denen, die mit Pope sagen: „1'ks proper stu6^ ok raanKin6 i< iusu", und als ich mir die Frage stellte, was die richtige oder wenigstens die fruchtbarste Methode des Menschenstudiums sei, so bildete sich bald bei mir die Ueberzeugung aus, daß, um zu wissen, was der Mensch ist, wir vor allen Dingen beobachten und feststellen müssen, was der Mensch gewesen und wie er das geworden, was er ist.

III.

Sprache und Vernunft.

OriAin ok speeies! war das Zauberwort, mit welchem Darwin die Gemüther bewegte, die so lange schlummernde oder vielmehr unter der Asche glühende Frage, ob denn die Dinge und insbesondere die organischen Wesen von jeher so gewesen, oder ob sie einmal entstanden, natürlichen Ursachen und welchen ihr Dafein, ihren Ursprung verdankten, zu hellen Flammen anfachte.

Diese Frage, auf den naturwissenschaftlichen Boden verpflanzt und mit dem Aufgebot des bis dahin angesammelten, ungeheuren Beobachtungsmaterials zu lösen versucht, brachte den nicht hoch genug anzuschlagenden Vortheil, daß das philosophische Denken, die deduetive Methode wieder an die Stelle des reinen Empirismus trat, welcher ja, namentlich als Reaetion gegen die Orgien der Naturphilosophie, gleichsalls seine hohe Berechtigung hatte, wie er denn als exaete Methode der Sinneswahrnehinung stets den unentbehrlichen, festen Boden aller Naturwissenschaft bildet.

Zur Entwickelungsgeschichte der Menschheit S, 45,
'*) Ueber alte Zeiten und alte Menschen. Vortrag, S, 19«.

Was das Wesen der Speeles ausmacht, das ist, wie schon der Name besagt, das Speeielle d. h. das Besondere. Das Besondere sondert sich aus von dem Allgemeinen, wird selbständiger, eigenartiger, gewinnt mit anderen Worten an Charakter, an Individualität. Aufgabe der Entwicklungslehre ist demnach, an der Hand der historischen Forschung alles Besondere, bei den organischen Lebewesen also die Arten, zurückzuführen auf immer allgemeinere Dafeinsformen, den Strom der Entwickelung von der heutigen unendlichen Mannichfaltigkeit des Gegebenen und Bekannten aufwärts zu verfolgen bis zu seinen ersten Anfängen, soweit diese der stets beschränkten menschlichen Vernunft überhaupt erreichbar sind, als letztes Ziel jenen im Grauen unermeßlicher Vergangenheit sich bergenden Zeitpunkt zu erstreben, da zuerst unser Weltsystem, eine riesige Dunstkugel, hervorbrach ans dem Todesschlummer des Allgemeinen und Einen und die erste Veranstaltung sich vollzog, aus der nachmals der Wille zum Leben sich in den unzähligen individuellen Wesen zu den Freuden und Leiden des vergänglichen Dafeins emporrang.

Inmitten dieses ungeheuren Werdegangs, der unsere Phantafie mit bangem Staunen erfüllt, während doch wieder Alles so still und geräuschlos sich vollzieht, daß unsere Vernunft des festen, eansalen Zusammenhangs bewußt, der jeden Zeitmoment des Geschehens und Werdens mit dem unmittelbar vorhergehenden nnd nachsolgenden verbindet, zu der Ansicht sich gedrängt fühlt, es geschehe Alles nach strengen, unentrinnbaren Gesetzen der Nothwendigkeit, sehen wir eine Stelle aufleuchten, die das heilige Mysterium einer neuen Gattung birgt, welche zu höherer Freiheit, Bewußtheit und Vollkommenheit berufen, eine Ausnahmestellung inmitten der ganzen übrigen Natnr einnimmt, da mit ihr das Reich des bewußten Geistes und des nach eigener Wahl und Voraussicht geordneten Lebens gegründet wird.

Diese Gattung ist die Menschheit, das aufdämmernde Licht, das ihren Eintritt in die Welt bezeichnet, die Vernunft. Der Gegensatz zwischen dieser und dem, was uns etwa bei den übrigen Wesen Analoges begegnet, ist so stark, daß wir stets bereit sind, Aeußerungen der letzteren Art mit dem Namen Naturtriebe oder Instinete kurzerhand abzuthuu. Damit ist freilich nicht viel mehr gegeben, als ein Wort, bei welchem man sich alles Mögliche denken und nicht denken kann.

Die Vernunft, das Geistesleben des Menschen ist mithin eine neue Speeies, die ihres Gleichen nicht hat unter allen Naturwesen, eine Besonderung, deren Herleitung aus natürlichen, allgemeineren Ursachen von jeher als das größte, schwierigste, aber auch wissenswürdigste Problem galt, mit welchem nur die Frage nach dem Ursprung der organischen oder Lebewesen sich messen kann.

Auch dem Vernunft-Leben und Werden muß das große Gesetz der fortschreitenden Individualisirnng nnd Besonderung, welches allein im Ztande ist, den unaufhaltsamen Fortgang der Weltentwickelung zu erleuchten und verständlich zu machen, zu Grunde liegen.

Das, wodurch die Funetionen der Vernunft sich vollziehen, ihr inneres organisches Gewebe, das Mittel, wodurch die ganze äußere und geistige Welt besaßt, gesormt und ausgedrückt wird, sind jene geheimnißvollen Wesen, die bisher der Gegenstand des Studiums aller gesunden Philosophie gewesen sind, welche bald mit dem platonischen Worte Ideen, bald Notionen, meist aber ovnosptus oder Begriffe genannt werden. Sie sind ausschließliches Eigenthum des Menschen, kein Thier vermag jemals derselben theilhaftig zu werden. Es ist daher krafse Verkennung des Wesens der Sache oder schnöder Mißbrauch der Sprache, wenn die modernen Materialisten von dem „Denkvermögen der Thiere" reden.

Begrisfe werden nur möglich durch Worte. Der Laut, das Wort ist der Körper des Begrisfs; die Sprache also die äußere Seite, der Körper des Gedankens, der Vernunft. Ungeschieden war demnach noch das wesentlich Eine, welches aber von zwei Seiten, der äußeren und der inneren, betrachtet werden kann, in der Auffafsung der Griechen, welche Denken und Sprechen mit Einem Worte, ^0705, bezeichneten.

Es gibt gewisse Wahrheiten, die auf frühen Stufen der Entwickelung dem naiven Denken unmittelbar gewiß nnd bewußt sind, die aber nachmals in dem Zeitalter der Reflexion vermöge eines eigenthümlich einseitigen Entwickelungsgangs, den das Denken genommen hat, verloren gehen und zu deren Wiederentdeckung dann gewöhnlich große Geistesanstreiiguug nöthig ist. Zu diesen Wahrheiten gehört auch die große, wichtige, bedeutungsvolle, daß das Denken sich nur durch Worte vollzieht, daß ohne Sprache ebenso wenig ein Denken, als ohne Denken eine Sprache möglich ist.

Ich sagte, daß diese Wahrheit der kindlichen Denkweise der Naturvölker unmittelbar bewußt ist. Ich führe als Beleg den pittoresken Ausdruck der Polynesier an, für welche nach Farrar Denken soviel ist als „Reden im Bauch" (d. h. im Inneren). Aber auch der göttliche Platon wußte seineir Sokrates keine andere Dessinition geben zu lafsen. „Was verstehst Du unter Denken?" fragt Theätetns.*) Sokr.: „Ein Gespräch, das die Seele über die Objerte ihrer Betrachtung mit sich selber führt. Freilich theile ich Dir das mit, ohne es zu wissen. Denn wenn sie denkt, thut sie, wie mir scheint, nichts Anderes, als sie unterredet sich, fragt sich selbst und antwortet, bejaht und verneint."

Und wodurch ist denn diese instinetive Gewißheit der Menschheit verloren worden? Dadurch, daß in dem Zeitalter der Reflexion und des Schematismus man sich daran gewöhnte, dem Begriffe oder Gedanken als Innerem oder Geistigem das Wort als Lautgebilde entgegen zu stellen. Nun gewann der Irrthum immer mehr Boden, daß die Begriffe das

prius seien, daß sie unabhängig vom Worte schon ein Dafein in dem Menschengeiste hätten und daß die Worte nur das Zeichen, der Ausdruck jener selbständig vorhandenen Wesen seien. „Die Philosophen haben von jeher der Wahrheit dadurch einen Scheidebries gegeben, daß sie dasjenige geschieden', was die Natur zusammengesügt und umgekehrt," sagt Hamann.

„Der Ursachenbegriff," sagt Goethe, „ist die Quelle unendlichen Irrthums." Sieht man genauer zu, so sindet man, daß dieser Satz auf alle Fundamentalirrthümer paßt, in welche der Menschengeist sich seit Iahrtausenden verstrickt sieht und aus welchen er vergeblich Erlösung sucht, so lange er nicht die tiese, metaphysische Wurzel derselben erkannt hat. „Der Körper ist die Ursache des Geistes," wiederholen seit Demokrit und Epikur gläubig alle Materialisten; sie können eben nicht verstehen, daß nur zwischen gleichen qualls, ein Ursachenverhältniß obwalten kann, daß dasselbe aber auf das Untrennbar-Eine niemals angewandt werden darf. „Der Geist ist Ursache der Körper," sagen seit Platon alle Idealisten, und eS bleibt ihnen keine andere Wahl, als die Welt entweder als ein Phantasma, ein Geschöpf ihrer eigenen Einbildung aufzufafsen oder die Kluft zwischen Geist nnd Körper durch allerlei Kunststücke, wie oovoursus elivinus, präftabilirte Harmonie in kühnem Wagnisse zu überbrücken. Dagegen tragen Spinozas Monismus, Kants Kritik der Vernunft uud Schopenhauers Willenstheorie das erlösende Wort in ihrem Schoße, weil diese mächtigen Denker die Welt und die Erkenntniß derselben in ihren metaphysischen Voraussetzungen zum Gegenstand ihrer Betrachtungen machten.

Sobald man von Einer Seite der Dinge ausgeht uud die andere nach dem Ursachenverhältniß daraus herleiten will, geräth man in unlösbare Widersprüche; der eirenlus vitiosus ist unvermeidlich. Derselbe hat sich denn auch bei der Erklärung der wichtigsten, der wahrhaft menschlichen Eigenschaft des Menschen alsbald eingestellt. In unaufhörlichem Wirbel dreht sich das Rad des Ixion, indem es bald heißt: „Vernunft, darum Sprache," bald „Sprache, darum Vernunft." Daß beide, ratio st, oratio, eins und dasselbe Wesen sind, daß sie nur nach den Gesichtspunkten, der Auffafsung verschieden, bald die innere geistige, bald die äußere körperliche Seite eines Monon darstellen, diese Wahrheit, so bestimmt und überzeugend sie auch von den bedeutendsten Denkern der letzten fünzig Iahre ausgesprochen worden ist, hat noch kaum Wurzel geschlagen in den Geistern, die sich die Enträthselung des großen Problems des Menschengeistes zum sveriellen Studium erwählt, geschweige denn in dem Denken der allgemein Gebildeten.

Der mächtigste Vorkämpfer dieser Idee ist Max Müller. Wie einst der große Schüler Spinozas, Goethe, das monistische Grunddogma aussprach mit den einfachen, jeden Zweisel, jedes Mißverständniß ausschließenden Worten: „Kein Geist ohne Stosf, kein Stoff ohne Geist/' so sagt Müller ebenso bestimmt und unzweideutig*): „^Vitkout spssek no ressov, witkout resson no spseok. Es ist seltsam zu beobachten, mit welchem Widerstreben viele Philosophen diesen Satz einräumen, und wie sie dieser Folgerung auszuweichen bemüht sind, Alles selbst wieder eine Folge des Einflusses der Sprache, die in den meisten neueren Dialeeten zwei Wörter, eins für Sprache und ein zweites für Vernunft hervorgebracht hat und die auf diese Weise den, der sie spricht, zu der Annahme verleitet, daß zwischen den beiden ein wesentlicher Unterschied und nicht blos eine formale Differenz vorhanden sei."

Weiter sagt er, an scharfsinnige Bemerkungen Lockes anknüpfend, der, wie es scheint, als der erste vor Herder auf den unlöslichen Zusammenhang von Sprechen und Denken aufmerksam gemacht und darum als Heilmittel der Vernunft eine ernsthafte Kritik der Worte verlangt hatte, damit nicht immer mit unverstandenen Redensarten die Hörer und der Redende selbst irre geleitet würden: „In allen diesen Bemerkungen liegt unzweiselhaft viel Wahres, dennoch ist es, streng genommen, ebenso unmöglich, Worte ohne Gedanken zu gebrauchen, als ohne Worte zu denken. Selbst diejenigen, welche in's Blaue hinein über Religion, Gewissen :e. schwatzen, haben doch wenigstens einen vagen Begriff von der Bedeutung der Worte, die sie gebrauchen, und wenn sie aufhören wollten, mit den von ihnen geäußerten Worten irgendwelche Idee, so unvollkommen und falsch sie auch sein möge, zu verbinden, so könnte man von ihnen nicht länger sagen, daß sie sprächen, sondern nur, daß sie ein Geräusch machten. Dafselbe sindet statt, wenn wir unfern Satz umkehren. Es ist möglich, ohne Sprache zu sehen, wahrzunehmen, die Dinge anzustarren; aber ohne Sprache können selbst so einfache Vorstellungen, wie weiß oder schwarz, auch nicht einen Augenblick realisirt werden."

Alle Unklarheit und Verwirrung, alle in's Unendliche sich fortspinnenden Streitigkeiten, ob man nicht auch den Thieren, den noch sprachlosen Kindern, den ungebildeten Taubstummen Vernunft und Denkvermögen zuschreiben müsse, sind bloße Wortstreitigkeiten und rühren daher, daß man mit diesen Worten nicht den bestimmten, klaren, nur ihnen zukommenden Begriffsinhalt verbindet, sondern sie in einer allgemeinen, nebelhaft verschwimmenden Weise gebraucht. „Ein Kind weiß ebenso gewiß, ehe es noch sprechen kann, einen Unterschied zwischen füß und bitter zu machen, als es später (wenn es zu sprechen anfängt) weiß, daß Mermuth und Zucker nicht dieselbe Sache sind. Das Kind empfängt die sinnliche Empsindung der Süßigkeit; es erfreut sich derselben, es erinnert sich an dieselbe, es wünscht sie wieder herbei; aber es weiß nicht, was füß ist; es ist in seine Empsindungen, in seine Freuden und Er

innerungen versunken, es kann nicht von oben herab auf dieselben blicken'*), es kann nicht über dieselben urtheilen, es kann nicht von ihnen sprechen.**)

Aehnlich sagt Lazar Geiger: „Wodurch entsteht z. B. ein Begriff, wie roth? Zu sehen, daß Blut roth ist und Milch weiß, mag leicht fein. Aber die Rothe des Blutes von dem Gesammteindrucke zu abstrahiren, an einer rothen Beere wieder denselben Begriff aufzusinden, die rothe Beere bei ihrer sonstigen Verschiedenheit mit dem rothen Blute, die weiße Milch mit dem weißen Schnee in dieser einen Beziehung zufammenzufafsen — das ist etwas ganz Anderes, das thut kein Thier; denn dies eben ist Denken."***)

Wir gelangen also zu dem scheinbar paradoxen Satze: Die sogenannten allgemeinen Begriffe sind etwas Besonderes; etwas der menschlichen Vernunft ausschließlich Eigenthümliches; sie umfafsen und begreisen die ganze Welt, sowie dieselbe in das Erkenntnißvermögen des Menschen einzieht; sie vermögen aber nur durch ihre körperlichen Aequivalente, die sinnvollen Laute oder Worte, realisirt zu werden. Die Sprache ist nicht das Kleid, sie ist der Körper der Vernunft. WitKout speecK n« resson, vitKout resson uo speeeK.

Es dürfte demnach nicht schwer fallen, einzufehen, warum bis jetzt alle Versuche, die menschliche Vernunft zu erklären, ein besriedigendes pfychologisches und erkenntnißtheoretisches System aufzuftellen, gescheitert sind. Es kommt dies daher, weil man eben die menschliche Vernunft als das Absolute, nicht weiter zu Erklärende auffaßte; weil man es vermied, in ihrer Geschichte, ihrer Vergangenheit die gewünschte Aufklärung zu suchen, während man doch in der vergleichenden Sprachsorschung, als welche nichts anderes ist als das Studium der Geschichte eben dieser Vernunft, ein unschätzbares Werkzeug zur Erreichung des heiß ersehnten Zieles besaß. Reißt man ein beliebiges Thier aus der Kette des Zusammenhangs der lebenden Wesen, betrachtet es für sich — es bleibt ewig ein unauflösliches Räthsel. Als Glied einer voranschreitenden Entwickelungskette dagegen sindet es seine Erklärung in Allem, was ihm vorangegangen, in einer unermeßlichen Vergangenheit.

Es gilt also, dasselbe, was Darwin für die Organismen gethan hat, auch auf jene organischen Gebilde zu übertragen, welche wir menschliche Begrisfe, Vernunfteoneeptionen oder Worte nennen. Es handelt sich

Diesen Gedanken habe ich ausgesprochen mit den Worten: „Die Sprache gibt dem Menschen einen Standpunkt außerhalb und über den Dingen", und habe ihn ausführlich begründet in meiner Schrift: „Einleitung und Begründung einer monistischen Erkenntnißtheorie" S, 9b ff.

Max Müller, I. v. S. 77.

L. Geiger, Ursprung der Sprache S, 110,

demnach um eine neue Origin ok speeies. Jeder Begriff, jedes Wort, das im Laufe der Entwickelung sich einstellt, ist ein Neues, Besonderes, ein mehr Speeialisirtes und Jndividualisirtes, welches niemals durch sich begriffen, nicht als durch Aenersti« ae^uivoes, aus dem Nichts hervorgebrochen gedacht werden darf, sondern welches, als ein neues Vernunftelement, aus früheren Elementen in einer ununterbrochenen Filiation entstanden, jene innere Geisteskraft, die wir Vernunft nennen, erhöht, steigert, bereichert und zugleich als Erklärungsprineip, als Wahrzeichen und Denkstein des Wachsthums dieser Vernunft, den dichten Schleier des Geheimnisses, in welchen diese eingehüllt ist, um ein wenig lichtet. Auf diesem Wege und in dieser Weise rückschreitend in die Vergangenheit, gelangen wir zu einfacheren und stets einfacheren Elementen, welche dem Elementarzuftande der Vernunft entsprechen, bis wir endlich durch das Licht der Sprachsorschung im Verein mit deduktivem, philosophischem Denken in kühnem Wagnisse jenem engen Kreise zustreben, wo es kein Denken und kein Sprechen mehr gibt, wo demnach Wiege und Ursprung der Vernunft zu suchen ist.

Die Etymologie oder Wurzelsorschung, eine Wissenschaft, welche durch deutschen Fleiß gegründet und herrlich ausgebaut, Stolz und Freude unseres idealen Bestrebungen sonst scheinbar ganz entfremdeten Jahrhunderts ausmacht, darf daher den Anspruch erheben, mit den in ihr geborgenen Schätzen uns die wichtigsten, überrafchendsten Aufschlüsse über unser eigentliches Wesen, unsere Vorgeschichte und den Weg, auf welchem der Menschengeist zu seiner heutigen Kraft, Klarheit und Vollkommenheit gelangt ist, an die Hand zu geben.

Jn der Sprache ist uns ein wunderbarer Spiegel der Vergangenheit unseres Geschlechts, seiner äußeren Zustände und Erlebnisse erhalten; in uralte Nacht, aus welcher sonst kein Zeugniß zu uns herabdringt, wirft die Sprachsorschung ihre Lichtstrahlen. Jn dieser Hinsicht ist ihre würdige Schwester die Paläanthropologie, die Wissenschaft vom prähistorischen Menschen; denn auch an Wohnungen, Werkzeugen, Waffen und Geräthen haftet der menschliche Gedanke, tritt er in die Erscheinung, spricht er auch heute noch zu dem verständnißvollen, empfänglichen Sinne des Forschers. Deutlichere, viel werthvollere Kunde aber ist uns in den Worten, den vestiges ok 1anAus,Ae erhalten, denn diese reichen in eine Zeit, wo selbst der Faden der prähistorischen Forschung abreißt, wo der Mensch ohne Werkzeug, ohne Feuer, ohne alle jene Einrichtungen war, die wir als nothwendige Attribute der Menschheit zu betrachten gewohnt sind.

„Es liegt ein hoher Zauber darin," sagt Max Müller*), „die verschiedenen Wandlungen der Form und Bedeutung an den Wörtern zu beobachten, indem diese den Ganges oder die Tiber hinab sich in den

großen Oeean menschlicher Sprachen ergossen. Im achten Iahrhundert vor Chr. war die lateinische Mundart noch auf ein kleines Gebiet beschränkt. Sie war nur eine einzelne Mundart aus der Menge derer, die in den verschiedenen Theilen Italiens gesprochen wurden. Aber sie wuchs kräftig empor, sie wurde zur Sprache Roms und der Römer. . . . Sie wurde zur Sprache des Gesetzes und der Regierung in den eivilisirten Theilen Nordafrikas und Asiens und wurde durch die Verkünder des Christenthums nach den fernsten Theilen des Erdballs getragen. Sie verdrängte in ihrem siegreichen Vorrücken die alten einheimischen Mundarten Galliens, Spaniens und Portugals; sie versuchte zwar vergebens die lebensvollen Idiome der germanischen Stämme zu vernichten, aber sie ließ doch auf ihrer Oberfläche eine dichte Ablagerung fremder Wörter zurück und lieserte so die größere Hälfte im Wortschatze faft aller eivilisirten Völker der Welt. Wörter, welche zuerst im Munde italischer Schäfer erklangen, werden jetzt von den Staatsmännern Englands, den Dichtern Frankreichs, den Philosophen Deutschlands gebraucht und das ferne Echo ihrer Schäfergespräche kann im Senate zu Wafhington, in der Kathedrale von Caleutta und in den Ansiedelungen auf Neuseeland gehört werden."

„Wir erkennen so, wie die Sprachen die Geschichte der Nationen abspiegeln und wie faft jedes Wort, gehörig zergliedert, uns von vielen wechselvollen Schicksalen erzählen kann, welche es auf seinem Wege von Mittelafien nach Indien oder nach Persien, nach Kleinafien, Griechenland und Italien, nach Rußland, Deutschland und Gallien, den britischen Inseln, Amerika und Neuseeland durchzumachen hatte; in der That merkwürdige Schicksale, welche es vielleicht auf seinen weltumfafsenden Wanderungen sogar nach Indien und den Thälern des Himalaya, von denen es vor Iahrtausenden ausging, zurückführen. Manches Wort hat so die Reise um die Welt gemacht und wird sie vielleicht immer wieder und wieder machen. Denn obgleich sich die Worte in Klang und Bedeutung in solcher Ausdehnung verändern, daß nicht ein einziger Buchstabe derselbe bleibt und ihre Bedeutung geradezu in das Gegentheil der ursprünglichen umschlägt, so ist es doch wichtig zu beobachten, daß seit dem Anfange der Welt zu den wesentlichen Bestandtheilen der Sprache ebenso wenig irgend etwas Neues hinzugesügt worden ist, wie zu den wesentlichen Elementen der Natur. Es sindet ein beständiger Wechsel in der Sprache statt, ein Kommen und Gehen der Wörter, aber Niemand kann je ein gänzlich neues Wort ersinden. Wir sprechen in jeder Hinsicht ihrem Wesen nach dieselbe Sprache wie die Urväter unseres Geschlechts; von der wissenschaftlichen Etymologie geleitet, können wir von Iahrhundert zu Iahrhundert durch die dunkelsten Perioden der Weltgeschichte hindurchgehen, bis uns der Sprachenstrom, auf dem wir selbst dahintreiben, zu jenen fernen Regionen zurückträgt, wo wir die Gegenwart unserer frühesten Vorväter zu fühlen und die Stimme der erdgeborenen Söhne Manns zu hören meinen."*)

Aber nicht nur die Geschichte der äußeren Welt, der, wenn ich so sagen darf, materiellen Zustände der Vorzeit des Menschengeschlechts spiegelt sich in der Sprache und ihren von der Wissenschaft sorgfältig unterschiedenen und durchforschten Schichten; viel bedeutungsvoller ist sie uns als Spiegel, als Doeument des Fühlens, Denkens und Empsindens einer längst zu Staub zerfallenen Vorwelt; und in dieser Hinsicht steht die Sprachsorschung einzig da und bedarf weder der Hülfe einer anderen Wissenschaft, noch darf sie einer anderen die Berechtigung zu diesem ihr allein vorbehaltenen Werke zugestehen.

Die Sprachgeschichte ist, wie ich bereits sagte, die Entwickelungsgeschichte der menschlichen Vernunft selbst. In dieser Hinsicht haben wir von der Sprachsorschung unschätzbare Aufschlüsse über die Vergangenheit der Vernunft, aber auch zugleich eine erlösende, besreiende Wirkung durch Beseitigung unsäglichen Irrthums und Leidens, die durch Wortverwirrung und Unklarheit des Denkens beim Gebrauche der Worte über die Menschheit gebracht worden, zu erwarten. Ich lafse wieder Max Müller reden:

„Wer den Einfluß, welchen Wörter, bloße Wörter auf den menschlichen Geist ausgeübt haben, genau verfolgen wollte, würde zugleich eine Weltgeschichte schreiben, welche uns wol mehr lehren würde, als irgend eine, welche wir besitzen."**)

„Ich spreche hier nicht von jenem sehr handgreiflichen Mißbrauch der Sprache, wenn Schriststeller, anstatt ihre Gedanken reis werden zu lafsen und sie dann gehörig zu ordnen, uns mit einem Schwulste harter, schieser und räthfelhafter Ausdrücke und Phrafen überschütten, welche von ihnen selbst, wenn nicht von Anderen, für tiese Gelehrsamkeit und höchste Leistung der Speeulation gehalten werden. Dieses Allerheiligste der Unwissenheit und Anmaßung hat feinen Nimbus so ziemlich eingebüßt und Gelehrte oder Denker, welche das, was sie sagen wollen, nicht in guter logischer Form und verständlich sagen können, haben in dieser unserer Zeit wenig Aussicht, für die Verwahrer geheimnißvoller Weisheitsschätze gehalten zu werden. Li non vis int,s11i»i, äsdes neAliAi. Ich denke vielmehr an Wörter, welche Iedermann gebraucht und welche so klar und verständlich zu sein scheinen, daß es fast wie eine Keckheit aussieht, sie vorzufordern und zur Rechenschaft zu ziehen. Dennoch ist es merkwürdig zu beobachten, wie veränderlich die Bedeutung der Wörter ist, wie sie von Iahrhundert zu Iahrhundert wechselt, ja wie sie selbst im Munde fast jedes Sprechenden sich leise abschattirt. Ausdrücke wie Natur, Gesetz, Freiheit, Nothwendigkeit, Körper, Substanz, Materie, Kirche, Staat,

Offenbarung, Eingebung, Erkenntniß, Glaube, werden in dem Wortkriege hin- und hergeworfen, wie wenn Ieder sie kennte und in demselben Sinne gebrauchte, während doch die meisten Menschen diese Ausdrücke in ihrer Kindheit auflesen, indem sie mit den unbestimmtesten Ausdrücken anfangen, dann von Zeit zu Zeit etwas mehr hineinlegen, vielleicht auch ebenfalls auf's Gerathewohl manche Irrthümer verbessern, aber niemals, so zu sagen, sich ein sicher angelegtes Worteapital bilden, niemals geschichtliche Forschungen über die Ausdrücke anstellen, mit denen sie so frei umspringen, sich niemals ihrer Bedeutungen nach Inhalt und Umfang im Sinne einer logischen Desinition versichern. Es ist häusig gesagt worden, daß die meisten Streitfragen sich um Worte drehten. Das ist gewiß wahr, aber es schließt noch weit mehr ein, als es scheint. Wortstreitigkeiten sind nicht, wosür man sie bisweilen hält, blos geringfügige formelle, äußerliche oder zufällige Streitigkeiten, die man durch eine Erläuterung oder einen Hinweis auf Iohnsons Wörterbuch schlichten könnte. Es sind Streitigkeiten, welche aus der mehr oder weniger vollkommenen, vollständigen und richtigen Auffafsung der den Worten beigelegten Begriffe entstehen; der Geist ist es, der auf immer neue Schwierigkeiten stößt, nicht

etwa die Zunge allein."

„Hier eröffnet sich," fährt M. Müller fort*), nachdem er an zahlreichen, wohlgewählten Beispielen gezeigt, wie seltsamen Selbsttäuschungen die Vernunft durch ihre eigenen Schöpfungen, die Worte, ausgesetzt gewesen, „dem Sprachsorscher ein weites Feld. Sein Geschäft und Amt ist es, die Urbedeutung jedes Wortes aufzuspüren, seine Geschichte, seine Formund Bedeutungswechsel in den philosophischen Schulen oder auf dem Markte und im Gerichtshose zu verfolgen. Er hat zu zeigen, auf welche Weise häusig verschiedene Begriffe unter demselben Worte zusammengesaßt oder derselbe Begriff mit verschiedenen Ausdrücken bezeichnet ivird . . . Eine Geschichte solcher Ausdrücke, wie wissen und glauben, endlich und unendlich, wirklich und nothwendig, würde mehr als irgend etwas sonst zur Klärung der philosophischen Atmosphäre beitragen."

Eine historische Kritik der Worte ist allein im Stande, uns eine empirische Kritik der menschlichen Vernunft zu geben. Diese von M. Müller klar erkannte und gestellte Aufgabe berechtigte ihn zu dem tiesen, bis jetzt so wenig verstandenen Ausspruche: „Alle künftige Philosophie wird ausschließlich Sprachphilosophie sein."

Iede große, im Zeitbewußtfein gereiste Wahrheit, wenn sie schon in Einem genialen Haupte zum ersten Male in voller Klarheit aufleuchtet, von Einem beredten, wahrheitglühenden Herzen zum ersten Male mit der vollen Kraft der Ueberzeugung ausgesprochen wird, tritt dennoch niemals urplötzlich wie eine Schöpfung aus dem Nichts in die Welt hervor. Nicht

selten geschieht es, daß zwei Geistesverwandte, ohne von einander zu wissen, den nämlichen Gedanken gleichzeitig aussprechen. Die Geschichte der Wissenschaften weist mehr als ein Beispiel dieser Art auf, von dem NewtonLeibnizschen Prioritätsstreit bis auf die Entzifferung der Hieroglyphen, von der Entdeckung des Sauerstoffs bis auf die Formulirung des Prineips der Erhaltung der Kraft, welches in neuester Zeit so viel Staub aufgewirbelt hat, nun aber mit Recht den Namen des bescheidenen, großen Denkers Robert Mayer trägt. So hat denn auch unabhängig von Max Müller der mehrgenannte Lazar Geiger das erlösende Wort aller künftigen Philosophie „eine empirische Kritik der menschlichen Vernunft durch Kritik der Sprache" ebenso bestimmt ausgesprochen und feste, scharf gezogene Grundlinien des künftigen Baues in seinen gedankentiefen Werken niedergelegt.

Aber auch Vorläufer hat ein solcher Gedanke, bald mehr, bald weniger deutlich wetterleuchtet er bereits in den Schristen der nach dem gleichen Ziele Zustrebenden, bis er endlich gewitterartig losbricht und die Atmosphäre von Schwaden nnd Dünsten Iahrtausende alter Irrthümer und Vorurtheile reinigt. Unter den Vorläufern der Müller-Geigerschen Theorie möchte ich vor Allen den trefflichen, leider auch bei seinen Lebzeiten — da das Schelling-Hegelsche Phrafenthum alle Geister beherrschte und alles gesunde Denken erstickte — kaum beachteten und noch vielweniger anerkannten Theodor Waitz nennen. Es wird genügen, einige Sätze von ihm anzuführen, um den Erweis zu liesern, daß der Gedanke der Entwickelungsgeschichte des Denkens und der Vernunft in ihm zum Durchbruch gekommen war:

„Mit Kant," sagt er,*) „kann ich die Aufgabe der Philosophie nur darin sinden, eine Wissenschaft aufzustellen, welche den Grund aller Erfahrung und diese aus jener begreiflich macht. Alle andere Speeulation muß ich von vornherein als eine leere Speeulation erklären."

„Nicht Kritik und noch weniger Construetion, auch keine eombinirte Anwendung beider kann zum gewünschten Ziele sichren, sondern einzig die Entwickelungsgeschichte des geistigen Lebens ist im Stande dies zu leisten."

„Ich habe versucht, die Psychologie auf unzweiselhafte physiologische Thatsachen zu gründen, damit sie und mit ihr die Philosophie überhaupt in Zukunft unabhängig werde von den Streitigkeiten philosophischer Schnlen, die sich nur in vagen Allgemeinbegriffen herumtreiben, über welche sich leicht streiten laßt, weil sich Ieder etwas Anderes bei ihnen denken darf, so lange durch keine vorausgegangene Entwickelungsgeschichte der Unterschied fehlerfreier und verfehlter Begriffsbildungen festgestellt ist. Die Speeulation, welche sich nicht unmittelbar auf die Erfahrung einläßt, wird ewig ein Gegenstand des Streites sein und bleiben müssen."

*) Grundlegung der Psychologie. Vorwort.

Noch deutlicher sprach Waitz sich in seinen Vorlesungen über Psychologie aus, indem er erklärte: „Den anderen philosophischen Diseiplinen gegenüber hat die Psychologie das Geschäft der Begründung, denn unsere Begriffe haben sämmtlich eine Bildungsgeschichte, von welcher ihr Inhalt ganz und gar abhängt. Wissenschaftlich brauchbar werden sie erst durch die Nachweisung, daß sie keine blos individuellen und insosern zufälligen Gebilde eines unbewußten Proeesses sind, sondern nothwendige Erfolge einer Entwickelung, welche nach allgemein gültigen, d. h. nach solchen Gesetzen zu Stande gekommen ist, denen die Ausbildung des inneren Lebens immer und durchaus unterworfen sein muß."

Also, was zu leisten fei, das war Waitz vollkommen klar; nur über das Wie, über die Mittel, durch welche das Ziel zu erreichen sei, war er im Ungewissen. Er wandte sich mit unermüdetem regem Eiser zuerst zur Physiologie, dann zur vergleichenden Psychologie, endlich zur Anthropologie, für welche er sein epochemachendes Sammelwerk: „Die Anthropologie der Naturvölker" schuf.

An der reichsten, lautersten, untrüglichsten Quelle aber, aus welcher die Entwickelungsgeschichte der menschlichen Vernunft zu schöpfen hat, ging er ahnungslos vorüber. Diese zu entdecken blieb Max Müller und Lazar Geiger vorbehalten.

IV.

Max Müller und das Problem des Ursprungs der Sprache.

„Denn so paradox es auch scheinen mag, ich behaupte, daß es uns ganz unmöglich ist, die Individuen zu kennen, und ein Mittel aussindig zu machen, die Individualität irgend eines Dinges genau zu bestimmen."

„Die allgemeinen Wörter haben nicht nur auf die Vervollkommnung der Sprachen bedeutenden Einfluß; sie sind für dieselben geradezu unentbehrlich. Man würde schlechterdings gar nicht reden können, wenn es blos Eigennamen (uomins, proprio) der individuellen Dinge und keine allgemeine Namen (uomins, appollativa) gäbe."

Mit diesen wichtigen Wahrheiten warf der große Leibniz in seinen „Xouveaux essais sur I'eutenäsvaeut kuivs‚in" neues Licht auf das Wesen von Sprache und Denken. Sein Vorgänger war Locke. Auch er hatte gesagt: „das, was die Worte bezeichnen, sind allgemeine Begrisfe Feuers‚! iäsas)."

„Auf diese Art," fährt Leibniz fort, indem er von der Bildung und Entstehung der allgemeinen Ideen redet, „ließe sich die ganze Lehre von den Gattungen und Arten, die in den Schulen so viel Aufsehen macht, aber außerhalb derselben von so geringem Einflusse ist, einzig und allein auf die Bildung abstraeter Ideen größerer oder geringerer Ausdehnung bringen, denen man gewisse Namen gibt."

Sind das nicht auch heute noch sehr beherzigenswerthe Worte? Liegt in ihnen nicht die große Lehre, ehe man sich streitet, wie draußen in der Welt die Arten und Gattungen beschaffen sein mögen, sich erst darüber zu verständigen, was denn mit diesen Worten gemeint sei, und wie denn solche Begriffe in unserem Denken, unserem Geiste entstehen. Dies nebenbei.

Wenn wir das große Räthsel der menschlichen Sprache in's Auge safsen, so werden wir durch das nämliche Wunder überrafcht und geblendet, das die Natur in allen ihren Schöpfungen darbietet, nämlich die ungeheuere, verschwenderische Fülle der mannichfaltigsten Formen neben der unglaublichsten Einfachheit und Sparsamkeit der Mittel. Wer sollte es, wenn er nicht darauf aufmerksam gemacht würde, glauben, daß alle menschliche Sprache sich durch verschiedenartige Combination einer ganz geringen Zahl von Lauten realisirt, und daß alles menschliche Denken an dieses unscheinbare Mittel unauflöslich gebunden, sich nur durch diesen höchst einfachen, mechanischen Apparat der artieulirten Lauterzeugung vollzieht?

Was ist es nun aber, das diesem Mechanismus, dem Worte, insofern es nur Laut ist, Geistiges entspricht? Was ist der Begriff, die Bedeutung der Worte? Und wie kommen die besonderen Begriffe dazu, gerade durch die besonderen Laute ausgedrückt und dadurch verständlich zu werden? Sind es die Dinge der Außenwelt, welche einfach durch phonetische Zeichen festgehalten und in unserem Geiste mit Hülfe derselben reprodueirt werden, etwa nach dem Ausspruche Cieeros: „Vooavula sunt nots‚s rsrmn", ein Ausspruch, der in der ganzen Vergangenheit bis auf Leibniz und Locke das Wesen der Sprache zu erschöpfen schien?

Solche Fragen mußten einer erneuten, ernsthaften Kritik unterzogen werden, wenn auf das ungemein wichtige und dunkle Problem des Ursprungs der Sprache neues Licht fallen sollte. Und der Zeitpunkt schien gekommen, jenen Fragen energischer und erfolgreicher zu Leibe zu gehen, wenn anders die großartigen Resultate der vergleichenden Sprachsorschung nicht blos ein aufgestapeltes Wissensmaterial, sondern ein werthvolles Besitzthum der Menschheit für die Entscheidung der letzten und höchsten philosophischen und anthropologischen Fragen sein sollte.

Hier bewährte sich denn der Tiessinn und philosophische Geist Max Müllers, welcher zuerst von allen Sprachsorschern mit der Fackel des empirischen Wissens, das er zugleich unter den Ersten gesördert hatte, in jene dunklen Tiesen hinabzuleuchten wagte, aus denen allein eine befriedigende Antwort über die größte Räthselfrage, Ursprung des Menschengeistes, zu erbringen ist.

Seinen Ausgangspunkt nahm Müller von den oben angesührten Ansichten Lockes über das Wesen und die Eigenart der menschlichen Sprache. Er eitirt die Worte des trefflichen englischen Denkers, der, nachdem er gezeigt, in welcher Weise universelle Ideen entstehen, wie der Geist, nachdem er dieselbe Farbe am Kalk, am Schnee und an der Milch beobachtet

hat, diese einzelnen Wahrnehmungen unter dem allgemeinen Begriff der Weiße zusammenfaßt, — dann fortfährt: „Wenn es zweiselhaft erscheinen mag, ob nicht die Thiere ihre Ideen auf jenem Wege bis zu einem gewissen Grade verbinden oder erweitern können, so glaube ich doch soviel bestimmt behaupten zu können, daß das Vermögen der Abstraction ihnen durchaus nicht innewohnt, vielmehr das Fafsen allgemeiner Ideen einen wesentlichen Unterschied zwischen Menschen und Thier begründet und ein Vorzug ist, den die Thiere keineswegs erreichen können."*)

Dieses Vermögen aber der Abstraetion oder der allgemeinen Ideen, fährt Max Müller fort, wird einzig und allein realisirt durch die Sprache, welche dem Menschen ausschließlich und insosern zukommt, als er Mensch ist. Das, was äußerlich Sprache ist, ist innerlich Vernunft. Sie ist das handgreisliche Unterscheidungszeichen zwischen Menschen und Thier. Das Geheimniß der Menschwerdung kann daher nur durch die Entdeckung des Ursprungs der Sprache aufgehellt werden. Was hat nun die Sprachvergleichuug aus dem bisher erforschten Material für neue Aufschlüsse zu Tage gesördert, mit deren Hülfe diese Frage mit mehr Hoffnung auf Erfolg angegriffen werden könnte?

„Das Resultat meiner Vorlesungen," sagt unser Autor, „ist das folgende: Nachdem wir alles nur irgend Erklärbare im Wachsthum der Sprache erklärt hatten, blieb schließlich als das allein unerklärliche Residuum die sogenannte Wurzel übrig. Diese Wurzeln bilden die eigentlichen Bestandtheile aller Sprachen. Diese Entdeckung hat das Problem des Sprachursprungs ungemein vereinfacht. Sie hat jenen schwärmerischen Schilderungen der Sprache, welche dem Beweise für den göttlichen Ursprung der Sprache beständig voranzugehen pflegten, jede Entschuldigung entzogen. Wir werden nun nicht länger von jenem wunderbaren Werkzeug zu hören bekommen, welches Alles, was wir sehen, hören, schmecken, berühren und riechen, auszudrücken vermag, welches das athmende Abbild des Weltalls ist, welches den erhabenen Gesühlen unserer Seelen Form und den kühnsten Träumen unserer Phantafie Körper verleiht, welches in genauer Gedankenperspeetive Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zusammen zu gruppiren und über alle Dinge die wechselnde Farbe der Gewißheit, des Zweisels, der Zufälligkeit auszugießen vermag. Alles dieses ist vollkommen wahr, aber es ist nicht länger wunderbar, wenigstens nicht im Sinn eines Märchens aus Tausend und eine Nacht. Der speeulative Geist fühlt, wie Dr. Ferguson sagt, bei der Vergleichung der ersten und letzten Stufen des Sprachenfortschritts dieselbe Art von Erstaunen, wie ein Reisender, der allmählich einen Bergabhang erstiegen hat und nun, indem er plötzlich in einen Abgrund von unermeßlicher Tiese hinabschaut, nur durch übernatürliche Hülfe zu dieser schwindelnden

*) Max Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache l, S. 3«5. Höhe emporgestiegen zu sein glaubt. Gewissen Geistern erscheint es wie eine Täuschung und Demüthigung, sich an der Hand der Geschichte von jenem hohen Gipfelpunkt wieder hinabführen zu lassen. Sie ziehen das Unverständliche, das sie bewundern, dem Verständlichen, das sie nur verstehen können, vor; aber dem gereiften Geiste ist die Wirklichkeit anziehender als die Fietion und die Einfachheit wunderbarer als die Ideenverwickelung. Die Wurzeln mögen trocken erscheinen, wenn man sie mit den Dichtungen Goethes vergleicht, und dennoch liegt etwas viel Wunderbareres in einer Wurzel als in der ganzen Lyrik der Welt."

„Was sind denn nun diese Wurzeln? In unseren modernen Sprachen lassen sie sich nur durch wissenschaftliches Analysiren aufsinden und selbst bis in die Zeiten des Sanskrit zurück können wir behaupten, daß eine Wurzel eigentlich niemals als Nomen oder Verbum in Gebrauch war; aber ursprünglich wurden sie doch so gebraucht und im Chinesischen ist uns glücklicherweise ein Repräfentant jener ursprünglichen radicalen Sprachstufe erhalten, welche wie Granit unter allen anderen Schichten der mensche lichen Rede sich hinzieht. Diese Wurzeln sind also nicht, wie gewöhnlich behauptet wird, bloße wissenschaftliche Abstractionen, sondern sie wurden ursprünglich wie wirkliche Wörter gebraucht. Was wir nun gern enthüllen möchten, ist dies: Welche innere geistige Phase entspricht diesen Wurzeln als den Keimen der menschlichen Rede."

Wie viel neue Wahrheit in einfacher schlichter Form! Wie viel Belehrung und Anregung für das philosophische Denken — leider für die große Zahl der heutigen Philosophen die Stimme des Rufenden in der Wüste! Das Problem des Sprachursprungs auf eine so einfache, eonerete Form gebracht, ein schmaler Pfad aufgezeigt, der, wenn auch durch dunkeles Dickicht und Gestrüpp, doch sicher zum Ziele führen mußte. Forscht nach dem Ursprunge dieser Wurzeln, dieser Residua, die in dem Tiegel des sprachforschenden Scheidekünstlers geblieben sind; die Sprachwissenschaft breitet den Zellenzustand des Sprachlebens vor euch aus. Omns vivnm sx ova, die ova, welche die Sprachphysiologie in ihren empirischen Forschungen entdeckt hat, sind die Wurzeln. Durch deren Entwickelung und unausgesetztes Wachsthum sind alle bekannten Sprachen der Erde zu den wundervollen Gebilden, dem Körper der Vernunft und dem Werkzeug des Geistes, emporgestiegen. Mit diesen Wurzeln und ihrem geistigen Inhalt hat der Mensch die ganze Schöpfung zu seinem geistigen Eigenthum gemacht, indem er sie gleichsam in diese Formen goß oder mit deren Hülfe umprägte

Woher nun diese Wurzeln? Wie entstanden sie? Wie wurden sie dauernder Besitz des Menschen? Wie gelangten sie zu ihren Bedeutungen? Als Max Müller seine Vorlesungen hielt, waren vorzüglich zwei Ansichten bei den Sprachgelehrten im Schwange, welche energisch bekämpft und aus dem Tempel der Sprachsorschung hinausgejagt zu haben, sein ausschließliches und dauerndes Verdienst ist.

Diese beiden Theorien beruhten aber auf einem einzigen, allgemein verbreiteten, sehr natürlichen und darum auch wol verzeihlichen Irrthum. Nämlich, da die Sprache Alles durch Laute ausdrückt, so lag es wol sehr nahe, zum mindesten für ihre Elemente, in unserem Falle also die Wurzeln, nach dem eausalen Zusammenhang zu forschen, der zwischen dem Laute und seiner Bedeutung vorhanden gedacht wurde.

Am beliebtesten bei den Sprachsorschern alter und neuer Zeit war die Theorie der Schallnachahmung, die onomatopoetische oder, wie Max Müller sie bezeichnete, die Bauwau-Theorie. „Da ein Vorgang in der Außenwelt," sagt Geiger, „keinen anderen Vergleichungspunkt mit einem Worte bietet, als sosern er etwa hörbar und zwar mit einem dem Worte irgendwie ähnlichen Klange hörbar ist, so ist es begreiflich, wie gerade diese Hypothese etwas besonders Einleuchtendes und Gewinnendes haben mochte."

Schon der göttliche Platon hatte in seinem nie genug zu bewundernden Dialog „Kratylos" auf die Möglichkeit eines solchen Ursprungs der Worte hingewiesen, obschon er sogleich ties einsichtsvoll hinzufetzt: „Die Stimmen der Thiere nachahmen heißt durchaus nicht sie benennen." Auch Leibniz*) wollte die Schallnachahmung als eine ergiebige Quelle zahlreicher Wurzelwörter anerkannt wissen, namentlich mit Bezug auf die Stimmen der Thiere. „Dahin gehört z. B, das lateinische Wort eos,xare," sagt er, „welches von den Fröschen gebraucht wird und mit dem deutschen quaken übereinkommt. Das Geschrei und Lärmen dieser Thiere scheint überhaupt vielen anderen deutschen Wörtern ihren Ursprung gegeben zu haben. So wie die Frösche einen gewaltigen Lärm verursachen, so wendet man heutiges Tags dies Wort auf die leeren Schwätzer und Plauderer an, welche man im Deminutiv «Quackeler» nennt. Da aber der Ton oder das Geschrei der Thiere ein Zeichen des Lebens ist und man daraus, ehe man es sieht, das Lebendige erkennt, so ist davon das alte deutsche Wort «queck» (engl. yuivK) hergeleitet. Davon sind noch deutliche Spuren in der heutigen Sprache: Quecksilber — viL-arAent, erquicken heißt stärken, und das unausrottbare, überall auf den Aeckern umherlaufende Unkraut wird mit Quecke bezeichnet." Es bedarf kaum der Bemerkung, daß das Sachliche dieser Vergleiche unhaltbar ist.

Herder huldigte gleichsalls dieser Theorie; er ließ die Stimmen der Thiere für den beobachtenden Menschengeist zum Merkworte werden. „Du bist das Blökende," sagt der Mensch zu dem Schafe und bald verschwistert sich der Laut des Thieres mit dessen Vorstellung. Ebenso nahm auch W. von Humboldt in seinem genialen Werke: „Ueber die Verschiedenheit des Sprachbaus" die Nachahmung der Naturlaute wenigstens als einen wichtigen Faetor bei der Sprachentstehung an, obschon auch ihm

die Schwäche und das Mißliche dieser Hypothese, die aus der Menschensprache in einer gewissen Zeit ein Coneert von Thierstimmen machte, nicht verborgen blieb: „Diese Bezeichnung," sagt er, „ist gleichsam eine malende; sowie das Bild die Art darstellt, wie der Gegenstand dem Auge erscheint, zeichnet die Sprache die, wie er vom Ohre vernommen wird. Da die Nachahmung hier immer unartieulirte Töne trifft, so ist die Artieulation mit dieser Bezeichnung gleichsam im Widerstreite, und je nachdem sie ihre Natur zu wenig oder zu hestig in diesem Zwiespalte geltend macht, bleibt entweder zu viel des Unartieulirten übrig oder es verwischt sich bis zur Unkenntlichkeit. Aus diesem Grunde ist diese Bezeichnung, wo sie irgend stark hervortritt, nicht von einer gewissen Rohheit freizusprechen, kommt bei einem reinen und kräftigen Sprachsinn wenig hervor und verliert sich nach und nach in der fortschreitenden Ausbildung der Sprache."

Diese Theorie, so einleuchtend und verlockend sie auf den ersten Blick scheinen mag, steht im Widerspruch mit allen Thatsachen der bis jetzt erforschten Sprachen. Diese Wahrheit sprach Max Müller mit der größten Bestimmtheit und Entschiedenheit aus und beseitigte damit endgültig die immer wiederkehrenden Versuche, den Sprachursprung aus einem Quell herzuleiten, der stets locken und immer wieder im Sande verrinnen mußte. „Wir entgegnen hierauf"*), sagte er, „daß allerdings in jeder Sprache durch bloße Ton- und Schallnachahmung gebildete Wörter zu sinden sind, daß diese aber einen äußerst kleinen Bruchtheil des Wortschatzes bilden. Sie sind Spielzeuge, nicht Werkzeuge der Sprache und jeder Versuch, die gewöhnlichsten und nothwendigsten Wörter auf imitative Wurzeln zurückzuführen, wird schließlich gänzlich fehlschlagen . .. Wir können die Möglichkeit nicht leugnen, daß eine Sprache nach dem Prineip der Nachahmung hätte gebildet werden können; wir behaupten aber, daß bis jetzt noch keine gesunden worden, welche wirklich nach diesem Prineip gebildet ist ... Es gibt allerdings einige Namen, welche offenbar aus Tonnachahmung gebildet sind, z. B. Kukuk. Aber Wörter dieser Art gleichen künstlichen Blumen, denen die Wurzel fehlt. Sie sind unfruchtbar und unfähig, außer dem einen Gegenstand, dessen Ton sie nachahmen, noch irgend etwas zu bezeichnen... Da das Wort Kukuk nichts aussagt, als das Geschrei eines individuellen Vogels, so konnte es auch nie zum Ausdrucke irgend einer allgemeinen Eigenschaft, an der andere Thiere Theil haben könnten, gebraucht werden . .. Kukuk konnte nie etwas anderes bedeuten als Kukuk, und während ein Wort wie Rabe (welches von der bedeutungsvollen Wurzel ru — rauschen, lärmen, schreien abgeleitet ist) so viele verwandte Wörter aufweisen kann, von rumor bis rusen, von raunen bis zum engl. to rouv, steht Kukuk ganz einsam und vereinzelt da, wie ein Hagestolz, ein dürrer Pfahl in einer lebendigen, frisch belaubten Hecke."

*) Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache I, S. 309.

„So sehr wir fortwährend in Versuchung sind, einen inneren Zusammenhang zwischen dem Ton und den Bedeutungen der Wörter in unseren heutigen Sprachen anzunehmen, indem wir z. B. in g^uirrel das Rafcheln des Eichhörnchens, in Krähe, Katze u. s. w. die eigenthümlichen Laute dieser Thiere zu vernehmen glauben, so lösen sich doch alle diese Onomatopöien in Nichts auf, sobald wir an der Hand der Sprachwissenschaft die Wortstämme, aus welchen die Wörter gebildet sind, zurückverfolgen bis auf ihren Ursprung aus den Wurzeln. Mit einem Worte: Es ist eine unumstößliche Wahrheit, daß die uns bekannten Sprachen nicht aus den brausenden, zischenden, rafselnden, knisternden, rauschenden, krachenden Tönen der Natur gebildet sind, sondern auf anderen Ursprung hinweisen."

Die zweite Theorie, die gleichsalls bedeutende Vertreter unter den Sprachphilosophen zählte, leitete nach dem Vorgange Epikurs und unter den Neueren namentlich De Brosses' (l^it^ 6s Is, tormatisv m^kmiqus 6es lkmAues 1756*) und Condillaes die Sprache von den Empsindungslauten des Menschen her. Diese Ansicht, welche Geschrei, Freuden- und Schmerzrufe als die ersten Ansatzpunkte menschlicher Rede betrachtete, ward von Max Müller mit kurzer, treffender Bezeichnung die Puh-Puh- oder interjeetionelle Theorie genannt.

Auch über diese Theorie sprachen die Ergebnisse der Sprachsorschung das Vernichtungsurtheil. „Es gibt ohne Zweisel," sagte Max Müller**), „in jeder Sprache Interjectionen und einige derselben mögen sich weiter überliesert und in Wortzusammensetzungen verirrt haben. Aber Sprache ist das nicht. Die Sprache fängt eben da an, wo die Interjectionen aufhören. Es besteht ein ebenso großer Unterschied zwischen einem wirklichen Wort, wie z. B. «lachen» und der Interjeetion ha, ha!, zwischen «leiden» und o weh!, als zwischen dem unwillkürlichen Aet und Geräusch des Nießens und dem Verb «nießen». Vortrefflich hat schon Horne Tooke die ungeheure Kluft zwischen Empsindungslauten und Sprache aufgedeckt. »Das Reich der Sprache» sagt er, «ist auf den Sturz und Untergang der Interjectionen begründet. Ohne die kunstreichen Ersindungen der Sprache würde das Menschengeschlecht nichts als Interjectionen besessen haben, um

Da diese Theorie trotz der sonnenklaren Widerlegung Max Müllers auch heute noch unter den Naturforschern zahlreiche Anhänger sindet, so diene diesen zur Nachricht. daß sie ihre Phantafie nicht anzustrengen nöthig haben, sondern daß sie in diesem geistvollen Buche Alles sinden werden, was etwa Vernünftiges auf einem widersinnigen Grund ausgebaut werden kann, also daß das r, die liiere raniiiü„ das Unangenehme bezeichnet, daß die Stimme des Schmerzes ties oli, Iieu, KcZIas, die des Erstaunens höher ol„ ak, die der Freude kurz und wiederholt llu ka, ks Ks ks, die des Mißfallens und Verabscheuen? labial ti, vas, puh, pfui, die des Zweifels und der Verneinung nafal hum, hom, non ist n, s. w, nnd daß da von die nothwendigsten Wörter abstammen!

Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache l, S,

durch dieselben alle seine Gesühle sich einander mündlich mitzutheilen. Das Wiehern des Pferdes, das Brüllen der Kuh, das Bellen des Hundes, das Nießen, Husten, Stöhnen, Kreischen und jedes unwillkürliche Aufschreien würde dann faft ebenso guten Anspruch auf den Namen Sprache haben, wie die Interjeetionen. Freiwillige Interjeetionen werden nur da angewandt, wo das plötzliche Eintreten oder die Hestigkeit einer Gemüthsaffeetion oder Leidenschaft den Menschen in feinen Naturzustand zurückversetzt und ihn für einen Augenblick den Gebrauch seiner Sprache vergessen läßt oder wenn irgend eines Umstands wegen die Kürze der Zeit ihm den Gebrauch der Sprache nicht gestattet.»

„Es ist wahr, daß eine kurze Interjeetion wirksamer, pafsender, beredter sein kann, als eine lange Rede; es ist wahr, daß, mit lebhaften Bewegungen, dem Ausdruck des Auges verbunden, ein Schrei den Inhalt einer Empsindung weit vorzüglicher ausdrücken kann, als alle Worte — aber Sprache ist das nicht, wenigstens nicht die Sprache, die uns als Menschensprache überall entgegentritt, wo wir Menschen antreffen . .. Was die Versuche betrifft, einige unserer Wortformen etymologisch von bloßen Interjeetionen herzuleiten, so werden sie immerdar mißglücken und zwar wegen des nämlichen Irrthums, der uns zu der Annahme verleitet, daß in dem Klange der Worte ein ausdrucksvolles Element liege."

Beide Theorien, sowol die Bau-Wau- wie die Puh-puh-Theorie, werden schließlich durch dieselbe philosophische Betrachtung, deren Kernpunkt die Eingangs dieses Abschnitts erwähnten Worte Leibnizens enthalten, zu Falle gebracht:

„Wenn die Bestandtheile der menschlichen Rede entweder ein bloßes Aufschreien oder Nachahmungen der von der Natur hervorgebrachten Laute wären, so würde es schwer einzusehen fein, warum die Thiere der Sprache ermangeln sollten. Nicht blos der Papagei, sondern auch der Spottvogel und andere können ja artieulirte und nicht artieulirte Laute sehr glücklich nachahmen, und es gibt faft kein Thier, das nicht Interjeetionen wie bä, ya, hiß u. s. w. hervorbringen könnte. Es ist auch klar, daß, wenn das Fafsen allgemeiner Ideen einen vollkommenen Unterschied zwischen Menschen und Thier begründen soll, eine Sprache, welche nur aus Interjeetionen und Nachahmungen thierischer Laute hervorgeht, nicht beanspruchen könnte, das äußere Zeichen jener unterscheidenden Fähigkeit des Menschen zu sein. Alle Wörter würden, wenigstens zu Anfang (und dies ist der einzige Punkt, welcher uns hier interessirt), die Zeichen individueller Eindrücke und Pereeptionen gewesen und erst ganz allmählich dem Ausdrucke allgemeiner Ideen angepaßt worden sein."*)

„Die durch eine nach den Grundsätzen der vergleichenden Sprachforschung durchgesührte Analyse der Sprache uns dargebotene Theorie steht

Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache I, S. 318,

jenen Ansichten schroff entgegen. Wir gelangen schließlich zu Wurzeln und jede drückt eine generelle, nicht eine individuelle Idee aus. Iedes Wort enthält, wenn wir es zergliedern, eine prädieative Wurzel in sich, nach welcher der Gegenstand, auf welchen es bezogen wurde, uns kenntlich wird."

Mit anderen Worten, nicht daß durch einen bestimmten Gegenstand der Außenwelt ein bestimmter Laut oder Schrei aus dem Inneren eines empsindenden und wahrnehmenden Wesens hervorgelockt wird — Steinthals Reflexlaut-Theorie entspricht etwa diesem Standpunkte — macht das Wesen der Sprache aus, sondern, daß mit dem Laute etwas gesagt, daß dabei etwas gedacht und von dem Gegenstande etwas prädieirt wird.

Und mit Rücksicht hierauf sprach Max Müller eine große, ganz unberechenbar wichtige Wahrheit aus, die ihm bei den Einsichtigen den Namen „der Darwin des Geistes" eintragen wird, indem er die ununterbrochene, in fortgesetzter Entwickelung besindliche Filiation der Begriffe klar und bestimmt als eine unbezweiselbare Wahrheit, als ein wichtiges Ergebniß der Sprachsorschung hervorhob.

„Niemals," sagte er, „kommt es in der Geschichte der Sprachentwickelung, soweit wir dieselbe übersehen können, vor, daß ein Objeet oder ein Begriff sich urplötzlich, wie aus dem Nichts, also durch eine Art von Aeneiatio aequivoea mit einem Laute verbunden hätte. Das Objeet existirt nur durch den Begriff, den wir von demselben haben, für unser Bewußtsein, der Begriff selbst aber existirt nur durch den Laut, d. h. seinen Körper, sein Zeichen, wenn wir so wollen."

Genau zu demselben Resultate gelangte auch Lazar Geiger und ich will auch hier, wie es der außerordentlichen Wichtigkeit der Sache entspricht, die bedeutsamsten Stellen aus dessen „Ursprung der Sprache" anführen, wodurch der Max Müllerfche Gedanke eine weitere Bestätigung und hellere Beleuchtung erhalten wird.

„In der geistigen Natur gibt es so wenig wie in der körperlichen einen Sprung, die geistige Entwickelung setzt sich aus eben so kleinen Elementen wie die körperliche zusammen."

„Langsame Entwickelung, Hervortritt des Gegensatzes aus unmerklichen Abweichungen ist historisch überall die Ursache der Bedeutungsveränderung einer- und des Verständnisses andererseits... Ich habe keinen Punkt aufzusinden vermocht, wo irgend ein Begriff austauchte, der nicht von einem anderen schon vorhandenen abstammte, wo also der Geist gezwungen wäre, sich für irgend eine Vorstellung ein Zeichen von außen, etwa an einem Schalle, zu suchen, oder auch in Folge eines neuen Eindruckes zu einer neuen Lautbewegung Veranlafsung zu bieten."

Geiger stützt seine Ansicht, wie aus diesen Worten ersichtlich, auf den Lieblingsgedanken des großen Leibniz, daß nirgends in der Natur ein Sprung vorhanden, daß vielmehr alle Veränderungen sich nur als Nebergänge an dem unermeßlich Kleinen vollziehen, ein Gedanke, der auch schon, wie Leibniz ausdrücklich hervorhebt, die Frage nach den Zwischenstufen zwischen Thier und Mensch involvirt, die, obwol unter den Trümmern einer ungeheuren Vergangenheit begraben, dennoch als einmal vorHänden, als wirklich durchlebt gedacht werden müssen, und an deren Wiederbelebung oder Reeonstruetion eben Sprachwissenschaft und Philosophie mit vereinten Kräften arbeiten, indem sie den verschütteten Quell des Ursprungs der Sprache wieder auszudecken bemüht sind.

Aber auch der Hauptgedanke der Filiation oder des genetischen Zusammenhangs aller menschlichen Begriffe war wol schon in dem Geiste des gewaltigen Leibniz gedacht, wenn auch nicht in der Klarheit, wie ihn Max Müller und L. Geiger, von den Höhen der Wissenschaft auf das vor ihren Blicken weit ausgebreitete Material herabschauend, auszusprechen vermochten. Denn es gibt kaum einen Gedanken, der heute mächtig die Geister bewegt, der nicht schon im Keime in Leibnizens Schriften zu sinden wäre. Zum Beweis führe ich nur folgende Stelle aus seinen „Aouveaux essais" (IV oksp. 4) an:

„Haben Sie es schon vergessen, lieber Philaleth, daß unsere Ideen ursprünglich in unserer Seele liegen und daß alle Gedanken aus ihrem eigenen Grunde kommen, ohne daß andere Creaturen einen unmittelbaren Einfluß auf die Seele haben?" sagt er als Widerlegung der Lockeschen Ansicht, daß alle Ideen ihren Grund in der Sinnlichkeit hätten und aus dieser herstammten.

Ist nun dieser Gedanke wahr, und alle Sprachbetrachtung und Sprachforschung bestätigt ihn, predigt ihn laut, wie diese ja wol auch erst durch Boraussetzung seiner Wahrheit als Wissenschaften möglich geworden sind, dann ist ein unschätzbarer sicherer Boden für alle weitere Forschung gewonnen und das bisher in weiter, nebelnder Ferne schwankende Problem des Ursprungs der Sprache ist uns auf einmal in erreichbare, deutlich umgrenzte Nähe des Gesichtskreises gerückt.

Die Folgerungen, welche Max Müller selbst aus dieser wichtigen Grundwahrheit zog, sind in großen Zügen etwa folgende:

1) Die Laute sind in der Sprache überall und zu allen Zeiten bedeutungsvoll. Durch letztere Eigenschaft allein sind sie Sprachlaute. Interjeetional- und mimetische Theorie sind somit hinfällig.

2) Nichts ist in der Sprache todt, was nicht einst lebendig war. Mit diesem Satze wird die scheinbare Ausnahmsstellung, welche Flexionsendungen, Bildungssilben und der ganze formale Apparat der Sprache einzunehmen schienen, erklärt und beseitigt. Ein frucht-bar konnte nicht entstehen, wenn nicht die zweite Silbe bedeutungsvoll war; wenn auch dem heutigen Sprachgesühl die Bedeutung entschwunden ist, so klärt uns

die Wissenschaft darüber auf, daß das Wort so viel als frucht-bringend bedeutete.

3) Von einfachen Anfängen — einsilbigen, primären Wurzeln — ging die Sprache zuerst durch die seeundären nnd tertiären Wurzeln, dann durch die überwuchernde Bildungs- und Formenfülle der polysynthetischen oder agglutinirenden Stufe zu der Klarheit und Bestimmtheit und dem wunderbaren Gedanken- und Ausdrucksreichthum der inflexionalen und modernen Sprachen voran. Der Weg der Wissenschaft ist natürlich der entgegengesetzte. Das Ziel der Sprachwissenschaft steht da, wo die Wiege aller Sprache stand.

4) Das Geistige, was den Wurzeln entspricht, sind feste, bestimmte Vernunft-Elemente, faft alle prädieativer Natur, nur wenige, nämlich die Pronominalstämme, sind demonstrativ. Wie also die Wurzeln als Laute phonetische Typen sind, so entsprechen ihnen im Geiste Vernunftoder Gedanken-Typen, jene sind pkovetieal tvpss, diese eonesptual tvpes oder rational eoneepts. Diese sind also, um es nochmals zu sagen, feste Formen und Normen, mit welchen die Sprache, d. h. das Vernunft-Denken, die ganze Schöpfung geprägt und sich zu eigen gemacht hat.

5) Der ursprünglichste geistige Inhalt, die ältesten Bedeutungen der Wurzeln, soweit die analysirende Sprachvergleichung dieselben erreichen kann, waren nichts Anderes, als sinnliche Wahrnehmungen, Sinneseindrücke, ssnsuous imprsssions.

Bei diesem letzteren Satze, als der Grenze, bis zu welcher unter Max Müllers Heeresleitung die Truppen vorgeschoben waren, welche die bisher für uneinnehmbar gehaltene Festung stürmen sollten, muß ich etwas ausführlicher verweilen. Denn von ihm aus wagte Max Müller selber schon einen Sturm, welcher aber nicht erfolgreich sein konnte, weil jener Satz zwar eine Wahrheit enthält, aber nicht die ganze Wahrheit, vielmehr nur die Hälfte, die eine Seite des wahren Sachverhalts ausspricht.

Ich führe, der Wichtigkeit des Gegenstandes halber, seine eigenen Worte an: „^11 roots i. e. all tks Material eleinents ok lauFusFo, ars «pressivs ok ssnsuous irnpressions, anä ok ssnsuous iinpressions ovlv" (Iisstures on tks Leienes ok I^anFuaAs. 9 e6it. II, p. 372). „Iks ovlv äsLnition vre ean Aivs ok lanZuags äuiinK tkat sarlv stats is, tkat it is tks eonseious expression in sounä, ok iinpressions reseive6 bv all tks senses" (Okips irorn a (Zerinan ^VorKskop vol. II, p. 54.)

Ich sagte: von dieser Position aus wagte Max Müller einen Sturm auf die geheimnißvolle Feste, die den Ursprung der Sprache und Vernunft bis heute den Blicken der Sterblichen verschloß. Die in Gemäßheit zu diesem Grundgedanken von ihm aufgestellte Theorie ist folgende:*)

*) Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. Deutsch von Böttger I, S. 3Zl. —Ich muß hier ausdrücklich hervorheben, daß Pros. Max Müller von dieser

„Es gibt ein Gesetz, welches sich faft durch die gesammte Natur hindurchzieht, daß jedes Ding, das ist, einen Klang von sich gibt. Iede Substanz hat ihren eigenthümlichen Klang. Wir können auf die mehr oder weniger vollkommene Structur der Metalle aus ihren Vibrationen schließen, aus der Antwort, die sie ertheilen, wenn man sie nach ihrem Naturklange fragt. Gold erklingt anders als Zinn, Holz anders als Stein, und verschiedene Klänge entstehen, je nachdem die Erschütterung der Körper verschieden ist. Ebenso war es mit dem Menschen, dem vollkommensten Organismus unter den Werken der Natur. Der Mensch war in seinem vollkommenen Urzustande nicht wie die Thiere allein mit dem Vermögen begabt, seine Empsindungen durch Interjectionen und seine Wahrnehmungen durch Onomatopöie auszudrücken, er besaß auch das Vermögen, den Vernunfteoneeptionen seines Geistes einen besser, feiner artieulirten Ausdruck zu geben. Dieses Vermögen hatte er nicht selbst herausgebildet. Es war ein Instinet, ein Instinet des Geistes, ebenso unwiderstehlich, wie jeder andere Instinet. Der Mensch verliert seine Instinete, indem er aufhört derselben zu bedürfen. Seine Sinne werden schwächer, wenn sie — wie der Geruchssinn — unnütz werden. So erlosch jenes schöpferische Vermögen, welches jeder Vorstellung, indem sie das erste Mal durch das Gehirn drang, einen lautlichen Ausdruck verlieh, sobald als es seinen Zweck erfüllt hatte. Die Zahl dieser phonetischen Typen muß zu Anfang faft unendlich gewesen sein und nur durch den Proeeß der natürlichen Auslese, den wir noch in der ältesten Geschichte der Wörter beobachten können, ward es möglich, daß ganze Trauben von mehr oder weniger synonymen Wurzeln allmählich von ihren dichtgedrängten und unentwickelten Beeren eine nach der anderen verloren, daß alle diese Wurzeln endlich auf bestimmte Typen beschränkt wurden. Anstatt die Sprachen von neun Wurzeln, wie Dr. Murray versucht hat, oder gar von einer Wurzel abzuleiten, müssen wir annehmen, daß der ersten Feststellung der radiealen Sprachelemente eine Periode unbeschränkten Wachsthums — ein Sprachenfrühling — voranging, dem mancher Herbst nachfolgen sollte."

Ich glaube dem Zwecke dieses Aufsatzes entsprechend zu handeln, wenn ich hier gleich die Punkte anführe, in welchen Lazar Geiger von Max Müller, mit welchem er sonst faft in allen Dingen übereinstimmt, sich trennt und einen nach meiner Ueberzeugung richtigeren und näher zum Ziele führenden Weg einschlägt. Diese beiden Punkte sind

1) ein consequenteres Verharren in dem wichtigsten Prineip, daß die Sprache stets nur Begriff aus Begriff entwickelt, herleitet. Speeiell von der Max Müllerschen Hypothese sagt Geiger: „Die Annahme eines

an Heyse aulehnenden Theorie selber niemals besriedigt war, daß er dieselbe stets nur als Nothbehelf ansah, wie er denn auch in seinen „Vorlesungen über Darwins Sprachphilosophie" nach einem anderen Ausweg suchte.

jetzt erloschenen Vermögens der Sprachschöpfung und die damit zusammenhängende von einem vollkommenen Urzustande des Menschen ist eine Zuflucht zum Unbegreislichen und nicht weit von dem Eingeständnisse entfernt, daß es uns der Natur der Dinge nach für immer unmöglich sei, den wahren Sinn der Urwurzeln zu erkennen und den Vorgang des Sprachursprungs zu erklären." Geiger selbst bleibt dem Grundsatze treu, daß es bei Entstehung der Sprache nicht anders könne zugegangen sein, als es heute in der Entwickelung aller Sprachen geschieht, nur unendlich viel langsamer; er setzt darum auch nicht zahllose Sprachlaute und diesen eorrespondirende Vorstellungen an den Anfang, sondern einen einzigen Laut, der durch eine bestimmte Vorstellung erweckt wurde. „Der Schlüssel zu der Bedeutung eines Wortes liegt nur in einer vergangenen . . . Die Mafse der in sämmtlichen Wörtern wirklich enthaltenen Bedeutungen läuft allerdings zuletzt in einen einzigen Mittelpunkt zusammeu, aber er liegt nirgends, als in dem ersten Ursprunge der Sprache selbst ... Weshalb bezeichnen nun aber die Worte anfangs so wenig, und überhaupt rückwärts gesehen, immer weniger? Ich weiß hierauf keine andere Antwort zu geben als: weil anfangs nur so wenig bemerkt worden ist." (Ursprung der Sprache, S. 130.)

2) Beschränkt Geiger die sinnliche Wahrnehmung, welche Max Müller durch Eindrücke sämmtlicher Sinne (im^ressions reLsiveä sU tks svnsss) als Quell des ersten Sprachwerdens wirken läßt, auf den einzigen Gesichtssinn. „Eine Ueberzeugung, die aus der Betrachtung alles sprachlichen Stoffs, welchen zu übersehen mir bis jetzt gelungen ist, sich mir unwidersprechlich ergeben hat, ist folgende: Die Wahrnehmung, von deren allmählichem Wachsthum in der Menschheit die Sprache Zeugniß ablegt, ist die durch Gesichtsempsindungen ... Die Unterscheidung durch Gesichtswahrnehmung, namentlich aber das Interesse für dieselbe ist die wesentlichste Eigenthümlichkeit des Menschen." (U. d. S. S. 142.)

Aber trotz dieser neuen und unverkennbar fruchtbaren Aufklärungen war es auch Geiger nicht beschieden, das letzte Ziel zu erreichen, obschon er dies hoffte und wie aus einigen Andeutungen hervorgeht, es schon erreicht zu haben glaubte. Die Sprachwissenschaft konnte überhaupt auf ihren eigenen Wegen nicht dazu gelangen, es mußte von einer anderen Seite, und zwar von der Philosophie, der Wissenschaft des Geistes, ein gleichzeitiger Angriff geschehen und dann mit den von der vergleichenden Sprachforschung in's Feld gestellten Truppen und aus den von ihr eroberten Positionen unter der Oberleitung des philosophischen Gedankens der letzte, entscheidende Sturmlauf ausgesührt werden.

Nach der Leetüre meines eigenen Buchs: „Ueber den Ursprung der Sprache" schrieb mir Max Müller, nachdem er den Fortschritt, der in dieser Schrist enthalten, anerkannt, u. A, Folgendes: „Nun komme ich zu meinen Schwierigkeiten. Mir scheint das wahre Problem im Ursprung des Denkens zu liegen, oder kurz gesagt, im Uebergang von Pereeption' zu Coneeption. Wer mir erklärt, wie der Mensch dazu kommt, die «zwei» zu fafsen, der hat mir den Ursprung der Sprache erklärt."

Das ist ein sehr wahres und sehr tieses Wort. Es ist durchaus unmöglich, von der Pereeption d. h, der rein sinnlichen Wahrnehmung zum Gedanken zu gelangen, gerade so unmöglich als es ist, aus der bewegten Materie den Geist abzuleiten. Nur unter Voraussetzung des Empsindens kann die Weltentwickelung begriffen, uur unter Voraussetzung der Coneeptionen können wir zum Ursprunge der Vernunft gelangen.

Während also alle vorausgehenden Sprachphilosophen, Max Müller und Geiger mit einbegriffen, die Sprache und das Denken, der allgemein herkömmlichen Betrachtung (auch aller Philosophie) gemäß aus der Wahrnehmung d. h. dem Erleiden hergeleitet haben, habe ich zuerst den entgegengesetzten Weg eingeschlagen und gesagt: „Die Sprache ist ein Kind des Willens, nicht des Erleidens; die Sprachwurzeln enthalten die eigene Thätigkeit des Menschen und gelangen zu ihrer Charakteristik erst durch die Wirkung dieser Thätigkeit, insosern diese phänomenal d. h. sichtbar ist. Der menschliche Gedanke entspringt stets aus einer Doppelwurzel, der subjektiven Thätigkeit, dem Willen und dem objeetiven Phänomen, das der Wahrnehmung zugänglich ist." Max Müller hat seitdem seine volle Zustimmung zu dieser meiner Ansicht ausgesprochen.

Es ist eine ungemein große und wichtige Aufgabe, an deren Erfüllung gegenwärtig — wenn auch nur von Wenigen, aber den Einsichtsvollsten beachtet und verstanden — Philosophie und Sprachsorschung arbeiten. Es handelt sich um nichts Geringeres als das Riesenwerk des gewaltigen Kant auf empirischer Bafis zu erneuen, zu reeonstruiren, zu vollenden; das Entstehen, Werden, das Wachsthum und die Vervollkommnung des höchsten Wunders der Schöpfung, der menschlichen Vernunft, zu ergründen und begreisen zu lernen. Mit solcher Aufgabe vermag sich selbst die Lehre von entstehenden und zerfallenden Planetensystemen auch nicht entfernt an Wichtigkeit zu messen.

Denn wenn das erlösende Wort gesunden ist, dann wird, wie Max Müller mit voller Ueberzeugung, welche auch ich theile, ausgesprochen hat, alle künftige Philosophie nur Sprachphilosophie sein.

Bilder aus englischen Landsitzen und Gärten.

von

Ludwig Lreilierrn Kon Gnivteoz.

— wiesbaden. —

em deutschen Reisenden, welcher England besucht, steht dort ein Freund und Führer von seltener Zuverläfsigkeit zur Seite. Sicher geleitet er uns über das Meer und zeigt uns Weg und Steg durch das fremde Land. Er bereitet uns sorgsam vor auf die Weltstadt, ihre Gafthäuser und Sehenswürdigkeiten, ihre Verbindungen und Verkehrsmittel, ihre Unterhaltungen und Gesahren. Er führt uns durch das betäubende Gedränge der City, durch das schwarze Labyrinth der unterirdischen Eisenbahnen; er erleichtert uns die schwere Last der Museen und Sammlungen; er lichtet uns das Dunkel der englischen Geschichte, er enthüllt uns die Mysterien der englischen Küche. An jedem Morgen weckt er uns zeitig; er weist uns an, die kurz gemessenen, hier doppelt kostbaren Stunden jedes Tages auszunutzen; er weiß sogar Rath und Trost in der unendlichen Oede des Londoner Sonntags und flüchtet mit uns nach Hampton Courl oder Greenwich. Das Alles thut der rothe Bädeker für Alle, welche sich ihm anvertrauen. Ieder wird ihn loben, der an seiner Hand Städte und Landschaften durchwandert hat und mit erweitertem Blicke, gereisten Lebensanschauungen und nicht fruchtlos erschöpfter Börse aus dem großartigen Altengland heimgekehrt ist.

Zu Hause blättern wir die vertranteu Seiten wieder durch und besprechen mit des Landes Kundigen die Fülle unserer Erinnerungen. Erst dann erkennen wir vielleicht, daß wir doch vielfach nur die äußeren Mauern der großen Inselfestung umgangen haben. Die Städte und Häfen, die Kirchen und Museen in England haben wir kennen gelernt, nicht aber das lebendige England selbst, jedenfalls nicht einen wichtigen und^hervorragenden Theil seiner Bewohner und ihr Leben.

Denn der Engländer der höheren Klafsen wohnt nnd lebt nicht in der großen Stadt, dort arbeitet er nur; er schlendert nicht auf Boulevards und sitzt nicht um Mitternacht vor Cafös, denn das verbietet das Klima-, er sucht nicht seine Erholung mit Frau und Kindern in nahegelegenen öffentlichen Vergnügungsgärten, denn solche gibt es nicht: des Engländers Heimat ist auf dem Lande, in den Schlössern und Cottages, in den Parks, Gärten und Kärtchen. Den Weg nach dieser Seite des englischen Lebens weist uns der getreue Bädeker zwar aus der Ferne, aber er verschafft uns nicht den Schlüssel, um in die wohlverwahrte Burg einzudringen.

Der Engländer hat sein Daheim auf dem Lande. Dort müssen wir ihn aufsuchen, um seine besten Seiten, die liebenswürdigen Eigenschaften zu entdecken, die er hinter einem tüchtigen, aber schroffen und abweisenden Aeufzern verbirgt; denn nur hier öffnet sich diese spröde, verschlossene Natur.

Dieses Daheim will er in Haus und Garten geschmückt sehen, er studirt darauf, es mit allem Comfort nnd aller Cultur auszustatten, die der Boden, das Klima und der nationale Reichthum entwickelt haben.

Nur dann also besitzen wir eine volle Anschauung des englischen Lebens, wenn wir Englands Landsitze und Gärten kennen lernten. Zugleich aber werden wir dort in ein ganz neues Culturgebiet, in die englische Gartenkunst eingeführt. Die Pflege und Ausschmückung der Landsitze unter Bedingungen, die von den Linien unseres eontinentalen Lebens wesentlich abweichen, hat die Gärtnerei in England zu einer eigenthümlichen und hochentwickelten Luxusindustrie ausgestaltet.

Zunächst erlaubt das sonnenarme, feuchte Klima nicht ein anhaltendes ruhiges Verweilen im Freien; es gestattet den reichlichen Genuß der frischen Luft nur in lebhafter Bewegung.

Dieses kühle Klima reift auch nicht die Früchte, an denen bei uns jedes Gärtchen selbst dem Unbemittelteren seinen Antheil gibt.

Andrerseits gewähren die milden englischen Winter einer großen Zahl von Gewächsen, welche unser härteres Klima vernichtet, das Fortkommen im Freien.

Hierzu gesellt sich noch der milde, meistens frische, sandige Boden in einem großen Theile von England. Dieser, in Verbindung mit dem feuchten Klima, erzeugt oder gestattet die saftigen, reinen, grünen Rafenflächen, welche dem englischen Garten seinen Grundzug geben und deren glückliche Nachahmung bei uns so selten gelingt.

Endlich führt die bestehende politische und soeiale Eintheilung des Jahres den Engländer während der schönsten Monate des Frühlings und Sommers in die Stadt, während er im Winter auf dem Lande lebt.

Diese Umstände sind es vornehmlich, welche, unterstützt von dem hohen durchschnittlichen Reichthum der größeren Grundeigenthümer und der zahlreichen kleineren Landhausbesitzer, zu einer völlig eigenthümlichen Methode in der Behandlung und Cultur der Parks und Gärten führten.

Die Parks sollen möglichst weit, dabei baum- und wildreich sein, um Raum für energische Bewegung im Freien, für die Jagd und den nationalen Sport zu schaffen. Die Gärten sollen im kurzen Sommer Laub und Blumen tragen, sie sollen aber vor Allem in der rauhen Jahreszeit keine blätterlose Oede, sie sollen immer grün sein. Das Haus soll während dieser Zeit in den Wohnzimmern und im Wintergarten einen stets blühenden Blumenfrühling zeigen. Die Tafel verlangt frische Früchte und junge Gemüse das ganze Jahr hindurch.

Es soll mithin der englische Landsitz nicht etwa nur dem Stadtbewohner einen nothdürftigen Behels für den Sommer liesern, er soll vielmehr dem Besitzer und seinen zahlreichen Gästen einen geräumigen, warmen, reichen, „eomfortablen" Aufenthalt im Herbste und Winter bieten. Hier will der Eigenthümer sich durch Gärtnerei, Landwirthschaft, Pflege des Forstes und durch die Anstrengungen der Jagd wieder für die heiße gehetzte Saison in London stärken, hier will er in ausreichenden Räumen bequeme Geselligkeit üben, hier will er als Grundherr seinen politischen und soeialen Einfluß geltend machen und genießen.

So hat sich die heutige englische hohe Gärtnerei entwickelt aus einem Kampfe gegen die Ungunst des Klimas und der Jahreszeit, Der schwere Streit ist siegreich durchgesochten vermöge der charakteristischen Rücksichtslosigkeit des Engländers gegen den Kostenpunkt, wenn ein bestimmter, nothwendiger oder wünschenswerther Zweck erreicht werden soll. Es bildete sich eine besondere Schule der Gärtnerei, die, zugleich mit dem bunten Teppiche der Sommerblumen, den Garten der immergrünen Gewächse um das Haus legt; die aber vor Allem im Treibhause zu jeder Jahreszeit das beste Obst, die seltensten Blumen für Tisch und Wohnzimmer hervorbringt und daneben im Wintergarten einen erfreulichen, reich geschmückten Aufenthalt für die Hausgenossen schafft.

Es ist also, wie wir sehen, das Treibhaus die notwendige Grundlage dieses weitverbreiteten großartigen gärtnerischen Comforts.

Vereinzelte Anfätze und unvollkommene Nachahmungen dieser englischen Treibhausgärtnerei treffen wir auch in der Heimat; aber nur in seltenen einzelnen Fällen ist diese Kunst bei uns zu einer ähnlichen Stufe der Vielseitigkeit und Vollendung entwickelt, wie sie in England den Durchschnitt der Leistungen bildet.

Diese hohe englische Gärtnerschule fand ihre Zufammenfafsung in dem großartigen botanisch-gärtnerischen Jnstitute zu Kew; sie entwickelte, dem Gesetze der Arbeitstheilung folgend, die riesenhaften Warmhausbetriebe der großen Handelsgärtner.

Jn diese Welt lade ich meine Leser ein, mir zu folgen. Unsere Wanderung wird uns nicht mit einem Ballafte lehrhafter Beschreibungen, nicht mit photographisch genauen Wiedergaben technischer Einzelheiten beladen; sie bietet nur wechselnde bunte Bilder, die sich dem reisenden Gartenfreunde als Gaft auf englischen Landsitzen und als Besucher englischer Gärten entrollen.

Die nachsolgenden Blätter sollen daher oberflächlich sein. Falls sie sich wider Willen irgendwo in der Ueberfülle des Stoffes verlieren, bitte ich den Sachkundigen wegen der unvermeidlichen dilettantischen Mängel und Lücken um Nachsicht; mit den übrigen geneigten Lesern aber bin ich vollständig einverstanden, wenn sie ermüdende Aufzählungen und Schilderungen fremdartiger Einzelheiten wohlwollend überschlagen.

I.

Hatfield house, der Landsitz des AZarquess von Salisbury.

Aus der langen Reihe jener bemerkenswerthesten Eigenthümlichkeiten des englischen Volkscharakters, welche wesentlich dazu mitgewirkt haben, das Inselreich so frühzeitig auf seine Höhe zu führen und dort bis jetzt dauernd und fest zu erhalten, tritt, verwandt mit dem allgemeinen Geiste der Gesetzlichkeit, ganz besonders der historische eonservative Sinn des Engländers hervor, die weit verbreitete Bekanntschaft mit der vaterländischen Geschichte, das warme Interesse für die Denkmale und für die bedeutenden, wirkungsvollen Menschen der Vorzeit. Ieder Lebende fühlt sich, in traditionellem Resperte, mit seiner Vorgeschichte und ihren hervorragenden Vertretern verbunden; er sieht die Entwickelung seines Landes durch die Iahrhunderte greisbar vor seinen Augen entrollt nnd naturgemäß vereinigt sich in ihm die erhaltende Neigung mit der angeborenen weiterbildenden Thätigkeit.

So genährt und erzogen strebt der englische Volksgeist, von positiven Gesichtspunkten ausgehend, stets nur nach den nächsten praktischen Zielen und schweist nicht haltungslos nach willkürlichen doctrinären Theoremen in die Irre.

Allerdings konnte sich dieser glückliche historische Sinn des Volkes im Wesentlichen ungestört entwickeln. Es ist England stets vergönnt gewesen, ruhig an sich weiter zu bauen und die Fäden seiner Vergangenheit stetig vom Vater durch den Sohn zum Enkel fortzuspinnen. Kein dreißigjähriges Kriegselend hat die hohe Cnltnr und Blüthe des Landes unter Schutt, Thränen und Blut auf fast zwei Iahrhunderte begraben, hat die stärksten Wurzeln der nationalen Kraft zerstört und die geistig wie materiell verarmten Nachkommen, jenseit einer weiten Klnft, ihren Vorfahren entfremdet gegenüber gestellt. Nie war das Land zum Spielballe und Tummelplatze jedes raubgierigen Nachbarn erniedrigt gewesen; nie ist die imponirende Entfaltung seiner nationalen Wehrkraft, das nothwendigste Schutzmittel für den nationalen Wohlstand, durch ein verfafsungsmäßig gelähmtes, organisch auseinander strebendes föderatives Regiment unterdrückt worden. Endlich drang auch die englische Kirchenresormation, getragen von der starken Staatsgewalt, zur Einheit durch; es entstand kein Riß inmitten der Nation, in den fremde Gewalten ihre Hebel mit Erfolg hätten einsetzen können.

Unter allen Figuren in der Geschichte Englands, welche sich über das gewöhnliche menschliche Maß, der Herrscher wie der Beherrschten, erheben und um so größer erscheinen, je tieser im Laufe der Jahrhunderte alle umgebenden, ehedem hervorragenden Spitzen versunken sind, — unter allen nimmt im Herzen jedes Engländers die Königin Elisabeth den ersten Platz ein. Sie ist in der Erinnerung ihres Volkes lebendig geblieben; nicht wandelt sie nur als blutloser Schatten durch die Schlösser, Galerien und Bibliotheken. Der stetig fortgesponnene Faden der geschichtlichen Entwickelung verbindet noch immer SooS Hueen Less mit Denen. die drei Jahrhunderte nach ihr leben.

Zu dieser Wahrnehmung gelangt man schon, wenn man in englischer Gesellschaft die Kapelle Heinrichs VII. in der Westminster Abtei betritt und bemerkt, wie dort der ehrfurchtsvoll schweigende Kreis das Monument der Königin umsteht, allen ihren Nachbarn gleichgültig vorbeigehend; oder wenn der Beeseater im Bell Tower ihr Gefängniß zeigt und von Essex und Lady Jane Grey erzählt. Ebenso verschwindet in White Hall Karl I., in St. James' Palast die „blutige" Mary, in Hampton Court Wolsey und Heinrich VIII., ja! es verblaßt, zwischen allen starken Tudors und schwachen Stuarts, selbst der große Proteetor Cromwell vor dieser einzigen erhabenen und volksthümlichen Gestalt. Und es ist nicht nur märchenhafte Romantik, die sie umgibt, wie unsere Kaiser, den „Rothbart" und den „letzten Ritter"; nein! der englische Protestant jeder Partei und Sekte sah und sieht in ihr die endliche Besreierin von der Herrschaft Roms, die Vorkämpferin für Gewissenssreiheit, die Beschützerin Englands gegen den spanischen Kreuzzug und die schottische katholische Prätendentin, die Erwerberin Jrlands, die Begründerin der Macht und Größe des britischen Volkes. Man hat ihr noch nicht die weise Selbstüberwindung vergessen, mit der sie in der Frage wegen des königlichen Monopolrechtes dem energischen Widerstande des Unterhaufes nachgab und wie sie hernach den Gemeinen in würdigen und warmen Worten für ihre Pflichttreue in der Vertheidigung des Volkswohles dankte.

So fühlt die Gegenwart sich der Königin Bess als ihrer direeten Erblafserin dankbar verbunden; längst sind die kleinen Schwächen der Frau vergessen, die als Königin schon bei ihren zeitgenössischen Widersachern so hoch stand, daß die Puritaner, die sie selbst hatte in's Gefängniß werfen lafsen, dort für ihre Errettung vor jesuitischen Mordanschlägen beteten, und daß ein besonders fanatischer Sektirer, dem soeben ans dem Schaffotte die rechte Hand abgeschlagen war, mit der Linken seinen Hut schwenkte und laut ries: Ooä save tKe Hueen!

Solche und ähnliche, durch den Vergleich mit den Schicksalen des genen Vaterlandes nicht erheiternde Betrachtungen werden dem deutschen Reisenden häufig das Geleit geben, wohin er auch in England seine Schritte wendet. Ueberall hier sindet er Vergangenheit und Gegenwart sriedlich neben einander und in harmonischer Folge vereinigt, überall stellt sich ans Erhaltung und Fortbildung ein einheitliches Ganzes zusammen.

Wir verlafsen nach kaum einstündiger Fahrt unsern Zug auf einer Station der Großen Nordbahn, die uns von Kings Cross aus dem dnnstigen London entführt hat. Schon wenige Schritte außerhalb des Bahnhoses haben wir ein Stück Mittelalter vor uns. Wir betreten ein Städtchen, dessen malerische weißgetünchte Fachwerkhäufer sich mit den spitzen Giebeln der Straße zuwenden und mit dem übergebauten, Sonne und Luft suchenden Sommerzimmer die schmale Gafse überragen. Sie versetzen uns in die Zeiten, wo der Haustein noch den Kirchen und Herrenhäufern vorbehalten und der rothe Backstein ein neuer Luxus war. Das Städtchen lag ursprünglich nur im Thale; die Kirche allein, älter als Wilhelm der Eroberer, stand darüber erhöht. An dieser vorbei zog sich später die neuere Hochstraße, dem Wege nach London entlang, den Hügel hinan und mündete unter dem alten Sommerpalaste der frommen Bischöse von Ely. Vielleicht war dieser neue Stadttheil noch nicht ganz oben angelangt, als die Bischöse den Hügel schon wieder hinabstiegen, um dem zweiten Tudor, Heinrich VIII. in ihrer Sommerfrische Platz zu machen. Hernach wurde es dann zu spät, die Höhe zu erklimmen, denn als Jakob I. den alten Bischosspalast verließ, schied der neue Eigenthümer Robert Ceeil erster Earl von Salisbury, Elisabeths zweiter großer Minister, sich und sein neues „Haus" durch die heute noch stehende hohe Parkmauer von dem emporstrebenden Städtchen ab. Zwei und ein halbes Jahrhundert lag der Ort alsdann ruhig in seinem alten Weichbilde, bis wieder ein Großer des Reiches, dieses Mal ein ganz moderner, der Direetor der „Großen Nordbahn", sich auf dessen anderer Seite ansiedelte, der nun die neuesten Häufer sich zuwenden.

Das Städtchen heißt Hatsield und war schon eine erwähnenswerthe Niederlafsung, als es unter dem Namen „Hetfelle" in das Doomsdaybook eingetragen wurde. Hier saßen Benediktiner von der Abtei Ely und verwalteten ihr schönes Gut, ein Geschenk des fächsischen Königs Edgar aus den Tagen des heiligen Dunstan. Es umfaßte etwa viertaufend Morgen. Später ward aus der Abtei zu Ely ein Bischosssitz und aus dem Meierhose zu Hatsield eine Sommerresidenz der Bischöfe. Um das Jahr 1480 bauten diese sich dort einen „Palast", den wir näher kennen lernen werden. Jedoch sollten die geistlichen Herren sich des schönen Besitzes nicht mehr lange erfreuen, denn im Jahre 1534 mußte der neue Bischos vom König Heinrich VIII. seine Ernennung mit der Abtretung von Hatsield bezahlen. Wie beide hohe Herren sich wegen dieser Sünde der Simonie vor ihrem

Gewissen absolvirten, weiß man jetzt nicht mehr genau. Vermutlich verfuhr Heinrich VIII. hier ähnlich wie gegen die Erben und Gläubiger des Cardinals Wolsey. als er dessen ungeheures Vermögen einzog. Er überwies den Berechtigten als Vergütung eine Reihe von Forderungen der Krone, die aber schon lange notorisch „nothleidend", nicht mehr realisirbar waren. Leider ist ja zu allen Zeiten das Gut der Kirche, deren Reich nicht von dieser Welt sein soll, von den Großen dieser Erde als pafsende Beute angesehen. Auch die mächtigen Laien hatten stets, nicht minder als die Kirche, „einen guten Magen" und konnten „ungerechtes Gut verdauen".

So wurde Hatsield eine königliche Residenz und sogar eine sehr beliebte nnd viel bewohnte, Eduard VI. und seine Schwester Elisabeth verlebten hier einen Theil ihrer Jugend und Letztere bestieg von hier Englands Thron. Jhrem Nachsolger jedoch, Jakob I., gesiel ein Schloß seines Ministers Robert Ceeil besser und er taufchte es im Jahre 1607 gegen Hatsield ein. Mit diesem Wechsel stieg der alte Herrensitz zu neuem dauerndem Glanze empor, denn der neue Eigenthümer baute in den alten Park das prächtige „Haus", welches wir, nebst den weiten Gärten, mit denen er es umgab, heute durchwandern wollen.

Jndessen begann die Verbindung der Ceeils mit Hatsield nicht erst damals, als sie dessen Besitzer wurden. Schon Robert Ceeils, des ersten EarlS von Salisbury Vater, William Ceeil, der berühmte erste Minister Elisabeths während vierzig Jahren, uns Deutschen aus Schillers Maria Stuart als Lord Burleigh wohl bekannt, ließ die Spuren seines Wirkens hier zurück. Er besaß eine hervorragende klassische Bildung und gab, erst neunzehn Jahre alt, den Studenten von St. Johns College zu Cambridge schon griechische Repetitorien. Bereits unter Eduard VI. und der „blutigen" Mary hatte William Ceeil angesehene Stellungen im Staatsdienste bekleidet; er hatte sich unter der Letzteren wieder öffentlich zum Katholieismus bekannt und — wie es die Königin verlangte — einen Hauskaplan gehalten, da er keinen Beruf zum Märtyrer verspürte. Als Elisabeth im Jahre 1558 aus ihrer Gesangenschaft in Hatsield den Thron bestieg, ernannte sie William Ceeil, ihren bewährten geheimen Rathgeber, zu ihrem Ersten Staatssekretär. Er blieb in dieser Stellung und in der noch höheren als Lord High Treafurer bis zu seinem Tode im Jahre 1598. Augenscheinlich war er der Mann, der von Allen, welche Elisabeth nnd ihre königliche Macht umwarben, die meisten von den Eigenschasten vereinigte, deren der erste Diener und Rath der energischen Selbstherrscherin bedurfte. Nach längerem Schwanken hat sein geschichtliches Bild sich etwa dahin festgestellt, daß er, wenn auch kein großer Mann und kein edler heroischer Charakter, jedenfalls ein großer Minister war. Vielleicht bedingt das Eine nicht nothwendig das Andere.

Und niemals verließ das Vertrauen der Königin ihren treuen Diener, Jhrem Herzen standen der gewandte Leieester und der glänzende Essex näher, Burleigh aber wurde stets gegen alle Intriguen und Angriffe in den höchsten Ehren erhalten. Für ihn galt die damalige strenge Etiquette nicht, nach welcher Iedermann, den die Königin anredete oder auch nur ansah, sosort auf die Kniee sinken mußte; für Burleigh war stets ein Sessel vorhanden. Auch ihre Sparsamkeit in Ehren und Geldbelohnungen vergaß sie für Ceeil. Er hinterließ, nach Maeaulay, etwa dreihundert verschiedene Landgüter. Zwölf königlicher Besuche hatte er sich zu erfreuen; jeder dauerte mehrere Wochen und kostete dem Wirthe vierzig- bis sechzigtausend Mark. Indessen war der ganze Zuschnitt seines Haushaltes, oder richtiger Hosstaates diesem königlichen Luxus gewachsen. Er hatte zwei Residenzen in London und zwei auf dem Lande. In der Stadt kostete sein Haushalt wöchentlich sechshundert Mark wenn er abwesend und achthundert bis tausend Mark wenn er anwesend war. Dort hielt er stets drei offene Tafeln. Sein Gesolge bestand aus zwanzig angesessenen bemittelten Edelleuten. Er war ein sehr vornehmer und stolzer, noch mehr aber ein sehr kluger und scharfsinniger Mann. England verdankt William Ceril, wie seinem jüngeren Sohne und Nachsolger Robert Ceeil, seinen großen Aufschwung unter Elisabeths langer Regierung und die endliche feste Gründung des protestantischen Glaubens. Dieser Sohn war als Elisabeths erster Minister sein unmittelbarer Nachsolger. Sein Aeußeres konnte die Königin nicht bestochen haben. Er war kränklich, seine Gestalt verwachsen und zwerghaft, aber in diesem elenden Körper lebte ein starker, thätiger, geduldiger, kluger Geist und eine zuverläfsige muthige Pflichttreue. Robert Ceeil ererbte in Wirklichkeit von seinem Vater die Eigenschaften, die einen bedeutenden Staats- und Geschäftsmann ausmachen, — eine Erbschaft, welche immer noch häusiger eröffnet als angetreten wird.

Nicht ohne Grund wird ihm die kluge und diserete Art, in welcher er den Uebergang der Krone von der alternden Elisabeth auf ihren unruhigen, ungeduldigen schottischen Großneffen vermittelte, zum Verdienste gerechnet. Er traf im Stillen alle Vorbereitungen für einen Wechsel ohne Störungen und stand an Elisabeths Seite als sie starb (1603). Sie hatte ihn stets gerne mit seiner körperlichen Mißgestalt geneckt und auch wol in ihren Briesen „Pigmäe", „kleines Männlein" angeredet. Als es nun an's Sterben ging und sie irreredend mit starrem Blicke im Garten von Windsor dafaß, von ihrem rathlosen Hose umstanden, sagte Ceeil: „Ew. Majestät müssen jetzt zu Bette gehen." „Müssen," stieß die Königin hervor, „müssen! Ist «müssen» ein Wort für eine Fürstin? Oh, Männlein, Männlein! Dein Vater hätte sich ein solches Wort nicht erlaubt, aber Du wirst jetzt unverschämt, weil Du weißt, daß ich sterben werde." Das unglückliche Wort „müssen" war wol des armen Ceeils einzige Pflichtvergessenheit gegen seine Gebieterin während feiner langen Dienstzeit.

Iakob I. zeigte sich nicht undankbar gegen Ceeil. Nach zwei Iahren war dieser Earl os Salisbury, Ritter des Hosenbandes und bald darauf Lord High Treasunr. Aber der Herr selbst war ein Anderer. Er war kein Selbstherrscher wie Elisabeth und verlangte keine äußere Unterwürsigkeit. Es regierte sich ganz bequem unter ihm, falls er nur hinreichend Freiheit und Geld fand, um die neuen großen Verhältnisse mit seinen „hungrigen" Schotten zu genießen. Man beglückwünschte eines Tages Ceeil, daß er nun nicht mehr zu knien brauche; er erwiderte: „Wollte Gott, ich spräche noch auf meinen Knieen." Er hatte hart zu kämpfen gegen des Königs Verschwendung und Haltlosigkeit und mit Schmerz sah er England von der hohen Stellung herabgleiten, die es unter Elisabeth in Europa eingenommen hatte. Um so weniger wol mochte er sich weigern, dem Könige zu Willen zu sein, als Jakob wünschte, Robert Ceeils schönen Landsitz Theobalds bei London gegen das entferntere Hatsield einzutaufchen.

Jedoch dem Minister genügte der „Palaft" in Hatsield ebenso wenig als dem Könige und da er zudem die Baupafsion hatte, so benutzte er Ort und Gelegenheit, vermutlich auch günstige Taufchbedingungen, um sich ein neues „Haus" neben dem alten „Palafte", und diesen weit überragend, zu bauen.

Das neue Haus krönt, weithin sichtbar, die Anhöhe, welche wir vom Bahnhose aus hinansteigen. Durch den Umschwung der Zeiten und Communieationen kehrt jetzt das Schloß dem Ankömmlinge seine nördliche Rückfront zu, während die südliche Vorderseite, der alten Heerstraße von London zugewandt und mit ihr durch eine großartige Allee verbunden, in einsamer Hoheit die Gärten überragt. Nach Nord und Nordost dehnt sich der Park aus, nicht sehr groß, seine Umfafsungsmauer mißt nur eine deutsche Meile. Ein neuer Weg leitet uns vom kürzlich eröffneten Parkthore am Bahnhose nach Osten und biegt in die Hauptallee ein, die südlich zum Schlosse führt. Der Park tritt hier unmittelbar an das Haus heran. Das Schloß bildet drei Seiten eines offenen Vierecks. Die ungebrochene nördliche Rückfront, in ihrer Mitte durch einen hohen Uhrthurm gekrönt, hat eine Länge von etwa achtzig Metern; die nach Süden vorspringenden Seitenflügel sind etwa sechsundvierzig Meter lang. Das Haus ist aus rothem Backstein aufgesührt, die Einfafsungen der Fenster und Thören, die Mauerkanten und Krenelirungen sind von dunklem Hauftein. Die vordere südliche Front ist eine der großartigsten Schöpfungen der englischen Architektur in jener eigenthümlichen Mischung des späteren gothischen oder perpendieulären Stils mit der Renaissanee, welche man den Elisabethstil genannt hat. Die beiden auf dieser südlichen Seite weit vortretenden Flügel sind jeder mit zwei ausspringenden viereckigen Thürmen abgeschlossen, zwischen denen doppelte Freitreppen zu weiten mit Glas geschlossenen Pforten führen. Längs der, zwischen diesen beiden Flügeln weit zurücktretenden südlichen Front des Hauptgebäudes, welches zwei Stockwerke enthält, während die Flügel es mit einem dritten überragen, zieht sich eine doppelte Reihe aufeinander gestellter dorischer Säulen hin. Der große Haupteingang, dessen Ueberbau, der Uhrthurm, in mehreren Stockwerken emporstrebt und mit einer konisch abgerundeten Kuppel abschließt, zeigt, nach damaligem Geschmacke, eine aufsteigende Zufammenstellung von Säulen dorischer, ionischer und korinthischer Ordnung. An jeder Seite des Thurmes erheben sich auf dem Dache zwei niedrige Giebel. Das Ganze bringt durch seine edlen Verhältnisse, mannichsachen Verzierungen und durch den Gegensatz, in welchem sich der rothe Haufteinbau von dem üppigen Grün der Landschaft abhebt, eine außergewöhnlich großartige Wirkung hervor.

Der Hos zwischen den beiden Flügeln ist ganz frei; eine breite grüne, von Blumenbeeten unterbrochene Terrafse erstreckt sich vor der Hauptfront längs dem Schlosse. Von ihr aus führen nach vorn und nach den Seiten schwere Sandsteintreppen in die Gärten hinab. Jn diese mündet auch, vor der Hauptfront, die große etwa fünfzig Meter breite Einfahrtsallee von mächtigen Linden, an deren fernem nicht absehbarem südlichen Ende der Park durch ein reiches vergoldetes Eisengitter sich gegen die Heerstraße abschließt.

Da ich den Vorzug genoß, Hatsield Houfe als Gaft zu betreten und der Hausherr heute durch Geschäfte in Downingstreet gesesselt war, so empsing mich sein ältester Sohn, der junge Lord Cranborne, und erbot sich, mir das „Haus" und die Gärten zu zeigen. Nach den ungezwungenen Gewohnheiten, die auf den großen englischen Landsitzen jedem Gafte, und auch dem Wirthe, möglichst selbständige Bewegung gestatten, wußte ich, daß ich die Dame des Haufes erst Abends beim Dinner begrüßen würde.

Der erste Robert Ceeil war sein eigner Baumeister und wahrhaftig, er hatte einen großartigen Begriff von seiner Aufgabe; er wußte, wie ein prächtiger ländlicher Herrensitz zugeschnitten und ausgestattet sein muß, um nicht nur seines vornehmen Eigentümers würdig zu erscheinen, sondern auch den Souverain und seinen Hos festlich zu empfangen und zu bewirthen. Sehen wir jetzt, wie er seine Aufgabe gelöst hat.

Jn jedem Flügel des Schlosses führt eine Treppe zum ersten Stocke empor. Beide sind in Eichenholz schwer geschnitzt, die östliche jedoch ist reicher mit allerlei Figuren verziert, da sie zu denjenigen Gemächern des ersten Stockes führt, die für die Majestät bestimmt waren. Diesen füllt in der ganzen Länge der Hauptfront des Mittelbaues eine Galerie aus, sechsundfünfzig Meter lang. Sie ist an Decken und Wänden mit reichem eichenen Täfelwerke bekleidet, das durch silberne Armleuchter unterbrochen wird. Große, bis beinahe auf den Fußboden gehende Fenster führen genügendes Licht zu, auch wird der allgemeine dunkle Ton des Raumes durch rothe Vorhänge und durch eine reiche Waffenfammlung belebt. Auf der westlichen Seite stößt diese Galerie an einen, jetzt als Bibliothek reich und bequem eingerichteten saalartigen Raum, Auf der anderen Seite der Galerie ist ein gleich großes Gemach, tks KmAs ekamder, denn hier und in den anstoßenden Schlafzimmern sollten die Majestäten wohnen, in der Galerie aber und jenseit derselben in der jetzigen Bibliothek die Feste sich entwickeln. Die Verbindungen sind durch die zwei Treppen auf's Beste hergestellt und zugleich ist die Raumverschwendung für ein übergroßes Staatstreppenhaus in der Mitte des Schlosses vermieden, welches sich ost wie ein riesiges fremdartiges Ungeheuer in'S Unendliche breit macht und ein halbes Dutzend unentbehrlicher Zimmer zum Fenster hinauswirft.

Auf die königlichen Wohnräume ist selbstverständlich aller Glanz und Reichthum verwendet, den die damalige Zeit zu ersinnen vermochte. Aus den Kafsettirungen des Plafonds hängen metallene Verzierungen herab, die Wände sind (wol erst später) mit weißem Atlas bespannt, die Möbeln in rothem Sammt und Gold überzogen. Ein bis an die Decke ragender Kamin wird durch die Brouzestatue Iakobs I. gekrönt.

Die Arbeiten der Holztäfelung, womit das Schloß hier und in vielen anderen seiner Räume verziert ist, sind von seltener Schönheit und verdienen eine nähere Betrachtung. Man weiß aus den Bauaeten, daß der Bauherr den Entwürfen dazu ganz besondere Aufmerksamkeit widmete. Er vermied thunlichst die großen ebenen Flächen, verschmähte alle überladene Vergoldung, ebenso die dem englischen Klima nicht Stand haltenden Wandmalereien und wendete auch keine Ledertapeten an. Dafür bekleidete er das Haus mit einem seltenen Reichthum von Holzseulptur.

Dorische und ionische Halbsäulen mit reichen Laubkränzen an den Capitälen schmücken die königlichen Schlafzimmer; in der Kapelle und in der großen Speisehalle, beide zu ebener Erde, sind die Wände in einfachere große Fächer eingetheilt, hier abgerundet, dort rechteckig. Diese sind dann wieder mit Arabesken von zartester Arbeit verziert. Ueberall begegnet man reichen Friesen und Architraven, Blumengewinden nnd Pfeilern. Aber trotz der Zartheit in der Ausführung erweckt diese Decoration den Eindruck des Warmen, Mafsiven, Dauerhaften — des Einheimischen. Sie entspricht durchaus dem vornehmen, ernsten Stile des Hauses nnd dem nicht weniger ernsten Charakter der Landschaft, in welcher dieses reich gemaferte und kräftig gesärbte Eichenholz gewachsen ist.

Als wir in der Reihenfolge dieser großartigen Staatsgemächer den ersten Stock faft durchmessen hatten, öffnete mein junger Führer eine kleine Thür. Wir traten in eine Art von Prieche ein, welche als hohe Empore die eine Breitseite eines kirchenhaft langen nnd weiten, zwei Stockwerke hohen Raumes einnimmt. Durch Oesfnungen, die mit Flügeln aus durchbrochenem Holzwerke verschließbar sind, sahen wir hinab in die große Halle, den Speiseraum.

„Wir wollen die Halle heute Abend von unten genauer besehen," sagte der junge Lord, „ich brachte Sie jetzt nur hierher, damit Sie die Fahnen betrachten, welche vor dieser Empore aufgehängt sind. Es sind Franzosen, aus der Schlacht von Waterloo: der Herzog von Wellington schenkte sie hierher.. Bei großen Festen wird hier oben Musik gemacht und sie klingt an der flachen weißen Gipsdecke über uns recht kräftig wieder. — Jetzt haben wir Alles im ersten Stock gesehen."

„Aber," fragte ich, „wo wohnten und schliesen denn wol die Gäste, welche zu den großen Festen hier erschienen und wo wurde das königliche Gesolge untergebracht?"

„Ich weiß es eigentlich nicht recht," erwiderte Lord Cranborne, „denn zu ebener Erde sind außer dieser Halle und der Kapelle nur die Wohnzimmer meiner Eltern und oben, im zweiten Stocke der Flügel, wo wir fünf Brüder und zwei Schwestern hausen, da sieht es nur bescheiden aus. Auch nimmt unser großes Familienarchiv, das die bekannten «Hatsield Papers» enthält, dort viel Raum ein. Indessen," fuhr er fort, „hörte ich ost sagen, daß man in früheren Zeiten nicht so viel Ansprüche nnd auch nicht so viel Umstände gemacht hat, wie jetzt. Es erschienen auf den großen Festen nicht so zahlreiche Damen, überwiegend Herren. Die Kammerjungfern schliesen mit im Zimmer ihrer Lady und die vornehmen Diener stellten eine Pritsche vor die Thür ihres Herrn. Von Letzteren wurden auch wohl mehrere in ein Zimmer gelegt. Für die untere Dienerschaft war ausreichender Raum im Pferdestalle; davon werden Sie sich hernach selbst überzeugen."

„Eine schöne, bescheidene Zeit, die «gute alte»," bemerkte ich, „räumen wir das ein; aber wie stand es damals wol mit den Bade- und Wafchapparaten, die in unseren jetzigen Schlaf- und Ankleidezimmern einen so bedeutenden Raum verlangen?"

„Das weiß ich nicht," erwiderte mein junger Führer, „jetzt aber ist diese Schwierigkeit gehoben, da das ganze Schloß mit heißem Wasser geheizt wird." —

Wir durchwanderten nun die Wohnräume zu ebener Erde. Sie sind stattlich, herrschaftlich, und ihre reiche, schwere Einrichtung entspricht in den Maßen wie in den Stosfen dem Stile des Hauses. Ihre schönste Zierde jedoch besteht in den hier vereinigten historischen Porträts, deren Originale zum größten Theile durch persönliche Beziehungen mit dem Hause Ceeil verknüpft sind.

Heinrich VIII. erscheint mehrfach, darunter einmal von Holbeins Meisterhand, mit prachtvollem, täuschend gemaltem Schmucke; das Bild ist ausgezeichnet durch die Frische der Farben. Der dicke, polygamische Herr mit seinem etwas rohen und grobsinnlichen Ausdrucke erinnert unwillkürlich an den Märchenhelden Blaubart.

Die „blutige" Mary ist nicht vertreten; wir wissen, daß ihr Verhältniß zu ihrem Minister William Ceeil kein fehr inniges war. Sie

traute seiner Orthodoxie nicht und er temporisirte. Auch dauerte ihr sinsteres Regiment nur fünf Iahre.

Die Königin Elisabeth erscheint hier in zwei bemerkenswerthen Porträts. Einmal jung, als Diana mit der Mondsichel und entsprechend durchgesührtem Kostüme. Sie ist in ihrer Blüthe dargestellt, etwas fade und weislich, mit blaßröthlichem Haar. Sie blickt freundlich, aber das helle Auge, faft ohne Brauen, ist nicht gerade gewinnend. Das andere Bild, aus späterer Zeit, ist ernster: ein stechendes Auge, scharfe Züge und ein harter

Ausdruck. Sehr merkwürdig ist ihr reiches Gewand. Das schwere Stoffkleid ist übersäet mit menschlichen Augen und Ohren, also wol die Allwissenheit darstellend. Wenn sie das Kleid wirklich jemals trug, so haben diese unendlich vervielfältigten Organe des Allsehens und Allhörens auf die ossieiellen königlichen Verehrer, deren heimliche kleine Erholungen ja nicht unbekannt geblieben sind, einen etwas unheimlichen Eindruck machen müssen — salls sie es nicht besser wußten, wie es mit der königlichen Allwissenheit bestellt war.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Königin uns in diesen Darstellungen ihrer äußeren Erscheinung unendlich weniger groß und imponirend entgegentritt, als in ihrem geschichtlichen Charakterbilde. Sie hatte als Frau mancherlei Schwächen und Schatten, als Englands Beherrscherin jedoch war sie — jeder Zoll eine Königin! und so bezeichnet sie auch Robert Ceeils Nachruf: „Wollte Gott, ich müßte noch knien."

Zwischen der keuschen Diana und der Allwissenheit fesselt uns ein Bild von seltener Lieblichkeit; die poetisch verklärte Gestalt, die wir „Maria Stuart", die Engländer „Uar/ Husen ok Seots" nennen. Es stammt aus ihrer Iugend, so wie sie uns Deutschen — wenn auch mit einiger dichterischer Freiheit — auf immer bekannt und vertraut ist. Ein frischer Schmelz ruht auf diesem Bilde; es ist ein echt französisches Gesicht, mit feiner Nafe, reizvoll lieblichem Munde, etwas schmachtenden Augen, die nicht gerade einschüchternd wirken, und mit außerordentlich schönen Händen. Ihr Anzug, obschon in der fremdartigen Tracht jener Zeit, ist so harmonisch in den Farben und der Anordnung, daß man auch hierin die Französin zu erkennen glaubt.

Zu ihrer Rechten und Linken sehen wir zwei vornehme Herren. Rechts der junge verführerische, unwiderstehliche Dudley, der „zu Schiff nach Frankreich" ging, und links derselbe Graf Leieester, lange nach seiner Rückkehr; ein vornehmer, schöner, starker, alter Herr mit wohlgepflegtem weißem Barte; nicht sehr klug ausschauend, aber recht würdevoll.

Wir verlafsen die Drawingrooms im östlichen Flügel durch eine der großen Glasthüren, in England ti-evok vivckows genannt, und stehen auf den breiten Gartenterrafsen, die sich mit stattlichen Treppenfluchten bis zum Flüßchen Lea hinabziehen, das den Park durchsließt. Auch diese Anlagen sind vom Erbauer des Schlosses entworfen; in einer späteren Generation wurden wol einzelne Aenderungen in der Benutzung getroffen.

Die Garteneultur nahm in England erst zur Zeit der Königin Elisabeth einen neuen Aufschwung, gleichzeitig mit dem Wechsel in der Bauart der Herrenhäufer auf den großen Landsitzen, die, nach dem Frieden der beiden Rosen, nicht mehr besestigte Burgen, sondern frei zugängliche Häufer sein sollten. Bis dahin muß der Gartenbau wenig gepflegt worden sein. Roch im Jahre 1550 schreibt Roger Asham, Elisabeths bekannter Lehrer in den alten Sprachen, aus Gent seinen Freunden in Oxford: „Wenn man doch allein auf den wüsten Plätzen innerhalb Londons solche Gärten anlegen wollte, wie sie hier jede Stadt, auf eine Meile hinaus, voll Kraut und Gemüse umgeben; zuvörderst für die Fremden, die diese Kost gewohnt sind; nach und nach würde auch die große Menge aus Noth, Sparsamkeit oder Mäßigkeit davon Gebrauch machen und dann dürften sich in England die Lebensmittel bald billiger stellen als es jetzt der Fall ist."

Wir werden nun sehen, welche riesige Fortschritte die Gartenkunst in England in einem halben Jahrhunderte gemacht hatte; wie es scheint, wesentlich unter dem Einflusse französischer Lehrer, denn solche sind auch in Hatsield gewesen.

Es gibt wol wenige Orte, die dem Gartenfreunde und dem Landschaftsgärtner ein größeres Jnteresse bieten als die Gärten von Hatsield Houfe. Alte Vergangenheit und die neueste Gegenwart bilden hier die stärksten Gegenfätze und sind dennoch, jede in vollkommener Leistung, zu einem schönen Ganzen verschmolzen. Auch hier ist der historische Faden der Entwickelung nie zerrissen; diese Gärten bilden ein Stück englischer Geschichte. Sie sind zum Theil älter als das Schloß, größeren Theils gleichaltrig.

Wir nähern uns dem „Weinberge", ein großes, nicht übersehbares Terrain, welches sich östlich vom Schlosse an das Flüßchen Lea hinunterzieht, durch einen stolzen alten Baumgang von Linden und Eichen. Aber der Weinberg, für den Sir Robert fünfzigtaufend Reben und zwei Gärtner aus Frankreich verschrieb, ist längst verschwunden. Wir sehen jetzt hier Lenotre'sche Gartenkunst in ungewöhnlich großartiger, seltsamer Anwendung. Man betritt den Weinberg zwischen soliden dunkelgrünen Mauern und besindet sich bald in einem weitläusigen Systeme von Thürmen, bedeckten Wegen, Bögen, Schießscharten und Zinnen. Alle diese Werke sind von' verschnittenem Taxus hergestellt. Wir wandeln durch riesige Galerien, gewölbte Gänge mit dichten, undurchdringlichen Dächern; an den Kreuzungen stehen schwere Pfeiler, aus verschlungenen Stämmen gebildet. Der nach dem Flufse abfallende Boden hat zu den originellsten Abwechselungen Anlaß gegeben. Die unteren Aeste der Bäume sind zur Erde herabgebogen und bilden eine dichte Decke, einen weit herabwallenden Schleppmantel um den Stamm, während der obere Theil sich zu einer frei und

breit wachsenden Krone schließt. Der Anblick ist märchenhaft und feierlich, eine etwas prosaische Poesie; leider ist er wegen seiner Absonderlichkeit im Einzelnen und wegen der Großartigkeit seiner Ausdehnung sehr schwer beschreiblich; er allein lohnt dem Gärtner eine Reise nach Hatsield. Eine Schilderung seiner Gärten sollte, bei richtiger Vertheilung des Stoffes, eigentlich mit dem Weinberge schließen, denn alles Andere ist geringer, mag auch Einiges noch älter sein. In diesem Zauberwalde steigt man zum Flüßchen hinab, an dessen anderem Ufer der alte, von hohen Mauern eingeschlossene Küchengarten, jetzt modern eultivirt, sich erhebt.

Am entgegengesetzten westlichen Ende des Parkes liegen die neuen Küchengärten. Sie geben uns, in vollkommenem Gegensatze, auf ihrem Gebiete von etwa zwölf Morgen ein Bild modernster englischer Hocheultur. Indessen drängt die Zeit und wir treten unter der Führung des Obergärtners, Mr. George Norman, in das anstoßende Gebiet der Treibhäuser. Hier reist die Traube für den Tisch, vom April bis ties in den Winter hinein, in verschiedenen Häusern von insgesammt einhundert Metern Länge. In vier Häusern, von zusammen dreißig Metern Front, werden Gurken, Melonen und Bohnen getrieben. Daneben stehen zwei Ananashäuser, es folgen zwei Psirsichhäuser, jedes zwanzig Meter lang und zwei, mit je fünfzehn Metern Front, für Erdbeeren. Aus den letzteren waren zwei Tage zuvor vierzig Pfund Erdbeeren für die Tafel geliesert und trotzdem hing eine neue, reichliche, reise Ernte an den Büschen. Für die Ausschmückung des Schlosses und des Stadthauses mit Blumen ist durch ein Kalt- und ein Warmhaus gesorg; zugleich steht hier ein reich deeorirter Wintergarten. Dann folgen nochmals ein Psirsich- und ein Feigenhaus, beide achtzehn auf sechs Meter enthaltend, zwei Ananashäuser und eine Treiberei, in welcher nur Tranben in Töpfen gezogen werden. Außerdem fehlen die Vermehrungshäuser und der übrige nothwendige Zubehör an Räumen nicht. Genug, — vielleicht zuviel — der Aufzählung!

Ich kann jedoch nicht schließen, ohne des Heizapparates zu erwähnen. Hier haben wir ein Stück allermodernster Gartenindnstrie. Der große Wafserkessel für alle diese Häuser wird nicht dirert durch Kohlenfeuerung geheizt, sondern er ruht auf einem Ofen, in welchem eine Kalkbrennerei betrieben wird, nnd empfängt so die vom Kalke entweichende hochgradige Hitze. Die Idee ist ganz nen und hier zuerst praktisch ausgesührt. Mr. Norman sprach sich völlig zufrieden über das Ergebniß aus und bemerkte, daß bei durchschnittlichen Kalk- und Kohlenpreisen die gesammte erforderliche Wärme kostenfrei erzeugt und daneben an der täglichen Kalkproduetion noch fünfzig Pfennig bis eine Mark verdient werde.

Wir nähern uns nun wieder dem Schlosse nnd gelangen an dessen füdwestliche Ecke. Hier verändert der Garten seinen landschaftlichen Charakter. Er erscheint ungepflegter, verlafsen, veraltet. Eine niedrige Mauer schließt einen geräumigen, quadratischen, gegen die Umgebung vertiesten Platz ein, wir steigen zu ihm auf halbverfallenen Stufen hinab. Rundum läuft ein Laubgang von alten, knorrigen, verschnittenen Linden. Jn der Mitte ist ein großes Wafserbecken, von geschorenen Juniperus umgeben, an welche sich schnörkelhafte Beete schließen. Die Beete sind mit einfachen veralteten Sommerblumen und mit Gemüsen besetzt. Jn jeder der vier Ecken steht ein nicht großer, aber sehr alter Maulbeerbaum. Es ist ein Stück mittelalterlicher Gärtnerei, in das wir eintraten. Dieser Garten gehört zum alten Tndorpalaste und ward wahrscheinlich in feiner jetzigen allgemeinen Anlage zu der Zeit hergestellt, als die junge Prinzeß Elisabeth hier die Maulbeeren pflanzte.

Aus dieser merkwürdigen Gartenruine führen uns wenige Schritte in den unmittelbar anstoßenden Rosengarten; ein großer quadratischer Raum, dessen Hintergrund der alte Palaft bildet. Als die Tudors hier noch Hos hielten, war das jetzt blühende und duftende Rosenfeld ein kahler innerer Hos, welchen der Palast mit vier Flügeln umgab. Die Stellen, an denen ehemals die Eckthürme standen, sind durch erhöhte Beete bezeichnet. Die Rosen gedeihen hier prachtvoll; sie genießen den doppelten Vortheil der niederen schattigen Lage und einer Bewässerung durch unterirdische Röhren. Jn der Mitte sprudelt ein erfrischender Springbrunnen nnter einem offenen Dache von Kletterrosen. Die Hauptfront des alten Palaftes, auf dessen Grunde wir stehen, lies dem jetzigen westlichen Flügel des neuen Schlosses parallel. Sie und die beiden Seiten wurden niedergerissen; man bedurfte des Bauplatzes und benutzte das, erst einhundertundzwanzig Jahre alte Material. Zum Glück blieb das rückwärtige Gebäude verschont. Es enthält eine einzige große Halle, in deren Mitte ein Thurm den Eingang überhöht. Der Bau ist im reichen englischgothischen, dem sogenannten Tudorstile aus Back- und Haufteinen ausgesührt, welche noch keine Spuren des Verfalls tragen. Die erhabenen Arbeiten an den Gesimsen und die Zierathe an den Rahmen und Kreuzen der Fenster sind besonders kunstreich gearbeitet. Das Gebäude ist künstlerisch wol schöner zu nennen als das neue, weit höhere Schloß und könnte ihm durch den Reichthum seiner stilvolleren Formen und durch den warmen dunklen Ton seiner Steine Eintrag thun. Die Halle ist überwölbt mit einer nach Jnnen osfenen und reich ornamentirten Holzdecke, ähnlich dem berühmten Dachstuhle in der Westminster Halle, Einst gab es hier hohe königliche Feste, von denen Eines noch nicht ganz vergessen ist. Nachdem die junge Prinzeß Elisabeth aus dem Tower entlafsen war, beschränkte die Eisersucht der Königin ihren Aufenthalt auf Hatsield, das Ednard VI. der Schwester Elisabeth geschenkt hatte. Als Wächter ward ihr Sir Thomas Pope bestellt, der jedoch anscheinend keinen Beruf fühlte, es mit seiner Gesangenen durch Strenge zu verderben. Denn in der Fastenzeit des Jahres, 155C gab er auf seine Kosten der Lady Elisabeth eine glänzende Maskerade in der großen Halle zu Hatsield, mit prächtigen Aufzügen und Belustigungen. Da erschienen zwölf alterthümliche Minstrels, achtundvierzig Herren und Damen gekleidet in rothen Atlas mit Gold, Spitzen und Perlen. Es war ein Kaftell dargestellt aus goldgestickten Stoffen, dessen Zinnen mit Granatbaumen besetzt und mit den Schildern der sechs Ritter behängt waren, die davor in reicher Rüstung turnierten. Der Credenz in der Halle hatte zwölf Stufen übereinander, alle geschmückt mit Gold- und Silbergeschirr. Beim Bankette waren siebzig Plätze gelegt und es gab, mit Zwischengängen von gewürzten Süßigkeiten und feinem Backwerke, dreißig verschiedene Speisen. Alles ging auf Kosten von Sir Thomas. Am folgenden Tage wurde, zum Schlusse des Festes, das Schauspiel vom Holosernes aufgesührt. Indessen die strenge nnd eisrige Majestät gab dem armen Sir Thomas hinterher das allerhöchste Mißfallen über diese Fastnachtsscherze zu erkennen und so hatte das Maskiren fürder zu unterbleiben.

Ietzt ist jede Erinnerung an die frühere Herrlichkeit in der neueren Einrichtung verschwunden, denn diese königliche Banketthalle dient als hoher, luftiger, ganz modern eingerichteter — Pferdestall. 3io trsnsit!

Vom früheren Abschlusse des Palaftes gegen das Städtchen ist nur noch ein Thorhans vorhanden. Neben diesem sieht man einen hohen, mit Epheu dicht bewachsenen Schornstein. Die Königin Mary soll auf diese Esse, die den Zimmern ihrer Halbschwester gegenüberstand, eine spitzige eiserne Stange haben besestigen und die Gesangene bedeuten lafsen: es sei dort der Platz für ihren Kopf, falls dieser etwa unruhig und unbequem würde.

Inzwischen mahnte die sinkende Sonne, sich zum Dinner anzukleiden. Um acht Uhr erscholl die Hausglocke und man versammelte sich im Drawingroom der Schloßdame neben der großen Speisehalle. In diesen Räumen waltet in England der weibliche Genius und bethätigt sich vor Allem in der Anordnung der reichen Blumenpracht, die, in den Treibhäusern vorbereitet, Wohnzimmer und Tafel stets mit frischem blühendem Leben schmückt. Dadurch gewinnt das schwere stilvolle Gemach des alten Schlosses ein heiteres und die häusliche Familientafel ein festliches Ansehen. Die Blumen bewillkommnen auch den Gaft auf seinem Zimmer und ehren ihn jeden Tag neu in frischen Sträußen. So hat sich in England die Neigung für die Blumen in der pflegenden Hand der Frauen zu einer liebenswürdigen Seite des Nationalcharakters entwickelt.

Leider war der Herr des Hauses durch die Vorbereitungen für seine Congreßreise nach Berlin verhindert worden, die Stadt heute zu verlafsen und ich genoß daher den Vorzug, im engsten Kreise der Damen und Kinder des Hauses zu speisen. Eine nicht große, prunklos reiche und mit Pflanzen und Blumen heiter verzierte Tafel stand in der Mitte des riesigen, hell erleuchteten Raumes und die wohlwollende, einfach hösliche Aufnahme, die der Fremde an diesem Familientische fand, entsprach der echten Vornehmheit des Hauses. Mir gegenüber thürmte sich an der Wand ein mächtiges Bnffet von dunklem Eichenholze, auf welchem schwere Schaustücke des viel gepriesenen alten englischen Silbers das Licht der Wachskerzen zurückwarfen. Zur Rechten des Buffets tritt aus goldenem Renaissanee-Rahmen ein Bild hervor: der Erbauer des Schlosses in ganzer, lebensgroßer Figur, gemalt von Hilliard. Eine seltsame Erscheinung. In dem schönen blafsen Gesichte schwarze, große, tiese, melancholische Augen; ein großer Kopf unmittelbar auf die Schultern gesetzt; diese, rund und unverhältnißmäßig, geben der Gestalt den unverkennbaren Typus des Verwachsenen. Dazu trägt die Kleidung bei: große Halskrause, über dem Knie gebundene Pluderhosen, lange, enge, gelbe Strümpfe an zu schwachen Beinen. Es fehlt dem Körper das sichere Fundament; der Schwerpunkt erscheint zu weit nach oben gerückt. Allerdings war bei dem ersten Robert Ceeil dieses „Oben" erheblich schwerer als bei der größten Zahl seiner Zeitgenossen.

Zur Linken des Buffets erscheint ein modernes Bild. Eine hohe, , kräftige Gestalt. Die Haltung ist leicht vorn übergebeugt; eine nicht sehr

hohe aber bedeutend entwickelte, denkende Stirn; kluge, ruhige, feste Augen; dunkler Vollbart, schwarzes gelocktes Haar, um den Scheitel schon stark gelichtet. Es ist der jüngste Robert Ceeil Marquess os Salisbury, der Herr dieses Hauses, dessen schon langjährige öffentliche Laufbahn gerade jetzt der Welt in neuem energischen Aufschwunge erscheint, der sich inzwischen den schönen, reinen Ruhm erworben hat, durch seine Festigkeit und Mäßigung Europa den lange bedrohten Frieden gesichert zu haben und dafür den wohlverdienten Lohn in der höchsten Auszeichnung empsing, welche die englische Krone einem Engländer gewähren kann. „Sero ssä ssrio", „langsam aber sicher", so lautet das Wappenmotto, welches der Ahnherr Robert Ceeil seinem Geschlechte vererbte.

Als wir nach Tische wieder hinaus auf die Terrafse traten, erglänzten die Gärten im Schimmer des Vollmondes. Die Iugend war bereit, mir den nördlichen Park und besonders seinen „ältesten Baum" bei Mondschein zu zeigen. Bald traten wir in den alten Baumgang ein, dessen vielhundertjährige Eichen schon Schatten spendeten, als Edward VI. als Kind unter ihnen spielte. Mit feinem historischen Takte ist dieser nördliche Theil des Parkes nie umgestaltet; der Boden zu beiden Seiten der Bäume ist forstartig mit hohem Farrenkrante bedeckt, auf welchem in unregelmäßigem lichten Bestande alte Banmriesen sich breiten.

Das junge Geschlecht der Ceeils schritt, heiter und unbesangen plaudernd, auf dem gewohnten Wege dahin, der den Fremden durch die Fülle der geschichtlichen Erinnerung und durch den lebendigen Zusammenhvng dieser Gegenwart mit ihrer Vorzeit zu ernsteren Betrachtungen anregte. Wir bogen in einen Seitengang ein, an dessen Ende uns bald gespensterhaft ein riesiger Eichenstumpf im weißen Mondlichte entgegentrat. Seine Krone ist längst gebrochen und lebt nur noch scheinbar, indem einige, in seinen hohlen Stamm eingefäete Eicheln junge grüne Loden entwickelt haben. Zu seinen beiden Seiten grünt und wächst die Gegenwart in zwei anderen kräftigen Eichen, von der jetzt regierenden Königin und dem nie genug betrauerten Prinzen Gemahl vor Jahren eigenhändig gepflanzt.

Wir stehen vor der ältesten Eiche von Hatsield Honse, vor der Eiche der Königin Elisabeth. Hier liebte die junge Prinzessin im Schatten des damals in seiner Vollkraft treibenden Baumes zu sitzen und mit Roger Asham griechische und lateinische Klafsiker zu lesen. Hier saß sie auch am 17. November 1558, voll ängstlicher Spannung wegen der Nachrichten, die ihr William Ceeil über die tödtliche Erkrankung ihrer Schwester hatte zugehen lafsen. Schon war ihr von anderer Seite eine Todesbotschaft hinterbracht worden. Sie jedoch fürchtete eine Schlinge der grimmen Schwester — und dachte dabei vielleicht an den Schornstein. Sie verlangte daher, zum Zeichen der Wahrheit, daß man ihr einen gewissen Ring von schwarzer Emaille bringe, der die Hand der lebenden Königin Mary nie verließ. Jndessen noch vor diesem Zeichen erschien auf der Straße von London her ein Trupp Reiter, welcher der Prinzeß in den Park nachfolgte. Es waren Mitglieder des Geheimrathes; sie kamen, ihr den Tod der Königin Mary anzuzeigen und der neuen Herrin zu huldigen. Da löste sich ihre quälende Spannung „zwischen Axt und Krone"; im überwältigenden Gesühle der Besreiung sank sie in die Kniee und ries laut mit dem Psalmisten: „Das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unseren Augen;" und die Nachlebenden können wol den voraufgehenden Vers desselben Psalms hinzufügen: „Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden."

Es ist nun allerdings nicht gewöhnlich, daß junge Prinzessinnen im Monate November im Freien unter entlaubten Eichen sitzen. Aber Elisabeth war auch keine gewöhnliche Frau. Sie besaß eine ungewöhnliche Stärke des Körpers wie des Geistes. Noch sechs Monate vor ihrem Tode, in ihrem siebzigsten Lebensjahre, einsam und leidend, ging sie täglich Stunden lang im Park von Windsor spazieren und ritt auch noch einmal auf einer Jagd zehn englische Meilen. Eine echte Engländerin, berufen, Engländer zu beherrschen. Sie starb, wie wir wissen, beinahe im Garten und ihr Lebensende siel ebenfalls in den Winter.

Unter dieser alten Eiche gab sie auch später noch Audienzen und erledigte die Staatsgeschäfte. An diesem 17. November aber ernannte sie hier sosort ihren getreuen Freund in ihrer Niedrigkeit, William Ceeil, zu ihrem ersten Minister. Durch ihn schloß sie noch in Hatsield, als praktische Frau und Regentin, mit einem der damaligen Großen von Lombardstreet, Sir Thomas Gresham, ein Anlehn ab von 500,000 Mark zur Bestreitung ihrer Krönung und von anderen 500,000 Mark um ihre leere Kafse mit Betriebsmitteln zu füllen. Sir Thomas erwies sich hierbei als guter Patriot. Er nahm, wie er selbst erzählt, nur zwölf Proeent von der jungen Königin, während ihre Vorgängerin stets vierzehn hatte bezahlen müssen.

Die vorgerückte Stunde mahnt zum Heimwege, den wir nur zögernd antreten. Unwillkürlich begleitet der große Schatten, welchen wir hier heraufbeschworen haben, noch unsere Schritte, als wir schon weit von der berühmten Eiche entfernt sind und uns der Gegenwart, dem erleuchteten Hause nähern. Er wandelt vor uns auf in dem ungewissen Mondlichte, das spärlich durch die Wipfel der Eichen dringt. Ietzt nicht mehr allein; der Königin zur Seite schreiten ihre beiden großen Minister, William und Robert Ceeil; und wol sind sie würdig, den Nachkommen neben der Majestät zu erscheinen. Durch sie wurde Elisabeth aus Hatsield auf den Thron gesührt, durch sie auf dem Throne über das gewöhnliche Maß menschlicher Größe emporgehoben. Sie lehrten ihre Herrin die große Kunst, ihr Volk stark und fest zu machen und dadurch zugleich die eigene Macht zu stärken. So ist durch die Ceeils im Laufe der Zeiten die Königin mehr und mehr hinausgewachsen über die Frau.

Und so waren die Ceeils Elisabeths würdigste Nachsolger in Hatsield House.

Sommerfrische am Baltischen Strande.

von

Ernst Wicherr.

— Königsberg. —

ie Welt im Streit. Kaum hat der Pulverdampf
Aus tausend Feuerschlünden sich verzogen,
Und eifrig rüstet man zu neuem Kampf.

Die Friedenstauben kamen zwar geflogen,
Doch haben sie der Geier scharfe Klau'n,
So scheint's, nur unter's Federkleid gezogen

Und keiner mag dem Wort des Friedens trau'n.
Wenn endlich doch die Großen einig werden,
wer wagt auf schwanken Grund ein Haus zu bau'n?

Wer mästet für das wolfsgezücht die Heerden,
Das beutegierig haust im Felsgekliift,
Stets auf dem Sprung den Frieden zu gefährden

Und kaum bedenklich, daß die Kugel trifft;
Denn mächt'ge Nachbarn fördern sein Gedeihen:
Ein jeder gönnt dem andern solches Gift.

So müssen Haß und Zwietracht sich erneuen;
Nur die Erschöpfung zwingt zu kurzer Rast,
Nie fehlt's an Grund sich wieder zu entzweien.

Drum ist der Friede nur ein flücht'ger Gast,
Man hält ihn nicht, wie freundlich man ihn bitte;
Und was er bringt, genießt man so in Hast,

Im Uebermaß nicht achtend guter Sitte.
Rafch sucht Erwerb, wer nur dem Tag vertraut,
Und stürmt zum nächsten Siel mit eil'gem Schritte.

Nicht rechts, nicht links, nicht rückwärts wird geschaut, was in den weg sich stellt, schiebt man zur Seite Und überschreit des Schwachen Klagelaut:

wer ist voraus? wer macht die schnellste Beute? vielleicht schon morgen schwankt Besitz und Recht, Gewinn zerrinnt — gewiß ist nur das Heute!

So tobt die Jagd, und wie der Herr sein Knecht,
Auch der Geringste will fei» Theil erhafchen.
Drum wächst heran ein rechtes Strolchgeschlecht,

Das übermüthig klopft auf volle Taschen Und, wenn ihm die Justiz zu Leibe geht, verschlagen stets des Netzes weit'ste Mafchen

Zum Durchschlupf listig auszuspähn versteht.
Gewalt vor Recht heißt ihm auch die Devise,
Und beugt das Recht sich nicht, wird es verdreht.

So rüstet man zur nächsten scharfen Krise
Und sorgt, wenn bitter schmeckt der Leiden Frucht,
Für desto mehr Ertrag der eignen wiese.

Auf fremde Schultern wälzt man ab die Wucht
Der Lasten > die getragen werden müssen
Zum Wohl des Staats, und ohne Scham und Zucht

Schwelgt Ueppigkeit in dreisteren Genüssen.
Im Kampf um's Dasein, der ringsum entbrennt
Und alle Welt erfaßt, schweigt das Gewissen.

Seht, wie das Volk zum gold'nen Kalbe rennt,
In blinder Gier den Götzen anzubeten;
Die Schranke bricht, die Leidenschaft erkennt

Kein Maß, das Heil'ge in den Staub zu treten
Erscheint Verdienst; der Selbstsucht nieder'n Trieb
Beschwört man schon als Richtschnur ohn' Erröthen

Und frech nennt man den Eigenthiimer Dieb. Die Hand vermißt sich keck den Kopf zu meistern, Und ernste Worte fallen durch ein Sieb:

Man will sich nicht erheben, nicht begeistern, Nur von dem Tage nehmen, was er gibt, Leichtfertig jeden Schaden überkleistern i

Und wenn man nichts mit rechter Liebe liebt,
Für kein Geliebtes strebt, gleichgültig passen,
Bb die Materie auseinanderstiebt,

Und bis dahin die Dinge gehen lassen;
Es sei denn, daß die meuterische Schaar
Das Steuerruder früher will erfassen

Und blutig, jeder edlen Regung bar,
Gebieten, was der Fauft erlauchter Mlle. —
Fast sündhaft scheint's, so nahe der Gefahr

Zu retten sich in liebliche Idylle. —

2.

„Der Stadt entfloh ich," ihren heißen Gassen
Und dumpfen Häusern. Andern gönn' ich's gerne
Sich durch Eoneertmusik erbau'n zu lassen

Und zu bewundern sommerliche Sterne Des zwölften Grades am Theaterhimmel. Zwar mächtig zog es mich in weit're Ferne,

Zu schauen das Pariser Weltgetümmel Und aller Völker aufgehäufte Schätze, voll Neugier umzutreiben im Gewimmel

Der ungezählten Fremden, in dem Netze
Der taufend Straßen mich hindurchzuwinden,
Und frei vom Zwang der heimischen Gesetze

Im Ungewohnten mich zurechtzufinden.
Es sollte nicht. — So ließ ich mir's genügen,
Wie sonst den Gaul vom Strange loszubinden,

Dran er geübt der Themis Feld zu pflügen,
Und an ein leichtes Wägelchen zu spannen —
Ihm selbst ist's wen'ger Arbeit als Vergnügen.

So geht's durch ZVald und Feld landein von bannen;
Es ist kein Paradies, das wir durchfahren,
Die Insel nicht, die Dichter sich ersannen,

U?o Glückliche nur ihre Wohnung haben,
Doch wechselt Berg und Thal und Dorf und Mühle,
Und offne Fernsicht mag das Auge laben

Hoch auf die See hinaus nicht weit vom Ziele.
Die Luft wird rein, der Himmel klar, es sendet
Der Nordwind mir entgegen frische Kühle;

Und nun sich das Gefährt noch einmal wendet, Geht's flugs bergab in eines Thales Senkung, Drin unsre kurze Reise glücklich endet.

Es gibt dem kleinen Flüßchen Halt und Lenkung, Bis es zum Teich sich weitet, den ein Bogen waldreicher Hügel schließt mit sanfter Schwenkung.

Rechts steigt das Dorfchen auf, langhingezogen, Die weißen Häuschen blicken aus dem Grünen, Jetzt von des Abends Rothgluth überflogen.

Es kräuselt blau der Rauch sich über ihnen; Die schmucken Zelte, weiß mit rothem Bande, Verstecken halb sich hinter Laubgardinen

Man haust darin den ganzen Tag „am Strande", Geschützt vor wind und vor der Sonne Strahlen. Schwer keucht der wagen nun im losen Sande.

wir springen ab und gehn zu Fuß den schmalen Gewundenen Steg hinan, doch nicht zu steigen Bis zu der Haide Grenzgebiet, dem kahlen,

Wo sich des Meeres weite Buchten zeigen.
Auch wol der Fremde rastet vor der Höhe
Und macht rückschauend sich das Bild zu ejgen,

Das ich aus meinem Gärtchen stündlich sehe,
Im dichten Busch von Kirschenlaub geborgen.
Das niedre Fischerhaus ganz in der Nähe

Beherbergt jetzt im Sommer wenig Sorgen: Der wirth mit Weib und Kind ist ausgezogen, Der Gast zieht ein; und wie von heut zu morgen

Der Tag vergnüglich, das nur wird erwogen, Und — daß zu sehr der Tag dem Tag nicht gleiche — wohin bei schönem Wetter ausgeflogen?

Hier in des Birnbaums schattigem Bereiche Gilt's schnell das Zelt von Leinwand aufzuschlagen, Dem wind zu wehren seine kecken Streiche,

wenn die frugale Mahlzeit aufgetragen. Auch weht er allzu gern das Blatt vom Tische, will ich einmal im Zelt zu schreiben wagen —

Raum schickt sich's freilich für die Sommerfrische.

S.

Schon röthen in der Laube sich die Kirschen; Es hüpft von Zweig zu Zweig ein Vögelpaar, Um emsig auf die süßesten zu pirschen.

Ihr Lockruf führt herbei die Iägerschaar, Und bald wird's in dem ganzen Busch lebendig — von mir, das weiß das Volk, hat's nicht Gefahr,

Ich sitze still. — viel wollt' ich geben, fand' ich
Die Bank noch, drauf so manches Jahr ich saß —
Sonst ist man doch in Allem hier beständig.

Es war kein Meisterstück, das man erlas,
Das hübsche Plätzchen kunstgerecht zu zieren:
Ein jedes Ding nimmt von uns selbst sein Maß

Und hat nicht Jedem Gleiches zu verlieren.
Genug ich saß darauf so manches Jahr
Und hatte reichlich Stoff zum Ohantasiren.

Zwar äußerlich scheint Alles wie es war:
Zwei pfähle, über die ein Brett geschlagen.
Doch welch ein Brett? Der Fall ist sonderbar.

Es war ein Brett, das einst ein Boot getragen,
Ein Eichenbrett — noch war das Loch zu sehn,
Aus dem der Mast beim Segeln mochte ragen...

Ich sah daran den rothen wimpel Wehn,
Ivenn sechs Matrosen von der stolzen Barke
Zu Lande brachten ihren Kapitain.

woher das Brett, das schmale, glatte, starke?
Das stammt von euren Fischerböten nicht,
Gesteht es nur, untrüglich ist die Marke.

Da lacht des Fischers runzliges Gesicht:
Ei, Herr! Ihr habt es gut in Acht genommen,
Und was Ihr da vermuthet, hat Gewicht.

Das Ding kam nämlich an den Strand geschwommen
Beim großen Sturm mit anderm solchen wrack;
Da hab' ich's klar gemacht und mitgenommen.

Es war auf hoher See ein böser Tag: Zwei große Schiffe, hieß es, mußten stranden, Ein drittes sank, von diesem dritten mag

Die Mannschaft ausgesetzt sein hier zu landen.
Wir sah'n vom Ufer, wie die Ruderer
Mit Stricken an die Bänke fest sich banden

Der Wellen wegen — half doch kein Gesperr',
Das schlanke Ding war allzu schwer beladen,
Und Alle sind ertrunken, lieber Herr.

Ihr habt die See nicht wild genug bei'm Baden,
Besucht sie aber im Novembersturm,
Da merkt Ihr, wie sie wiithet uns zu schaden.

Dann schwankt zu Brüsterort der feste Thurm, Das Ufer dröhnt von wucht'gen Wellenschlägen Und machtlos fühlt der Mensch sich wie ein Wurm.

Da wagt kein Fischer Ruder einzulegen, Wir zieh'n die Böte hoch hinauf an's Land, Sonst würden sie die Wellen seewärts fegen.

Kurzum, das Brett trieb damals auf den Strand Zufammt dem Mast und eines Seemanns Leiche. Den Mann begruben wir. Was sonst man sand

Von Trümmerwerk in unserm Strandbereiche, War kaum des Bergens werth. Still theilten wir. Und mir gefiel nicht übel diese Eiche;

Sie paßte zu dem kleinen Bänkchen hier
Und wird, so Gott will, lange Jahre dienen. —
So sprach er, und ganz eigen wurde mir,

Als wäre mir des Seemanns Geist erschienen
Und gäbe selbst von Noth und Tod Bericht. —
Auf diesem Bänkchen saß ich oft im Grünen

Und schrieb darauf manch launiges Gedicht
Und manche heiter-tolle Luftspielseene.
Gern zeigt das Leben doppeltes Gesicht,

Und nah ist stets das Lachen bei der Thräne.
So wurde mir das Mastbrett lieb und werth,
Daß ich nach dem vermißten jetzt mich sehne,

Als fehlte etwas, das mir angehört, Wo blieb das Brett? sagt mir's, ihr klugen Vögel. „Es kam mit Anderm auf den Feuerheerd

Im letzten Winter nach der Bauerregel."

Dem Flüßchen folgt' ich thalab von der Mühle.
Dort hat es seine Arbeit treu vollbracht,
Das mächt'ge Rad umschwingend wie zum Spiele,

Und schleicht nun durch die Erlen müd und sacht
Der See entgegen, die mit lichter Bläue
Sich vor dem Einschnitt hoch zum Himmel dacht.

Doch zieht mich's heute nicht hinab in's Freie,
Denn überm Strande wüthet der Nordwest,
Den ich als ein verwöhntes Stadtkind scheue.

Hier leg' ich lieber in das Gras mich fest,
Geschützt vom hochgethürmten Wall der Düne,
Die drohend überm Thal sich blicken läßt.

Schon streckt sie ihren weißen Arm in's Grüne,
Bis zu den Erlen reicht die Todtenhand,
Das Flüfzchen zu bedecken macht sie Miene

Und legt die Finger jenseits auf das land.
Raum wen'ge Schritte seitwärts dürft' ich streifen,
So sänke schon mein Fuß in tiefen Sand.

Ich liege langgestreckt; die Blicke schweifen
Hinüber zu des Himmels blauem Rund,
Durch das in dünnen silberhellen Streifen

Sandschleier zieh'n, sich senkend auf den Grund.
So schmeichlerisch mit sanftem, leisem Wehen
Thun sie den Fluren ihr verderben kund.

Bringt nicht der Landmann die Gefahr zum Stehen?
Zieht unaufhaltsam dieses Sandmeer fort? —
So weit die Augen jetzt die Düne sehen,

Bis hoch hinüber längs des Thales Bord, War fruchtbar Ackerland vor wenig Iahren. Begraben ist die Saat, der Halm verdorrt.

Willst Du hinauf — man darf nicht Mühe sparen,
Da immer unterm Fuß der Boden weicht
Und zwingt, den halben Schritt zurückzufahren —

Hast Du ein Bild, das wenig Bildern gleicht.
Du schaust hinab in eine graue Höhle,
Durch deren Grund ein trübes Wasser schleicht,

Wohl schauerlich genug, daß eine Seele,
Die der verdammten finstrer Schaar gehört,
Jn ihrer Bede sich die Wohnung wähle.

Wo sie mit tieferm Rand zur See sich kehrt,
Siehst Du die sturmgepeitschte Woge jagen,
Die donnerrollend dieses Graufen mehrt,

Und wo hinaus des Halbrunds Spitzen ragen,
Streckt sich nach Ost und West die «üfte weit,
Zerkerbt von Schluchten, zackig und zerschlagen.

In dieses Kessels Höhlung legt sich breit
Der Sturm und wühlt darin mit wildem Tosen,
Daß weit umher die Füllung wird zerstreut.

Jn hohen Säulen wirbeln auf die losen
Durchwühlten Nassen, nicht gebändigt mehr
von Ginster, Flechten, Haidekraut und Moosen.

Sie brechen sich und treiben drüber her,
Am Rand zu dünnen Schleiern sich verflüchtend,
Und sinken drüben auf den Boden schwer,

Mit weißem Sand des Thales Frucht vernichtend.
Nicht die Natur schuf diesen Höllenschlund;
Der Landmann, auf des Ufers Schutz verzichtend,

verkaufte klugen Händlern seinen Grund,
Und wehrte nicht, so tief ihn auszuheben.
Sie witterten dort einen Bernsteinfund,

Wo unterm Meeresgrund ein Urweltsleben
Die Spur ließ. Reines Menschen Auge sah
Zum Himmel auf die mächt'gen Stämme streben,

Als graufig das Zerstörungswerk geschah
vom Norden her durch eisbeschwerte Fluthen.
Der Bäume flüß'ges Harz erstarrte da,

Das goldgelb tropfte in der Sonne Gluthen.
Jeht gräbt der Mensch, der sich als Erbe weiß,
Nach Schätzen, die so manch Jahrtaufend ruhten,

Und überreichlich wird belohnt sein Fleiß,
Wenn er zur Erdschicht nur gelangt, der blauen.
Im Brient hält der Bernstein seinen preis:

Dort tragen ihn als Schmuck des Sultans Frauen. Nord und Süd, vn, i», 7 5.

Zwar abseits von der Straße liegt der Grt, Koch kann ich ihn nicht weltverloren nennen, wie wohl auf weiter See des Schiffes Bord,

Auf hoher Alp das schlichte Haus des Sennen.
Seit das Besondre aller Welt gehört,
Ist's schwer vom Allgemeinen sich zu trennen.

wenn man entlang der Uferstraße fährt, Gibt das Geleit der Draht des Telegraphen, Der fast bedenklich die Idylle stört.

Der Mann, den wir bei schlimmstem Wetter trafen. Trägt zweimal täglich uns heran die Post, Daß wir der Dinge Fortgang nicht verschlafen;

Zeitungen füttern uns mit ihrer Kost: wie oft sie falsche Münze schlagen mögen, Nie klebt für uns daran des Alters Rost.

So folgt uns überall der Erntesegen
Der lachenden und seufzenden Tultur,
Und thöricht wär's, den weg ihr zu verlegen:

Man mag doch gern erfahren, was die Uhr,

Auch wenn man Zeit verschwendet, und nicht immer
Schätzt man Enthaltsamkeit als beste Kur.

Mag sein, die Welt wird klüger nicht, noch dümmer
In einem kurzen, sommerlichen Mond,
Und geht man nicht mit ihr, vermißt man's nimmer!

Doch sind wir leider allzusehr gewohnt,
Uns fremder Leute Köpfe zu zerbrechen:
Man murrt und sieht sich ungern doch verschont.

Ich weiß mich stark in allen solchen Schwächen,
Doch manchmal reizt es mich, für kurze Frist
Aus dem Gehege künstlich auszubrechen,

Und wohlgelungen nenn' ich stets die List.
Daun sammeln sich die schwarzbedrnckten Blätter
Und Alles, was darin zu lesen ist

von Politik, von gut und schlechtem Wetter In England, Frankreich und Amerika, Der wahltrompeten wüthendem Geschmetter,

von Allem, was geschah und nicht geschah, Und hier und dort beinah geschehen wäre, Kaum ausposaunt sich schon berichtigt sah —;
von allem diesem laß ich eine Leere In meinem Kopf, und dankbar muß er sein, Daß ich ihn so mit Wissen nicht beschwere.
Nun mag sich neuen Kindersegens freu'n Hans, Peter oder Kunz, des Schmerzes Thräne Der Erbe dem verstorbnen Bnkel weih'n,
Herr Iks und jene vielumworb'ne Schöne Sich melden als verlobt mit setter Schrift, Ich merke nichts von alledem und wähne
So manche schlimme Klippe gut umschifft, Brauch' ich um dies und das mich nicht zu mühen, Was in der Stadt den lieben Nachbar trifft. —
Auch sonst den alten Jakob auszuziehen, Und wär's auch nur auf kurzbemess'ne Zeit, verlohnt's einmal der Regel zu entfliehen.

Nicht fern vom Brt erstreckt sich meilenweit
Ein Forstrevier mit dichtem Holz bestanden.
Zu Ansang ist der Weg bequem und breit;

Er gabelt sich — dort scheint er zu versanden.
Ein Fußpfad führt seitab in tiefen Tann,
Und bald wird jede Wegekunst zu Schanden.

Das ist's, worauf ich mich gefreut: nun kann Der Fuß im Walde munter phantafiren, Die (!Zuer, nach rechts, nach links, bergab, bergan
Mich nach Belieben gründlich irreführen. Schnell dort hinein in's dichteste Gebüsch, Es gilt, die Richtung gänzlich zu verlieren.
Das nenn' ich Wald: ein köstliches Gemisch von Laub- und Nadelholz, dazwischen Hecken von Brombeerstrauch, worin sich duftig frisch
Die rothen Walderdbeeren scheu verstecken, vielleicht gelingt's, wenn man die Zweige theilt, Ein scheues Reh vom Lager aufzuschrecken:
Wie zierlich es in schnellem Lauf enteilt! Ihm nach! es kennt gewiß die tiefsten Gründe, In denen sich's zur Rast vergnüglich weilt.
Doch nun wohin? Bb ich den Ausweg finde? Die Sonne macht sich mir zur Führerin, Verläßlich ist der Bäume moos'ge Rinde.
Und geht auch noch ein Stündchen drüber hin, Ein zweites, bis ein sichrer Weg getroffen, Was schadet das, da ich nicht eilig bin?

Zuletzt ist hier und dort die Gegend offen,
Und eh' in's Meer hinab die Sonne steigt,
Darf ich in meinem Nest zu sitzen hoffen:

Sich zu verirren ist durchaus nicht leicht!

6.

Ein kleines Hans, nur hoch genug und weit, Mit Weib und Kind behaglich drin zu wohnen, Ein Gärtchen rings umher als grünes Kleid;
Ein Ackerstück zu Rüben, Kohl und Bohnen; Ein Morgen fetter Weide sür die Kuh, Und Federvieh, der Wirthschaft treu zu frohnen;
vielleicht ein flottes Wägelchen dazu !Nit einem schnellen Traber an der Leine, All eigen . . .! Drückte dann nicht sonst der Schuh
Wie oft man große Sorge taufcht für kleine Und kümmerlich sich müht um täglich Brod, Damit man Sonntags sich beraufcht am Weine —
verlockend schien' es, so des Lebens Noth Im Ringen um ein Höchstes abzuftreifen, Gehorsam nur dem einen Vflichtgebot:

In sich an seiner Stelle auszureifen. —
Nicht mehr begehren, als Bescheidenheit
Im nächsten Umkreis mühelos mag greifen.

Und jedem Dinge lassen seine Zeit;
Nie überschätzen sich in seinen Mitteln,
Mit Dank die Frucht verzehren, die gedeiht,

Nach andrer nutzlos nicht am Baume schütteln Und, wenn die Schlußzahl glatt nicht stimmen will, Deshalb des Himmels Fügung nicht bekritteln —
wer so bescheiden, gottergeben, still, Sein ganzes Herz im engsten Thun befriedet, Der mache doch sein Leben zum Idyll,
Wenn er vom Lärm der großen Stadt ermüdet, Der Arbeit satt, die taufendfach verdrießt, Abhold dem Zwang, der an's Geschäft ihn schmiedet,

Mit einem kräft'gen Strich die Rechnung schließt.
Hier hütt' ich ihm ein Plätzchen wie erlesen
Zu still beschaulichem Genuß erkiest.

Wie oft nicht bin ich glücklich selbst genesen,
Wär' ich auch wenig kurze Wochen nur
Des Segens seiner Heilkraft froh gewesen.

Kargt rings umher mit Reizen die Natur,
Hier hat sie sich geschmückt zum Feiertage
Und lacht verheißungsvoll ans Wald und Flur;

Hier wohnen Menschen noch vom alten Schlage, Halb Bauer und halb Fischer, brav und schlicht. — Und doch —! wenn ich mich auf's Gewissen frage:
Für's Leben wählt' ich diese Stille nicht, Was mich entzückt bei seltenem Genießen, Alltäglich zeigt's ein anderes Gesicht.

Mein freier Herr zu sein, auf eig'nen Füßen
Zu steh'n, nicht vflichtig eines Amtes Zwang,
Der Lockung kann ich nicht mein Bhr verschließen;

Doch mahnt es mich, wie vor Sirenensang
Mich an den Mast des Schiffes festzubinden,
Noch starb nicht in der Brust der frische Drang,

Auf hoher See zu treiben mit den Winden,
Nach guter oder sturmbeschwerter Fahrt
von Neuem stets die Heimat aufzufinden.

Und wäre dann die Arbeit streng und hart,
Fast überreich dem Tage zugemessen,
Kein Mißerfolg dem Strebenden erspart,

Das mühevoll Erreichte bald vergessen,
Und das Bekenntniß, daß das Siel verfehlt,
Das kümmerliche Faeit alles dessen:

Doch heißt es leben, wenn die Kraft sich stählt, Zu eigner Luft das Größ're zu vollbringen, Wenn unser Herz nicht seine Schläge zählt,
Und nnsre Seele die befreiten Schwingen, 5o weit sie reichen mögen, senkt und hebt, voll Freudigkeit dem Dunst sich zu entringen.

Der wäre frei, der an der Scholle klebt,
Sich sorglich mühend wenig zu bedürfen,
Um Andern nichts zu schulden, stets bestrebt

Sich fernzuhalten zweifelhaften Würfen
Des Schicksals, lieber nie vom Wein versucht,
Als je verführt, zu viel des Schaums zu schlürfen?

Wenn jeder Tag die gleiche Ziffer bucht,
Der Jahresschluß erzielt kein Mehr, kein Minder,
Des Handelns einz'ge Frage: ist's befugt —?

Niemals der Pnlsschlag eiliger, geschwinder,
Die Ausschau in die Zukunft eng beschrankt
Auf väterliche Sorge für die Kinder...

Genieße stillvergnügt, wem's so geschenkt,
Und blick' auf den mit lächelndem Bedauern,

Der selbst das Joch sich auf die Schulter hängt,

Zn rüst'ger Arbeit hinter Wall und Mauern
In der Gesammtheit Dienst Verlangen hat.
Ich weiß es, die Idylle darf nicht dauern:

Ich bin gestärkt. Hab' Dank! Zurück zur Stadt!

Kant und die Frauen.

von

I. V. Witte.

— Bonn. —

5 sind nun bald mehr denn hundert Iahre vergangen, da ^ wanderte an jedem Tage so regelmäßig und pünktlich, daß ! man seine Uhr danach zu stellen vermochte, ein Mann von schlichtem Aeußeren nach Tische durch die Straßen unserer alten Krönungsstadt Königsberg. Sogar die Bettler hatten die Regelmäßigkeit, aber auch die Wohlthätigkeit jenes Spaziergängers bemerkt. Ia durch reichlichere Gaben als sie gewöhnlich sind, hatte der letztere in solcher Anzahl die ersteren nach dem später von ihm benannten Philosophendamme hingezogen, daß der Weg über denselben ihm läftig wurde und er fortan einen anderen einschlagen mußte, indem er alsbald den Gang besuchte, der nach dem holländischen Baume führte, sodann von dort nach dem Steindammer Thore wanderte und von hier über den Steindamm nach seiner Wohnung zurückkehrte.

Wer war nun diese Persönlichkeit, deren ösfentliche Erscheinung auf den Spaziergängen sowie in größeren gesellschaftlichen Kreisen Königsbergs augenblicklich die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich hinlenkte? Es war die eines der tresflichsten und scharfsinnigsten Geister, die je gelebt haben, es war Immanuel Kant, zweisellos der größte deutsche Philosoph, dessen Ruhm für alle Zeit in der Geschichte der Wissenschaft überhaupt und in der der deutschen Philosophie im Besonderen geborgen ist. — Wenn ein bereits so berühmter Mann die angedeutete Gewohnheit hatte, stets außer dem Hause sein Mittagsmahl einzunehmen, so wird als einer unter den dafür wahrscheinlichen Gründen der Umstand gelten können, daß er ein Iunggeselle gewesen sei, und eben diese Vermuthung ist in der That auch die richtige. Aber daß er darum im Uebrigen ebenfalls die ost etwas sonderbaren Eigenschaften eines solchen an sich gehabt hätte, das dürfte eine nicht ohne Weiteres gerechtfertigte Annahme sein. Und je mehr unsere Zeit die wissenschaftliche Größe Immanuel Kants zu würdigen gelernt hat, um so mehr erscheint es angezeigt, auch die Persönlichkeit desselben weiteren Kreisen bekannt zu machen. Denn letzteren läßt sich ein bedeutender Mann ost mehr durch seinen Charakter als durch seine Leistungen nahe bringen, und jenem gegenüber möchte, was Kant betrifft, immer noch eine gewisse Pflicht obwalten, ihn in klares Licht zu stellen, da selbst ein so liebevoll und genial gehaltenes Lebensbild wie das Kuno Fischers es ist, nicht ganz frei von dem Hange besunden werden möchte, in unseres Philosophen Persönlichkeit uns die eines Sonderlings darzustellen.

Ich glaube, daß das Gegentheil davon das Richtige ist, und ich hoffe, nicht nur dies in kurzen Betrachtungen erweisen zu können, fondern von einem Gegenstande zu handeln, der für einen weiteren Kreis von Interesse ist, wenn ich mir des Lesers geneigte Aufmerksamkeit erbitte für das, was Immanuel Kant über die Frauen geurtheilt und von ihnen gehalten hat.

Für dies Urtheil haben wir zwei Quellen: zuvörderst nämlich die Nachrichten, welche uns über Kants Verkehr mit den Frauen vorliegen, sodann seine Aeußerungen über dieselben in den Schriften. Urtheilt man doch nicht allein in Wort und Schrift, fondern auch durch sein Verhalten und seine Thaten, und beide erläutern sich wechselseitig.

Die erstere Quelle, die Nachrichten über Kants Umgang mit Frauen, besteht in wenigen Aufzeichnungen, die am besten zusammengestellt sind bei seinem auf urkundlichen Quellen fußenden Biographen Fr. W. Schubert. Sie nennen uns nur eine kleine Reihe von Frauen; aber die spärlichen Samenkörner, die durch sie in Kants Seele gelegt worden sind, geben nur einen neuen Beweis von seinem empfänglichen und ties angelegten Geiste, der auch sie zu reicher und reiser Frucht entwickelt hat.

An der Spitze dieser Frauen, sowol der Zeit nach als auch nach der Größe des Einflusses, den sie auf unseren Philosophen ausgeübt hat, steht seine Mutter, Anna Regina, geborene Reuter. Sie war es, die trotz der einfachen und schlichten Verhältnisse im Hanse des ehrbaren Sattlers, als dessen Sohn Immanuel Kant am 22. April 1724 geboren wurde, an ihrem Theile reichlich dazu beigetragen hat, in ihrem Sohne früh die Ueberzeugung zu erwecken, daß Zartgesühl und feinsinnige Empsindung auch ohne den Glanz äußerlich blendender Verhältnisse den wesentlichen Kern jedes echt weiblichen Charakters ausmachen. Der Besitz dieser Vorzüge wird der Mutter Kants von seinen Biographen in übereinstimmender Weise zugesprochen, und es wird dabei im Besonderen hervorgehoben, sie habe den Sohn ost in die freie Natur gesührt und ihn dabei auf die wechselnden Erscheinungen in derselben aufmerksam gemacht. So wurde zugleich mit der Empsindung für die Schönheit der Schöpfung die Forschbegierde des Knaben geweckt. Denn wenn auch die Mutter, wie bei der Erwähnung dieser Spaziergänge ausdrücklich hervorgehoben wird, dem Sohne die Naturerscheinungen in herzlicher Zusprache aus der wunderbaren Macht Gottes zu erklären suchte, so muß doch dem freien Nachdenken über dieselben dadurch so wenig Zwang auserlegt worden sein, daß Kant, selbst als er schon durch die Herausgabe seiner Meisterwerke seinen freien und wahrhaft kritischen Geist bekundet hatte, doch die Erziehung, die er selbst genossen, gern derjenigen rühmend gegenüber stellte, die er selbst als Hauslehrer der gräflich Kayserling'schen Kinder habe anzuwenden verstanden. Er bezeugt damit, daß ihm die pietistisch religiöse Anschauung, der feine Mutter wie die ganze sür ihn einflußreiche Umgebung in jener Zeit ergeben war, bei den Belehrungen, die ihm seine Mutter zu Theil werden ließ, stets nur als ein unwesentliches Aeußerliche erschien neben dem tiesen, heiligen Ernst, den ihre zärtliche Mutterliebe mit richtigem Gesühle an die Spitze der die Kindererziehung leitenden Grundsätze stellte.

So war die Mutter Kants die Ursache, daß er schon in seine Universitätsjahre ein Bild edler Weiblichkeit mitgenommen hat, das ihm stets lebendig vor Augen stand und ihn mit wahrer Achtung vor dem anderen Geschlechte erfüllte.

Allein die schlichte Art dieser guten Frau, deren Bildung mehr Herzens- als Verstandessache war, die wol braven Bürgersinn besaß, aber jeder feineren Weltbildung entbehrte, würde doch nicht ausreichend gewesen sein, Kaut zu dem scharfsinnigen und oft sogar witzigen Beobachter weiblichen Wesens zu machen, als der er sich in seinen Schriften zeigt. Dazu bedurfte es des Umganges mit Kreisen, in denen der feinere gesellschaftliche Ton hauptsächlich durch wahrhaft gebildete Frauen vermittelt wurde. Und auch einen solchen Umgang hat Kant genossen, namentlich als er in den Iahren 1746 —1755 auf verschiedenen Gütern in der Nähe seiner Vaterstadt als Hanslehrer thätig war. So war es die Familie des Rittergutsbesitzers von Hülsen auf Hermsdorf bei Mohrungen, in der sich Kant so beliebt machte, daß die Söhne der Familie sich noch zu ihm hielten, als er längst an der Universität seiner Vaterstadt als Lehrer thätig war. Vor allen aber war es die Familie des Grafen Kavserling auf Rautenberg, in der Kant als Hauslehrer Gelegenheit hatte, zu erfahren, welchen Einfluß eine feine und vornehme Frau von glänzenden, aber nicht etwa blos bestechenden Eigenschaften auf das Glück ihrer Familie haben kann. Eine solche Frau war aber nach den übereinstimmenden Berichten von Kants Biographen die Gräsin Kayserling, eine geborene Reichsgräsin von Truchseß zu Waldburg, deren Persönlichkeit eine so hervorragende gewesen sein muß, daß sie damals als die Tonangeberin für die Gesellschaft der höheren Stände Königsbergs galt. In diese Kreise zog sie denn auch mit richtigem Takte unfern Philosophen, und der Einfluß, den sie selbst wie ihre ganze Familie auf ihn ausgeübt hatten, bewirkte, daß Kaut, so ungern er gewisse conventionelle Höslichkeitsformen ertrug, doch viel darauf hielt, überall in Handlung und Ausdruck sich als den fein gebildeten Mann zu zeigen, der jene Formen beherrschte, auch wo er sich ihnen nicht unterzog, und der sich ihnen wiederum gern und mit bewußter Absicht unterzog, wo er sie als verständigen Ausdruck eines inneren Adels zu deuten vermochte. Gerühmt wird sein Talent gesälliger Erzählung und einer Tischunterhaltung, bei der Gegenstände der Tagesgeschichte wie der Literatur und Wissenschaft, weniger der Kunst, in leichter und angenehmer Folge wechselten und auf eine, selbst minder gebildete Leute fesselnde Art erörtert wurden. Selbst Züge cavaliermäßiger Geistesgewandtheit und Zuvorkommenheit gegen die Frauen werden erzählt.

Noch eine Familie bleibt zu erwähnen, in der Kant Gelegenheit fand, die auf weiblicher Wirksamkeit beruhenden Annehmlichkeiten des Lebens kennen zu lernen. Denn obschon die Frau Oberförster Wobeser in Moditten bei Königsberg in Bezug ans hervorragende Eigenschaften mit der Gräsin Kayserling kaum dürfte in einer Reihe genannt werden, so bewies doch das Forsthaus zu Moditten, daß ein Mann von biederem Charakter und einer für die mannichsachsten geistigen Interessen empfänglichen Seele, wie der Oberförster war, in Gemeinschaft mit einer einfach und still in echter Weiblichkeit wirkenden Hausfrau wol eine Häuslichkeit einzurichten und zu verwalten im Stande ist, in der sich, wie im Forsthause zu Moditten, die besten und geistvollsten Königsberger Gelehrten, Kant insonderheit, zu versammeln pflegten.

Und doch dieser seingebildete, für die Geselligkeit und die Annehmlichkeiten des Lebens nicht unempfängliche Philosoph, dessen Umgang und Lebensweise vielfach zugleich einen osfenen Sinn für die Schönheiten der Natur und nicht minder für die Vorzüge des anderen Geschlechts bekundet, ist trotzdem sein Leben hindurch unverheirathet geblieben. — Man darf ihm wegen dieses Umstandes aber schwerlich eine Unterschätzung der Bedeutung der Ehe, zumal nicht in ihrem sittlichen Werthe, Schuld geben wollen. Noch weniger ist anzunehmen, daß dies eölibatäre Leben Kants die Folge einer eigensinnigen Grille war. Schon die angesührten Thatsachen aus seinem geselligen Leben sprechen dagegen. Und der wahre Grund dafür, daß Kant stets unverheirathet blieb, liegt offenbar darin, daß er in den Iahren, wo für ihn das Eingehen der zartesten und innigsten Lebensgemeinschaft natürlich gewesen wäre, außer Stande war, eine Frau zu ernähren, daß er aber, als er dies vermochte, in zu hohem Alter stand, um eine solche brauchen zu können, wie er sich fast wörtlich etwas derbe darüber ausgesprochen haben soll. Er empfand also in den späteren Lebensjahren das Bedürfniß nach der Ehe nicht mehr ernstlich. Wol aber gestaltete er seine Häuslichkeit so, daß sich erkennen läßt, wie sehr er das, was er immerhin als Entbehrung fühlte, durch eine sehr eng an sich gefesselte Bedienung und durch einen täglichen Kreis besreundeter Tischgenossen zu ersetzen suchte. Einen solchen versammelte er während der spätesten Lebensjahre in seinem eigenen Haufe.

Wol mochte auch der Ehestand in dem höheren Lebensalter unserem Philosophen als ein Hinderniß erscheinen für die von ihm in demselben inne gehaltene strenge Beobachtung eines regelmäßigen häuslichen Lebens, die nicht sowol Folge der Charaktereigenschaften eines Sonderlings war als sie vielmehr durch verständige Rücksicht auf Kants mangelhafte Gesundheit, zumal im Verhältniß zu den hohen Anforderungen seines Berufes, wie er ihn auffaßte, erheischt wurde.

Den Ehestand zu erstreben, das hielt Kant für einen Wunsch, der an sich durchaus in einer sittlichen und natürlichen Notwendigkeit begründet ist; aber Aufmunterungen dazu, die sich auf seine Person bezogen, konnte er aus den angedeuteten Gründen nicht vertragen, und als man einst den unpafsenden Scherz bis zu einem zudringlichen Vorschlag getrieben hatte, verließ er unwillig die Gesellschaft. Dennoch stand er in den mittleren Jahren zwei Male nahe daran, sein eheloses Leben aufzugeben; aber die gedachten peinlichen Rücksichten ließen ihn in Folge des zu spät gesaßten Entschlufses die günstige Gelegenheit verfäumen.

Wie Kant überhaupt wenig eisrig in seinem Brieswechsel war, so hat er auch mit Personen des schönen Geschlechts keinen solchen regelmäßig gesührt. Andererseits aber sind uns besonders zwei Briese an Frauen erhalten, die beide ein Zeugniß davon geben, daß er die Frauen überhaupt für würdig genug hielt, um auch mit ihnen über die wichtigsten Angelegenheiten des HerzenS und Verstandes sich in ernster Weise zu unterhalten. Der eine Bries betrifft den Fall des Geistersehers Swedenborg, über den unser Philosoph an ein Fräulein von Knoblauch schreibt, der andere ist ein unvergleichlich schöner Trostbries, an Frau von Funk gerichtet in Folge des Ablebens ihres Sohnes, eines von Kant überaus geliebten und geschätzten Zuhörers.

Das sind die wichtigsten Thatsachen, die für Kants Umgang mit den Frauen von Bedeutung sind, und das Urtheil, welches wir aus ihnen über Kants Meinung von dem anderen Geschlechte gewinnen, wird bestätigt durch seine Aeußerungen über dieselben in seinen Werken. Liegen diesen Aussprüchen doch jene Thatsachen als die Erfahrungen, die er verwerthet hat, zum Grunde.

Es sind aber vorzugsweise zwei Schriften, die hier in Betracht kommen, erstlich Kants Schrift, die den Titel führt: „Beobachtungen über das Gesühl des Schönen und Erhabenen" und sodann seine „Anthropologie".

Der zuerst genannten wenden wir uns zunächst und fast ausschließlich zu. Kant verfaßte sie in dem uns bereits bekannten Haufe des Oberförsters Wobeser zu Moditten. Während der Sommerfrische des ländlichen Aufenthaltes im Jahre 1764 wurde sie dafelbst leicht hingeworfen nnd vollendet. — Sie strotzt von einer Fülle feinsinniger Bemerkungen über ästhetische und moralische Gegenstände und zeigt uns zugleich Kant als einen wahrhaften Virtuosen im Beobachten seelischer Zuftände. Dabei ist die Schreibart geistreich, sind die Gedanken ost genial, und die Haltung des Ganzen ist frei von den Fesseln philosophischer Terminologie, wie denn dieser Aufsatz auch siebzehn Jahre dem Erscheinen des ersten epochemachenden Hauptwerkes von unserem Denker, der „Kritik der reinen Vernunft" vorangeht.

Kant schrieb die „Beobachtungen über das Gesühl des Schonen und Erhabenen" vielmehr in einer Zeit nieder, wo er sich eingehend mit der englischen Philosophie beschäftigte, zumal mit deren Untersuchungen über Fragen der praktischen Weltweisheit, und er zeigt sich in derselben vielfach abhängig von englischen Einflüssen, aber er steht doch nicht blos unter denselben. Es liegt mehr an der leichten Tarstellungsweise, als daran, daß es noch Kants Ueberzeugung sein könnte, wenn das Schöne und das Sittliche in dieser Abhandlung ost nicht streng geschieden werden. Es ist offenbar nach Kants eigener Meinung nicht der tiesste, sondern nur der fruchtbarste Gesichtspunkt, wenn er hier nicht sowol das Wesen des Schönen aus dem des Geistes und aus jener Formvollendung, bei der die Gestalt des Sinnlichen zum reinen Ausdrucke der Harmonie von jenem mit dem Stoffe geworden ist, herzuleiten sucht, als nach den subjeetiven Eindrücken fragt und nach den besonderen einzelnen Gesühlen, dnrch welche das Schöne hervorgerufen wird. Denn wenn Kant den ersten Abschnitt der in Rede stehenden Schrist, der „von den verschiedenen Gegenständen" handelt, „die das Gesühl des Schönen nnd Erhabenen" in uns erwecken, mit der allgemeinen Bemerkung beginnt, daß jede Empsindung weniger durch die Natur der Gegenstände, welche diese Empsindung hervorrufen, als durch die Beschaffenheit des Snbjekts, welches dieser Empsindung inne wird, bedingt ist, so gesteht er von den Faetoren, deren Produete die Empsindungen sind, dem auf Seite des Geistes gelegenen eine so überwiegende Bedeutung zu, wie sie die englische Philosophie gerade leugnete. Wol aber besindet sich diese wichtige Rolle, die hier dem Subjeete, welches das Schöne empsindet, bei Bewirkung des letzteren zugeschrieben wird, in Uebereinstimmung mit den Lehren der Kritik der reinen Vernunft und den späteren der auf diese fußenden Kritik der Urteilskraft. Liegt doch in der Consequenz der ersteren die Ansicht, daß, wo Gewißheit der Erkenntniß erreicht werden soll, sich die Gegenstände nach der Vernunft, nicht aber diese nach den Gegenständen richten müsse.

Kant urtheilt nun insonderheit vom Gesühl des Schönen und Erhabenen unserer Schrist zufolge, daß es in einer gewissen angenehmen Rührung bestehe, letztere aber auf verschiedene Weise angenehm sei. Das Erhabene nämlich errege ein Wohlgesallen, das mit Staunen, ja selbst mit Grauen gemischt sei. Das Schöne aber veranlafse eine angenehme Empsindung, die fröhlich und lächelnd sei.

Das Erhabene hat dann des Weiteren nach Kant drei Arten: 1) das Schreckhaft-Erhabene, 2) das Edele und 3) das Prächtige. Wenn bei der ersten Art die Empsindung mit Grausen, ja Schwernmth verbunden sei, wie beim Eindrucke, den die tiese Einsamkeit der Wüste hervorruft, so bringe das Edele wiederum eine ruhige Bewunderung hervor, z, B. der stolze Bau einer Pyramide; beim Prächtigen aber sei über einen erhabenen Plan der Oberfläche der Schimmer der Schönheit verbreitet (Peterskirche).

Nach näherer Begründung dieser allgemeinen Auseinandersetzungen behandelt Kant im zweiten Abschnitte die Eigenschaften des Erhabenen und Schönen am Menschen, und er kommt dann im dritten endlich auf das, was uns hier eigentlich angeht, zu sprechen, nämlich auf den Unterschied des Erhabenen und Schönen im Verhältniß der beiden Geschlechter.

Das weibliche Geschlecht bezeichnet Kant hier als das schöne, das männliche als das edele. Letzteres sällt damit unter das Erhabene.

Denn — so führt Kant des Näheren aus — die Gestalt des Weibes ist feiner, ihre Züge sind zarter und sanfter, ihre Miene im Ausdrucke der Freundlichkeit, des Scherzes und der Leutseligkeit bedeutender und einnehmender als beim männlichen Geschlechte.

Aber dies ist für unseren Philosophen das Geringste, worauf hier das Gewicht fällt, und auch all' dasjenige schlägt Kant nicht am höchsten an, „was man für die geheime Zauberkraft abrechnen muß, wodurch sie unsere Leidenschaft zu vortheilhaftem Urtheil für sie geneigt machen", sondern „vornehmlich" . .. „liegen in dem Gemüthscharakter dieses Geschlechtes eigenthümliche Züge, die es von dem unseren deutlich unterscheiden nnd die darauf hauptsächlich hinauslaufen, sie durch das Merkmal des Schönen kenntlich zu machen."

Wenn wir Männer im Gegensatze dazu den Anspruch auf die Benennung des edelen Geschlechts erheben dürften, so solle das jedoch nicht so verstanden werden, „daß das Frauenzimmer" — welchen damals unanstößigen Ausdruck Kant in der Sprache feiner Zeit meist gebraucht — „edler Eigenschaften ermangelte oder daß das männliche Geschlecht der Schönheiten gänzlich entbehren müßte. Vielmehr erwartet man, daß ein jedes Geschlecht beide vereinbare, doch so, daß von einem Frauenzimmer alle anderen Vorzüge sich nur dazu vereinigen sollen, um den Charakter des Schönen zu erhöhen, welcher der eigentliche Beziehungspunkt ist, und dagegen unter den männlichen Eigenschaften das Erhabene als das Kennzeichen seiner Art deutlich hervorsteche." Hierauf müssen nach Kant alle Urtheile von diesen zwei Geschlechtern, sowol die rühmlichen als die des Tadels sich beziehen.

Was nun aber die Gemüthsart im Besonderen betrifft, so wird sür ihn der behauptete Unterschied zunächst dadurch bestätigt, daß das Frauenzimmer ein starkes Gesühl für Alles, was schön, zierlich und geschmückt ist, besitzt. „Schon in der Kindheit sind sie gerne geputzt und gesallen sich, wenn sie geziert sind. Sie sind reinlich und sehr zärtlich in Ansehung alles dessen, was Ekel verursacht. Sie lieben den Scherz und können durch Kleinigkeiten, wenn sie nur munter und lachend sind, unterhalten werden."

Geben wir soweit auch Kant Recht, so glauben wir doch, daß er in den folgenden Sätzen auf eine schönfärbende Weise das als Thatsache angibt, was nur ein ans Grund gewisser wirklich vorhandener Anlagen bei den Frauen durch Erziehung leichter zu erreichendes sittliches Ideal darstellt, wenn er nämlich also fortfährt: „Sie haben sehr früh ein sittsames Wesen an sich, wissen, sich einen feinen Anstand zu geben und besitzen sich selbst; und dieses in einem Alter, wenn unsere männliche) wohlerzogene Iugend noch unbändig, tölpisch und verlegen ist." Die deutschen Backsische werden nach diesen Aenßerungen gewiß alle Ursache haben, sobald sie herangewachsen sind, doch 'mal zuzusehen, ob der Verkündiger des kategorischen Imperativs wirklich ein so rigoristischer Mann ist, als welcher er ost mit Unrecht verschrieen wird.

Wenn diese Züge die sinnliche Seite des Frauengemüthes kennzeichnen und gewisse mit Unterstützung ihrer Vorzüge zu erzielende praktische Fertigkeiten, selbst sittliche Eigenschaften, so sindet Kant denselben Gegensatz beider Geschlechter auch wieder in den intellectuellen und höheren Geistesanlagen.

„Das schöne Geschlecht," sagt er, „hat ebensowol Verstand als das männliche; es ist nnr ein schöner Verstand, der unfrige soll ein tiefer Verstand sein, welches ein Ausdruck ist, der einerlei mit dem Erhabenen bedeutet."

Auf diese Eigenthümlichkeit des Frauenverstandes soll man auch bei der Erziehung der Mädchen Rücksicht nehmen. Kant fordert in dieser Beziehung Folgendes: „Bei der Gelegenheit, die man ihnen geben wolle, ihre schöne Natur auszubilden, muß man dieses Verhältniß jederzeit vor Augen haben. Man wird ihr gesammtes moralisches Gesühl und nicht ihr Gedächtniß zu erweitern suchen." Letzteres in überwiegender Weise bei dem Frauengemüthe anzustreben, hält Kant für verfehlt, nnd er sagt darüber: „Es scheint eine boshafte List der Mannspersonen zu sein, daß sie das schöne Geschlecht zu diesem verkehrten Geschmacke haben verleiten wollen. Denn wohl bewußt ihrer Schwäche, in Ansehung der natürlichen Reize desselben, nnd daß ein einziger schalkhafter Blick sie mehr in Verwirrung setze als die schwerste Schulfrage, sehen sie sich, sobald das Frauenzimmer in diesen Geschmack einschlägt, in einer entschiedenen Ueberlegenheit und sind in dem Vortheile, den sie sonst schwerlich haben würden, mit einer großmüthigen Nachsicht den Schwächen ihrer Eitelkeit aufzuhelfen. Der Inhalt der großen Wissenschaft des Frauenzimmers ist vielmehr der Mensch und unter den Menschen der Mann. Ihre Weltweisheit ist nicht Vernünfteln, sondern Empsinden."

Endlich bekundet sich selbst in den rein moralischen Eigenschaften der unterschiedene Charakter beider Geschlechter auf die im Vorangehenden angegebene Weise. Sogar „die Tugend des Frauenzimmers ist eine schöne Tugend", wie Kant sich ausdrückt, „die des männlichen Geschlechts aber soll eine edle Tugend sein. Die Frauen," sagt er weiter, — und wenigstens hinsichtlich der Bethätigung eines ihnen natürlichen moralischen Gesühles können wir dies ihm zugeben — „die Frauen," meint er also, „werden das Böse vermeiden, nicht weil es unrecht, sondern weil es hätzlich ist, und tugendhafte Handlungen bedeuten bei ihnen solche, die sittlich schön sind: Nichts von Sollen, nichts von Müssen, nichts von Schuldigkeit." Denn Kant glaubt auf Grund seiner Beobachtung des weiblichen Verhaltens dies versichern zu können: „Dem Frauensinne sind alle Befehle und aller mürrische Zwang unleidlich. Sie thun etwas nur, weil es ihnen so beliebt, und die Kunst besteht darin, zu machen, daß ihnen nur dasjenige beliebe, was gut ist."

„Selbst viele von ihren Schwachheiten sind" — so dünkt es unseren nachsichtigen Philosophen — „so zu sagen, nur schöne Fehler. Beleidigung oder Unglück bewegen ihre zarte Seele zur Wehmuth. Der Mann mutz niemals andere als großmüthige Thränen weinen. Die, so er in Schmerzen oder über Glücksumstände vergießt, machen ihn verächtlich."

„Die Eitelkeit, die man dem schönen Geschlechte so vielfältig vorrückt, wosern sie ja an demselben ein Fehler ist, so ist sie nur ein schöner Fehler." Denn die Frauen „beleben ... dadurch wirklich ihre Reize. Diese Neigung ist ein Antrieb, Annehmlichkeiten und den guten Anstand zu zeigen, ihren munteren Witz spielen zu lafsen, ingleichen durch die veränderlichen Ersindungen des Putzes zu schimmern und ihre Schönheit zu erhöhen."

Dennoch bleibt diese Eitelkeit fehlerhaft und ein Uebermaß in ihr macht zur Närrin, das freilich nach Kant nicht eine so harte Bedeutung hat wie dasselbe Wort mit fehlender Endsilbe beim Manne.

„Wenn die Eitelkeit ein Fehler ist, der an einem Frauenzimmer sehr wohl Entschuldigung verdient, so ist das aufgeblafene Wesen an ihnen nicht allein sowie an Menschen überhaupt tadelhaft, sondern es verunstaltet gänzlich ihren Geschlechtscharakter."

Eitelkeit und Aufgeblafenheit sind also nach Kant durchaus und scharf auseinanderzuhalten. „Die erstere" — so bestimmt er ihr Wesen des Näheren —^ „sucht Beisall und ehrt gewissermaßen diejenigen, um deren willen sie sich diese Bemühung gibt; die zweite glaubt sich schon in dem völligen Besitze desselben, und indem sie keinen zu erwerben bestrebt, so gewinnt sie auch keinen."

„Dem Schönen ist nichts so sehr entgegengesetzt als der Ekel sowie nichts tieser unter das Erhabene sinkt als das Lächerliche. Daher kann dem Manne kein Schimpf empsindlicher sein als daß er ein Narr und einem Frauenzimmer, daß sie ekelhaft genannt werde." Kant glaubt dies Urtheil selbst dem der Engländer gegenüber, sosern man von der sittlichen Werthschätzung absehe, aufrecht erhalten zu sollen, die da meinen: „dem Manne könne kein Vorwurf gemacht werden, der kränkender sei als wenn er für einen Lügner, und dem Frauenzimmer kein härterer als wenn sie für unkeusch gehalten wird."

Wenn Kant hiernach die Reinlichkeit bei dem schönen Geschlechte zu den Tugenden vom ersten Range rechnet, so ist es natürlich, daß er schon vom Gesichtspunkte leiblicher Sauberkeit aus die Schamhaftigkeit gleich hochstellt. Trotzdem aber hebt er für die Nothwendigkeit dieser doch in erster Linie die Bewahrung der sittlichen Lauterkeit hervor, wenn er von ihr sagt: „Sie ist ein Geheimniß der Natur, sowol einer Neigung Schranken zu setzen, die sehr unbändig ist und, indem sie den Ruf der Natur für sich hat, sich immer mit guten sittlichen Absichten zu vertragen scheint, wenn sie gleich ausschweist. Sie ist demnach als ein Supplement der Grundsätze höchst nöthig; denn es gibt keinen Fall, da die Neigung so leicht zur Sophistin wird, gefällige Grundsätze zu erklügeln «ls hier. Sie dient aber zugleich, um einen geheimnißvollen Vorhang selbst vor die geziemendsten und nöthigsten Zwecke der Natur zu ziehen, damit die gar zu geheime Bekanntschaft mit denselben nicht Ekel oder

zum mindesten Gleichgültigkeit veranlafse "Diese Eigenschaft ist

dem schönen Geschlechte, wie Kant betont, sogar „vorzüglich eigen und ihm lehr anständig".

Die edlen Eigenschaften des weiblichen Geschlechts, die jedoch, wie wir bereits von Kant gelernt haben, niemals das Gesühl des Schönen unkenntlich machen müssen, kündigen sich durch nichts deutlicher und sicherer nach ihm an als durch die Bescheidenheit, die er für „eine Art von edler "Einfalt und Naivetät bei großen Vorzügen" erklärt. „Aus derselben leuchtet eine ruhige Wohlgewogenheit und Achtung gegen andere hervor, zugleich mit einem edlen Zutrauen auf sich selbst und einer billigen Selbstschätzung verbunden, die bei einer erhabenen Gemüthsart jederzeit anzutreffen ist. Indem diese feine Mischung zugleich durch Reize einnimmt und durch Ächtung rührt, so stellt sie alle übrige schimmernden Eigenschaften wider den Muthwillen des Tadels und der Spottsucht in Sicherheit. Personen Hon dieser Gemüthsart haben auch ein Herz zur Freundschaft, welches an einem Frauenzimmer niemals kann hoch genug geschätzt werden, weil es so gar selten ist und so überaus reizend sein muß."

Hierin sind die wichtigsten Beobachtungen Kants erschöpft, durch ivelche er die Natur des Weibes kennzeichnet als eine sowol in physischer als auch in geistiger Hinsicht vom Charakter des Schönen bestimmte Erscheinung, Nicht nur die äußere Gestalt, sondern auch die Verstandeskräfte und sittlichen Eigenschaften des Weibes haben vorwiegend den 'Charakter des Schönen und Anmuthigen, während dieselben bei dem Manne den des Erhabenen und Würdevollen, sowie insonderheit den des Edlen an sich tragen.

Unser Weiser erörtert in ferneren Betrachtungen des hier besprochenen Abschnittes seiner „Beobachtungen über das Gesühl des Schönen und Erhabenen" auch die Verschiedenheit des Eindrucks, den die Gestalt und die Gesichtszüge des schönen Geschlechts auf das männliche machen. Wir begnügen uns hier, das anzuführen, was Kant über den Unterschied der schönen, der angenehmen und der reizenden Frau bemerkt. Er sagt: „Eine Frau, an welcher die Annehmlichkeiten, welche ihrem Geschlechte geziemen, vornehmlich den moralischen Ausdruck des Erhabenen hervorstechen lafsen, heißt schön im eigentlichen Verstande, diejenige, deren moralische Zeichnung, sosern sie in den Mienen oder Gesichtszügen sich kenntlich macht, die Eigenschaften des Schönen ankündigt, ist annehmlich, und wenn sie es in höherem Grade ist, reizend. Die erstere läßt unter einer Miene von Gelafsenheit und einem edlen Anstande den Schimmer eines schönen Verstandes aus bescheidenen Blicken hervorleuchten, und indem sich in ihrem Gesicht ein zärtlich Gesühl nnd wohlwollendes Herz abmalt, so bemächtigt sie sich sowol der Neigung als der Hochachtung eines männlichen Herzens, die zweite zeigt Munterkeit und Witz in lachenden Augen, etwas feinen Muthwillen, das Schäkerhafte der Scherze und schalkhafte Sprödigkeit; sie reizt, wenn die erste rührt, und das Gesühl der Liebe, dessen sie fähig ist, und welches sie anderen einfließt, ist flatterhaft, aber schön."

Kant hebt nicht mit Unrecht am selbigen Orte hervor, daß vom feineren Geschmacke im Allgemeinen den Erscheinungen, die bei näherem Umgange gewinnen, der Vorzug gegeben werde vor denen, die zwar im ersten Augenblick blenden, dann aber erkältend wirken.

Ueberdies warnt er davor, auf die äußeren Reize zu großen Werth zu legen. Man habe Ursache, in der Verfeinerung des zärtlichen Gesühls behutsam zu sein, wosern wir uns nicht durch übergroße Reizbarkeit nur viel Unmuth und eine Quelle von Uebeln erklügeln wollen. „Droht doch auch allen Reizen das Alter, der große Verwüster der Schönheit."

Gleichwol gehört die Frau, auch wenn sie altert, nach Kant immer noch zum schönen Geschlecht. „Eine bejahrte Person," sagt er, „welche mit einem sittsamen nnd freundlichen Wesen der Gesellschaft beiwohnt, auf eine muntere nnd vernünftige Art gesprächig ist, die Vergnügungen der Jugend, daran sie selbst nicht Antheil nimmt, mit Anstand begünstigt, und indem sie für Alles sorgt, Zufriedenheit und Wohlgesallen an der Freude, die um ihr vorgeht, verräth, ist uoch immer eine feinere Person als ein Mann in gleichem Alter, und vielleicht noch liebenswürdiger als ein Mädchen, wiewol in einem anderen Verstande. An der Natur" — so fügt er mit einer ganz trefflichen allgemeinen Bemerkung hinzu — „an der Natur liegt es niemals, wenn wir nicht in einem guten Anstande erscheinen, sondern daran, daß man sie verkehren will."

Noid und Tiil>, VII, iv, 8

Es folgen Erörterungen über den Einfluß, den ein Geschlecht auf das andere auszuüben vermag, um dessen Gesühl zu verschönern oder zu veredeln. Kant behauptet in dieser Beziehung u. A.: „Das Frauenzimmer hat ein vorzügliches Gesühl für das Schöne, sosern es ihnen selbst zukommt, aber für das Edle, insoweit es am männlichen Geschlechte angetroffen wird. Der Mann dagegen hat ein entschiedenes Gesühl für das Edle, das zu seinen Eigenschaften gehört, für das Schöne aber, insosern es an dem Frauenzimmer anzutresfen ist. Daraus muß folgen, daß die Zwecke der Natur darauf gehen, den Mann durch die Geschlechterneigung noch mehr zu veredeln und das Frauenzimmer durch eben dieselbe noch mehr zu verschönern."

Ueber das Verhältniß, in dem diese Neigung ihren Gipfel erreicht, äußert er sich in folgender beachtenswerthen und zugleich ebenso wahren wie durchaus würdigen Weise:

„In dem ehelichen Leben soll das vereinigte Paar gleichsam eine einzige moralische Person ausmachen, welche durch den Verstand des Mannes und den Geschmack der Frauen belebt und regiert wird. Denn nicht allein, daß man jenem mehr auf Erfahrung gegründete Einsicht, diesen aber mehr Freiheit und Richtigkeit in der Empsindung zutrauen kann, so ist eine Gemüthsart, je erhabener sie ist, auch um desto geneigter, die größte Absicht der Bemühungen in der Zufriedenheit eines geliebten Gegenstandes zu setzen, und andererseits je schöner sie ist, desto mehr sucht sie durch Gefälligkeit diese Bemühung zu erwidern. Es ist also in einem solchen Verhältniß eiu Vorzugsstreit läppisch, und wo er sich ereignet, das sicherste Merkmal eines plumpen oder ungleich gepaarten Geschmackes. Wenn es dahin kömmt, daß die Rede vom Rechte des Besehlshabers ist, so ist die Sache schon äußerst verderbt; denn wo die ganze Verbindung eigentlich nur auf Neigung errichtet ist, da ist sie schon halb zerrissen, sobald sich das Sollen anfängt hören zu lassen. Die Anmaßung des Frauenzimmer in diesem harten Tone ist äußerst häßlich und des Mannes im höchsten Grade unedel und verächtlich. Indessen bringt es die weise Ordnung der Dinge so mit sich, daß alle diese Feinheiten und Zärtlichkeiten der Empsindung nur im Anfange ihre ganze Stärke bewahren, in der Folge aber durch Gemeinschaft und häusliche Angelegenheit allmählich stumpfer werden, nnd dann in vertrauliche Liebe ausarten, wo endlich die große Kunst darin besteht, noch genugsame Reste von jenen zu erhalten, damit Gleichgültigkeit und Ueberdruß nicht den ganzen Werth des Vergnügens aufheben, um dessen willen einzig nnd allein es verlohnt hat, je eine solche Verbindung einzugehen."

Daß die Ehe auch eine mehr äußerliche Seite hat und daß, wenn sie nur von dieser aus in ihrer rechtlichen Bedeutung ausgefaßt wird, ihr Begriff ebenfalls weniger erhabene und schöne, ja zum Theil sogar etwas sinnliche Bestimmungen enthalten muß, ist selbstverständlich und für sich

klar. Einen solchen Begrisf gibt uns Kant von der Ehe in seiner Rechtslehre, wo dieselbe in ihrer Wichtigkeit für den Staat und die bürgerliche Gesellschaft und rücksichtlich des Interesses derselben an der Erhaltung der Gattung erörtert wird. Allein wer die hier vorgetragenen Bemerkungen über die Ehe (zumal trotz des Umstandes, daß Kants Ausdrucksweise für jeden der Gesichtspunkte, unter dem er jedes Mal etwas behandelt, durchaus angemessen und deshalb an diesem Orte etwas derbe erscheint) für die die Sache erschöpfenden nehmen wollte, würde unserem Philosophen sehr Unrecht thun. Er würde eben vergessen, daß der Begriff eines Gegenstandes verschieden ist je nach dem Gesichtspunkte, von welchem er erfaßt wird, und daß Kant nicht nur in seinen „Beobachtungen über das Gesühl des Schönen und Erhabenen", sondern auch noch in seinen spätesten Werken das eheliche Verhältniß zugleich in seiner sittlichen und inneren Bedeutung stets voll und ganz zu würdigen gewußt hat. Das gilt z. B. von der „Metaphysik der Sitten" aus dem Iahre 1797 und der „Anthropologie in pragmatischer Absicht", einer der letzten Schristen Kants, die er 1798, d. h. sechs Iahre vor seinem Tode abgesaßt hat.

Die „Anthropologie" ist nach Kant eine Lehre von der Kenntniß des Menschen. Eine solche als Weltkenntniß sei alsdann pragmatisch, wenn sie Erkenntnisse des Menschen als eines Weltbürgers enthält. Sie geht nicht, wie die physiologische, auf die Erforschung dessen, was die Natur, sondern auf das, was er, der Mensch, als frei handelndes Wesen aus sich selber macht oder machen kann und soll. Kant gliedert sie in zwei Haupttheile:

I. Von der Art, das Innere sowol als das Aeußere des Menschen zu erkennen und

II. von der Art, das Innere des Menschen aus dem Aeußeren zu erkennen.

Wie aller kritischen Betrachtung Kants die Eintheilung der Gemüthsvermögen in Erkennen, Fühlen und Begehren zu Grunde liegt — welche drei Fähigkeiten, in bestimmter Richtung zur Thätigkeit erregt zu werden, für Kant derartig unterschiedene Grundkräfte sind, die auf der Natur des Geistes als eines Allgemeinen nnd auf dem Verhältnisse desselben zum Besonderen bei seiner seelischen Bethätigung in diesem beruhen: so handelt er auch das Thema des I. Theiles ab in Bezug auf das Erkenntnißvermögen, das Gesühl der Lust und Unlust und auf das Begehrungsvermögen. Hier aber sind es nur ganz zerstreute Bemerkungen, welche die Natur der Frauen betreffen.

Im zweiten Theile jedoch werden folgende Gegenstände besprochen:

1) Der Charakter der Person, 2) der des Geschlechts, 3) der des Volks und -I) der der Gattung d, i. der Menschheit als solcher.

Der zweite dieser Abschnitte berührt somit ausführlich unseren Gegenstand. Kant geht in ihm von solgender Bemerkung aus:

„In alle Mafchinen, durch die mit kleiner Kraft ebenso viel ausgerichtet werden soll als durch andere mit großer, muß Kunst gelegt sein. Daher kann man schon zum voraus annehmen, daß die Vorsorge der Natur in die Organisation des weiblichen Theiles mehr Kunst gelegt haben wird als in die des männlichen, weil sie den Mann mit größerer Kraft ausgestattet hat als das Weib, um beide zur innigsten leiblichen Vereinigung, doch auch als vernünftige Wesen zu dem ihr am meisten angelegenen Zwecke, nämlich der Erhaltung der Art zusammen zu bringen."

Zur Einheit und Unauflvslichkeit einer Verbindung sei das beliebige Zusammentreten zweier Personen nicht hinreichend; „ein Theil mußte dem anderen unterworfen und wechselseitig einer dem anderen irgendworin überlegen sein, um ihn beherrschen oder regieren zu können: . . . . der Mann dem Weibe durch sein körperliches Vermögen und seinen Muth, das Weib aber dem Manne durch ihre Naturgabe, sich der Neigung des Mannes zu ihr zu bemeistern. So sei es wenigstens im Fortgange der Cultur; im noch uneivilisirten Zustande sei freilich die Ueberlegenheit blos auf Seite des Mannes."

Im bürgerlichen Zustande aber „gibt sich das Weib dem Manne nicht ohne Ehe hin und zwar die der Monogamie."

Man könne nur dadurch, daß man nicht, was wir uns zum Zwecke machen, sondern was Zweck der Natur bei Einrichtung der Weiblichkeit war, als Prineip brauche, zu der Charakteristik dieses Geschlechts gelangen, und da dieser Zweck selbst vermittelst der Thorheit des Menschen doch der Naturabsicht nach Weisheit sein muß, so werden diese ihre muthmaßlichen Ziele auch das Prineip derselben anzugeben dienen können. Sie sind aber 1) Erhaltung der Art und 2) die Cultur der Gesellschaft und Verfeinerung derselben durch die Weiblichkeit.

Ueber beide macht Kant gute Bemerkungen, die aber am besten und geschmackvollsten bei ihm selbst nachgelesen werden mögen.

Interessant sind einzelne seiner zerstreuten Anmerkungen, die er diesen Ausführungen hinzufügt, z. B. folgende:

„Die Frau will herrschen, der Mann beherrscht sein (vornehmlich in der Ehe). Daher die Galanterie der alten Ritterschaft. — Die Frau setzt früh in sich selbst Zuversicht zu gesallen, der Iüngling besorgt immer zu mißfallen und ist daher in Gesellschaft der Damen verlegen sgenirt)."

„Das Weib ist weigernd, der Mann bewerbend, ihre Unterwerfung ist Gunst. — Die Natur will, daß das Weib gesucht werde;'.daher mußte jenes selbst nicht so delieat in der Wahl nach Geschmack sein als der Mann, den die Natur auch gröber gebaut hat, und der dem Weibe schon gesällt, wenn er nur Kraft und Tüchtigkeit zu ihrer Vertheidigung in feiner Gestalt zeigt."

„Was die gelehrten Frauen betrisft, so brauchen sie" — sagt Kant — „ihre Bücher etwa so, wie ihre Uhr, nämlich sie zu tragen, damit gesehen werde, ob sie eine haben, ob sie zwar gemeiniglich still steht oder nicht nach der Sonne gestellt ist." Von dem verlobten Mädchen hat unser Philosoph das, was hiernach offenbar von allen Frauen hinsichtlich des Uhrentragens gelten soll, nicht behauptet, und er wurde es auch nicht gekonnt haben. Denn die glückliche Braut, falls sie eine Uhr besitzt oder auch nur Gelegenheit, über eine solche zu verfügen, hat, pflegt sie womöglich vorzuftellen, um den selbst stets pünktlich erscheinenden Bräutigam dennoch zu schelten mit den gern gehörten Worten: „Du kommst ja so spät!"

„Weibliche Tugend oder Untugend", sagt Kant des Weiteren, „ist von der männlichen nicht sowol der Art als der Triebfeder nach sehr unterschieden. Sie soll geduldig, er muß duldend sein, Sie ist empfindlich, er empsindsam. Des Mannes Wirtschaft ist Erwerben, die des Weibes Sparen."

Jndem Kant praktische Folgerungen dieser Auffafsungen berührt stellt er allgemein dies auf:

„Das weibliche Geschlecht muß sich im Praktischen selbst ausbilden und diseipliniren; das männliche versteht sich darauf nicht."

Was einzelne Bestimmungen angeht, so bemerkt er auch hier wiederum über die Ehe sehr schön: „Das Weib wird durch die Ehe frei, der Mann verliert dadurch seine Freiheit." Er meint dies vorzugsweise auch in diesem besonderen Sinne, daß jenes nur in der Ehe den ihrer Natur entsprechenden Beruf, d.en sie in der Familie hat, ganz und voll zu erfüllen im Stande ist, während der Mann, gerade als Unverheirateter, die für seinen bürgerlichen Lebensberuf nöthige Zeit ungetheilt besitzt und in diesem vielsach ungehemmt ist durch die mannichsachen Beschwerden und Hindernisse, die für denselben insonderheit eben der Ehestand mit sich bringt.

Kant fragt auch: „Wer soll denn den oberen Besehl im Haufe haben?" „Denn nnr Einer könne es doch sein, der alle Geschäfte in einen mit diesen seinen Zwecken übereinstimmenden Zufammenhang bringt." Und er antwortet: „Jch würde in der Sprache der Galanterie (doch nicht ohne Wahrheit) sagen: Die Frau soll herrschen und der Mann regieren; denn die Neigung herrscht und der Verstand regiert. — Das Betragen des Ehemannes muß zeigen, daß ihm das Wohl seiner Frau vor allem Anderen am Herzen liege. Weil aber der Mann am besten wissen muß, wie er stehe nnd wie weit er gehen könne, so wird er, wie ein Minister, seinem blos auf Vergnügen'bedachten Monarchen, der etwa ein Fest oder den Bau eines Palais beginnt, auf diesen fürstlichen Besehl zuerst seine schuldige Willfährigkeit dazu erklären, nur daß z. B. für jetzt nicht Geld genug im Schatze sei, daß gewisse dringendere Notwendigkeiten zuvor abgemacht werden müssen u. s. w., so daß der höchst gebietende Herr alles thuu kann, was er thun will, doch mit dem Umstande, daß diesen Willen ihm sein Minister an die Hand gibt."

Es bleibt nur übrig, schließlich Kants Ansichten über die Bildung und Erziehung der Frauen mitzutheilen. Voran stelle ich seinen Ausspruch in einer Anmerkung zu den „Beobachtungen über das Gesühl des Schönen und Erhabenen", daß er Rousseaus Wort um alles nicht gesprochen haben möchte, der da behaupte: „daß ein Frauenzimmer niemals etwas mehr als ein großes Kind werde". „Allein," so wendet Kant ein — und er glaubt jene verwegene Meinung dadurch zugleich einzuschränken — „der scharssinnige Schweizer schrieb dieses in Frankreich und vermuthlich empfand er, als ein so großer Vertheidiger des schönen Geschlechtes, es mit Entrüstung, daß man demselben nicht mit mehr wirklicher Achtung dafelbst begegnet."

Was nun des Näheren die allgemeine Ansicht über Frauenbildung und -erziehung betrifft, so will Kant, wie wir es bereits früher angedeutet haben, daß der dem weiblichen Geschlechte natürliche Charakter des Schönen auch bei der Erziehung gewahrt und ihm sorgsam Rechnung getragen werde. Sogar die in's Einzelne gehenden Ausführungen darüber beruhen ebenfalls auf der für jene Forderung geltend gemachten und uns schon bekannten Ueberzengung, daß auch der Verstand der Franen ein schöner sei, wahrend der der Männer ein tieser sein soll. Dieselben enthalten zugleich im Einzelnen noch Manches, was zu sehr interessanten Folgerungen führen würde in Bezug auf die soeiale Stellung der Frauen und auf ihre Ausbildung für eine selbständige und von der Familie unabhängige Wirksamkeit in der bürgerlichen Gesellschaft. Um nun die dahin gehörigen Aeußerungen unseres Weisen nicht irrig zu deuten und die Wahrheit in denselben eben dadurch festzustellen, daß wir sie auf das rechte Maß zurückführen, muß ich jedoch eine eigene Bemerkung vorausschicken. Kant würde sie in seiner Weise vielleicht selbst gemacht haben, wenn er jene hier in Betracht kommenden Erfahrungen, die aus unseren gesellschaftlichen Zuständen hervorgehen, in solchem Grade vor Augen gehabt hätte

Ich meine Folgendes: Wenn Jemand, wie es Kant thut, die Meinung hegt, daß der Verstand der Frauen von Haus aus eine andere Anlage zeige als der der Männer, so kommt dies freilich darauf hinaus, daß selbst für die geistigen Kräfte beider Geschlechter eine qualitativ und wesentlich verschiedene Begabung vorauszusetzen sei. Und es dürfte doch die Erfahrung auch wol thatsächlich dafür sprechen, daß beispielsweise Verstand und Verstand nicht immer einerlei sei, daß er ost nicht blos dem Grade und der Stärke nach verschieden erscheint, sondern daß zumal das Mischungsverhältniß der Gemüthskräfte, welches sich in den Unterschieden der Temperamente und in anderen von der Geburt an mitgegebenen leiblichen und seelischen Bestimmtheiten darstellt, auch Art-Unterschiede des Verstandes zur Folge haben wird und so insonderheit ein solcher zwischen männlichen und weiblichen Verstandeskräften vorhanden sein mag. Wenn aber auch somit die angeborenen Unterschiede der Seelenkräfte wesentlich

auseinandergehende Besähigung für gewisse Leistungen des Verstandes bedingen, so ist im Sinne Kants doch jede solche Naturbeschaffenheit lediglich eine relative und nur in bestimmter Rücksicht bedeutsame, keine absolute und unbedingt geltende Schranke. Denn Niemand hat so wie er — Fichte etwa ausgenommen — die Macht jener Grundkraft des Gemüthes anerkannt, die ihrem Wesen nach alle Bestimmtheit durch anderes von sich ausschließt und die Selbständigkeit des Geistes nnd seine sittliche Stärke als etwas vor aller Naturbestimmtheit Liegendes osfenbart. Diese Grundkraft ist der reine Wille, der ursprünglich frei, dem Geiste auch in jeder anderen Beziehung diejenige Selbständigkeit wieder zu erringen vermag, welche ihm, bei der Besonderung in seelische Jndividuen, eben nur vorübergehend verloren gegangen fein kann. Durch Jnnewerden seiner geistigen Selbständigkeit im reinen Wollen vermag jeder Mensch alle Naturbestimmtheit — sei es sinnliche oder intelleetuelle — zu überwinden. Daher wird auch die Frau im Stande sein, all' das, was dem weiblichen Verstande an sich weniger angemessen erscheint, wenn es von ihr mit sittlichem Ernste ergriffen und in den Dienst ethischer Zwecke gestellt wird, in einer solchen Weise zu adeln, daß es nicht mehr als unweiblich besunden zu werden vermag. Eben darum geben wir gerne zu, daß manche von jenen der lediglich natürlichen Bestimmung der Frau weniger angemessenen und ihr weniger zufagenden Wirkuugsarten dennoch von derselben mit gutem Fuge erfaßt und mit lohnendem Erfolge wird durchgesührt werden können, wenn sie ihr mit solchem moralisch geläuterten Eiser sich widmet, der die für ihre Gemüthsart von Haus aus vorliegenden Verstandesschwierigkeiten bewältigt. Jn der Weise müssen die Frauen aber jedenfalls solchen Berufsarten obliegen, daß man sieht, wie das ihnen sich hingebende weibliche Gemüth mit dieser Pflichterfüllung nicht nur nicht prahlt, sondern sogar trotz der anerkennenswerthen Bereitwilligkeit zur Uebernahme derselben das Lob derselben eher ablehnt als herausfordert und trotz der Freudigkeit an dieser Thätigkeit doch die klare Einsicht durchblicken läßt, daß es die natürlichste und eigentlichste Aufgabe seines Geschlechtes wohl begreist, ob es gleich der Lösung einer anderen nicht blos nothgedruugen sich hingibt. — Bedenken wir dies, so werden wir unter Voraussetzung der hier bezeichneten Einschränkungen im Uebrigen der Hauptsache nach immerhin das anzuerkennen vermögen, was Kant über die intelleetuelle Anlage der Frau sowie über die ihr entsprechende Erziehung und Berufsart äußert,

„Zur Schönheit aller Handlungen" — so urtheilt er in den „Beobachtungen u. s. w." — „gehört vornehmlich, daß sie Leichtigkeit an sich zeigen und ohne peinliche Bemühung scheinen vollzogen zu werden; dagegen Bestrebungen und überwundene Schwierigkeiten Bewunderung erregen und zum Erhabenen gehören. Tieses Nachsinnen und eine lange fortgesetzte Betrachtung sind edel, aber schwer, und schicken sich nicht wohl für eine Person, bei der ungezwungene Reize nichts anderes als eine schöne Natur zeigen sollen."

„Mühsames Lernen oder peinliches Grübeln, wenn es gleich ein Frauenzimmer darin hoch bringen sollte, vertilgen die Vorzüge, die ihrem Geschlechte eigenthümlich sind. — Ein Frauenzimmer, das den Kopf voll Griechisch hat, wie die Frau Daeier, oder über die Mechanik gründliche Streitigkeiten führt, wie die Marquise von CtMelet, mag nur immerhin noch einen Bart dazu haben; denn dieser würde vielleicht die Miene des Tiessinnes noch kenntlicher ausdrücken, um den sie sich bewerben."

„Der schöne Verstand wählt zu seinem Gegenstande Alles, was mit dem feineren Gesühle mehr verwandt ist und überläßt abstraete Speeulationen oder Kenntnisse, die nützlich aber trocken sind, dem emsigen, gründlichen und tiesen Verstande."

„Das Frauenzimmer wird demnach keine Geometrie lernen," aber „Gefühl für Schildereien vom Ausdrucke und für die Tonkunst, nicht insofern sie Kunst, sondern Empsindung äußert, alles dieses verfeinert oder erhebt den Geschmack dieses Geschlechts und hat jederzeit einige Verknüpfung mit sittlichen Regungen. Niemals ein kalter und speeulativer Unterricht, jederzeit Empsindungen, und zwar die so nahe wie möglich bei ihrem Geschlechtsverhältnisse bleiben. Diese Unterweisung ist darum so selten, weil sie Talente, Erfahrung und ein Herz voll Gesühl erfordert, und jeder anderen kann das Frauenzimmer sehr wohl entbehren, wie es denn auch ohne diese sich von selbst gemeiniglich sehr wohl ausbildet."

Wie gesagt, wir würden Kant nicht beistimmen, falls diese Aeußernngen so zu verstehen wären, daß die Frau von der höheren Bildung ausgeschlossen sein soll. Dann würde ja auch die Ehe nur ein künstliches Band zwischen ungleichartigen Gliedern herstellen können ohne Zuverlässigkeit und Bestand, was denn doch durch eine Reihe, Gott sei Dank, herrlicher Erfahrungen für Jeden widerlegt wird. Das will aber unser Weiser auch eigentlich gar nicht sagen, sondern es kommt ihm im Wesentlichen nur darauf an, daß diese höheren Kenntnisse dem Weibe nicht als wissenschaftliche Untersuchung, sondern mehr in der Gestalt des Schönen, weniger zugleich mit ihren Gründen als nur in den Ergebnissen, daher hauptfächlich als Gesühlsbildung und in Beziehung zur Eigenthümlichkeit ihres Geschlechts ihnen mitgetheilt werden.

Daß dies der in erster Linie zu beachtende Gesichtspunkt sei, darin hat Kant unzweiselhaft Recht; daß er im Grunde mit seiner Forderung nicht weiter gehen will, bezeugt auch der Umstand, daß eine seiner spätesten Schriften, die ein Jahr vor seinem Tode, also 1803, von Rink herausgegebene „Pädagogik", die osfenbar überall nur das Kindesalter und die Jahre vor den Anfängen der näheren schulmäßigen Vorbildung zur Wissenschaft im Auge hat, auch hinsichtlich der intellektuellen Erziehung gar keinen wesentlichen Unterschied zwischen beiden Geschlechtern macht, während sie in Bezug auf gewisse physische und zugleich moralische Punkte den Gegensatz doch ausdrücklich betont hat,

Kant urtheilte überhaupt so: Was auf der einen Seite eine Schwäche des Weibes und ein Mangel sei, eben das gerade sei auf der anderen ein Vorzug und seine Stärke, So sei es zwar bürgerlich unmündig, d, h„ wie er in der „Anthropologie" sagt, es habe eine Stellvertretung seiner Person nöthig, nicht wegen Unreise des Alters, sondern weil es nach Lage der bürgerlichen Einrichtungen zum eigenen Gebrauche feines Verstandes ostmals ungeeignet sei. „Das Weib," sagt Kant ebenda, „in jedem Alter wird für bürgerlich unmündig erklärt; der Ehemann ist ihr natürlicher Curator." Denn „es können die Frauen, so wenig es ihrem Geschlechte zufteht, in den Krieg zu ziehen, ebenso wenig ihre Rechte persönlich vertheidigen und staatsbürgerliche Geschäfte für sich selbst, sondern nur vermittelst eines Stellvertreters treiben, und diese gesetzliche Unmündigkeit in Ansehung öffentlicher Verhandlungen macht sie in Ansehung der häuslichen Wohlfahrt nur desto vermögender; weil hier das Recht des Schwächeren eintritt, welches zu achten und zu vertheidigen sich das männliche Geschlecht durch seine Natur schon berufen fühlt."

Hiermit — so dünkt mich — hat Kant das Wahre und den Kern der Sache getrosfen. Denn jenes Recht des Schwächeren bedeutet in seiner Sprache nur das einer äußeren Schwäche, die jedoch dazu dient, auf eine eigenthümlich innere Begabung des Weibes recht deutlich hinzuweisen.

Diese, d. h, sein Beruf für die Familie, ist darum zugleich eine das Weib auszeichnende Kraft und Würde. Wir müssen an Stelle jenes Rechtes des äußerlich Schwächeren in unserer Ausdrucksweise vielmehr das Recht einer eigenthümlich inneren Stärke setzen, die der Vorzug und Stolz der Frau ist und sogar so gebietend auftritt, daß der Mann selbst feine größere äußere Kraft willig in ihren Dienst stellt und keine Verletzung jener duldet.

Fafsen wir Alles zufammen, so hat Kant, wie ich meine, nicht nur über die übrigen wichtigen Jnteressen, sondern auch über die als sogenannte Frauenfrage bezeichnete nnd unsere Zeit ernstlichst beschäftigende Angelegenheit schöne und klare Aussprüche gethan, — solche, durch die wir, gleichsam wie mittels eines Compafses, uns vielsach gnt und sicher im unruhigen Gewoge der Tagesmeinungen orientiren können.

Der große Weise von Königsberg, ein unbestrittener Meister in Behandlung der tiessten und gelehrtesten Fragen vieler Einzelwissenschaften, vor Allem aber der philosophischen Grundwissenschaft, erscheint somit auch als ein trefflicher nnd umsichtiger Berather in bedeutsamen Verhältnissen, welche das praktische Leben unmittelbar betreffen. Zu diesen aber werden stets jene Jnteressen gehören, welche von der Männerwelt, zumal von der verheiratheten. mit einer im Allgemeinen gewiß wohl begründeten Höslichkeit bezeichnet werden als die Angelegenheiten ihrer besseren Hälfte.

Bilder aus Deutschlands Kriegsmarine.

von

Bernhard Wagener.

— «iel. —

Vorgedanken.

last Du das Meer gesehen? War's Feiertag über den Gewässern, spiegelnde Sonnengluth, Lämmerwolken am Horizonte, schwirrende Jnseeten am Waldsaume, das Murmeln der Wellen am Strande wie die Athemzüge einer Schlummernden? Oder haft Du gesehen, wie Sturm und Meer geschwisterlich ihren Aufruhrreigen tanzten, wie zerrissenes Gewölk an der fahlgelben Mondscheibe vorüberflieht, wie zerstiebende Wafserfluthen strandaufwärts lecken, jede neue Woge höher hinauf und wie das Gebrüll dieser Ungeheuer vergebens sich müht, die pfeisenden, knatternden, zischenden Aeeorde des Orkanes zu übertosen?

Wenn Du am Strande wohnst, sind es vertraute Bilder, die ich Dir vor die Seele führe; wenn Du aber Dein Heim gegründet haft im Sande der Binnenlandsebene oder an den waldreichen Hängen unserer Berge: wie ost hat schon die Sehnsucht an Dein Herz gepocht, einmal, nur einmal diese irdische Unendlichkeit sehen zu dürfen, dann aber nicht im Schlummer des Friedens: im heulenden Aufruhr!

Der Binnenländer, dem es seine Mittel erlauben, im Hochsommer einige Wochen am kühler angehauchten Seestrande zn verträumen, ist wol die einzige Menschenklafse, der mit einem gründlichen Sturme auf dem Meere noch gedient ist; der Seemann hat zwar unter gewissen Vorbedingungen Nichts dagegen einzuwenden, aber eine „steise Brise" ist ihm lieber; der Küstenbewohner hat allerlei Grund zu Besorgniß, zumal, da das Reich mit der Einführung einer Strandungsordnung das alte Gebet: „Gott segne den Strand!" unter die indifferenten Dinge verwiesen hat.

Aber für die bloße Neugierde des Touristen hat das Meer Nichts, als ein nachsichtiges Lächeln; Du kannst mit den ersten zehn Graden Wafserwärme, die übrigens höchstens uns Salzwafsergewöhnten zugemuthet werden dürfen, an unsere Küsten ziehen und mit Storch und Schwalbe von dannen gehen, und es wäre ein seltener Glücksfall, wenn Du aus eigener Anschauung einen rechten Begriff von Meereswellen und Sturmesgetobe bekommen hättest. Aber im Herbste und im Frühling, da ist es, wo die elementaren Kräfte ihren Umgang halten; da kann es Dir begegnen, daß Dich am sicheren Strande, angesichts der brüllenden Gewäfser, derselbe Schwindel erfaßt, mit dem Du von Thurmeshöhe herabschaust oder daß der irrende Blick vergebens einen Punkt sucht, in dem Himmel, Wafser und Erde sich scheiden.

Was Dir am Ufer ein Schauspiel scheint, ist dem Seemann ein tiesernstes Ereigniß; nicht, daß ihn die Furcht beschleicht, aber selbst das Bewußtsein, jeder Pflicht genügt zu haben, welche die Sicherheit seines Fahrzeuges fordert, vermag den Gedanken nicht zu bannen, daß alles Menschenwerk der Einwirkung natürlicher Kräfte nur auf Zeit widerstehen kann und daß überall im trügerischen Elemente unsichtbare Gefahren lauern, jede bereit, das Verderben zu bringen.

Welcher Dichter die Poesie des Seelebens zuerst erfunden hat, ist mir nicht bekannt, aber daß sie eine der gewagtesten Ersindungen ist, zu denen sich Unkenntniß und lebhafte Phantafie verirren kann, glaube ich verbürgen zu dürfen. Im Seeleben gibt es absolut Nichts, was an Poesie erinnert; der Sturm ist keine Poesie, fondern Kampf und harte Arbeit; ein Stillleben an Bord bei Sonnenschein und gutem Segelwind ist keine Poesie, sondern die Zeit des Zeugflickens, Segelausbesserns, Deckscheuerns; der Aufenthalt in überseeischen Häfen ist keine Poesie, denn der Seemann kommt nur in homöopathischen Dosen von Bord und dann nur bis in das nächste Wirthshaus. Aber etwas Anderes ist es, was der Seemann vor vielen menschlichen Beschäftigungen voraus hat: das ist der ewige Kampf mit der Gesahr, das Bewußtsein, daß der Tod, ost als ein sagenhaftes Seegespenst, auf jedem Gallionsbilde reitet, daß kein Morgen dämmern wird, ehe der junge Tag nicht wirklich aus vergoldeten Wolkensänmen hervorlacht. Was einen großen Theil unserer männlichen Iugend zum Seeleben verlockt, ist entweder eine betrogene Sehnsucht nach unbekannten Wundern, welche ihren Reiz unter der steten Gesellschaft der Gesahr bald verlieren, oder das Ueberquellen der jugendlichen Kraft, welcher die Schranken der alltäglichen Lebensgewohnheit zu enge werden; endlich auch und nicht zum kleineren Theile die Tradition, das vom Vater erlernte Gewerbe, die Noth des Tages, der Instinet, der am Theergeruche und am Salzwafser haftet, dasselbe Heimatsgesühl, das den Bergbewohner stets in seine Felsenthäler zurückzieht.

Das Meer fesselt die Phantafie, wie alles Erhabene, an das unsere Bewunderung sich zagend wagt: wer es niemals sah, der müht sich vergebens im Traume, ein Endloses zu denken, und wer je auf uferlosen Wellen schwamm, inmitten des Himmels, den hält das unendliche Meer an allen Fafern seines Herzens für immer gesangen!

Aber es ist mehr, als die Sehnsucht nach dem Unbekannten, was den Binnenländer, insbesondere den Deutschen, zum Meere zieht oder ihm aus der Ferne her Theilnahme abnöthigt für unser Seeleben: es sind nationale Erinnerungen und nationale Hoffnungen, die ihren Schauplatz auf der Salzfluth suchen. Deutschlands Hansazeit und unser heutiger Seehandel, des großen Kurfürsten Kriegsmarine und die schwarz-weiß-rothe Flagge mit Preußens Adler, die heute von hundert Gaffeln weht! Vor Iahrhunderten hat Deutschlands Handel den Erdkreis umspannt, friedlich oder in Wehr und Waffen, und heute würde vergeblich der Hafen gesucht werden, in dem die deutsche Handelsflagge nicht Heimatsrechte besäße; zwei Iahrhunderte rückwärts war es das kleine Chur-Brandenburg, das den rothen Adler im weißen Felde an Afrikas Küsten wehen ließ, und heute?

Wenn man, wie ich, mitten in einer Situation sich bessindet, gewissermaßen verwachsen ist mit der Sache, um die es sich handelt, wird man nach allgemeinen Erfahrungssätzen gut thun, sich eines Urtheiles zu enthalten; nicht weil man schonendes Verschweigen für empfehlenswerth hielte, sondern weil man Grund hat, dem eigenen Urtheile zu mißtrauen, jedenfalls bei seinen Lesern den Glauben an eine unbesangene Kritik nicht voraussetzen darf.

Aber das deutsche Volk, in dem der nationale Gedanke nach schweren und mehr als ein Säeulum alten Kämpfen in einer Weise zum Durchbrnche gekommen ist, welche Bestand hoffen läßt, zählt zu seinen nationalsten Hoffnungen das Gedeihen unserer Kriegsflotte und wo ich auf gelegentlichen Querzügen im Vaterlande mich als Marinier entpuppte, war es der lebhafteste Wissensdrang nach den Dingen, die zum Seewesen gehören, welcher mir überall, selbst im Süden des bergreichen Bayerlandes, mit seltener Einstimmigkeit begegnet ist. Nun ist die andere Thatsache bekannt genug, daß das Seewesen eine durchaus eigenartige Sache ist, nicht nur unverständlich für den Laien durch eine Ueberfülle technischer Benennungen selbst für die gewöhnlichsten Dinge und Vorgänge im Leben, sondern eigenartig deshalb, weil es auf Vorbedingungen beruht, welche vom gewohnten Erdendafein wesentlich abweichen. Es wird beispielsweise Iedermann begreisen, daß die soeialen Zustände an Bord, bei jahrelangem Zusammenleben im engsten Raume, nur durch gewisse, dem Laien vielleicht unnatürlich erscheinende Maßregeln ungesähr in denselben Bahnen aufrecht erhalten werden, wie sie in der sonstigen menschlichen Gesellschaft die Naturnothwendigkeit geschaffen hat und daß gar ein Kriegsschisf, auf welchem die starre Scheidung militärischer Grade eine eben solche Nothwendigkeit ist, wie im Heere, Einrichtungen aufzuweisen hat, welche erst bei richtiger Würdigung von Zweck und Mittel nicht mehr besremdlich erscheinen.

Eine eompendiöse Besprechung alles Dessen, was die berechtigten Eigenthümlichkeiten unserer Kriegsmarine ausmacht, würde dem Leser wenig Ergötzliches bieten; indessen verspreche ich mir von einer Reihenfolge von Skizzen, welche hoffentlich Viele unterhalten, Manche auch wol belehren werden, den Erfolg, das Interesse dieses weiten Leserkreises nicht für undankbare Dinge in Anspruch genommen zu haben und durch den Versuch, aufzuklären, die Theilnahme an der maritimen Entwickelnn«, deutscher Wehrhaftigkeit wachzurufen. Anspruchslos, wie diese Skizzen nur sein können, werden sie in zusammenhanglosen Bildern die Einrichtungen der Marine flüchtig behandeln, das seemännische Leben schildern, ein wenig Topographie, ein wenig Technik bringen, vor Allem nicht vergessen, daß in der Marine zwei Dinge zu den vertrautesten Nachbarn gehören: der Ernst der Gesahr und der kaustische Seemannshumor!

Vom Seemann und was dazu gehört.

Um dem geneigten Leser nicht von vorn herein die Laune zu verderben, bekenne ich mich an dieser hervorragenden Stelle laut und deutlich als Anhänger der neuen Zeit in der Marine, nicht mit blindem Enthusiasmus, sondern mit kritischer Mäßigung. Es bleibt mir also erspart, in wahlverwandtschaftlicher Beziehung zu einem der größeren Propheten auf den Trümmern der „guten, alten Zeit" zu klagen, obgleich ich sie mit erlebt habe und mit ungetrübter Heiterkeit können wir beide, der Leser und ich, vorübergehend in das Meer der Vergangenheit tauchen.

Der Seemann von „einst" hätte, wenn seine Eigenthümlichkeiten nicht einer großen Anzahl von Menschen wie eine Unisorm auf den Leib gepaßt hätten, Etwas von einem Original an sich gehabt; er trug seine Mütze auf dem Hinterkopfe und den lackirten Paradehut seligen Angedenkens an derselben Stelle; er doeumentirte das Bewußtsein, daß feine Beine so wenig, wie seine ganze Körpereonstitution für das Festland geschaffen seien, durch eine undesinirbare Gangart, in der die schwankende Bewegung des Schiffes, auch wo sie nicht vorhanden war, paralysirt werden sollte; er hatte in den seltenen Fällen, in denen er zum Dessiliren vor hohen Vorgesetzten sich genöthigt sah, nur unvollkommene Vorstellungen von Richtung der Glieder, Tritt (im militärischen Sinne) und Körperhaltung; er trug einen hohen Grad von Verachtung im Bnsen für die fragwürdigen Exereitien, welche er die unterdrückten Menschenbrüder in der Armee ausführen sah: er hatte Alles in Allem schematische und anscheinend berechtigte Eigenthümlichkeiten, welche mit meinen Andeutungen noch nicht erschöpft sein sollen. Als in der deutschen Kriegsmarine vor beiläusig sechs Iahren die neue Aera kam, zog der Seemann den alten Adam aus und einen neuen an. Er lernte von den sogenannten militärischen Tugenden alle diejenigen, welche er bisher nicht besessen und theilweise verachtet hatte und that einen Schritt, der zu den großartigsten gehört, die unsere Marine überhaupt gemacht hat: er brach mit der Tradition aller seesahrenden Nationen.

Der Seemann von heute ist in Folge dessen ein so eomplieirter Begriff geworden, daß diese Vielseitigkeit in demselben Menschen füglich in Erstaunen setzen darf. Zunächst ist er in des Wortes verwegenster Bedeutung Seemann geblieben; er weiß ein Boot zu rudern und hat ein tieses Verständniß für den Unterschied in dem Schlage der „Riemen" in der Gig oder im Kutter; er entert mit Virtuosität die Wanten in die Höhe nnd versteht sich auf Segel nicht minder wie auf das zahllose Tauwerk; mit Sand, Scheuersteinen, Absetzer und Salzwafser bewirkt er Wunder in der Reinigung der Decke und mit der rührendsten Zärtlichkeit überwacht er den Zustand seiner Bekleidung; im Nothfalle versteht er wie nur je ein „Garn zu spinnen" und hat sich eine in weise Schranken gehaltene Vorliebe für Rum bewahrt.

Da nun ein Kriegsschiff ohne Kanonen nicht gut denkbar ist, so hat sich derselbe Seemann auf die artilleristische Wissenschaft verlegt; er versteht das Geschützexereitium vollkommen, er lernt zielen und abfeuern, was bei der störenden Bewegung des Schiffes seine besonderen Schwierigkeiten hat; er hat den eomplieirten Organismus eines Schiffsgeschutzes am Schnürchen und wenn eine Musterung droht, putzt er in die breite Oberkante der Rahmenlafette mit herzgewinnender Ausdauer die zierlichsten Muster und Schrafsirungen. Aber wahrhaft großartig wird seine Selbstverleugnung beim Exereitinm mit den Boots- und Landungsgeschützen. Man denke sich eine Batterie zierlicher Kanonen, immer noch respectabel genug, um bei einer Landung schon aus den größeren Booten und sodann am Lande dem Feinde empsindliche Mahnungen zu senden; vorgespannt an breiten Znggurten drei oder vier Paare Matrosen, gesolgt vom Geschützeommandeur nnd der Bedienungsmannschaft. Man stelle sich weiter vor, daß alle Bewegungen im scharfen Trabe ausgesührt werden, daß es keine artilleristische Finesse gibt, die nicht versucht würde, bis zum Wechsel eines zerschossenen Rades im feindlichen Feuer, und man wird es begreislich sinden, wenn diese Uebnngen, ausgesührt mit der denkbarsten Präeision nnd Schnelligkeit, dem Leiter der Marine bei einer ersten Besichtigung ein Lächeln überrafchter Besriedigung entlockten.

Aber zu einem Landungsversuche in Feindesland gehört mehr, als Geschütze; alle Boote, die das Kriegsschiff zur Verfügung hat, starren von Bewaffneten; die Riemen furchen das Wafser, die Flottille nähert sich dem Ufer. Ietzt streist der Kiel der tiesgehenden Boote den Sand, im nächsten Augenblicke wimmelt das Wafser von Menschen, die im eiligen Ansturm und mit kräftigem Hurrah! das Ufer gewinnen, den nächsten Hügelzug oder die Uferhecken nehmen und als wohlorganisirte Tirailleurkette ihr Feuer erösfnen. Hinter ihnen sammelt sich das Gros der Mannschaft, aus den Booten an das Land watend und mit Erstaunen sieht der Armeekundige nach allen Regeln militärischer Kunst sich ein Gesecht entwickeln, immer von denselben Seeleuten ausgesührt, die in der nächsten Sturmesnacht auf der ächzenden Raa ihren Kampf um das Leben mit schlagendem Segeltuch kämpfen.

Noch immer sind wir nicht am Ende mit der Vielseitigkeit des Seemannes von heute. Auf dem Exereierplatze lernt der Matrose den Dienst des Infanteristen in seiner ganzen Vollkommenheit; er hat Verständniß für den „hörbaren Ruck" der Gewehrgriffe und für die richtige Lage der Stieselspitze; er macht langwierige Schießübungen auf Scheiben mit sehr wenig weißem und sehr vielem blauen Papier; er schildert seine Wache mit aller Gravität, die der Posten für seine heiligste Pflicht hält: kurz, es gibt keinen Garnisondienst, in dem er nicht die gründliche Schule des deutschen Soldaten durchzumachen hätte.

Zudem ist der Matrose der anstelligste Mensch unter der Sonne; ich will kein Aufhebens davon machen, daß er sich im Bordleben eine beachtenswerthe Gewandtheit im Kartoffelschälen erworben hat, aber es gibt abgesehen davon schwerlich eine praktische Situation, in der sich der Seemann nicht schleunigst zurechtsände. Ich traue jedem Ofsieierbnrschen zu, daß er eine ausgesprochene Zuneigung zu Kindern hat, aber auch das Anbrennen einer heiklen Mehlspeise auf dem Feuer unfehlbarer zu verhindern weiß, als die gewandteste Köchin; es gibt keine Laft zu bewegen, für welche der Seemann nicht die richtige mechanische Kraft herausfände; es gibt kein Gewerbe, in das er nicht hineinpfuschte und keine technische Fertigkeit, die er sich nicht im Handumdrehen aneignete.

Ich bin weit entfernt davon, zu behaupten, daß dieser Ausbund von Vielseitigkeit mit besonderer Begabung auf die Welt käme; aber der seemännische Beruf, das Angewiesensein auf eigene Kräfte und auf beschränkte Hülfsmittel an Bord erzieht dazu.

Die Frage der Heranbildung tüchtiger Unterossieiere, welche in der Armee eine Zeit lang eine brennende war, konnte der Kriegsmarine um so weniger erspart werden, als der Seemann von Beruf wenig Neigung besitzt, dem Dienste für das Vaterland mehr als die Pflichtzeit zu widmen; es zieht ihn gewaltsam in das ungebundenere Leben der Handelsmarine zurück, obgleich ihm das Bewußtsein folgt, im wöchentlichen Speiseturnus mindestens eine Mahlzeit von Pflaumen und Klößen gegen die verhaßten Erbsen mit Salzfleisch einzutauschen und auf manches frische Brot und Fleisch zu Gunsten ihrer fragwürdigen Dauersurrogate verzichten zu müssen. Das Institut der Schiffsjungen, an das sich eine längere Dienstverpflichtung knüpft, hat sich deshalb unter der neuen Aera einer besonderen Pflege erfreut und wer die blitzsauberen Iungen in Friedrichsort zur Parade angetreten oder in ihren Lehrfälen auf die Bücher gebeugt sieht, wird sich beeilen, die alte Fabel aufzugeben, daß alle Taugenichtse jugendlichen Alters ihr Heil vorzugsweise in der Marine suchten. Daß diese hoffnungsvolle Jugend trotzdem nicht auf jenes unbestrittene Vorrecht verzichtet hat, welches wir Norddeutsche „Durchtriebenheit" nennen, liegt in der natürlichen Veranlagung des Menschen und es ließen sich über diesen Gegenstand ganze Serien von Geschichten erzählen, die sich für ernsthafte und gesetzte Leser nicht immer eignen. Hier eine harmlose von vielen, obgleich ich sie nur vom Hörensagen habe. Ein Prinz des preußischen Königshaufes widmet den Schiffsjungen der Kriegsmarine seine besondere Zuneigung, die ihn Sommers häusig auf eins der Schulschiffe führt, wenn sie in der Ostsee kreuzen, und ihn tagelang dort verweilen läßt. Eines Tages betritt der hohe Herr das Zwischendeck, als die Jungen ihre Mittagsmahlzeit beginnen; der eine schaut trübselig in seine Blechschüssel, während überall sonst ein emsiges Löffelgeklapper sich bemerkbar macht. Der

arme Sünder bekennt auf Besragen, daß er seinen Löffel verloren habe; ein Wink, und aus der prinzlichen Menage erscheint ein silberner Löffel, der die Wunde des kleinen Schelmes höchst bemerkenswerth schließt. Der glückliche Besitzer wird allgemein beneidet, er birgt sein Heiligthnm sorgsam im Kleidersack. Der nächste Mittag kommt, wiederum besucht der Prinz den Speiseraum, aber welch ein Anblick! Jn langen Reihen sitzen die Jungen an den Backen, jeder den gesüllten Speisenapf vor sich, aber kein Löffel regt sich, Nichts, als erwartungsvolle Gesichter, die bald auf den Prinzen, bald auf den Napf gerichtet sind. Noch ist die Frage des Erstaunten nicht verklungen, als sich die Schaar unisono mit dem Rufe erhebt: „Wir haben unsere Löffel verloren!"

Nachdem der Seemann von Beruf ebenso, wie das Embryo eines solchen, der Schiffsjunge, unsere gebührende Aufmerksamkeit in Anspruch genommen haben, wollen wir in Kürze mit der Bemerkung schließen, daß die Schiffsjungen zu einer Abtheilung formirt sind und, wie schon oben angedeutet, in der den Kieler Hafen schließenden Seesestung Friedrichsort haufen, daß die Seeleute von Beruf, die eigentlichen Matrosen, zwei große Körper bilden, die sogenannten Matrosendivisionen, deren eine in Kiel, die andere in Wilhelmshaven stationirt ist und deren jede in vier Abtheilungen zerfällt. Da diese Marinetheile den größeren Theil der Schiffsbesatzungen zu stellen haben, so ist es erklärlich, daß sie niemals vollzählig beisammen sind, da irgendwo in der Welt stets die deutsche Kriegsslagge von der Gaffel weht, und daß sie am stärksten im Winter, am schwächsten aber im Sommer sein werden, wenn ein Panzergeschwader jene merkwürdigen Drehkreise beschreibt, welche eigentlich ihre Erklärung im Namen selbst sinden, deren eingehende Betrachtung jedoch nicht hierher gehört.

Wer einmal Kriegsschiffe zu Gesicht bekommen hat, wird wissen, daß sie der großen Mehrzahl nach einen Schornstein und einige Masten tragen. Wenn sich aus dem Schornsteine scharfsinnigerweise auf das Vorhandensein einer Dampfmafchine schließen läßt, so werden dem naiven Gemüthe die auf Segelgebrauch berechneten Maften mit ihren Querhölzern, den Raaen, entbehrlich scheinen. Aber die Thatsache, daß englische Mafchinenkohlen zu den theuren Artikeln gehören und daß der Wind, wenn er einmal bläst, gratis zu haben ist, hat zu der ökonomischen Einrichtung geführt, daß ein Kriegsschiff in Friedenszeiten sich der Segel bedient, wo dies irgend angeht, und nur im Nothfalle zum Dampfe seine Zuflucht nimmt, also etwa wenn verfängliche Hafeneinfahrten passirt werden, wenn es sich um eilige Aufträge, um pünktliches Eintreffen handelt, oder für Uebungszwecke, welche auf den Kriegsgebrauch berechnet sind. Jm Kriege selbst gehen natürlich die Feuer niemals aus, wenn das Schiff in Dienst gestellt ist, denn im Falle der Noth würden immerhin beiläusig zwei Stunden vom Feueranzünden an vergehen, ehe Dampf zur Bewegung vorhanden ist.

Diese Bemerkungen sollen einstweilen den geneigten Leser nur darauf vorbereiten, daß an Bord eines Kriegsschiffes das Personal der Mafchinisten und Heizer seine bedeutungsvolle Rolle spielt; die ersteren vom leitenden Mafchinisten, der seinen Platz an der Steuerung, vor dem von oben niederkommenden Sprachrohre, in der Aetion nicht verläßt, bis zum jüngsten Mafchinisten-Applieanten hinab, der, mit der Handlampe bewaffnet, hunderte von durstigen Oeffnungen in dem Mafchinengetriebe unablässig mit Oelsluthen tränkt.

Aber dort, im Hintergrunde des tunnelartigen Raumes: scheint es nicht eine Cyelopenwerkstatt, die ihre Gluth in den Mafchinenraum haucht? Jn zwei Reihen liegen sich die Feuerungen gegenüber; hier und dort wird eine Thür aufgerissen, und wenn Dir die Hitze vorher den Athem benahm, so beschleicht Dich vor der geöffneten Thür die Furcht, daß Dir die Kleider vom Leibe schwelen. Gestalten mit schwarzen Gesichtern und schmutzigem Hemd, das in weißen Hosen steckt, regieren ungeheure Schürstangen, und wo eine Thür sich öffnet, verschlingt der Höllenschlund einen Centner Steinkohle auf einmal. Hinter Dir übertönt das Geraffel des Mafchinenungeheuers jeden anderen Laut, vor Dir im Feuer, in den Wafserund Dampfleitungen ein Gebraufe, bei dem sich die Bruft mit ängstlichen Athemzügen begnügt.

Das Leben des Heizers gehört unter die wenig beneidenswerthen Dinge, selbst in Betracht genommen, daß ihm bei schwerem Dienst vor dem Feuer ein Labsal der Götter gereicht wird, — Haferschleim! Er hat das Unglück, im Kampfe gegen Oel, Ruß, Theer, Kohle stets den Kürzeren zu ziehen; keine Menschenkraft vermag die Spuren dieser unerbittlichen Gegner aus Hemd und Bramtuchhose zu bannen und die Stirn der Gewaltigen runzelt sich doch ob jeder unlauteren Stelle!

Nord und Süd, VII, 1». s

Aber es drängt uns zum Lichte zurück, wo heitere Bilder unser warten.

Der Malersgast ist der einzige Jünger der darstellenden Kunst an Bord; aber ungleich seinen lockenhäuptigen Collegen von München oder Düsseldorf vertaufcht er die Palette mit bauchigem Farbetopf und das zarte Pinselwerk mit solidem Farbenquaft; extrem angelegt, wie er ist, malt er in Schwarz oder Weiß; außenbords schwarz, innenbords weiß: das ist seine Aesthetik, Schneider und Schuhmacher bleiben auf den untersten Entwickelungsstufen ihrer Künste zurück, auf dem Standpunkte der Flickarbeit; der Büchsenmacher sorgt für die Kriegsbereitschaft der Handwaffen; einige Schreiber beschäftigt das Commandobureau. Der Schiffszimmermann gehört zu den Vielbeschäftigten an Bord; er ist Jedermanns Faetotum, sobald es sich um Holz handelt und seine technische Geschicklichkeit kann bei ernsteren Beschädigungen am Holzkörper des Schiffes von Wichtigkeit sein. Vergessen wir nicht zu erwähnen, daß einige Lazarett)gehülsen für die Krankenbedienung vorhanden sind, daß der Segelmacher über den Zweck seines Dafeins nicht zweiselhaft läßt, so haben wir einen Complex von Beschäftigungen kurz angedeutet, welche von technisch vorgebildeten Mannschaften der Handwerkerabtheilung wahrgenommen werden. Mafchinisten und Heizer gehören zur Mafchinistenabtheilung, beide Abtheilungen sind zu einer Werftdivision vereinigt, deren jeder Stationsort eine hat und welche im Gebrauchssalle die Schiffe mit Personal versorgen.

Der Seesoldat ist etwas durchaus Verschiedenes vom Seemanne; unisormirt und bewaffnet nach dem Mufter der Armee, ausgebildet eigentlich nur für den Landdienst und deshalb an Bord der größeren, namentlich Panzerschiffe, wo er sich in Detachements allein noch sindet, nur für den Nachtdienst und bei Landungen verwendbar. Er ist Soldat und durchaus nicht Seemann, wenngleich die Bevölkerung der Flußfahrzeuge mit Vorliebe für diesen Dienst ausgehoben wird; er hat das Gefühl, obgleich er ein so tüchtiger Soldat ist, wie nur einer, an Bord eine nebenfächliche Rolle zu spielen, und wenn er es nicht hat, wird es ihm bei Zeiten beigebracht; er hat eine ausgesprochene Neigung zur Seekrankheit und die überzeugungstreue Theerjacke hat deshalb nur einen geringen Grad der Werthschätzung für ihn. Das einzige vorhändene Seebataillon in Kiel hat zwei Compagnien nach Wilhelmshaven detachirt und erhält seine Ofsieiere leihweise von der Armee.

Die Seeartillerieabtheilungen, welchen die Aufgabe zufällt, die Geschützriesen in den Seesestungen Friedrichsort und Wilhelmshaven zu bedienen, haben vor nicht langer Zeit eine Reorganisation erfahren, welche sie den Matrosendivisionen als fünfte Abtheilungen zugesellte und die abweichende Unisorm beseitigte; aber im großen Ganzen ist nichts daran geändert worden, daß die Mannschaften dieser Marinetheile Artilleristen im eigentlichen Sinne bleiben und mit dem Dienste an Bord der Kriegsschiffe in keine Berührung kommen.

Es bliebe uns noch übrig, einen disereten Blick auf die oberen Chargen der Kriegsmarine zu werfen.

Der Seeossieier unserer Tage ist keine Speeies mehr im darwinistischen Sinne, höchstens noch eine Varietät; er ist ein ausschließliches Produet der modernen Cultur; er hat sich bequemt, den Rock bis unter das Kinn zuzuknöpfen und im Dienste eine Schärpe um die Hüste zu legen; er hat allerdings den originellen Hut in die neue Zeit hinüber gerettet, die Cantillen an den Epauletten der unteren Chargen und die goldgestreisten Galabeinkleider, aber er bangt vielleicht nicht mit Unrecht um den Verlust auch dieser Auszeichnungen, In seinem ersten Entwickelungsstadium heißt er Cadett und wird zum Seeeadetten besördert, indem sich der schmale goldene Mützenstreisen in einen etwas breiteren verwandelt. Wenn er sich zu seinem Berufe entschließt, hat er in den seltensten Fällen bereits Salzwafser gesehen, aber er genießt auf der Marineschule und an Bord der Cadetten-Schulschisfe eine so gründliche und vielseitige Ausbildung, daß man mit Recht vor dem Gedanken Halt macht, ob die verschiedenartigen Dienstzweige, denen der Seeossieier gewachsen sein soll, wirklich eine allseitige Durchbildung möglich erscheinen lafsen. In Allem, was der Seemann praktisch zu leisten hat, soll ihn der Ofsieier unterweisen und überragen insosern, als die theoretische Vertiesung einen erhöhten Standpunkt mit sich bringt; der Ofsieier soll aber außerdem erfahren sein in der Leitung des Schisfes, in der aftronomischen Ortsbestimmung, in der Küstenvermessung, im Zeichnen; das Artilleriewesen wird ihm zur Wissenschaft, die Kenntniß des Torpedowesens, der Elektrotechnik wird gesordert und es wird Niemandes Wahl anheimgegeben, sich einem dieser Dienstzweige allein zu widmen, sondern von Iedem wird Alles beansprucht. Es kommt hinzu, daß der Dienst an Bord nichts weniger als eine Sineeure ist und keinerlei Anlaß gibt, den Neid des Armeeossieiers zu erwecken, daß die spärliche Zeit der Muße in größerer Gemeinschaft verbracht wird und zum Studium und zur Weiterbildung in den theoretischen Fächern schon wegen des beschränkten Raumes und Materials wenig verleitet: man sieht, daß es kein Kleines ist, ein Seeossieier L«mms il taut zu werden und daß hier die imaginäre Präponderanz des „ersten Standes im Staate" durch Wissen und Können wesentlich gestützt wird. Wie sich der Seeossieier mit ziemlicher Geschwindigkeit in den Besitz der höheren Gradabzeichen setzt, zu erzählen, verspare ich mir auf ein anderes Mal; hier möchte ich noch anführen, daß an Bord der Schiffe ein oder mehrere Aerzte vorhanden sind, daß gelegentlich ein Marineprediger die Sorge für das Seelenheil übernimmt, daß Zahlmeister oder Solche, die es werden wollen, die Verwaltungsgeschäfte besorgen, daß auch im Mafchinenpersonal einige obere Ingenieurchargen, namentlich auf Geschwadern und den größeren Schiffen, durch ihre Anwesenheit glänzen. Hier mag es bei dieser flüchtigen Vorstellung sein Bewenden haben.

Was der Seemann eine „Messe" nennt.

Unter „Messe" an Bord versteht man eine in sich abgeschlossene Tischgesellschaft, im übertragenen Sinne wird damit auch der Raum bezeichnet, in welchem diese Genossenschaft ihren culinarischen, poeulativen und äfthetischen Genüssen obliegt.

Die Messen gehören zu denjenigen Dingen an Bord, welche die an sich eigentlich paradoxe Bestimmung haben, gleichzeitig den kameradschaftlichen Geist und die Exclusivität zu fördern; den ersteren, indem sie möglichst gleichartige Elemente in sich vereinigen, die letztere, weil sie diese Gesellschaft gegen etwaige Invafionsgelüste fremder Elemente hermetisch abschließen; selbst der Cerberus, welcher den Eingang wehrt, fehlt den meisten Messen nicht.

Wir haben den angenehmen Vorzug, ein Flaggschiff zum Gegenstaude unserer kritischen Beleuchtung wählen zu können, eine stattliche gedeckte Corvette, welche mit einem Geschwaderstabe gesegnet ist. Der Grad der Würdigung dieses Vorzuges ist an Bord selbst in der Regel ein nur mäßiger, da der Geschwaderstab die besten Räumlichkeiten für sich beansprucht, wo überhaupt in Bezug auf Raum nicht ein Schimmer von Luxus getrieben wird; außerdem nimmt auch der regste Diensteiser in verfrühter Morgenstunde oder gegen den Schluß eines achttägigen Seesnicht Land-)regens gerechten Anstoß daran, wenn das Auge des Gewaltigen in zu unmittelbarer Nähe über ihm wacht. Wir wollen von unserer Eigenschaft als „Badegaft" nicht viel unnöthigen Aufhebens machen, denn wer an Bord und gar in einer Messe nicht absoluter Seemann in des Wortes verwegenster Bedeutung ist, wird eine pafsivneutrale Haltung in allen Lebensfragen empfehlenswerth sinden, selbst wenn es sich um den lediglich terrestrischen Unterschied zwischen Kopfsteinpflafter und Chaussee handeln sollte; aber diese Eigenschaft kommt uns doch insoweit zu Gute, als wir ohne Voreingenommenheit selbst in des Gewaltigen Heiligthum schauen dürfen und bei einem unvorbereiteten „Alle Mann auf zum Manöver!" behaglichen Sinnes die einsamen Seiten des Messelebens genießen dürfen, ein Moment, in welchem der Nachtheil des Badegaftthums durch den Borzug warmer Suppe oder heißen Kaffees mehr als reichlich aufgewogen wird.

Verrathen wir dem geneigten Leser in Kürze, daß unter der Firma „Badegaft" in der Ofsieiersmesse die Aerzte, Prediger und Zahlmeister fahren, und wenn das schwarze Geschick in boshafter Laune einen Intendanturbeamten dorthin verschlagen haben sollte, auch dieser.

Um endlich zur Sache zu kommen, so führt an Bord unseres Flaggschiffes zunächst der Admiral seine eigene Messe, in der Regel ein ältlicher Herr, welcher im Laufe seines ereignißreichen Lebens die Wahrnehmung gemacht hat, daß die Geselligkeit das beste Glas Wein würzt. Deshalb hat der hohe Herr dem Commandanten des Schiffes die annehmbare Offerte einer gemeinsamen Messesührung mit sehr ungleicher Vertheilung der Kosten gemacht und hält es vielleicht auch für eine Pflicht des Herzens, seinen Stabsches und seinen Flagglieutenant dauernd einzuladen. Der Commandant des Flaggschiffes wird hierbei in der Regel kein wesentliches Geschäft machen, weil er Dasjenige, was ihm für seine Messe an etatsmäßiger Competenz gewährt wird, in den gemeinsamen Fonds geben wird; der Stabsches aber, welcher eigentlich mit dem Commandanten gemeinsame Messe machen soll, und der Flagglieutenant, der in die Ofsieiersmesse gehört, können die ehrenvolle Einladung ihres Geschwaderchess nicht durch das schnöde Anerbieten einer Geldentschädigung entweihen und genießen eine zwar unfreiwillige, aber nicht unwillkommene Nebeneinnahme. In neuerer Zeit ist der Stabsches zahlendes Mitglied des Admiralstisches geworden.

Wenn sich der Leser unsere Corvette als ein vierstöckiges Haus denkt, dessen Kellerräume der unergründliche Kielraum, dessen Parterre-Etage das Hellegat und die Lasten für Proviant, Munition :e., dessen erster Stock das Zwischendeck, dessen zweiter das Batteriedeck ist, und welches auf der hinteren Hälfte des oberen freien Deckes eine halbe Etage besitzt, die Campanje, wie der Seemann sagt, so wird derselbe sich orientiren, wenn wir sagen, daß die Räumlichkeiten des Admirals im zweiten Stockwerke, die des Schiffseommandanten sogar allen Regeln des guten Tones zuwider in der kleinen Dachetage belegen sind. Der Geschwaderches gebietet über ein Wohnzimmer, ein Schlafzimmer und einen Speisesaal, die ersten beiden Räume in der hintersten Rundung des Schiffes neben einander belegen, die Messe beiden quer vorgelagert von Backbord zu Steuerbord. Die Einrichtung ist eine höchst mäßige, der solide Mittelstand macht in der eigenen Häuslichkeit jedenfalls mehr Ansprüche an Comfort, als man bei dem Höchsteommandirenden an Bord sindet. Für seine tägliche Verpflegung erhält der Geschwaderches (bis jetzt noch stets ein Contre-Admiral) 24 Mark, so lange das Geschwader sich in der Ostund Nordsee aufhält, dagegen 45 Mark, sobald die Straße Dover-Calais, oder bei dem Wege um Schottland, sobald der dritte westliche Längengrad (Greenwich) pafsirt wird. Zur Beleuchtung der Räume und zur Besoldung von Koch und Kellner werden täglich 7 Mark 75 Pfennig gewährt. Diese Zahlen wären vielleicht im Stande über ihren Werth zu täuschen, wenn man nicht zu bedenken hätte, daß der Avmiral das Wenigste davon verbraucht. Ein guter Koch ist nicht unter 50 Thaler, ein brauchbarer Steward vielleicht schon für 40 Thaler monatlich zu engagiren; man wird begreisen, daß jene 232 Mark 50 Pfennig monatliches Pauschquantum, von denen noch 45 Mark für die Beleuchtung abzurechnen, für ihren Zweck nicht ausreichen. Ob man ferner von acht Thalern seine Verpflegung bestreiten kann, wenn man zunächst stehende Tischgäste hat, sodann aber in jedem fremden Hafen zu unaufhörlichen Dejeuners, Diners und Soupers verpflichtet ist, bei denen gute Weine auf der Tafel stehen müssen und manchmal zwöls und mehr Personen mit kritischer Zunge die Seemannskost erwarten, kann man getrost dem Nachdenken überlafsen. Es mag eine Ehre und ein Verdienst sein, ein Geschwader zu führen, aber der kaufmännische Sinn wird begreisen, daß es mit Unterbilanz abschließt.

Von der Commandantenmesse ist in unserem Falle nicht zu reden, weil sie durch Convention ihre Selbständigkeit eingebüßt hat; wo sie aber an Bord des einsam segelnden Kriegsschiffes besteht, zeichnet sie sich in der Regel durch völligen Mangel eonstanter Tischgäste aus, verkörpert durch Engagement des Koches der Ofsieiersmesse das umgekehrte Prineip des Dualismus insosern, als beide Messen von derselben kunstfertigen Hand ernährt werden, und weiß meistens ökonomisch genug zu wirthschaften, um sich durchzufchlagen. Die Messeompetenzen der Commandanten variiren schon nach den Schiffsklafsen und nach dem Aufenthalte der Fahrzeuge, und können an Tafelgeldern im besten Falle 18 Mark, im kläglichsten 2 Mark SO Pfennig, an Paufchquantum 7 Mark 75 Pfennig und 3 Mark 90 Pfennig betragen.

Soweit die himmlische Gerechtigkeit die Beleuchtung gratis übernimmt, gibt sie weder beim Commandanten noch beim Geschwaderches Anlaß zu klagen, der Unbesangene würde sogar den etwas klein gerathenen Seitenfenstern wahrscheinlich von innen heraus nicht einmal ansehen, daß sie eigentlich nur Geschützpforten sind. Steigen wir aber eine weitere Treppe in die Tiese bis in das Zwischendeck, in welchem wir wieder

„achtern", wie der Seemann „hinten" nennt, die Ofsieiersmesse vorsinden, so lehrt das zweiselhafte Halbdunkel des Raumes, daß wir uns der Wafserlinie bedeutend genähert haben, weshalb aus den Seitenwänden des Schiffes nicht mehr viel Licht zu erwarten ist. Diese Messe ist ein viereckiger Raum, nach hinten mit einem Vorrathsgelaß, welches den bedienenden Kellnern den Tag über zum Aufenthalte dient, in die äußerste Rundung des Schiffes hineintretend. Jn die Decke ist ein großes, quadratisches Loch eingeschnitten, durch welches man in das Batteriedeck in die Höhe schaut. Dies Loch kann durch aufgelegte Fenster verschloffen werden. Gerade darüber ist in der Decke der Batterie ein gleiches Loch gelafsen, welches also nach dem Oberdecke führt und dem Tageslichte den Eingang gestattet. Bei ganz schlechtem Wetter wird dies oberste Loch durch einen kastenartigen Deckel geschlossen, worauf in der Messe absoluteste Dunkelheit herrschen müßte, wenn man nicht die Oellampen befäße (Petroleum wird an Bord nicht geduldet). Die Messe kommt mit den Seitenwänden des Schiffes in keine Berührung, denn sie ist auf beiden Seiten von den Kammern der Ofsieiere eingeschlossen. Diese neiderregenden Räume sind höchstens drei Schritte lang und ebenso breit und besetzt mit einem Bette (Koje, sagt der Seemann), einer geräumigen Kommode, Wafchgestell und einem Klappftuhle, und wenn dazu noch einige Dinge kommen, die man als unentbehrliche Besitzthümer mit sich führt, so können wir aus unserer Erfahrung die Vergeblichkeit des Nachdenkens darüber versichern, wo nun der Raum zum Stehen oder zu einer Bewegung der unteren Extremitäten bleibt. In weiser Oekonomie sind alle Thören so eingerichtet, daß sie nicht aufschlagen, sondern in die Seitenwand eingeschoben werden. Ihr Licht erhalten diese Einzelzellen durch je ein rundes Loch» in der Schiffswand, klein genug, um den Kopf nicht hineinschieben zu können; bei schlechtem Wetter werden Glaseylinder in diese Ochsenaugen, wie der technische Ausdruck lautet, eingeschraubt, sonst würde jede anschlagende Welle eine unerquickliche Wasserfluth auf den Schläfer oder auf das verlafsene Bett ausgießen.

Die Messe hat, wenn das Schiff in Dienst gestellt wird, nichts Eiligeres zu thun, als ein Statut zu beschließen und den Vorstand zu wählen, welcher in gewissen Intervallen einer Neuwahl unterzogen wird. Der Messevorstand, ein älterer Ofsieier, Arzt oder Zahlmeister, ist der Geschäftsführer, welcher die einkommenden Gelder verwaltet und verrechnet, die Einkäufe anordnet, das tägliche Menü festsetzt und gerade dieser letzten Pflicht wegen der geplagteste Mensch sein kann, wenn er sich für den besonderen Zweck nicht mit Gleichmut!) gepanzert hat. Es ist eine Thatsache, die wir als bekannt voraussetzen dürfen, daß Hammelfleisch manchen Menschen eine wahre Augenweide, anderen wieder Gegenstand des Abscheues ist; daß der Eine Mehlspeisen, der Andere süße Compots als Nachtisch liebt; jener kann Kartoffeln zu keiner Speise missen, dieser glaubt sich zum Proletarier herabgewürdigt, wenn sie ihm zugemuthet werden. Und da der Messevorstand nicht allen Geschmacksrichtungen folgen kann, hat er es in der Regel mit mehreren verdorben; wenn er sparsam ist, besriedigt er die Gourmands nicht, ernährt er seine Messe splendid, so seufzen die mageren Geldbeutel, welche an einen möglichen Zuschuß aus eigener Tafche denken.

Der gute Messevorstand muß eine Unsumme vortrefflicher Eigenschaften in sich vereinigen, viel Zeit auf sein Geschäft verwenden und die Kunst verstehen, bei äußerster Sparsamkeit und unter ungünstigen Verhältnissen, wie bei längeren Reisen in See, stets einen standesmäßigen Tisch herzurichten; aber auch der schlechteste sollte den einen Grundsatz unbeirrt verfolgen, den Kaffee stets selbst zu kaufen. Wer unter der Vernachläfsigung dieses, Prineips je gelitten hat, wird mit uns zu fühlen vermögen.

Das Leben der Ofsieiersmesse beginnt in der Regel nicht vor acht Uhr; aber von acht bis halb neun Uhr Morgens ist der Tisch gedeckt, mit Frühstücksgeschirr besetzt und im Hintergrunde lauern die Stewards. Es ist Iedem überlafsen, innerhalb dieser Zeit sein erstes Frühstück nach Belieben zu genießen. Wer erscheint, nimmt seinen zugewiesenen Platz ein, besiehlt Thee oder Kaffee, dazu etliche Eier oder kalten Aufschnitt. Der beginnende Dienst läßt es zu weiterem Genuß der Morgenstunde nicht kommen, die Messe ist nach der Kaffeezeit verödet. Die nächste Mahlzeit, das zweite Frühstück, wird um halb Zwöls durch zwei Trompetensignale im Schiffe bekannt gemacht. Man wäscht sich eilig, unterzieht die Wäsche einer peinlichen Durchsicht und verfehlt nicht, beim Ausklingen des zweiten Signals in gesellschaftssähigem Anzuge seinen Stuhl zu nehmen. Wenn der erste Ofsieier des Schiffes den Präsidentensitz eingenommen, hat jeder später Kommende die Pflicht, sich zu entschuldigen. — Die Stewards präsentiren Bouillon, eine Zwischenspeise, warmen Braten und Käse, die Reihenfolge des Herumreichens wechselt täglich; zum Schluß erscheinen Lichter: es darf geraucht werden. Die dritte Mahlzeit, das eigentliche Diner, wird um ein halb sechs Uhr durch dieselben Signale eingeleitet, ein Gang Fleischspeise wird eingeschoben und Compot und Kaffee angehängt. Hiermit hat die ernährende Thätigkeit der Messe ihr Tagewerk vollendet. Jst das Wetter schön und der Dienst wie gewöhnlich vor der Tischzeit beendet, so genießt man auf dem Decke der Campanje den Abend, bis die kühlere Nachtluft oder das Signal „Pfeisen und Lunten aus, Ruhe im Schiff!" das Rauchen an Deck nicht mehr gestattet. Alsdann sammelt sich die Gesellschaft in der Messe, um sich einem idyllischen Stillleben hinzugeben. An der einen Ecke der Tafel denken drei Seatspieler über die Finessen des Grands ohne Vieren nach; nebenan sitzt der Stabsarzt, welcher sich durch angestrengtes Studium eines dickleibigen Buches über Schädelbrüche und aeuten Gelenkrheumatismus auf das bevorstehende Examen zum Oberstabsarzt vorbereitet; der Ofsieier, welcher um 8 Uhr von Wache kam, hat sich den Cadetten seiner Wache rufen lafsen, der in dem scheuen Gesühle der Subordination auf der vorderen Kante des Stuhles balaneirt und dem Wachtossieier Notizen für das Heiligthum des Schiffes, das Loggbuch, leistet. Ob die Wolkenformation oumulo-stratuL oder oirr« Lumulus gewesen ist, erregt eine kurze Debatte, an welcher sich auch die Seatspieler betheiligen. Gegenüber soll zwischen zwei Unterlieutenants eine Serie von Eeartv-Parthien darüber entscheiden, wer zwei bereits getrunkene Flafchen Bier bezahlt; neben ihnen sitzt ein Zither-Virtuose und rückt nach mühseligem Stimmen mit einigen Schweizerliedern in das Feld. Dem Assistenzarzte ist die Aufgabe zugesallen, ein verwickeltes Krankenrapportschema mit hundert Colonnen auszufüllen, welches zum äußersten Termine morgen abgeschickt werden muß; ein letzter Tischgaft endlich hat einige Bände von Meyers Conversations-Lexikon vor sich liegen und läßt ein eingestecktes Messer entscheiden, welcher Gegenstand die Aufmerksamkeit des Lernbegierigen heute fesseln soll. Soeben tritt der Ofsieier der Wache ein, der sich vom Piketossieier hat verfangen lafsen, um die Einwirkung der Nachtkühle durch einen eiligen Cognae zu paralysiren und wieder zu verschwinden. Trotz der mannichsachen Beschäftigungen läuft eine muntere Unterhaltung um den Tisch herum, welche aber in demselben Augenblicke unterbrochen wird, wo die Thür der Messe sich öffnet, um den Stabswachtmeister einzulafsen. Der Mann schließt die Thür hinter sich, nimmt eine militärische Haltung an und sagt die seltsamen Worte „Vier Glas!" Allgemeiner Aufbruch folgt, die Beschäftigungen werden kurz geschlossen, Alles verschwindet in den Kammern, die Stewards löschen die Lampen und erst jetzt entfernt sich der Stabswachtmeister beruhigt. Erklären wir dem mit dem Leben an Bord nicht vertrauten Leser den Zauber jener Worte. Alle Wachen dauern an Bord vier Stunden und beginnen um 12, 4 und 8 Uhr. Die Schiffsglocke verkündet den Beginn der neuen Wache dadurch, daß sie die alte mit acht Schlägen schließt. Von nun an wird jede halbe Stunde abgeläutet, die erste mit einem Glockenschlage, jede folgende mit einem Schlage mehr. Auf die Abendwache, welche um 8 Uhr begann, angewendet, bedeutet „Vier Glas" soviel wie „Zehn Uhr"; in See wird um diese Zeit, im Hafen dagegen um 11 Uhr (sechs Glas) die Messe geschlossen. Nord und Süd.

Wenn wir oben sagten, daß die Ernährung der Theilnehmer aus demjenigen Fonds bestritten wird, welcher sich aus den etatsmäßigen Tafelgeldern ansammelt, so müssen wir ergänzend bemerken, daß Getränke hiervon ausgeschlossen sind. Für die Verwaltung des Weines wird ein besonderer Weinvorstand gewählt; dieser kauft Vorrath, normirt die Schisfspreise, führt Buch über den Verbrauch und zieht allmonatlich von jedem Messetheilnehmer den Preis Dessen ein, was getrunken worden ist. Sind aber Gaste an Bord, welche entweder von der Messe eingeladen, oder an den erlaubten Gafttagen von Einzelnen gebeten sind, so bezahlt die Messe die Kosten der Getränke. Bier und Spirituosen zu führen wird in der Regel dem Steward überlafsen als Geschäft auf eigene Rechnung und dann mit Sachkenntniß ausgebeutet. Das Tafelgeld wird für jeden Messetheilnehmer einzeln liquidirt, aber vom Messevorstand allein in Empfang genommen, und beträgt je nach dem Aufenthalte des Schiffes von 2 bis 5 Mark täglich. Für Köche und Kellner wird das Pauschquemtum mit 7 Mark 75 Pfennig bis zu A Mark 90 Pfennig täglich gegeben, wobei neben dem Aufenthaltsorte auch die Größe des Schiffes den Unterschied bedingt. Die Abrechnung wird bei jedem Wechsel des Messevorstandes vorgenommen, die Schlußbilanz bei der Außerdienststellung entscheidet über die inhaltsschwere Frage, ob Ersparnisse vertheilt oder Schulden von den Mitgliedern eingezogen werden sollen. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Messewirthschaft um so vortheilhafter wird, je länger die Indiensthaltung dauert, da sich die sehr bedeutenden Kosten der ersten Einrichtung während des größeren Zeitraumes besser einbringen lafsen, als auf kleinen Sommerreisen.

Nord nnd Süd, VII, I», g**

Wir haben der Ofsieiersmesse eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, nm uns demnächst um so kürzer fafsen zu können. Wir müssen uns zunächst zu der Cadettenmesse wenden; in der Regel ein Raum, welcher auf Eleganz der Einrichtung keinen Anspruch machen darf, sondern nur darauf berechnet ist, den Seeeadetten, Cadetten und Ofsieiers-Aspiranten einen gesonderten Speise- und Gesellschaftsraum zu bieten; daß es hier nicht selten etwas geräuschvoller zugeht als in den anderen Messen, erregt mehr als billig die Ungeduld der Anwohner, wird aber durch die Iugendlichkeit der Messetheilnehmer hoffentlich entschuldigt. Zum Schlusse führen auch die Deckossieiere an Bord ihre eigene Messe, meistens eine nur kleine Tischgenossenschaft reiserer Männer, an welcher außer den eigentlichen Deckossieieren auch die Zahlmeister-Aspiranten und die Stabswachtmeister Theil nehmen. Cadetten- und Deckossieiersmesse müssen sich mit den Tafelgeldern von 1 bis 2^ Mark etwas ökonomisch einrichten und sind mit den Pauschquanten von 3 Mark 40 Pfennig bis 4 Mark 90 Pfennig auf gemeinsame Benutzung von Koch und Keller angewiesen. Auch diese Räumlichkeiten liegen der Regel nach im Zwischendeck, sind aber bei mangelndem Raume geuöthigt, sich längs der Schiffswand hinzuziehen in derselben Tiese, welche den Kammern gestattet ist, lang genug, um das vorhandene Personal zur Noth zu beherbergen.

Die höchste Würdigung erfahrt die Einrichtung der Messe natürlich bei Denjenigen, welche, wie die Cadetten, einzelne Deckossieiere und selbst dann und wann die jüngsten Seeossieiere, keine Kammer zur Verfügung haben, da Kammern und Messen an Bord die einzigen Orte sind, wo man sich dem Auge der großen Mafse zeitweise entziehen kann; aber ihr absoluter Werth ist ein ungleich höherer. Das menschliche Bedürfniß nach Geselligkeit sucht unter allen Umständen Besriedigung; die Einrichtung der Messen macht es unmöglich, diese Besriedigung anders als im Kreise Gleicher zu suchen, sie fördert ein Kaftenwesen, welches im Interesse der Diseiplin an Bord eine absolute Nothwendigkeit ist. Außerdem aber ermöglicht die Messesührung allein, daß der Einzelne sich normal ernähren kann und daß die nicht hoch bemessenen Entschädigungssätze dem Bedürfnisse genügen, indem das Prineip der Vereinigung zum Zwecke gemeinsamer Beschaffung und Bewirthschaffung aufgenöthigt wird.

Unberechtigter Nachdrnck ans dem Inhalt dieser Zeitschrift nntersagt. Ueversetznngsrecht vorbehalten.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Windau.

VII. Band. — November 1.878. — 20. Heft.

Berlin.

Verlag von Georg ötilke.

«V, 22, luisrnstratze.

Neber Fetischismus.

von

F. Max Müller.

- Brford. —

Fängt alle Religion mit Fetischismus an?

ienn man die zahlreichen Bücher, welche während des letzten Jahrhunderts über die Geschichte der Religionen geschrieben worden sind, zu Rathe zieht, so sindet man trotz mancher Ab—i Weichlingen eine merkwürdige Uebereinstimmung wenigstens in einem Punkte, nämlich, daß die niedrigste Form von dem, was überhaupt Religion genannt zu werden verdient, Fetischismus sei. Es sei unmöglich, meint man, sich etwas Niedrigeres vorzustellen, was doch noch den Namen Religion verdiene, und wir konnten daher ganz sicher sein, daß Fetischismus, und nur Fetischismus, den Anfang aller Religion gebildet habe. So ost mir ein so überrafchendes Unisono entgegentritt, worin dieselben Gedanken faft in denselben Worten ausgedrückt werden, da muß ich bekennen, fühle ich immer einen gewissen Verdacht, und halte es wenigstens für meine Pflicht, ans die ersten Quellen zurückzugehen, um zu sehen, unter welchen Umständen und zu welchem Zweck eine Theorie in's Leben trat, die sich so leichten und so allgemeinen Beisall erwerben konnte.

De Brosses, der Erfinder des Fetischismus.

Nun das Wort Fetischismus sindet sich nirgends vor dem Iahre 1760. In diesem Iahre erschien ein anonymes Buch mit dem Titel: Du Luito äes Oieux l^tislies, ou I^rallöls äs 1'auLieuus ReliAion äs l'LZ^pts avee Is ReliAion aswells äs NiAritis. Es ist jetzt kein Geheimniß, daß der Verfafser dieses Buches De Brosses war, der bekannte Präfident De Brosses, der Correspondent Voltaires, ja einer der hervorragendsten Männer aus der ganzen Voltaire'schen Periode (geb. 1708, gest. 1777). Es war auf den Rath seines Freundes, des großen Buffon, daß sich De Brosses dem Studium wilder Völkerschaften widmete, was wir jetzt Anthropologie, und zwar historische sowie prähistorische, nennen würden. Seine Arbeit bestand hauptfächlich darin, daß er die besten Beschreibungen, die er in den Werken alter und neuerer Reisenden, Seesahrer, Kaufleute, Missionäre sinden konnte, sammelte und die Resultate seiner Forschungen in einem Werke in zwei starken Quartbänden herausgab, unter dem Titel: Histoire ges Navigations s,ux terres ^.ustrales, 1756. Obgleich dies Werk jetzt veraltet sein mag, so enthält es doch zwei Namen, die, soviel ich weiß, hier zum ersten Mal erscheinen, die, wie es scheint, von De Brosses selbst geprägt waren und die wahrscheinlich fortleben werden, nachdem alle seine übrigen Leistungen, selbst seine Theorie des Fetischismus, vergessen sind, — nämlich Australien und Polynesien.

Ein anderes Werk desselben Verfafsers, welches östers eitirt als gelesen wird, ist sein Iraits äe Is, Formation möe:s,nieiue äes Iiangues, 17L5. Obgleich auch die in diesem Buche niedergelegten Ansichten jetzt meist veraltet sind, so verdient dasselbe doch, selbst in diesen Festtagen der Sprachwissenschaft, sorgsam gelesen zu werden; ja man kann wol sagen, daß es in Bezug auf Behandlung der Phonetik vielen anderen noch ganz vor Kurzem erschienenen Werken entschieden voraus ist.

Zwischen seinem Buche über die Oestlichen Reisen und seiner Abhandlung über die mechanische Bildung der Sprachen liegt nun sein Werk über die Verehrung der Fetische, was man vielleicht nicht mit Unrecht als eine Abhandlung über die mechanische Bildung der Religion bezeichnen könnte. De Brosses war unbesriedigt von den landläusigen Ansichten über den Ursprung der Mythologie und der Religion, und er faßte den ganz richtigen Gedanken, daß ein Studium der Sitten und Gebräuche der auf der niedrigsten Stufe der Bildung stehenden Wilden, namentlich der damals am besten gekannten Neger an der Westküste von Afrika, wie sie von portugiesischen Seesahrern beschrieben worden waren, die nützlichsten Hülssmittel zu einer natürlichen und richtigen Erklärung dieses alten Problems liesern würden.

„Die verwirrte Mafse alter Mythologie," sagt er, „ist uns ein unerklärbares Chaos, oder ein sinnloses Räthsel geblieben, so lange als man sich begnügte zu ihrer Lösung den Figurismus der letzten Platonischen Philosophen zu gebrauchen, welche unwissenden und wilden Stämmen eine Kenntniß der verborgensten Kräfte der Natur beilegten und in einem Wuft lächerlicher Gebränche gemeiner nnd unwissender Menschen geistreiche metaphysische Abstraktionen zu erkennen glaubten. Noch ist es denen besser ergangen, die meist vermittelst gewaltsamer und unbegründeter Vergleiche in der alten Mythologie die bis in's Einzelne gehende, obgleich etwas entstellte Geschichte des jüdischen Volkes wieder erkannten, eines Volkes, das fast allen andern Völkern unbekannt geblieben war, und darauf bestand, seine Lehren nie fremden Völkern mitzutheilen... Allegorie ist ein Instrument, mit dem man Alles machen kann. Gibt man einmal das Prineip des bildlichen Ausdrucks zu, so sieht man, wie in den Wolken, Alles in Allem. Es gibt keine Schwierigkeiten mehr. Man braucht nur Geist und Phantafie. Das Feld ist weit und fruchtbar, was für Erklärungen auch verlangt werden."

„Einige Gelehrte," so fährt er fort, „die ein besseres Urtheil und eine bessere Kenntniß der Geschichte der alten Völker, deren Colonien zuerst den Orient entdeckten, besaßen, und die außerdem orientalische Sprache studirt hatten, haben endlich, nachdem sie die Mythologie von dem Staub und Schutt, womit die Griechen sie bedeckt, wieder gereinigt, den richtigen Schlüssel dazu gesunden, und zwar in der wirklichen Geschichte der alten Völker und ihrer Ideen, in der falschen Uebertragung einer Anzahl einfacher Ausdrücke, deren wahre Bedeutung selbst von denen vergessen war, die fortfuhren sie zu gebrauchen, und in den Homonymien, durch welche ein Gegenstand, der mit verschiedenen Namen bezeichnet wurde, in verschiedene Wesen und Personen verwandelt wurde."

„Diese Schlüssel aber, obgleich sie uns ost die Bedeutung historischer Sagen geben, sind nicht immer genügend, um die Eigenthümlichkeit dogmatischer Ansichten, oder die ritualistischen Gebräuche alter Völker wieder verständlich zu machen. Diese beiden Bestandtheile der heidnischen Theologie beruhen entweder auf der Verehrung der Himmelskörper, gewöhnlich Sabäismus genannt, oder auf der wahrscheinlich noch älteren Verehrung gewisser irdischer und materieller Gegenstände, von den afrikanischen Negern tV'tioks genannt (vielmehr von denen, welche die Neger besucht und beschrieben hatten), welche Verehrung ich daher Fetischismus nennen werde. Es wird mir erlaubt fein, diesen Ausdruck feststehend zu gebrauchen; und obgleich er zunächst nur auf die Neger von Afrika anwendbar ist, so bemerke ich doch sogleich, daß ich ihn auch auf andere Völker übertragen werde, welche Thiere oder leblose aber vergötterte Gegenstände verehren, selbst wenn diese Gegenstände weniger Götter, im eigentlichen Sinne des Wortes, als Dinge sind, denen man einen gewissen göttlichen Charakter beigelegt hat, wie Orakel, Amulette oder Talismane. Denn es steht fest, daß alle diese Auffafsungen ein und denselben Ursprung haben und einer allgemeinen Religionsform angehören, welche früher über die ganze Erde verbreitet war, und die für sich selbst betrachtet werden muß, da sie eine bestimmte Clafse unter den verschiedenen Religionen der heidnischen Welt bildet."

De Brosses theilt sein Werk in drei Theile. Im ersten sammelt er alle Nachrichten über Fetischismus, die damals erreichbar waren, wie er sie theils unter den wilden Stämmen Afrikas, theils unter anderen Völkern der Erde sindet. Im zweiten vergleicht er diesen Fetischismus mit den religiösen Gebräuchen der bedeutendsten Völker der alten Welt. Im dritten sucht er zu zeigen, daß, da diese Gebräuche viele Aehnlichkeit in ihrer äußeren Erscheinung unter einander haben, wir zu dem Schlusse berechtigt sind, daß ihr ursprünglicher Charakter bei den heutigen Negern derselbe sei, als was er bei den Aegyptern, den Griechen und Römern gewesen.

Alle Völker, behauptet er, müßten mit Fetischismus anfangen, um dann zum Polytheismus und Monotheismus überzugehen.

Nur ein Volk macht bei ihm eine Ausnahme, nämlich die Iuden, das auserwählte Volk Gottes. Sie waren, nach De Brosses, niemals Fetischdiener gewesen, während alle anderen Völker zuerst eine urweltliche göttliche Offenbarung empsingen, dann sie vergaßen, und dann wieder mit dem Anfang anfangen mußten, also mit Fetischismus.

Es ist auffallend, den Einfluß der zur damaligen Zeit vorwaltenden Ideen selbst bei einem so aufgeklärten Geist, wie De Brosses war, zu sinden. Hätte er mit denselben scharfen Augen nach Spuren des Fetischismus im alten Testament zu suchen gewagt, mit denen er Fetische sonst überall, in Aegypten, in' Griechenland, in Rom entdeckte, so würden ihm die Teraphim, die Urim und Thummim, mit dem Ephod, genug Material gegeben haben, von dem goldnen Kalb und der ehernen Schlange gar nicht zu reden. (Gen. XXVIII, 18; Ierem. II, 27.)

Wenn nun aber auch in diesen und einigen anderen Punkten viele von denen, welche die Lehre von De Brosses angenommen und vertheidigt haben, von ihm abweichen würden, so hat sich doch seine Ansicht vom Fetischismiis, als der ursprünglichsten Form aller Religion, bis auf den heutigen Tag im Ganzen unverändert erhalten. Man kann auch nicht leugnen, daß sie sehr natürlich, sehr annehmbar klingt. Sie fand daher sehr bald Eingang in Handbüchern der Religionsgeschichte, ja selbst in Schulbüchern, und ich glaube, den meisten von uns ist dieselbe bereits auf der Schule beigebracht worden.

Ich selbst bin mit dieser Ansicht aufgewachsen und bezweiselte sie nie, bis ich mehr und mehr darauf aufmerksam wurde, wie wir gerade in den ältesten uns seit Kurzem zugänglich gemachten Denkmälern der Religionen des Alterthums vergebens nach handgreislichen Spuren von Fetischismus suchen, während sie in den späteren Perioden immer häusiger und häusiger werden. Während im Rig-Veda kaum eine Spur von Fetischismus ist, sind die neueren Phafen des indischen Gottesdienstes, schon vom Atharva-Veda an, voll davon. M. Goblet d'Alviella sagt in seiner Vorlesung „Os 1a supörioritü äu Lranrnamsms sur 1e Latbolioisme": „IVötranAsr eM srrivs gims 1'Inäe, st moi-rllöme n's,i pas tait exoeption ü Letrs röZIs, ue äöeouvre ö'abor6 e^us 6es prktiezues reliAieuses aussi el^Fraäautes e^ue ä^Fraä^es, un vrai pol^tk«sme, prsseiue äu kotiskisnis.^ Ursprung des Wortes Fetisch.

Warum nannten auch die Portugiesen, die Christen waren, aber Christen in jenem metamorphischen Zustande, wie er den römischen Katholieismus des vorigen Iahrhunderts beim niederen Volke bezeichnete, warum nannten diese das, was sie bei den Negern der Goldküste sahen, keiti^os? Der Grund ist klar. ?eitie,os waren ihnen wohl bekannt, als Amulette oder Talisman, und sie trugen wahrscheinlich alle entweder Ketten, Kreuze oder Bilder, die, ehe sie zur See gingen, von ihren Priestern geweiht und gesegnet worden waren. Sie waren in einem gewissen Sinne selbst Fetischdiener. Als sie sahen, wie ein Eingeborener irgend einen Schmuck umarmte, einen bunten Stein nicht hergeben wollte, oder gar vor einem Knochen, den er sorgsam in seiner Hütte aufbewahrte, sich niederwarf und ihn anzubeten schien, was war wol da natürlicher als zu glauben, daß die Neger diese Dinge nicht nur aus einer Art von gedankenlosem Aberglauben thaten, sondern daß es heilige Reliquien wären, Etwas wie ihre eigenen keiti^os! Da sie weiter keine Spuren von Religion oder Gottesdienst bei den Negern entdeckten, so schloffen sie nicht ganz unnatürlich, daß diese äußerlichen Zeichen von Verehrung für ihre teitic,os die ganze Religion des Negers ausmachten.

Man nehme den Fall, daß die Neger, nachdem sie das Treiben der weißen Ankömmlinge von Weitem betrachtet, sich gesragt hätten, was wol die Religion dieser Menschen sein könne; — was würden sie gesagt haben? Sie sahen, wie die portugiesischen Matrosen ihre Rosenkränze trugen, wie sie vor häßlichen Bildern Weihrauch brannten, wie sie sich vor Altären verneigten, bunte Fahnen schwenkten und sich vor einem hölzernen Kreuze niederwarfen. Sie beobachteten sie nie, während sie im Stillen ihre Gebete sagten, noch sahen sie irgend welche große Opfer, die man den Göttern brachte. Auch ihr moralischer Lebenswandel hinterließ wol kaum den Eindruck, daß sie aus Furcht vor den Göttern sich von Verbrechen fern hielten. Was wäre also wol natürlicher gewesen, als daß sie gesagt hätten, die Religion der Weißen bestände nur aus einer Verehrung von 6ru-Arus, — dies war ihr Name für das, was die Portugiesen teitic.v nannten — daß sie keine Kenntniß von einem höchsten Geiste oder einem König im Himmel hätten oder ihm irgend welche Verehrung bezeugten!

Was nun das Wort für Fetisch betrisft, so ist es bekannt, daß das portugiesische k«tiho dem lateinischen taetitius entspricht. ^aetitius bedeutete zunächst, was mit der Hand gemacht, dann, was künstlich, unnatürlich, magisch, bezaubernd oder bezaubert ist. Ein falscher Schlüssel z. B. heißt im Portugiesischen oKs,vs tsitieÄ, und tsitieo war bald die gewöhnliche Bezeichnung für Amulette und ähnliche halb heilige, halb prosane Schmucksachen. Der Handel in diesem Artikel war im Mittelalter durch ganz Europa ebenso verbreitet, wie er noch jetzt in Afrika ist. Ein Fabrikant oder Verkäufer solcher Dinge hieß ein teiti^ero, ein Wort, was jedoch bald auch in der Bedeutung von Zauberer gebraucht wurde. Wie weit verbreitet der Gebrauch dieser Worte im Portugiesischen war, zeigt sich am besten in dem Ausdruck msu keiti^inuo, welches so viel als mein Liebling bedeutet. Gegentheil, war von Anfang an ein Bild, ein Zeichen, ein Symbol von etwas Anderem. Ohne Zweisel konnte ein Idol zu einem Fetisch herabsinken, aber ursprünglich fließt der Fetischdienst aus einer ganz anderen Quelle als die, aus welcher Idolatrie entspringt. auf Werkzeuge, Kleidung, Gebräuche und Sitten die Griechen und Römer, die Deutschen und Celten vor dem Anfang aller Geschichte in demselben Zustand gelebt hätten als die Negerstämme des heutigen Afrikas, so würde doch nichts uns zu dem Schlusse berechtigen, daß auch ihre Religion dieselbe gewesen sein müsse, daß sie Fetische, Stöcke und Steine verehrten, und nichts weiter.

Einen ähnlichen Uebergang in der Bedeutung als in tsitieo, taetitiuZ, sehen wir im italienischen tatturs„ Zauberformel, welches in dieser Bedeutung schon im mittelalterlichen Latein von 1311 vorkommt;*) ebenso in oks,rme, das ursprünglich einfach Larmen war, und im griechischen

Ausdehnung der Bedeutung von Fetisch.

Genau genommen konnten also die portugiesischen Matrosen — denn ihnen verdanken wir schließlich die Einführung des Wortes — teitiyv nur in Bezug auf leblose und greisbare Gegenstände anwenden, und es war schon eine große Freiheit, die sich De Brosses nahm, wenn er dieses Wort auch auf Berge, Flüsse und Bäume ausdehnte. Man kann zu seiner Entschuldigung anführen, daß er die wahre Etymologie des Wortes nicht kannte und teitiyo von tatum abgeleitet glaubte, wovon auch ?s,ts,, eigentlich ein vom. vlur. nsntr., der aber, wie viele solcher Plurale, für einen vom. sivA. lern, genommen wurde und später als kos, Fee, erscheint. Dies ließ es ihm weniger gezwungen erscheinen, den Namen Fetisch auch auf natürliche Gegenstände, wie Bäume, Berge und Flüsse auszudehnen. Nichtsdestoweniger blieb es ein unglücklicher Schritt, denn er vermischte auf diese Weise drei gänzlich verschiedene Phafen der Religion:

1) Physiolatrie, oder die Verehrung von Naturgegenständen, welche Gesühle der Ehrfurcht und Dankbarkeit im Menschen erregen, wie Berge, Flüsse, Bäume «.;

2) Zoolatrie, oder Verehrung von Thieren, wie wir sie namentlich bei den hochgebildeten Einwohnern des alten Aegyptens sinden;

3) Fetischismus im wahren Sinne des Wortes, d. h. die abergläubische Verehrung zufälliger und anscheinend unbedeutender Gegenstände, die an sich selbst durchaus keinen Anspruch auf irgend welche Auszeichnung zu haben scheinen.

Aber dies ist noch nicht Alles. De Brosses unterschied auch nicht einmal zwischen Fetischismus und Idolatrie, so weit auch die beiden von einander entfernt sind. Ein Fetisch nämlich, in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes, gilt an sich selbst für übernatürlich; das Idol, im

Hören wir, was De Brosses sich unter einem Fetisch vorstellt. „Fetische," sagt er, „sind Alles, was sich Menschen zur Verehrung wählen mögen, ein Baum, ein Berg, die See, ein Stück Holz, der Schwanz eines Löwen, ein Kieselstein, eine Muschel, Salz, ein Fisch, eine Pflanze, eine Blume, gewisse Thiere, wie Kühe, Ziegen, Elephanten, Ächaafe :e. Dies sind die Götter des Negers, seine Heiligthümer, Talismane. Die Neger verehren, sie,

richten Gebete an sie, bringen ihnen Opfer, tragen sie bei Prozessionen herum, besragen sie bei großen Gelegenheiten. Sie schwören bei ihnen, und ein solcher Schwur wird nie gebrochen."

„Einige Fetische gehören einem ganzen Stamme, andere einzelnen Menschen zu, National-Fetische haben ein öffentliches Heiligthum; PrivatFetische werden an ihrem eigenen Platz in den Häusern und Hütten aufbewahrt."

„Wenn z, B. die Neger Regen haben wollen, so setzen sie ein leeres Geschirr vor den Fetisch. Ziehen sie zur Schlacht, so legen sie Waffen vor ihm nieder. Haben sie kein Fleisch oder Fisch, so werden Knochen und Gräten zum Fetisch gebracht, während, wenn sie Palmenwein zu haben wünschen, sie die Scheere bei dem Fetisch lafsen, mit der die Einschnitte am Palmbaume gemacht werden.*) Werden ihre Wünsche erfüllt, so ist es gut. Werden sie nicht erfüllt, so glauben sie, daß der Fetisch erzürnt mit ihnen ist, und sie versuchen dann ihn gnädig zu stimmen."

Dies ist in Kurzem, was De Brosses unter Fetischismus versteht, was, wie er glaubte, die Religion aller Neger war, und was, wie er zu beweisen suchte, die Religion aller großen Nationen des Alterthums gewesen sein muß, ehe sie die höheren Stufen des Polytheismus und Monotheismus erreichen konnten.

Nutzen des Studiums wilder Völker.

Der Gedanke, daß wir, um zu lernen was die sogenannten eivilisirten Völker gewesen sein mögen, ehe sie ihre höhere Stufe der Bildung erreichten, wilde Völker beobachten sollten, so wie sie noch heutigen Tages sind, ist gewiß ein ganz richtiger. Es ist die Erfahrung, welche wir in der Geologie gewonnen haben, nur auf die Stratissieation des Menschengeschlechts angewendet. Aber was ähnlich ist, ist darum nicht gleich, und jedenfalls ist die Gesahr, metamorphisches Gestein für primäres vulkanisches zu nehmen, weit größer in der Anthropologie als in der Geologie.

*) Aehnliche Gebräuche erwähnt Waitz, Anthropologie II, S, 177.

Jn Bezug hierauf sinde ich einige sehr treffende Bemerkungen bei Herbert Speneer:*)

„Zu bestimmen," schreibt er, „was wahrhaft primitiv ist, würde leicht sein, wenn wir nur Berichte über wahrhaft primitive Menschen hätten. Wir haben aber guten Grund zu vermuthen, daß die jetzt lebenden Menschen vom niedrigsten Schlage, die gesellschaftliche Gruppen von der einfachsten Art bilden, uns durchaus nicht den Menschen darstellen, wie er ursprünglich war. Wahrscheinlich hatten die meisten von ihnen, wo nicht alle, Vorfahren auf höheren Stufen der Entwickelung, und in dem, was sie glauben und meinen, mag Manches übrig geblieben sein, was sich auf jenen höheren Stufen entwickelt hatte. Während die Theorie des ununterbrochenen Verfalls, wie sie gewöhnlich verstanden wird, unhaltbar ist, scheint die Theorie des ununterbrochenen Fortschritts der Menschheit, in ihrer unbeschränkten Form, ebenfalls unhaltbar. Auf der einen Seite ist die Ansicht, daß Barbarei durch ein Herabfallen aus Civilisation verursacht ist, mit den Thatsachen unvereinbar; auf der andern fehlt es an hinlänglichen Beweisen, daß die tiesste Barbarei immer so barbarisch gewesen, wie sie jetzt ist. Es ist ganz möglich, ja, ich glaube, höchst wahrscheinlich, daß Verfall ebenso häusig gewesen als Fortschritt."

Diese Worte enthalten eine sehr nützliche Warnung für solche Ethnologen, die meinen, daß, wenn sie nur ein paar Jahre unter Papuas, Fuegiern und Andamanen zugebracht, sie genau berichten können, wie es bei den ältesten Stammvätern der Griechen und Römer ausgesehen. Sie sprechen von dem heutigen Wilden, als ob er nur eben in die Welt geschickt, ohne zu bedenken, daß er, als eine lebendige Speeies, wahr scheinlich nicht einen Tag jünger ist als wir selbst. Er mag ein mehr stationäres Wesen gewesen sein, aber er kann auch vielmals hinauf und hinunter gestiegen sein, ehe er seine jetzige Lage erreichte. Schließlich aber, selbst wenn man beweisen könnte, daß in allen anderen Elementen der Civilisation ein ununterbrochener Fortschritt stattsindet, so könnte doch Niemand behaupten wollen, daß dies auch von der Religion gelte,

Häufiger verfall der Religionen.

Daß Religion dem Verfall ausgesetzt ist, das lehrt uns die Weltgeschichte wieder nnd wieder, ja in gewissem Sinne kann man wol die Geschichte der meisten Religionen eine Geschichte ihres langsamen Verfalls von ihrer ursprünglichen Reinheit nennen. Niemand würde zu behaupten wagen, daß Religion stets mit dem Fortschritt der allgemeinen Bildung Schritt hält. Wenn man also auch zugeben wollte, daß in Bezug

Sehen wir nicht Abraham, einen einfachen Nomaden, vollkommen überzeugt von der Nothwendigkeit der Einheit Gottes, während Salomon, berühmt unter den Königen der Erde, hohe Plätze und Tempel für Chemosch und Moloch baute. Jm ö. Jahrhundert vor Chr. G. laufchte Ephesus einem der weisesten Männer, den Griechenland geboren; taufend Jahre später war dieselbe Stadt voll vom leichtfertigen und nichtssagenden Geschwätz des Cyrillus und des Coneils von Ephesus. Die Hindus, die vor mehreren taufend Jahren die schwindelndsten Höhen der Philosophie erreicht hatten, sind jetzt an vielen Orten zu einer entwürdigenden Verehrung von Kühen und Ochsen herabgesunken.

Schwierigkeiten des Studiums der Religionen wilder Völker.

Und eine noch andere und weit größere Schwierigkeit ist mit diesem Studium wilder Völker, der Agriologie, verbunden. Wenn wir auch geneigt sein sollten, den Vorfahren der Griechen und Römer dieselbe Religion zuzufchreiben, die wir jetzt unter Negern und anderen Wilden sinden, haben wir uns wol ehrlich gesragt, was wir denn eigentlich von den religiösen Ansichten dieser sogenannten Wilden wissen.

Vor hundert Jahren mochte es sich noch entschuldigen lafsen, wenn Gelehrte so ganz im Allgemeinen von der Religion der Wilden sprachen. Die Wilden galten damals als bloße Merkwürdigkeiten, und man glaubte fast Alles, was von ihnen berichtet wurde. Man hackte und packte sie zusammen etwa in derselben Weise, wie ich von einer englischen Kanzel Neander und Strauß als Vertreter der deutschen Neologie habe nennen hören. Neger von Neger, Wilde von Wilden zu unterscheiden, daran dachte Niemand.

Jetzt ist dies Alles anders geworden. Kein wissenschaftlicher Ethnolog bedient sich noch solcher Ausdrücke wie Wilde oder Neger. Jm gewöhnlichen Verkehr spricht man zwar noch von Negern und versteht darunter alle schwarze Menschen, aber in wissenschaftlichen Werken ist Neger meist auf die im westlichen Afrika zwischen Senegal und Niger wohnenden Stämme, die sich bis zum See Tschad und wahrscheinlich noch weiter erstrecken, eingeschränkt worden. Wenn man vom Neger als auf der tiessten Stufe der Menschheit stehend spricht, so meint man fast immer diesen Neger auf der Westküste, bei dem die Portugiesen sich zuerst ihre Vorstellung von Fetischismus bildeten.

Es ist hier nicht der Ort, die Ethnographie Afrikas zu behandeln, wie sie sich nach den Berichten der neuesten Reisenden gestaltet hat. Es genügt, auf die Eintheilung, wie sie Waitz gibt, zurückzugehen, um den Neger am Senegal und Niger wenigstens von seinen nächsten Nachbarn zu unterscheiden:

1) Die Berber- und Koptischen Stämme im Norden Afrikas. Vom historischen Standpunkte aus gehören sie mehr zu Europa als zu Afrika. Viele von ihnen wurden von den Mohammedanern unterjocht' und verschmolzen mit ihren Eroberern. Sie hießen zuweilen Mohren, nie aber Neger.

2) Die Stämme, welche das östliche Afrika, die Gegend vom Nil bis zum Aequator bewohnen. Sie sind Abessinier und Nubier, und in der Sprache entfernt mit den Semiten verwandt.

3) Die Fulahs, welche über fast ganz Mittelafrika verbreitet sind und sich selbst in entschiedenem Gegensatz zu den Negern fühlen.

4) Vom Aeqnator füdwärts bis zu den Hottentotten die Kafferund Congovölker, die ihre eigene sehr eigenthümliche Sprache reden, religiöse Ideen von wahrer Erhabenheit besitzen, und auch physisch vom wahren Neger leicht unterscheidbar sind.

5) Die Hottentotten und theilweise die Buschmänner, die sich wiederum von allen übrigen Stämmen sowol durch ihre Sprache, als physisch scharf unterscheiden.

Dies sind nur eben die allgemeinsten Gruppen der Bewohner Afrikas. Wollten wir von ihnen allen als Negern sprechen, so machten wir uns derselben Nachläfsigkeit schuldig, mit der die Griechen von Seythen, die Römer, vor Cäfar, von Celten sprachen. Für wissenschaftliche Zwecke sollte also der Name Neger entweder ganz vermieden, oder auf die Stämme eingeschränkt werden, welche etwa 12 Breitegrade vom Senegal bis zum Niger einnehmen und sich landeinwärts bis dahin erstrecken, wo sie mit Berbern, Nubiern oder Kaffern zusammenstoßen.

Wenn nun aber auch der Ethnolog nicht mehr von allen Bewohnern Afrikas als Negern spricht, so ist es doch gar nicht leicht, den Historiker zu überzeugen, daß diese Stämme nicht mehr wie früher als bloße Wilde behandelt werden können, sondern daß wir auch hier zu unterscheiden lernen müssen, ehe wir vergleichen können. Die, welche so leichthin von Wilden in Afrika, Amerika und Australien sprechen, würden es sehr schwierig sinden, eine Desinition von diesem Worte zu geben, die mehr bedeutet, als daß die Wilden von uns verschieden sind. Wilde sind für uns etwa dasselbe, was für die Griechen die Barbaren waren. Wie aber die Griechen zu lernen hatten, daß einige dieser sogenannten Barbaren Naturgaben besaßen, um welche sie sie selbst hätten beneiden können, so werden auch die, welche sich etwas gründlicher mit den Wilden beschäftigen, gestehen müssen, daß einige dieser Wilden eine Religion und Lebensweisheit besitzen, die einen Vergleich mit der Religion und Lebensweisheit der eivilisirten und eivilisirenden Völker der Erde nicht zu fürchten hat. Wie dem auch sei, jedenfalls muß die Jdee, die man gewöhnlich von den Wilden hat, sehr bedeutend modissieirt und disferenzirt werden; ja es gibt kaum einen andern Zweig der Anthropologie, der mit so vielen Schwierigkeiten behaftet ist, als gerade das für so leicht erachtete Studium dieser sogenannten Wilden.

Die Sprache der ZVilden.

Wir wollen nur einige der gewöhnlichsten Vorurtheile betrachten, die man noch immer mit wilden Völkern verbindet. Jhre Sprachen, glaubt man oder glaubte man, sind weniger vollendet als die unfrigen. Hier hat nun die Sprachwissenschaft bereits gute Dienste geleistet. Zuerst, ist die Jdee, daß es Menschen gäbe, die keine Sprache besitzen, gänzlich verschwunden, und was es bedeutet, eine Sprache zu besitzen, verstehen wir auch jetzt besser zu würdigen als früher. Alle die Berichte von sprachlosen Stämmen, oder von Menschen, deren Sprache dem Zwitschern der Vögel ähnlicher sei als den artikulirten Tönen menschlicher Wesen, sind für die Zukunft in das Kapitel der anthropologischen Mythologie verwiesen.

Was aber noch wichtiger, ist, daß man nachgewiesen hat, wie viele der Sprachen der Wilden eine höchst vollendete? ja in manchen Fällen eine zu vollendete, d. h. eine zu künstliche Grammatik besitzen, während ihr Wörterbuch einen Reichthnm von Benennungen entfaltet, um den sie mancher Dichter beneiden würde,*) Es ist nun zwar sehr richtig, daß dieser Reichthum an grammatischen Formen und dieser Ueberfluß von Namen für ganz besondere Gegenstände, von einem Gesichtspunkte ans, ein Zeichen logischer Schwäche und eines Mangels an kräftigem Begreisen ist. Sprachen, die Cafus haben, um Nähe bei einem Gegenstande, Bewegung einem Gegenstande entlang, Annäherung an einen Gegenstand, Hineintreten in einen Gegenstand zu bezeichnen, aber keinen allgemeinen objeetiven Cafus, keinen Aeeufativ, mögen reich heißen, ihr grammatischer Reichthum ist aber logische Armuth. Dasselbe gilt vom Wörlerbuch. Dasselbe mag Namen für jede Art und Abart von Thieren, ja für dasselbe Thier, wenn es jnng oder alt, wenn es männlich oder weiblich ist, besitzen. Es mag den Fuß eines Menschen, eines Pferdes, eines Löwen, eines Hafen durch besondere Ausdrücke unterscheiden. Aber zu gleicher Zeit fehlen ihm ost Worte für Thier im Allgemeinen, oder selbst Bezeichnungen für solche Begrisfe wie Körper, Glied u. s. w. Es ist hier eben Gewinn auf der einen, Verluft auf der andern Seite. So

*) A. B, Meyer, lieber die Mafoor und andere Papuasprachen in NeuGuinea, S. 11.

unvollkommen aber auch eine Sprache sein mag in einem oder dem andern Punkte, jede Sprache, selbst die der Papuas und Veddas, ist solch ein Meisterwerk des Geistes, daß die Kunst aller Philosophen daran scheitern würde, etwas Aehnliches hervorzubringen. Es kommt auch vor, daß die Grammatik wilder Völker Zeugniß ablegt für eine höhere Stufe geistiger Entwickelung, auf welcher diese Völker früher gestanden haben müssen, um solche grammatische Unterschiede zu bezeichnen. Und schließlich dürfen wir nicht vergessen, daß jede Sprache unendliche Möglichkeiten in sich trägt und daß bis jetzt noch keine gesunden ist, in der es unmöglich gewesen, das Vaterunser zu übersetzen.

Zahlwörter der Wilden.

Lange galt es für einen der besten Beweise der niedrigen geistigen Anlagen wilder Stämme, daß sie nicht im Stande seien, über drei, vier oder fünf hinans zu zählen. Zuerst nun gehört ein tüchtiger Gelehrter dazu, um einen solchen Fall festzuftellen.*) Zweitens aber, wenn die Thatsachen festgestellt sind, so gilt es, sie zu erklären. Es mag Stämme geben, die Alles, was über fünf, die Finger einer Hand, geht, als Viel zufammenfafsen, obgleich es mir sehr unwahrscheinlich scheint, daß irgend ein menschliches Wesen, es sei denn ein Jrrer, nicht fünf Kühe von sechs oder sieben Kühen unterscheiden kann.

Lesen wir nun die Berichte über das Fehlen der Zahlwörter über zwei oder drei hinaus etwas genauer. Man hat ost gesagt z. B., daß die bekannten Abiponen**) keine Zahlwörter über drei haben. Was sinden wir wirklich? Daß sie vier durch drei -j- eins ausdrücken. Nun, anstatt geistige Schwäche zu beweisen, beweist dies vielmehr eine viel größere Kraft der Analyse, als wenn vier durch Wörter ausgedrückt wäre, die ursprünglich Hände und Füße, Augen und Ohren bedeuten. Wilde, die vier durch zwei-zwei ausdrücken, würden nie in die Versnchung gerathen, den Satz, daß zwei und zwei vier machen, als ein synthetisches Urtheil s, priori zu betrachten. Sie würden augenblicklich sehen, daß, wenn sie sagen: „Zwei und zwei macht zwei-zwei", sie ganz einfach ein analytisches Urtheil aussprechen.

Wir müssen nicht immer nur darauf bedacht sein, die geistige Superiorität der Rafsen hervorzuheben, zu denen wir selbst gehören. Das arische Wort für vier, Sanskrit /cs,wr. Latein. einawor, ist von einigen recht

*) In Bezug auf die Neger von Dachomey sagt Burton (Aeruoirs «k tKe ^vtKropologiLal Soeiety, 1, 314), daß sie durch das ewige Spielen mit Cowriemnscheln zu ganz experten Rechenmeistern werden. Bei den ihnen verwandten Darubas sagt man: „Du kannst nicht neunmal neun sagen," um auszudrücken: „Du bist ein Dummkopf."

OolmuKot'er, Historia ele .^dipouidns, 1784.

bedeutenden Sprachsorschern von ts,r, drei, mit vorgeschlagenem /m, dem Latein. quo, abgeleitet worden, so daß Kawr auch im Sanskrit als eins und drei aufgesaßt worden wäre. Dies mag nun richtig oder falsch fein,

jedenfalls fragt man sich, weshalb, wenn afrikanische Stämme sieben durch fünf -s- zwei, oder sechs durch fünf -j- eins ausdrücken*), dies als Beweis tiesster geistiger Armuth gelten soll, während doch Niemand ein Wort gegen die an der Spitze der europäischen Civilisation marschirenden Franzosen zu sagen hat, die neunzig durch eiuktre-villSt-gix, oder gegen die Römer, die neunzehn durch unäsviAinti ausdrücken.**)

Nein, auch hier gilt die Regel, Andere mit demselben Maaße zu messen, mit dem wir uns selbst messen. Wir müssen erst zu verstehen lernen, ehe wir wagen zu urtheilen.

Geschichtslosigkeit der wilden.

Ein anderer schwerer Vorwurf gegen die Wilden ist, daß sie keine Geschichte haben. Ein Wilder zählt kaum die Tage eines Iahres, geschweige die Iahre feines Lebens. Einige Negerstämme halten es sogar für unrecht, dies zu thun, da es Mangel an Vertrauen zu Gott beweise! In einem Lande, wo jedes Bauwerk, jedes Denkmal schnell verschwindet, wo das Leben kurz ist, und wo auch die Iahreszeiten so wenig von einander verschieden sind, daß Niemand nach längeren Zeiträumen als Monden rechnet, wird Alles schnell vergessen.***) Da diese Wilden keine Kenntniß der Schrist haben, so kann natürlich bei ihnen von dem, was wir Geschichte nennen, keine Rede sein. Nun soll durchaus nicht in Abrede gestellt werden, daß eine Interesselosigkeit sowol in Bezug auf Vergangenes als Zukünftiges ein Beweis von niedriger Bildung ist; aber man glaube nur nicht, daß diese Interesselosigkeit bei allen sogenannten wilden Stämmen zu sinden sei. Viele von ihnen bewahren das Gedächtniß von den Thaten ihrer Väter und Großväter, ja das Merkwürdige ist, daß sie, ohne Schrist zu besitzen, im Stande gewesen sind, ihre Ueberlieserungen viele Geschlechter hindurch lebendig zu erhalten.

Herr S. I. Whitmee, dem wir so viele wichtige Beobachtungen über die braunen Polynesier verdanken, bemerkt hierüber: „Diejenigen,

denen die nationalen Ueberliesernngen zur Bewahrung anvertraut waren, gehörten gewöhnlich nur wenigen Familien an, und es war ihre Pflicht und ihr Lebensberuf, die ihnen anvertrauten Legenden und Gesänge unversehrt von Geschlecht zu Geschlecht zu überliesern. Dies war eine Ehrensache für die ganze Familie. Es war die Erbpflicht der ältesten Söhne in diesen Familien, dieselben mit wörtlicher Treue zu lernen, zu üben und zu lehren. Es war dies nicht nur eine heilige Pflicht, sondern das Recht, solche Mythen und Gesänge aufzubewahren, wurde als ein ehrenvolles und werthvolles Privileg sehr eisrig bewacht. Daher kommt auch noch jetzt die Schwierigkeit, sie aufgeschrieben zu erhalten. Man sah sich sogar vor, sie nicht zu ost herzusagen, und nie ganz vollständig auf einmal. Zuweilen hat man sie absichtlich geändert, um die Zuhörer irre zu führen. Missionäre und andere Fremde, die sich unter den Polynesiern aufhielten, sind in dieser Weise ost getäuscht worden, wenn sie ein Interesse an diesen Erzählungen blicken ließen. Man mutz der Sprache vollkommen mächtig sein, ihre Art und Weise kennen und ihr ganzes Vertrauen besitzen, ehe man hoffen kann, eine wirklich genaue Kenntniß ihrer alten heiligen Literatur zu erhalten. Ia selbst dies war ost nur möglich, wenn man denen, welche diese Schätze behüteten, versprach, sie nie auf ihren Inseln selbst bekannt zu machen."

„Trotz aller dieser Schwierigkeiten ist es einigen Missionären und Anderen gelungen, große Sammlungen von diesen Mythen und Liedern zu machen und ich zweifle gar nicht, daß binnen Kurzem es möglich sein wird, alles Material für eine vergleichende Mythologie von Polynesien zusammen zu bringen/'

„Die meisten dieser Volkslieder enthalten manches Veraltete, sowol in Form als in Worten, die den meisten der Ietztlebenden unverständlich geworden sind."

Es ist bemerkenswerth, wie man sich der wörtlichen Treue in der Ueberlieserung dieser Sagen und Lieder versichert. Auf manchen Inseln sindet man alle Sagen, die irgend von Bedeutung sind, in zwei Formen, in Prosa und Poesie. Die Prosa gibt die Geschichte in der einfachsten Form, Die Poesie hat Rhythmus, ost auch Reim, Die poetische Bearbeitung dient zur Controle der einfacheren Prosaerzählung, die leichter dem Wechsel ausgesetzt ist. Da es so leicht ist, Aenderungen im Prosatext vorzunehmen, so gilt dieser nie als echt, wenn er nicht bis auf's Einzelnste durch poetische Diplome beglaubigt ist.*) Eine Auslassung oder eine Einfügung im poetischen Text könnte leicht entdeckt werden. So haben also auch jene Völker die Thatsache anerkannt, daß Poesie leichter

Ties wirft ein merkwürdiges Licht auf die Buddhistische Literatur, die bekanntlich auch in dieser doppelten Form existirt, einmal in Prosa und dann metrisch, in Lätkä-Form,

und sicherer im Gedächtniß fortlebt als Prosa, und daher weit besser geeignet ist, historische Mythen mit strenger Treue zu bewahren.

Was wir aber jetzt unter Geschichte verstehen, ist etwas ganz Anderes. Die Namen der Könige von Aegypten und Babylon zu lernen, die Iahreszahlen ihrer Schlachten auswendig zu wissen, die Namen ihrer Minister, ihrer Frauen und Maitressen hersagen zu können, mag sehr gut zu einem Staatsexamen sein, aber daß es ein Zeichen wirklicher Bildung ist, habe ich nie glauben können. Sokrates war doch kein Wilder, aber ich zweifle, ob er die Namen und Iahreszahlen seiner eigenen Archonten hätte hersagen können, geschweige denn die Namen der Könige von Aegypten und Babylon.

Und wenn wir uns dann fragen, wie zu unserer eigenen Zeit Geschichte gemacht wird, so werden wir vielleicht besser das Gesühl derer verstehen lernen, die sich nicht überzeugen können, daß jede königliche Hochzeit, jede Schlächterei, sei es zwischen wilden Horden oder eivilisirten Heeren, jede Zusammenkunft von Friedensmännern oder jeder Congreß von Diplomaten zum Besten künftiger Geschlechter aufbewahrt werden müssen Je mehr man sieht, wie Geschichte geschrieben wird, desto weniger begreist man, daß ihr Werth so groß sein könne, wie man wol früher glaubte. Man setze den Fall, daß die Geschichte der letzten zwei Iahre von Gladstone, Beaeonssield und Gortschakosf geschrieben würde; — was sollten wol zukünftige Historiker davon glauben? Ia, was sollen zukünftige Historiker über diese Staatsmänner selbst glauben, die von denen, welche die beste Gelegenheit sie zu beurtheilen hatten, entweder als hochherzige Patrioten oder als selbstfüchtige Parteimänner dargestellt werden? Selbst bloße Thatsachen, wie die in Bulgarien verübten Greuelthaten, können nicht, so scheint es, von zwei Augenzeugen ohne die größten Widersprüche beschrieben werden. Ist es denn also so unbegreiflich, daß eine ganze Nation, — ich meine die alten Indier — Geschichte im gewöhnlichen Sinne des Wortes einfach verachteten, und anstatt ihr Gedächtniß mit Namen von Königen, Königinnen, Schlachten und ihren Iahreszahlen zu beladen, lieber die wahren Könige im Reiche des Geistes und die entscheidenden Schlachten im Kampfe für die Wahrheit in ihrer Erinnerung aufzubewahren suchten?

Sittenlosigkeit der Wilden.

Schließlich glaubte man sonst, daß alle Wilden ohne moralische Grundsätze wären. Es ist nun gar nicht meine Absicht, den Wilden mit Rousseauschen Farben zu malen, oder zu leugnen, daß unser soeiales und politisches Leben ein Fortschritt über die vereinzelte oder nomadische Existenz der wilden Stämme von Afrika und Amerika ist. Ich sage nur, wir müssen jede Phafe in der Entwickelnng des menschheitlichen Lebens

für sich selbst beurtheilen. Wilde haben ihre eigenen Fehler, aber sie haben auch ihre eigenen Tugenden. Wenn der Neger ein schwarzes Buch gegen den weißen Menschen schreiben könnte, würden darin wenige der Verbrechen fehlen, die, wie wir glauben, den Wilden eigenthümlich sind. Die Moralität des Negers kann aber mit der des Europäers nicht verglichen werden, da ihre ganzen Lebensansichten verschieden sind. Was wir für unrecht halten, halten sie nicht für unrecht. Wir verurtheilen z. B, die Polygamie; Juden und Mohammedaner dulden sie. Wilde betrachten sie als ehrenhaft, und in dem Zustande der Gesellschaft, in dem sie sich besinden, haben sie ohne Zweisel recht. Wilde glauben nicht, daß die Europäer Muster von Tugend sind, ja es wird ihnen sehr schwer, sich in ihre Lebensansichten hineinzudenken.

Nichts ist dem Wilden unverständlicher als unsere Unruhe, unser ewiges Streben nach Gewinn und Besitz mehr noch als nach Genuß. Ein indianischer Häuptling sagte zu einem Weißen: „Ach, mein Bruder, Du wirst nie das Glück kennen lernen, Nichts zu denken und Nichts zu thun; dies ist nächst dem Schlafe das Allerentzückendste. So waren wir vor der Geburt, so werden wir nach dem Tode sein."*) Als auf Tahiti die Missionäre versuchten, das Tuchwebeu einzuführen, verließen nach wenig Tagen alle zum Lernen desselben herbeigekommenen Mädchen die Arbeit nnd sagten: „Warum sollen wir arbeiten? Haben wir nicht so viel Brotfrüchte und Coeosnüsse, als wir essen können? Jhr, die ihr Schisfe und schöne Kleider braucht, müßt wol arbeiten, aber wir sind zufrieden mit dem, was wir besitzen."**)

Solche Ansichten sind nun allerdings sehr unenropäisch, aber sie enthalten doch auch eine Lebensphilosophie, die falsch oder richtig sein mag, aber die keinesfalls als einfach barbarisch abgeurtheilt werden kann.

Ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen vielen sogenannten Wilden und uns Europäern liegt in dem geringen Werth, den sie diesem Erdenleben zufchreiben. Wir können uns kaum darüber wundern. Es gibt wenig Dinge, die sie an dieses Leben fesseln können. Jn vielen Theilen von Afrika und Amerika muß der Tod für eine Frau oder einen Sklaven wie ein glückliches Entrinnen sein, wenn sie nur ganz fest überzeugt sein könnten, daß das nächste Leben nicht eine Wiederholung des jetzigen sei. Sie sind eben wie Kinder, denen Tod und Leben nur wie eine Reise von einem Ort zu einem andern vorkommt. Und gar die Alten, die mehr Freunde jenseits als diesseits des Grabes haben, sind stets bereit zur Abreise; ja an manchen Orten ist es für die Kinder eine Pflicht, ihre alten Aeltern zu tödten, wenn ihnen das Leben eine Last geworden. So un

natürlich dies uns scheint, so wird es doch natürlich, wenn wir an das Wanderleben der wilden Völker denken, bei dem die, welche nicht mehr wandern konnten, den wilden Thieren zur Beute sielen. Wenn wir nicht dies und vieles Andere in Betracht ziehen, so werden wir uns nie ein richtiges Urtheil über die Religion der wilden Völker bilden können.

Religion allen Menschen gemeinsam.

Zur Zeit des De Brosses war Alles anders. Man wunderte sich damals, daß schwarze Menschen überhaupt so etwas wie Moralität oder Religion besitzen könnten, sei es auch nur eine Verehrung von Stöcken und Steinen. Wir haben anders zu urtheilen gelernt, Dank hauptsächlich den Missionären, die ihr ganzes Leben unter Wilden verlebt, ihre Sprachen gelernt, ihr Vertrauen gewonnen haben, und die, wenn sie auch ihre eigenen Vorurtheile haben, doch im Ganzen den guten Elementen im Charakter der Wilden volle Gerechtigkeit haben widerfahren lafsen. Wir können jetzt sicher behaupten, daß trotz aller Nachsuchungen keine menschlichen Wesen irgendwo gesunden worden sind, die nicht Etwas besaßen, was ihnen als Religion galt; um es so allgemein als möglich auszudrücken, die nicht einen Glauben an Etwas hatten, was über ihre sinnliche Wahrnehmung hinausging.

Da ich hier nicht die ganze Beweisführung für diese Behauptung geben kann, so darf ich vielleicht das Urtheil eines anderen Gelehrten anführen, der sich seit Iahren mit Religionsgeschichte beschäftigt hat, des Prosessor Tiele, namentlich da seine Ansichten sonst in vielen Punkten von den meinigen abweichen. Er sagt (Outlines, p. 6): „Die Behauptung, daß es Völker oder Stämme gibt, die keine Religion haben, beruht entweder auf ungenauer Beobachtung, oder auf verwirrten Ideen. Kein Stamm, kein Volk ist bis jetzt gesunden worden ohne einen Glauben an höhere Wesen, und Reisende, die dies behaupteten, sind später durch Thatsachen widerlegt worden. Es ist deshalb vollkommen erlaubt, die Religion, in ihrer allgemeinsten Bedeutung, ein Universalphänomen der Menschheit zu nennen."

Das Studium der Religionen civilisirter Völker.

Nachdem nun aber einmal diese alten Vornrtheile weggeschafft worden waren und nachdem man eingesehen, daß die verschiedenen Völker von Afrika, Amerika und Australien nicht so ohne Weiteres als Wilde zusammengeworfen werden konnten, da sing man erst recht an die Schwierigkeiten zu fühlen, die sich einem wissenschaftlichen Studium dieser Völker entgegen stellten, namentlich in Bezug auf ihre religiösen Ansichten. Es ist schwer genug, einen genauen und wissenschaftlichen Bericht über die Religion der Iuden, der Griechen, der Römer, der Inder und Perser zu geben; aber die Schwierigkeiten eines wahren Verständnisses und einer richtigen Erklärung der Glaubensartikel und des Cultus jener literaturlosen Stämme sind unendlich größer. Ieder, der sich ernstlich mit der Geschichte der Religionen beschäftigt hat, weiß, wie schwer es ist, den Griechen, Römern, Indern und Persern in's Herz zu schauen und eine richtige Einsicht in ihre Ansichten über die großen Probleme des Lebens zu gewinnen. Und doch haben wir da eine ganze Literatur' vor uns, religiös und prosan; wir können Zeugen einander gegenüber stellen und hören, was für und gegen eine jede Ansicht gesagt werden kann. Wenn wir aber zu sagen haben, ob die Griechen im Allgemeinen, oder ein gewisser Stamm unter den Griechen, und dieser Stamm wiederum zu irgend einer bestimmten Zeit, etwa an eine Fortdauer des Lebens nach dem Tode, oder an Strafe und Belohnungen nach dem Tode, oder an die Oberhoheit persönlicher Gottheiten oder eines unpersönlicher Fatums, an die Nothwendigkeit von Gebet und Opfer, an den heiligen Charakter von Priestern und Tempeln, an Inspiration von Propheten und Gesetzgebern geglaubt habe oder nicht, so werden wir es ost recht schwierig sinden, eine entschiedene Antwort zu geben. Es gibt eine ganze Literatur über die Theologie des Homer, aber es gibt trotzdem nur wenig Uebereinstimmung zwischen den besten Gelehrten, welche diese Gegenstände während der letzten zwei Iahrhunderte behandelt haben.

Noch viel mehr ist dies der Fall, wenn es sich um die religiösen Ansichten der Inder und Perser handelt. Wir besitzen ihre heiligen Bücher, wir haben ihre eignen anerkannten Commentare dazu. Aber wer weiß nicht, wie die Entscheidung, ob die alten Sänger des Rig-Veda an die Unsterblichkeit der Seele glaubten, ost von der richtigen Interpretation eines einzigen Wortes abhängig ist, während die Frage, ob die Verfasser des Avesta einen ursprünglichen Dualismus, eine Gleichheit zwischen dem Prineip des Guten und Bösen annahmen, zuweilen nur auf grammatischem Wege festgestellt werden kann.

Ich erinnere nur an ein bekanntes Beispiel. In dem Hymnus des Rig-Veda, welcher das Verbrennen des Leichnams begleitet, kommt die Stelle vor:

Zur Sonne geh' das Aug', zur Luft der Odem,
Wie's recht ist, geh' zum Himmel, geh' zur Erde!
Geh' zu den Wassern, wenn es Dir genehm ist;
Mit Deinen Gliedern weile bei den Kräutern!
Das ew'ge Theil! — wärm' es mit Deiner Wärme,
Mög' Deine Gluth, mög' Deine Flamm' es wärmen,
O Gott des Feu'rs, nimm freimdliche Gestalt an,
Und trag es sanft hinweg zur Welt der Frommen!

Diese Stelle ist vielfach besprochen worden, und ihre richtige Auffafsung ist allerdings von großer Wichtigkeit, bedeutet ungeboren, eine Bedeutung, die eng mit unvergänglich, unsterblich, ewig verbunden ist. Ich übersetzte also s,A« dK^s/z durch das „ewige Theil" und nahm dann eine Paufe an, um der Construetion des Verses gerecht zu werden. bedeutet aber auch der Ziegenbock und Andere übersetzten die Stelle: „Der Ziegenbock ist Dein Theil." Auch sie müssen dann dieselbe Aposiopese annehmen, die allerdings im Sanskrit selten ist. Nun ist es ganz richtig, wie aus den Xalpa-sütrsL erhellt, daß man zuweilen ein Thier weiblichen Geschlechts hinter dem Leichnam zur Brandstätte führte, so daß dieses Thier mit dem Todten verbrannt wurde. Es hieß deshalb die L,uusts,rs,»z, die Decke. Dieser Gebrauch ist aber erstens kein allgemeiner, wie er sein würde, wenn er auf einer klaren Stelle des Veda beruhte. Zweitens mißbilligt ein Satra sogar diese Sitte, weil, wie X^^sna sagt, wenn die Leiche und das Thier zufammen verbrannt würden, man beim Knochensammeln die Knochen des Todten mit denen des Thieres vermischen könnte. Drittens ist das Thier, sei es nun Ziege oder Kuh, vorzugsweise ein weibliches Thier. Wenn wir also übersetzen: „Der Ziegenbock ist Dein Theil!" — so bleibt der Hymnus noch immer in direetem Widerspruch mit der Tradition der Satras, Noch größer ist die Schwierigkeit, daß, wenn der Dichter wirklich hätte sagen wollen: „dieser Ziegenbock soll Dir gehören", er das Wichtigste, nämlich das Dir ausgelafsen haben sollte. Er sagt nicht: „der Ziegenbock ist Dein Theil," sondern nur: „der Ziegenbock Theil."

Bleiben wir aber bei der alten Uebersetzung, so ist auch diese nicht ohne Schwierigkeiten, aber sie ist dennoch natürlicher. Der Dichter hatte vorher gesagt, daß das Auge zur Sonne, der Odem zur Luft, daß der Todte zum Himmel oder zur Erde zurückkehren, daß seine Glieder bei den Kräutern ruhen mögen. Alles also, was geboren, geht zurück, dahin, woher es gekommen. Wie natürlich, daß er nun fragen sollte: „Wo bleibt das ewige, das ungeborene Theil des Menschen?" Wie natürlich, daß auf einen solchen Gedanken eine Paufe folgte, und daß dann der Dichter fortfährt: Wärm' es mit Deiner Wärme! Möge Deine Gluth, Deine Flamme es wärmen! O Gott des Feuers, nimm freundliche Gestalt an, und trag' es sanft hinweg zur Welt der Frommen! Was? Doch gewiß nicht den Ziegenbock allein, noch auch den ganzen Leichnam, sondern das ungeborene, ewige Theil, was sehr gut durch das auf Früheres hinweisende Pronomen, enam, gemeint sein kann.

Möglich und mehr als möglich ist es nun allerdings, daß aus einer falschen Deutung dieser Stelle sich die Jdee entwickelt hat, daß mit dem Todten ein Ziegenbock verbrannt werden solle, wie man ja aus ähnlichen Mißverständnissen die Wittwe des Verstorbenen verbrannte, wie aus ähnlichem Mißverständniß Mma, der alte Gott der untergehenden Sonne, zum König der Todten, schließlich zum Ersten der gestorbenen Menschenkinder wurde. Die Brahmanen ergriffen diese Jdee des Ziegenbocks mit beiden Händen, wie wir aus dem Atharva-Veda, IX, 5 sehen, obgleich sich selbst hier, z. B. in IX, 5, 7, Spuren einer anderen Auffafsung sinden. Es liegen eben jenseits der Vedahymnen noch weite Fernen, und Manches selbst im Rig-Veda wird nur verständlich, wenn wir es als Gewordenes, nicht als Werdendes auffafsen.

Dies ist nur ein kleines Beispiel von den Schwierigkeiten, welche das Verständniß einer Religion bietet, selbst wenn wir eine große Literatur für dieselbe besitzen. Wenn Gelehrte aber so von einander abweichen, so leidet dabei der wissenschaftliche Charakter ihrer Untersuchungen nur wenig. Sie haben Gründe für ihre Ansichten, die sie beibringen müssen. Andere sind dann im Stande, ihr eigenes Urtheil zu bilden. Wir bleiben dabei stets auf torrs, kirms.

Das Unheil beginnt, wenn Philosophen, die nicht Gelehrte von Fach sind, die Arbeiten von Sanskritisten, Zendisten oder klafsischen Philologen für ihre Zwecke zu benutzen suchen. Hier sieht man die Gesahr, Dieselben Schriftsteller, welche nur eben in kurzen Zügen, ohne alle Beweisstellen, ja ohne auch nur die verschiedenen Grade der Glaubhaftigkeit ihrer Autoritäten sich klar gemacht zu haben, uns ganz genau erzählt haben, was die Kaffern, Bufchmänner und Hottentotten über die Seele, den Tod, über Gott und die Welt glauben, bringen selten eine Behauptung in Bezug auf die Religion der Griechen nnd Römer, der Jnder und Perser, die ein Gelehrter von Fach nicht sogleich zu beanstanden hat. Auch hiervon muß ich ein paar Beispiele geben, nicht etwa aus Tadelsucht, oder weil ich die Versuchung nicht selbst kenne, sondern nur um auf eine durchaus nicht unbedeutende Gesahr für unsere Studien aufmerksam zu machen.

Es gibt kaum ein Wort, was öster im Munde der Brahmanen gewesen sein kann, als das Wort Om, Es mag ursprünglich g.v^m gewesen sein und Ja bedeutet haben, so wie «ni für Kov illuä; es nahm aber bald einen mystischen Charakter an, etwa wie unser Amen. Am Anfang und am Ende jeder Reeitation mußte Om gesagt werden, und es gibt wenig Handschriften, die nicht mit diesem Worte beginnen. Man mußte es sogar bei gewissen Begrüßungen gebrauchen,*) so daß man mit Recht sagen könnte, kein Wort sei häusiger im alten und neuen Jndien gehört worden als Om. Nichtsdestoweniger sagt Mr. Herbert Speneer, daß die Jnder es vermeiden, dieses Om auszufprechen, und er gibt dies als einen Beweis, daß es halbeivilisirten Völkern verboten ist, ihre Götter bei ihren Namen zu nennen. Es ist nun ganz möglich, daß in Sammelwerken, wie z. B. in Dr. Muirs Ls,nsKrit. ?exts, irgend eine Stelle vorkommt, die eine solche Ansicht zu unterstützen scheint. Jn der mystischen Philosophie der Upanischaden z. B. wurde Om eine Bezeichnung des höehsten Brahman, und es war allerdings verboten, das Wissen

von diesem Brahman zu veröffentlichen. Aber wie verschieden ist eine so späte Jdee von dem, wenn man sagt,*) „daß es verschiedenen halbeivilisirten Völkern verboten worden oder von ihnen als unrecht betrachtet worden sei, ihre Gottheiten bei ihren wahren Namen zu nennen. Es ist so bei den Hindus, welche den heiligen Namen Om auszufprechen vermeiden; es war so bei den Hebräern, deren Aussprache des Namens Jehovah deshalb unbekannt geblieben; und auch Herodot vermeidet sorgsam den Osiris zu nennen." Diese letzte Behauptung wird Manchen in Verwunderung setzen, der sich erinnert, wie es Herodot ist, der uns erzählt, daß, obgleich nicht alle Aegypter dieselben Gottheiten verehren, sie alle die Jsis und den Osiris, den sie mit Dionysos identissieiren, verehren.**)

Ebenso hat Dr. Muir gewiß ganz Recht, wenn er (8s,usKrit l'exts V, p. 12) sagt, „daß in einigen Stellen des Veda gewisse Götter zugestandenermaßen als blos geschaffene Wesen betrachtet werden, und daß sie, wie die Menschen, durch das Trinken des Soma unsterblich gemacht sind". Aber dies beweist eben, wie gesährlich es ist, sich selbst auf so sorgsam gemachte Zufammenstellungen als Dr. Muirs LausKrit 1°exts ohne Weiteres zu verlaffen. Die Götter heißen bekanntlich im Veda unsterblich, amart^s,, im Gegensatz 'zu den Menschen, die sterblich, mart^s,, m,it,^udanäKu, sind. Und wenn es heißt, daß Soma ihnen oder gar den Menschen Unsterblichkeit verliehen, so wie Nektar und Ambrosia den griechischen Göttern, so ist dies nur gesagt, um die Macht des Soma zu verherrlichen. Auch gibt es uns eine ganz salsche Jdee, wenn man sagt, daß die Vedischen Dichter alle ihre Götter als blos geschaffene Wesen betrachteten, weil sie nämlich von der Morgenröthe als der Tochter des Himmels sprachen, oder weil sie sagten, daß Jndra von Himmel und Erde entsprungen sei. Wir könnten wenigstens mit weit besserem Rechte sagen, daß die Griechen ihren Zeus als ein blos geschaffenes Wesen betrachteten, weil sie ihn nämlich den Sohn des Kronos nannten.

Und weiter, was kann uns einen falscheren Eindruck geben, als wenn man, um zu beweisen, daß alle Götter ursprünglich Menschen waren, den Ausspruch Buddhas eitirt: „Götter und Menschen, Reiche und Arme, alle müssen gleich sterben." Zu Buddhas Zeiten, ja lang vor Buddha, waren die alten Devas, die wir nun eben nur durch Götter übersetzen können, abgenutzt und verbraucht. Buddha glaubte an keine Devas, vielleicht an keinen Gott. Die alten Devas vegetirten bei ihm als fabelhafte Wesen fort,***) und da fabelhafte Wesen von weit größerer Bedeutung als die Devas das allgemeine Schicksal von Allem, was überhaupt existirt, theilten, nämlich ein endloses Wandern von Geburt zum Tode

und vom Tode zur Geburt, so konnten natürlich die Devas keine Ausnahme machen.

Um eine richtige Vorstellung von den geistigen Fähigkeiten eines Volkes zu gewinnen, ist eine genaue Untersuchung seiner Sprache gewiß außerordentlich nützlich. Aber eine solche Untersuchung verlangt große Sorgfalt und Vorsicht. Mr. Herbert Speneer sagt nun an einer Stelle seiner Soeiologie (I, S. 149): „Wenn wir von einem der in Süd-Amerika lebenden Stämme hören, daß sie in ihrer Sprache «Jch bin ein Abipone» nur durch «Jch Abipone» ausdrücken können, so müssen wir unumgänglich schließen, daß nur die allereinfachsten Gedanken bei so unentwickelten grammatischen Bildungen ausgedrückt werden konnten." Würden aber nicht einige der höchstentwickelten Sprachen unter dasselbe Verdammungsurtheil fallen!

Das Studium der Religionen wilder Völker.

Wenn nun solche Mißverständnisse da vorkommen, wo sie am leichtesten vermieden werden könnten, was sollen wir da von Behauptungen denken, die sich auf die religiösen Anschauungen ganzer Stämme und Völker beziehen, welche keine Literatur besitzen, deren Sprache meist nur unvollkommen verstanden ist, ja die ost nur von einem oder zwei Reisenden besucht worden sind, die sich bei ihnen einige Tage, wenige Wochen oder vielleicht einige Jahre aufgehalten.

Nehmen wir ein beliebiges Beispiel. Man sagt uns, daß wir bei den Jnsulanern von Fiji einen sehr ursprünglichen Zustand der Religion beobachten können. Sie betrachten die Sternschnuppen als ihre Götter, und die kleineren als die entfliehenden Seelen der Menschen. Ehe wir nun irgend welchen Gebrauch von einem solchen Bericht machen können, müssen wir es uns nicht vorher ganz klar gemacht haben, erstens, was der genaue Name und die genaue Vorstellung von Gott in ihrer Sprache ist; zweitens, von welchen Gegenständen außer den Sternschnuppen dieser Name prädieirt ward? Sollen wir glauben, daß die ganze Jdee des Göttlichen, welche die Fijianer sich gebildet, in Sternschnuppen aufgeht? Oder heißt es nur so viel, daß sie die Sternschnuppen als eine neben vielen andern Manisestationen einer göttlichen Macht betrachten, die den Menschen schon aus andern Quellen her bekannt ist? Weun dies der Fall, dann hängt eben Alles davon ab, was diese andern Quellen sind, und wie sich aus ihnen der Name und der Begriff des Göttlichen entwickeln konnten.

Wenn man uns z. B. sagt, daß die Vedischen Dichter die Sonne als einen Gott betrachten, so fragen wir sogleich, was ihr Wort für Gott ist und was es bedeutet. Es war cleva, und Sevs, bedeutet licht. Die Biographie dieses einzigen Wortes Sevs, würde Bände füllen, und erst wenn wir seine ganze Lebensbeschreibung von seiner Geburt und ersten Kindheit an kennen gelernt haben, kann die Thatsache, daß die Jnder die Sonne als einen

Deva oder Gott betrachten, irgend welche verständliche Bedeutung für uns gewinnen.

Dasselbe gilt von der Behauptung, daß die Fijianer oder irgend welche andere Völker Sternschnuppen als die enteilenden Seelen der Menschen betrachten. Sind die Sternschnuppen die Seelen, fragen wir, oder die Seelen die Sternschnuppen? Und dann hängt wieder Alles von dem ab, was sie unter Seelen verstanden. Wie erhielten sie solch ein Wort? Was war seine erste Absicht? Dies sind die Fragen, welche jeder ethnologische Psycholog zu stellen und zu beantworten hat, ehe er sich mit irgend welchem Nutzen zu den vielen Erzählungen und Anekdoten wenden kann, die sich in Werken über den Menschen aufgespeichert sinden.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß viele Worte, welche Seele bedeuten, ursprünglich Schatten bedeuteten. Aber was sollen wir uns denken, wenn man uns einfach berichtet, daß die Benin-Neger ihre Schatten als ihre Seelen betrachten? Wenn Seele hier bedeutet, was es uns im Deutschen bedeutet, so können wir sicher sein, daß kein Neger je geglaubt, daß seine deutsche Seele nichts sei als ein afrikanischer Schatten. Die Frage in ihrer einfachsten Form ist die: Wollen Sie sagen, daß s, (Schatten) gleich s, (Schatten) sei, oder aber, daß s, (Schatten) gleich d (Seele) sei? Es ist nun freilich ganz wahr, daß wir auch im Deutschen es uns durchaus nicht immer ganz klar machen, was wir unter Seele verstehen, aber was ganz klar ist, ist dies, daß, selbst wenn wir die Seele einen Schatten nennen, oder vom Schattenreich sprechen, wir unter Seele nie blos das verstehen, was wir Schatten nennen. Wenn man uns also nicht sagen kann, ob die Benin-Neger unter ihrem Worte für Seele die animg„ den Athem, als Zeichen des Lebens; den animus, den Geist, als Zeichen des Denkens, oder die Seele, als die Quelle der Begierden und Leidenschaften, verstehen; wenn wir nicht einmal wissen, ob ihre sogenannte Seele materiell oder immateriell ist, sichtbar oder unsichtbar, sterblich oder unsterblich, was lernen wir dann, wenn man uns sagt, daß die Wilden den Schatten, oder einen Vogel, oder eine Sternschnuppe als ihre Seele befrachten?

Dies war bereits geschrieben, als mir die folgende Stelle in einem Briefe des Herrn Codrington (^«rlolK IsIauSs, 3 ^ul^ 1877) zu Gesicht kam, in dem dieser einsichtsvolle Missionär in ganz demselben Sinne sich ausspricht. „Nehmen wir an," sagt er, „daß es Menschen gibt, welche ihre Seelen «Schatten» nennen, so glaube ich doch nicht im Geringsten, daß sie den Schatten für eine Seele, oder die Seele für einen Schatten halten. Sie gebrauchen das Wort Schatten bildlich für das, was dem Menschen zugehört, was wie sein Schatten ist, entschieden individuell, untrennbar von ihm, aber nicht materiell. Das Motawort, welches wir für Seele gebrauchen, bedeutet in Maori Schatten, aber kein Eingeborener von Mota weiß, daß es jemals diese Bedeutung hatte. Meine Ueberzeugnng ist, daß dieses Wort in der ursprünglichen Sprache entschieden weder Schatten noch Seele ausdrückte, sondern eine Bedeutung hatte, die man sich eher vorstellen als ausdrücken kann, und die in einer Sprache in der Bedeutung Schatten, in der andern in der Bedeutung von Etwas wie Seele, etwa ein zweites Selbst, hervortrat."

Was wir zu begreisen lernen müssen, ist eben dieser Uebergang der Bedeutung, wie aus der Beobachtung des Schattens, der am Tage bei uns ist und in der Nacht uns verläßt, die Vorstellung von einem zweiten Selbst entstand, wie diese Vorstellung sich mit einer andern vereinigte, nämlich mit der von Athem, der im Leben bei uns ist und im Tode uns zu verlafsen scheint; und wie aus diesen beiden Vorstellungen sich die Idee von einem Etwas, das vom Körper verschieden ist und doch eine Art von Leben besitzt, langsam hervorarbeitet. Hier sinden sich wahre Uebergänge vom Sichtbaren zum Unsichtbaren, vom Materiellen zum Immateriellen. Aber anstatt zu sagen, daß Menschen, in dieser frühen Periode ihrer Geistesentwickelung, ihre Seelen für Schatten halten, sind wir kaum berechtigt, mehr zu sagen, als daß sie glaubten, nach dem Tode werde ihr Athem, der den Körper verlafsen, in einer Form existiren wie der Schatten, der dem Körper im Leben folgt. Der Aberglaube, daß ein todter Körper keinen Schatten wirft, entspringt dann ganz von allein.

Nichts ist schwieriger, als der Versuchung zu widerstehen, eine unerwartete Bestätigung unserer Theorien, die wir in den Berichten von Missionären und Reisenden sinden, für einen Beweis zu halten. So ist das Wort für Gott im östlichen Polynesien ^.tus, oder ^.Kua. Da nun ats in der Sprache der Polynesier Schatten bedeutet, was könnte natürlicher erscheinen, als in diesem Namen für Gott, der ursprünglich Schatten bedeutet, einen Beweis zu sinden, daß die Vorstellung von Gott überall aus der Vorstellung von Geist entsprang, und die Vorstellung von Geist ans der Vorstellung von Schatten? Es könnte wie bloße Streitsucht aussehen, wollte man Einwendungen dagegen erheben, oder zur Vorsicht rathen, wo Alles so klar scheint. Glücklicherweise hat aber das Studium der polynesischen Sprachen in der letzten Zeit schon einen mehr wissenschaftlichen und kritischen Charakter angenommen, so daß bloße Theorien die Probe der Thatsachen bestehen müssen. So zeigt denn Mr. Gill*), der zwanzig Iahre in Mangaia gelebt hat, daß atua nicht von ats, abgeleitet werden kann, sondern daß es mit law im Tahitischen und Samoanischen zusammenhängt, und mit aiw, und daß es ursprünglich das Mark eines Baumes bedeutete. Nachdem es nun zuerst Mark bedeutete, wurde es später, etwa wie Sanskrit. s^rs, zur Bezeichnung von Allem, was das Beste ist, bezeichnete die Stärke eines Dinges, und schließlich den Starken, den Herrn. Das auslautende a in ^.tus, ist intensiv, so daß also atua

(Zill, Nvtks and Lonxs kroul tko 8outk ?aeiöe, p. 33,

für einen Polynesier die Bedeutung von dem innersten Mark und Lebenssaft eines Dinges hat, nnd hieraus entwickelte sich bei ihnen einer der vielen Namen für Gott.

Wenn wir mit einem Manne von wirklichem Wissen zu thun haben, wie Mr. Gill ist, der fast fein ganzes Leben unter einem Stamme der Polynesier verlebt hat, so können wir uns wohl auf seine Darstellung verlafsen. Aber selbst er kann nicht von der Religion seiner Mangaianer mit derselben Autorität sprechen, die z. B. dem Homer zukommt, wenn er von seiner eigenen Religion spricht, oder dem Augustinus, wenn er uns seine interessante Beschreibung des Glaubens der Römer gibt. Und doch wer weiß nicht, welche Ungewißheit trotz alledem in unseren Ansichten von der griechischen und römischen Religion übrig bleibt, selbst nachdem wir Alles gelesen, was solche Männer entweder von ihrer eigenen oder von der Religion Derer uns berichten, in deren Mitte sie herangewachsen und ihr ganzes Leben verbracht haben.

Die Schwierigkeiten, mit denen Missionäre und Reisende zu kämpfen haben, wenn sie uns eine getreue Schilderung der Religion und des geistigen Lebens wilder Völker zu geben suchen, sind also viel größer, als man wol zu glauben geneigt ist, und einige verdienen noch besonders hervorgehoben zu werden.

Einfluß der öffentlichen Meinung auf Reisende.

Erstens also gibt es wenig Reisende, die nicht von den Strömungen der öffentlichen Meinung berührt werden. Es gab eine Zeit, wo alle Reisenden von Roufseau'schen Jdeen angesteckt waren, so daß alle Wilde in ihren Augen etwa für ebenso edel galten, als die Germanen in den Augen von Taeitus. Dann kam ein Widerschlag. Theilweis durch den Einfluß amerikanischer Ethnologen, die überall nach Entschuldigungsgründen für Sklaverei suchten, theilweis zu einer späteren Zeit aus dem Wunsche, das fehlende Glied zwischen Affe nnd Mensch zu sinden, beschrieb man die Wilden in einer Weise, daß man wirklich oft zweiselte, ob der Neger nicht ein niedereres Geschöpf als der Gorilla sei, nnd ob der Name Mensch wirklich auf ihn pafse.

Ebenso als sich die Streitfrage erhob, ob Religion eine inhärirende Eigenthümlichkeit des Menschen sei oder nicht, da stieß eine gewisse Clafse von Reisenden stets auf Horden, die keinen Namen und keinen Begriff für Gott hatten*); andere entdeckten überall die erhabensten religiösen Ansichten. Mein Freund, Mr. Tylor, hat eine sehr nützliche Sammlung von sich stracks widersprechenden Berichten über die religiösen Anlagen eines und desselben Volkes gemacht. Vielleicht das älteste Beispiel dieser Art ist der Bericht über die Germanen von Cäsar und Taeitus. Cäsar sagt,

daß die Germanen nur die für Götter halten, welche sie sehen können und durch deren Gaben sie offenbar begünstigt werden, wie die Sonne, das Feuer, den Mond.*) Taeitus erklärt, daß sie mit dem Namen der Götter nur das Verborgene nennen, das sie nur durch Verehrung sehen.**) Wir mögen sagen, daß Taeitus später kam als Cäfar, oder daß jeder von ihnen bei einem anderen Stamme der Deutschen sich über ihre Religion Rath erholt. Die Sache bleibt dieselbe, und die Schwierigkeit, zuverläfsiges Material zu sammeln, tritt nur in ein noch helleres Licht.

Mangel an einheimischen Autoritäten.

Aber selbst wenn ein Reisender sich sindet, der keine vorgesaßten wissenschaftlichen Vorurtheile hat, der weder den Führern wissenschaftlicher noch theologischer Schulen zu Liebe schreibt, so bleibt noch immer, wenn er eine genaue Beschreibung wilder Völker und ihrer Religion geben will, die große Schwierigkeit, daß keine dieser Religionen anerkannte Autoritäten besitzt. Religion unter Wilden ist faft eine persönliche Sache, und sie wechselt sehr schnell und leicht von einer Generation zur andern. Ia selbst in derselben Generation sindet sich die größte Verschiedenheit der Ansichten mit Bezug auf die wichtigsten Fragen des Glanbens.

Allerdings gibt es Priester, auch heilige Gesänge und Gebräuche, und überall gibt es Mütter, die ihren Kindern einige gute Lehren für das Leben mitgeben. Aber es gibt eben keine Bibel, keinen Katechismus, kein Glaubensbekenntniß. Die Religion liegt in der Luft, und Ieder athmet so viel davon ein, als er zum Leben braucht.

Dies wird uns begreislich machen, wie es kommt, daß Berichte von Reisenden und Missionären über die Religion desselben Volkes ost wie Schwarz und Weiß von einander abweichen. Es mag ja in demselben Dorfe einen wahren Engel unter den Negern geben, und einen wahren Teufel, und doch würden beide in den Augen europäischer Reisenden für gleich gute Gewährsmänner in Bezug auf die religiösen Ansichten des ganzen Stammes gelten. Daß aber auch unter den Negern sehr bedeutende Verschiedenheiten in ihren religiösen Ansichten herrschen, das wissen wir von ihnen selbst.***) In Widah z. B. sagte man Des Marchais, daß nur die Vornehmen und Großen von einem höchsten Gott im Himmel wissen, der allmächtig, allgegenwärtig sei und das Gute und Böse vergelte, und an den man sich zuletzt wende, wenn alle anderen Hülfsmittel in der Noth sich fruchtlos erwiesen. Es gibt aber einen solchen Adel unter allen

*) De Lello Lall., VI, 21. Oeorum numero eos golos (luermt kiuos ovruunt, et eiuoruiu aperte opidiiL Mvsvtur, Lolem, et Vuleimuin, et I^unain.

Is«. <Zerm. IX. Oeorumgus nomivilzus «.ppellsut seeretum illud quoä svis, rsversntis, viäevt,

***) Waih, Anthropologie, II, 171.

Völkern, den eivilisirten wie den uneivilisirten, den alten Adel des Guten und Edlen, der ost den Einzelnen einen Vorsprung von Jahrhunderten vor dem gemeinen Haufen gibt.

Man denke doch nur, was der Erfolg sein würde, wenn man in Europa einen herabgekommenen Verbrecher und eine Diakonissin, die ihn im Gefängniß tröstet, besragen wollte, was ihre gemeinsame Religion sei, und man wird sich dann vielleicht weniger wundern, wenn die Berichte des Missionärs und des Sklavenhändlers über die religiösen Ansichten desselben Negerstammes so weit von einander abweichen, daß wir sie gar nicht zufammen reimen können.

Autorität der Priester.

Nun gibt es allerdings Priester auch bei den Negern, und man könnte meinen, daß was diese von der Religion ihres Volkes berichten, unumstößliche Autorität habe. Aber man denke nur ein wenig nach. Man frage sich nur wieder, wie es denn bei uns sein würde. Wir haben vor nicht vielen Jahren das Schaufpiel erlebt, daß einer unserer ausgezeichnetsten Theologen erklärte, wie ein anderer Geistlicher, dessen Büste jetzt in Westminster Abbey neben den Büsten von Keble und Kingsley steht, nicht an denselben Gott glaube als er selbst. Jst es ein Wunder also, wenn Priester bei den Aschantis in Bezug auf das wahre Wesen ihrer Fetische von einander abweichen, und wenn Reisende, die sich bei verschiedenen Priestern und Wahrsagern Rath erholt haben, sehr verschieden berichtet worden sind! Jn einigen Theilen von Afrika, namentlich wo sich der Einfluß des Mohammedanismus fühlbar gemacht hat, verachtet man sowol die Fetische als die, welche sie verkaufen. Die Joloss setzen den Marabuts die Thiedos, die Ungläubigen, Gottlosen (so heißen die bezahlten Soldaten) entgegen, welche überhaupt keinen Glauben weiter haben als den an ihre Gris-gris.*) An anderen Orten blüht der Fetischismus, und die Priester, welche Fetische fabrieiren und von diesem Handel leben, rufen auch dort: Groß ist die Diana der Ephesier!

Abneigung der Wilden, über ihre Religion zu sprechen.

Schließlich müssen wir noch einen Punkt in Betracht ziehen, nämlich daß, um ein wahres Verständniß irgend einer Religion zu gewinnen, der Wunsch und Wille auf beiden Seiten da sein muß. Viele Wilden scheuen sich vor allen Fragen über Religion, theilweis vielleicht aus abergläubischer Furcht, theilweis wol auch aus einer gewissen Unbehülslichkeit, ihre halbfertigen Gedanken und Gesühle in fertigen Worten auszudrücken. Einige Stämme sind entschieden schweigsam, für andere ist Sprechen eine An

*) Waitz, Anthropologie, II, 200. Ueber verschiedene Clafsen unter den Priestern ikiä. II, igg.

strengung. Nach zehn Minuten Unterhaltung klagen sie über Kopfweh.*) Andere im Gegentheil schwatzen unaufhörlich und haben auf jede Frage eine Antwort fertig, ohne sich viel zu kümmern, ob was sie sagen wahr oder unwahr ist.**)

Diese Schwierigkeit ist sehr treffend von R. H. Codrington in seinem Bries von den Norfolk Jslands geschildert. „Die Verwirrung in Bezug auf solche Dinge liegt gewöhnlich nicht an den Eingeborenen, sondern entspringt aus dem Mangel eines klaren Gedankenaustaufches zwischen Eingeborenen und Europäern. Ein Eingeborener, der ein wenig Englisch versteht oder der versucht mit einem Engländer in seiner eigenen Sprache zu verkehren, sindet es viel leichter, zu Allem, was der Weiße andeutet, zu nicken, oder solche Worte zu gebrauchen, die ihm eben bekannt sind, ohne daß er sich von ihrer Bedeutung genaue Rechenschaft geben kann, als sich abzuquälen, um gerade das auszudrücken, was er auf dem Herzen hat. Jn dieser Weise erhalten Reisende was sie für ganz zuverlässige Mittheilungen von den Eingeborenen halten, und drucken dann Dinge, die denen, welche wirklich eine genaue Kenntniß davon haben, ganz lächerlich klingen. So haben wir heute sehr gelacht, als ich einem jungen Merlav-Knaben mittheilte, was ich eben in einem Buche (Capt. Moresby's Ueber Neu-Guinea) von den Götzenbildern gelesen hatte, die er in seinem Dorfe gesehen haben will, und von denen er hofft, daß mein junger Freund dazu beitragen werde, daß die Eingeborenen sie mit der Zeit abschaffen. Mein junger Freund hatte nämlich diese sogenannten Götzenbilder selbst mit machen helsen und sie sind so wenig Götzenbilder als die Regenrinnen (guiM^les) an den gothischen Kirchen. Jch habe aber gar keinen Zweisel, daß irgend ein Eingeborener dem Schisfseapitän sagte, sie wären Götzenbilder, oder Teufel, oder etwas dem Aehnliches, als man ihn gesragt, ob sie nicht Götzen wären, und man lobte ihn wahrscheinlich ganz besonders wegen seiner Kenntniß des Englischen."

Wir besitzen eine sehr gute Beschreibung von Benedietinern,***) die, nachdem sie drei Jahre lang auf ihrer Station in Australien als Missionäre gearbeitet hatten, vollkommen überzeugt waren, daß die Eingeborenen keine Gottheit, wahr oder falsch, verehrten. Später aber wurde es ihnen ganz klar, daß diese Wilden an ein höchstes Wesen glaubten, welches die Welt geschaffen habe. Wenn nun diese Benedietiner ihre Station verlafsen, ehe sie diese Entdeckung gemacht, wer würde gewagt haben, ihren Berichten zu widersprechen?

Für De Brosses, als er sein unglückseliges Buch über den Feti

schismus schrieb, existirte keines von allen diesen Bedenken. Alles, was er in der Reisebeschreibung von Seeleuten oder Handelsleuten vorfand, war ihm willkommen. Er hatte eine Theorie, die vertheidigt werden mußte, und Alles, was sie zu bestätigen schien, mußte nothwendig wahr sein.

Jch hielt es für nothwendig, die bei einem wissenschaftlichen Studinm der Religionen wilder Völker unvermeidlichen Schwierigkeiten klar und offen darzulegen, um gegen zwei Gesahren zu warnen, die eine, daß wir einseitige Beschreibungen solcher Religionen für zuverlässig annehmen, die andere, und noch größere, daß wir auf so unsicherem Boden weitgreisende Theorien über den Ursprung und das Wesen von Religion im Allgemeinen aufbauen. Es scheint jetzt faft unmöglich, den tieseingewurzelten Glauben an einen ursprünglichen Fetischismus aus den Handbüchern der Geschichte wieder fortzufchaffen. Er ist zu einer Art von wissenschaftlichem Fetischismus geworden, der, wie die meisten Fetische, aus Unwissenheit und Aberglauben entstanden, aber nichts desto weniger eine gewisse Heiligkeit noch lange behaupten wird.

Nur möchte ich nicht mißverstanden werden. Die Thatsache, daß Fetischismus unter den Negern von West-Afrika und auch unter anderen wilden Stämmen weit verbreitet ist, soll durchaus nicht in Abrede gestellt werden.

Was ich nicht zugeben kann, ist, daß irgend Jemand, der über diesen Gegenstand geschrieben, mit De Brosses anzufangen, bewiesen oder auch nur zu beweisen versucht hat, daß alles das, was sie Fetischismus nennen, wirklich eine ursprüngliche, nranfängliche Form der Religion sei.

Sieben Oden des Horaz.

verdeutscht von

Emsnuel Geibel.

— Lübeck. —

An ZN. vipsanius Agrippa.

ich, Bezwinger des Feinds, tapfrer, verherrliche
In homerischem Flug varius' Heldenlied,
Wie Dein Heer Du zu Schiff oder im Reiterkampf
Zu glorwürdigem Sieg geführt.

Mir, Agrippa, gelingt nimmer so Mächtiges;
Nie den Zorn des Achill sang' ich, des ehernen.
Nie die Fahrten des listsinnenden Ithakers,
Noch die GrLuel in pelops Haus.

Für Erhabnes zu schwach warnt mich die schüchterne
Mufe, welcher der Ton kriegrischer Saiten sremd,
Casars strahlenden Ruhm nicht und den Deinigen
Durch Gestümper herabzuziehn.

Wer auch führte den Mars im diamantenen
Harnisch würdig uns vor? Wer den Meriones
Schwarz von troischem Staub oder in Götterkraft
Pallas Schützling, des Tydeus Sohn?

Nur Gaftmähler und heißblütiger Mädchen Kampf,
Wenn ihr Nagel gestutzt kühnem Getändel wehrt,
Sing' ich, heute noch frei, morgen in Flammen schon,
Meiner leichten Natur getreu.

An phidyle.

Wenn Du die Arme flehend zum Himmel hebst
Bei jungem Mondlicht, ländliche phidyle,
Und fromm die Laren sühnst durch Weihrauch,
Heurige Frucht und ein rundes Ferklein,

Dann spürt des Südwinds giftigen Bdem nicht
Der schwangre Rebstock, noch den verderblichen

Ulehlthau die Saatflur, nicht das jnnge
Saugende Lamm das Gebrest der Bbstzeit.

Der Bpferstier, der kräftige Weide fand
Im Eichenforst am schneeigen Algidus,
Den Albas Grasflur üppig nährte,
Rothe mit blutig getroffnem Nacken

Das Beil des Priesters. Aber für Dich bedarf's
Nicht vielen Bluts unschuldiger Lämmer erst;

Nur Rosmarin und zarte Myrten
Winde den Göttern des Heerds zum Kranze!

Denn Deine Hand, die fromm den Altar berührt,
versöhnt, auch arm an Gaben, wie köstlicher

Brandopferduft den Zorn der Götter,
Spendet sie knisterndes Salz und Mehl nur.

Dich locken, Freund, die Schätze der Araber
Und ernsten Kriegszug, Ieeius, rüstest Du

Sabäas nie zuvor besiegten
Könige, ja, für den Meder schmiedest

Du Fesseln schon? Welch schönes Barbarenkind
Bedient Dich künftig, dem der Verlobte fiel?

Welch schmucker Edelknabe soll Dir
Duftenden Haars den Pokal kredenzen,

Der einst vom Vaterbogen den Sererpfeil
Ins Schwarze schoß? — Nun sage mir Einer noch,

Es könne nie bergan der Sturzbach
Bder zur SZuelle die Tiber strömen,

Da Du den schwer erworbenen Bllcherschatz,
Der Stoa Schriften und der Sokratiker,

Dir selber treulos, willig hingibst
Für ein iberisches Panzerhemde.

G wie wüßte von Scham oder von Maß der Schmerz
Um solch theueres Haupt! Hilf, o Melpomene,
Hilf mir klagen Du selbst, der das erschütternde
Lied zur Harfe der Vater gab.

An Iccius.

Also unser ÜZuintil schlummert den Todesschlaf?
Wann wird stilles Verdienst, wann die Gerechtigkeit
Reinster Treue vermählt, jeglicher Lüge fremd,
Seines Gleichen auf Erden sehn!

Mancher Edle beweint heiß den Entrissenen,
Heißer Reiner, als Du, trauter virgilius;
Ach, Dein frommes Gelübd, das von den Himmlischen
Andres bat, es erweckt ihn nicht.

Bb noch süßer, als einst Brpheus, der Thraeier,
Du den horchenden Wald locktest mit Saitenspiel:
Nie kehrt warmes Geblüt wieder dem Schattenbild,
Das mit winkendem Stab einmal

Taub für jedes Gebet wider des Schicksals Schluß
Seiner stygischen Schaar Hermes hinzugesellt.
Hart ist's. Lern' in Geduld männlich ertragen, Freund,
N?as zu ändern ein Gott verwehrt.

An virgilins.

Das Volk der Spötter hass' ich, hinweg mit ihm!
In Andacht schweigt! Nie früher vernommenen

Gesang im heil'gen Dienst der Mufen
Stimm' ich den Jünglingen an und Jungfrau'n.

Die Herrn der Herrn selbst, welche der Völker Schwarm
Mit Zittern ehrt, sind Jupitern unterthan,

Der, durch Gigantensieg verherrlicht,
Alles bewegt mit dem Wink der Braue.

Bb der in weiter'n Gränzen, als Andere,
Luftgärten pflanze, dieser sich edlerer

Geburt, zum Wahlkampf schreitend, rühme,
Dieser durch Sitten und Ruf geadelt

ZVeihgesang.

Mitwerbe, jenen größre Tlientenschaar

Umring': ein streng ausgleichend Verhängnis; theilt

Sein Loos dem Trösus zu, dem Bettler, Wie es für jeglichen birgt die Urne.

Wem über schuldbeladenem Haupt gezückt

Ein Schwert herabhangt, kein sybaritisch Mahl

Schafft reinen Wohlschmack ihm, noch lullt ihn vogelzwitscher und Klang der Saiten

In Schlummer ein. Doch friedlicher Schlaf verschmäht Die Niedern Hütten ländlicher Männer nicht,

Am Uferabhang nicht den Schatten, Bder ein Tempe, gekühlt vom Westhauch.

wer nichts, als was zum Leben genügt, bedarf, Den kümmert nicht des tobenden Meeres wuth,

Wenn unter Sturm Arktnrus Sternbild
Sinkt und am Himmel der widder aufsteigt,

Nicht Hagelschlag, der über die Reben braust,
Mißwachs im Feld nicht, wenn die Gewässer bald

Die Frucht verdarben, bald des Hundssterns
Sengende Glut und des winters Härte.

Beengt im Meer schon fühlen die Fische sich

Durch ries'gen Dammbau; wälzt doch der Meister dort

Mit seinem Werkvolk Schutt und Wundern Täglich hinab, da der stolze Grundherr

Satt ward des Festlands. Aber dem Ueppigen, Wohin er schweift, nachschreitet die Furcht; es steigt

Ins Ruderschiff mit ihm und setzt sich Hinter den Reiter die schwarze Sorge.

Wenn drum den Trübsinn phrygischer Marmor nicht, Nicht purpurschmuck, glanzvoller als Sternenschein,

Zu bannen Macht hat, nicht Falerner,
Noch der erlesenste Perserbalsam,

Was soll mit neiderweckenden Säulen ich
Im neusten Stil mir prächtige Hallen bau'n?

Was mein Sabinerthal um Reichthum,
Der mir Beschwerde nnr schafft, vertauschen?

An ^alliope.

Nun steig' herab vom Himmel, Talliope,
Und laß zum Ton der Flöte, Gebieterin,
Ein großes Lied hellstimmig schallen,
Bder begleit' es auf phöbus Leyer.

Vernahmt ihrs? Bder täuscht mich ein holder Wahn?
Mir ist, ich lzSr's, wie schweifenden Fußes sie

Herwallt im Götterhain, melodisch von den Gewässern umrauscht und Lüften.

Mich deckten auf Apuliens Geierberg,

Wo einst als Kind ich, ferne dem Vaterhaus,

vom Spiele mlld' in Schlaf gesunken, Himmlische Tauben mit jungem kaub zu.

Ein Wunder däucht' es Allen, soviel umher
Im hohen Klippennest Acherontia's,

Soviel im iipp'gen Thal Forentums wohnen und an den Bantiner waldhöh'n, wie sicher ich vor Bären und Natternbrut, Geborgen unter heiligem Lorbeerreis

Und Myrten, schlief, ein sorglos Knäblein,
Gnädig behütet von euch, ihr Musen.

Denn euer bin ich, euer, umwehe mich
Sabinnms Bergluft oder der Schattenhain

Pränestes, winke Tiburs Hang mir
Bder der plätschernde Golf von Bajä.

Nicht hat mich, eurer Wuellen und Tänze Freund, Philippis rückwärts flutende Schlacht versehlt,

Nicht jenes Unglücksbaums Kerabsturz,
Noch im Sieilischen Meer das Felsriff.

Seid ihr mit mir, so darf ich mich frohgemnth
Im Schiff dem wildaufbrausenden Bosporus
vertraun und durch den heißen Flugsand
An der Assyrischen Küste pilgern,

Den Britten darf ich, welcher den Fremdling würgt,
Getrost, den Roßblut schlürfenden Eantaber

Aufsuchen und am Seythenstrome
Ruhig dem Pfeil des Gelonen trotzen.

Ihr lasset Casarn, wenn der Erhabene
Sein müdes Heer im Schooße der Städte barg
Und Stille sucht nach Kampf und Mühsal,
In den pierischen Grotten ausruhn.

Friedselgen Rath ertheilet ihr Holden ihm

Und freut euch eures Rathes. Doch wissen wir,

wie mit des Donners Keil die Rotte Frevler Titanen er einst zerschmettert,

Zeus, der den Erdball, der die Gewässer lenkt,
Gesetz den Städten gibt und dem Schattenreich,

Und Götter gleichwie Staubgeborne
Einzig beherrscht mit gerechtem Seepter.

Wohl kam ein Grau'n ihm, als mit gewaltgem Arm Tollkühn die Riesenjugend den Sturm begann

Und jenes Paar anhub, den wald'gen
Pelion auf den Blymp zu wälzen.

Doch was vermochte Typhons und Mimas' Kraft,
Was alle Drohgeberde Porphyrions,
Was selbst Eneeladus, der kühne
Schleudrer entwurzelter Eichenstämme,

Als ihnen Pallas tönender Götterschild
Entgegenblitzt'? als hier sich Vulkan erhub,

Dort Junos Gottheit und des goldnen
Nimmer versagenden Vogens Meister,

Er, dem vom klaren Thaue Kastalias
Die Locke trieft, der Lyeiens Myrtenflur
Und seines Eilands Hain umwaltet,
Delos und patara's Gott, Apollo?

Kraft ohne Rath stürzt unter der eignen Wucht,
Kraft, wenn sie Maß hält, führen die Götter selbst

Zum Ziele, doch verhaßt ist ihnen
Uebergeroaltiger Stärke Frevel.

Mein Wort bezeug' euch Gyas, der Gäa Sohn,
Der hundertarm'ge, jener Brion auch,
Der, frech Dianas Reiz begehrend,
Unter den Pfeilen erlag der Jungfrau.

Schwer deckt die Erd' ihr eigenes Gräulgeschlecht,
Die Brut bejammernd, die zu des Brkus Nacht

Der Blitz gestürzt; noch nicht durchfraß ihr
Zehrendes Feuer die Last des Aetna.

Der Geier läßt, zum Rächer der Schuld bestellt,
von Deiner Brust nicht, lüsterner Tityos,
Und Ketten, dreimal hundert, drücken
Ewig Virithous Dich, den Buhler.

An phyllis.

Schon in's zehnte Jahr im Gewölbe lagert
Mir ein Krug albanischen Weines, Vhyllis;
Immergrün zu Kränzen bescheert der Garten,
Fülle des Epheus,

Daß mit reich durchslochtenem Haar Du glänzest;
Fröhlich strahlt von Silber das Haus, der Altar,
Keusch mit Lorbeerzweigen umwunden, harrt des
Ländlichen Bpfers.

Hand an's Werk legt jeder; geschäftig eilen
Hier und dorthin Knaben zumal und Mädchen;
Himmelan schon wirbelt die Glut den schwarzen
Strudel des Rauches.

Doch, damit Du wissest, zu welchen Freuden
Ich Dich lud: wir feiern das Fest der Iden,
Das den Mond der Flutengebiet'rin Venus
Theilt, den Aprilis.

Heilig ist, fast heiliger dieser Tag mir,
Als das Fest der eig'nen Geburt, verkündet
Doch ein neu zuströmendes Jahr sein Aufgang
Meinem Mäeenas.

Telephus, nach dem Du Dich sehnst, den Jüngling
Hält — denn Dir nicht war er bestimmt — ein Mädchen,
Reich und leicht von Sitten und Sinn, in süßen
Banden gefesselt.

Brandversengt lehrt phaöton Dich, vermess'nen
Wunsch zu fliehn; Bellerophons Sturz auch mahnt Dich,
Den als staubentsprossen der flügelstolze
Pegafus abwarf,

Daß Du nur Dir Ziemendes suchst und niemals,
Uebers Ziel mit frevelnder Hoffnung schweifend,
N?as Dir ungleichartig begehrst. So komm denn,
Letzte Geliebte,

(Denn nach Dir macht nimmer ein Weib mich glühen),
Komm und sinn' auf süßen Gesang und laß ihn
Seelenvoll hinströmen! Im Born des Liedes
Löst sich der Kummer.

(Line unsindbare freie Reichsstadt.

Aulturgeschichtliche Skizze,
von

ltarl Vraun-WieDlideii.

— Berlin. —

I.

ie heißt Buchhorn und liegt auf dem deutschen Ufer des Bodensees, — diese freie Reichsstadt, von welcher ich sprechen will.

— „Die deutsche Reichsstadt Buchhorn?" fragt vielleicht der geneigte Leser. „Jch kann sie auf meiner Karte nicht sinden. Wurde sie im dreißigjährigen Kriege zerstört, oder ist sie von Lava überströmt worden, wie Hereulanum, oder ist sie im See untergegangen, gleich Vineta?"

Nein, antworte ich, sie blüht und existirt noch, wenngleich nicht mehr als freie Reichsstadt. Aber sie ist auch auf der besten Speeialkarte nicht verzeichnet. Die beste Speeialkarte vom oberen See, das will ich hier beiläusig bemerken, betitelt sich „Waltenbergers Speeialkarte von Lindau", sie ist in der Wilhelm Ludwig'schen Buchhandlung in Lindau erschienen. Maßstab 1:50,000. Der Titel „Karte von Lindau" ist eine falsche Bescheidenheit. Denn sie umfaßt den ganzen oberen See von Friedrichshafen bis hinauf nach Lindau und Bregenz, und von da hinunter bis Rorschach. Sie zeichnet sich aus durch Genauigkeit und Klarheit. Du sindest auf ihr die Städte, Dörfer, Weiler und selbst einzelne Häufer; — die Kirchen, die Schlösser und die Ruinen; — die Wälder und die Moore (hier „Moos" genannt), die Berge und die Ebenen; — die Eisen-, Wafser- und Landstraßen bis auf die Vieinalwege, die Feldwege nnd die kleinsten Fußpfade, welche letztere man hier „Gangsteige" nennt; — die Flüsse, die Seen, die Weiher, die Bäche und die Bächlein; — das Alles sindest Du, aber ein Buchhorn findest Du nicht, wenigstens nicht unter diesem Namen. Man hat nämlich die alte freie Reichsstadt mit einem zum Schloß avaneirten Kloster, das vormals Hosen geheißen, Anno 1806 zusammengeworfen und das Ganze, dem ersten König von Württemberg zu Liebe, „Friedrichshafen" genannt. Dieser Name ist, obgleich die Unsitte des Umtaufens und der Anwendung von Vornamen, bei welchen sich die Nachwelt in der Regel nicht das Geringste zu denken vermag, keineswegs als empfehlenswerth zu betrachten ist, allgemein üblich geworden für den württembergischen Seehafen, der zugleich für den König Karl, die Königin Olga und deren Unterthanen, namentlich die Stuttgarter, eine beliebte Sommerfrische geworden ist und vor unseren übrigen deutschen Orten am nordöstlichen Ufer des Sees den Vorzug genießt, daß man von hier aus den schönsten Ueberblick über die größere Mafse des Sees hat (denn Friedrichshafen liegt so ziemlich in der Mitte der ganzen Seelänge und die breitesten und tiessten Stellen sind zwischen Friedrichshafen, Romanshorn, richtiger nach der alten Lesart: „Romis-Horn", und Langenargen), daß man gleichzeitig Constanz und die Hügel der Rhein-Einmündung sieht, und daß die Alpsteingruppe und der dazu gehörige Säntis weniger, als in Lindau und Kreßbronn, verdeckt werden von den Vorbergen.

Die gute alte freie Reichsstadt Buchhorn hat von ihrer ehemaligen Herrlichkeit nichts übrig behalten, als eine recht unangenehme Legende im Style der Laien- oder Schildbürger. Man erzählt sich, der hohe Rath von Buchhorn habe einem der benachbarten Dynaften, welcher der Stadt in irgend welchen Nöthen Beistand geleistet, eine Sammlung frisch gelegter Eier schicken wollen, weil der biedere Reichsgraf geäußert, er habe noch nirgends so gute Eier gesunden, als gerade in Buchhorn. Man sammelte also die besten und frischesten Eier und verpackte sie in eine schön gezimmerte Kiste von Eichenholz, die verziert war mit dem Wappen der Stadt und mit dem Reichsadler, welchen daneben zu führen die Hohenstaufen der getreuen Stadt in Gnaden verliehen. Aber es zeigte sich, daß die Kiste zu klein war. Die Eier wollten nicht alle hineingehen. Da stiegen die Väter der Stadt in die Kiste und stampften die Eier zusammen, um dieselben zu eomprimiren, auf daß sie weniger des Raumes bedürften. Da begab es sich, daß die Eier zerbrachen und die Männer des Rathes gelbe Füße bekamen. Seitdem nennt man die Buchhorner an den Gestaden des Sees die „Gelbfüßler". Und diese Bezeichnung hat sich erhalten, selbst nachdem der altehrwürdige Name Buchhorn von der Landkarte verschwunden. Die Geschichte von den „eomprimirten Eiern" hatte aber ihre gleichsam symbolisch-prophetische Bedeutung für die Bodensee-Gegend. Denn heute besindet sich in Lindau eine große Fabrik eondensirter oder eomprimirter Milch, welche halb Europa versorgt. Ich habe diese Milch namentlich im Orient, wo es gute Milch selten in Natur gibt, mit Vergnügen genossen und will daher hier ihrer, wenigstens im Vorübergehen, mit gebührender Dankbarkeit denken.

Ich will Dir diese Geschichte vertraulich mittheilen, allein für den Fall, daß Du den guten Gedanken bekommst, auch einmal auf der schwäbischen Seite des Sees Villeggiatura zu halten, füge ich hinzu: Nicht frommt es dem Fremden, anzuspielen auf diese Geschichte, denn es konnte ihm Seitens der Gelbfüßler Prügel eintragen. Es geht hier so, wie in Reutlingen, ebenfalls weiland freier Reichsstadt. Bei Reutlingen wächst nämlich ein Wein, welcher mindestens eben so gut ist, wie der Seewein und andere dergleichen Gewächse. Als nun der Prinz Eugen, der edle Ritter, die Stadt pafsirte, überreichte ihm der hohe Rath „zur Verehrung und Ergötzlichkeit" einen kostbaren Pokal, gesüllt mit Reutlinger Wein, den der siegreiche Feldherr austrinken mußte. Das that er. Darauf aber ergriff ihn ein bedeutsames Schütteln, und er sprach die geflügelten Worte: „Lieber will ich noch einmal Belgrad einnehmen." Allein es ist ihm dennoch vortrefflich bekommen und den Becher hat er natürlich behalten. Aber auch auf diese Geschichte anzuspielen, frommt nicht dem Fremdling,

Als gewissenhafter Chronist muß ich hinzufügen, daß mir einige Bürger der Stadt Friedrichshafen, geborene Buchhorner, die Versicherung gaben, an der ganzen Geschichte von den Eiern sei nicht ein wahres Wort, dieselbe sei eine boshafte Ersindung der neidischen Lindauer, von welchen man auch Mancherlei erzählen könne, wie z. B, daß man den hohen Rath der Stadt Lindau „das Wachsfiguren-Cabinet" geheißen, weil Keiner davon Etwas zu sprechen im Stande oder Willens gewesen.

Ich bat darauf meine Buchhorner Freunde, sie mochten die Geschichte von der Rathsversammlung und dem Wachssiguren-Cabinete nicht weiter erzählen, sonst werde es an Versuchen nicht fehlen, auch den deutschen Reichstag in ein stummes Wachssiguren-Cabinet zu resormiren.

Dagegen versprach ick) ihnen, die Herrlichkeit der alten Grafschaft und der freien Reichsstadt Buchhorn nach Kräften wieder aufzufrischen. Und dies will ich, allen Feinden und Neidern zum Trotz, hierdurch übernehmen.

Ich wag's, ein Grab
Dem heißgeliebten Buchhorn auszuwerfen",

spreche ich mit Sophokles Antigone.

II.

Fangen wir also mit dem Anfange an. Der Bodensee erscheint uns zuerst in römischer Beleuchtung. Ammianus Mareellinus hat uns ein wenig schmeichelhaftes, aber sür die damalige Zeit wahrscheinlich ziemlich richtiges Bild von demselben entworfen. Obgleich die großen und stark besestigten Römereastra, bei welchen sich nach und nach auch Städte ansiedelten, auf der südwestlichen Seite lagen, so hatte man doch auch auf der Nordost-seite militärische Ansiedlungen, von welchen aus sich Straßen nach dem Innern von „Alemannien" erstreckten. Man kann auf dem württembergischen Gebiete zwei solcher Straßenzüge, welche heute noch durch die von Alters her überkommenen Namen „Hochstraß", „Straß" und „Steinmauern" markirt werden, mit einiger Wahrscheinlichkeit nachweisen. Die eine führt von dem jetzigen Friedrichshafen nach Frohnhosen, die andere von Langenargen nach der über die Arge geschlagenen Gießensbrücke und dann weiter nach Tettnang, Waldburg und Anlendorf :e.

Der römische Wartthurm lag jedoch nicht an der Stelle der spateren freien Reichsstadt, sondern auf jener Landzunge, hier „Horn" genannt, wo sich gegenwärtig das königliche Schloß Friedrichshafen bessindet; ebenso wie die beiden römischen Thürme von Langenargen auf jener Halbinsel oder Insel standen, welche jetzt das von dem König Wilhelm von Württemberg wieder aufgerichtete stattliche Schloß Montfort trägt. An die Stelle des römischen Wartthurms, „speeula" geheißen, trat dann nachher der gräfliche Sitz Buchhorn, welcher wahrscheinlich älter als die Stadt ist, obgleich letztere schon im zehnten Iahrhundert als solche, nnter dem Namen Pudihorn oder Buochihorn, erwähnt wird.

Spuren des alten Grafensitzes sinden sich in der jetzigen Stadt Buchhorn nicht. Diese liegt auch nicht auf einem „Horn", sondern auf einem nur wenig in den See ausladenden Bogen des Ufers, neben welchem Bogen sich links eine hübsche Bucht, der jetzige Hafen, besindet.

Unter diesen Umständen ist es wahrscheinlich, daß das alte Schloß Buchhorn auch wirklich auf dem oben erwähnten „Horn" lag und daß es dieses schon frühzeitig wohlbesestigte gaugräfliche Schloß und nicht die wahrscheinlich erst später besestigte Stadt war, welches im Iahre 926 den stürmischen Angriff der Hunnen zurückgeschlagen. Der Name Buchhorn stammt also wahrscheinlich von jenem wirklichen Horn her und hat sich von dem Grafensitz auf die bürgerliche Ansiedlung übertragen, welche sich den für die Schifffahrt günstigsten Platz wählte. Denn in jenen an guten Landstraßen so armen Zeiten überwog der Verkehr auf dem Wafser. Allerdings scheint das Wappen der freien Reichsstadt Buchhorn gegen diese Annahme zu sprechen. Es zeigt in dem Felde rechts eine grüne Buche, mit in die Luft ragenden schwarzen Wurzeln, in goldenem Felde, in dem Schilde links dagegen ein schwarzes Iagdhorn mit Gold beschlagen, in rothem Feld.

Es ist, wie man sieht, ein sogenanntes sprechendes oder redendes Wappen, welches den Namen Silbe vor Silbe widergibt. Aber bekanntlich ist diese Sorte Wappen von neuerem Datum und hat wenig geschichtliche Beweiskraft. Dafür nur ein Beispiel. Die Stadt Iüterbog hat gegenwärtig einen Bock in dem Wappen. In alten Zeiten führte sie darin eine strahlende Sonne, Das letztere war richtig. Denn Iüterbog ist ein Wort slavischen Ursprungs und bedeutet den strahlenden Gott, den Sonnengott der alten Wenden, welche den Ort gegründet haben. Diese Bedeutung ist jedoch der späteren deutschredenden Bevölkerung verloren gegangen, und so ist denn aus dem Gotte (Lo^) ein „Bock" geworden. Dazu kam denn schließlich noch der Berliner mit seinem Hange zu schlechten Witzen, um das Räthsel zu ersinden: „Was ist das Gegentheil von Iüterbog (Güterbock)?" Antwort: „Personenzüge" (sprich Ziege). Traurige Schicksale eines Wortes!

Um nun wieder auf Buchhorn zurückzukommen, so schreiben alte handschristliche Nachrichten die Besestigung von Buchhorn den Einfällen der Hunnen zu, was denn auch dafür sprechen dürfte, daß die starken Mauern nach der Seeseite, welche auch heute noch deutlich erkennbar sind, und daß die Wälle und Gräben nach der Landseite, welche heute theilweise verschwunden, erst nach 926 entstanden.

Damals stand die Stadt. wie das ganze Linzgau, wozu sie gehörte, unter dem Gaugrafen des Kaisers, der auf dem gedachten Horn seinen Sitz hatte. Das Gau (auch der Gau kommt saft ebenso häusig vor in den alten Urkunden, gerade so wie man heute noch im „Rheingau" für dieses Wort bald den männlichen und bald den sächlichen Artikel anwendet), das Gau also und die Gaugenossenschaft zersiel in die einzelnen Hundertschaften oder Centgenossenschaften. Die Verwaltung und die Iustiz leitete der kaiserliche Graf und unter ihm die einzelnen Centgrafen, natürlich — das verstand sich damals von selbst — unter Mitwirkung der Gauund der Centversammlungen, später unter Mitwirkung der Delegirten derselben, der Schöffen. Anfangs war das Linzgau für sich, später hatten dieses und das östlich davon gelegene Argengau denselbigen Grafen, welcher sich nach dem Gaue benannte. Ter Name der Grafen von Buchhorn kommt zum ersten Male vor bei dem Grafen Ulrich dem Iüngeren, dem Sohne des Ulrich des Aelteren. Während dieser immer nur der Graf des Linzund Argengaues genannt wird, wird jener der „C'ome» Luokkornen«s" benamset. Von ihm und seiner Gemahlin Wendelgaro, der frommen Kaisertochter, werde ich später noch reden. Für jetzt wollen wir die Stadt im Auge behalten.

Bekanntlich entwickelten sich aus den Gaugrafen, die ursprünglich Reichsbeamte waren und von dem Kaiser ein- und abgesetzt wurden, erbliche Dynasten; und solche wurden auch die Grafen von Buchhorn. Zu ihrem dynastischen Besitze gehörte von da an auch die mit demselben Namen bezeichnete Stadt. Mit den anderen Besitzungen der letzteren ging dieselbe an die Dynastie der Welsen und nach deren Rebellion und Sturz an das Haus der Hohenstaufen über.

Wann nun Buchhorn eine freie Reichsstadt geworden, läßt sich nicht ermitteln. Wahrscheinlich benutzte es die Wirren des Interregnums, welches auf den Untergang der Staufenherrschaft folgte, um sich die Unabhängigkeit zu erringen; und gewiß ist, daß der städtefreundliche und raubritterfeindliche Kaiser Rudolf, der Habsburger, im Iahre 1272 Buchhorn als freie Reichsstadt anerkannte und eonsirmirte. Kaiser Albrecht gab noch mehr. Er verlieh ihr 1299 das Recht, daß kein Ritter oder Mönch erbliche Guter in der Stadt und in deren Gebiet erwerben oder besitzen dürfe.

Buchhorn hatte in der Kaiserfehde zwischen Albrecht von Oesterreich und Adolf von Nafsau getreulich zu Ienem gehalten und in Folge dessen schweren Schaden erlitten. Der Abt Wilhelm von Sanet Gallen, aus dem Hause der Grafen von Montfort, der keineswegs ein so gemüthlicher Herr war, wie jener Abt, welchen Bürger in seiner Ballade „Ich will Euch erzählen ein Märchen gar schnurrig" besungen, übersiel 1296 die Stadt Buchhorn unversehens von der Land- und der Seeseite, erstürmte dieselbe und plünderte sie gründlich. Allein der geistliche Herr mußte wieder abziehen, da Kaiser Albrecht siegreich blieb. Der letztere verlieh dann der Stadt zur Schadloshaltung für Das, was sie um seinetwillen Schweres erduldet, 1299 alle Privilegien, um welche sie anhielt. (Siehe Dr. I. N. von Vanotti, Geschichte der Grafen von Montfort und Werdenberg, Ein Beitrag zur Geschichte Schwabens, Granbündtens, der Schweiz und Vorarlbergs. Belle-Vue bei Constanz, 1845. S. 58 u. ff.)

Seitdem hat sich Buchhorn selbst regiert unter einer ziemlich demokratischen Verfafsung. An der Spitze der Regierung stand der kleine und der große Rath. Der kleine Rath bestand aus zwei Bürgermeistern oder Consuln und sieben Senatoren. Unter den letzteren besanden sich vier Zunftmeister. Der große Rath bestand aus zwölf Mitgliedern. Alle Iahre, am sogenannten „Schwörtag", wurden sämmtliche Magistratspersonen neugewählt. In der Regel wählte man zwar von Neuem die alten; allein man hatte sie doch unter Gewalt und Controle, und sie mußten jedes Iahr von Neuem der Bürgerschaft gegenüber ihre Pflichten beschwören.

Daß die Stadt Buchhorn doch nicht so ganz unbedeutend war, beweist der Umstand, daß ihr Name in den meisten damaligen Städtebündnisfen glänzt.

So gehört z, B. Buchhorn zu den „fünf Städten um den See" (im Gegensatz zu dem Bund ob dem See, an dessen Spitze Appenzell stand), welche 1470 „am Donnerstag vor Katharinen" eine Art Eidgenossenschaft mit einander schlossen, nicht, wie die Schweiz, um sich von Kaiser und Reich loszusagen, sondern um desto getreuer zu denselben zu halten. Es waren die Städte Lindau, Ueberlingen, Buchhorn, Ravensburg und Wangen. Der Bund bezweckte nicht nur gemeinsame Maßregeln zur Aufrechterhaltung des kaiserlichen Landsriedens, oder wie es in den alten Verträgen heißt: zur Wahrung von „Friden, ruow und gemach", sondern auch

1. Behauptung der wohlerworbenen Rechte und Freiheiten der verbündeten Städte, oder, wie schon am 21, Juli 1291 der Rath von Zürich beschloß, „daß die Stadt an keinen Herrn kommen solle, außer mit dem gemeinen Rathe (der allgemeinen Zuftimmung) der Gemeinde," und

2. Aufrechterhaltung von Freiheit, Ordnung und Sicherheit von Handel und Wandel, mit Gut und Blut.

Jn der Vertragsaussertigung, welche in der Bücherei der freien Reichsstadt Ueberlingen aufbewahrt wird, heißt es wörtlich:

„V/enn n-er väre, äer uns Aeineinielien oäer KeLon6er von uusern ?ribaiten, reoKren unä Zuoten FewonKaiteii Kemmen ocler von äeni KeiliAen idinisoKen, KvoK trvben «cler trengen, versetzen oäer verkokken ^völlte, Dem >vo11n ivir" eto.

Buchhorn hat in dem Bunde der „Städte um den See" seine Stellung behauptet. Es hat sogar im Jahre 1472 fein Gebiet erweitert, indem es von der Stadt Constanz die in seiner nächsten Nähe gelegenen Orte Baumgarten und Eriskirch kaufte, welche von da an als die „Buchhorn'sche Herrschaft Baumgarten" bezeichnet werden.

Neben Rühmlichem ist auch einiges Unrühmliche zu erwähnen, z. B, Folgendes: Der Stadt Buchhorn war von dem Deutschen Kaiser das Münzrecht verliehen. Sie machte nicht immer guten Gebrauch davon. Zur Zeit der Münzverschlechterung im siebzehnten Jahrhundert, zur Zeit der Kipper und Wipper, prägte sie Scheidemünzen, welche wenig oder gar keinen Metallwerth hatten, in solcher Mafse, daß damit alle Nachbargebiete überschwemmt wurden.

Es war das eine damals in Deutschland, namentlich auch in Oberschwaben, und nicht weniger in der Schweiz, allgemein grafsirende wirthschaftlich-politische Krankheit, welche fortgewuchert hat bis in die Gegenwart. Man erinnere sich z. B. der „L-Groschen" und der „Wilden ThalerScheine". Der Zollverein und die Münzeonventionen haben dieses Nebel eingeschränkt, und erst der Münz- und der Bankgesetzgebung des Deutschen Reiches ist es gelungen, dasselbe vollständig auszurotten.

Jn der Schweiz und in Oberschwaben existirte vormals eine Silbermünze, „Plaffert" genannt. Diese wnrde schließlich so schlecht geprägt, daß ihr Name noch in diesem Jahrhundert in Süd- und Westdeutschland allgemein üblich war, um damit eine schlechte Münze zu bezeichnen. „Blasiert" nannte man noch vor zehn Jahren in den Ländern des rheinischen Münzfußes jene Scheidemünzen von unerkennbarem Werth und Gepräge, welche von Silber sein sollten, aber aussahen wie ein ganz flaches Stück Blech und sehr häusig den Ladentisch zierten, an welchem sie aufgenagelt wurden.

Die freie Reichsstadt Buchhorn, welche in Schlechtmünzerei mit ihrem östlichen Nachbar, den Reichsgrafen von Montfort in Langenargen, wetteiserte, trieb es mit dem Ausprägen nnterwerthiger Batzen, Plaffert und Kreuzer so stark, daß die dadurch gesährdeten Städte des schwäbischen Kreises und das Herzogthum Württemberg, mit welchen Ueberlingen noch dazu eine Münzeonvention abgeschlossen hatte, einig wurden, es sich ferner nicht mehr gesallen zu lafsen. Die Vertreter des schwäbischen Kreises beschlossen, einzufchreiten und beauftragten Württemberg mit der Exeeution. Diese Exeeution war der Vorbote der Annexion. An einem schönen Sommertag des Jahres 1705 erschien in der freien Reichsstadt ein Commissarius des Herzogs von Württemberg, an der Spitze von hundert Grenadieren, welche mit Hacken und Schaufeln und sonstigen Zerstörungswerkzeugen versehen waren. Die Münze wurde niedergerissen, ihre Einrichtungen wurden vernichtet. Damit hatte der Gebrauch und der Mißbrauch des Münzrechts ein Ende.

Und es ging überhaupt zu Ende mit der freien Reichsstadt. Die Zeit von 1705 bis 1802 war nur noch eine lange Agonie. Der Handel hatte andere Richtungen eingeschlagen. Der Verkehr auf dem Bodensee, früher so lebhaft, begann zu veröden. Die vielen kleinen weltlichen und geistlichen Territorien, welche hier durch einander im Gemenge lagen, wußten nichts Besseres zu thun, als einander mit Zoll- und GrenzPlackereien und auf jede andere denkbare Weise zu chieaniren. Das Reich versiel und mit ihm die Reichsstädte. Die schweren Kriegszeiten verminderten die Einnahmen und vermehrten die Ausgaben. Die Steuern warfen nichts mehr ab; es blieb keine Rettung mehr, als Schulden zu machen; und diese Rettung war zugleich der Anfang des Unterganges. Das arme Buchhorn, welches damals höchstens 700 Einwohner, von geringem Wohlstand, noch zählte, hatte zu Anfang des Jahrhunderts nahe an hunderttaufend Gulden Schulden. Es wurde 1802 Bayern zugetheilt, welches die Stadt nebst Gebiet im Jahre 1810 wieder an Württemberg abtrat, bei welchem sie denn auch, nach Veränderung der städtischen Firma, bis heute verblieben. Bayern hatte sich des Schuldenwesens der Stadt nur in der Art angenommen, daß es einen großartigen Schuldentilgungsplan machte, von welchem aber während der acht Jahre, welche die Stadt unter der Krone Bayern verblieb, nicht das Geringste zum Vollzug kam, so daß Buchhorn mit völlig ungeschwächtem Schuldenbestande an Württemberg überging. Letzteres dagegen griff energisch zu. Es nahm der Stadt die Einkünfte aus der Herrschaft Baumgarten, die nicht unbeträchtlich waren, nnd die Hälste ihres stattlichen Waldes ab (den man größtentheils niederhieb, um nur schnell Geld zu bekommen). Aber zu gleicher Zeit nahm es auch den größeren Theil ihrer Schulden auf sich, bis auf einen Rest von etwa 2<>,000 Gulden. Den letztgenannten Betrag war die Stadt verschiedenen Stistungen und Corporationen in Buchhorn selber schuldig, bei welchen sie in den schlimmsten Zeiten, wo ihr kein Mensch mehr borgen wollte, mehr oder weniger zwangsweise ihre sogenannten „Anlehn" gemacht hatte. Diese Schulden wurden von der Regierung einfach „niedergeschlagen". Ein solcher obrigkeitlicher Eingriff in wohlerworbene Privatrechte wäre heut zu Tage nicht möglich. Damals war er es noch; der Staat disponirte frei über alle öffentlichen Gelder, namentlich auch über jenes Corporations- und Stistungsvermögen, welches man in der Türkei „Wakuf" nennt. Jn allen Rheinbundsstaaten ohne irgend eine Ausnahme sind damals solche und schlimmere Dinge vorgekommen. Durch eine Verordnung des Königs Friedrich von Württemberg vom 17. Juli 1811 wurden die Stadt Buchhorn und das in ein königliches Schloß verwandelte Kloster Hosen unter dem Titel „Stadt und Schloß Friedrichshafen" in eine Gemeinde zufammengeschlagen.

So endete die freie Reichsstadt Buchhorn. Jch werde mich nun zu der Dynaftie Buchhorn wenden und ihr Geschick und Ende erzählen. Zuvor will ich jedoch noch ein nicht unrühmliches Blatt aus der Geschichte der Stadt im fünfzehnten Jahrhundert aufschlagen. Die Schrist ist etwas verwischt und nicht mehr recht zu entziffern. Sie handelt von der Deutschen Kaiserkrone in Buchhorn. Diesem ernsten Blatte aus der Zeit des Coneils von Constanz will ich ein heiteres aus unseren Tagen beisügen, welches uns den Fürsten Metternich, den regierenden Kanzler von Oesterreich, im Confliet zeigt mit Doetor Hüetlin, dem regierenden Bürgermeister von Constanz.

III.

Der Freiherr von Aufseß hat in den Archiven von Nürnberg ein Schreiben des hohen Rathes dieser freien Reichsstadt an die Stadt Buchhorn am Bodensee entdeckt, welches lautet, wie folgt: — „Der Staat (Stadt) zu Buchhorn. „Lieben Freunde! Der allergnädigste Fürst und Herr Sigmund, Römischer Kaiser :e. :e, :e., unser Gnädigster Herr, hat uns kürzlich geschrieben und uns geheißen, seine Kaiserliche Krone, die Seine Durchlaucht jeder Jahre in unserer Stadt gelafsen hat, Euer Weisheit zu überschicken und auszuantwort.en. So meint Seine Kaiserliche Gnaden Euch eine Freudenbotschaft zu thun und Euch zu unterweisen, wie Jhr ihm die Krone fürbaß schicken sollt. Also nach söllichem (solchem) Geheiße schicken wir Euch diese Krone mitsammt einem Meßbuch, als Euch gegenwärtiger unser Knecht, Ausantworter dieses Brieses, wohl unterweisen wird, wo und wie Jhr deren bedürft, Euch derselben Tinge zu unterwinden und Seiner Kaiserlichen Majestät nach Seinem Geheiß und Wohlgesallen fürbaß zuzufügen, denn wo wir Euer Ehrsamkeit :e." Datirt ist dieses Schreiben Nürnberg an Buchhorn vom 28. März 1434.

Was hat dasselbe zu bedeuten?

Bekanntlich war die freie Reichsstadt Nürnberg in den engsten Beziehungen zu Kaiser und Reich. „Auf der Höhe, die sich über den Giebeln der Stadt erhebt" (sagt der badische Archivdireetor Friedrich von Weech in seinen soeben, Leipzig, Duncker K Humblot, erschienenen gesammelten Essays „Aus alter und neuer Zeit", die ich dem Leser auf das Angelegentlichste empfehle), „haben ehedem zwei Burgen stolz in die Lüste geragt: die eine des Kaisers Burg, wo der Vogt des Reiches zu Gericht saß und Recht sprach, und gar mancher der großen deutschen Kaiser, seine Wohnung nahm, wenn er die fränkischen Lande besuchte; die andere der Burggrafen Burg, von der das gewaltige Geschlecht der Zollern den Weg fand in die sandigen Ebenen der brandenburgischen Marken."

Die Stadt Nürnberg war sodann auch mit Aufbewahrung der Reichskleinodien betraut. Da das heilige Römische Reich Deutscher Nation eine Wahlmonarchie war und es daher keine unabänderliche kaiserliche Residenz gab, da ferner auch der jeweilige Kaiser eigentlich kein festes Domieil hatte, sondern bald da und bald dort Residenz hielt, da endlich auch der Sitz des Reichstags zum Oesteren wechselte (Ende des fünfzehnten Iahrhunderts z. B. tagte er hier am Bodensee, in der damaligen freien Reichsstadt Lindau, wo er die Reichs-Iustiz-Gesetze zu Stande brachte, die leider nur sehr unvollständig zum Vollzuge gelangten): so war es nöthig, für die Reichskleinodien einen unabänderlichen und permanenten Bewahrer, einen vertrauten und getreuen Inhaber, einen „Trustee", wie die Engländer sagen, zu haben, welcher erhaben war über den Wechsel der Zeiten und der Personen. Und das war die allergetreueste Stadt Nürnberg.

Sie bewahrte nicht nur die Krönungsinsignien, die Krone, den Kaisermantel, den Reichsapfel, das Reichsschwert (das „Als6ium Oaroli NaAni") u. s. w., sondern auch die dazu gehörigen heiligen Schristen, die mit kostbaren Miniaturen versehenen Meßbücher und die Reliquien, welche sich theils auf die Kreuzigung Christi, theils auf das Martyrthum der Apostel bezogen, namentlich also die Kerkerketten von Iohannes, Paulus und Petrus, sowie das Fragment von der Krippe des Heilands, den hölzernen Span des Kreuzes und die Marterwerkzeuge der Kreuzigung, ein Nagel, Lanze u. s. w.

„Iährlich am zweiten Freitage nach Ostern," schreibt Herr von Weech, „wurde dem Volke auf dem Marktplatze das «Heiltum» gewiesen, d. h. die Reichskleinodien wurden vorgezeigt, welche seit dem Iahre 1424 der Stadt zur Aufbewahrung anvertraut waren. Das war ein großes Fest, zu dem auch von Auswärts die Mafsen des andächtigen und neugierigen Volkes herbeiströmten, um so mehr, als die mit dem Feste verbundene Messe der Landbevölkerung zu mancherlei Einkauf erwünschte Gelegenheit darbot. Man weiß, daß im Iahre 1463 an jenem Tage

Wagen und Karren die Stadtthore pafsirten. Da waren denn auch große Vorbereitungen nöthig. Die Straßen wurden sorgfältig gereinigt, jene in der Nähe des Marktes mit Ketten abgesperrt, um keinem Fuhrwerk den Durchgang durch die gedrängten Mafsen zu gestatten; ein großes Schaugerüste ward aufgeschlagen, auf dem unter freiem Himmel die Kostbarkeiten ausgestellt wurden. Was mag da das Volk hin und her gewogt sein auf dem weiten Marktplatze, wenn der Zug sich langsam von der H. Geistkirche her bewegte, und wie feierlich mag der Anblick gewesen sein, wenn die Priester in ihren kostbaren Gewändern das Gerüste bestiegen, während alle Glocken erklangen, und wenn dann ein Bischof der dazu gebeten war, oder gar ein päpstlicher Legat, der etwa eben durchreiste, die Messe sang. Da hob wol ein alter Großvater den neugierigen Enkel hoch empor, um ihm alle die Herrlichkeit zu zeigen und zu erklären, den Nagel, die Lanze und den Span vom Kreuze des Herrn, das Stück von der Krippe Christi, Glieder von den Ketten, mit denen Petrus, Paulus, Johannes einst gesesselt waren, das Schwert Karls des Großen, seine Krone, sein Seepter, seine Kleider und andere heilige und kostbare Gegenstände. Aber nicht allein die Freude an den frommen Spielereien durchdrang und beherrschte diese Mafsen, sondern ihnen trat bei dieser feierlichen Seene doppelt kräftig das Gesühl vor die Seele, daß sie Glieder eines großen staatlichen Ganzen seien und das weitere: daß ihrer Stadt vor allen Gemeinwesen des deutschen Reiches die Ehre zugetheilt sei, die Hüterin der Jnsignien dieses Reiches zu sein."

Aus diesem Schatze der Krönungsinsignien und Reichskleinodien also wurde im März des Jahres 1434 die Kaiserkrone entnommen, um nach einer der kleinsten freien Reichsstädte überbracht zu werden.

Was sollten die Buchhorner damit machen? Das Schreiben vom 28. März spricht sich darüber nicht aus. Es verweist die Buchhorner auf die Botschaft, welche ihnen von dem Kaiser Sigmund direet und schristlich zugehen werde, und auf die mündlichen Bestellungen des freireichsstädtischen Knechtes, welchem die Krone zum Transport anvertraut ist.

Damals, im März 1434, ging der Kaiser Sigmund nach Constanz. Später begab er sich nach Ulm, um dort den Reichstag abzuhalten. An dem einen wie an dem andern Orte hatte er vielleicht die Kaiserkrone nöthig, und beide liegen unfern von Buchhorn, Constanz an dem Ufer des nämlichen Sees, schräg gegenüber.

Warum aber der Kaiser seine Krone, statt direet nach Constanz, nach dem winzigen Buchhorn geschickt hat, das aufzuklären, ist bis jetzt nicht gelungen. Denn ein reichsstädtisches Archiv von Buchhorn ist nicht zu ermitteln, wahrscheinlich sind die Papiere im Trouble der Kriegsjahre verkommen. Nachgehend» aber ist die Krone wieder in die Verwahrung der allergetreuesten Stadt Nürnberg zurückgelangt. Zu welchem Zwecke

Nord und «s,d, VII, zg. 13

dieselbe auf ihrer Reise nach Buchhorn von dem Meßbuche begleitet wurde, das harrt auch noch der Aufklärung.

Iedenfalls beweist dieser Hergang, daß Buchhorn doch gerade nicht die geringste Stadt Deutschlands war, sonst hätte man ihr nicht die Kaiserkrone anvertraut.

Constanz hat seine freireichsstädtischen Erinnerungen besser bewahrt als Buchhorn. Eine kurze Strecke vor den Thoren der Stadt Constanz an der Stelle, wo Huß den Feuertod erlitten haben soll — merkwürdiger Weise nennt man die Stelle „Im Paradies" —, steht jetzt der „Hussenstein" aufgerichtet.

Auch dieser Stein hat seine Geschichte. Sie ist moderner und seltsamer Art und beginnt lange vor Existenz dieses Steines. Im Iahre 1834 nämlich hatte, wie uns ebenfalls Herr von Weech erzählt, der damalige Bürgermeister von Constanz, Karl Hüetlin, zuerst den Einfall, auf der Richtstätte ein Denkmal zu errichten. Da Baden und überhaupt Deutschland damals noch sehr arm war, resleetirte Hüetliu auch auf das Ausland, namentlich auf England, wo Hussens Vorgänger und Lehrer Wittes gelebt hat, und auf Böhmen, das Heimatland des Resormators. Er richtete ein Schreiben in diesem Sinne an den „verehrlichen und hochlöblichen Magistrat der k. k. böhmischen Haupt- und ResidenzStadt Prag". Desgleichen an den Magistrat von Hussitin, eines böhmischen Städtchens, in welchem Iohannes Huß geboren sein soll. Die böhmischen Magistrate gaben der Zuschrist des Bürgermeisters von Constanz keine Folge, sondern legten dieselbe der vorgesetzten Staatsbehörde vor und so ging denn das harmlose Schreiben durch alle Instanzen hindurch hinauf bis an den allmächtigen Kanzler, den Fürsten Metternich.

Diesem kam der Einfall des Constanzer Bürgermeisters etwas in die Quere. Er wünschte, daß in Böhmen die Erinnerungen an die schrecklichen Erlebnisse des fünfzehnten und sechzehnten Iahrhunderts nicht wieder aufgeweckt werden möchten; nnd wer die jetzigen Zustände im Lande der Czechen kennt, wird ihm kaum stark verübeln, daß er darauf ans war, aufregende Sammlungen für ein Hußdenkmal in Böhmen zu vermeiden. Auf die Dauer hat diese Vorsicht freilich doch nichts geholfen.

Aber desto komischer war das Mittel, dessen er sich zu diesem Zwecke bediente. Wer weiß, ob er es selbst that. Vielleicht waren es auch nur seine allzudienstbeflissenen Schreiber, welche so recht aus dem, damals in der Hos- und Staatskanzlei in Wien herrschenden Ton heraus schrieben. Man erinnere sich: es war im Iahre I8.'Z4. Die französische Iulirevolution war in Süd- und Westdeutschland nicht ohne Wirkung geblieben. Hiergegen war nun eine kräftige Reaetiou eingetreten. Oesterreich übte die politische Polizei gegen die deutschen Mittel - und Kleinstaaten. Die badische Regierung war namentlich wegen ihrer liberalen Neigungen dringend „des Verdachtes verdächtig"; und überhaupt bestand damals

das einfachste Mittel, Iemanden lahm zu legen, darin, ihn als „Demagogen", oder als „Mann des Umsturzes" zu bezeichnen. Dies muß ich vorausschicken, damit der Leser von heute das Folgende begreise, was 1834 übrigens Ieder natürlich fand. Denn damals war es so „st^li".

Der Fürst Metternich also schickt am 17. April 1834 an den badischen Minister Freiherrn von Reizenstein eine höchst ernsthafte „vertrauliche Note", in welcher er die badische Regierung in einem schulmeisterlich belehrenden und drohenden Tone auffordert, „solche Vorkommnisse zu verhindern". Das Unternehmen des Bürgermeisters von Constanz, heißt es, trage den Charakter „eines politischen staatsgesährlichen Umtriebes", wenngleich es äußerlich harmlos erscheine. Denn darin liege gerade die Gesahr und das sei bekanntlich so die Taktik der allerrafsinirtesten Umsturzmänner, welchen es dadurch zuweilen gelinge, minder achtsame Regierungen zu täuschen. Dieselben pflegten nämlich irgend einen wissenschaftlichen oder philanthropischen, dem Anscheine nach löblichen, „in ‚der That aber immer perfiden und bösgemeinten Zweck" voranzustellen, Ausschüsse zu bilden, Gelder zu sammeln, sich allerwärts Verbindungen zu schaffen und dann das Geld und die Verbindungen „zu rein revolutionären Unternehmungen zu benutzen". Offenbar salle auch der Plan des Bürgermeisters von Constanz unter diese höchst gesährliche Kategorie; dessen Absicht sei unzweiselhaft, die Gemüther in einer der bestehenden Ordnung der Dinge ungünstigen Richtung aufzuregen; solchen unlauteren Bestrebungen habe jede loyale Regierung mit äußerster Entschiedenheit entgegenzutreten u. s, w.

So schoß man damals mit Kanonenkugeln schwersten Kalibers nach Sperlingen oder nach Fliegen. Natürlich beeilte sich Herr von Winter, der für höchst liberal geltende badische Minister des Innern, den Besehlen Metternichs, der sich sonst als Hort der Souveränetät der Territorialstaaten aufspielte, pflichtschuldigst zu gehorchen. Der gute Bürgermeister von Constanz erhielt eine furchtbare Nafe. Ihm wurde Einhalt geboten, mit der Vermahnung, sich bei Meidung gebührender Strafe „Dergleichen nicht wieder beigehen zu lafsen". Nach Wien aber schrieb man, der gute Bürgermeister habe das Alles aus Dummheit gethan und die Tragweite seiner Handlung gar nicht ermessen; ein Bischen Liebhaberei an Alterthümern, die in Constanz grafsire, ein Bischen Bestreben, durch allerlei Curiositäten Reisende nach Constanz zu ziehen, „welche dafelbst Geld verzehren", — kurz, Goethe würde sagen „ein Bischen Diebsgelüst', ein Bischen Rammelei" — weiter sei es in der That nichts, Fürst Metternich möge sich daher gnädigst beruhigen, nachdem man den unbedachten Bürgermeister gebührend auf die Finger geklopft habe.

In der That scheint sich denn auch der große Proteetor und Polizeidietator in Wien beruhigt zu haben. Ietzt steht, wie gesagt, ein erratischer Block als Denkmal an der — übrigens bestrittenen — Stätte. Die ezechischen Hufsiten haben schwerlich dazu beigetragen, denselben hierher zu wälzen. Jnsosern hat Fürst Metternich Recht behalten. Der Stein hat jedoch bis jetzt nicht das Geringste zum „Umsturz alles Bestehenden beigetragen". Und insosern hat Fürst Metternich Unrecht gehabt; und was er in Böhmen verhindern wollte, ist dennoch gekommen.

IV.

Soviel von der freien Reichsstadt, Sprechen wir nun von den Grafen von Buchhorn, welche weit früher endeten, als die gleichnamige Reichsstadt.

Jch habe schon das Nöthige gesagt über die alte deutsche Gauverfafsung, sowie über das Linzgau und das Argengau, welche sich dem jetzigen deutschen Ufer des Bodensees entlang erstreckten. Beide Gaue hatten lange einen gemeinsamen Grafen. Als solche Grafen werden in den Urkunden genannt: Warin (704), Ruthart (790), Rotbert, verwandt mit Hildegard, der Gemahlin Karls des Großen (773), Ulrich (803), Roger, Konrad, Welso, Pabo, Ulrich (860—883), Konrad (907—915).

Mit dem Anfange des zehnten Jahrhunderts sinden wir hier schon jene Veränderung, welche mit dem elsten so ziemlich in ganz Deutschland eintrat. Sie war gleichsam in prophetischer Weise vorher angekündigt. Während des Laufes des zehnten Jahrhunderts wurde nämlich für das Jahr 1000 n. Ch. vielsach der Untergang der Welt angekündigt; und dieser Glaube hatte sich, je mehr das verhängnißvolle Jahr heranrückte, desto mehr in Deutschland verbreitet. Mit dem Jahre Taufend kamen nun allerdings nicht der erwartete Antichrist und die sonstigen Schrecknisse der Apokalypfe, wol aber der Untergang der altgermanisch-fränkischen Volks- und Reichsverfafsung. An ihre Stelle trat immer mehr der Feudalismus, bei welchem die Bevolkerung kastenmäßig geschichtet und die Herrschergewalt ein Zubehör des lehnsmäßigen Grundbesitzes ward. Die oben genannten Grafen waren noch kaiserliche Beamte. Von nun an ward das Amt erblich und ein Aussluß des Haus- und Besitzrechts. Die Grafen nannten sich nicht mehr nach dem Gau, sondern nach ihrer Besitzung. So kommen denn seitdem Grafen von Buchhorn vor. Sie stammen von den alten Grafen des Linz- und Argengaues ab und gehören zu demselben Geschlechte, wie die wölsischen Herzoge und die Altdorfer Grafen. Es werden genannt ein Graf Otto der Aeltere von Buchhorn und sodann ein Gaugraf Ulrich der Aeltere mit seiner Gemahlin Bertha. Dieser Ulrich wurde von dem König Arnuls, angeblich wegen Felonie, seiner Lehen entsetzt, später aber, zu Ende des zehnten Jahrhunderts, wieder zu Gnaden angenommen nnd reicher als jemals beliehen. Sein Sohn, Graf Ulrich der Jüngere, war einer der reichsten Dynaften am Bodensee. Er residirte zwar auf feiner Burg Buchhorn, aber seine Besitzungen erstreckten sich nicht nur dem ganzen nordöstlichen Ufer des Sees entlang, sondern auch bis zum Rheingau (Bregenz) und weit am Rheinstrom hinauf bis auf die rhätischen Höhen.

Dieser Ulrich, der Buchhorner, erzählt Ottmar Schönhuth, mit Karl dem Großen und dem uralten Haufe der Welsen versippt, eröffnet mit seiner treuen Gemahlin Wendilgard, einer Enkeltochter König Heinrichs I., die Geschichte der eigentlichen „Dynastie Buchhorn". Als um's Jahr die Ungarn zum zweiten Mal in Deutschland einsielen und verheerend durch das Bayerland heranrückten, zog auch Graf Ulrich mit seinen Genossen ihnen entgegen, seine dortigen Güter zu vertheidigen. Es kam zur Schlacht. Graf Ulrich focht ritterlich gegen die fremden Bedränger, hatte aber das Unglück, in die Hände der Feinde zu fallen, die ihn in die Gesangenschaft wegführten. Er wurde von allen seinen Mitgenoffen für todt gehalten. So erhielt auch Wendilgard die Kunde, daß ihr Gemahl nimmer am Leben wäre. Bald stellten sich Freier ein, welche sich um die Hand der jugendlichen Wittwe bewarben, aber sie wollte nichts von solchen Anträgen hören. Um Allem auszuweichen, begab sie sich auf den Rath Bischos Salomos nach St. Gallen, wo sie neben der Klaufe der heil. Wiborada eine Zelle sich bauen ließ; allda lebte sie von dem Jhrigen, und spendete zum Seelenheil ihres todtgeglaubten Gemahls den Armen reichliche Almosen. Alljährlich kam sie nach Buchhorn und feierte dort des Gemahls Andenken mit andächtigem Gebet und Werken der Wohlthätigkeit.

Vier Jahre waren verflossen, da begab sie sich wieder hinüber nach Buchhorn, um die gewohnte Trauerfeier zu begehen. Während sie nun damit beschäftigt war, ihre milden Gaben an. die zahlreich herbeiströmenden Armen auszutheilen, drängte sich ein verlumpter Bettler durch die Menge und verlangte von ihr ein Kleid. Wendilgard schalt, daß er so frech und ungestüm seine Gabe verlange, doch reichte sie ihm das Kleid, wenn auch etwas unwillig. Plötzlich schloß der Bettler die Geberin in seine Arme und küßte sie, Frau Wendilgard mochte es geschehen lafsen oder nicht. Schmerzlich bewegt, daß ihr solche Schande widerfahren, zog diese sich auf ihren Stuhl zurück und ries: „Jetzt erst erfahre ich, daß mein Gemahl Ulrich nimmer am Leben, da ich solche Frechheit von einem Bettler erfahren muß!" Da kamen einige der umstehenden Diener und wollten dem frechen Bettler Fauftschläge geben, aber der warf seine wilden, langen Haare mit der Hand in den Nacken zurück und ries: „O verschont mich doch mit euren Faustschlägen, denn ich habe deren genug erduldet; schaut her und erkennet Graf Ulrichen, euren Herrn!"

Als die erstaunten Diener der Gräsin die Stimme ihres Herrn hörten und das einst so wohlbekannte Angesicht zwischen seinen Locken erblickten, grüßten sie ihn laut, und das Hausgesinde jauchzte vor Freude. Ulrich aber trat zu Frau Wendilgard, nahm ihre Hand und führte sie an eine ihr wohlbekannte Narbe. Da erwachte Wendilgard wie aus einem tiesen Schlaf und sprach: „Das ist mein Herr, der liebste aller Menschen! Bis mir willkommen, bis mir willkommen, mein Süßester!" Während sie den wiedergesundenen Gemahl umarmte, ries sie ihrem Gesinde zu: „Leget eurem Herrn Kleider an und sputet euch zur Stunde, daß er ein Bad empfange!" Als Ulrich wieder ziemliche Kleider angelegt hatte, sprach er: „Nun laßt uns zur Kirche gehen, um Gott zu danken!" Während dem Gehen schaute Ulrich seine Gemahlin an und bemerkte den Nonnenschleier, welchen sie angelegt hatte. „Sprich, wer hat dir den Schleier umgelegt?" fragte er Frau Wendilgard. Als er horte, der Bischos von Constanz habe solches gethan, da sie alle Hoffnung aufgegeben, daß ihr Gemahl je wiederkehren würde, sprach er: „Nun darf ich dich von Stund' an nicht mehr umarmen, wenn der Bischos nicht Erlaubniß dazu ertheilt!"

Von den Geistlichen, deren mehrere an diesem Tage zusammen gekommen waren, wurden jetzt in der Kirche Aemter gehalten, nicht in Trauer für den Verstorbenen, sondern voll Freude für den Lebenden, und all das Volk nahm andächtig Theil daran. Darnach wird ein festliches Mahl gehalten, zu dem Viele herbeiströmen, die von der wunderbaren Geschichte hören, und Alle erquicken und freuen sich bei diesem Mahle.

Die nächste Zeit darauf beries Bischos Salomo von Constanz eine Synode; auf dieser forderte Graf Ulrich seine Gemahlin wieder von dem Bischos zurück. Ter Beschluß der Versammlung siel dahin aus: „Aelter ist das Gelübde, das Wendilgard ihrem Gemahl gethan; sie werde dem Gatten zurückgegeben, der Schleier aber in den Schränken der Kirche aufbewahrt, damit Frau Wendilgard, wenn ja ihr Gemahl vor ihr sterben sollte, denselben als Wittwe wieder anlege." Nun kehrte das wieder vereinigte Ehepaar nach Buchhorn zurück, nachdem sie noch das Gelübde gethan, daß, wenn sie noch einen Sohn erzeugen würden, derselbe an der Mutter Statt dem heil. Gallus geweiht werden sollte. Wirklich empsing Frau Wendilgard noch einen Sohn von ihrem Gemahl, aber sie gebar ihn nicht glücklich: vierzehn Tage vor der Zeit kam sie in Kindesnöthen und starb. Das Söhnlein mußte ihr aus dem Leibe geschnitten werden und wurde dann in einem warmen Bauch eines frisch geschlachteten Schweins zur Reise gebracht. In der Taufe erhielt das Kind den Namen Burkhard.

Kaum war Burkhard der Pflege seiner Amme entwachsen, so brachte ihn sein Vater nach St. Gallen, wie er mit seiner seligen Mutter gelobt hatte, und legte ihn auf den Altar der Kirche nieder, indem er Segen für das Kind von seiner Mutter erflehte. Als Zugabe weihte er dem Kloster Grundstücke und Zehenten zu Höchst. Im Kloster wurde der kleine Burkhard erzogen; die Brüder nannten den wunderschönen Knaben nur Burkhard den Ungebornen. Weil er nnzeitig geboren wurde, war er so zart, daß er bei jedem Fliegenstich blntete; darum bekam er von seinen Lehrern selten Ruthenhiebe, So schwächlich und zart Burkhard immer am Leibe blieb, so stark ward er an Geisteskraft. Er wurde später wegen seiner ausgezeichneten Gaben zum Abt des Klosters gewählt.

Nieodemus Frischlin, dessen Gedächtniß durch Dr. Friedrich Strauß in so trefflicher Weise wieder erneuert worden ist, hat die Geschichte der Gräsin dramatisch bearbeitet unter dem Titel: „?rav ^VenäslFarck; oin nsw eomseli o6er spil, aus Als‚u dwitroÜASv Historien Ae20ASv, von?raw ^VenäelAarä, Kevssr Leinriek I. aus Laekssn toektsr mit ikrem edeAsmal (Zrakk Illriok von Luokkorn, Ksrren im I^iu?-6av sm Lociensee, vas sieli s‚nno 915 unä s‚nno 919 mit iknen ^uFstraAsn; nüt^Iivk nuä KurtüvvsiliA ?u lesen. (?ekalten nu, LtuttKsrt äsn 1. ts‚K Nsrtini anno 1579. ^‚utkore I>lieoäemo ?riselilino. KsärueKt ?u FranKkurt am Nain, äurek Wenäsl Hammer anno 1589."

Es ist ein für die württembergische Dynaftie, welche auf ihre Verwandtschaft mit den alten Dynasten nnd Grafen des Linzgaues stolz ist, gedichtetes Festspiel.

In der Sage, wie ich sie oben wiedergegeben habe, zeigt sich ein eigenthümlicher Zug, welchem wir in den Legenden des frühen Mittelalters östers begegnen.

In den Dichtungen der alten Griechen sinden wir das Thema von dem „Neide der Götter" variirt. Die Götter können es nicht leiden, wenn es einem Sterblichen allzu wohl ergeht. Sie gehen dann darauf aus, dieses Glück durch Mißgeschick wieder auszugleichen. Zuweilen lafsen sie sich dadurch versöhnen, daß der Allzuglückliche einen Theil seines Glückes freiwillig opfert. In anderen Fällen aber weigern sie sogar die Annahme des gebotenen Opfers, um den Mann, der ihren Neid herausfordert, unrettbar zu verderben.

Nicht so unversöhnlich, wie sich die heidnischen Götter z. B, in Schillers Gedicht vom Ringe des Polykrates erweisen, ist die christliche Kirche im Mittelalter. Sie nimmt jede Sühne und jedes Opfer bereitwillig entgegen. Aber sie kann es nicht vertragen, wenn ihr das einmal Gespendete wieder entzogen wird. Frau Wendilgard, obgleich sie sich der Zustimmung und des Segens des frommen Bischoss von Constanz erfreute, als sie das Kloster verließ, um in die Arme ihres verloren geglaubten Gemahls zurückzukehren, mußte dennoch ihre Handlungsweise büßen. Sie hatte als Ersatz ihren zu erhoffenden Sohn dem dnrch ihren Rücktritt geschädigten Kloster angelobt. Aber das Kloster verschmähte es, diese Sühne auf dem natürlichen und gewöhnlichen Wege entgegen zu nehmen. Nur den „Ungebornen" nahm es als Sühne. Solche Legenden, deren Moral sich immer dahin zuspitzt, daß es höchst gesährlich sei, der Kirche oder dem Kloster irgend Etwas zu entziehen, sind außerordentlich zahlreich. Ich will zur Vergleichung nur eine ganz kurze Erzählung hierhersetzen. Sie sindet sich in der bekannten Sammlung „Schimpf und Ernst", welche von dem Barfüßer-Mönche Johannes Pauli zu Thann 1519 zufammengestellt worden und 1522 bei Johann Grieninger in Straßburg im Druck erschienen ist. Die Sammlung enthält allerlei ernsthafte Erzählungen und kurzweilige Schwanke, welche der Verfafser „denen Prädieanten" zum Gebrauche für ihre Predigten empsiehlt, weil dieselben geeignet seien, daran allerlei gute Nutzanwendungen zu knüpfen, desgleichen auch schlaflustige Zuhörer in Christo wach zu erhalten und Schlafende wieder zu wecken. Die Geschichte lautet so:

„Ein Edelmann war lange verheirathet gewesen und hatte keine Leibeserben. Da verhießen er und seine Frau, wenn ihnen Gott der Herr ein Kind gebe, das sollte ein Priester werden. Gott erhörte sie und schenkte ihnen ein Knäblein, und nicht lange darnach erhielten sie noch ein Knäblein. Die beiden Knaben wuchsen auf, und der Erste war lieblich, hübsch und gerade. Der Andere war nicht so hübsch und der Welt so angenehm, wie der Erste. Da beschlossen Vater und Mutter, daß sie das andere Kind wollten geistlich werden lafsen, und der Erste, der schöne Knabe, sollte weltlich bleiben und ihr Erbe sein. Da ließ Gott die Kinder beide sterben, damit man nicht meine, Gott habe nicht auch gern etwas Schönes in seinem Dienste."

Graf Ulrich der Jüngere von Buchhorn hatte jedoch außer dem „ungebornen" Sohn, welcher ein Kirchenlicht wurde, noch zwei wirklich geborne Söhne, und zwar geboren bevor der Graf in die Gesangenschaft und die Gräsin in das Kloster gerieth. Diese, Adelhard und Uzzo, theilten die reiche Herrschaft des Vaters. Uzzo erhielt die Besitzungen am oberen und Adelhard die am unteren See. Von jenem stammen die Grafen von Bregenz und von diesem die späteren Grafen von Buchhorn. Des Letzteren Sohn hieß Richar, sein Enkel Otto I. und sein Urenkel Otto II. Mit diesem erlosch das edle Geschlecht der Buchhorner Grafen. Dieser Otto entführte einem benachbarten „Grafen Ludwig" (es soll, wie die Gelehrten meinen, ein Graf von Pfullendorf gewesen sein) seine Gemahlin und ließ sich dieselbe als zweite Gemahlin antrauen; von der ersten hatte er keine Kinder. Der beleidigte Gatte ries jedoch die weltlichen und geistlichen Herrscher zur Hülse und Rache an. Der Bischos von Constanz verhängte den Kirchenbann über Otto und der Graf Ludwig ließ ihn von seinen Knechten erschlagen. Dies geschah im Jahre 1089. Der Erschlagene wurde in dem Kloster Hosen, dem jetzigen Schloß Friedrichshafen, in der Kirche begraben. Allein der Bischos von Constanz ließ ihn als einen Gebannten wieder ausscharren, seine Leiche verbrennen und die Asche in alle vier Winde zerstreuen.

So endete das Geschlecht der Grafen von Buchhorn.

V.

Sprechen wir nun, nachdem wir die Stadt und die Grafen zu Grabe geleitet, von dem Kloster, dessen Kirche ihre Thürme heute noch, einem riesigen Doppel-Spargel vergleichbar, gen Himmel reckt, während die Klostergebäude, in ein schönes Schloß verwandelt, dem württembergischen Königspaare als Sommerfrische dienen.

Jch habe bereits die Vermuthung ausgesprochen, daß die alte feste Burg der Grafen von Buchhorn auf jener Nafe gelegen, welche sich bei dem jetzigen Schloß in den See streckt. Nach der gemeinen Sage soll die Gräsin Bertha, die Mutter des letzten und die Gemahlin des vorletzten Grafen von Buchhorn, daneben dieses Kloster gestistet haben, in welchem die Gebeine des Letzten ihres Haufes nicht einmal die ewige Ruhe sinden sollten.

Das Kloster heißt in den ältesten Urkunden stets „Zelle Buchhorn" oder „Zell-Buchhorn". Der Name Zell, welchen so viele Orte in Süddeutschland, der Schweiz und Tirol u, f. w. führen, deutet immer auf ein ehemaliges Kloster, ebenso wie „Münster," das von „Monasterium" (Kloster) herrührt, München, welche Stadt nach den „Mönchen" benannt ist und auch einen kleinen Mönch im Wappen führt, jetzt scherzweise meistens mit einem Bierseidel in der Rechten dargestellt und „das Münchener Kindlein" geheißen.

Das Kloster Buchhorn hegte Nonnen vom Orden der Benedietiner. Nachdem die alte Dynastie der Grafen von Buchhorn mit Otto dem Jüngeren ausgestorben und das Haus der Welsen an ihre Stelle getreten war, unterstellte Herzog Welso IV. im Jahre 109« das Kloster dem großen Convent von Weingarten (bei Ravensburg). Damals heißt es schon „Hofen" ^iu atrio heißt es in den lateinischen Urkunden). Wahrscheinlich hat es diesen Namen, nach dem Aussterben der Buchhorner, von einigen in der Nähe gelegenen Bauernhösen angenommen.

Der Abt von Weingarten beeilte sich, einen Probst hinzufchicken, welcher die Jnteressen des vorgesetzten Herrn zu wahren hatte. Allein es herrschte nicht immer der richtige eanonische Gehorsam. Einmal wurde das Kloster ganz aufgehoben, Einige sagen wegen Widersetzlichkeit gegen Weingarten, Andere sagen wegen unsolider Lebensweise seiner Jnsafsen; an die Stelle des Probstes, d. h. des Geistlichen, trat ein „Vogt", ein weltlicher Verwaltungsbeamter. Später stellte der Abt das Kloster wieder her, aber die Schweden brannten es im dreißigjährigen Krieg nieder. Jm Jahre 1095 erfolgte der Wiederaufbau. Die damals errichteten Gebäude bilden das heutige Schloß Friedrichshafen.

Als im Jahre 1802 die bis dahin reichsunmittelbare Abtei Weingarten mediatisirt wurde, theilte man dieselbe nebst ihren Besitzungen dem Erbstatthalter der Niederlande, dem Prinzen von Nafsan-Oranien, als Entschädigung für die Besitzungen, die er verloren hatte, zu. Dieser trat sie schon zwei Jahre später an Oesterreich ab, Oesterreich aber verlor wieder 1605, durch den Frieden von Preßburg, diese Besitzungen und sie kamen nun an das neugeschaffene Königreich Württemberg, welches etwas später, 1810, auch die freie Reichsstadt Buchhorn gewann, wie wir dies ja gesehen haben. Kaum hatte Württemberg am Bodensee Fuß gesaßt, so beschloß es, von dieser Stellung ausgibigen Gebrauch zu machen. Der Schwaben-König freute sich, von einem Theile des „Schwäbischen Meeres" Besitz ergreisen zu können. Es erwachten die Erinnerungen an jene Zeiten, wo der Schwäbische Reichskreis für den ganzen See die Ausübung der Hoheitsrechte in Anspruch nahm. Vielleicht hatte man den romantischen Traum, Admiral-Staat eines Süßwafser-Sees zu werden. Wer weiß Das? Jn einer württembergischen Verordnung vom 7. Juli 1807 heißt es:

„Seine Majestät der König haben Sich durch den Augenschein überzeugt, daß der Hafen von Hosen am Bodeufee für die Schweizer Schifffahrt und Handlung von der größten Wichtigkeit ist."

Jn Uebereinstimmung mit dieser Verordnung besahl König Friedrich, den gänzlich in Verfall gerathenen Hafen bei Hosen wieder herzuftellen. Desgleichen begann man die Restauration der Gebäulichkeiten des säeularisirten Klosters. Als aber nur wenige Jahre darnach auch die Stadt Buchhorn und deren Gebiet dem Königreich Württemberg zusiel, wandte man die Hauptsorgfalt dem östlich von Buchhorn gelegenen Hafen zu, welcher größer ist und besser gelegen. So war denn nach etwa taufend Jahren Alles, was im Laufe der Jahrhunderte nach verschiedenen Richtungen auseinander gegangen, unter dem Seepter eines Herrschers Berthold'schen Geschlechtes wieder vereinigt.

Zuerst hatten hier die Römer ihren Wartthurm auf der Landspitze errichtet. Dann hatten die Alemannen die Römer vertrieben und einer ihrer mächtigsten Häuptlinge aus Berthold'schem Geschlechte hatte auf dieser nämlichen Landzunge seine plumpe, steinerne, nach Land und Wafser hin wohlbesestigte Gaugrafenburg aufgerichtet und gegen die Hunnen vertheidigt. Unter dieses Grafensitzes Schutz hatten sich weiter östlich Fischer und Schiffer angesiedelt, deren kleine Gemeinschaft, begünstigt durch eine für Handel und Schifffahrt glückliche Lage, nach und nach zu einem Städtlein erwuchs, das sich dann auch hinter Wall und Graben verschanzte. Denn nur hinter solcher Brustwehr konnte sich damals der Bürger der Früchte seines Fleißes erfreuen. Sobald er seine Mauern verließ, war er recht- und machtlos.

Die Alemannen liebten es, die Niederlafsungen der Römer zu zerstören, aber auf deren Fundamente und Snbstruetionen zu bauen. Das Geschlecht der Grafen von Buchhorn, welche dies auf der bezeichneten Landspitze gethan hatten, erlosch im elsten Jahrhundert, um einem Kloster des Benedietiner-Ordens zu weichen. Ties Kloster machte sogar den Namen Buchhorn verschwinden. Es nannte sich Hofen und stellte sich unter die mächtigen Weingarter Aebte.

Auch die Stadt emaneipirte sich von der alten reichst und gaugräflichen Tradition. Das Erlöschen des mächtigen Grafengeschlechtes, „die kaiserlose, die schreckliche Zeit" des Interregnums, verwies sie ausschließlich auf die Selbsthülfe. So schied sie aus jedem Territorialverbande aus und wurde eine eximirte freie Reichsstadt, welche, weil sie selbst zu klein und zu schwach war, ihren Schutz in dem Verband der „fünf Städte um den See" suchen mußte. Allein vom siebzehnten Iahrhundert an war die Zeit den kleinen örtlichen Verbänden und deu Städtebündnissen nicht mehr günstig. Im Iahre 1632 wurde die Stadt von den Schweden genommen und dann 1634 von den „Kaiserlichen" unter dem Obersten Vizthum (Viee Oominns) belagert. Nach der Schlacht von Nördlingen zogen die Schweden ab, um dem kaiserlichen General Gallas Platz zu machen, welcher die Festungswerke, so die Schweden errichtet, wieder zerstörte. Im Iahre 1643 wurde die Stadt von den Weimar'schen und 1643 von Wiederhold, der auf dem Hohentwiel saß, genommen und gründlich geplündert. Dazwischen ist sie auch mehrmals von großen Bränden heimgesucht worden, bis daß sie endlich, von Unglück und Schuld, vom Verhängniß und von den Schulden niedergebeugt, existenzunfähig wurde.

So kam es denn, daß, nachdem das Grafenhaus dem desinitiven Untergang, dagegen die Stadt und das Kloster der Agonie versallen, schließlich zu Anfang des nennzehnten Iahrhunderts Alles, was sich früher disfereneirt hatte, wieder mit einander vereinigte, freilich nicht unter dem frühern gemeinsamen alten Namen Buchhorn, sondern unter der modernen Firma Friedrichshafen. Das junge Königreich Württemberg, welches unter seinem Seepter Alles vereinigte, so ehedem Buchhorn geheißen, hatte die besten Absichten für dies neu erworbene Stückchen Land, aber mir scheint, es grisf die Sache nicht richtig an und überschätzte seine Kräfte. Statt die Hindernisse und Hemmungen des Verkehrs zu beseitigen und den von den Fesseln besreiten Kräften der bürgerlichen und wirthschaftlichen Gesellschaft „Raum zu geben für ihren Flügelschlag", glaubte man durch Staatshülfe und Reglementirung Alles machen zu können.

Als man 1811 Buchhorn die Stadt nnd Hosen das Kloster, nunmehr Schloß, zu einer Gemeinde eonsolidirte und Friedrichshafen nannte, entdeckte man, daß zwischen beiden ein großes Stück fehlte. Der „sonveraine" König — selbst die kleinsten Rheinbundsürsten nannten sich mit Vorliebe „souverain", womit sie ausdrücken wollten, daß sie nunmehr des Kaisers und Reichs ledig seien, wobei sie natürlich unterließen, hervorzuheben, wie leicht das angebliche Reichsjoch gewesen und wie schwer das des Rheinbunds-Proteetors Napoleon drückte — der König besahl, daß diese Lücke ausgesüllt werde, d. h. daß zwischen der Altstadt (Buchhorn) und dem Schlosse (Hosen) eine blühende Neustadt entstehe. Durch königliche Verordnung vom 15. Teeember 1811 wurden den Baulustigen die größten Vortheile geboten, Steuerfreiheit, Holzbezug und sonstige Privilegien und Jmmunitäten. Die Lockspeise wirkte; es fand sich eine Anzahl von Sveeulanten, welche auf der dem See entlang führenden schnurgeraden Bauflucht, welche die Stadt mit dem Schlosse verbindet, Häufer erbauten. Aber sie waren von kleiner und schlechter Beschaffenheit. Sie wurden nicht um ihrer selbst willen errichtet, sondern um die Bauprämien schlucken zu können; und es schien, als hätten sie, nachdem dieser Zweck erreicht war, alle Bedeutung verloren. Kein Mensch wollte diese häßlichen kleinen Häufer miethen oder gar kaufen. Es ging ihnen gerade so, wie jenen Cottages zwischen Cafsel und Wilhelmshöhe (damals Weißenstein genannt), über welche sich Goethe in seinem Jahrmarkt von Plundersweiler lustig macht, indem er sie mit einer Reihe von Käsigen ohne Vögel vergleicht, man dürfe sich freilich darüber nicht wundern, da man die Vögel exportire (der Landgraf verkaufte seine Unterthanen an England für den Krieg in Amerika). Siehe meine Textes-Kritik und Jnterpretation dieser so lange unverstanden und unverständlich gebliebenen Stelle in meinen „Reisebildern" (Stuttgart, Auerbach 1875) S. 11—14.

Nicht allein die Häufer der Neuftadt wollten nicht gedeihen, auch mit der Schifffahrt wollte es nicht vorwärts. Man hatte nun zwei Hafen, einen an der Stadt und einen am Schlosse. Beide wurden für „Freihafen" erklärt und ein eigener Hafendireetor für dieselben ernannt. Aber trotzdem blieb der Verkehr aus. Soweit von Handel die Rede sein konnte, blieb er in den Händen des baierischen Lindau; dieses hatte einen ziemlich lebhaften Verkehr mit der Schweiz und Vorarlberg. Der Wafsertransport beschränkte sich ans Segelschiffe. Die Zeit der Dampfschiffe und der Eisenbahnen war noch nicht gekommen. Die Straßen landeinwärts ließen Vieles zu wünschen übrig.

Die Entfaltung der Schifffahrt an dem württembergischen Ufer war durch allerlei Gewerbebeschränkungen, Privilegien und Verbietungsrechte behindert. Einige Orte hatten gar kein Schifffahrtsrecht. Andere hatten nur ein beschränktes. Langenargen und Kreßbronn durften keine kaufmännischen Waaren, und alle übrigen, mit alleiniger Ausnahme von Friedrichshafen, weder solche Waaren, noch auch Getreide und sonstige Feldfrüchte verladen und verfrachten. Der eine Ort durfte nur ein Schiff (richtiger Segelkahn), der andere nur zwei halten. Ebenso war an jedem Orte für die Schisfer eine geschlossene Ziffer festgesetzt. Wer da Schiffer werden wollte, der mußte warten, bis Einer der Alten starb, oder er mußte ihm für schweres Geld sein Zunftrecht abkaufen.

Die Landwirthschaft konnte nicht aufkommen vor allerlei Feudallasten. Die Domänenkammer und Andere bezogen die mannichsachsten grundherrlichen und lehnsrechtlichen Gesälle. Der Zehnte, der Nexus, der Leib-, Erb- und Tchöpf-Lehn, die Vogt-Rechte, das Drittels-Recht, die RittGelder, Forstdinkel, Forsthafer, Holzhafer, Hmidskorn, Stockbatzen-Abgaben :e. drückten die Bauern darnieder. Die Finanzkammer hob den großen, und der Pfarrer hob den kleinen Zehnten. Neben dem GetreideZehnten existirten auch Heu- und Wein-Zehnten. Wie sollte da die Landwirthschaft viel exportiren? Die Beseitigung oder Ablösung dieser Feudallasten vollzog sich sehr langsam. Viele Jahrzehnte waren dazu nöthig. Erst das Jahr Achtundvierzig vollendete das Werk der Besreiung des Bodens.

Zu diesen Beschränkungen nnd Belastungen der Gewerbe und der Landwirthschaft, des Handels und der Schisffahrt, kam dann noch eine verderbliche Handelspolitik, vermöge deren sich ein Land gegen das andere abschloß und eines dem andern den Verkehr ans dem See erschwerte. Jedes deutsche Territorium und jeder Schweizer Canton suchte den Unterthanen des andern möglichst viel Schaden zuzufügen; und der Andere verfuhr dann nach der barbarischen Regel: Hauft Du meinen Jnden, Hann hane ich Deinen Juden. Jndem er den letzteren hieb, hieb er zugleich auch den seinen, denn er erschwerte ihm den Bezug seiner Lebensbedürfnisse und vertheuerte ihm dieselben.

Dazu kam dann noch, um das Maß des Elends überlaufen zu machen, das Mißjahr von 1816 und das Hungerjahr von 1817.

Wie sollte da der Freihafen gedeihen?

VI.

Das Jahr 1824 brachte den ersten Anstoß zum Umschwung in Gestalt eines Dampfschiffes. Wilhelm I., der zweite König von Württemberg, war es, der zuerst auf den deutschen Binnengewässern die Dampfkraft in Anwendung brachte. Am :Z1, Oetober 182!! übertrug er Herrn Church, damals Consul der Vereinigten Staaten in Genf, die Errichtung eines Dampfers, welcher bestimmt war, von Friedrichshafen aus den Bodenfee zu besahren. Das Schisf hatte zwanzig Pferdekraft nnd kostete etwa 50,000 Gulden. Man begrüßte den Plan mit Enthufiasmus.

Da erhob sich die Schiffergilde von Friedrichshafen, die privilegirteste der Schifffahrtszünfte, wie wir oben gesehen. Sie bestand aus acht Familien, welche mit dem Privileg beliehen waren und es gemeinschaftlich ausübten. Sie protestirte gegen das Dampfschiff als einen frechen Störer geheiligter und wohlerworbener zünftiger Rechte, Man mußte sich mit ihnen, so gut oder schlecht es ging, abzusinden suchen. Endlich verstanden sich dieselben zu folgendem Vergleich: Jeder der acht Mann erhielt eine jährliche Leibrente von 450 Gulden, und der Fiseus übernahm fämmtliche Schiffe nebst Zubehör zu anständigen Preisen. So war denn der moderne Staat Württemberg an die Stelle der alten Schifferzunft von Buchhorn getreten. Allein der moderne Staat erbte einen Theil der Untugenden der alten Zunft, nämlich den Hang zu Verbietungs- und sonstigen Vorrechten. Die Regierung erklärte sich nunmehr für ausschließlich berechtigt zum Betriebe der Schifffahrt von Friedrichshafen aus. Die ubrigen Württemberger Schiffer durften keine Kaufmannsgüter mehr führen. Das Privileg erstreckte sich über beide Häfen, wurde aber in der Art getheilt, daß in dem Buchhorner Hafen, in dem Stadthafen, nur Kaufmannsgüter und Getreide, dagegen in dem Hosener Hafen, in dem Schloß hafen, nur sonstige land- und forstwirthschaftliche Gegenstände, insbesondere Rohproducte, wie Holz, Steine und dergl. einund ausgehen durften. Auswärtige Segelschiffe wurden, um die Coneurrenz abzuwehren, empsindlich besteuert. Sie mußten folgende Abgaben unter dem Titel „AbfahrtsGeld" entrichten: Von jeder Person drei Kreuzer, von jedem Pack Getreide sechs Kreuzer und von jedem Centner Kaufmannsgüter zwei Kreuzer. Natürlich erhob jeder andere deutsche Staat und jeder Schweizer Canton, desgleichen das österreichische Vorarlberg auch solche Abgaben von der Schifffahrt, und wo sie noch nicht bestanden, da beeilte man sich, solche unter dem Titel „Repressalien gegen Friedrichshafen" neu einzuführen.

An die Stelle des Staats trat später formell zwar eine Actiengesellschaft, trotzdem aber blieb das Geschäft im Wesentlichen in den Händen des Staates.

Der neue Dampfer wurde dem König zu Ehren „Wilhelm" getauft. Am 11. November 1824 machte er seine Probesahrt und am 1. Deeember wurde der regelmäßige Dienst zwischen Friedrichshafen und Rorschach eröffnet. Auf diese Strecke beschränkte das Schiff seine Fahrten. Den Transportbedürfnissen vermochte dieser beschränkte Dienst nicht zu genügen. Die erwarteten Früchte reisten nur theilweise. Friedrichshafen vermochte sich nicht, wie man erwartet hatte, zum „ersten Seeplatz" aufzuschwingen, und zwar um so weniger, als ringsum die Zollschranken fortbestanden nnd die übrige Schifffahrt in Friedrichshafen zu Gunsten des Dampfers theils gänzlich unterdrückt, theils schwer belaftet und beschränkt ward.

Der Dampfer entsprach schon damals nicht den Anforderungen des Verkehrs und der Technik. Geschweige denn später. Ich habe ihn noch persönlich gekannt. Er war Gegenstand der Spottreden der aufgeweckten Bevölkerung der Seeufer. Man nannte ihn den „alten Wilhelm", zuweilen auch den „Seekrebs", weil er sich nicht eilte und manchmal rückwärts ging, wenn er vorwärts gehen sollte.

Trotz alledem kann man seine Verdienste und die des Königs, nach dem er genannt war, nicht hoch genug anschlagen. Es war der erste Anstoß, welcher nach allen Seiten hin wirkte.

Der damalige Freiherr von Cotta ließ sosort einen zweiten Dampfer eonstruiren. Derselbe wurde nach dem König von Baiern „Max Ioseph"

genannt und wurde von der baierischen Regierung mit großen Privilegien für Lindau ausgestattet. Allein er hatte noch weniger Glück, als der „alte Wilhelm". Das Schiff war technisch mißlungen. Außerdem mehrten sich die polizeilichen, sisealischen und handelspolitischen Schwierigkeiten der Viel- und Kleinstaaterei so sehr, daß das Unternehmen denselben erliegen und das Schiff öffentlich an den Meistbietenden auf den Abbruch versteigert werden mußte.

Diese beiden ersten Versuche waren wenig ermuthigend. Dennoch dauerte es nicht lange, bis die Schifffahrt und namentlich die Dampfschifffahrt auf dem Bodensee den Aufschwung nahm, dessen sie sich noch erfreut bis zu dem heutigen Tage. Sie erstarkte unter den Segnungen der einheitlichen wirthschaftlichen Freiheit, welche sich mächtiger erwies, als die Gebote zweier willenskräftigen deutschen Monarchen.

Im Iahre 1828 hoben Württemberg und Baiern die gegenseitige Grenzsperre auf. Dies war der erste Schritt zum deutschen Zollverein, welcher seinen Bewohnern die Wohlthaten eines einheitlichen und freien Wirthschaftsgebietes bis zu einem gewissen Grade gewährte. Die gewerbepolizeilichen, sisealischen nnd zünftigen Beschränkungen wurden allmählich beseitigt. Die Landwirthschaft wurde von den feudalen Lasten besreit. In der Schweiz wie in Deutschland siegte eine liberale Handelspolitik. Mit der Eidgenossenschaft und mit Oesterreich wurden Handelsverträge geschloffen, welche beiden vertragschließenden Theilen gleich sehr zum Vortheil gereichten. Mit jedem Schritte vorwärts auf der Bahn der wirthschaftlichen Freiheit hob sich der Verkehr, die Schifffahrt, und namentlich die Dampfschifffahrt, auf dem „Schwäbischen Meere", das am Anfange des Iahrhunderts kaum von einigen elenden Schifferkähnen besahren war. Ich widerstehe nur ungerne der Versuchung, eine kurze Geschichte der Entwickelnng dieser Schifffahrt zu schreiben. Diese Geschichte würde lehrreich sein, namentlich in heutigen Zeiten, wo in Deutschland die wirthschaftliche Reaetion — oder sagen wir lieber die wirthschaftliche Confusion? — scheinbar wieder zu einer, freilich nur vorübergehenden, epidemischen Herrschaft gelangt ist. Aber eine solche Darstellung würde diese Skizze, dieses bescheidene Fahrzeug, mit allzuschwerem Stoffe zu sehr belasten.

Ich beschränke mich daher darauf, hier kurz zusammenzustellen:

Das erste Dampfschiff ging 1824. Im Iahre 1853 gingen etwa dreizehn; im Iahre 1868 waren es zwei und zwanzig; heute, im Iahre 1878, sind es neun und zwanzig. Im Iahre 1824 war es nur Württemberg, welches einen Dampfer vom Stapel ließ. Ietzt wird der See auch von baierischen, badischen und schweizer Dampfern besahren. Der neueste wurttembergische Dampfer zeichnet sich durch technische Vollendung und Eleganz aus; er wird zur Erinnerung an einen ruhmreichen württembergischen Dynasten „Christoph" geheißen.

Nur Bregenz (Oesterreich) hat keine Dampfer, dagegen hat es Eisenbahn-Verbindung mit Lindau, mit Vorarlberg lüber Feldkirch nach Binden,;) und mit der Schweiz und Graubündten; die Dampfer der anderen Länder wetteisern mit einander, die Verkehrsbedürfnisse von Bregenz zu besriedigen.

Das unter dem Namen „Friedrichshafen" eonsolidirte Ufer bietet heute einen heiteren und wohlthuenden Anblick. Das alte Buchhorn hat nun auf der Seeseite einen geräumigen Hafen und auf der Landseite einen stattlichen Bahnhos. In der Richtung, in welcher früher die Militärstraße der Römer verlies, zieht sich jetzt die Eisenbahn nach der Donau. Ich will hier im Vorübergehen bemerken, daß, wie in neuerer Zeit unzweiselhaft festgestellt worden ist, die Donau durch einen unterirdischen Abfluß mit dem Bodensee in Verbindung steht und sonach dem Rhein einen schwesterlich grüßenden Beitrag liesert.

Die alte freie Reichsstadt Buchhorn hat sich heute nach der Landfeite möglichst vollständig modernisirt. Hübsche Häuser und Gärten lafsen hier Wall und Graben vergessen. Dagegen nach der Seeseite erkennt man noch deutlich die Besestigungsmauern, welche senkrecht auf den See stießen und sich in demselben abspiegeln. Die Häuser sind auf die letzteren aufgesetzt, so daß diese mächtigen Mauern das untere Stockmerk der Wohnungen bilden. Ursprünglich kehrten die Häuser dem See den Rücken zu. Seitdem aber der See so freundlich und verkehrreich geworden, hat dies selbst die ältesten Häuser derart gerührt und ergriffen, daß sie versuchen, ihre Stellung zu ändern und dem See das Gesicht zuzuwenden. Man hat Thüren und Fenster in die dicke Umwallungsmauer gebrochen. Von der Thüre führt zuweilen ein hölzernes Gerüst mit einer kleinen Treppe in den See, sei es, um dort wafchen, sei es, um mit dem Kahn anlegen zu können. Hin und wieder ist die Mauer gänzlich durchbrochen und es wagt sich ein Blumengärtchen hervor, oder eine Plattform gestattet die früher verschlossene Aussicht. Die alten Mauern sehen noch grau und mürrisch darein. Sie können den Ruhm der alten Zeit nicht vergessen. Anderer Meinung sind die auf ihnen sitzenden hell angestrichenen Wände und die' blumengeschmückten Wohnungen des jetzt lebenden Geschlechtes der Menschen. Sie haben sich mit der Gegenwart versöhnt und geben der Freiheit, dem Frieden und der Ruhe den Vorzug vor dem Ruhm. Oder richtiger gesagt: Sie prätendiren nicht einen besonderen Kriegsruhm für Buchhorn, sondern begnügen sich mit ihrem Antheil an dem gemeinsamen Ruhme von Alldeutschland.

Ueber dem alten Städtchen hebt sich ein kräftiger, dicker Thurm empor mit einem hohen Sattel- oder Reitdach. Das Dach ist mit bunten Schindeln gedeckt, von zwei gezackten Giebeln eingesaßt und mit einer hohen gothischen Spitze gekrönt. Dies ist der Thurm der Nieolauskirche und das Wahrzeichen von Buchhorn. Die Strecke zwischen der alten Stadt und dem Schlosse, der vormaligen Probstei Hosen, hat sich im Laufe des letzten halben Jahrhunderts zu ihrem Vortheile verändert. Sie zeigt zwar hin und wieder noch jene elenden Häuslein, welche, durch die Prämienspeise gelockt, gleich Pilzen aus der Erde schossen und dann keine Liebhaber fanden. Aber an vielen Stellen haben sie schöneren und besseren Gebäuden Platz gemacht und an dem See sind schattige Gärten entstanden. Die ganze Umgebung ist heute reich an laufchigen Plätzchen, an Parks, Garten- und Waldanlagen, welche jetzt einen willkommenen Ersatz bieten für die am Anfange des Jahrhunderts ausgerotteten Wälder. Auch das Schloß Hosen, das ehemalige Kloster, hat einen schönen Garten. Von seinem Pavillon aus hat man eine umfafsende Aussicht über den See und die Alpen. Von den letzteren präsentirt sich am stattlichsten der Säntis und der Glarnisch. Die Schönheit der Natur, die gute Luft, die Bäder im See und in einem wohl eingerichteten römisch-türkischen Bade ziehen viel „Sommerfrischlinge" und sonstige Gäste an.

Der König und die Königin von Württemberg halten jeden Sommer ihre Villeggiatur in dem Schloß Hosen. König Karl war am 25. Juni 1878 von Stuttgart aus eingetroffen. Am 20. kam ich mit dem Dampfer von Ueberlingen und Meersbnrg gesahren. Gleichzeitig mit dem meinigen strebten 4 oder 5 andere Dampfer dem Hafen von Buchhorn zu. Angesichts des Schlosses begannen alle Dampfer zu schießen und zu flaggen. Es war ein hübscher Anblick diese kleine Dampferflottille, reich geschmückt und weiß gekräufelte Pulverdampfwolken entsendend, auf dem lachenden See, Angesichts des ebenfalls beflaggten Schlosses und Hafens und der ernsten halbverschleierten Bergriesen der Alpen.

Die Flaggenordnung war auf jedem Dampfer dieselbe: Vorn und hinten die schwarz-rothe württembergische Flagge, in der Mitte an der Spitze des Maftes der schwarz-rothe Wimpel. An den vier Ecken der Radkasten vier hohe Stangen mit den Flaggen der vier Territorien, die an dem See liegen. Die Schweiz: Rothes Feld mit dem weißen Kreuz. Baden: Roth und Gold. Baiern: Hellblau und weiß. Oesterreich endlich: Schwarz-gelb,

Bekanntlich ist aber Schwarz-gelb schon seit langer Zeit abgelöst von „Roth-weiß-grün", der jetzigen Flagge der österreichisch-ungarischen Monarchie, Hier jedoch herrscht noch das Schwarz-gelb, vielleicht um an jene Zeit zu erinnern, in welcher König Wilhelm von Württemberg dem Kaiser Franz Joseph in Bregenz vafallische Heeresfolge gegen Preußen gelobte.

Die deutsche Flagge — Schwarz-weiß-roth — fand sich auf keinem einzigen dieser Schisfe, Wir aber, die Pafsagiere des Schiffes, zufammengewürfelt aus allerlei deutschen Ländern und Gauen, brachten gemeinsam ein Hoch aus auf unseren Kaiser nnd tranken auf dessen baldige volle Genesung.

Eine Glocknerfahrt.

Novelle
von

Aarl Erdm. <l5dler.

— Wien. —

in Duft hebt sich zuweilen leise und flüchtig, kaum herangeweht — schon verweht, und er zaubert ein Meer von Erinnerungen herauf, längst vergessene Tage, Welle an Welle. Dem Einen mag er aus der Rosenknospe sich heben oder aus dem Athem des Waldes, Jenem von dem offenen Heerde einer Gebirgshütte oder aus dem Becher edlen Weines, und so Jedem ein anderer Hauch — und doch Jedem wie der sanfte und gewaltige Lebenshauch des Frühlings, der eine ganze todte Welt auferweckt. Verblichene Bilder leuchten davon auf in alter Farbengluth, Augen, die längst müde zugesallen, blicken wieder, lange verstummte Lippen heben an zu sprechen, und verschollene liebe Menschen wandeln uns zur Seite; wir sehen, wir hören sie, und ihre Hand legt sich wie einst linde stillend auf unser Haupt: sie leben wieder.

So ergeht es mir, wenn in der beschaulichen Ruhe nach einem Diner zufällig das Aroma eines syrischen Tabakes in blauen Wölkchen zu mir heranflattert. Es ist dann, als wäre mein alter Freund Radenburg nur irgendwo in einer Ecke stille gesessen und richtete sich nun plötzlich vor mir auf, der schlanke dreißigjährige Mann mit dem tiefgebräunten Gesicht und mit dem ruhigen Wohlwollen eines bejahrteren Mannes in Miene nnd Haltung. Und auch ein Stück seines Lebens legen die Rauchwolkchen vor mich hin, indem sie sich sachte aufrollen wie ein Pergament, darin ein altes Geschehenes verzeichnet steht.

Wie er damals so einfach und anspruchslos seinen Erdenweg dahinzog, mochte er wol dem Vorübergehenden durch keine Besonderheit auffallen, zumal er selbst Scheu hegte sich vorzudrängen. Er trug weder nach einem Ministerfauteuil noch Akademiesitz eine verzehrende Sehnsucht

im Herzen; ja, es quälte ihn nicht einmal das Verlangen, seine Wohlhabenheit irgendwie zu vermehren. Seine Gelehrsamkeit als Naturforscher war in Fachkreisen anerkannt und häusig zu Rathe gezogen; aber er fühlte keinen Drang, in Wort oder Schrist öffentlich als Lehrer zu wirken, und hatte eine Lehrkanzel an der Hochschule verlassen, um sich einer Expedition nach Afrika anzuschließen. Nach seiner Heimkehr hatte er dieselbe nicht mehr bestiegen, sondern trieb seine Studien zu eigener stiller Freude und selbstloser Unterstützung Iedermanns, der sich Raths bei ihm erholte, und lebte im Uebrigen ein edles, ruhiges Vernunftleben voll Theilnahme an allem Guten und Schönen. In der Welt galt er als angenehmer, geistvoller Gesellschafter, aber Niemand ließ es sich beisallen, ihm irgend ein Heirathsprojeet anzusinnen, obzwar er nach Charakter, Alter, Aeußerem und sonstigen Verhältnissen ganz der Mann dazu gewesen wäre, eine Frau glücklich zu machen. Iede scharfsichtige Mutter heirathsreiser Töchter mußte ihn entmuthigt aufgeben, wenn sie sein völlig leidenschaftsloses Wesen und die unabänderlich ruhige Freundlichkeit sah, womit er Frauen und Mädchen begegnete. Es durchdrang im Umgange mit ihnen sein ganzes Thun und Lafsen eine gleichmäßige Temperatur, die ihm wohl anstand und dem Fremden bei flüchtiger Begegnung normal erscheinen mochte, den Frauen aber entschieden kühl vorkam. Feinfühlig merkten sie sosort, daß dies freundliche Glänzen nur Wintersonnenlicht, und das Strichlein am Thermometer, über welches hinauf er sich ebenso wenig je erwärmte, als er unter dasselbe je kühler ward, nicht sehr hoch über dem Eispunkte gezogen war. Sie zählten ihn, nach stillschweigendem Uebereinkommen, zu jenen nutzbaren Wesen, welche der Hausfrau mit ihrem Geiste über viele leere Stunden und mit ihrem Gemüthe über manche kummervollen Tage hinweghelfen, bei dem Whisttisch des Hausherrn als nie fehlender Vierter einspringen und die Kinder mit Bonbons und Märchen abfüttern — bequeme Hausmöbel, die im Wohnzimmer zu Iedermanns Gebrauch stehen und sich sachte abnützen, ohne daß man sonderlich darauf achtet; erst wenn sie sich einmal zu Ende genützt, blicken Mann und Frau nachdenklich auf den leeren Platz, täglich und stündlich, und erst die Kinder — ... Und da er so wohlwollend und harmlos seinen Weg weiter ging, so kam es, daß er sür den Fernerstehenden weder ein grelles Licht vor sich hintrug, noch einen tiesen Schatten hinter sich herschleiste.

Wenn man ihn aber näher kennen lernte und aufmerksamer zusah, ward es merkbar, daß er dies ganze Wesen nur wie seinen Salonrock für die Andern angethan hatte. Man fühlte, daß selbst jene kühle Temperatur, die er stetig zur Schau trug, nur durch eine künstliche Erwärmung erzeugt war, und daß es ihn mitunter Selbstüberwindung kostete, dieselbe zu unterhalten. Es kamen unbewachte Augenblicke, wo es dem aufmerksamen Blicke erkennbar wurde, wie er jene gleichmäßige Heiterkeit mannhaft sich selbst abkämpfte und in diesem stündlichen Ringen mit Wort und Miene viel Kraft abnützte. Eine Ermüdung kam dann über ihn, die jede Fafer schlaff zusammenfallen ließ in einer Resignation, die nicht nur keine Freude mehr erwartet, sondern überhaupt keiner mehr fähig ist. Iedoch selten nur ließ er solche Ermattung an sich herantreten und raffte sich auffahrend sosort aus ihr mit dem alten Lächeln wieder empor. Man sah ihm den festen Willen an, den Gedanken selbst aus dem Wege zu gehen, denen Andere nicht bei ihm begegnen sollten. Auch trat in diesem Kampfe mit sich selbst nie etwas Gewaltthätiges hervor, kein listiges Betäuben des Gegners durch überlaute Fröhlichkeit und wilde Lust: es war ein ehrliches, stilles Ringen, ein furchtbares Umfafsen Brust an Brust, Blick in Blick, Arm um Arm, daß es wie freundschaftliche Umarmung aussah, und nur ein scharf hinhorchender Lauscher das tiese Aufathmen vernehmen mochte.

So kam es, daß in seinem ganzen Wesen dieselbe Höhe des Tones war, wie bei anderen ruhig angelegten Naturen, aber eine andere Klangfarbe, wie sie wol dem geübten Ohre hörbar wird, wenn eine höhere Saite gerissen ist, und der Geiger auf der tieseren seinen Part muthig weiter spielt. Mir siel dies um so mehr auf, als ich den lebhaften offenen Frohsinn kannte, der ihn während seiner Studienjahre nie verlafsen hatte, da uns vielfache Berührungspunkte in nähere Beziehung brachten. Dann hatten getrennte Geschicke uns wol eine Zeit lang entfremdet, bis ein zufälliges Zusammentreffen die Iugendsreundschaft neu festigte, und gemeinsames Interesse an vielen Dingen dieselbe immer inniger gestaltete.

Seine Schwester besaß nahe an einem der reizenden Sommernestchen in der Umgebung der Hauptstadt eine ansehnliche Villa, Sie sah es gerne, wenn man sie dort aufsuchte, und man that es gerne: die Frau war noch schön nnd ihre Tochter schon schön und beide liebenswerth. So war denn in der schwülsten Sommerszeit wieder einmal ein bunt gemischter Schwarm aus der Stadt dort eingesallen, darunter auch ich. Mein Besuch galt zunächst Radenburg, welcher sich bei der Schwester für den ganzen Sommer häuslich niedergelafsen hatte.

Es war um die Speisestunde, die Hausdamen bei der Toilette und Radenburg noch nicht zurückgekehrt von seiner täglichen zoologisch-botanischen Exenrsion. Wir Gäste saßen und lagen im Garten unter den schattigen Bäumen umher; aller Antlitz war nach Norden gekehrt, wo der kühle Speisesalon sich gegen die Terrafse öffnete: in der zehrenden Landluft, die man den ganzen Vormittag hindurch gierig eingesogen hatte, geberdete sich der Magen sehr kummervoll. Das landschaftliche Bild steigerte überdies erheblich die Gesammtstimmung. In der glühend heißen Luft hing jedes Blättchen regungslos lechzend, die Blumen senkten verschmachtend die Köpfe und Raspe, der weiße Hausvudel, lag unter einer Staude mit weit hinausgestreckter Zunge, über die er schwer hinathmete. Es war ungeheuer langweilig; man schwieg und gähnte in der Runde, und wenn sich ein einsamer Ton hob, so war es ein vom Hunger erpreßter Seufzer, oder er kam von Raspe herüber, der über die Fliege auf seiner Nafe stöhnte und sich doch nicht zu der Willenskraft aufraffen konnte, nach ihr zu schnappen. Dann war es wieder stille und man hörte nur ein Zirpen vom Zaune her und ein unstetes Hernmtrippeln auf dem Sandwege, beides eintönig, beides mit einer Art Rabbia, beides kurz, scharf und doch ununterbrochen, ein endloses Staerato ohne Pause, beides zum Verzweiseln. Das Zirpen war die Mittagsunterhaltung der Grillen, das Herumtrippeln aber die einer jungen blonden Frau, der Gräsin Achenberg. Sie pflegte sich derselben immer hinzugeben, wenn andere Leute Ruhe hielten, sowie sie auch gewohnt war, unwiderstehlich reizend zu plaudern, sobald die Uebrigen ihren eigenen Gedanken nachhängen wollten. Dafür lag sie jedesmal unbeweglich in einem Fauteuil zusammengeknäult, wenn ihre Umgebung am rührigsten war und hörte gewöhnlich einer allgemeinen lebhaften Conversation mit halbgeschlossenen Augen zu, ohne sich daran auch nur mit einer Silbe zu betheiligen. Ihr Arzt konnte darüber nicht in's Reine kommen, wie und warum sie noch fortlebte, nachdem er sie längst ausgegeben; er schüttelte jedesmal verständnißlos und zugleich unwillig den Kopf, wenn er die Frau betrachtete, wie sie eigentlich nur noch aus zwei großen blauen Augen bestand und alles Uebrige blos eine Art zartfeiner Filigraneinfafsung dieser Augen war. Diese ohne alle Berechtigung weiter lebende Gräsin Achenberg war nach seiner Ansicht eine Blasphemie gegen die infallible Heiligkeit der Naturgesetze. Savonarola aber hätte von dieser Frau gesagt, daß bei ihr die Schatten des Fleisches nicht mehr über das Durchleuchten des Geistes ausgebreitet seien. Denn sie glich in der Ruhe einer jener rührenden Heiligengestalten, wie sie unter den gothischen Baldachinen des Mittelalters sinnend vor sich hinblicken. Aber wenn sie emporschnellte und die Ruhe der fast harten Contouren sich auf einmal in vibrirende Bewegung auflöste, da schuf dies ununterbrochene Dahinfließen zahlloser kleiner Wellen Linien von seltsamer Weichheit, und die rührende gothische Heilige ward plötzlich ein berückendes Weib voll wunderbarer Anmuth und Elaftieität. Man sah dann das zuckende moderne Nervengespinnst, daraus dies mittelalterliche Himmelsbild gewebt war. Diese vibrirenden Nerven schienen es auch gewesen zu sein, welche die Schatten des Fleisches ganz aufgezehrt hatten, und die jetzt allein den vergeistigten zartschlanken Frauenleib aufrecht erhielten. Was aber diese Nerven selbst aufrecht erhielt und ihnen die stählerne Ausdauer und Spannkraft gab, blieb doch dem Arzte ein Räthsel und Aergerniß. Es war in dem Wesen dieser Frau auch eine Klangfarbe, welche aus der anderer Menschen eigenartig hervortönte; nur klang es hier immer, als würde eine weiche Violapartie auf einer Violine gespielt, die neu besaitet worden ist.

Die Gräsin hielt plötzlich mitten in ihrer unsteten Wanderung an und ließ ihren Blick langsam über unseren Kreis schweisen. Der Blick kam wie ein verfrühter Violintriller in eine Generalpause. Ein Zucken fuhr durch die hungerschlaffe Versammlung — ein Bär, der noch verständig brummen oder gar tanzen soll, wenn ihn eben die Mahlzeit erwartet! Aber es nützte Nichts, man mußte bei der Musik dieser großen Augen immer tanzen, wie sie es gerade wollten: es fuhr Einem durch alle Glieder. Es handelte sich nur darum, wer sich zu dem ersten Worte als Opfer hinschlachten wollte; denn ein solches erste Wort, das gewaltsam dem allgemeinen Schweigen abgerungen wird, ist, nach geheiligtem Herkommen, zumeist eine haarsträubende Dummheit.

„Warum uns nur Radenburg immer so plötzlich und ohne alle Ursache verläßt?" — platzte endlich ein gelblicher, magerer Mann hervor. Er mußte offenbar hinter jenem Verschwinden Radenburgs den tragischen Stoff gewittert haben, auf den er seit Iahren Iagd machte. Denn außer der Marotte, als dramatischer Dichter gelten zu wollen, war er sehr unschädlich und sah nur etwas vorfündsluthlich aus, wenn er wie jetzt die langen Haare in's Gesicht herniederhängen ließ und den an beiden Enden gespitzten Bleistist in den Mund nahm. Uebrigens — das Motiv war da, und daraus spann sich sosort eine unendliche Melodie.

„Ia, warum?" — stöhnte ein behäbiger Millionär, der sich bei jedem Wetter von seinem Diener einen Regenschirm nachtragen und andere Leute für sich denken und antworten ließ.

„Er macht Gedichte!" — lispelte feine Tochter und warf die Lockenranken aus dem Knospengesichte, das erst vor Kurzem aus dem Treibhause eines Pensionats an die freie Luft gestellt worden war.

„Schwager Konrad geht irgend einem naturwissenschaftlichen Problem in der Insektenwelt nach" — sagte der Hausherr. — „In seinem Zimmer züchtet er ja förmlich mit väterlicher Liebe auf eigenen Pflanzen dergleichen Gethier und ist ost stundenlang in dessen Betrachtung vertiest."

„Dagegen spricht der tragische Zug seines Gesichtes" — warf der gelbliche Dramatiker ein. — „Er hat nicht die kalte Forschermiene, wenn er sich verliert, sondern das Antlitz Sauls, der seine Schwermuth in die Einsamkeit trägt."

„(Zueile ivKouieu»e inveution! Man liebt ein Schläfchen bei helllichtem Tage und hüllt sich in geheimnißschweres Schweigen oder unmögliche Prätexte, um sich interessant zu machen" — kam es aus dem allerliebsten Schnurrbärtchen der Baronin Boden hervorgesprudelt, einer ebenso reizenden als koketten Dame, die stets einen Troß von ergebenen Sklaven um sich hatte.

„Er leidet an Migräne" — schnarrte eine alte Gesellschaftsdame mit himmelblauen Augengläfern und einer schweselgelben Stickerei.

Und so ging es fort, und dann von Neuem im Kreise herum mit immer abenteuerlicheren Hypothesen: es war nachgerade eine Art Gesellschaftsspiel geworden. Nur die Alte bestand hartnäckig auf der Migräne.

Gräsin Achenberg hatte unbeweglich zugehört und kein Wort gesagt. Plötzlich wandte sie sich mit einem Rucke zu mir: „Und Sie, der Sie sein Freund sind?"

Die Blicke der großen Augen bohrten fühlbar an zwei Stellen in meine Stirne hinein.

„Ich weiß es nicht" — antwortete ich. „Seitdem ich ihn gestern sogar Sie, meine Damen, habe verlafsen sehen, weiß ich blos das Eine unzweiselhaft, daß er unheilbar, und keine Macht der Welt im Stande ist, ihn von seiner Schrulle abzubringen."

Gräsin Achenberg setzte, ohne ein Wort zu erwidern, ihr früheres Herumtrippeln fort. Ueber die Gesichter der übrigen Damen aber lies bei meinen letzten Worten ein seltsames Lichtspiel, erst ein Zug düsterer Entschlossenheit wie vorüberhuschende Wolkenschatten, dann gleich hervorbrechenden Sonnenstrahlen ein siegessicheres Lächeln. Dieses Lächeln erblich sosort in einer sanfteren Nuanee, da eben zu dem lange ersehnten Diner gerufen wurde.

Radenburg, der inzwischen heimgekommen war, saß bei Tisch neben einem sehr wissensdurstigen Fräulein von vierzig Iahren und der Millionenknospe. Beide behandelten ihn wie eine Lieblingspuppe. Die Erstere bohrte sehr viel trockene Sägespäne aus ihm hervor und forschte mit Inquisitorsblicken, was sür ein erzählenswerthes Geheimniß dahinter stecke; die Andere bekleidete die vermeintliche Dichterpuppe mit aller Herrlichkeit ihrer jugendsrischen Phantafie. Radenbnrg ließ sich anbohren und kostümiren ganz nach der kalthöslichen Art rechtschaffener Puppen, welche Hände und Füße bewegen, Augen verdrehen und sprechen können, wenn man sie irgendwo drückt. Erst beim Dessert versuchte er sich in einigen unruhigen automatischen Bewegungen, und kaum war man vom Tische aufgestanden, als er unter allerlei kunstvollen Umwegen seinen Rückzug anzutreten begann. Iedoch die vierzigjährige Stistsdame legte unversehens ihren Arm in den seinen: „Ich möchte Sie um einen Rath angehen, Herr von Radenburg!"

„Um einen Rath? Bitte, verfügen Sie über mich — sogleich?" — Er sah dabei sehr unglücklich aus.

Aber sie verfügte über ihn und führte ihn ungerührt auf die Terrafse und von da hinab in die schattige Allee. Als Radenburg bald darnach auffallender Weise in dem Baumgange allein auftauchte, hob sich ein allgemeines Lächeln in dem Damenkreise mit verständnißvollem Zublinzeln, dann aber lächelte jede für sich selbstbewußt weiter.

Radenburg schlenderte an der Terrasse vorüber gegen das Hansthor zu und betrachtete mit möglichst harmloser Miene seine Fußspitzen. So fesselnd ihm dieses Studium auch erscheinen mochte, er mußte es doch abbrechen; denn da lag plötzlich eine Hand auf seinem Arme. Die Hand war sehr schön und blendend weiß, besonders in diesem Augenblicke, da sie sich so herrlich von dem dunklen Tuche seines Aermels abhob. Sie gehörte der Baronin Boden, und auch die andere Hand war ihr Eigenthum, welche gegen die Sonne ausgespreizt war, als ergötze sie unwiderstehlich das Lichtspiel ihres Ringdiamanten. „Radenburg, ein Wörtchen im Vertrauen!" — flüsterte sie zutraulich. Die halbgeöffneten Lider thaten sich dabei ganz auf, und die Augen schillerten darunter seltsam hervor — zwei Edelsteine der Gattung «eil äe otmt. Dieser faseinirende Blick und die weißen Zähne, welche plötzlich unter dem feinen dunklen Flaum der Oberlippe hervorblitzten, mahnten an eines jener furchtbar schönen Raubthiere, deren sammtweiches Schreiten — Ueberfall, deren leuchtendes Blicken — Betäuben, deren Grazie — Blutgier ist. Der weißen Hand, mit welcher sie ihn festgehalten, folgte ein weißer Arm; fachte, in kaum merkbarer Bewegung wand er sich um den seinen nnd lag nun in weicher Rundung stille leuchtend da. Er war sehr schön, der Arm, und es war etwas Schlangenhaftes in dieser Umstrickung — man konnte sich bei dieser Frau vor Raubthiermotiven nicht retten. Jetzt warf sie einen langen Blick über die Versammlung oben auf der Terrafse; darauf entführte sie Radenburg in die Baumschatten und hob beim Gehen achtsam ihre Robe; die ganze Aufmerksamkeit ihres gesenkten Blickes war sichtlich von ihren reizenden Stieselchen gesesselt. Die Frauen auf der Terrafse waren anzufehen wie der Opernchor, wenn er dem schlachtbereiten Helden nachblickt. Es war eine gewaltige Vorkämpferin für Frauenmacht, die dort hinauszog, und eine unbesiegbare dabei, wie man sagte. — Jedoch plötzlich saßen alle Damen wie versteint: der, den sie hatten opfern wollen, er stieg aus dem Baumdunkel an das Sonnenlicht. Alles war todtenstille, und Radenburg nahte langsam wie Banquos Geist. Jn diesem feierlichen Augenblicke stand die alte Dame auf, legte die schweselgelbe Stickerei bei Seite und ging Radenburg entgegen. Sie griff in ihren Ridieule und drückte ihm ein Fläschchen in die Hand. Es lag etwas Feierliches in dem Tone, mit dem sie ihm dabei sagte: „Exquisite Migränetropfen, zehn auf Zucker!"

Auf der anderen Seite stand die jugendliche Millionärin, sagte gar Nichts, sondern war nur sehr roth und lieblich anzufehen, und steckte ihm eine Rosenknospe in das Knopfloch. Er verbeugte sich stumm nach beiden Seiten und ging im Sturmschritt davon. Die Alte und die Junge sahen einander an wie Hebbels erster und letzter Mensch:

Tem letzten begegnet der erste dann,
Den einst die Erde getragen;
Sie schauen sich stumm und ernsthast an
Und haben sich nichts zn sagen. —

Dann tauchten beide im Schatten der Allee unter, und auch die anderen Damen verschwanden nach und nach von der Terrasse und verzogen sich gleich drohendem Gewölke schwer und langsam hinter den Bäumen. Nur Gräsin Achenberg blieb zusammengekauert in ihrem Fauteuil, abseits von den rauchenden Herren, in einem Schmollwinkelchen der Terrafse, wohin sie sich gleich nach dem Diner geflüchtet. Sie hatte den Vorgängen

schweigend mit den großen Augen zugesehen; jetzt hielt sie dieselben gesenkt und starrte unbeweglich vor sich in den Sand. Sie wollte in solchen Stunden nicht gestört sein — man wußte das. Ich stieg in den Garten hinab und schlenderte durch die Allee. Am Ausgange derselben in einer Laube saßen die Damen. Der Himmel war rein und sonnendurchstrahlt, und doch schwebte um diese Laube eine gewitterschwüle Atmosphäre, die aufgeregte Ahnung eines Platzregens unter Sommerroben und weißen Beinkleidern. Ich hatte das elende Gesühl, ohne Regenschirm zu sein, und machte mich schleunigst davon. Als ich an der Terrafse vorüberkam, debattirten die Herren bei Kaffee und Cigarre von der Börse — es war vor dem deutsch-französischen Kriege — das hängende Gewitter erschien mir hier ebenso drohend wie dort: ich rettete mich unter Dach. Es war eigentlich noch immer ungeheuer langweilig, und dies mochte mich wol veranlassen, daß ich, an Radenburgs Zimmerthüre vorübergehend, ohne weitere Ueberlegung anklopfte. Erst vernahm ich ein unwilliges Murren, darauf ein leises, feines Knirschen und endlich ein widerwilliges: Herein!

Dichter Tabakqualm füllte das Zimmer, darin ich erst mit einiger Mühe Radenburg herausfand. Er lag auf der Chaiselongue ausgestreckt, den Kaffee neben sich auf dem Tische und ein Ungethüm von Tschibuk im Munde. Er sah mich anfangs wie geistesabwesend und dann verwundert an; endlich sagte er nachdenklich: „Auch Du noch!"

Er hatte Recht, und es klang mir wie: Auch Du Brutus! Denn da lag in einer Ecke eine Rosenknospe, in der anderen sickerten die exquisiten Migränetropfen aus dem hingeschleuderten Flaeon, und ich hatte das beschämende Bewußtsein, in die dritte zu gehören. Ohne ein Wort zu sagen, ging ich wieder. Als ich die Thüre öffnete, ries er mir nach: „Rauchst Du syrischen Tabak? Ich habe keinen anderen."

.3«."

„So nimm Dir einen Tschibuk und bleibe."

Ich setzte mich in einen Lehnstuhl, und wir rauchten eine Weile schweigsam den feinen Latakia. Er hielt dabei die Augen unverwandt auf ein Etui gerichtet, das neben ihm auf dem Tische stand. Der kleine, seltsam gesormte Schlüssel daran kam mir bekannt vor; ich erinnerte mich dann, daß ihn Radenburg immer an der Uhrkette trug, und es siel mir ein, daß jenes feine Knirschen von vorhin, ehe ich eingetreten war, von dem Schließen des Etuis entstanden fein mochte. Die Latakiawolken ballten sich immer dichter. Ich konnte seine Züge nicht mehr unterscheiden, als er sein Schweigen unterbrach: „Bist Du schon einmal auf dem Großglockner gewesen?"

„Nein."

„So will ich Dich hinaufführen. Erschrick nicht — ich weiß, Dn liebst die Alpennarrheiten nicht sonderlich. Es ist nur eine Bergfahrt in Gedanken. Ich mache sie jeden Tag mit meinem Tschibuk. Du kannst es denen da draußen sagen, wenn es sie wieder gelüsten sollte, mich mit ihren Siestavergnügungen abzuquälen. Der übrige Tag gehört ihnen, und ich bin froh darum, wenn ich für Andere etwas sein oder thun kann. Die eine Stunde aber sollen sie mir lafsen, denn —"

Er schwieg eine Weile. „Für die Anderen ist das nicht" — fuhr er dann zögernd fort — „Dir will ich es wol sagen. Es war einmal ein stilles, schönes Mädchen und ein stiller, ernster Knabe. Beide wohnten draußen vor dem vielthürmigen, mittelalterlichen Häusergedränge, um welches die Ringmauer lange einengend gedrückt hatte, wie ein unnachgiebig Gürtelband, Da war einmal das jungkräftige Leben über Mauer und Graben keck hinausgequollen, und jenseits derselben in Kurzem, wie von selbst, eine Gafse emporgewachsen, mit großen Vorgärten herzhaft in das Weideland greisend, in deren Hintergrunde die Häuser selbst sich heimlich bargen. Unmittelbar an den sinsteren Mauerthurm lehnte sich eine Villa, ganz umwachsen mit üppigem Pflanzenwirrsal. Darin wohnte das Mädchen mit seiner Mutter, einer verwittweten Freiin aus altem, verarmtem Geschlechte, der Knabe aber gegenüber in dem hochbedachten, großen Hause. An den geschlossenen Fenstern der Villa drängen Vorhänge das Licht zurück, nur an der Balkonthure sind sie matt auseinander geneigt, und ein feines Frauenprossil leuchtet hervor, da die Abendsonne über die Scheiben zuckt. Ohne den hellen Strahl möchte wol dies Antlitz unkenntlich zerrinnen: so blaß steht es vor dem Weiß des Vorhanges — mondhaft, erst von dem Sonnenlichte leisen Schimmer erborgend. Blicke und Locken der Frau fallen nieder auf ein Buch, und rings um sie spannt sich draußen der grüne Rahmen des Schlinggewächses, daraus hie und da eine mattfarbige Passionsblume schwermüthig herabnickt. Bei dem Pförtchen des Vorgartens kauert ein Mops; schmerzvoll glotzen seine Augen — sie sagen verständlich: die Welt ist ein Iammerthal! Seinen Hals umschlingt ein Sammetband, es stimmt in der Farbe zu den Pafsionsblumen der Pflanzenwand, zu den Ueberhängen der Fenster, und der ganze violette Mollaerord zu der Frau oben und zu dem Kinde unten im Vorgarten. An der Trauerweide lehnt ein steinerner Sessel mit wunderlichen Schnörkeln und darin sitzt das kleine Mädchen. Ein schwermüthiger Zug breitet sich schleierhaft über das feine Gesichtchen in dem goldigen Lockenrahmen. Das Kind sitzt so regungslos, das ganze Bild anzusehen, wie eine marmorne Göttin auf marmornem Throne, zum Schmucke des Gartens hereingestellt. Alles ist so zart und schön an ihr, aber der Knabe im Vorgarten drüben hat nicht ein einziges Mal herübergeschaut; er starrt immer nur nach dem Eckfenster über sich empor. Dasselbe ist, wie alle übrigen, weit geöffnet, daß die freie Gottesluft nur so gleich in ganzen Strömen hineinfluthe, und daran sitzt eine Frau, voll, strahlend, warm blickend wie die liebe Sonne. Sie müht sich um ein gähnendes Hosenloch, daraus eine ganze lustige Geschichte abzulesen sein muß; denn sie lächelt recht herzlich und inniglich — wozu auch jetzt eine strafende Miene, der Knabe ist ja draußen! Du wirst noch manchmal Anlaß zum Lächeln sinden, Du grundgütiges Mutterherz, vielleicht schon heute! Dein lieber Iunge kauert neben einem Brettlein aufgespannter Schmetterlinge, in einer Flafche kriecht noch allerlei lebendig Ungezieser zu Knäueln über einander, das zusammengeknüpfte Sacktuch krümmt sich in schlangenhafter Windung und wird gleich einen Spaziergang über den Rafen beginnen. Gleichwol hat der jugendliche Gelehrte ernste Bedenken, die sauer errungenen Schätze sammt seinem Hunger hinaufzuschleppen. Die Hand rührt sich nicht von seinem Rücken, als gelte es dafelbst dräuenden Zerfall aufzuhalten.

Die kleine Trauerweidengöttin drüben aber langweilt sich indessen. Da sie mit ihren Locken und dem violetten Kleidchen nicht hinab darf zu den Wildsängen der Gafse, so mag sie wol schon manchen Tag sehnfüchtig hinübergeschaut haben auf den Buben, der gleichfalls nicht zu den Spielen lies, sondern im Vorgarten bei seinen Käfertastchen saß; freilich erschien er struppig und schmutzig von seinen Land- und Wafserfahrten nach Thieren, aber es war doch etwas Anderes als der Mops, der Papagei und die aus Haaren geflochtenen Freiherrnkronen unter Glas und Rahmen. Heute lag nun da auf einmal ein Thier bequemlich auf der Armlehne des Thronsessels ausgestreckt, darüber die kleine Göttin ein menschlich Hülferufen erschallen ließ. Das hätte indeß den Iungen drüben nicht gerührt, der für alle Schreie der Gafse wie taub war, aber sie hatte gerufen: „Eine Schlange!" — In drei Sätzen war er drüben, mit dem vierten hatte er den Mops umgestoßen, eine Hecke übersprungen und eine Hortensie geknickt. Und schon hielt er das Ungeheuer in der flachen Hand, wobei er ein unbändiges Gelächter losließ: „Wie Du aber dumm bist! Eine Schlange! Das ist ja eine ganz gemeine Nacktschnecke!"

Das Mädchen aber stand nur zitternd da und stammelte vorgebengt nach seiner Hand starrend: „O Dn schmutziger, schmutziger Bube!"

Aber es muß ihr zugleich unbewußt ein Gesühl der Bewunderung aufgestiegen sein, daß er das Ungethüm so ohne Weiteres in die Hand genommen; denn am nächsten Tage lockte sie ihn selbst herüber. Sie stellte sich dazu auf ihren Thronsessel, reckte sich auf den Fußspitzen in die Höhe und winkte mit dem Finger; jedoch die Trauerweide hing vor ihrem Kopfe nieder, nnd der Iunge konnte nur ihr violettes Kleidchen sehen. Da sie seinen Namen nicht wußte, so ries sie hinüber: „Du schmutziger Bube, ein Thier ist da!" — Und er kam. Der Schmutz war ihm gleichgültig, aber das Thier zog ihn an. Sie zeigte ihm, sich sachte auf den Fußspitzen nähernd, den grüngoldigen Käfer, welcher sich ruhsam in eine Rosenblüthe geklebt hatte. Er steckte das goldige Thierchen in eine Spiritusflafche, die er aus der Tafche zog und sagte dabei: „Ist übrigens gar nichts Besonderes, ein Rosenkäfer, ein ganz gemeines Insekt, vulAaris, verstanden?"

Während nun der gemeine Rosenkäfer seinen Todeskampf kämpfte, stand das Mädchen wieder bleich da und ries: „O Du garstiger, garstiger Bube!" Der Kannibale hat jedoch nur dazu gelacht und ist mit seinem Opfer hinübergelaufen. Er besaß nun schon zwei Namen, mit denen ihn die Trauerweidengöttin rufen konnte, und wer weiß, wie viele noch dazu gekommen wären; aber dann waren sie einmal in ein langes Gespräch und daraus in einen kurzen Streit gerathen, wobei sie ihn endlich mit den Worten niederschmetterte: „Meine Mutter macht Gedichte, dein Vater aber nur Häuser!"

Darauf kehrte er ihr den Rücken und ging langsam hinüber. Sie dagegen schlug mehreremal mit der rechten Faust in die linke Hand und nahm sich selsenfest vor, sich gar nicht mehr nm ihn zu kümmern: es gab ja genug andere Knaben in der neuen Gafse. Sie wollte auch gleich ernstlich anfangen, ihn nicht zu beachten: so stellte sie sich denn zwischen die zwei Buxbaumpyramiden und blickte gewissenhaft in die Gafse, wo die Buben, insgesammt lauttönende Rufer, sich in Turnier und kriegerischem Würgen abmühten, während das heranwachsende Hausfrauengeschlecht bei stillerem Spiele mit Puppen und Töpfen sittsam waltete. Allem dem hatte sie eine Weile zugesehen, aber es machte ihr doch keine rechte Freude; und weil sie die Stimmen der Gafse forttönen hörte, so meinte sie, sie schaue noch immer zu — aber ihre Augen waren schon längst wieder auf den Knaben drüben gerichtet. Es that ihr nun doch leid, daß sie ihn so gekränkt hatte. Nachdem sie noch ein Weilchen nachgesonnen, ging sie, scheu um sich blickend, zu dem Gartenpförtchen; dort stockte sie noch einen Augenblick, dann lies sie mit einem Male durch die Gafse hinüber. Sie hielt dabei dem Iungen, daß er sie nicht wegtreibe, von Weitem ein Versöhnungsgeschenk entgegen, ein grünes Glasstück, dadurch es gar wunderschön zu schauen sei. Er jagte sie anch nicht fort, sondern ließ sie neben sich stehen und betrachtete durch des Glas Haus und Garten. Sie war noch ganz athemlos, hatte die Händchen auf dem Rücken zusammengelegt und sah ihm in's Gessicht. Als er dann auch sie durch das Glas anschaute, ließ sie die Hände schlaff herabsinken und bohrte mit dem Füßchen im Kiese herum. Er ließ dann das Glas mit unsäglicher Geringschätzung in seine Tafche gleiten. „Zu dumm!" — sagte er — „und Alles ganz falsch! Unser rothes Hausdach, Euer gräulicher Mops, Deine spitzige Nafe, Alles ist grasgrün!" — Das war nicht zu verwinden. Und sie hatte es doch so gut gemeint! Weinend schlich sie zu ihrem Thronsessel heim, und dann ist das Gras zwischen hier und drüben recht hoch gewachsen. Das Mädchen kann nicht mehr herüber, der Bube nicht hinüber.

Eines schönen Morgens aber stand der Knabe am Zaune und schaute durch das grüne Glasstllckchen. Er sah sich Alles aufmerksam an, nur nicht die kleine Göttin drüben im Thronsessel; denn er fuhr immer haftig Mit dem Glafe an ihr vorüber, wenn sie bei den Rundblicken mit in das grüne Bild gerieth. Und sie saß ganz ruhig auf ihrem Throne und rührte sich nicht; er hatte das deutlich gesehen, denn sie war ihm bei dem eisrigen Herumblicken sehr ost in das Glas gesprungen. Am Nachmittage war er in die Gafse hinausgetreten, wieder mit dem grünen Glafe, und hatte dadurch die Pflaftersteine angestaunt, dann die Gitterstäbe des Villagartens, und endlich auch den Mops, der in dem Garten saß, einer eingehenden Studie unterzogen. Von dem grünen Mops vermochte er sich gar nicht zu trennen; aber er war ihm eigentlich doch zu weit entfernt, und er sah nicht, wie die einzelnen Härchen sich ausnehmen mochten. So ging er denn langsam durch die Gitterthüre, stellte sich dicht vor ihn hin und blickte nachdenklich durch das Glas auf ihn hinab. Der Mops machte große verwunderte Augen und blickte nachdenklich zu ihm hinauf. Da fühlte er auf einmal zwei warme Händchen um seinen Hals, und das Glas siel ans die Erde, weil seine Hände um einen anderen Hals lagen.

Seit dem Tage hatten die beiden Kinder einander so lieb und lebten Eines in dem Anderen. Und wie es geworden war, so ist es auch geblieben. Der Knabe ging später der Studien wegen in die Hauptstadt, aber er mußte immer an das Mädchen zurückdenken. Wenn er zur Ferienzeit nach Hause kam, bei dem Posthause in der Stadt abstieg und die Gafsen durcheilte, so bog er bei dem Stadtthore langsam ein und zögernd hinaus in die neue Gafse, weil ihm das Herz zum Zerspringen klopfte, und weil er an sie dachte. Die grün umwucherte Villa suchte sein erster Blick, sein zweiter das hochbedachte Haus gegenüber, wo er des Vaters weißes, der Mutter schwarzes Haupt dicht zusammengeneigt erspähte, und vier sehnfüchtige Augen, wie sie gegen das Stadtthor gerichtet frugen: Ob er schon kommt? Dann zuerst der weiße Pudel, mit den altersschwachen Gliedern Freudensprünge versuchend, und da auf einmal des Vaters mächtige Gestalt die Hausthüre füllend, die Mutter weit voraus im Vorgarten, und er in ihren Armen, an's treue Herz hinaufgezogen, oder, als manches Iahr verflossen, niedergebeugt zu ihm, an jeder Hand eine jubelnde Schwester, und drüben — sie in der geösfneten Gartenthüre, zwischen den beiden Buxbaumpyramideu. Die Hände hingen ihr an dem violetten Kleidchen hinab, und auch das Köpfchen neigte sich leise gegen die rechte Schulter. Es war nichts Weiches oder auch nur Behagliches in ihrer Stellung, fondern nnr etwas, was ties zum Herzen sprach. Eine unsäglich rührende Unbeholfenheit lag in der ganzen Gestalt, wie sie so scheu und steis da stand, dem Engel altdeutscher Bilder gleich, der fliegen oder dahinwandeln will, und doch stille steht und wartet. Die unbeweglichen Füßchen, die herabhängenden Arme, der gesenkte Kopf, und aus den ährenfarbenen Haaren die kornblumenblauen Augen, sie alle sagten, ein jedes zu sich selbst: Was fange ich nur mit mir an? So komm doch! — Und er riß sich los von den Seinen und kam. Sie stand noch immer stille und wartete. Dann lagen auf einmal die beiden Arme um seinen Hals, und die blauen Augen schauten so groß und ruhig in die seinen und sagten: Da bist Du ja!

Während jener schönen Studienjahre haft Du den Knaben genugsam selbst kennen gelernt, und weißt auch noch, wie er später angestrengt daran arbeitete, sich eine Lehrkanzel zu erringen. Ihr sprachet von meinem ungeduldigen Ehrgeize, und ich dachte nur an die treuherzigen Augen und ihre fragende Bitte: So komm doch! Und endlich brach der Tag an, wo ich kommen konnte, kommen, um sie nicht mehr zu lafsen — das angestrebte Ziel war erreicht. Daheim wußten sie Nichts von meiner Ankunft, ich wollte sie überrafchen. Der Zug ging erst gegen Mittag, aber ich war schon am Morgen reisesertig und frühstückte im Zimmer herumgehend — die Ungeduld ließ mich nicht ruhig sitzen. Der Briesträger trat ein und übergab mir ein Kreuzbandblatt. Ich warf es achtlos auf den Tisch. Was war mir an jenem Morgen Verlobung oder Tod, die man mir etwa darin bekannt gab! Als ich später eine Cigarre anzündete, siel ein Funken auf das Kreuzband, was mich veranlaßte, dasselbe in die Hand zu nehmen. Eine Freiin in meiner Vaterstadt that darin der Welt zu wissen, daß sich ihre Tochter Marie mit einem Grafen verlobt habe, dessen Titel mehrere Zeilen durchliesen, worauf die Namen seiner Güter das übrige halbe Blatt ausfüllten. Ich kannte den Grafen sehr gut und war ost mit ihm zusammengetroffen. Er war ein beleibter, gutmüthiger Mann von vierzig Iahren, Wittwer, aber ohne Erben für seinen großen Fideikommißbesitz. Ich kannte auch seine Verlobte, ich erinnerte mich ihrer ja ganz deutlich: sie hatte kornblumenblaue Augen, und ihre Arme waren so weich und lind, wenn sie dieselben um meinen Hals geschlungen hielt, und sie trug violette Kleider — davon kam es wol, daß Alles rings um mich her auf einmal violett aussah, selbst das gedruckte Blatt. Und ich wunderte mich, daß auch meine Hand violett war, welche das Blatt hielt — das war mein letzter Gedanke. Als ich wieder zu denken begann, sagte man mir, ich sei lange krank und recht elend gewesen. > Sie sprachen nicht wahr: ich war erst elend, als ich aufwachte. An einem milden Tage, da ich zum ersten Male am offenen Fenster saß, griff ich nach dem Kreuzbandblatte. Ich hatte nicht vergessen, was darauf verzeichnet stand, ich wußte es Wort für Wort; aber ich wollte es sehen, schwarz auf weiß sehen Wort für Wort. Da erblickte ich auch Etwas, was mir damals entgangen war. Ein Bleististstrichlein zog sich unter dem Namen der Freiin hin, und an dessen Ende stand ein M hingeschrieben. Es ist eine seltsame Linie, und ich habe lange und viel über sie nachgesonnen: leise wie ein zartes Geheimniß, zitternd wie unter Herzbeben gezogen, plötzlich abgebrochen und tieser wieder angesangen, wie unter thränenüberflutheten Augen, die nicht mehr klar sehen. Die Mutter hat es so gewollt — sagte der Strich — ich aber .... Es ist das Einzige, was ich von ihrer Hand besitze, dieses Bleististstrichlein, in das sie ihre Seele scheu hineingezeichnet.

Ich bin dann unstät herumgeirrt in aller Welt und habe mit meinem Leben gespielt wie mit einem unnützen Dinge — aber es war wie gefeit. Ich habe meine Gedanken zwingen wollen, sich an dies oder jenes festzuklammern, und gewartet, ob etwa ein Theil meines Gemüthes irgendwo hängen bleibe, wie die Flocke an ragendem Gestein — es war vergebens. Immer und immer stand dasselbe Bild vor meinen Augen: eine weite Ebene, inmitten eine vielthürmige Stadt, in ihr ein grünumwachsenes Haus, darin ein bleiches Weib mit blutendem Herzen ein zitternd Strichlein zieht unter das, was einst gewesen sür sie und für mich — was unter ihm noch werden und kommen sollte, galt nicht mehr mir. Doch genug davon — ich rede sonst nie über die alten Dinge, und das macht wol, daß ich dies eine Mal zu viel darüber rede. Ich wollte Dich auf den Großglockner führen.

Es war an einem Abend im Herbstbeginn, als ich bei einer Studienwanderung durch das Möllthal in Heiligenblut ankam, dem höchsten Gebirgsorte Kärnthens. Ich machte mich in dem Zimmerchen des netten kleinen Gafthauses heimisch und schlenderte dann der alten gothischen Kirche zu. Nachdem ich deren Flügelaltar und Sanetuarium genugsam betrachtet, trat ich aus der Thüre auf den alten Kirchhos. Der Abend war schon über

das Dörfchen hereingesunken, und dunkle Schatten häuften sich in der Tiese; sie schlichen an den Berghängen hinauf und bargen sich schwarz in den Falten des Felsenmantels, den das Gebirge eng um die Thalstufe gelegt hat. Ueber dem nächtlich umschatteten Grunde schwamm die klare schöne Himmelsferne, und aus ihr tauchte einsam ein rosenfarbenes Berghaupt und stieg mit sanftem Leuchten in den Aether. Es war die Eispyramide des Glockners im Alpenglühen.

„Er ist der einzige, der noch der scheidenden Sonne sehnfüchtig nachblickt, die anderen sind schon alle schlafen gegangen" — sagte leise eine Stimme vor mir.

Ich kannte diese Stimme, ich kannte auch das Weib, das dort auf der Erderhöhung saß und unverwandt nach dem leuchtenden Berge emporblickte, und den Mann, der an ihrer Seite stand. Ich schauerte in tiesster Seele zusammen, als ich sie jetzt leibhaftig neben einander sah, die schon einmal auf jenem gedruckten Blatte beisammen gewesen. Und ich vermeinte es nicht ertragen zu können. So schlich ich mich denn leise davon, stieg in mein Zimmer nnd starrte in das Dunkel der Nacht hinaus. Es war mir aus einmal, als wäre dies Alles nicht möglich, und sie könnte nicht das Weib eines Anderen geworden sein. Aber man brachte mir das Fremdenbuch zugleich mit dem Lichte in mein Stübchen herauf und darin stand es mit ihrer eigenen Hand niedergeschrieben; es mußte wol so sein — es war dasselbe eckige M wie am Ende jenes Bleististstriches. Und wie ich zuvor geglaubt hatte, es nicht ansehen zu können, so faßte mich jetzt eine sieberhafte Ungeduld darnach.

Als ich in das hellerleuchtete Speisezimmerchen hinabkam, waren sie beide schon da. Der Graf erkannte mich sosort und kam mir lachend bis zur Thür entgegen, um mir die Hände zu schütteln. Und dort jenes bleiche Weib — die Hände hingen ihr an den Seiten hinab, das Haupt war etwas gegen die rechte Schulter gesenkt, und die großen blanen Augen auf mich gerichtet. Und sie stand still und wartete. Es war, wie es einst gewesen. Nur bleicher war sie, nur der ruhige stille Glanz war nicht mehr in den Augen. Als ich zu ihr hintrat, reichte sie mir die Hand. Sie war kalt wie Eis. Wir redeten dann wie Menschen, die einander Nichts zu sagen haben. Sie hatten vor, am nächsten Morgen die Pasterze zu besteigen, den großen Glocknergletscher. Er drang in mich, ich möge ihnen aus dieser Bergfahrt Gesellschaft leisten. „Ich bin etwas unbeholfen im Klettern" — fagte er und musterte lachend seine Gestalt, die in der Zeit, seit ich ihn nicht gesehen, noch behäbiger geworden war. „Machen Sie sich außer der Wissenschaft auch um meiue Frau verdient! Ich habe bei dergleichen Partien immer mit mir selbst zu thun und bliebe eigentlich am liebsten in der Ebene — aber was wollen Sie: ee cz>ue temms vsut..

Sie ging indessen von Fenster zu Fenster und blickte hinaus; und es war draußen doch Nichts als die sternlose, mondlose schwarze Nacht. Dann schritt sie wieder auf und ab und war wie eine siebernde Kranke, welche die innere Glnth unruhig von einem Orte zum anderen treibt. Das war mir fremd an ihr, aber nicht dem Grafen; denn er lachte und plauderte inzwischen und beachtete es so wenig, wie man eben des Gewohnten nicht zu beachten pflegt. Dann sagten wir uns gute Nacht. Aber es ist keine gute Nacht für mich geworden.

Als ich in der Morgendämmerung hinabkam, standen zwei Führer, mit Plaids und Proviant beladen, schon bereit vor dem Gafthause. Nach einer Weile trat sie rafch aus der Thüre und bestieg sosort das Reitpferd. Zögernd kam der Graf nachgeschlichen. Er und ich hatten schon am Abend vorher die angetragenen Pferde abgelehnt, ich aus Gewohnheit des Manderns, er aus Rücksichten auf feine Taille, um sich — wie er sagte — um einige Centimeter schlanker zu machen.

Es war noch frühe am Morgen, und wir zogen schweigsam durch die Stille des schlafenden Dörfchens. Rings umher lag ein dichter unbeweglicher Nebel. Ueber uns, vor uns, hinter uns — das weißliche Dunkel, darin die Reiterin bald verschwand, wie durch einen Zauber hinweggerafft, bald wieder schattenhaft hervortauchte, gleich einem Geiste, den die Erde plötzlich aus ihrem Innern entläßt. Mein Wandergesährte war nicht in dem gewohnten rosigen Humor; der Schlaf lag noch im Hintergrunde seiner Augen und steckte ihm in allen Gliedern. Das Gehen siel ihm beschwerlich, der Nebel beengte ihn, und man sah es seinem aufrichtigen Gesichte deutlich an, wie er sich nach dem Bette zurücksehnte. Er war verdrossen, wortkarg und lachte faft gar nicht. Als die steinigen Hänge der Thalstnfen ansingen, holten wir die Reiterin mit den Führern ein. Ich schritt jetzt neben dem Pferde hin, welches vorsichtig auf dem Gerölle einen Fuß vor den anderen setzte. Der Nebel war noch immer da, allein nicht mehr das unbewegliche, Alles gleichmäßig füllende Element, sondern zerrissen und ruhelos bewegt.

Die Gräsin sah dem wechselnden Nebelspiele zu und sagte dann: „Es ist, als stände im Hintergrunde ein Bildner und griffe mit unsichtbarer Hand in den weichflockigen Nebelstoff. In wilder Künstlerlaune knetet er die'wunderlichsten Gestalten und schleudert sie unzufrieden wieder hin, um sie sosort umzuformen. Bemerken Sie dort jenen Riesen, links in der Höhe?"

„Wohl, er hat laugwallende graue Haare..."

„Und eine hohe Mütze darauf gedrückt. Ietzt — sehen Sie — hebt er wuchtig den Arm. Er wirft einen ungeheuren Ball herüber. Wohin nur? — Auf den kleinen Wicht, hier rechts vor uns oben..."

„Der drei Arme hat.. ."

„Wahrhaftig, drei Arme — und mit einem derselben schleudert er einen anderen Ball hinüber. Nun duckt er sich schelmisch zusammen, sehen Sie nur, wie er immer kleiner wird — jetzt ist er verschwunden. . ." — und sie trieb ihr Pferd zu rafcherem Gange an, um zu erforschen, was aus dem tückischen Gnomen geworden war.

Der feine Nebel wob einen durchsichtigen Schleier zwischen uns herab, durch welchen ich sie vor mir hinziehen sah. Und es war, als wäre sie gestorben, und ihr Geist schwebte dort in der Höhe durch meinen Traum. Ihre Haare waren weiß geworden, weiß flossen die Gewänder an ihr nieder, über ihr aber rollte sich ein grauweißes Leichentuch auf und sank immer tieser, sie zu umhüllen. Ich fuhr empor und stürmte ihr nach: mich faßte auf einmal eine unsägliche Sehnsucht, sie reden zu hören, nur Einen Laut ihrer lieben Stimme zu vernehmen. Sie hatte das Pferd angehalten und wartete auf mich.

„Er hat sich" — ries sie mir entgegen — „in dem runden Thurme versteckt, den unser Nebelkünstler dort aufgebaut!"

„Unser Nebelkünstler" — antwortete ich noch athemlos — „ist Nord nnd Süd, VII, 2o. 15

ein artiger Mann. Er muß einmal durch unsere Heimatsstadt gewandert sein und den Thurm unserer Ringmauern gesehen haben. Es ist wahrhaftig mein lieber alter Thurm!"

Sie schwieg und starrte unverwandt nach dem Nebelbilde hinüber. Ihr Antlitz war das einer schönen Todten. Ieder Zug war noch da und das ganze liebe Gesicht, wie es einst gewesen, aber etwas Regungsloses war darin festgehalten, von keinem sonnigen Lächeln hinwegzuthauen, von keiner warmen Thräne zu zerschmelzen — ein Reis, welcher in kalter Nacht die Frühlingsblüthe besallen hat.

„Mich fröstelt" — sagte sie dann. Ich nahm einen Plaid und legte ihn um ihre Schultern. „Wo ist Emil?" — fragte sie dabei.

Ich erzählte ihr, daß der Graf ausruhe und mir vorher seinen Führer nachgeschickt habe mit der Bitte, nicht auf ihn zu warten, sondern vorwärts zu gehen; er werde mit Muße nachkommen.

Sie schwieg wieder, und wir blickten beide nach dem Nebelthurme vor uns. Endlich sagte sie leise, als redete sie zu sich selbst: „Der alte Thurm in unserem Garten! Er steht nnn wol auch nicht mehr."

„O, er steht noch muthig. Ich habe ihn selbst im verflossenen Iahre besucht."

„Der neue Besitzer" — erwiderte sie verwundert — „hatte doch vor, ihn sogleich niederreißen zu lafsen, als er die Villa von meiner Mutter kaufte. Was hat denn Besitzer, Bauverständige und Stadtrath vermocht, von der Demolirung abzustehen?"

.Ich."

„Sie haben ...?" —

„Er ist ja ein alter Freund von mir, und es hätte mir etwas gefehlt, wenn ich ihn nicht mehr auf Erden gewußt hätte. Und da ich das drohende Unheil von dem Alten anders nicht abwenden konnte, so habe ich Haus und Garten, die ehedem Ihrer Mutter gehörten, von dem zweiten Besitzer erworben..."

„Ich habe nicht gewußt, daß Sie sich auch so warm für Alterthümer interessiren" — unterbrach sie mich, und ein leises Beben war in ihren Worten und ein Versagen der Stimme in den letzten Lauten.

Ich hörte nur dies Zittern des Tones und nicht, daß sie ablenken wollte. „Es ist nicht das" — fuhr ich fort. „Der alte Thurm ist ja ein Denkstein meiner Iugend, oder ein Grabstein, da sie nnn vergangen ist. Grabsteine reden nur Gutes und Liebes von den Tobten: ich hätte ihn um Alles nicht missen wollen und habe ihn beim Wiedersehen mit jenem nachdenklichen Blicke betrachtet, mit welchem der Mensch den Erdwellen eines Friedhoses folgt oder in das große Grab hineinstarrt, darin er all das Alte zur Ruhe legt, in sein eigenes Herz. Von drüben, wo einst vier treue Augen nach mir ausgeschaut, blickten fremde Menschen auf ihre Kinder nieder, die unten auf dem Rafen lachend hert sprangen, und vor dem Gartengitter der Villa saß ein kleines Mädchen und sang leise ihre Puppe in den Schlaf. Wie lange, da ziehen auch diese Kinder in die weite Welt, und treue Augen blicken ihnen nach bis zum Erlöschen, und fremde Augen starren sie an, wenn sie einst heimkehren — es ist der alte Lauf. Ernst und ungerührt ragte der Thurm: hundertmal hat er die Kinder groß werden sehen, und dieselben Kinderaugen blicken, in den folgenden Geschlechtern von Neuem jung geworden, immer wieder zu ihm in die Höhe. Darum starrt er auch so seltsam ruhig darüber: das ist für ihn nur noch wie Sonnenaufgang nach Abendroth, wie Frühling nach Winter, wie blaue Blumen nach weißem Schnee. Und ich mußte daran denken, daß auch wir beide einmal mit Kinderaugen nach ihm hinübergeblickt.. ."

Die Gräsin hatte erst mit aufgeregter Ungeduld meine Worte angehört und versucht, das Pferd zu rafcherem Schritte anzueisern. Dann mich die abwehrende Haltung einer müden Ergebung, als ich in den Strom der alten Erinnerungen hinabgetaucht war und nun unaufhaltsam von ihm fortgerissen wurde; und da ich auch meinen üblichen Doppeltitel hervorholte, jenes: „Schmutziger Bube! Garstiger Bube!" der ersten Tage unserer Freundschaft, da lächelte sie plötzlich auf. Es war ihr erstes Lächeln, seit ich sie wiedergesunden, und als ich es aufleuchten sah, dachte ich, daß das Leben noch etwas werth sei.

Alle unsere großen Freuden und kleinen Leiden, die Worte alle, die Eines dem Anderen gesagt, traten heran, die ganze Idylle unserer Kindheit zog durch meine Seele und drängte sich über die Lippen. Sie hörte schweigsam zu und blickte vor sich hin in die wallenden Dünste, und als ich auch in die große Epoche des Zerwürfnisses gerieth, da sie ihrer Mutter Gedichte niederschmetternd meines Vaters Häusern entgegengestellt, hob sich leise ein silbernes Lachen in den Nebel.

Aber sie wnßte das Alles ja noch so gut und Wort für Wort, wie ich selbst. Denn ich horchte noch wie trunken jenem hellen Tone nach, als sie fortlächelnd sagte: „Und dafür wieder das furchtbare Urtheil, das mir entgegengeschleudert worden ist: Unser rothes Hausdach, Euer gräulicher Mops, Deine spitzige Nafe, Alles ist grasgrün!"

„Was es wol sein mochte" sagte ich darauf — „das die beiden Kinder wieder zusammengesührt hat? Vielleicht Vogelsang und Blumenduft, die herüber- und hinüberschwebten, die lichtdurchwebte Luft, welche hin und wieder wehte, und die beiden Vorgärten, wie sie Zwiesprache hielten mit den tausend beweglichen Zungen der Baumblätter und mit den freundlich nickenden Blumen. Waren es diese zarten Fäden, die von dem einen Hause zum anderen hinüberspannen, sich enge verwebend, wie leise Mahnung für die Kinderherzen hier und drüben, es ihnen nachzuthun? Oder ist es noch etwas Anderes gewesen? Aber sie mußten wieder zusammenkommen, es war ihnen nicht anders gegeben. Denn als bei der Versöhnung des Mädchens Arme sich so innig um den Hals des Knaben legten, und er sie dann plötzlich so ungestüm umschlang, da... ich glaube die Kinder hatten damals bitterlich geweint, weil sie einander so unsäglich liebhatten..."

„Ich möchte ein wenig ausruhen" — sagte die Gräsin leise. Sie lächelte nicht mehr, sondern war bleich, sehr bleich, und wankte. Ich sprang hinzu, und als ich sie umfaßte und vom Pferde hob, übermannte mich mein Leid um sie und um mich. „Marie!" — ries ich aufschluchzend — „Marie!"

Da schnellte sie empor, entwand sich meinen Armen und hing schon über dem Abgrunde — hätte ich sie nicht gewaltsam zurückgerissen, wäre sie hinabgestürzt. So stand sie todtenbleich, die Augen flammten auf und sahen mich groß und unverwandt an, so fremd, als sähe sie mich zum ersten Male, daß die meinen sich senken mußten, und der Arm, mit dem ich sie zurückgezogen, sie losließ und wie gelähmt herabsiel. Ich taumelte vor jenem Blicke gegen die Felswand zurück. Sie sagte kein Wort. Langsam schritt sie weiter, und der Führer, welcher uns eingeholt hatte, führte das Pferd. Ich bin langsam hinter ihr gegangen und habe nicht nach rechts, nicht nach links geblickt. Ich habe nur gesehen, wie hie und da ein freundlicheres Licht ihre Gestalt überstrahlte, und dann wieder ein silberner Nebeldunst sie umspann. Sie aber hat sich nicht umgesehen und ist nicht einen Augenblick stille gestanden. Wie im Traume bin ich oben angelangt, wie ein Traum liegt Alles umschleiert vor meinen Augen, was dann folgte: der Gletscher mit der ragenden Doppelspitze des Glockners, die kleine Wallnerhütte, darin das Lachen des Grafen und seine Späße mit den beiden Führern und dem Hirten bei der Mahlzeit, der Orkan nnd Wolkenbruch, der plötzlich herankam und den Abstieg unmöglich machte. Ich weiß nur, daß ich plötzlich auffuhr mitten in Sturm und Regen auf einem Steine sitzend, um mich die sinstere Nacht und sinstere Gedanken, wie sie aus mir hinauszogen und in mich hinein. Als ich in die Wallnerhütte zurückkam, lag der Graf schon in festem Schlafe auf der Erde im Heu ausgestreckt. Der Hirt saß neben der Thüre, rauchte und lächelte mir zu; er mochte mich für einen verrückten Engländer halten. Es war eben zur Noth Platz für einen Dritten in dem Raume; ich warf mich neben den Grafen auf das Heulager, der Hirt neben mich. Nach einer Weile hörte ich ein ängstliches Rufen aus dem Nebenkämmerchen. Ich weckte den Grafen, der mich auslachte, aber doch hineinging. Nach einigen Augenblicken kam er zurück und verlangte Wafser. Er lachte nicht mehr und sagte: „Meine Frau scheint sich verkühlt zu haben — sie ist unwohl." Als er das Wafser hineingetragen hatte, stellte sich der Hirt mit dem brennenden Span vor mich hin. „Ich habe es mir gleich gedacht!" — sagte er mit dem Kopfe schüttelnd. — „Weil Sie am Abend auf einmal fort gewesen sind, hat das Frauchen nach Ihnen gesragt, und als der andere Herr schon einnickte, da ist sie ängstlich geworden. Ich habe es ihr angesehen und gesagt, ich wollte mich nach Ihnen umschauen. Erst als ich schon weit von der Hütte gewesen bin, habe ich beim Umdrehen gemerkt, daß sie leicht angezogen, wie sie war, in den Regen hinausging und nach allen Seiten mit den Augen herumsnchte. Sie ist dann wol zurückgegangen, weil ich ihr den Stein gewiesen habe, auf dem Sie in der Dämmerung noch zu erkennen waren. Aber sie hat sich in die Thüre gestellt und ist da gestanden, bis sie Ihren Schritt gehört hat."

Der Graf ries mich. Sie lag auf einem Plaid, der über das Heu gebreitet war, und sieberte stark. Der Graf war rathlos, und vielleicht war es nur seine verstörte Unbeholfenheit, die mich besonnen machte. Der Hirt, ein junger Riese, ging auf meine Bitte mitten in der bösen Nacht hinab nach Heiligenblut, um von dort einen reitenden Boten nach Winklern oder nöthigenfalls anderswohin um den nächsten Arzt zu schicken, der uns in Heiligenblut erwarten sollte; dann sollte er selbst mit zwei kräftigen Männern zurückkommen. Er hatte sich schon zu dem nicht ungesährlichen Gange bereit erklärt, ehe von einer Belohnung die Rede war. „Das Frauchen thut mir leid!" — sagte er und ging mit mächtigen Schritten in die Nacht hinaus. Ich weckte die beiden Führer, die sich ein Schlaflager in einem riesigen Heuhaufen gehöhlt hatten. Sie zimmerten eine Art Tragsessel

zusammen, in dem sie die Kranke hinabtrugen, als der Morgen angebrochen war.

Der Graf saß stumm auf dem Reitpferde, ich ging stumm hinter den Trägern. Die Wolken hingen in grauen Fetzen vom Himmel herab, aber es regnete nicht. Ein trauriges Grau lag über Alles hin, die aus dem Gletscher niedergehende Möll brauste düster in die Tiese, und mir war zu Muthe, als ginge ich mit einem Leichenzuge. Unweit der Brieriuskapelle stießen wir auf den Hirten und die zwei Männer, die er mitgebracht, und die jetzt mit frischen Kräften an den Tragstuhl traten.

So brachten wir sie hinab. Der Arzt kam nach einigen qualvollen Stunden. Er war ein einfacher Mann mit schneeweißen Haaren und einem freundlich lächelnden Greisenantlitz. Als er aus ihrem Zimmer kam, ließ er den Kopf hängen. „Eine Lungenentzündung" — sagte er, als ich ihm fragend den Weg verstellte, und blickte auf; er lächelte nicht mehr, seine Miene war ernst und nachdenklich. Es wurden berühmte Aerzte aus der Ferne rafch herbeigerufen. Sie kamen und sagten, sie könnten nichts Anderes thun, als was der alte Landarzt gethan; dann gingen sie wieder. Und jetzt kamen Tage, endlose Tage, wo ich nach dem Lächeln jener ersten Begegnung in dem durchsurchten Greisenantlitz spähte — aber es erschien nicht mehr wieder. Der Mann war steinalt und mußte an dem Schmerzenslager zweier Menschengeschlechter gestanden sein, und er kam doch immer so bewegt und traurig aus mein Zimmer, wenn er bei ihr gewesen war. Wir redeten nicht viel mit einander; aber er ging nie fort, ohne bei mir eingetreten zu sein und mich nachdenklich angesehen zu haben, als machte er auch mir einen Krankenbesuch. Einmal, als ich seinen Arm hestig faßte und frug: „Muß sie sterben?" — sah er mir ties und lange in die Augen. Ich glaube, der einfache Greis las in den Seelen wie in einem offenen Buche.

„Muß?" sagte er dann. „Nein. Wenn sie leben wollte, würde sie nicht sterben."

Am Abend desselben Tages kam er mit dem Grafen herein, der die ganze Zeit hindurch ganz verstört und unzurechnungsfähig gewesen war. Er zitterte auch jetzt am ganzen Leibe und ließ sich kraftlos auf den ersten Stuhl sinken. Der Arzt war an das Fenster getreten und blickte in die Berge. Ich war aufgesprungen, weil mir der Athem stockte, der Graf hielt mich fest. „Es ist ein Besehl des Doetors" — sagte er — „gehen Sie zu ihr hinüber. Es naht eine Krise, wie er sagt. Sie hat Ihren Namen mehrmals genannt, der Doetor wünscht es, und ich bitte Sie darum, lieber Freund!" Er drückte mir aufschluchzend die Hand. Der Greis stand noch immer und schaute in den Abend. Ich trat zu ihm, ob er mir über mein Verhalten etwas vorzuschreiben habe. Er sagte aber kein Wort, ich sah nur den tiesen, klaren Blick wieder, mit welchem er mich am Morgen angeschaut, und es war, als wiederholten mir seine Augen die Antwort, die er mir gegeben. Ich ging hinüber.

Sie lag ganz ruhig da, mit geschlossenen Augen und blaß, als wäre sie schon gestorben.

„Marie!" — sagte ich leise.

Da schlug sie die Lider auf und sah mich an. Der sanfte, stille Glanz der Kindheit stand wieder ties im Hintergrunde der blauen Augen und leuchtete ruhig zu mir empor, und auch die fragende Bitte jener Tage: So komm doch! — Und als ich mich über sie beugte, war auch das alte Kinderlächeln aufgeglänzt: Da bist Du ja! — Und plötzlich rankte sie sich mühsam mit den Händen an meinen Schultern in die Höhe und schlang die Arme um meinen Hals. So zog sie mich nieder an ihre Brust, und preßte ihre Lippen an die meinen, und küßte mich so heiß, so süß, so lange. Dann drängte sie meinen Kopf von sich und hielt sich ihn mit beiden Händen vor die Augen. Lange sah sie mich so an. Dann sagte sie lächelnd: „Lebe wohl!" — Die Hände und Lider sanken ihr schlaff hinab, und das Lächeln erstarb langsam.

„Gehe nicht" — ries ich schluchzend — „gehe nicht von mir!"

Aber sie blieb ganz ruhig und regte sich nicht mehr. Da war mir, als klänge durch die gräßliche Stille ein Wort von heute Morgen: Wenn sie leben wollte, so würde sie nicht sterben.

„Haft Du denn unserer Kindertage vergessen" — stammelte ich über sie gebeugt — „vergessen, daß auch ich gehe, wenn Du gehst und bleibe, wenn Du bleibst? Nicht um Deiner willen, Marie, nur um meiner willen — wie Du einst so ost gethan! Haft Du es denn je einmal über das Herz gebracht, mir etwas abzuschlagen? Marie, nur um meiner willen!"

„O Du garstiger Bube!" — sagte sie hold auflächelnd, und eine Thräne rann langsam unter den geschlossenen Wimpern hervor ..."

Der Erzähler schwieg — ich blickte auf. „Der Rauch ist mir in die Augen gekommen" — sagte er heiser, während ihm zwei große Tropfen über die Wangen niederrollten. Nach einer Weile fuhr er fort: „Die Glocknerfahrt ist zu Ende. Ich mache sie jeden Tag zu dieser Stunde

— Dn magst nun darüber lächeln. Ich habe dabei das Bild jener Frau vor Augen, welches mir ihr Mann gegeben zum Andenken an die gemeinsam verlebten Schmerzenstage in Heiligenblut. Der Rauch steigt dicht und dichter aus dem Tschibuk in die Höhe. Er steht wie Nebelwolken um das theuere Haupt, zu Riesen und Thürmen ballt er sich zusammen, fernen Berghäuptern gleich taucht er in die Höhe. Bald sinkt der graue Schleier nieder zwischen mir und ihr und umstellt sie rings, daß ich sie nur schattenhaft vor mir sehe und warte, bis sie wol winkt. Dann öffnet er sich, sie tritt aus der Dämmerung hervor, und ich sehe wieder jeden Zug des lieben Gesichtes. Da bist Du ja — sagt es. Eine Nebelwolke wirft ihren weichflockigen Mantel um uns beide wie um zwei verirrte Kinder, und wir ducken uns zusammen, stille und heimlich, abgeschieden von der weiten tosenden Welt da draußen, uns einander alte Geschehnisse zu erzählen, die wir gemeinsam erlebt, und die seltsamen Nebelgebilde vor uns zu enträthseln. Und so sehe und höre ich in dem grauen Rauchgewoge Alles, was ich sehen und hören will, und es ruft meine Phantafie zurück in jene Berge und Tage: jede Bewegung zieht wieder an meinen Augen vorüber, jedes Wort vernehme ich, wie es damals geklungen. Es ist ein Träumen mit offen stehenden Augen." —

„Und ist sie gestorben?" — fragte ich leise, als er jetzt schwieg.

Er stand auf, zog den Schlüssel von dem Etui ab und besestigte ihn an der Uhrkette. Dann ging er zum Fenster und blickte auf die Terrafse hinab. Ohne sich umzuwenden sagte er: „Ob sie gestorben ist? Vielleicht

— vielleicht auch nicht, wer kann das scheiden, da es dasselbe ist. Ist sie gestorben, so hat es begonnen wegen meiner, als sie mir in Herzensangst nachgespäht durch Nacht und Stnrm, und ist vollendet worden wegen meiner, weil sie hat sterben wollen. Hat sie weiter gelebt, so ist es geschehen, weil sie hat weiter leben wollen um meiner willen, jedoch uicht für mich, denn sie war ein rechtschaffenes ehrliches Weib. So ist es denn dasselbe geworden für mich, ihr Leben und Sterben — beides Liebe, beides Tod. Und das ist es auch, was mir Ruhe gegeben hat und Frieden in der Seele. Ich muß an sie nur denken als an ein scheues Kind, wie es unter den wehmüthigen Pafsionsblumen auf seinem Thronstuhle gesessen. Ich erinnere mich ihrer, wo ein Kind stille vor sich hin sinnt, ihre Kindesaugen sehen mich an, wenn ich irgendwo am Waldsaume ausruhend in den blauen Himmel starre; und auch dann, wenn ich blos an den Himmel denke, wie er so blau und so ruhig glänzend allenthalben über mir hingegangen durch die weite Welt, und doch so> ferne, so unerreicht, so schön und doch so unbegehrt. Immer ist es derselbe und der Eine Himmel gewesen, und immer ist es nur das bleiche Kind unter dem alten Thurme der Ringmauer, dessen ich gedenken muß. Und wenn ich hier mit ihr durch die flatternden Nebel des Rauches dahinziehe, immer weiter in die grau wogenden Schatten bis zu dem Krankenlager, so ist es wieder nur dasselbe. Das war nicht eines Anderen Weib, welches bei jenem letzten Lebewohl meinen Nacken umschlungen hielt: das war ein Kind mit seinen frommen Kindesaugen, mit seinen reinen Kindeslippen, mit seinem heiligen Kindesherzen. Und da sie an meiner Brust lag, zitterte durch unsere Seelen das füße Zauberlied der Kindheit. Es war dasselbe holde Lied, wie einst unter dem Mauerthurme — wir hörten es nur zum zweiten Male, und jetzt klang es hold und weh zugleich. Und es ist auch ebenso ausgeklungen, wie einst, so ost sie etwas für mich begann oder wollte, darein ihr Herz willigte, wenn es ihm auch wehe that: O Du garstiger Bube! — flüsterte sie lächelnd und weinend, als ich sie anflehte, um meiner willen weiter zu leben . . . und wer es nicht gehört, könnte wol lächeln über solches Ausklingen." —

Er schwieg und fuhr fort in die Bäume hinabzublicken. Ich drückte ihm schweigend die Hand und ging in den Garten. Ich dachte darüber nach, wie sich das Leben zweier Menschen gestalten müßte, deren jeder nur um des anderen willen weiter lebte. Der Eine ringt des Anderen Leben dnrch das seine dem Tode ab, und der mächtigste Trieb, die Selbsterhaltung, wird zum bloßen Mittel eines mächtigeren Zweckes, der Erhaltung des Anderen. Geseit muß ein solches Leben vor jedem waghalsigen Spiele mit sich selbst sein durch die forttönende Stimme des Vorwurfes und der Mahnung: Wenn das Deine — so auch das andere; sieghaft in übermenschlich zäher Kraft, über Leid und Schmerz und Krankheit durch den Gedanken: Ie länger das Deine — desto länger das andere. Eine Liebe, die den Tod überwindet! — Und dann dachte ich wieder die Geschichte des Freundes durch, und wie des Menschen Herz doch etwas so unsäglich Trauriges und dabei unsäglich Schönes sei.

Als ich so nachsinnend auf die Terrasse stieg, sah ich noch Iemanden dort sitzen. Es war Gräsin Achenberg. Sie bemerkte mein Kommen nicht, sie schaute auch nicht auf, als ich mich unweit von ihr in einen Lehnstuhl sinken ließ. Sie saß an demselben Orte in derselben Haltung, wie ich sie vor zwei Stunden verlafsen. Ein leichtes Lüstchen rührte zuweilen leise an den Baumblättern, wiegte anmuthig die zarten Grasrispen am Fuße der Veranda und kletterte an den Weinranken empor, daß sie leise schwankten. Die Aloen auf der Brüstung aber blieben unbewegt, sobald der Windhauch über sie stieg, und unbewegt blieb auch die einsame Frau unter den Aloeblättern, da er sie umwandelte. Als er dann von ihr zu mir herüberflog, und mir über das Gesicht hinhanchte. da trug er einen füßen Duft mit sich. Hatte er ihn ans dem Blumengarten heraufgebracht? Oder stieg der Duft aus den Haaren jener Frau, von der schmalen weißen Hand, die so nachdenklich im Schooße ruhte, von der ganzen Gestalt, die unter dem Baldachine der herübergeneigten Aloe wieder zu einem stillen rührenden Heiligenbilde verwandelt schien, als sanfter Hauch empor, wie aus einer zarten Blüthe, wenn Wind und Wetter vorüber, und sie ganz unbewegt in die Sonnenluft emporsteht? Aber wer diese Menschenblume ansah und sich in ihrem Anblick und Duft den Sinn verwirrte, so kühn oder rauh war Keines Hand, nach ihr zu greisen; denn kein Duften war es, sondern ein Ausduften, kein Hauchen — ein Aushauchen, ein stolzes Hinwelken von Innen, aufrecht bis zum letzten Ausathmen der Blumenseele, die sie nur noch in den großen Augen zurückhielt, so lange sie wollte. Warum sie es noch wollte, wußte Keiner zu enträthseln, da sie so freudlos hinlebte; aber man fühlte, sie brauchte nur den Willen zu haben und die großen Augen zuzumachen — dann konnten wir sie stille begraben.

Sie dauerte mich mit ihrem stundenlangen wortlosen Starren. Ich konnte es nicht länger ansehen und wollte sie aus ihrem düsteren Hinbrüten wecken um jeden Preis, selbst um den, ihr ungelegen zu kommen. Ein Spazierstöckchen auf dem Tische neben ihr erzählte freilich, daß einer der Herren schon vor mir den Versuch gewagt und mit Hinterlafsung seiner Handarbeit verwirrt den Rückweg angetreten habe. Aber mir siel ein, daß sie an der Debatte vor dem Diner einiges Interesse geäußert hatte, und so meinte ich ihr wenigstens ein Lächeln entlocken zu können, als ich zu ihr tretend sagte: „Gräsin, Sie haben die Frage an mich gerichtet, ob ich als Radenburgs Freund um sein Geheimniß wisse. Ich kann und darf es Ihnen nun sagen: er steigt jeden Tag auf den Großglockner."

Aber es machte mir das Blut in den Adern stocken und benahm mir den Athem, als ich aufblickte. Zwei blaue Kindesaugen schauten mich stille und groß an, und an den Wimpern hingen zwei schwere Thränen. Sie war aufgestanden, die Hände hingen ihr an dem Kleide nieder, und das Haupt mit den ährenfarbenen Flechten war gegen die rechte Schulter geneigt. Ein leises Zucken glitt über ihre Lippen, hold und schmerzlich zugleich, wie jenes Ausklingen, von dem Radenburg vorhin gesagt, wer es nicht erlebt, könnte wol darüber lächeln. Vielleicht ist sie gestorben, vielleicht auch — hatte er dann gesagt — hat sie weiter gelebt um meiner willen, aber nicht für mich, denn sie war ein rechtschaffenes ehrliches Weib.

Und ich hielt den Athem an, ob ich es wol erlausche, das kindlich füße wehe: O Dn garstiger Bube! — Aber es blieb stille, und was das Herz gesagt, ist in jenem Zucken scheu erstorben.

Nur die zwei Tropfen habe ich gesehen, wie sie sich langsam von den Wimpern lösten und langsam über die bleichen Wangen niederrannen.

Bilder aus englischen Landsitzen und Gärten.

von

Ludwig Freiherrn don Omvred.i.

— Mesbaden. —
II.

Eine moderne Notlage.

ir stehen auf der Zinne des hohen Steinriesen, welcher die majestätische Königsbnrg Englands überragt, des mächtigen Runden Thurmes von Windsor Caftle. Zu unseren Füßen liegt die Residenz der erhabenen Frau, in deren Reiche die Sonne nicht nntergeht. Das stolze Schloß erglanzt im klaren Lichte eines wolkenlosen Frühlingsmorgens und die weite Umgegend streckt sich unabsehbar fern hinaus. Es gibt wol keine Landschaft Englands, die in ihrer eigenthümlichen Schönheit englischer ist als das Bild, welches sich vor unseren Angen entrollt. Jm Norden und Osten windet sich das silberne Band der Themse um die Höhe, auf deren breiter Kuppe Windsor Caftle nm weite Höse emporstrebt. Jenseits des Flufses gegen Norden liegt, ties unter uns, das alte stets jugendfrische Eaton, darüber hinans sucht der Blick das ehrwürdige Oxford. Jm Westen und Osten drängen sich Städte, Dörfer, Herrensitze und Cottages in der frischen, grünen, baumreichen Ebene; am fernsten östlichen Horizonte zeichnet sich dem scharfen Ange die mächtige Kuppel von St. Pauls. Die ganze füdliche Hälste des Gesichtskreises aber ist mit einem unendlichen Meere von Baumgipfeln bedeckt; einzelne Riesen, Gruppen, ganze Wälder, Zwischen ihnen glänzt der wunderbare Smaragd der englischen Grasflächen, von seltenen, mufterhaft gepflegten Wegen durchschnitten. Diese grüne Welt ist der meilenweite Große Park und der Forst von Windsor, ernst und lachend, überwältigend großartig und zugleich heimlich und herzerfrenend.

Der Große Park enthält zweitaufendvierhundert Morgen; hinter ihm verliert sich der Forst von Windsor am füdlichen Horizonte in grünen Wellen, deren Rücken hier ganz besonders scharf ausgesprochen sind. Es will scheinen, als wirke in dem ungeheuren Ganzen jeder einzelne Baum als eine besondere Halbkugel bemerklich zu dem Gesammtbilde mit, weil die Kronen der Waldriesen hier zu einer Entwickelung gelangt sind, wie man ihr wol selten anderswo wieder begegnet.

Wenden wir unsern Blick genau nach Süden, so wird er durch Linien gesesselt, welche die ungezwungene Natürlichkeit der Landschaft in strenger Ordnung unterbrechen. Wir sehen eine gewaltige Schneide entlang, die sich in mächtiger Breite und kaum zu ermessender Länge vom Fuße des Schlosses durch den Park zieht und in ihrem letzten Auslaufe wieder aufsteigt. Jn ihrer Mitte dehnt sich eine geräumige Fahrstraße, jedoch erscheint sie nur als helle Linie, denn auf beiden Seiten nimmt der freie grüne Rafen, der sie begleitet, wol den vierfachen Raum des Weges ein. Diese gesammte Fläche ist wieder hüben und drüben durch zwei Reihen hoher, alter Ulmen eingesaßt, weite schattige Alleen für Fußgänger und Reiter. Das ist der berühmte Long Walk, eine in ihrer einfachen Große wahrhaft geniale Schöpfung. Die riesigen Rüster sind zur Zeit der Königin Anna gepflanzt und stehen jetzt noch in der vollen Kraft ihrer Jahre,

Unser heutiger Weg führt uns durch dieses Meisterstück der englischen Parkkunst; während wir seine ganze Ausdehnung von beinahe vier Kilometer durchmessen, öffnen sich uns zu beiden Seiten liebliche wechselnde Durchblicke. Rechts zeigen sich zunächst die Landhäufer des Städtchens Windsor, die sich dem Parke hier bescheiden anschmiegen; links trennen uns leichte Gatter von dem, den Reisenden nicht zugänglichen Hausparke und den großartigen königlichen Obst- und Küchengärten zu Frogmore. Dann erweitert sich die Aussicht, wir fahren zwischen geräumigen Weidegründen hin, belebt durch Heerden von Schafen, Angoraziegen und vertrautem Dammwilde, das, am Wege grafend, dem vorübereilenden menschlichen Verkehre gleichmüthig zufieht. Am Schlusse der Allee wächst nach und nach das Reiterstandbild König Georgs III. auf dem Hügel empor, den wir jetzt hinansteigen. Vor dem Denkmale theilt sich der Weg; rechts erreicht man bald das sportberühmte Aseot; unsere Fahrt jedoch biegt links zur Seite, wir verlafsen nach kurzer Zeit die große Straße und gelangen bald auf Waldwegen in einen blühenden Garten. Doch nein! wir sind noch im Walde, die großen lichten Eichen über uns bezeugen es; aber unter ihnen nimmt jetzt unseren Weg von beiden Seiten ein wol sechs Meter hohes dichtes Gebüsch auf, dessen kräftiges, immer grünes Blattwerk faft verschwindet in einem bläulichen Meere der frischesten, üppigsten Blüthen. Wir sind in den, allen Pflanzenund Gartenfreunden wohlbekannten Rhododendron Walk eingetreten. Ein wunderbarer Anblick gerade in dieser Blüthezeit; dem Fremden, der nie einen farbenreichen Wald gesehen, doppelt wunderbar. Wol länger als eine Viertelstunde begleitet uns diese Pracht, dann erreichen wir wieder die nach Osten führende Landstraße und halten an der Grenze des Parkes, vor dem Bishops Gate.

Aus einem von blühenden Glyeinieu völlig bedeckten Häuschen erwidert die stattliche Frau des Thorwärters den lauten Ruf unseres Kutschers: Gate! Gate! und wir biegen in einen sanft gewundenen Gartenpfad ein.

Wie durch einen Zauberschlag sind wir in eine andere Welt versetzt. Eben noch Waldeinsamkeit unter Eichen, Gebüsch und Farrenkraut, nun vollendete ländliche Hocheultur. Auf beiden Seiten ist der Fahrweg von tadellosem Rafen eingeschlossen, auf welchem einzelne ausgewählte kleinere Coniseren: Cypressen, Retinosporen, Taxus und die goldgrüne I°kujs, sures, vertheilt sind; dazwischen die helle scheckige Aueuba mit tiesrothen Beeren und die gezackte Aralie aus Iapan. Hinter diesen Rafenflächen begrenzen dichte Wände von immergrünem Evonymus, Laurustinus und bunter Stechpalme, mit wildem Rhododendron und buschigem Buchsbaum unterpflanzt, den Garten. Zu unserer Linken erscheinen über dem Gebüsche die spitzen Giebel ländlicher Gebäude; zur Rechten blicken wir hinauf in die Wipfel mächtiger Cedern, die aus der Ferne herüberragen.

Wir halten jetzt an dem Eingange des Wohnhauses; ein niedriges Gebäude von zwei Geschossen, in sauberer hellgrauer Oelfarbe gestrichen. Das Dach ist durch verschiedenartige spitze vorspringende Giebel gebrochen, deren innere Auskleidung mit dunkelbraunem Holze gesällig von dem lichten Grundtone absticht. Oben darauf sind die weißen, als verzierte kurze Säulen behandelten Schornsteine in Bündel vereinigt, so daß sie das Gebäude schmücken und erhöhen. Die Mauerfläche des Hauses ist durch schmale Dachrinnen abgetheilt, deren obere Oesfnungen mit kleinen Kapitälen verhüllt und deren eiserne Beschläge gesällig verziert sind.

Ein kleiner Vorraum empfängt die Eintretenden, nicht ein 'unbequemes gelecktes „Rühr mich nicht an", sondern er dient zur Aufbewahrung aller Mäntel, Peitschen, Schirme und Hüte; den letzteren nimmt im praktischen England der Gast nicht mit sich in das Wohnzimmer, hat ihn also auch beim Abschiede dort nicht ängstlich und vergeblich zu suchen. Hier liegt auch das große Fremdenbuch auf nebst allem Material für das Briesschreiben. Das vorzügliche Papier trägt in Stempel und Aufschrist den Namen des Hauses, jedem Gafte eine doppelt willkommene Gabe. Die Patentdintenfäfser sind stets gesüllt und jede Feder ist diensttüchtig. Von der hinteren Wand herab überwacht der Hausherr, im rothen Frack auf einem edlen braunen Hunter, sein Hausrecht. Im Originale ist er jedoch schon mitten unter uns und bewillkommnet die Landsleute. Denn wir besinden nns hier in der Cottage des Barons Henry Schröder, eines Sohnes des großen Haufes Schröder in Hamburg, schon seit länger als zwanzig Jahren in England anfässig, jetzt in der vordersten Reihe unter den Magnaten der City stehend und eines der Häupter unserer deutschen Colonie in London. Aber der große Kaufherr ist zugleich ein vortresflicher Reiter, ein unermüdlicher Jäger und ein Mann, der mit gebildetem Geschmacke und feinem Verständnisse reiche Mittel auf die Ausstattung dieser Perle einer modernen englischen Cottage, „die Dell" genannt, verwendet und hier, mit seiner liebenswürdigen Gattin, eine reiche, gemüthliche, herzliche Gaftfreundschaft übt.

Die Dell ist kein neu gemachtes, sie ist ein altes, im Laufe der Zeit gewordenes, ein gewachsenes Haus, und gerade dadurch in ihrer scheinbaren Unregelmäßigkeit malerisch und heimlich. Die vordere Front zerfällt in zwei Theile; vor dem älteren, niederen läuft zu ebener Erde eine breite mit Glas geschlossene Vorhalle, in die wir nnn eintreten. Sie ist als Wintergarten behandelt. Der Fußboden mit bunten Thonfliesen heiter mnsivisch eingelegt, an der inneren Hauswand ranken zierliche, gesund wuchernde Kletterpflanzen empor. Die Seite, durch welche wir eingehen, ist mit einer mächtigen Baumfarre in einem riesigen Kübel von Gien ausgesüllt, von hohen pyramidalisch gezogenen indischen Azaleen in voller Blüthenpracht umringt. Jn der Mitte des Wintergartens sehen wir eine der kolossalen hochaufgebauten Majoliken von Minton, phantaftisches derbes Blätterwerk von bunten Delphinen und Figuren getragen; sie ist mit seltenen Treibhauspflanzen besetzt. Den Abschluß der Vorhalle bildet eine einzige große Glasscheibe, welche den sich nähernden Fremden durch das Entgegenkommenen des eigenen Bildes überrafcht und verwirrt. Die Wohnzimmer der Haussrau münden auf diese blühende Vorhalle, erhalten dadurch Schutz gegen die äußere Luft und gewähren, bei hinreichendem Lichte, einen freien Durchblick in den Garten. Die Einrichtung der Räume ist bequem, zierlich, landhausmäßig. Jhr Schmuck besteht in seltenen Blumen, kostbaren chinesischen Emaillen und einigen Familienbildern. Wir begegnen unter diesen der ehrwürdigen Gestalt des Hauptes der Familie Schröder, jetzt ein rüstiger Greis von vierundnennzig Jahren, nicht nur in weiten Kreisen der großen Welt hochangesehen, sondern auch von jedem Kinde in Hamburg als der Gründer des „Schröderstistes" und der unermüdliche freigebige Wohlthäter aller Armen und Kranken gekannt und verehrt.

Allein es leidet uns nicht länger in diesen wohnlichen Zimmern; der schöne Tag und die Blicke, welche wir heimlich in den Garten geworfen haben, die dort immer mehr gesesselt wurden, immer verwunderter und bewundernder dahin zurückkehrten, — ziehen uns unwiderstehlich hinaus.

Der Garten um die Cottage ist achtzehn Morgen groß. Er macht zunächst den allgemeinen unbestimmten Eindruck von etwas Besonderem, Seltsamen; er ist ernster als unsere Hausgärten und zugleich weit farbenreicher. Es ist ein immergrüner Garten. Außer einigen alten Eichen auf seinen Grenzen enthält er keine perennirende Pflanze, die im Winter ihre Blätter verliert. Die Durchsührung dieses Systems ist streng und das Ergebniß ein anfangs fremdartiger, dann erfreulicher, ruhiger und heiterer, ein vornehmer Effeet. Der ganze Garten liegt in dichtem, reinem sammtartigen Rafen, der aus einem älteren, zu diesem Zwecke angekauften Grundstücke abgeschält und hier wieder zufammen gelegt ist. Denn je langjähriger die Grasnarbe, desto schöner. Nur ein einziger Kiesweg führt an der äußeren Grenze entlang, übrigens bildet die grüne Fläche selbst das Verkehrsmittel. Dieser Gegensatz zu unseren, ost übermäßig mit hellen Kieswegen durchschnittenen Gärten trägt zu dem ruhigen nnd vornehmen Eindrucke wesentlich bei.

Die Peripherie ist mit verschiedenartigen, ausgewählten, hohen und mittelhohen Coniseren besetzt, die, mit immergrünen Sträuchen unterpflanzt, eine dichte Schutzwand gegen die Außenwelt bilden. Die weite Rafenfläche enthält eine reiche Sammlung der ausgesuchtesten fremden Nadelhölzer. Jeder Baum steht allein, in ausreichendem Boden- und Luftraume; dadurch sind die untersten Aeste zu ihrer vollen natürlichen Entwickelung gelangt und breiten sich weithin, den Stamm mit einem riesigen Schleppmantel umgebend. So sind Banmbilder erzielt, wie sie nicht schöner und regelmäßiger gedacht werden können. Das Geschlecht der Pinns ist in etwa einem Dutzend Arten vertreten, die Cypreffe in vier; der Juniperus, die Retinosporen, der Taxus, die Thuja: sie alle erscheinen in den interessantesten Varietäten, in regelmäßigen und üppig entwickelten, zum Theil großartigen Jndividuen. Des Gartens schönste Zierden sind jedoch seine Wellingtonien, welche, bis zu achtzehn Meter hoch, normale Pyramiden bilden; mit ihnen die Aranearien, von denen eine über dreizehn Meter hinausragt und den sehr seltenen Anblick ihrer großen Früchte gewährt. Ueber alle diese schönen nnd bedeutenden Bäume erheben sich die Cedern vom Libanon und die heiligen Deodaren. Sie siird hier von ungewöhnlicher Großartigkeit nnd erreichen die Höhe unserer großen, alten Waldsichten. Die untersten Zweige ruhen weitgestreckt ans dem Grafe, die über den mächtigen Stämmen frei entwickelten Kronen breiten sich weit in die Lüste.

So beherrscht das Dunkelgrün den Garten und doch ist er nicht dunkel, nicht eintönig grün. Eine Fluth von Rhododendren ist in kleinen und großen Gruppen über den Rafen ausgegossen; ein unendlicher Reichthum kräftig ausgeprägter Formen und leuchtender Farben, hervorgegangen aus den seit fünfzig Jahren unablässig fortgesetzten Kreuzungen des indischen Baumrhododendron mit dem Catawbiense aus Nordamerika. Der Garten enthält mehrere Taufende von Rhododendren in etwa zweihundert Arten und diese Sammlung, wol eine der schönsten in ganz England, war jetzt im Monate Mai in voller Blüthe. Ein kaum zu beschreibendes Bild. Anfangs bewundert man still das Ganze, dann, eine nach der anderen, die zahllosen Verschiedenheiten in Bau, Größe und Farbe, Die meisten dieser wunderbaren Erzeugnisse der englischen Kunstgärtnerei stammen von dem großen Rhododendron-Speeialisten, Mr. Waterer im benachbarten Woking. Da ist die Queen, eine der größten, stark gesüllt und ganz weiß; der Kronprinz, dieselbe Größe in feurigem Dunkelroth-, Kate Waterer, dunkles Rosa mit gelblicher Zeichnung im Jnnern; Baroneß Schröder, lebhaftes Scharlachroth um eine hellere Mitte, und so fort im unendlichen Wechsel.

Die Beete der Sommerblumen sind hier, wie häusig in England, untergeordnet behandelt; sie sind nie sehr groß, nur so zahlreich als die Belebung des Rafens es erfordert und meistens einfarbig; Pelargonien und Geranien, eingesaßt mit blauen Lobelien, gelblichem Pyrethrnm, grauer Gnaphalie; auch mit einer niedrigen geschorenen Kante von Eriea, Epheu oder buntem Buchsbaum. Man wählt gern lebhafte Farbentöne, man vermeidet jedoch alles Unruhige und Verwirrte, Aufgeputzte und Ueberladene. Namentlich erfreuen sich die gekünstelten Teppichbeete vor dem, der Natürlichkeit nachstrebenden englischen Geschmacke keines großen Beisalls. Man meint, daß sie in der Vermehrung einen übermäßigen Raum einnehmen und die Frühgemüse aus den Mistbeeten verdrängen. Man sindet auch die Kunstproduete dieser Pflanzen-Teppichinduftrie einigermaßen zopsig, da sie nicht dem ersten Grundsatze jeder guten Gärtnerei entsprechen: veredelte, idealisirte Natur darzuftellen. „Jch weiß nicht, warnm die Leute das Teppichbeete nennen," bemerkte ein anwesender Gartenfreund, „ich würde sie: Laisae ü. I'Italienue heißen. Mich erinnern sie stets an die großen Schüsseln mit kunstvoll garnirtem italienischen Salat, dem Stolze jedes guten Ballbüffets, auf welchem Eigelb, Petersilie, rothe Rüben und graugrüne Kapern ganz ähnliche Muster bilden."

„ Jetzt will ich Jhnen noch zum Schlusse den Stolz meines Gartens zeigen," knüpfte Baron Schröder an, „sehen Sie hier!" Wir standen vor einem riessigen Camelienbaume, der mit Taufenden gesüllter weißer Blumen überfäet war. Die Pflanze ist gegen fünf Meter hoch und etwa acht Meter breit; ihr Alter übersteigt wahrscheinlich schon einhundert Jahre.

„Wird der Baum im Winter überbauet?"

„Durchaus nicht; wir bedecken nur den Fuß dieses und aller anderen zarteren Bäume mit einer dicken, breiten Düngerschicht; das genügt. So hat diese Camelie ohne Schaden einmal eine Winternacht mit zwöls Grad Kälte Rvaumur ertragen; aber nur eine, am nächsten Tage war wieder Thauwetter. Außerdem ist der ganze Garten drainirt, so daß keine stockende Nässe um die Wurzeln frieren kann. Endlich schützt auch der umschließende Park im Norden, Westen und Osten gegen die rauhen. Stürme."

„Es ist wirklich," bemerkte der Ersinder des italienischen Salates, „die ganze gemäßigte Zone des Erdballs in Contribution gesetzt, um dieses immergrüne Eden zu schaffen, wie es auf dem Continente nördlich der Alpen unbekannt und auch unmöglich ist."

„Ia," erwiderte der Hausherr, „die Engländer pflegten die Evergreens schon in früheren Zeiten. Sie werden große Anlagen davon in den alten Parks sinden; aber seit etwa fünfundzwanzig Iahren wird eine wahre Iagd um die ganze Erde auf sie gemacht, und namentlich seit Japan erschlossen ist, diese unerschöpfliche Fundgrube."

„Wir aber, verehrter Gastfreund, fühlen uns Ihnen hochverpflichtet für dieses schöne, seltne Bild. Den immergrünen Garten der Dell werden wir stets als einen unserer werthvollsten Reiseeindrücke bewahren."

Die Straße, auf welcher wir anlangten, trennt Cottage und Garten von den Glashäusern. Wir treten in das Gebiet der Letzteren hinüber und stehen vor einem allerliebsten Häuschen, der Wohnung des Obergärtners, Mr. Ballantine. Die innere saubere, zweckmäßige und eomfortabele Einrichtung entspricht dem gesälligen, grünbewachsenen Aeußern. Einen höchst seltenen Schmuck erhält die Cottage durch zwei, ihr unmittelbar benachbarte alte hochstämmige Magnolienbäume. Von hier ans übersieht man das benachbarte Gebiet der Treibhäuser vollständig, nnd wahrlich! es ist nicht klein.

Zuerst das lange niedrige Hauptgebäude; in seiner Mitte liegen zwei Dampfkessel, welche sämmtliche Treibhäuser heizen; außerdem besinden sich hier die Schlafzimmer und die gemeinsamen Wohnräume für die Gärtner, ferner das Obstzimmer, Saatzimmer, Pack- und Pflanzzimmer, Räume für die verschiedenen Erdsorten, Töpfe und Geräthschaften. Auch sind hier zwei Abtheilungen der Champignonzucht gewidmet.

Die Treibhäuser selbst bilden eine kleine Welt für sich. Wir zählen sechs Abtheilungen für Trauben, jede elf Meter lang; ferner drei Häuser für Ananas, zwei für Melonen und Gurken, zwei Häuser für Erdbeeren; zwei große Warmhäuser für tropische Pflanzen, zwei Orchideenhäuser, vier Kalthäuser für Zierpflanzen, ein Haus für Farren und Eriken; zusammen etwa zwanzig Häuser. Außerdem ist die Gartenmauer auf einer Länge von hundertundzwanzig Metern mit Glas für die kalte Obsteultur bedeckt. Diese gesammten Anlagen nehmen eine Fläche von vier Morgen ein und die Kosten ihrer Herstellung betrugen über 200,000 Mark.

Wir beobachteten hier mit Interesse die Art und Weise, wie ein solches Gebäude hergestellt wird, an einem noch im Ban besindlichen Weinhause. Es wird zunächst eine Grube von drei Metern Tiese in der für das Haus beabsichtigten Länge ausgehoben. Ihre Breite beträgt fünf Meter. Zu unterst in diese Grube bringt man eine Lage von Kalk und Steinbrocken, dann eine Schicht Backsteine, hierauf füllt man die Grube aus mit der besten alten Düngererde und mit Soden von abgestochenem Rafen. Dieses Erdmaterial wird nur nach und nach, in vertikalen Schichten, eingesetzt und jeder Schicht Zeit gelafsen, sich unter dem Einflusse von Luft und Sonne zu entfäuern. Die ganze Mafse ist mit Drains durchzogen. Die äußere Schrägwand des Treibhaufes steht über der Mitte der Grube, so daß die Wurzeln der Reben, innen und außen, je drittehalb Meter Raum sinden. Die Lüstung wird durch obere und untere verstellbare Fenster geregelt, die gemeinschaftlich der Drehung eines kleinen Steuerrades leicht gehorchen. Röhren mit kaltem und heißem Wafser laufen im Erdboden und über demselben hin und wieder. Die Knochendüngung wird sehr stark angewendet, wir fanden für eine Abtheilung von zehn Rebstöcken zwanzig Centner zerschlagene Knochen bestimmt. Die Reben und Psirsichstämme sind, wie schon erwähnt, auf die Mittellinie der Grube gepflanzt und laufen in den Warmhäufern unter dem schrägen Dache hinauf; nur in den ersten Jahren des Betriebes in einem neuen Haufe, wenn die desinitiven Pflanzen noch klein sind, duldet man ältere, interimistische, an der geraden Wand; diese werden später beseitigt. Nach der strengen Observanz soll jedes Haus nicht etwa nur eine Gattung von Früchten, sondern sogar nur eine Sorte derselben enthalten, da die richtige Temperatur und der unausgesetzte Kampf mit den Pilzen und Jnsekten, durch Spritzen und Tabakräuchern, sonst gestört werden. Für die Topferdbeeren wird wol eine Ausnahme zugestanden, denn von ihnen kann man bekanntlich nie genug aufstellen, um der Nachsrage völlig zu entsprechen.

Der Erdboden innerhalb und außerhalb des Haufes wird mit altem Dünger gedeckt, stets nur vorsichtig gelockert, nie gegraben und bepflanzt, um die flach unter der Oberfläche laufenden feinen Wurzeln nicht zu schädigen. Einen eigenthümlichen Anblick gewährte das Gurkenhaus. Auch diese Pflanzen werden an Drähten unter den schrägen Glassenstern sorgfältig in die Höhe geleitet. Da die getriebenen fünfunddreißig bis vierzig Centimeter langen Früchte ihrer Reise entgegen gingen, so hingen sie dicht und ties herab und erinnerten unwillkürlich an eine mit aufgehängten geräucherten Würsten wohl gesüllte Vorrathskammer.

An die Treibereien schließen sich die überglasten Spaliermauern, welche mit Wein, Psirsichen, Aprikosen, Kirschen und Pflaumen besetzt sind.

Dieses ganze System der warmen und kalten Obsthäufer ist darauf berechnet, den Tisch möglichst zu jeder Jahreszeit mit reichlichem Obste zu versorgen. Es werden geliesert: Trauben das ganze Jahr hindurch, die spätesten dickschaligen erhalten sich, nach dem Blätterfalle, an den Stöcken bis in den Monat März und die frühesten neuen reisen im April; ebenso sind Gurken stets vorhanden, auch Ananas; Erdbeeren vom Mär,^ bis ties in den Juli, Psirsiche und Melonen vom Anfange des Mai bis in den September. Dazwischen treten vom Mai an Kirschen und Pflaumen,

dann die harten Gartenfrüchte und das Winterkernobst. Alle Häuser überrafchen und erfreuen durch die Gesundheit sämmtlicher Pflanzen; kein Kräuseln, keine Bleichsucht, keine Ameise und rothe Spinne, kein Schimmel und vor Allem keine Blattläuse, diese Pest unserer Obstgärten im Freien.

Soweit ist man hier zu Lande durch Intelligenz und nachhaltige Energie gelangt, aber auch mit Anwendung von Geldmitteln, die allerdings bei uns nur in den seltensten Ausnahmen zur Verfügung stehen

Das Betriebspersonal in den Gärten der Dell besteht: aus dem Obergärtner, welcher neben freier Wohnung und Feuerung alle Lebensmittel ausgenommen Fleisch, und an Gehalt wöchentlich vierzig Mark erhält. Ferner sind fünf Untergärtner vorhanden, die zusammen, neben freier Wohnung und Kost, ebenfalls etwa vierzig Mark für die Woche bekommen; dazu acht Tagelöhner mit etwa hundert Mark wöchentlich und ein Tischler mit dreißig Mark. So stellen sich allein die baaren Löhne des Gartenpersonals auf beinahe elftausend Mark im Iahre.

Wir durchschritten die warmen und kalten Blumenhäuser flüchtig, da hier die Aufstellung durch den Fortgang der noch nicht vollendeten Bauten gestört ist. Bei den Orchideen siel es auf, daß man sämmtliche Tische mit großen flachen Blechschüsseln besetzt hatte; sie waren mit Wafser gesüllt, im Wafser standen umgekehrte leere Blumentöpfe und auf diesen kleinen Inseln erst die Töpfe mit den Pflanzen. Die Ursache dieser ungewöhnlichen'und mühsamen Vorrichtungen ist eine winzige hellgrüne Ameise, die vor einigen Iahren mit Orchideen aus den Tropen eingeschleppt wurde und bis jetzt noch nicht gänzlich hat vertilgt werden können. Mit der, ihrem Geschlechte eigenen Energie versuchen die Thierchen freilich die Wafserfluth zu überspringen; sie gelangen aber doch nur sehr vereinzelt an die Pflanzen und können wenigstens nicht mehr im Großen vernichtend wirken.

Damit dem ländlichen Idyll der Dell zu seiner Vollendung nichts fehle, schließt sich an die Obstgärten eine kleine Musterfarm mit etwa zweihundert Morgen Wiesen und Weiden. Die niederen Häuschen und Stallungen sind sämmtlich niedlich und kokett, von höchster Sauberkeit und nach den neuesten rationellen Prineipien hergestellt. Sie beherbergen zwanzig edle, im Heerdbuche verzeichnete, Alderneykühe von der Insel Iersey, unvergleichlich im Zucker- und Fettgehalte ihrer Milch, und dabei in voller Leistung fünfzehn Liter im Tage liesernd. In der Mitte des Gehöstes wühlen unter langem Stroh schwarze Berkshireschweine von ungewöhnlicher Größe. Absichtlich ist hier der Stammbaum nicht ganz rein gehalten, um größere Figuren, weniger Speck und zahlreichere Nachzucht zu gewinnen. Der Hos und seine Umgebung sind von gewählten Hühnerrafsen, sowie von Gold- und Silberfafanen belebt, alle in wohl umhegten Abtheilungen.

Eine abgeschiedene, vornehme Niederlafsung für sich bilden die Pferdestalle, deren Giebel wir bei unserer Einfahrt, links hinter dem immergrünen Gebüsche, wahrnahmen. Hier stehen sechs Vollblutpferde für den Hunt, ein Viererzug und mehrere andere Dienstpferde.

Eine Fülle der Anschauungen, wie sie uns heute geboten worden, erschöpft die Kraft und die Zeit eines Tages; so waren wir froh, uns beim Untergange der Sonne zum Dinner zu setzen, das, mit dem Luxus reicher Einfachheit ausgestattet, durch die herzlichste Gastfreundschaft einen wohlthuenden familienhaften Charakter gewann. Auch muthete die vorzügliche Hamburger Kochkünstlerin die schon seit Wochen mit englischer Hotelkost geprüsten Reisenden heimatlich an. Nach Tische betraten wir die uns noch unbekannten Räume der Cottage: einen großen State Drawingroom und hinter ihm eine kleine Gallerte, mit mehreren werthvollen Marmorwerken von Eduard Müller in Rom, unter denen das schlafende Kind, sowie die Unschuld in Gesahr und im Siege besonders ansprechen. Den ersten Platz nimmt hier mit Recht die ähnliche und ausdrucksvolle Porträtbüste der Hausfrau ein. Dieser kleine Raum führt in die große Bildergallerie, ein weiter, stattlicher, mit geblendetem Gasoberlichte erhellter Saal. Durch seine Einrichtung als abendliches Familien- und Musikzimmer wird er angenehm belebt und zeigt nichts von der gewöhnlichen Steisheit und Geschäftsmäßigkeit der Gallerien. Eine auserwählte Sammlung neuerer Meister ist hier mit feinem Geschmacke und echtem Kunstsinne zusammengestellt.

Wir erinnern uns aus den zahlreichen Franzosen vor Allen an Paul de Laroches Napoleon in Fontainebleau (1814), Meissonniers Schachspieler, Ary Schesfers Franzeska di Rimini, an Rosa Bonheurs schottischen Schäfer; diese Meisterwerke sind auch durch den Stich bekannt geworden. Ihnen schließt sich Gallait mit den letzten Augenblicken Egmonts an. Unsere deutsche Kunst ist vertreten durch zwei Bilder von Knaus, darunter der berühmte Orgeldreher, zwei Andreas Achenbach'sche Marinen, Vautiers Iahrmarkt, durch zwei Schreiers und einen Pettenkosen. Perlen der Gallerie sind auch vier der, jetzt in England sehr hochgeschätzten, antiken Genrebilder von Alma Tadema.

Unter Betrachten und Besprechen dieser Schätze schwanden die letzten Abendstunden rafch dahin und man trennte sich mit dem Bedauern, schon am anderen Tage die liebliche Dell verlafsen und nach London, „ein jeglicher an sein Geschäft", zurückkehren zu müssen.

Als wir am uächsten Morgen im Eßzimmer die Damen erwarteten und uns an der schönen Täfelung der Wände und an der reichen Kafsettirung der Decke erfreuten, dabei unsere gestrigen Eindrücke durchsprachen und über Vieles, was wir gesehen und nicht genau eingesehen hatten, um Belehrung baten, fragte einer der Reisegesährten:

„Weswegen heißt denn dieses kleine Paradies «die Dell»? Das Wort hat wol eine besondere Bedeutung?"

„Diesen Namen hat dem Platze schon der erste Erbauer gegeben," erwiderte unser Hausherr, „und dieser war kein Geringerer als der König Georg III. Ursprünglich stand hier nur ein königliches Kaffeehäuschen, später ging dieses in Privatbesitz über, denn es liegt freilich hart am Parke, aber nicht darin; ich kaufte es im Jahre 1864 und habe das Haus dann durch verschiedene Anbauten wol um das Doppelte vergrößert."

„Und den sonderbaren Namen haben Sie beibehalten?"

„Beibehalten, gewiß! Der Name ist zudem uns Niedersachsen nicht ungeläusig,' denn eine «Delle» heißt im Plattdeutschen eine Bodensenkung, ein Thal. Das Wort ist auch altenglisch; im modernen Lexikon sinden Sie statt seiner «Dale». Nun aber genug der vergleichenden Grammatik; Sie sollen selber sehen, was der Name meiner Dell bedeutet."

Er öffnete das große, nördliche Bogenfenster: „Das bedeutet die Dell!"

Wir sahen hier die alten Bäume des Windsor Parkes unmittelbar vor uns, nur in der Mitte der Waldwand eine schmale Lichtung oder Schneide. Jn dieser Lichtung zog sich eine Schlucht, eine «Delle» abwärts und jenseit dieser Schlucht, weit, weit hinaus, stieg im Rahmen der beiden Waldfäume die mächtige Königsburg Windsor Caftle vor unseren überrafchten und geblendeten Augen im goldenen Morgenlichte riesenhaft empor.

Und deshalb nannte König Georg III. dieses Häuschen über der Delle, welche dem Besitzer und seinen Gästen die schönste aller Aussichten auf Schloß Windsor darbietet: die Dell.

III.

Die königlichen Hausgärten zu lvindsor.

Unser Weg von der Dell nach Windsor führt uns an den rothen, unregelmäßigen Gebäuden von Cumberland Lodge vorüber, der Residenz des Forst- und Wildmeisters von Windsor Park, des Prinzen Christian von Holstein, Schwiegersohns der Königin. Wir verweilen hier, um eine der größten gärtnerischen Sehenswürdigkeiten zu begrüßen, welche England aufzuweisen hat, den „Großen Weinstock". Er ist in vielen Beziehungen ein wirkliches Original. Er gehört zu keiner der bei seiner Entstehung bekannten Rebsorten, sondern wurde im Jahre 1800 als Sämling in einem Gurkentreibhaufe gesunden und weiter gezogen. Jm Jahre 1850 war seine Ueberdachung schon fünfundvierzig Meter lang und fünf Meter breit. Jm Jahre 1859 trug er zweitaufend große schwarze Trauben. Später ist das Haus nochmals erweitert und jetzt füllt die Pflanze über dreihundert Quadratmeter Glasfläche, welche mit gesundem Blattwerke und reichlichen schönen Trauben bedeckt war. Der Stamm mißt wol einen Meter im Umfange. Der Weinstock von Cumberland Lodge ist bedeutend größer als sein, dem reisenden Publikum zugänglicherer und dadurch viel weiter bekannt gewordener Rival in Hampton Court.

Noch eine andere berühmt gewordene Größe erblickte in Cumberland Lodge das Licht der Welt. Hier wurde im Jahre 1764 der Eelypfe geboren, das beste und rafcheste Vollblutpferd, welches je die englische Rennbahn betreten hat. Ein Stallbedienter erkannte die, vom Herrn nicht gewürdigten, großen Anlagen des jungen Thieres und kaufte es gemeinschaftlich mit einem Schafhändler auf der Versteigerung für 1500 Mark. Eelypfe und sein Ruhm gehören der Geschichte an. Er starb,- an Ehren, Siegen und Nachkommen reich, als ein Patriarch von 2« Jahren am 27. Februar 178».

Die Zeit drängte jetzt zur Abreise und wir eilten den Long Walk hinab dem Städtchen Windsor und dem Bahnhose zu. Jedoch sollte ich diesen heute nicht erreichen, denn unverhofft begegnete mir vor dem Wirthshaufe zum „Weißen Herzen" das Glück in Gestalt der Erlaubniß, heute einen Blick in die dem großen Publikum streng verschlossenen königlichen Privatgärten von Windsor thun zu dürfen.

Freudig wandte ich meine Schritte und vor mir stiegen die gebieterischen westlichen Mauern der Königsburg steil und ernst zwischen den drei nralten runden Thürmen empor, die wol noch aus der ersten Gründung des Schlosses durch Wilhelm den Eroberer stammen. Eine schroffe, unnahbare Felsmauer, nur auf ihrer Höhe belebt durch die einsame, rothe Gestalt des schottischen Gardesüseliers, der, ein unbewegtes Bild, in einer Lücke der Zinnenkrönung auf sein Gewehr lehnt. Wir schreiten weiter an den Mauern des alten Klosters von Windsor vorüber, in denen heute die Chorknaben haufen. Dann wird uns durch die Gesälligkeit des Deeans von Windsor, Mr. Wellesley, eines Verwandten des Eisernen Herzogs, ein Blick in die berühmte Wolseykapelle vergönnt. Sie ist jetzt mit dem höchsten Aufwande von Geschmack und Pracht als Maufoleum der englischen Königssamilie restaurirt und, außer bei großen Trauerfeiern, nur durch die Wohnräume des geistlichen Herrn zugänglich. Wir umgehen dann den Runden Thurm und treten durch das enge Norman Gate in den oberen Schloßhos ein. Unwillkürlich bleiben wir hier gesesselt stehen unter der Wirkung des ungeheuren Werkes, das uns umgibt. Wir sinden wol kaum eine zweite Schöpfung der Menschenkunst, die so klar und großartig, so genial den Charakter ihrer Bestimmung ausspricht, wie Windsor Caftle. Die Franzosen freilich erzählten sich und uns seit zweihundert Jahren so ost und so siegesgewiß: das Schloß von Versailles sei der erste und vollendetste unter allen Repräsentanten der monarchischen Größe, daß wir Deutsche, denen Paris von jeher ein beliebter Ausflug, London ein seltenes nnd ernstes Reiseunternehmen war, ihnen schließlich auch hierin geglaubt haben.

Versailles ist groß; es ist weitläusig und prunkend; es steht da ohne lebendige Geschichte, das willkürlich gemachte Monument einer, damals schon alternden, jetzt längst abgestorbenen künstlichen Glanzperiode. Was ist heute Versailles? Ein verödeter Königspalaft in einer Todtenstadt, ein „allen (traurigen) Glorien Frankreichs" errichtetes Museum, eine geschichtswidrige Schule der Nationaleitelkeit.

Windsor Caftle zeigt uns die Entwickelung der monarchischen, nationalen Größe Englands von ihrem geschichtlichen Ursprunge, der Eroberung, durch achthundert Iahre stetig fortschreitend und wachsend, heute größer als gestern,- altehrwürdig und jugendkräftig. Ieden unserer Schritte begleitet hier nicht etwa eine nebelhafte Erinnerung an ein verschollenes „Es war einmal", sondern die lebendige Vergangenheit als Mutter der noch größeren Gegenwart. Im Normannenthore sehen wir noch heute die Reste der alten Fallgatter, mit denen die Vorzeit ihren Burgfrieden wahrte und oberhalb dieses Thors breitet sich, unter dem Schutze des Runden Thurms, die neueste Entwickelung der Königsburg, der große vier- . eckige Hos vor uns aus in hoheitvoller Ruhe und schwerer würdiger Pracht. Hier spricht die Majestät der lebendigen Größe, ohne Prunk und Schnörkel, in einfachen aber riesigen Schriftzügen; sie gebietet Ehrfurcht durch sich selbst, durch ihre erhabene, stolze, festgegliederte Mafse. In Versailles spreizt sich der hypertrophische Dünkel des „(Zi-anä Non^rcius" in barocker Unnatur, der sicheren Signatur des beginnenden Verfalls. Windsor steht auf seiner natürlichsgegebenen, gewachsenen, festen beherrschenden Höhe, von der Themse umflossen, mitten in der englischen fruchtbaren Landschaft. Versailles liegt in gesuchter Absonderung und ohne jedes andere Motiv seines Dafeins als eine Laune, in der sterilen Sandebene. Dort ist Oede, Künstelei, Verfall; hier Entwickelung, Natur, Leben.

Wir betreten den nördlichen Flügel des Schlosses über der großartigen Terrafse, die den Namen ihrer Erbauerin, der Königin Elisabeth, trögt, um von hier in die östlichen Privatgärten zu gelangen. Treppen, Zimmernischen, Tische, alle Räume sind hier zu unserer Ueberrafchung mit den herrlichsten grünenden und blühenden Gewächsen geziert. Dieser Festschmuck steigert sich bis zum Eingauge der großen Wciterloogallerie, Ein mächtiger Raum, der sein Licht von oben durch die, in der Mitte erhöhete, von Gurtbögen getragene Decke empfängt. Bis zur Höhe von sieben Metern etwa sind die Wände in Holz getäfelt und auf dieser Bekleidung reihen sich die Porträts der bedeutenderen Persönlichkeiten aus den Besreiungskriegen, faft alle von Sir Thomas Lawrenee gemalt. Ein geschäftiges Treiben bewegt sich im Saale. In der Mitte wird eine große Tafel von siebzig Gedecken hergerichtet und auf ihr wie auf den zahlreichen hohen und schweren Schenktischen und Büffets leuchtet schon das berühmte goldene Serviee von Windsor. Nur in Zwischenräumen langer Iahre verläßt dieser Schatz die Gewölbe der Silberkammer; heute soll er die Anwesenheit der ältesten Tochter des Hauses und ihres Gemahls, unserer deutschen kronprinzlichen Herrschaften verherrlichen.

Doch wir eilen vorwärts durch die Säle, Hallen und Gallerien, bis wir eine Terrafse erreichen, die am östlichen, von der Königin bewohnten Flügel des Schlosses entlang läuft, und betreten nun den vor dieser Fronte liegenden Blumengarten. Seine Fläche enthält etwa sechs Morgen, sie ist gegen das umgebende Terrain, namentlich gegen die Schloßterrafse, erheblich vertiest und zum größeren Theile durch eine umlaufende Orangerie abgeschlossen, so daß kein unberufenes Auge eindringen kann. Ein Wafserbafsin steht im Mittelpunkte; von dort aus ist der Garten in ziemlich regelmäßige Kreisabschnitte zerlegt und mit Rafen bedeckt, in welchen die Blumenbeete in entsprechenden, meist länglich laufenden Formen eingeschnitten sind. Die Anlage stammt zwar schon aus der Zeit Königs Georg IV., ihre jetzige Vollendung jedoch verdankt sie, wie so unendlich Vieles was wir heute in Windsor bewundern, der still schaffenden Thätigkeit und dem hochgebildeten Schönheitssinne des Prinzen Albert. Der bedeutendste und eigenthümliche Schmuck des Gartens besteht in der vollendeten Verbindung des lebenden Blumenflors mit den Meisterwerken der Erzbildnerei, die als schöne Statuen und prächtige Vafen im Garten vertheilt sind. Sie geben ihm den echt italienischen Charakter, dessen Nachahmung diesseit der Alpen kaum je mit solchem meisterlichen Verständnisse gelungen ist, außer etwa in den Gärten von Sanssouei dem Kunstsinne des großen Königs und später des Königs Friedrich Wilhelm IV.

Jenseit dieses Terrafsengartens fällt der Schloßberg ab und wir steigen nun in den Hauspark hinunter. Dieser sogenannte „kleine Park" enthält auf sieben- bis achthundert Morgen einen großen Reichthum an schönen Bimmen, reizenden Cottages und gewählten kunstlerischen Gartenbildern. Ueberall der herrliche Rafen nnd Alles in musterhafter Pflege. Wir gehen unter schattigen Ulmenalleen entlang nnd bewundern, etwas weiter hin, zwei mächtige immergrüne Eichen, zusammen über hundert Meter Umkreis haltend. Hier dürfen wir auch die, uns Allen besreundete, Herne's Eiche suchen, unter welcher der spukhafte Schlußakt der „Lustigen Weiber von Windsor" sich so ost vor uns entwickelt hat. An die Königin Adelheid, Gemahlin Wilhelms IV., erinnert eine zierliche, ihren Namen tragende Cottage, an den Prinzen Albert ein hochgelegenes Sommerhäuschen; dann gelangen wir an ein niedriges Gebäude orientalischen Charakters, das uns als „der Königin Frühstücksraum" bezeichnet wird. Eine wilde Felspartie mit fallendem Wafser und entsprechender reicher Vegetation ist in großen Verhältnissen dargestellt, und nicht weit von ihr sinden wir die Lutherbuche, ein Ableger des bekannten gleichnamigen Baumes bei Altenstein in Thüringen an dem Platze, von welchem der Doetor Martin im Iahre als Iunker Georg auf die Wartburg entführt wurde. Der Baum ist jetzt etwa fünfzig Jahre alt und ein Zeugniß für die außerordentliche Wüchsigkeit des englischen Bodens und Klimas.

Wir haben uns inzwischen einer Gegend der königlichen Hausgärten genähert, wo lange hohe Mauern die Fernsicht abschneiden. Durch ein geräumiges Thor treten wir jetzt in den sogenannten „Küchengarten von Frogmore" ein. Der Garten leistet jedoch weit mehr als sein Name verspricht, denn hier ist auf einem, durch solide Steinwände eingeschlossenen, weiten Gebiete die gesammte Obst- und Gemüsezucht für den königlichen Hoshalt vereinigt. Man darf wol anerkennen, daß dieser „Küchengarten" zur Zeit in ganz Europa seines Gleichen sucht, denn seine Anlage wie seine Leistungen sind in allen Zweigen gleich unübertrefflich und der allerhöchsten Eigenthümerin würdig. Auch dieser Garten ist eine Schöpfung des Prinzen Albert aus dem Jahre 1848. Vorher war die Erzeugung des königlichen Bedarfs in sechs älteren Gärten zerstreut, daher ungleich, ohne System und ohne Controle. Alle diese mangelhaften kleinen Betriebe wurden aufgehoben und dafür Frogmore eingerichtet mit einem Kostenaufwande von S00,000 Mark.

Sosort bei unserem Eintritte werden wir durch die Großartigkeit und Weite des Anblickes gesesselt, dann erkennen wir im Fortgange der Besichtigung die vollendete Zweckmäßigkeit der Disposition und den vorzüglichen Culturzuftand aller Abtheilungen. Der gesammte Betrieb deckt fünfundvierzig Morgen; diese Grundfläche bildet nahezu ein Quadrat. Der Gartendireetor Mr. Jones, dem ich empfohlen war, hatte die Güte mich selbst zu führen. Er wies zunächst darauf hin, daß der Garten durch eine lange Reihe von Gebäuden von Ost nach West in zwei ungleiche Theile zerlegt wird. Jn dem nördlichen kleineren Reviere besinden sich die Pflanz- und Vorrathshäufer, die Magazine, Stallungen und Schuppen jeder Art. Die füdliche größere Hälste ist wiederum durch vielsache Quermauern zerschnitten. Jede so gebildete Abtheilung trägt den Namen derjenigen Obstsorte, die ausschließlich an ihren Mauern gezogen wird: Kirschen, Pflaumen, Johannisbeeren, Aprikosen, Birnen u. s. w. Alle Wege sind mit Cordons von Aepfeln und Birnen eingesaßt; hinter diesen breiten sich freie Spaliere in verschiedenen Formen an eisernen Gestellen aus. Alle Bäume, alle Beete sind sauber gehalten und in einem üppigen Stande der Vegetation. Zahlreiche Arbeiter sind mit Reinigen der Wege, Lockern des Bodens, Gießen, Ausjäten des Unkrautes, Sammeln des Ungeziesers u. s. w. beschäftigt; genug: das Ganze muß jedem gärtnerischen Auge die vollste Besriedigung gewähren.

Dennoch übt die große, den Garten durchschneidende Gebäudereihe eine mächtigere Anziehungskraft und wir werden ungeduldig, sie zu betreten. Sie besteht aus einem Mittelhaufe, eine zweistöckige Giebeleottage in rothem Backstein, von allen Seiten grün und bunt bewachsen; namentlich zeichnen sich auf der Südseite die bis unter das Dach kletternden Jasmine und die Lignonia FranSiSors, aus. Hier ist die Wohnung des Direktors; zu jeder ihrer beiden Seiten erstreckt sich eine Reihe von sieben großen, in Eisen ausgesührten Glashäufern. Diese fünfzehn Gebäude haben eine Frontlänge von beinahe vierhundert Metern und jedes Haus ist über sechs Meter ties. Wir durchschreiten sechs Weinhäufer, von denen zwei je vierunddreißig Meter lang sind. Die Reben stehen in Zwischenräumen von 1,»0 Metern und eines der beiden Häufer gab im Jahre 1877 im Laufe eines Monates etwa eintaufend Stück reise Tranben von Foster Seedling und Black Hamburgh. Ferner zählen wir vier Psirsichhänser; zwei Pflaumenhäufer mit Queen Vietoria und Golden Drop besetzt, und an jedem Flügel zwei große Warmhäufer für Blumen und Zierpflanzen. Die Art des Betriebes in diesen Häufern wollen wir hier nicht näher betrachten; sie verläuft im Großen nach denselben Grundfätzen, die wir gestern schon auf der Dell angewendet fanden. Die Gärtnerei von Frogmore ist bereits seit einem Menschenalter ein Vorbild geworden, welches in der Nähe und Ferne als muftergültig nachgeahmt wird und Schule gemacht hat.

Auf der nördlichen Fronte dieser langen Reihe sinden wir die geräumigen Wohnungen der zahlreichen Gärtner und Lehrlinge, bei denen ein Lesezimmer nebst Bibliothek nicht fehlt; hier liegen die Dampfkessel, Pflanzräume und die Champignonzucht. Gegen uns über sehen wir jetzt ein ganzes Dorf von hohen und niederen Glashäufern für die großartigen Treibereien aller möglichen Früchte und Gemüse. Die größeren Gebäude sind auch hier wieder der Traube und dem Psirsich gewidmet; eine lange Reihe niederer Häufer enthält die Ananaszucht in reicher Vollendung; sie bringen im Jahre über viertaufend Früchte. Die Erdbeere wird hier jährlich in neuntaufend Töpfen getrieben, die Häufer lieserten in diesen Tagen, während des höchsten Besuches im Schlosse, täglich fünfundsiebzig Pfund in die Küche. Schnittbohnen und Blumenkohl dürfen das ganze Jahr über nicht ausgehen; drei Monate lang bringt sie der offene Garten, die übrige Zeit müssen die Glashäuser aussüllen. Zwei große Räume sind mit frühen Kirschen in Töpfen besetzt, dann folgen Gurken, Melonen, wieder Trauben und Psirsiche; endlich ganze Wälder von deeorativen Pflanzen und Blumen, wie sie das große Schloß für unzählige Räume, für die Tafel, und für mafsenhafte Bouquets täglich frisch bedarf.

Nach einer stundenlangen Fahrt durch dieses Wunderland ruhten wir gern in Mr. Jones' freundlichem Wohnzimmer aus; jedoch noch keineswegs zu ermüdet: wir zu fragen, er uns zu belehren.

„Wir dürfen," sprach er, „das Lob, welches Sie unseren Culturen ertheilen, wol annehmen; wenigstens bemühen wir uns unausgesetzt, in jedem Zweige unserer Gärtnerei nur das Beste zu leisten. Wir setzen unsere Ehre darin, unsere allerhöchste Herrin so zu bedienen, wie die ersten Marktgärtner von London bei schärfster Coneurrenz, jeder in seiner Speeialität, produeiren. Wir fühlen nns gewissermaßen an der Spitze der englischen Gärtnerei und also auch unter ihrer allgemeinen Controle. Das schützt uns vor der Erschlaffung, die so leicht die Leistungen großer Administrationen auf die Mittelmäßigkeit herabdrückt."

„Die an uns gestellten Ansprüche sind allerdings zuweilen in Beziehung auf Mafsenhaftigkeit kaum glaublich. Vor einigen Iahren besand sich während acht Tagen ein ziemlich zahlreicher Besuch fremder höchster Herrschaften im Schlosse. Die damals von uns gelieserten jungen Erbsen verzehrten die Ernte von soviel Reihen, daß deren Gesammtlänge drei englische Meilen betrug. Auch ist unsere Thätigkeit nicht nur auf die Zeit beschränkt, in welcher der Hos hier residirt. Das ganze Iahr hindurch senden wir täglich Alles, was die Hoshaltung bedarf, nach Osborne und Balmoral."

„Unsere große Mafchine muß daher mit militärischer Pünktlichkeit nnd Genauigkeit arbeiten. Werfen Sie einen Blick in diese Bücher hier. Wir führen darin genaue Verzeichnisse über Alles und Iedes, was die Gärten produeirt haben, sowie wann und wohin es abgeliesert wurde; zugleich eine Berechnung unserer Erzeugungskosten in jeder Iahreszeit. Verkauft wird gar nichts. Die Resultate früherer Iahre stellen wir dann mit den neuesten zusammen und suchen so, an der Hand vergleichender Erfahrungen, vorwärts zu kommen und stets mehr, besser und billiger zu produeiren."

„Diese gesammte umständliche, aber durchaus nothwendige Organisation unserer Verwaltung," fuhr Mr. Iones fort, als er sah, wie eisrig wir ihm zuhörten, „fand ich bereits vor, als ich meine hiesige Stellung im Iahre 1872 antrat. Ihre Schöpfung ist das Verdienst meines ausgezeichneten Vorgängers, Mr. Thomas Ingram. Ich hatte nichts zu thun, als in seinen Spuren weiter zu gehen. Nur nicht selbstgesällig stehen bleiben; das führt znm Schlendrian und Rückschritt. Auch tragen wir uns mit neuen großen Ideen. Zur Sicherung und Vereinfachung unserer Früheulturen habe ich den Plan ausgearbeitet, eine ganze Abtheilung, wie Sie solche in den Gemüsegärten gesehen haben, von Mauer zu Mauer mit Glas zu decken. Im Prineipe ist mein Projeet genehmigt worden; die Ausführung stößt sich bis jetzt noch an den Kostenpunkt, denn mein Anschlag beläuft sich allerdings auf hundertundachtzigtausend Mark. Aber ich hoffe bestimmt, das Geld wird sich nächstens sinden."

Unser Rückweg nach Windsor führte uns an der Musterfarm von Frogmore und an der Dairy (Milchwirthschaft) vorüber. Auch hier durften wir eintreten. Die Farm, nebst drei anderen im Windsor Parke ist ebenfalls vom Prinzen Albert erbaut nnd eingerichtet. Sie zeigt im Großen dieselbe Vollendung, die wir gestern in ihrer verkleinerten Nachahmung auf der Dell bewunderten. Neben den zierlichen Alderneys sind, hier prächtige Exemplare der Shorthorns und, zu Züchtungsversuchen, auch hochedle Schweizer aufgestellt.

Der Milchkeller der Dairy ist nicht allein ein Muster von großartiger, rationeller Einrichtung, sondern auch durch die reiche deeorative Ausstattung seines Innern ausgezeichnet. Seine schönste Zierde bilden die umlaufenden, künstlerisch höchst werthvollen Friese aus bunter Majolika, in der berühmten Fabrik von Minton für diesen Raum und Zweck besonders entworfen und in der bekannten Vollendung ausgesührt.

Als wir uns jetzt auf dem Heimwege den Privatgärten der königlichen Cottage Frogmore näherten, begegnete uns ein zierliches einspänniges Wägelchen, begleitet von einem Reitknechte auf hochedlem Schimmel. Eine einzelne Dame, in tieses Schwarz gekleidet, führte darin, nach guter englischer Sitte, selbst die Zügel. Wir blieben stehen und verbeugten uns ties und ehrfurchtsvoll vor der Königin, die heute, wie schon seit langen leidvollen Iahren, in den einsamen Weg zu dem königlichen Mausoleum einbog, in welchem ihr bestes irdisches Glück rnht.

Iwan Turgenjew.

Persönliche Erinnerungen,
von

Ludwig Wersch.

— Berlin. —

sm 9. November vollendet der große rufsische Novellist Jwan Turgenjew sein sechzigstes Jahr. Das literarische Werk seines ! Lebens, seine dichterische Thätigkeit, ist, wie er versichert, bereits zwei Jahre früher für immer abgeschlossen worden. Kritiker, Literarhistoriker und Essayisten aller Culturnationen haben diesem seinem Werk und Turgenjews Stellung und Bedeutung in der rufsischen wie in der modernen Weltliteratur Besprechungen, Untersuchungen, Abhandlungen in Menge gewidmet. Jch hätte denselben nichts Neues, etwa bisher noch ungesagt Gebliebenes hinzuzufügen; oder habe wenigstens nicht die Absicht, es in den folgenden Blättern zu thun. Aber bei dem allgemeinen Jnteresse, welches die heutige gebildete Welt, und die deutsche nicht am wenigsten, an seinen poetischen Schöpfungen nimmt, sind den Lesern von „Nord und Süd" Mittheilungen über die Persönlichkeit des Autors, seinen Lebensgang und die Art seines Schaffens schwerlich unwillkommen. Eine glückliche Verkettung von Umständen hat mich zu verschiedenen Zeiten mit ihm in eigenthümlich nahe Berührung gebracht, mich wiederholt sein Leben theilen lafsen und mich so in die Lage gesetzt, besser als die meisten meiner Landsleute über feine Person, besonders auch über die Geschichte seiner Beziehungen zu Deutschland und seiner Wirkungen auf das deutsche Publikum unterrichtet zu sein. Von solchen Begegnungen mit Turgenjew will ich hier nur erzählen; solche ganz subjeetive Erinnerungen an das, was ich an und mit ihm erlebte, hier noch einmal erwecken; — nichts weiter.

Wer in den Jahren, welche der Berliner Märzrevolution zunächst vorangingen und während der letzteren selbst in der preußischen Hauptstadt gelebt hat, entsinnt sich des von Dr. Iulius etwa 1845 begründeten großen Iournal-Lese-Instituts, der „Zeitungshalle", das sich damals im ersten Stockwerk des heutigen Louis Landsberger'schen Hauses in der Oberwallstraße, Ecke der Iagerstraße, besand und 1849—50 durch den Belagerungszustand ruinirt und zum Eingehen gebracht wurde. Es war in jenen erregten vormärzlichen Tagen der Sammelplatz aller „Vertreter der Presse" Berlins, der, die von den Poeten und Propheten als nahe herbeigekommen verkündete „neue, freie Zeit" gläubig erhosfenden Iugend, aller politisch und literarisch thätigen und interessirten Köpfe der Einheimischen wie der hier verweilenden oder durchreisenden Fremden.

An einem der letzten Novemberabende des Iahres 1846 hatte ich diese Lesezimmer verlafsen und stieg die Treppe zum Flur hinab. Von unten kam mir die auffallend hoch und breit gewachsene Gestalt eines jüngeren Mannes, in einen weiten Pelzrock gekleidet, ziemlich langsamen schweren Trittes die Stufen hinaufsteigend, entgegen. Auf dem mittleren Treppenabsatz trafen wir zusammen. Die dort brennende Gasflamme beleuchtete scharf und hell das Gesicht dieses Mannes. Der Anblick desselben frappirte mich so, daß ich für einen Moment stehen blieb und das Auge nicht von ihm wenden mochte, als er an mir vorüber und die Treppe weiter hinaufging. Falls er mich überhaupt beachtete, so mußte ihm mein Benehmen und Anstarren wunderlich genug und nicht eben von guter Lebensart zeugend erscheinen.

Es war ein Kopf, wie ich ihn nie gesehen hatte und wie man ihn nie wieder vergißt. Der eines etwa Achtundzwanzigjährigen. Ein Gesicht von entschieden russischem Typus mit ziemlich breiten Backenknochen, welche aber durch die edle, breite, herrlich gewölbte Stirn und die mächtige Nafe dominirt wurden. Ueber jene siel nach links hin ein voller Büschel des etwas lang getragenen, auf der rechten Seite gescheitelten braunen Haars. Starke, faft schwarze Branen beschatteten ein Paar grünlich braune, breitlidrige, große Augen von faft schwermüthig ernstem Ausdruck. Ein brauner kurzer Schnurrbart zog sich bis unter die Mundwinkel über der etwas aufgeworfenen Oberlippe hin. Das glattrafirte, volle, bestimmt gezeichnete Kinn schloß dies bedeutende Antlitz nach unten hin ab.

Ich hatte das instinetive Gesühl, hier einem ganz besondern Menschenwesen begegnet zu sein, wenn mir auch schwerlich eine Vorahnung sagte, daß ich hier zum ersten Male auf die Quelle getroffen sei, die mir eines der besten nnd dauerbarsten „Glücke" der daran nicht eben armen spätern zweiten Halfte meines Lebens spenden würde. Der Eindruck dieser exeeptionellen Erscheinung beschäftigte mich am folgenden Tage unausgesetzt und ich entsinne mich, während desselben wiederholte Versuche gemacht zu haben, sie aus der Erinnerung zeichnerisch zu reprodueiren.

In jenen Iahren von 1845 bis zur Märzrevolution vereinigte sich allabendlich resp. allnächtlich, wie das so in verschiedenen Kneipen Berlins

jeder Zeit geschehen ist, geschieht und immer wieder geschehen wird, ein Kreis von meist jüngeren Männern (zwischen 22 und 35 Iahren), an Berufsart, Lebensstellung, Begabung, selbst Nationalität unter einander sehr verschieden, in der Bierstube von Scheible an der Ecke der Markgrafenund Franzosischen Straße am Gensdarmenmarkt. Es war keine geschlossene Verbindung; keine Statuten, kein Comment regelten ihr Verhalten unter sich und den Verlauf der gemeinsamen Sitzungen. Aber ein starker Zug des persönlichen Wohlgesallens an einander und eine gewisse Gleichartigkeit der idealistisch-philosophisch-künstlerischen Anschauung schlang ein festes Band um sie und bildete die magnetische Kraft, welche sie mit großer Regelmäßigkeit dort immer wieder zusammenführte. Ich habe seitdem viele derartige freie Vereinigungen von Männern aller Altersstufen, von Gesinnungsverwandten in Berlin und an anderen Orten kennen gelernt und danke ihren Sitzungen viel gute Stunden in Ernst und Heiterkeit. Aber nie wieder habe ich mich in einer besunden, in welcher jener, dem späteren Geschlecht unwiederbringlich verloren gegangene, schone Idealismus der Welt- und Lebensauffafsung, der.Bestrebungen, der Gesinnungen so allgemein verbreitet und herrschend gewesen wäre, wie in dieser. Die starke Begeisterungsfähigkeit der Mehrzahl der dieser Gesellschaft Angehörigen bewies sich nicht ausschließlich den politischen Idealen gegenüber, welche in den Köpfen der damaligen Iugend spukten und seit den Verhandlungen des ersten vereinigten Landtages eine immer realere, bestimmtere Gestalt annahmen. Auch nicht nur iu Bezug auf gewisse Erscheinungen der bildenden Kunst und der Poesie. Am stärksten wurde sie hervorgerufen und entfacht durch eine der herrlichsten, eigenartigsten nnd vollkommensten Verkörperungen, welche das Genie des Gesanges, und speeiell des dramatischen, und der damit eng verbundenen dramatischen Darstellungskunst, jemals gesunden hat: durch die Erscheinung Pauline Viardot-Garcias. Diese große Meisterin, damals eben fünfundzwanzigjährig, im vollsten Glanze ihrer jugendlichen genialen Kraft und ihres früh eroberten Weltruhms strahlend, war nach längerem Aufenthalt in Rußland zu einem Gastspiel an der italienischen Oper im alten Königstädtischen Theater nach Berlin gekommen. Am 4. September 1846 war sie dort zum ersten Male lin der Rolle der Amina in Bellinis Sonnambula) aufgetreten. Und seit jenem Abend war es uns ähnlich ergangen wie Wilhelm Meister, seit ihm Farno zum ersten Male die Werke Shakespeares zur Leetüre empfohlen nnd gegeben hatte: „es ergriff uns der Strom jenes großen Genius" und wir hatten uns „bald völlig darin vergessen und verloren".

Der vielleicht am tiessten und leidenschaftlichsten Ergriffene war gerade einer der ältesten unseres Kreises; 35 Iahre galten nämlich in jenen glücklichen jungen Tagen für ein Alter! — Die heutige Berliner Gesellschaft zählt solche Iünglinge faft noch zu den Knaben. — Dieser Senior Dr. M.-Str. (er hat sich erst neuerdings in England, das er feit 25 Iahren bewohnt, einen bedeutenden Ruf als klafsischer Philologe, speeiell am Aristophanes erworben) dankte die glückliche Erhaltung des jugendlichsten Feuers einem Geschick, welches bei weniger kraftvollen nnd widerstandsfähigen Naturen gerade dieser Eigenschaft am schnellsten und sichersten verderblich wird. Als Theilnehmer am Frankfurter Attentat war er durch des hohen Bundestags berühmte Untersuchungseommission als zweiundzwanzigjähriger Student zum Tode verurtheilt und wie Fritz Reuter, sein Landsmann und Studiengenosse, zu lebenslänglicher Festnngsstrafe begnadigt worden. Durch die Amnestie beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelm IV. im Iahre 1840 der Freiheit und dem Leben zurückgegeben, fand er zunächst viel geringeren Antrieb, die ihm für den Erwerb einer festen Lebensstellung durch sieben Kerkerjahre gestohlene Zeit durch ernsthafte Bemühungen zur nachträglichen Eroberung einer solchen Position wieder zu gewinnen, als vielmehr zunächst die in seinen zwanziger Iahren verlorene Summe von Lebensgenuß in seinen dreißigern einzubringen. In der ungestörten Ruhe seines Festungsgesängnisses hatte er ein reicheres Wissen erworben, als es ihm während derselben Zeit draußen in dem Strom der Welt gelungen sein dürfte. Seine körperliche Frische und Gesundheit aber war ungebrochen geblieben; seine Persönlichkeit, seine Unterhaltung, sein Umgang wirkte wahrhaft hinreißend auf seine jüngeren Genossen, denen er es an Lebens- und Genußkraft zum mindesten gleich that.

Der gleich hohe Temperaturgrad der Begeisterung für Pauline Viardot schloß uns noch inniger mit ihm zusammen. Nun ist aber eine Sängerin, und sei in ihr auch die reinste und höchste Kunst gleichsam verkörpert, doch niemals nur ein Abstraetum, niemals nur die gleichgültige Form eines geistig-künstlerischen Inhalts. Sie ist immer und vor Allem ein Weib. Und der Enthusiasmus der Männer für die Kunstleistung fließt mit dem für die Frau in ihr unwillkürlich zusammen. Man mag sich nicht an den Masken ihres Wesens genügen lafsen, welche sie auf der Bühne der Menge zeigt, sondern empsindet das dringende Verlangen, dieses Wesen in seiner wahren, bleibenden, natürlichen Gestalt kennen zu lernen, ihm persönlich möglichst nahe zu treten. Dieser Wunsch wurde bei einigen unseres Kreises, zu denen der Unterzeichnete gehörte, von Tag zu Tag dringender. Aber jene, uns im späteren Alter so unbegreisliche „verschämte, blöde, füße Iugendeselei" trat immer zwischen das Verlangen und seine Ausführung. Da an einem Abend kam Freund M.-Str. mit frohen Mienen zu unserem Tisch bei Scheible: Er sei sehr glücklich; die „Enthusiaftenvisite" bei Frau Viardot bleibe ihm erspart.. Er habe einen jüngeren Freund wiedergesunden, dessen Bekanntschaft er vor einigen Iahren in Dresden gemacht, einen Russen, der in Deutschland studirt hätte, Collegienafsessor Iwan Turgönjew. Dieser sei von

Petersburg her der intimste Freund der Familie der Künstlerin und nun hier eingetroffen, um während der ganzen Saison in Berlin zu bleiben. Heut wolle ihn derselbe in das Viardot'sche Haus einführen.

Habe ich je das Lafter des Neides an mir bemerkt, was selten genug im Leben geschehen ist, so war es in diesem Augenblick; eines Neides, der ebenso gegen M. wie gegen diesen unbekannten jungen Russen gerichtet war. Am nächsten Abend warteten wir länger als sonst auf unseres Freundes Ankunft. Es war lange nach Mitternacht, als er eintrat; und er kam nicht allein, sondern mit ihm, in den weiten Pelzrock gehüllt, dieselbe Gestalt, die mich am dritten Abend zuvor so ties und seltsam impressionirt gehabt hatte, als ich ihr auf der Treppe zur „Zeitungshalle" begegnet war. Das also war der glückliche „junge Russe"! Bald genug noch während derselben Nacht gelang es dem neuen Bekannten, ohne jede Anstrengung seinerseits, die erste flüchtige Empsindung des Neides in die sehr entgegengesetzte der reinen Freude über sein Hiersein und des innigen Wohlgesallens an seiner Persönlichkeit zu verwandeln. Er sprach fließend deutsch, welches der russische Aeeent wol etwas fremdartig, aber nur desto anmuthiger und einschmeichelnder klingen ließ. Hatte er doch, nachdem er die Moskauer Universität besucht, zwei Iahre (40 und 41) in Berlin studirt; war ein eisriger Hörer und gläubiger Bekenner der Hegel'schen Philosophie — zu den Füßen Werders und Michelets sitzend — wenigstens gewesen und hatte auch wiederholt andere deutsche Städte zu kürzerem oder längerem Aufenthalte besucht. Er kannte Paris und Italien, bewies eben so feines, tieses und eigenartiges Gesühl und Verständniß der Musik und der Malerei sowie der poetischen Literatur. Mit der deutschen schien er gründlich vertraut und speeiell von einer imponirenden Goethesestigkeit. Was er sprach und worüber es auch sein mochte, das war durch Gehalt, wie durch die Form der Darstellung immer gleich anziehend und fesselnd, hatte nicht nur frischen Reiz der Neuheit und Originalität, sondern unterschied sich, wie ich bald erkannte, sehr wesentlich von der Art jener Gesprächs- und Darstellungsweise, welche unter uns vormärzlichen, mehr oder weniger hegelianisch dressirten oder doch angekränkelten Idealisten vorwiegend war, durch eine mich völlig überrafchende sinnliche Gegenständlichkeit, durch die Fülle der feinen und genauen Beobachtungen der realen Natur und des Menschenlebens, von denen er damals schon einen reichen Schatz in seinem treu bewahrenden Gedächtniß angehäuft zu haben schien. Während der folgenden Tage und Abende dieses glücklichen Winters und Frühlings 1847, von welchen kaum einer vorübergegangen ist, ohne mir eine oder ein paar Stunden des erquicklichen Zusammenseins mit dem neuen Bekannten zu gewähren, sand ich immer vermehrten Anlaß, diese nie zuvor in solchem Maße bei einem anderen Menschen gesundene Gabe der Anschauung, oder vielmehr der allgemeinen sinnlichen Aufnahmesähigkeit für alle Eindrücke der Natur, d. h. der gesammten Wirklichkeit, einer so eminenten Kunst der Darstellung derselben durch das Wort gesellt, zu bewundern. Wenn er den europäischen Westen kannte, so war ihm das Vertrauteste selbstverständlich doch bis dahin noch immer die eigene Heimat. Er war der Sohn eines reichen rufsischen Landedelmannes im Gouvernement Orel, der jüngste Sproß einer alten Magnatenfamilie, deren Mitgliedern, weiblichen so gut wie männlichen, bis zur letzten Generation keine jener charakteristischen Eigenschaften des altrufsischen Gewaltherrenthums gesehlt hatten. Aber das Gesetz der Vererbung schien durch seine eigene Persönlichkeit der Unwirksamkeit überführt zu sein. Diese, körperlich im gewaltigen Stil seiner Ahnherren angelegte Gestalt war die eines Menschen von faft weiblicher Zartheit und Weichheit des Gemüths, dessen kräftigste Leidenschaft der tiese Haß gegen das Unrecht, gegen die Brutalität, gegen die Unmenschlichkeit in jeder Gestalt war, und somit am hestigsten durch und gegen die Sünden und Frevel wider Humanität, Recht und Wahrheit erregt werden mußte. Und gerade diese sah er, wie in der Geschichte seines eigenen Haufes, überall iu seinem ganzen Baterlande unter der Regierung Nikolais die unbedingte grausame Herrschaft führen. Was Leibeigenschaft heißt, hatte er auf seinen elterlichen Besitzungen und denen seiner Nachbarn an der Quelle studiren können; was brutale Geistesknechtschaft, gewaltsame Erstickung des geistigen Lebens einer ganzen großen Nation sagen will, — überall in Rußland, in den glänzenden Hauptstädten und ihren Palästen, wie in den Hütten des kleinsten Dorfes. So waren die Bilder aus dieser russischen Heimat unter allen, welche sein beredtes Wort in so scharfer Naturwahrheit und mit so poetischem Stimmungsreiz malte, doch immer nicht nur die lebendigsten, schon durch die Seltsamkeit und Neuheit des Gegenstandes frappantesten, sondern auch die ergreisendsten. Wenn von einem „versöhnenden Element" darin überhaupt die Rede sein konnte, so wurde das einzig durch die tiese Liebe zur Natur hineingetragen, die sich, zumal in solchen Heimatschilderungen, zugleich mit einem wahren Malersinn und Verständniß auch fnr ihre intimsten, leisesten Schönheiten bekundete. Jmmer aber erschien sein Wesen, selbst seine Heiterkeit, wie von einem zarten trübenden Schleier, von einer gewissen undessinirbaren Schwermuth beschattet. Waren persönliche Erfahrungen die Ursache davon? Oder war diese Grundstimmung nur jenes allgemeine Erbtheil seines Volkes, aus dessen Liedern sie so vernehmlich herausklingt? Mir erschien sie damals nur als eine Bestätigung mehr für meine Ueberzeugung, daß er zum Dichter geboren sei. Denn „es gesällt dem Dichtergenie das Element der Melancholie". Aber (der Heuchler!) er leugnete jedes derartige Vermögen ab und — verschwieg eonsequent, daß er bereits in der Heimat erzählende Gedichte in Versen, Novellen und Skizzen veröffentlicht hätte, in welchen, wie ich mich erst viel später überzeugen sollte, eigentlich schon alle jene Eigen

schaften und Vorzüge klar zu Tage getreten waren, denen seine ferneren Schöpfungen ihre Wirkungen und ihren Ruhm zu danken haben.

Anfang Juni 1847 verließ Turgenjew Berlin zu einer großen Tour durch das westliche Europa. Sein Scheiden riß eine schmerzlich empfundene Lücke in unser hiesiges Leben. Das Salz, die rechte Würze desselben, schien verschwunden. Der Ausgang des „tollen Jahres" veranlaßte auch M.-Str., Berlin aufzugeben. Er übersiedelte völlig nach Paris, das er später dauernd mit London vertaufchte. Jahre nach Jahren vergingen; — ich hörte nie den Namen Turgönjew nennen, empsing keinen Brief, kein Lebenszeichen von ihm.

Von dem 1872 verstorbenen Friedrich Eggers redigirt, erschien in den ersten fünfziger Jahren in Berlin das „deutsche Kunstblatt". 1855 im Januar ging dasselbe in den Besitz des hiesigen Verlagsbuchhändlers Heinrich Schindler über. Jch zeichnete zuweilen Beilagen für dasselbe. Jn jenem Winter besuchte ich denn meinen Verleger einmal, um ihm eine derartige kleine Arbeit abzuliesern. Er reichte mir ein paar Correeturbogen: „Sehen Sie's einmal durch; es ist ein wunderliches Buch, das ich da verlege; eine Uebersetzung aus dem Rufsischen; ein junger Rufse hat sie mir gebracht, der sehr gut Deutsch versteht. Widert heißt er, lebt in Potsdam. Das Original soll in Rußland ungeheures Aufsehen machen." — Wer ist der Verfasser? — „Jwan Turgönjew nennt er sich; hier ist ein Daguerreotyp-Porträt von ihm, das mir Widert geliehen hat."

Der so lange nicht gehörte Klang des Namens erweckte mir plötzlich die ganze Fluth der liebsten Erinnerungen, welche die für mich sehr schweren, trüben, zwischen 48 und 55 liegenden Jahre zurückgedrängt, wenn auch nicht verschüttet gehabt hatten. Das Lichtbild zeigte mir das, durch den völlig veränderten Bartschnitt zwar etwas fremd gemachte, aber doch wohlbekannte herrliche Gesicht; nur noch schwermüthiger als ehemals blickten mich die Augen daraus an. Aber hätte ich auch dies Porträt nicht zur sinnlichen Bekräftigung zur Hand gehabt, — die Gewißheit, daß der Verfafser, Jwan Turgenjew, kein anderer sei, als jener unvergeßliche Genosse und Herbeisührer der schönen Tage und Nächte von 1647, wäre mir schon durch die Leetüre des ersten Bogens jenes Buches geworden. Letzteres aber war das „Tagebuch eines Jägers".

Wie er einst zu erzählen gewußt, so hatte er nun geschrieben. Von seinem Uebersetzer aber schien er vortrefflich verstanden zu sein. Wo der Erzähler selbst spricht in diesen Skizzen, glaubte ich bei der Leetüre Turgenjews eigenstes Deutsch zu hören. Diese Sammlung von Bildern aus dem Volksleben und der Natur seines heimatlichen Gouvernements ist längst, seitdem in alle Sprachen übersetzt, ein nach Gebühr geschätzter Besitz der ganzen gebildeten Welt geworden, die kaum ein diesem vergleichbares Buch besitzt. Zu den meisten der Skizzen, welche seinen Jnhalt bilden, hat ihn irgend ein wirkliches Erlebniß, die Begegnung mit

einer ihm bemerkenswerth erscheinenden Gestalt, eine in der Natur gesehene lebendige Seene angeregt. Iede sieht wie ein reines Spiegelbild der Wirklichkeit aus; aber keine ist bloße Photographie derselben Sie ist mit den hellen, scharfen Sinnen des Iägers aufgesüßt, aber wiedergeboren aus der Seele eines Dichters und bewahrt einen Hauch von deren eigner Schönheit. Von seinen persönlichen Empsindungen bei dem, was er als erlebt und gesehen schildert, schweigt der Erzähler fast in allen diesen Geschichten. Er schildert, er läßt die Handlungen vor sich gehen und die Menschen reden, jeden in seiner echten Sprache, das Volk wie die Vornehmen. Kennt er doch beide gleich gut und genau; gehört er doch seiner Geburt, Erziehung und Bildung nach zu den letzteren und versteht und fühlt er doch so ties Alles, was die Seele des ersteren bewegt, belastet und quält! Dies „Tagebuch des Iägers" ist keineswegs eine Tendenzschrist. Nirgends reißt den Verfafser die Liebe und das Mitleid mit den Gepeinigten und Unterdrückten, der Haß und die Verachtung der Bosheit und Niedertracht und der Zustände, welche diesen das Recht und die Macht gegen jene gaben, zu Declamationen wider dieselben oder zum beredten Ausdruck seiner Theilnahme und seiner Ergrisfenheit fort. Er beklagt nicht und macht sich auch nicht direet zum Ankläger der Verbrechen einer barbarischen Tyrannei und der Consequenzen des Instituts der Leibeigenschaft. Und dennoch hat keines von den unzähligen glühenden Plaidoyers für die unter derselben Leidenden, Geknechteten, keine der leidenschaftlichen revolutionären Predigten gegen die Einrichtung und die, welche sie aufrecht hielten, ausnutzten und eigentlich über die gesammte Bevölkerung des russischen Reichs ausdehnten, eine so gewaltige, direete, auch praktische Wirkung geübt, als diese Sammlung künstlerischer, objeetiver Lebensbilder. Man lernt eben aus ihnen kennen, was Sklaverei ist, was Sklavenhalter und Leibeigene sind. Und selbst die aus solchen Zuständen erwachsenen humoristischen und groteskkomischen Figuren und Seenen erwecken die Empörung in der Brust des Lesers gegen das Institut kaum minder als die Darstellung desselben in seiner ganzen Furchtbarkeit und erbarmungslosen Unmenschlichkeit. Zum endlichen Sturz des Systems und zur Aufhebung der Leibeigenschaft hat dies „Tagebuch eines Iägers" vielleicht kräftiger mitgewirkt als alle Arbeiten der Verschwörer in und außerhalb Rußlands.

Das System erkannte den gesährlichen Feind, welcher ihm hier erstanden war. Aber es hatte keine rechte Handhabe, ihn zu vernichten oder unschädlich zu machen. Die Censur ließ das „Tagebuch" ziemlich ungehindert pafsiren. Man suchte und fand einen anderen Anlaß zu einer Art von Rache oder Strafe. Iedenfalls ist sie keine besonders schwere und grausame gewesen. Der Verfafser wurde für zwei Iahre auf seinen Besitzungen internirt, was ihn indeß nicht hinderte, so ost es ihm beliebte, Moskau zu besuchen. Der Tod Nikolais und der Aufgang der neuen Zeit für Rußland nach dem Abschluß des Krimkrieges hat auch diesen nicht besonders empsindlichen Maßregelungen und persönlichen Freiheitsbeschränkungen Turgenjews ein Ziel gesetzt. Die damalige neue Generation verehrte in ihm einen der wichtigsten Mitarbeiter am Werke ihrer Erlösung. Durch die Mittheilung des Uebersetzers Widert, dessen Bekanntschaft ich unmittelbar nach der ersten Kenntnißnahme der Aushängebogen machte, erfuhr ich wenigstens einiges Thatfächliche von dem Leben Turgenjews seit der Zeit, wo er Berlin verlassen hatte. Die deutsche Uebersetzung vom „Tagebuch eines Jägers" erschien. Aber die darin zur Darstellung gebrachten Zustände und Menschen waren nicht nur unserem großen Publikum, sondern auch den deutschen ästhetischen Bildungskreisen so fremd, die tiese Trostlosigkeit und die unbarmherzige Wahrheit darin so wenig behaglich, daß man sich gegen die Macht des Eindrucks dieser Erzählungen bei uns anfangs meist verschloß und sie im Allgemeinen, statt der sicher von mir erwarteten, eine ziemlich kühle Aufnahme fanden. Wenn ich persönlich nach meinen damaligen schwachen Federkräften mit vollem Enthufiasmus öffentlich dafür in's Zeug ging, so blieb das natürlich völlig wirkungslos. Auch Paul Heyfe, den ich von der Kunst des Erzählers faft eben so sehr bezaubert, als von der poetischen und menschenbildnerischen Naturkraft desselben im Tiessten ergriffen fand, widmete ihm und seinem Werke eine meisterhafte, sehr eingehende kritische Besprechung im „Deutschen Literaturblatt", in welcher des Dichters Eigenart und Größe allseitig gerecht und erschöpfend gewürdigt wurde. Doch des schon damals geseierten und allbeliebten jungen Poeten beredtes Wort änderte vorläusig wenig an der fast gleichgültig reservirten Haltung des deutschen Publikums gegen das Buch und seinen Autor.

Ein neuer Versuch, Turgenjew in Deutschland einzubürgern, wurde durch den verstorbenen Wolffson in der von ihm herausgegebenen „Deutsch-russischen Revue" zu Ende der fünfziger und Anfang der sechziger Jahre gemacht. Kein Geringerer als Fr. Bodenstedt übersetzte für dieselbe das vielleicht vollendetste und abgeschlossenste Meisterwerk des Dichters: „Faust; eine Novelle in Briefen". Abwechselnd in Frankreich und in der rufsischen Heimat lebend, in der höchsteultivirten Gesellschaft der europäischen Großstädte und wieder zwischen seinen rufsischen Bauern, unter denen er nun eisrig praktisch thätig mitwirkte, das Geschenk der ihnen gegebenen Freiheit zu realisiren und für sie selbst wahrhaft nutzbar zu machen, war Turgenjew während dieser Jahre dichterisch sehr produetiv gewesen. Aber die damals geschaffenen größeren erzählenden Dichtungen: „Väter und Söhne", „Erste Liebe", „Dmitri Rudin", „Helene", „Der Antschur", „Anufchka", „Das Gafthaus an der Landstraße" blieben in Deutschland so gut wie unbekannt. Das „adlige Nest" war die einzige, welche damals (1861) in einer deutschen übrigens recht schwachen Uebersetzung (von Paul Fuchs) in Leipzig erschien. Man kümmerte sich eben in Deutschland noch so wenig um die moderne rufsische Literatur, daß kein Widerhall, kein Wellenschlag zu unseren literarischen Kreisen selbst von der enormen lärmenden Bewegung herüberdrang, welche z. B, Turgönjews „Väter und Söhne" bei ihrem Erscheinen in seinem Vaterlande hervorgerufen hatte. Es war der größte Erfolg gewesen, welchen der Dichter seit dem „Tagebuch eines Jägers" dort errungen gehabt hatte; aber ein Erfolg von wesentlich anderer Art. Beide Generationen des neuen Rußland, die sich seit der Durchsührung der Reformen Alexanders II. gegenübertraten, hatte er im treuesten Spiegelbilde und mit einer wunderbaren, in die feinsten Fafern des inneren Lebens seiner Zeit und ihrer Menschen dringenden, dichterischen Divinationsgabe darin gezeichnet. Es waren nicht mehr die beiden alten Gegenfätze, wie sie in der Blüthezeit der Herrschaft des Nikolai'schen Systems sich bekämpften: brutaler Absolutismus und philosophischer Liberalismus. Die Vertreter des letzteren gerade, die „westlich" gebildeten, human und frei gesinnten Jdeologen und Romantiker, sahen sich nun plötzlich durch ein junges himmelstürmerisches, entfesseltes Geschlecht in die Position der noch vor Kurzem von ihnen selbst bekämpften „Alten" gedrängt. Der radikale Nihilismus erwuchs mit einer erstaunlichen Schnelligkeit aus dem von Grund aus umgewälzten Boden der rufsischen Gesellschaft. Turgönjew fand den wahren muftergültigen Typus und Repräsentanten dieser Jugend, den jungen Medieiner Bazaroff. Diese in ihrer Unliebenswürdigkeit doch so imponirende Gestalt und die Bilder derer, welche der Dichter als dessen Schüler und Gesinnungsgenossen mit so unerbittlicher Wahrheit zeichnete, fanden damals noch keineswegs den Beisall der jungen Generation. Sie überschüttete ihren Zeichner mit Jnveetiven und brandmarkte den, fünf Jahre zuvor noch als einen der Besreier des Vaterlandes Geseierten als einen Verräther an der Sache der Freiheit. Aber eben so wenig schienen auch die „Alten" mit den in den beiden Brüdern Kisenoff nach ihnen gezeichneten repräsentativen Porträts zufrieden zu sein, sondern sehr geneigt, den Dichter selbst als einen Bekenner der nihilistischen Lehren seines Bazaroff anzuklagen. Jn England nnd Frankreich waren diese wie die anderen dichterischen Schöpfungen Turgenjews, unmittelbar nach ihrem Erscheinen in Rußland, in meist vorzüglichen Uebersetzungen erschienen (die französische Bearbeitung von „Väter und Söhne" eingeleitet durch ein Vorwort vonProsperMerimue). Der Autor war dort bekannt wie in seiner Heimat, ja uneingeschränkter noch, als in dieser, verehrt. Jn Deutschland blieb seine Kenntniß und die Liebe für ihn damals noch immer auf eine ganz kleine Gemeinde von Wissenden beschränkt.

Jm Frühling 1863 kam ich zu längerem Aufenthalt nach Paris. Dort, im Haufe der Familie Viardot, dort erwartete mich eine gänzlich nnerhoffte freudige Ueberrafchung: während des ersten Besuchs, den ich bei ihr machte, trat Iwan Turgenjew in's Zimmer. Sein volles Hauptund Barthaar war früh ergraut; im Uebrigen hatten diese 16 Iahre die wohlbekannte, unvergeßliche Erscheinung nicht wesentlich geändert. Nur wenige Tage wurde mir damals das Glück, mit ihm dort zusammen zuzubringen, die alten Erinnerungen zu erneuern und die Lücken in meiner Kenntniß von seinem Leben und Schaffen während der dazwischen liegenden Periode durch seine Mittheilungen zu ergänzen. Er folgte in jenem Frühlinge der ihm so nahe besreundeten Familie, an welche er sich mit ausdauernder Treue und Innigkeit angeschlossen hatte, nach Baden-Baden, wohin dieselbe zu vieljährigem Aufenthalt übersiedelte, da die moralische und politische Lnft des zweiten Empire Herrn Louis Viardot, dem bekannten Kunstschriststeller und Culturhistoriker, dem ehemaligen gesinnungsstrengen und überzeugungstreuen Freunde Armand Marrasts, unerträglich geworden war.

Dort in Baden-Baden, in dem schönheitreichen Waldthal der Oos, fand ich auf der Heimkehr im Iuli desselben Iahres Turgenjew wieder. Und von da ab wurde es zu einer lieben und beglückenden Gewohnheit für mich, in jedem Sommer während 6—8 Wochen seine Wohnung und sein Leben zu theilen. Es schien, als übe der herrliche Ort auch auf ihn jene stille Macht, welche den, der einmal die unvergleichlichen Reize desselben und des Aufenthalts in ihm kennen gelernt hat, mit Willen kaum wieder von ihm scheiden läßt. Das damalige Baden-Baden gewährte seinem Gaft und Bewohner in jedem Augenblick den Mitgenuß alles Glanzes und aller Lust der rafsinirten, modernen, großstädtischen Civilisation und Lebenskunst, und zugleich die Möglichkeit, ihn nach Belieben sosort austauschen zu können gegen die stillen Freuden einer durch nichts gestörten holden poetischen Einsamkeit, inmitten einer reichen, herrlichen Wald- und Gebirgsnatur, deren Großartigkeit sich mit einer wahrhaft idealen Anmuth auf's Innigste verschmilzt. In einem jener Seitenthäler, welche sich von der Lichtenthaler Allee aus ties hinein zwischen die Waldberge hin erstrecken (im „Thiergartenthal"), lag die Villa Viardot inmitten eines weiten parkähnlichen Gartens, der auf der einen Seite von der Landstraße, auf der anderen von den zu den tannenbedeckten Höhen des Sauerbergs ansteigenden, saftigen Wiesen umgrenzt wurde. Das noch tieser im Thal gelegene, dem Park nächstbenachbarte Wiesengrundstück erwarb Turgenjew als Eigenthum. 1865 begann er mit dem Bau eines eigenen Hauses auf demselben, einer stattlichen Villa im Stil eines französischen Lustschlößchens Louis XIII. mit hohem Mansardendach und schlanken Cheminöes. Um dieses, bald seinem Aeußeren harmonisch auch im Inneren ausgestattete, Schlößchen entstand ein Garten mit alten, breitschattenden Obstbäumen, zierlichen neueren Anlagen, Bosquets und weiten Rafenflächen, kleinen Kiosken, von einer auf dem Grundstück selbst entspringenden Quelle durchrieselt und nur durch eine lebendige Gebüschhecke von dem anstoßenden, baumreicheren Park des besreundeten Hauses getrennt. 1866 wurde dies neue Heim von seinem Besitzer bezogen, und für die folgenden Iahre bis zum Sommer 1870 blieb es der Schauplatz einer wahrhaft idealen Existenz.

Turgenjew trug zwar die äußerste Trägheit geslissentlich zur Schau. Er schien seine Zeit dort hauptsächlich dem täglichen und stündlichen Verkehr mit der Familie seines Freundes zu widmen; dem Genuß der ihm zum tiessten Lebensbedürfniß gewordenen, nirgends reicher und vollkommner als in diesem Kreise gebotenen musikalischen Kunst, und — von der sehnlich erwarteten Augustmitte an seiner zweiten Hauptleidenschaft, der Iagd, zu leben. Und trotz dieses Anscheins waren die in BadenBaden verlebten Iahre für ihn außerordentlich fruchtbare. In jedem derselben mußte er sich, ob auch immer mit bitterem Widerstreben, zu einer Frühlings- oder Winterreise nach Rußland entschließen. Und in dem, wenn auch nur meist wenige Wochen währenden, Aufenthalt in der Heimat und der Wiederberührung mit dem natürlichen Mutterboden seines Genies gewann dasselbe, so schien es, immer wieder neue Kraft, oder wurde es zu neuen dichterischen Gebilden aus dem Leben des russischen Volks und der neuen Gesellschaft besruchtet. Aber auch in seiner relativen Verborgenheit' in Baden war er jener nicht ganz entrückt. Die Promenade vor dem Curhause dort hat bekanntlich ihren „russischen Baum", und von den das Thal umgebenden belaubten Hügeln schimmern, wie man weiß, die vergoldeten Kuppeln russischer Kapellen und blinken aus dem Dunkel der Bäume und Bosquets ihrer Parks die lichten Mauern und die Fenster der Villen und Schlößchen zahlreicher russischer Aristokratenfamilien hervor. Baden-Baden war, wenigstens in jenen Zeiten, ein Rendezvous-Platz für alle Typen des modernen Russenthums. Hier fand er die Modelle, die er dichterisch frei, und darum erst recht treffend, 1866 in den Gestalten seines berühmten Romans „Rauch" reprodueirte; ein Werk, das den Grimm und Haß so ziemlich aller Parteien seines Vaterlandes gegen ihn entflammte. Bitterere Wahrheiten hatte noch nie ein Dichter, Sittenschilderer, Soeialpolitiker seinem eigenen Lande und Volk in's Gesicht gesagt, wie Turgenjew hier dem russischen. Ich muß mich begnügen, nur die Titel der Erzählungen zu nennen, welche während der in Baden-Baden verlebten Zeit von ihm geschrieben worden sind. Die wunderlich-phantaftische Erzählung: „Erscheinungen" oder „Visionen", in welcher man so viele geheime Absichten und symbolisch verkleidete Gedanken ihres Dichters erkennen wollte, während sie in Wahrheit (ich habe sie gleichsam entstehen sehen) doch nichts als ein absichtsloser Traum, freilich der Traum und die Phantafie eines echten, mit der Natur auf's Gründlichste vertrauten Realisten ist, eröffnete die Reihe 1863—64. Dort entstanden ferner: „Das Abenteuer des Lieutenant Aergunoff", „Rauch", „Der König Lear auf dem Dorfe", „Eine Unglückliche", „Eine seltsame Geschichte", „Der Brigadier" und, in Folge eines zur Zeit der Hinrichtung Trauppmanns gemachten Besuchs in Paris, jenes Meisterwerk der Schilderung der letzten Stunden vor der Exeeution des genannten Mörders.

Es gehört zum höchsten Glück und zu den feinsten Genüssen meines Lebens, gewissermaßen, so weit das bei einer dichterischen Arbeit eben möglich ist, dem künstlerischen Schaffen und Bilden dieses außerordentlichen Genius zugesehen zu haben. Es war so ganz eigentümlicher Art, so gründlich verschieden von der gewohnten Manier der schriststellerischen Thätigkeit am Pult. Es ist nie bei Turgenjew auf „Bestellung" geschehen, nie unter der Einwirkung irgend eines äußeren Antriebes, nenne man denselben Ehrgeiz, literarische Ruhmsucht, Wunsch zu gesallen, oder zu bessern und zu bekehren, Tendenz oder Gelderwerb. Durch soeiale Stellung und Naturell ist er von Haus aus der Wirkungssphäre solcher Motive, wie sie gerade die mächtigsten für so viele unserer Novellisten sind, entrückt. Und damit auch jener Kleinlichkeit des Sinnes und der Interessen, deren Spuren keine Kunst in den Schöpfungen der damit Behafteten auszulöschen vermag. Wenn Turgenjew schrieb, geschah es jederzeit nur unter dem Zwange einer ihn beherrschenden und treibenden unerklärlichen Macht. Er sah ein bestimmtes Bild, eine Einzelgestalt oder Gruppe. In einer gewissen Beleuchtung und Farbenstimmung trat sie vor sein inneres Auge; zuweilen eine solche, die er einmal in der Wirklichkeit gesehen hatte; ebenso ost aber auch, ohne daß er wußte, woher sie ihm kam. Die Erscheinung beläftigte ihn, peinigte ihn selbst, Wochen, Monate lang; kehrte unabläfsig immer wieder, als ob sie von ihm ihre objeetive Gestaltung in einem Kunstwerk gebieterisch verlangte. Wie gern hätte er sich derselben entzogen; auf die Länge konnte er es nicht. Dann fühlte er sich wie von einem Nebelgewölk umgeben. Immer deutlicher gestaltet, traten aus demselben einzelne, meist russische Figuren, Männer und Weiber von verschiedenstem Alter, Beruf, Aussehen, Sprache, Benehmen, zuletzt in leibhaftigster Klarheit heraus, die in irgend einer dem Dichter selbst noch unbekannten Beziehung zu jener Hauptgruppe oder Hauptsigur standen. Er hört sie mit sinnlicher Deutlichkeit sprechen. Sie erzählen ihm ihre Lebensgeschichte, ihre Absichten. Er kann es nicht mehr vermeiden, ein Aktenstück anzulegen, in welchem er, unter dem Namen jedes Einzelnen von ihnen, ihre Mittheilungen, die sich zuweilen wol bis zur Geschichte ihrer Großeltern zurück erstrecken, niederschreibt. Dann wird er sich wol bewußt, daß er den Kreis verengern muß. Er scheidet eine größere oder geringere Anzahl von Personen aus, den Rest läßt er auf einander wirken. Wille und Schicksal, Freiheit und Naturbedingtheit durch Vererbung und natürlichen Volks- und Heimatsboden wirken zusammen, um Lebensgang und Handlungsweise zu bestimmen, die Katastrophen und die Lösungen herbeizuführen. Ans dieser Art des Schaffens erwächst seinen Dichtungen jenes Gepräge der über jede Willkür erhabenen, aber somit freilich auch die eigentliche, mit bewußter klarer Absicht durchgesührte, ästhetische Composition ausschließenden Naturnothwendigkeit des Verlaufs. Sie ist der Vorzug, aber besonders in den Augen so mancher deutschen, ästhetisch wohlgeschulten Kritiker zugleich auch der größte Mangel dieser erzählenden Dichtungen. Diese Beurtheiler mögen es ihnen nicht verzeihen, daß sie nicht, wie es der deutsche Roman vorschristsmäßig thut, „harmonisch ausklingen", wenn auch tragisch, so doch „versöhnend" schließen; sondern es der Tugend so selten, wie es das Leben und die Wirklichkeit thut, vergönnen, sich zufrieden und vergnügt nach allen Leiden zu Tische zu setzen, während sich das Lafter erbricht.

Wie ost habe ich während unseres sommerlichen Zufammenlebens Turgönjew unter dem innerlichen Zwange dieses „Schreibenmüssens" leiden sehen und ihn buchstäblich stöhnen gehört, wenn er es schlechterdings nicht mehr hinausschieben konnte, demselben Folge zu leisten; wenn das einsame Schach- und Billardspielen mit sich selbst und die Hühnerjagd nicht länger mehr ausreichten, um ihn dieser Nöthigung zu entziehen und dieselbe vor sich selbst vergessen zu machen. „Jch muß heute schreiben!" war dann wol ein mit einer Art komischer Verzweislung ausgestoßener Schmerzensschrei am Morgen eines solchen Arbeitstages. War aber das Werk in der sorgfältigsten Ausbildung zum Abschluß gebracht, so interessirte ihn das fernere Schicksal desselben kaum im Geringsten mehr. Nie habe ich einen Schriftsteller oder Künstler von einer so absoluten, aufrichtigen Gleichgültigkeit gegen Erfolg oder Nichterfolg seiner Werke, gegen die Meinung der Welt und der literarischen Kritik über dieselben gesunden wie ihn: „die That ist Alles, Nichts der Ruhm" auch für ihn. Höchstens, daß ihm zuweilen einmal eine Uebersetzerbarbarei, — und er hat von solcher schlimmer wie andere zu leiden gehabt, — einen Klageruf über feine so plump mißhandelten Geisteskinder entlockte. Seit seiner Uebersiedelung nach Deutschland, — das, wie er in der Vorrede der bei Behre in Mitau erscheinenden deutschen Uebersetzung seiner ausgewählten Werke öffentlich erklärte, er als ein zweites Vaterland verehre und liebe, — begann plötzlich die Popularität, die Beliebtheit seiner Erzählungen auch bei uns von Jahr zu Jahr in rapider Schnelligkeit zu wachsen. Der immer stärker sich entwickelnde, mit der Kraft einer ansteckenden Krankheit in der deutschen Bildungswelt um sich greisende pessimistische Zug unserer Zeit kam der Wirkung von Turgenjews Dichtungen zu gut, während gerade diese in ihnen selbst so stark und herb vorwaltende Stimmung und Weltanschauung zwöls Jahre früher ihrem Eindringen bei uns die stärksten Hindernisse bereitet gehabt hatte. Uebersetzungen und Bearbeitungen nicht nur feiner neuesten, sondern auch seiner ältesten jugendlichen Novellen drängten sich in unsere Romanzeitungen, wie als Buchausgaben. Eine Seite seiner dichterischen Production allerdings haben die Uebersetzer bis diesen Augenblick noch nicht der Beachtung gewürdigt, vielleicht auch nicht gekannt: die von Turgenjew in Baden-Baden verfaßten, französisch geschriebenen Texte zierlicher kleiner, phantastischer Operetten. Er schrieb sie für Madame Viardot, die sie zum Text der von ihr eomponirten

anmuthigsten Musik benutzt. Die Villa Viardot war während aller jener Iahre eine wahre Hochschule des echten Kunstgesanges. Ein Kreis von stimm- und talentbegabten jungen Damen aus allen Culturnationen empsing dort von der großen Meisterin den Unterricht darin. In zwei, damals noch halb kindlichen, reizenden Töchtern schien das mütterliche Gesangstalent sich zu neuer prächtiger Blüthe zu entfalten; wie die allgemeine musikalische Begabung nicht minder auch in einem Knaben, dem jüngsten Sohn des Hauses. Um diesen Schülerinnenkreis auch in den Anfangsgründen des Spiels und des dramatischen Bühnengesanges praktisch zu üben, eomponirte die Meisterin jene Opern, deren Chor- und Solostimmen, mit Ausnahme einer Männer- und einer Knabenrolle, ausschließlich als weibliche, als Soprane und Alte, gedacht waren. Ich glaube, es war die einzige Art von dichterischer Arbeit, welche Turgenjew mit wahrem Vergnügen und Behagen ausführte, diese Libretti zu verfafsen. Und doch waren darin jene nicht eben leichten Bedingungen zu erfüllen. Es sind „I^s äsruier äes soreiers", „l'rop äs tsiQMSs" und „I'OAre". Der liebende Prinz in diesen Operetten wurde bei den Aufführungen zumeist von Frau Viardot selbst übernommen, welche auch diese Partien noch immer mit dem unverminderten heiteren Glanz ihres Genies und ähnlicher Wirkung durchzuführen wußte, wie die, welche wir sie zwanzig und zehn Iahre früher von der lyrischen Bühne herab ausüben sahen und hörten. Die Baßpartie des alten Zauberers, Pafchas oder Menschenfressers übernahm dann wol ein gesangskundiger, bärtiger, in Baden anwesender Freund des Hauses. Wenn ein so Begabter in dem großen Kreise interessanter und hervorragender Männer aus allen Nationen, der sich hier zusammenfand und durch die gleiche künstlerische und menschliche, innige Verehrung und treue Anhänglichkeit verbunden wurde, aber einmal gerade mangelte, so verschmähte es auch wol Turgvnjew selbst nicht, dafür einzutreten und sich willig von den hübschen jungen Elfen, HaremsSchönen oder Gesangenen überlisten, necken und peinigen zu lafsen zum großen Ergötzen eines Publikums, welches nicht selten mit vollem Recht, buchstäblich zutreffend, ein „Parquet von Königen" und Königinnen, Fürsten und Fürstinnen genannt werden konnte, die einfach als Freunde des Haufes „mit abgelegter Strahlenkrone" der Majestät und Hoheit in der Künstlervilla des Thiergartenthales, dieser Aiss,test attraotioia des damaligen BadenBaden für alle edleren, erleseneren Gäfte des „Wiesen- und Waldparadieses an der Oos", verkehrten und aufgenommen waren. Bis zum Iahre 69 war die Seene dieser Uebungsaufführungen der Parterresalon in Turgenjews Schlößchen; später die Bühne eines kleinen Theaters, welches im Garten der Villa Viardot errichtet wurde. Vergebens würde ich versuchen, den Zauber dieser Sommerabende und der ihnen folgenden Nächte zu schildern, während welcher diese jungen, kunstgeschulten Mädchenstimmen den Wiederhall in den nahen, dunklen Tannenwänden der umgebenden Waldberge erweckten. Und wenn dann die ganze Schaar in ihren phantastischen Trachten, so manche mit wahrhaft märchenhafter Anmuth geschmückt, auf den mondbeglänzten Gartenwegen, über die thaufchimmernden Wiesen und durch den nachtdunklen Park dahinzog zur Villa Viardot, wo das Beisammensein nach dem heitersten Singen erst spät nach Mitternacht sein Ende fand! Und dann der langsame Heimgang an Turgenjews Seite durch die, dem tiessten Schweigen und Schlummer zurückgegebene Thaleinsamkeit, dem Schlosse zu, an dessen Thür ihn der, nicht ganz mit Unrecht als der nächste und geliebteste Freund feines Herzens bezeichnete, große, prachtvolle, langhaarige Hühnerhund Pegafe sehnlichst erharrte . . . Wie ost, jeder seine Kerze in der Hand, im Flur stehend, im Begriff, uns in unsere verschiedenen Schlafzimmer zu begeben, blieb man dann wol noch im Flur stehen, durch irgend ein Gespräch, d. h. ein Schilderung, eine Erzählung von ihm, gebannt; nicht selten eine solche, welche sich später zum vielbewunderten Kunstwerk krystallisirt oder ausgebildet hat... Und wie ost dort drüben über dem Wald kündete der Morgen sich an, ehe man sich losriß aus dem wunderbaren Bann dieses Dichterworts und -Geistes, um uoch eine kurze Ruhe zu suchen.

Jch fühlte es deutlich schon in der höchsten Blüthenzeit dieses mir dort und durch ihn bereiteten Glückes, im Jahre 68 und 69, daß es zu schön sei, um lange zu dauern. Machte ich doch, sagte der Gott, nur das Vergängliche schön. Was ihm, wie dem ganzen Glanz und der Luft dieses Dafeins in Baden-Baden ein Ende bereitete, war der Krieg von 1870. Keineswegs, wie man, theils absichtlich, theils unabsichtlich verleumderisch, den betreffenden Persönlichkeiten nachgesagt hat, war es plötzlich erwachter Haß gegen das „zweite Vaterland" Deutschland und Aerger über die Siege unseres Volkes, was die besreundeten Bewohner jener Thiergartenvillen bestimmte, ihren entzückenden Besitz aufzugeben; den deutschen Staub von ihren Schuhen zu schütteln. Umstände rein praktischer Natur machten es ihnen zur Nothwendigkeit. Die Familie Viardot und, wie immer, untrennbar von ihr, Turgenjew übersiedelten zu Ende des Jahres 1870 nach London. Kurz zuvor, in der Mitte des Oetober, besuchte ich sie noch einmal. Von dem eroberten, halbzerstörten Straßburg aus, wohin ich von Versailles für einige Tage gesahren war, kam ich herüber. Wie so traurig und verhältnißmäßig verödet erschienen mir im trüben Licht dieser regnerischen Spätherbsttage die geliebten Stätten des einstigen Glücks! Alles war bereits zur Auflösung verurtheilt und es war mir, wie Marianne von Willemer es so anmuthig ausdrückt, „als flatterten die vergangenen Freuden ängstlich in den Räumen umher und fühlten, daß sie keine bleibende Stätte mehr haben" sollten. Dies schöne Stück Leben war für immer zu Ende. —

Aber die Kriege gehen vorüber wie die Gewitter, die Blumen blühen auf blutgetränkten Gräbern und verwüstet gewesenen Gärten. Frieden und sonnige Heiterkeit zogen wieder in die Welt ein. Habe ich die Freunde auch nicht mehr in Baden wiedersehen können, so war es mir doch vergönnt, im Iahre nach dem Kriege mit Turgenjew in London zusammenzutreffen, und seitdem faft alljährlich bald auf seiner Durchreise nach Rußland, wenn auch immer nur für wenige Stunden in Berlin, bald für Tage, Wochen und Monate bei häusig wiederholtem Aufenthalt in Paris. Im innersten Wesen immer Russe geblieben und von der tiesen, starken Liebe für sein, ob auch ost so herb von ihm geschmähtes, Vaterland und Volk beseelt, hat Turgenjew doch nicht jene Art von HeimatSentimentalität, die uns so ost und viel zu schaffen macht. Ich habe nie gesunden, daß er auf die in Baden-Baden verlebte Zeit mit noch einem anderen Bedauern über ihr Ende, als das über die Unmöglichkeit, eine gute Jagd wie dort im Schwarzwald und der Rheinebene hier in Paris zu haben, zurückgeblickt hätte. Nichts stört ihn da, wo er das Haus feiner Freunde theilt, und in dem schönen Bougival in der Umgegend der Hauptstadt, wo er in demselben weit ausgedehnten parkartigen Grundstück, das sich vom Seineufer bis zu den waldigen Höhenrücken hinter dem Ort erstreckt, eine neue stattliche Villa (diese im Schweizer Chaletstil) in unmittelbarer Nähe der dortigen Villa Viardot bewohnt, — in seinem vollen, ruhigen Behagen und in seinen liebsten Lebensgewohnheiten; es sei denn die jeweilige längere oder kürzere Heimsuchung durch seinen anhänglichsten Freund, die Gicht, und die, durch diese vermehrte Schwierigkeit, zu jagen wie ehemals. Dafür ist er Gemäldeliebhaber und -Sammler geworden. Einer der feinfühligsten und verständnißvollsten Kenner war er durch natürliche Anlage und vieles Sehen von jeher. Daß auch diese Iahre feines Pariser Aufenthalts keineswegs poetisch unproductive für ihn gewesen sind, beweisen — einer ganzen Reihe von kleineren Arbeite» hier zu geschweigen — (wie z. B. jene, allen Lesern der Gegenwart sicher unvergeßliche, furchtbar packende, beklemmende und erschütternde Erzählung: „Der Traum") — schon allein jene beiden großen, erzählenden Hauptschöpfungen: „Frühlingsfluthen" und „Neuland". Beide sind in Deutschland so allbekannt; zumal das letztere Werk hat bei uns eine der ihm in Rußland gewordenen wahrhaft empörenden so völlig entgegengesetzt bewundernde Aufnahme und eine so gerechte Anerkennung seiner außerordentlichen Bedeutung als Dichtung, wie als culturgeschichtliches Zeit- und Charakterbild gesunden, daß es gänzlich überflüssig wäre, mich hier noch einmal meinerseits damit kritisch zu beschäftigen. Wieder ist es Turgenjew ähnlich damit ergangen, wie vor 19 Iahren mit dem Roman „Väter und Söhne". Nur, daß auch die heutigen Nihilisten, deren Bild er nun mit so einschneidender Schärfe zeichnete, den Bazarosf von damals zu den „Alten" werfen würden. An Roheit und Brutalität haben sie ihn weit überholt und ihre literarisch-kritischen Wortführer haben es an dem Ausdruck und an den Beweisen derselben gegen Turgenjew nicht fehlen lafsen. Das Wort, das er sich gegeben, keine Zeile mehr zu schreiben, und dessen Bruch seine Freunde und Verehrer noch immer erhofften und herbeiwünschten, hat er bis jetzt wenigstens streng gehalten. Anscheinend kostet ihm das keinen besonders schweren Kampf. Er versicherte mich noch in diesem Frühling in Paris und im letzten Auguft auf der Durchreise nach Rußland bei dem kurzen, hoch erfreulichen Zufammensein in Berlin, daß er diesem Entschluß des Nichtmehrschreibens und seiner Durchsührung einen unvergleichlich behaglichen Zuftand verdanke. Dabei aber entwickelte er wieder eine so glänzende geistige Frische und Regsamkeit, eine so lebhafte Theilnahme und so durchdringendes Verständniß der Dinge, speeiell auch der gegenwärtigen, seltsamen und unheimlichen, soeialen Erscheinungen und Bewegungen in seinem Vaterlande, eine so bewundernswürdige Fähigkeit der Darstellung und Schilderung des Geistigsten und Phantaftischsten wie des Realsten durch die Sprache und sogar durch die deutsche, daß ich den Zweisel, er würde jenen Schwur während seines ganzen hoffentlich noch langen Lebensrestes dennoch brechen, wieder in voller tröstlicher Stärke erwachen fühlte. Für unsere Zeit ist es bekanntlich charakteristisch, daß viele der größten Thaten und Siege von Männern vollbracht und errungen wurden, die ihr sechzigstes Jahr bereits hinter sich hatten. Wer Turgenjew kennt, wie ich ihn kenne, mag die Hoffnung nicht aufgeben, daß die künftige Geschichte der Weltliteratur auch seinen ruhmvollen Namen denen dieser modernen „Alten" anzureihen haben wird.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten»

Nord und Süd.

ine deutsche Monatsschri

Herausgegeben
von

V>gul UindZU.

VII. Band. — December ^878. — 2^. ^eft.

Verlili.

Verlag von Georg 5tilke.

Richard Wagner.

von

Eduard Schelle.

— Wien. —

ie denkwürdigen Tage des Bayreuther Festspieles stehen noch immer in frischer Erinnerung; sie sind in Wahrheit ein höchst denkwürdiges Ereigniß in unserer Zeit, da die That ganz vereinzelt in der Geschichte der Kunst dafteht. Das Unternehmen, unsere modernen Zustände, das naturgemäße Resultat einer historischen Entwicklung jäh zu durchreißen und dem antiken Ideal auf dem Untergrunde einer heterogenen Gesittung und Cultur einen Tempel zu errichten, mag immerhin als die Folge eines überspannten romantischen Triebes betrachtet werden, es ist nichtsdestoweniger groß — und das muß selbst der anerkennen, welcher sich mit dem Kunstwerk und der Richtung Wagners nicht besreunden kann. Es ist groß, weil es ein hohes ideales Ziel enthüllte, und vor Allem, weil es den Erfolg für sich hatte, nämlich weil es ein Weltpublikum um sich versammelte. Hätte das Bayreuther Festspiel nur eine interne Betheiligung gesunden, so wäre es als eine ephemere Fata Morgana einer phantaftischen Illusion auszulegen gewesen, so aber gibt es sich als ein Symptom unserer heutigen Kunstzustände zu erkennen, es erweckt die Ahnung, daß etwas im Staate des modernen Theaterwesens gründlich faul sei.

Aus der Fluth der Berichte und Abhandlungen, welche das Bayreuther Ereigniß hervorries, stieg das Bild des alten Parteikampfes, der mit den ersten bahnbrechenden Schöpfungen Wagners so hestig entbrannte, wieder hell aufflammend hervor. Es ließen sich wie bei parlamentarischen Verhandlungen drei Parteien deutlich unterscheiden. Da trat hervor die äußerste Linke, welche, unter den Fahnen eines blinden Enthusiasmus kämpfend, in ihrem angebeteten Meister den Parakleten des wahren KunstHeils verkündet, ihn aus dem geschichtlichen Znsammenhang mit dem Entwicklungsgange der Musik herausreißend nur mit einem Aeschylos und Shakespeare in Parallele stellt und neben ihm nnr noch dem Musiker Beethoven gewissermaßen als Pionier des neuen Kunstwerkes einen Platz einräumt. Ihr gegenüber bemerken wir die äußerste Rechte, welche vor Wagner, als dem Antichrist in der Oper, das Kreuz schlägt, seinem Kunstwerk die äfthetische Berechtigung abspricht, dasselbe als das künstliche Machwerk einer sich nicht ausreichend suhlenden musikalischen PotenK stigmatisirt, dabei aber mit christlicher Liebe der Energie seines Strebens als Milderungsgrund für sein Wirken Achtung zollt. Und da läßt sich denn endlich auch das Centrum nicht vermissen, welches, einen Compromiß mit der Richtung des neuen Kunstwerkes eingehend, sich in einer reservirten Stellung hält und sorgsam die einzelnen Schönheiten abwägt, ohne die Schöpfung aus dem Ganzen und Vollen zu erfafsen. Es wurden von dieser Seite her mitunter gar wunderliche Amendements eingebracht. So verlautete es unter Anderem: „Wagners Trilogie dürfte überhaupt nur dann Aussicht auf längere Lebensdauer und allgemeine Verbreitung haben, wenn ein sachverständiger und begeisterter Freund des Tonsetzers sich sindet, der durch geschickte Striche das vierabendliche Werk auf ein einabendliches von mäßigem Umfang redueirt." Denn, wenn Wagner anch heutigen Tages siegreich gegen seine Gegner das Feld behauptet, wenn ihm gegenwärtig das große Publikum in seiner Mehrheit unbedingt zustimmt, so zeigt es sich doch bei dieser Gelegenheit, daß die Opposition noch keineswegs gewillt ist, vor ihm die Waffen zu strecken. Dabei läßt essich indeß nicht verhehlen, daß die pio und eonti-s, in's Treffen gesührten Gründe zumeist ihre Berechtigung haben, insosern sie sich auf äfthetische Prineipien stützen. Allein die Aesthetik ist eine sehr unverläßliche Wegweiserin in einer Kunst, deren geschichtlicher Bildungsgang noch nicht in durchsichtiger Klarheit bloßgelegt ist, über deren erste für die äfthetischen Bestimmungen maßgebenden Keime in vormittelalterlicher Zeit erst jetzt ein schwaches Dämmerlicht sich zu verbreiten beginnt, so daß man die Glaubwürdigkeit der Tradition bezweiseln kann. Die Aesthetik ist stets den Forderungen der Kunst gegenüber im Rückstand. Der Genius der Musik wenigstens liebt es, ihrer Dogmen keck zu spotten und seinen eigenen Weg zu gehen. Die Aesthetik läßt uns gerade in den wichtigsten, das Urtheil begründenden, heute namentlich brennenden Fragen, wie: das Verhältniß der Form zum Inhalte, das Wesen der Melodie, die künstlerische Berechtigung der historischen Oper, gar kläglich im Stich. Bei dem Anprall der verschiedenen gegensätzlichen Urtheile und Ansichten drängt sich nnr zu häusig Mephistos Ausspruch in „Faust" auf:

„Mit Worte„ läßt sich trefflich streiten,

Mit Worten ein System bereiten —" denn in der That können abstraete, aus der Philosophie herübergeholte Begriffe, wenn sie keine historische Bafis sinden, nicht mehr bedeuten als Worte. Ständen nicht die Kunstschöpfungen Wagners dessen äfthetischen Theorien zur Seite, so dürfte, so geniale Blitze auch aus den letzteren hervorzucken, der Zukunftsruhm des Meisters auf sehr schwachen Füßen stehen.

Der große Parteikampf, der sich an die Person Wagners knüpft und dem Namen Richard Wagner auch für die späteren Zeiten ein ungemein interessantes Relies verleihen wird, sindet einen Pendant in dem musikalischen Kriege, welchen im vergangenen Iahrhundert Gluck in Paris entzündete. Dieser Krieg hat mit dem Kampf, welcher durch und um Wagner entbrannt ist, auch darin eine Aehnlichkeit, daß er wie dieser eine für die damaligen Verhältnisse ziemlich weitschichtige Literatur ablagerte, daß die Parteien ihr Kriegsmaterial nur aus dem Arsenal der Aesthetik bezogen und die geschichtlichen Fonds der Musik unbehelligt ließen. Allein in wie kleinen Dimensionen bewegte sich dieser Krieg, wie bescheiden waren die Ziele, welche sich der Schopfer der „Iphigenie auf Tauris" steckte, im Vergleich zu dem Ziele, welches Wagner in seinem Banner führt. Unter den Schristen, welche jener musikalische Krieg hervorries, lautet eine: Usinoires pour servir s IHistoirs äs Is, Revolutiou opsrös e>ans Is, ^lnsiyue par Is Oksvalisr äs (AuoK. In den Augen der damaligen Franzosen mußte freilich die That Glucks als eine revolutionäre gelten, indem sie das bis dahin herrschende System der französischen Oper über den Haufen warf und ein neues Stilgesetz proclamirte. Im Grunde war aber Gluck doch nur ein Resormator. Er begnügte sich, diese Kunstform von den Auswüchsen zu säubern, welche die italienische Praxis in ihr hervorgerufen hatte, den Wulst der französischen Schablone abzustreisen und einen echten, rein dramatischen Grundton in ihr einzuführen, ließ aber das Gebäude selbst unversehrt. Der Ausdruck Revolution ist vielmehr ein Schlagwort Wagners. Für ihn handelt es sich nicht nm eine Resormation jener Kunstgattung, sondern für deren Verklärung in einem ganz neu gearteten Kunstwerke, welches sich mit den geschichtlich gewordenen Formen nicht mehr verträgt. Allein dieses Kunstwerk bedingt eine andere Atmosphäre als die, welche die moderne Welt ausströmt, diese Welt, in welcher die menschliche Natur bei ihrem Streben nach freier, selbständiger Entfaltung ihres ureigenen Wesens an den Hemmungen des soeialen Lebens, der staatlichen Verhältnisse, endlich der Formenbildung überhaupt sich nur wund stößt, ohne das Ziel zu erreichen, in welcher endlich die Künste, dahingegeben einem „egoistischen" Sonderleben, statt sich liebevoll zu einem Gesammtkunstwerk zu umschlingen und in diesem aufzugehen, „einsiedlerisch verkümmern", die Kunst überhaupt nur „Luxus" ist. Dem historischen Ideal stellt somit Wagner ein neues Ideal entgegen, und mag immerhin dieses als ein romantisches Utopien zu deuten sein, so zeugt es doch von einer großangelegten Natur und von einem wahrhaft schöpferischen, den höchsten Zwecken zugewandten Geiste. Nicht leerer Sturm und Drang, noch weniger Mißstimmung in Folge vereitelter Erwartungen hat Wagner zu dieser Anschauung getrieben, sie ist vielmehr allmählich in ihm aufgetaucht, ist von ihm allmählich zu einer Theorie verarbeitet worden. Anfänglich schloß er sich an die traditionelle und zwar die französische Effeetoper in seinem „Rienzi" an, aber schon „Der fliegende Holländer", „Tannhäuser", „Lohengrin" bilden die Etappen zu „Tristan und Isolde" und in der Trilogie „Der Ring des Nibelungen" enthüllt sich nun völlig die von ihm neuentdeckte Welt. Für dieses Ideal ist er stets kampfbereit in die Schranken getreten. Er hat sich keineswegs, wie unsere großen Meister, auf ein stilles Dulden beschieden, sondern mit dem Schwerte der Kritik wie Polemik, das er glücklicherweise wohl zu schwingen versteht, tapfer dreingeschlagen. Wie er im Mai 1849 zu Dresden auf den Barrikaden für seine politische Ueberzeugung einstand, so steht er noch heutigen Tages auf den Barrikaden seiner künstlerischen Ueberzeugung, seine Gegner dräuend in's Ange fafsend. In der geistigen Organisation, in der Richtung der Anstrebungen fällt bei Wagner ein verwandtschaftlicher Zug mit Heetor Berlioz vor Allem auf. In diesem stand ebenfalls der Kritiker und Literat dem Musiker zur Seite und gleich Wagner hat auch Berlioz, und zwar bereits früher, die Sturmglocke der Revolution in seinem Lande gezogen. Allein Berlioz wollte nur den Geist der Tradition in der französischen Oper entthronen, doch keineswegs das Gehäuse der traditionellen Formen zertrümmern. Der unglückliche Berlioz mußte an seiner Revolution jämmerlich verbluten, während Wagner gegenwärtig als Dictator in der musikalischen Welt triumphirt. Die Franzosen haben eine Liebhaberei für Revolutionen in Staatsangelegenheiten, allein wenn die Traditionen ihrer Kunst in Frage kommen, sind sie entschiedene Absolutisten und namentlich erbittert gegen jeden heimischen Neuerer. Erst in neuester Zeit beginnt sich hier eine andere Windrichtung anzukündigen und hierin machen sich wiederum die Einflüsse des Mannes von Bayreuth wahrnehmbar.

Wunderbares Spiel der Geschichte! Das Gestirn, welches die Richtung Wagners leitet, ist dasselbe, welches einst die Renaissanee auf den Pfad zur Oper führte. Das antike Drama war es, welches den Dichter und Musiker der Renaissanee am Anfange des 17. Iahrhunderts anlockte, das antike Drama und die hellenische Welt sind es, die Wagner als ein leuchtendes Vorbild vorschweben. So berühren sich in diesen Anstrebungen die Enden zweier Culturepochen, während sie in ihren Resultaten polarisch auseinandergehen.

Iene Doppelnatur, die Vereinigung des Poeten, Literaten und Musikers in einer Person, hebt das Porträt Wagners mit einem eigenthümlichen Nimbus von seinen Zeitgenossen und Vorgängern auf dem Gebiete der Oper ab. Der Dichter, der Kritiker, der Aesthetiker und Musiker schließen in ihm einen Bund, und wie sehr Wagner für jeden von ihnen die vollste Gleichberechtigung beansprucht, hat er durch die Veröffentlichung seiner schriststellerischen Werke in einer Gesammtausgabe dargelegt — ist doch für ihn eigens der Name Dichter-Componist erfunden worden. Zwar sinden sich einzelne Musiker, die eine gewisse dichterische Fähigkeit zu ihrer Fachkunst hinzubrachten. So haben sich z. B. Heetor Berlioz und Lortzing zu ihren Opern — der erste nämlich zu seinen „Trojanern" — die Texte aus eignen Mitteln geschaffen, allein sie legten ihren poetischen Prodneten keine andere Bedeutung bei, als die eines Stoffes, der erst durch die Musik seine Gestaltung, sein eigentliches Fleisch und Blut zu erhalten hat. Allein Wagner dringt für seine Operntexte durch deren Herausgabe auf einen selbständigen poetischen Werth, auf das Ansehen von Literatur-Dramen. Freilich ragen sie über ihre gesammte Genossenschaft an poetischer Coneeption, einheitlicher Geschlossenheit, dramatischer Vertiesung unendlich hoch hervor. Sie sind poetisch inspirirte Gebilde, immerhin aber doch nur zu musikalischen Zwecken gesormte Stoffe, und wären wir in die Alternative gesetzt, zwischen diesen Dichtungen und deren Musik zu wählen, so würden wir keinen Anstand nehmen, für die ganze Familie der Dichtungen die Musik eines dieser Dramen einzutauschen. So gibt denn auch erst der Musiker Wagner dem Dichter und Literaten Wagner die rechte Weihe, er nimmt beide als werthvolle Gehülfen, aber doch nur als Gehülfen in seinen Dienst. Denn nicht im Reiche der Poesie und Wissenschaft, sondern im Reiche der Musik hat die Geschichte das Postament errichtet, auf welches sie einst sein Standbild stellen wird, wie ich das im Folgenden zeigen werde. Iedenfalls aber erhielt Wagner durch dieses eigenartige Wesen seiner Natur mächtige Impulse, welche ihn auf die seiner Mission entgegenführende Bahn drängten.

Der schöpferische Mann ist ein Kind der Zeit, wie der Geschichte uud sein Bild erhält erst die angemessene Beleuchtung, wenn es aus der Summe der Culturentwicklungen aufgesaßt wird, welche den Inhalt der ersteren wie der letzteren bilden; nur dann werden in ein richtiges Verhältniß zu einander die Schwächen wie die Tugenden sich stellen, welche bei einem Genie zum großen Theil aus den Einflüssen der gegenwärtigen Culturgestaltungen erwachsen. Man pflegt zu sagen, der Künstler müsse über seiner Zeit stehen, allein die Zeit ist es, die ihm die besruchtenden Elemente zuführt. Mit tausend Fäden ist er an sie gekettet, doch indem er ihren Inhalt veridealisirt in seinen Gebilden, erhebt er sich über ihre Schranken und schafft aus der Gegenwart für die Zukunft. Die Einwirkungen des Zeitgeistes auf das im Aufkeimen begriffene Genie haben eine nnberechenbare Tragweite und die Wandlungen, die es durchmacht, erklären sich nur als Consequenzen des ersten Antriebes, als nothwendige Mauserungsproeesse, in welchen die ersten Eindrücke ihre Schalen abwerfen und sich in neuer Form erweitern.

Die jetzige Generation kann sich wol kaum eine rechte Vorstellung machen von jener Zeit, in welche die Iugend Wagners fällt, und in der That, wer sie nicht mit erlebt hat, dürfte Mühe haben, ihr etwas Fruchtbringendes zuzutrauen. Der Aufschwung der Nation, welchen die Befreiungskriege hervorgerufen hatten, dämpfte sich durch die väterliche Fürsorge der Regierungen ab zu einem gemächlichen Stillleben, zu einem Leben im Kanzleistil, das ohne den erfrischenden Luftzug einer großen politischen Anregung in engster Umfriedigung von bureankratischer Eonvenienz und kleinbürgerlichen Verhältnissen sich fortschlich. Aber je mehr der Mensch sich in diese Zustände einspann, desto ungehemmter nahm die Phantafie ihren Flug und schuf ein Zauberreich. Da stieg das Mittelalter mit seinen farbigen Bildern, mit den fahrenden Rittern, den Burgen, mit seinen Drachen und mystischen Gestalten wie ein duftender Frühlingewald vor den entzückten Sinnen auf und sang und klang es darin so wundervoll anheimelnd von den alten, dem Deutschen an's Herz gewachsenen Legenden und Liedern. Das war ein gedeihlicher Boden für die „blaue Blume" der Romantik und die blaue Blume trieb Riesenblüthen. Das war die Zeit, wo ein Theodor Hoffmann, Tieck, Novalis, ein Fouquv die Iugend begeisterten, in der sich Schlegels „Lueinde" als das Ideal des „ewig Weiblichen" aufwerfen konnte, in der Sternbald die züchtige Anmuth in den heiteren Regionen der Kunst als „unsittlich und gemein" verpönte. Der „schöne nackte Mensch" Iung-Siegfried lag schon längst in den Windeln der romantischen Phantafie, bevor ihn Wagner aus der Tanfe hob. Eine so heiß empsindende Natnr, wie sie Wagner schon in seiner Kindheit bekundete, mußte die farbenglühende Romantik ties und nachhaltig erregen, auf sie mußte der trunkene Uebermuth, mit dem sich die Romantiker gegen die Lebenstraditionen auswarfen, einen faseinirenden Eindruck üben, da ja die Iugend schon von vornherein stets geneigt ist, gegen das Bestehende sich aufzulehnen. Wie das Wagner'sche Ideal, der „schöne nackte Mensch" in dieser Richtung bereits aufschimmerte, hat Heinrich Ehrlich in seiner höchst beachtenswerthen Schrist: „Für den «Ring der Nibelungen>> gegen das «Festspiel zu Bayreuth >" hervorgehoben. Wie ein elektrischer Funke sielen in diese schwüle, exstatische Stimmung die Klänge von Webers „Freischütz". Keine Oper hat eine ähnliche Wirkung aufzuweisen wie der „Freischütz", in deren Musik das Volk mit Freude und Erhebung den verlornen heimatlichen Naturlaut seines Empsindens und Fühlens wieder vernahm. Diese Musik, selbst die reinste nnd lieblichste Blüthe jener Romantik, konnte als die Katharrsis des überreizten romantischen Sinnes gelten, der ans ihr eine uene, klärende Kraft zog.

In der Doppelnatur Wagners entfalteten sich nicht etwa zuerst die musikalischen Anlagen, sondern der ihm innewohnende Gestaltnngsdrang führte ihn zuerst auf das Feld der Poesie; er glaubte sich zum Dichter berufen. Erst die Zauberklänge Webers und die Harmonien Beethovens weckten in ihm die bis dahin schlummernden mufikalischen Neigungen und je mehr er sich in die Werke des Letzteren, namentlich in die Symphonien einlebte, desto mehr zog es ihn zur Mufe der Tonkunst hin, der er sich schließlich völlig ergab, ohne den Dichter zu verabschieden. Beethoven, in dessen letzten Schöpfungen die Romantik in den gewaltigsten Schwingungen austönte, war und ist seine eigentliche mufikalische Lebensquelle geblieben, während der plaftische Mozart ihn wol nie in einem sehr hohen Grade erwärmen mochte. Dorn, der Wagner als achtzehnjährigen Jüngling kannte, erzählt selbst, er zweifle, daß es zu irgendwelcher Zeit einen jungen Tonsetzer gegeben, der mit Beethovens Werken vertrauter gewesen wäre, als der zukünftige Schöpfer des „Lohengrin" nnd der „Meistersinger".

Der Entwicklungsgang Wagners hat bis zu dem Momente, da der Meister in Dresden den ersten künstlerischen Halt fand, etwas Ueberhasteteo, etwas scheinbar Zerfahrenes an sich. „Während er" — so schildert ihn Dorn — „in seiner Laufbahn am Theater mit den Armen in AllerweltSpartituren umherfegte, mit den Füßen in Beethovens Werken wurzelte, schlug das noch jugendliche Herz in ungestümer Wallung bald hier-, bald dorthin und der Kopf perpendikelte zwischen den Doppelbeen Bach und Bellini." Der Hang zum Maßlosen macht sich bereits erkennbar in den ersten mufikalischen Schöpfungen von größerem Wurfe. Einen tiesen Einblick in die Art des künstlerischen Werdens dieses merkwürdigen Mannes geben uns die Mittheilungen Dorns aus Riga über die beiden Ouverturen „Columbus" und „liule Lriwnnia", als Wagner diese Werke während seiner Wirksamkeit als Capellmeister am dortigen Theater in einem Coneerte zur Aufführung brachte. „Die Coneeption und Durchsührung dieser Tondichtungen" — schreibt Dorn — „konnte man nicht anders, als Beethovnisch nennen: große, schöne Gedanken, kühne rhythmische Abschnitte, die Melodie weniger vorherrschend, die Durchsührung breit und in absichtlich schwerfälligen Mafsen, die Länge fast ermüdend — dagegen das Außenwerk hochmodern, beinahe Bellinisch, wie ich denn nur die nackte Wahrheit erzähle, daß hier zwei Klapptrompeten in Bewegung sind, deren Stimmen vierzehnthalb engbeschriebene Seiten aussüllen, dazu verhältnißmäßig alle übrigen Spektakel- und Reizmittel Mag auch eine solche Verbindung von Kern nnd Schale nicht undenkbar sein, hier wenigstens war sie mißlungen nnd bot nur den Eindruck eines Hegelianers im Heine'schen Stil." Verkünden es nicht schon diese „Klapptrompeten", daß einst in dem letzten Werke Wagners, in dem „Ring des Nibelungen" das Blech in einem nie geahnten Glanz zu einer nie geahnten Wirkung sich aufschwingen solltet

Damals stritten sich zwei Mächte um die Seele des jungen Meisters, nämlich der hehre Genius Beethovens nnd die Sirene der modernen Oper. Die Reize der letzteren trugen vorlänsig den Sieg davon, denn inmitten dieses Gährnngsproeesses waren die Augen Wagners fest auf die französische Effeetoper gerichtet als das würdigste Ziel künstlerischen Schaffens. Thatendurst und Ehrgeiz drängten ihn zu gewaltigen Wirkungen und solche konnte er sich nur von der Bühne her und von dem blendenden, sinneberückenden Zauber der wunderwirkenden Mafchinerie versprechen, durch welchen die Franzosen dieser Kunstgattung einen magischen Reiz zu verleihen wußten. Da lächelten ihm zu die heroischen Bilder Spontinis, verhießen ihm die „Stumme" Anbers, der „Robert" Meyerbeers, in welchen Werken sich die französische Oper in ihrer höchsten Glanzentfaltung zeigte, unerhörte Triumphe. Spontini, den man den modernisirten Gluck nennen könnte, blieb das eigentliche Vorbild für Wagner und nach dessen Modell schuf der letztere seinen „Rienzi^. Daß er jedoch an Meyerbeer, geschweige an Weber nicht gleichgültig vorübergegangen sei, davon zeugen seine maßgebendsten Werke.

Der Theoretiker und der praktische Musiker stehen gewöhnlich in dem Verhältniß zweier feindlicher Brüder zu einander, doch in Wagner arbeiteten beide einträchtig zusammen. So sehr auch der letztere während dieser Phafe den ersteren zu verdrängen suchte, so fand dieser doch in dem Bildungsschatze, den sich Wagner angeeignet hatte, reichliche Nahrung und stand nicht an, dem Musiker drein zu reden. In Folge dieser Wechselbeziehung mußte der letztere der holden Unmittelbarkeit in der Gestaltung wie im musikalischen Ausdruck ledig gehen. Aus demselben lugt in der That eine gewisse Absichtlichkeit nur zu unverkennbar hervor, welche indeß, durch andere Vorzüge ausgeglichen, der Stilweise Wagners ihr eigenthümliches Gepräge aufdrückt. Bekanntlich hat man wol vornehmlich ans diesem Grnnde Wagner Armuth an Melodie vorgeworfen und auf Rechnung dieses Mangels zum großen Theil sein System gestellt. Allein der Begriff Melodie ist keineswegs so begrenzt, als daß sich unter seinen Hut alle möglichen Formen dieses Urelements der Musik bringen ließen. Sämmtliche Desinitionen dieses Wortes sind nicht so erschöpfend, daß durch sie der Schleier des Bildes von Sais gelüstet worden wäre. Selbst der Musiker Wagner, wenn er uns das geheimnißvolle Wesen dieses musikalischen Naturlautes, mit dem er doch in unmittelbarster Berührung steht, mit Worten enthüllen will, verliert sich in „dunkle Tiessinnigkeiten", in wahrhaft sibyllinische Sprüche, welche das alte Räthfel durch ein neues Räthsel lösen wollen. Der Meister überträgt seine Empsindungen auf alle Welt, wenn er dem Leser folgende Lösung bietet: „Die Melodie ist die Erlösung des unendlich bedingten dichterischen Gedankens zum tiesempfundenen Unbewußtsein höchster Gesühlsfreiheit: sie ist das gewollte und dargethane Unwillkürliche, das bewußte und deutlich verkündete Unbewußte, die gerechtfertigte Nothwendigkeit'eines aus weitester Verzweigung zur bestimmtesten Gesühlsäußerung verdichteten, unendlich umfangreichen Inhaltes." Man fühlt aus diesen Worten heraus die Ahnung der Wahrheit, allein das „Unbeschreibliche", hier ist es — nicht gethan. Als nun der Rausch über den glänzenden Erfolg des „Rienzi" verflogen war, diese Oper als ein überwundener Standpunkt abgeworfen war und der Meister in seinen nächsten Werken aus dem Geleise der herkömmlichen Opernpraxis trat, mußte er die Erfahrung machen, daß das Publikum ihm kein rechtes Verständniß für die Welt entgegenbrachte, in welche er es nun einzuführen begann. Die Unversöhnlichkeit der Elemente seiner jetzigen Stilweise mit den sanetionirten Dogmen der französischen Oper kehrte sich mit vollster Härte hervor, als der „Tannhänser" im Iahre 1861 in Paris auf der Bühne der ^,oa6öivie Impöris,!o erschien. Die Aufführung führte zu einem Mißerfolg, wie er sich kaum größer gestalten konnte.

Der Theoretiker kam nnn in Wagner vollends zur Geltung, als dem Geächteten und Verbannten, der in der Schweiz eine Freistätte fand, die Schopenhauer'sche Philosophie tröstend entgegenkam. In seiner damaligen Stimmung mußte Wagner der Schopenhauer'sche Pessimismus sympathisch anmuthen, aber immerhin war diese Philosophie doch nur eine trübselige graue Schwester, eine traurige Trösterin. Denn unter allen Philosophien ist keine, die mit der Musik auf einem so gespannten Fuße steht, wie die Schopenhauers. Der große Denker anerkennt in unserem Gesammtbewußtsein zwei Seiten, indem dasselbe theils ein Bewußtsein vom eigenen Selbst, also der Wille, theils ein Bewußtsein von anderen Dingen und als solches anschauende Erkenntniß der Außenwelt ist, und in der ersten, der dem Innern zugekehrten Seite des Bewußtseins wurzelt nach ihm die musikalische Coneeption. Es wären somit die Tonwellen der berufene Dolmetsch des Urwillens, wäre die wahre Philosophie somit in der Musik gewissermaßen destillirt. Gewiß ein geistreicher, tieser Gedanke, der aber in seiner praktischen Anwendung doch zu gesährlichen Resultaten führen kann. Denn gar leicht könnte unwillkürlich der persönliche Wille in das Gewand des Urwillens schlüpfen und seine eigenen Consequenzen für die nothwendigen Ausflüsse des letzteren halten. Wagner legt selbst zu wiederholten Malen den Aerent darauf, daß erst dann dem Musiker die Zunge gelöst werde, er nur dann die Sprache des Willens zu sprechen vermöge, wenn er mit dem Dichter in innigster Gemeinschaft verbunden wäre und beide in einer Person die beiden Seiten unseres Gesammtbewußtseins repräsentiren. Gäbe es in dem Leben eines großen, die Zeit erfüllenden, schöpferischen Künstlers ein Wenn, da ja alle Einwirkungen sich schließlich als nothwendige Bedingungen der historischen Erscheinung gestalten, so könnte man den Verkehr mit dieser Philosophie bei Wagner bedauern, und nach einer Richtung hin möchte man ihn in der That bedauern.

Auf Anregung von dieser Seite her entstanden die in vieler Beziehung merkwürdigen Schriften „Die Kunst und die Revolution", „Das Kunstwerk der Zukunft" und „Oper und Drama", in denen er seinen Bruch mit der Vergangenheit verkündete und als der Gründer eines neuen Systems auftrat. Aus seinen Anschauungen erbaute nun der Theoretiker mit Beihülfe des Musikers einen Riesentempel, auf dessen Altarstätte das Standbild des Gesammtkunstwerkes der Zukunft im Centralpunkte der Menschheit sich erhebt. Ein großartiges System, das Bewunderung für den Denker abnöthigt, aber nichtsdestoweniger mit den Wurzeln in der Luft hängt. Um es in's Leben einzuführen, müßte vorerst die Geschichte von Unterst zu Oberst gekehrt, müßte mit der mählich gewonnenen Cultur tabuls, rasa gemacht werden — und damit dürfte es doch gute Weile haben.

Das eigentliche Endziel des musikalischen Bildungsganges erkennt Wagner in der Gattung der Oper. Denn „mit dem Erlöschen des rein religiösen Geistes des Christenthums verschwand anch eine nothwendige Bedeutung des polyphonischen Kirchengesanges, und mit ihr die eigenthümliche Form seiner Kundgebung. Der Contrapunkt, als erste Regung des immer klarer auszusprechenden reinen Individualismus, begann mit scharf ätzenden Zähnen das einfach symphonische Voealgewebe zu zernagen, und machte es immer ersichtlicher zu einem ost nur mühsam noch zu erhaltenden künstlichen Zusammenklang innerlich unübereinstimmender, individueller Kundgebungen. — In der Oper endlich löste sich das Individuum vollständig aus dem Voealvereine los, um als reine Persönlichkeit ganz ungehindert, allein und selbständig sich kundzugeben. Da, wo sich dramatische Persönlichkeiten zum mehrstimmigen Gesange anließen, geschah dies — im eigentlichen Opernstile — zur sinnlich wirksamen Verstärkung des individuellen Ausdruckes — oder — im wirklich dramatischen Stile — als, durch die höchste Kunst vermittelte, gleichzeitige Kundgebung fortgesetzt sich behauptender charakteristischer Individualitäten" („Oper nnd Drama", 3. Theil, S, 203). Die absolute Musik hat dagegen die Bestimmung, sich als Mittel zu diesem Zwecke herzugeben. Nach Wagner hat sich ja unsere moderne Musik gewissermaßen aus der „nackten Harmonie" entwickelt — „sie hat sich willkürlich nach der unendlichen Fülle von Möglichkeiten bestimmt, die ihr aus dem Wechsel der Grundtöne, und der aus ihnen sich herleitenden Aeeorde, sich darboten. Soweit sie diesem ihren Ursprunge ganz getreu blieb, hat sie auf das Gesühl auch nur betäubend und verwirrend gewirkt, und ihre buntesten Kundgebungen in diesem Sinne haben nur einer gewissen Musikverstandesschwelgerei unserer Künstler selbst Genuß geboten, aber nicht dem unmusikverständigen Laien." Man sieht aus diesen Beispielen, wie hoch die Argumente zu veranschlagen sind, welche die Aesthetiker vom hohen Kothurn der Wissenschaft herab a prioi i der Musik zuwerfen, ohne deren Geschichte zu besragen, denn zufällig war es der Contrapnnkt, an dem im Mittelalter der polyphone Satz emporrankte und diese „nackte Harmonie" — um den Ausdruck beizubehalten — hat ein faft tausendjähriger Entwicklnngsproeeß als eine spätreise Frucht abgeworfen, sie ist somit ein organisch hervorgewachsenes Mittel der modernen Kunst, aber nicht eine Quelle derselben. Obendrein soll sich die absolute Musik in ihrer reinsten Form, in der Symphonie, bereits ausgelebt haben, indem ja mit der nennten Symphonie Beethovens dieses Genre sich erschöpft habe nnd verbliebe denn in der Oper das einzige Gut, welches Renten verspricht. Allein die Oper in ihrer überkommenen Gestalt kann Wagner nicht genügen; sie deutet eher auf einen Nothstand des künstlerischen Bedürfnisses hin, als daß sie eine Erfüllung desselben böte. Die Oper ist ihrer Wurzel nach ein romanisches Gewächs. „Ihr vornehmer Ursprung aus den Palasten der Fürsten empfahl sie wiederum den deutschen Fürsten, so daß die Fürsten die Oper in Deutschland einführten." Die Oper ist eine Luxuspflanze der Knnst, welche in dem Prunke der Höse wie der Aristokratie ein üppiges Gedeihen fand, nnd mit ihrem seenischen Flitter eher auf eine zerstreuende Unterhaltung als auf eine künstlerische Erbauung hinzielte. „Das musikalische Drama war recht eigentlich ein Schauspiel geworden, während das Schauspiel ein Hörspiel geblieben war." Unter diesem Gesichtspunkt nimmt auch der Verfafser der „musikalischen Charakterköpfe" in seiner „Kriegsgeschichte der deutschen Oper" die romanische Ersindung auf und ist so unbarmherzig, diese Kunstgattung zu einem jämmerlichen Tode zu verurtheilen, ihre Stellung als Erbe dem Oratorium zuzusprechen. Diese Ansicht hat allerdings den Anschein für sich. Die Oper war in der That in einer aristokratischen Wiege geboren, und wenn man den Blick nur an der Oberfläche der Begebenheiten haften läßt, so könnte man sie als ein künstliches, in der Retorte der Renaissanee-Bildung erzeugtes Produef richten. Da saßen ja die vornehmen Florentiner Herren in ihren Palästen zusammen und disvntirten über die Schönheit der griechischen Musik, und nach ihrem Reeepte präparirten die Musiker die Monodie. Nun die Sprache gesunden war, sollte auch das antike Drama in neuer Form auferstehen, und da erging es ihnen wie jenem Alchymisten, der statt des gesuchten Goldes das Porzellan fand — statt des angestrebten Abbildes des antiken Dramas entdeckten sie die moderne Oper. Doch das sind nur äußerliche Vorgänge, welche in den Verhältnissen der Zeit lagen. Der Anschein ist nicht immer der Gewährsmann historischer Wahrheit. Die Oper war schon längst vorbereitet, bevor sie in den Gesichtskreis der Knnst trat. Sie ist organisch nach dem der musikalischen Kunst innewohnenden Naturgesetze erstanden aus den künstlerischen Antrieben der mittelalterlichen Ueberliesernng, und jene Florentiner gestalteten nur das, was bereits zur Gestaltung überreis war. Wenn auch erzaristokratischer Abkunft, ist die Oper nichtsdestoweniger eine geschichtlich begründete, mit einer künstlerischen Mission betraute Erscheinung. Keineswegs aber läßt sie sich zum Cnlminationspunkt aller musikalischen Bildungen hinaufschrauben, sie ist zunächst nur die nothwendige Durchgangsform zu einer reicheren und freieren Entfaltung der Musik. In der Kirche und in der Klosterzelle hatte die Tonkunst ihre erste Erziehung genossen, an dem Meßeultus sich erstarkt und emporgebaut zu der kunstvollen - Architektonik des polyphonen Satzbaues. Als nun die Zeit gekommen war, wo das Gebot einer Erweiterung des Ausdruckes zu einer individuellen Gesühlssprache an sie herantrat, fand sie in dem dramatischen Gerüst des Theaters die Stütze, deren sie nothwendig bedurfte. Ietzt fand auch die zahlreiche Familie der Instrumente den ersehnten Spielraum, sich zur Geltung zu bringen. Es bildete und organisirte sich das Orchester und an ihm bildeten sich die Formen, in welchen die Musik in voller Freiheit sich ergehen und sich als selbständige Kunst ihren Schwesterkünsten ebenbürtig zur Seite stellen konnte. In der Prachtblüthe der Symphonie feiert die Mnsik ihren höchsten Triumph, die Symphonie mithin ist es, in welcher das geschichtliche Werden der Musik grandios sich zuwölbt. Wagner liebt es, die Musik als eine weibliche Kunst aufzufafsen, allein ein Blick in den Coneertsaal kann ihn belehren, daß diese weibliche Kunst, wo sie aus ihren eigenen Mitteln schöpft, sich als männlich stark erweist. Verfolgen wir das Flußbett der Oper, so sinden wir es eingedämmt von Lagern abgestorbener Partituren, in denen zum großen Theile einst ein gar kräftiges Genie pulsirte. Aus den Repertoiren fällt jahrein jahraus ein oder das andere dürre Blatt ab, an dessen frischem Grün die Zeitgenossen sich weideten und dem sie eine unvergängliche Lebenskraft zusprachen. Wie anders aber, wenn die Musik als Selbstherrscherin auftritt. Die Sonaten und Suiten Handels und Bachs werden jünger, je weiter die Zeit vorschreitet. Die Chöre Handels und Bachs klingen noch ebenso kräftig und zündend drein, wie zur Zeit ihres Entstehens, denn wo das Tonwesen das Recht hat, souverän über dem Worte zu walten, da emaneipirt es sich von der Macht desselben und kann seine Vollkraft spielen lafsen.

Ueberhaupt nimmt die Geschichte der Musik gegenüber der Geschichte der anderen Künste gewissermaßen eine Sonderstellung ein, indem sie in ihren Phafen das interessante Bild eines hestigen Kampfes nm das Dafein entrollt. In den ersten Anfängen dieser Kunst, die mit den Anfängen der römischen Kirche zusammenfallen, stützt sich der Ton wie hülflos und schwach auf das Wort. Er ist diesem unterwürsig und begnügt sich nur, ihm eine höhere Weihe zu geben, ohne sich selbstisch hervorzudrängen. Aber schon in der kleinsten Ligatur regt sich die mächtige Triebkraft des Tones, die in ihm verborgen liegt. Aus der Verschmelzung zweier Töne treiben weitere Verbindungen hervor, die zu langen und bunten Tongewinden sich ausstrecken; da erblüht eine Fülle von Verzierungen, von Melismen verschiedenster Art, von rhythmischen Aerenten, und der ursprüngliche Sprachgesang erwächst schließlich zu einem Kunstgesang, der sich wie eine schimmernde Decke über dem Worte ausbreitet. Ein ähnliches Schauspiel stellt sich dar, als im neunten Iahrhundert das Bedürfniß nach harmonischer Gestaltung rege wurde. Aus dem rohen, ungesügigen Organum des Huebald entspann sich durch das Weben des Contrapunktes der polyphone Satz der Niederländer, der mit seinem Stimmgeflechte das Wort gänzlich umstrickte, daß das Tridentinische Coneil sich bewogen fand, gegen den überwuchernden Figuralgesang Einsprache zu erheben, um die Rechte des geheiligten Textes zu wahren. Und denselben Proeeß sehen wir abermals sich wiederholen, als die Oper in die Erscheinung trat. In der „Eurydiee" der Peri und Caerini bescheidet sich der Ton zu einer untergeordneten, dienenden Stellung zum Worte gemäß der Vorschrist des Grafen Bardi, eines der Gründer der Oper, daß „die Musik nichts sei als Sprache und Rhythmus und erst zuletzt der Ton, und nicht umgekehrt". Die Melopoe beschränkte sich auf eine einfache Reeitation. Aber nur zu bald sehen wir dieses einträchtige Verhältniß sich losen. Der Äunstgesang beginnt mächtig aufzuschießen in üppigen Koloraturen, welche wie Lianen das Wort umwanden und es schier erdrückten. Auf der andern Seite will das Orchester auf die Dauer nicht in seiner ursprünglichen Bestimmung beharren, den Untergrund für den Gesang zu bilden. Es sträubt sich gegen die dienende Stellung, die ihm zugewiesen war und ringt nach einer gewissen Selbständigkeit neben der Bühne. Unter Mozart richtet es sich schon zu einer symphonischen Bedeutung aus und nimmt einen gesährlichen Anlauf gegen die Bühne, wie denn bekanntlich dem Schöpfer des „Don Iuan" die noch an die italienische Oper gewohnten Zeitgenossen vielfach den Vorwurf einer zu starken Instrumentirung' machten. Unter Beethoven rückt die Symphonie in das . Orchester und dringt nun mit unwiderstehlicher Gewalt auf die Oper ein. In „Tristan und Isolde" ist in dem Chor- und Ensemblegesang daö letzte Bollwerk derselben gesallen und in der Trilogie zieht die Symphonie mit klingendem Spiel in die überwundene Oper ein und pflanzt ans der Bühne das Siegesbanner auf. Indem Wagner das volle Schwergewicht des dramatischen Ausdrucks in das Orchester legt, so spricht er nur der Symphonie das Wort und handelt.darin nur unter den zwingenden Einflüssen des historischen Zuges, welcher sich durch alle Phafen des Bildungsganges der Musik verfolgen läßt und alle diese Phafen in einen organischen Verband zu einander setzt. Wagner hat die Symphonie zur Herrin über die Oper erhoben; in ihm rächt sich die absolute Musik an dem Worte für den Frohndienst, den sie demselben so lange leisten mußte. Allein auch in den Formen der absoluten Musik macht sich eine eigenthümliche Bewegung wahrnehmbar, hindrängend nach Zielen, welche über das engere Weichbild der musikalischen Kunst hinausragen. Bereits in den Symphonien Beethovens erkühnt sie sich, aus ihrer Selbstgenügsamkeit sich herauszuschälen. Der Ausdruck folgt nicht einzig nnd allein speeissisch musikalischen Impulsen, sondern auch den Anregungen eines der Coneeption vorschwebenden poetischen Gedankens nnd gestaltet sich, den

Forderungen desselben gemäfz, mehr oder weniger bestimmt in dem Bestreben, den Widerschein dieses Gedankens aus dem Tonbilde hervorleuchten zu lafsen. In den in diesem Boden wurzelnden Werken der nachsolgenden Meister, insbesondere der Franzosen, erhebt sich der poetische Gedanke zur Höhe eines gesetzgebenden Faetors und gewinnt festere Contonren. Er schlägt sich hier zu einem Programm nieder, verdichtet sich dort zu einem Gedicht, welches sich mit der Symphonie verwebt nnd deren eigentlichen Kern bildet; eine Form, für welche die Franzosen den Ausdruck 0äe Sillkovis ersonnen haben. Die Programm-Musik ist nun freilich nichts weniger als eine Ersindung der Neuzeit, sondern ebenso alt wie die absolute Musik selbst. Denn mit dem Momente, da sich die Emaneipation der Musik von dem Wort vollzog, erwachte mich das Bedürfniß, in den Kreis der Formen, welche das unmittelbare Gesühlsleben schildern, bestimmtere, an Vorstellungen haftende Empsindungen als einen reellen Inhalt hineinzutragen, ja selbst äußere Vorgänge und Ereignisse in der Musik zu eonterfeien. So soll eine Sonate von Kuhnau, dem Bater der mehrsätzigen Claviersonate, „präsentiren": 1) Sanls Traurigkeit und Unsinnigkeit, 2) Davids erquickendes Harfenspiel nnd Z) des Königs zur Ruhe gebrachtes Gemüthe, und von diesen naiven Ausgeburten der musikalischen Phantafie bis zu Beethovens „Schlacht bei Vittoria" zieht sich eine gar lange Strecke Weges. Iene Gebilde sind gleichsam nur Uebuugen, in welchen die kaum zur Selbständigkeit gelangte Musik ihre erste Kraft erprobte, während sie in der ProgrammMusik der Neuzeit im Vollbewußtsein ihrer Stärke eher ein übermüthiges Spiel treibt. Von dem poetischen Gedanken führt nur ein Schritt zur Verkörperung desselben durch das Bild einer äußeren Handlung — und diesen Schritt hat die absolute Musik in „Tristan" nnd noch entschiedener in der Trilogie gethan und nicht etwa als eine Hilfsbedürftige, sondern aus dem freiesten Antriebe, um ihre Macht gegenüber dem Worte darzulegen. Denn daß sie in der Symphonie Beethovens noch nicht ihre letzten Trümpfe ausgespielt habe, dafür leisten Mendelssohn, Schumann und Brahms genügende Bürgschaft.

So muß denn Wagner vor Allem Anstoß an dem Chor nehmen, für den sich auch nirgends Raum in seinem Drama sindet. Für ihn ist der Chor nur eine Menge von „Individualitäten von so untergeordneter Beziehung zum Drama, daß sie zu dem Zwecke polyphonischer Wahrnehmbarmachung der Harmonie, durch nur musikalisch symphonirende Theilnahme an der Melodie der Hauptperson, verwendet werden könnten". Der Chor kann

daher „nur von lebendig überzeugender Wirkung sein, wenn ihm die blos mafsenhafte Kundgebung vollständig benommen wird. Eine Mafse kann uns nie interessiren, sondern blos verblüffen; nnr genau nnterscheidbare Individualitäten können unsere Theilnahme fesseln". Damit muß nnn aber die Musik ihr werthvollstes Vorrecht, welches sie vor den anderen Künsten genießt, gänzlich aufgeben, nämlich das Vermögen, ein und dieselbe Stimmung in verschiedenen Individualitäten gleichzeitig zur Aussprache zu bringen. Und mit dem Chor müßte dann zugleich der Ensemblesatz fallen. Man wird dabei unwillkürlich an den Vorwurf erinnert, den nach der Aufführung der „Iphigenie" ein Gegner Glucks dem Meister in Betresf des Duetts zwischen Agamemnon und Achill machte. Das Zusammensingen der beiden Helden sei verwerflich, da es sich nicht zieme, daß zwei Personen gleichzeitig sprechen. Wagner selbst hat dieser Theorie ein kostbares Moment für eine gewaltige Wirkung geopfert, nämlich im zweiten Aete des „Tristan" bei dem Erscheinen des Königs Marke mit seinem Gesolge am Schlusse des Liebesduettes. Hier, wo bei dem Anblicke des schuldigen Paares die Empörung über die dem König angethane Schmach auf allen Gesichtern gleichzeitig aufblitzt, erwartet man, daß diese gemeinsame Empsindung in einem gleichzeitigen Ausbruche sich Luft mache, da die Musik die Mittel besitzt, eine gemeinsame Empsindung nach den verschiedenen Personen charakteristisch zu schattiren. Hier war ein Ensemblesatz durch die Situation motivirt, er war hier eine Naturnothwendigkeit, und dieses Moment verpufft wirkungslos in einer langweiligen Moralpredigt, die der König an die Schuldigen richtet. Man kann die Conseauenz Wagners nicht genug bewundern, man hätte ihm aber in diesem Falle um des Gewinnes einer so mächtigen, so pfychologisch begründeten Wirkung willen gern für eine Ineonseauenz gedankt.

In „Tristan" ist Wagner auf dem Punkte angelangt, wo er sich der letzten Pflichten gegen den traditionellen Bau der Oper enthebt und den von seinem System gebotenen Weg ohne weiteres Bedenken einschlägt. Er selbst bekennt, daß er sich in diesem Werke „mit der vollsten Freiheit und gänzlichsten Rücksichtslosigkeit bewegte und sein System weit überflügelte". „Mit voller Zuversicht versenkte ich mich hier nur noch in die Tiesen der inneren Seelenvorgänge und gestaltete zaglos ans diesem Centrum der Welt ihre äußere Form." In diesen Worten liegt eine jiriegserklärung. Die romantische Phantafie zieht hier alle Register der Willkür, wirft alle Rücksichten für die Bedingungen zur Seite, welche das Gebot dramatischer Einheit auferlegt. Die frischen, vollblütigen Gestalten der Sage sind in „Tristan" mit dem Geiste Schopenhauer'scher Philosophie imprägnirt, sie siechen am modernen Pessimismus, sie stehen in schneidigem Contrafte mit der Zeit und dem Kostüme, welche das seenische Bild vorhält. In der obigen Erklärung aber vernimmt man zugleich die Stimme des absoluten Musikers, denn nur in dem absoluten Musiker kann das Gelüsten Raum gewinnen, die objertive Erscheinung in dem subjectiven Empsindungsleben aufzulösen. So läßt auch das Orchester alle Zügel schießen und strömt in symphonischer Breite ans. Das Prineip, den musikalischen Satz auf Motive zu bauen, in welchen sich die Hauptstimmuugen des Dramas zu musikalischen Themen krystallisiren, übt hier

sein Herrenrecht schon in unbeschränkter Weise aus. Der Chor ist bis auf einige kleine Sätzchen verbannt, welche der Zwang der Situation dietirte. Derselbe Zwang nöthigte den Dichtercomponisten auch in der „Walküre" wie in der „Götterdämmerung", den Chor wider sein Prineip vorübergehend einzuberufen. Der „Tristan" ist ein hochinteressantes Werk, weil es den Stempel des Erlebten an sich trägt, aber nur die mit wunderbarer Treue die überschwänglichen Stimmungen in prachtvollen Farbentönen abspiegelnde Musik kann für die peinlichen Eindrücke schadlos halten, welche die krankhaft überreizte Empsindungswelt der Dichtung hervorruft. Man muß sich aber in dieses Tonwesen erst hineinleben, um seinen hohen Werth zu ermessen.

Der eigentliche Grund aber, warum Wagner mit dem Chor nicht paetiren will, liegt darin, daß eben dieser Chor eine sest geschlossene Masse bildet und sich dem Orchester gegenüber gewissermaßen als ein Gegenorchester hinstellt, welches gegen die Gleichberechtigung des Wortes mit der Musik einen kräftigen Widerstand leistet. Und daß diese Mafse nicht blos „verblüsfen", sondern auch interessiren kann, hat Wagner selbst dargelegt, indem er in seinem der Vollendung zueilenden „Parsisal" dem Chore wieder eine Hauptrolle zugetheilt hat.

Es ist interessant zu beobachten, wie sich jener geschichtliche Proeeß in Wagner personisieirt, namentlich in „Tristan" und in noch höherem Grade in der Trilogie in scharfen und getreuen Linien sich abzeichnet. Man kann ihn in der letzteren bis auf's Tüpfelchen nachweisen. Dem Schooße des Orchesters, also dem symphonischen Repräfentanten der absoluten Musik, ist das Musikdrama entstiegen und die absolute Musik umfluthet mit freiem und unbehindertem Wellenschlage in der unendlichen Melodie das Wort. Denn diese unendliche Melodie, der erste Faetor der Melopoe Wagners und das Kreuz der Legitimisten, ist nicht etwa urplötzlich aus dem Haupte des Meisters gesprungen, sondern eine geschichtlich vorbereitete Erscheinung. Verfolgt man den Gang der Melodiebildung von den ersten Anfängen an, so sieht man ein Moment aufdämmern, wo die Melodie die Schleusen ihrer gewonnenen Form durchbrechen und in einem ungeahnten Erguß sich ziellos ausbreiten muß. Waltet doch in der musikalischen Kunst ein eisernes Gesetz in dem Bedürfniß nach einer stetigen Steigerung des Ausdrucks sowol nach Seiten der Form wie der Harmonie und des Colorits. Von dem einfachen Dreiklang, welcher der mittelalterlichen Polyphonie zur harmonischen Bafis diente, führt der Drang nach Erweiterung der aerordlichen Beziehungen naturgemäß über Schumann zu den überspannten Vorhaltsharmonien, mit denen Wagner hantirt, und in gleichem Verhältnisse nehmen Architektonik und Orchester größere Dimensionen an. Darin bekundet sich ja eben der gewaltige Naturtrieb im Tone, daß die Formen das Element zu fortlaufenden Neubildungen in sich tragen. Ebenso wenig sind nun auch die so übel beleumundeten Leit

motive vom Baume gebrochen, sondern den Entwicklungen der letzten Kunstphafe organisch entkeimt. Sie deuten sich bereits bei Weber und Meyerbeer, den unmittelbaren Vorgängern Wagners, in dem Streben nach prägnanter Charakteristik an. Denn wenn, wie es z. B. bei dem Letzteren eine Regel ist, die Hauptträger der Handlung bei ihrem ersten Auftreten durch eine charakterisirende Phrafe sich ankündigen, so ist die Verwendung solcher Motive zu consequenter Symbolik nur eine natürliche Folge; sie stellen sich für die aufgelöste Form als ein Mittel für die nothwendige Coneentration des Ausdruckes ein. Bei Wagner haben diese Motive nicht etwa allein die Bestimmung, die auftretenden Persönlichkeiten typisch in der Musik auszuprägen, wie auch die bedeutsamen Beziehungen der Handlung zu pointiren, sondern sie verfolgen einen höheren Zweck, sie sollen anch die verschiedenen Tonarten des Ausdrucks in einem Grundton verschmelzen, alle Einzeltheile des Baues zu einem Ganzen verbinden, mit einem Wort eine neue, dem Ideale würdige Architektonik beschaffen. Sie veräfteln sich in der Trilogie wie ein Nervengeflecht durch das Vorspiel und die drei Dramen und bilden somit das musikalische Band, welches diese vier Werke zu einem einheitlichen Gesammtwerke verknüpft. Vollends aber fällt es in die Augen, wie sehr Wagner unter dem Banne der absoluten Musik steht, wenn man in seinen Partituren dem Systeme in der Behandlung des instrumentalen Tonkörpers nachgeht. Von „Lohengrin" an sehen wir das Orchester durch „Tristan" hindurch in der Trilogie zu einer riesigen Größe anschwellen. Die Bläfer treten hier in vollständigen Familien auf, welche mannichsaltige Verbindungen mit einander eingehen, sich aber anch zu kleinen gleichartigen Orchestern gruppiren und mitunter, wie das Quartett der Tuben, das Wort allein führen. Die Trias der Flöten hat sich in der Vierzahl aufgelöst, und diese Vierzahl ist maßgebend geblieben für das Blech mit Ausnahme der Hörner, die auf acht herangewachsen sind. Und obendrein hat sich den übrigen Instrumenten noch ein neues in der Donnermafchine beigesellt, welches in der Partitur der „Walküre" einen eigenen Platz neben den anderen erhalten hat. Man hat an der allzu üppigen Instrumentirung Wagners vielfach Anstoß genommen und sie der Sucht nach betäubenden, sinnebestrickenden Effeeten in die Schuhe geschoben. Allein in der Musik gilt nun. einmal die Stimme der Mäßigkeitsapostel nichts; das mit so vielem Rafsinement angelegte instrumentale Colorit, welches Wagner gibt, ist nichts absichtlich Aufgetragenes, sondern stets im innigsten Connex mit dem Organismus seines Kunstwerkes.

Gegen den Andrang solcher Schaaren vermag selbstverständlich der Gesang nicht Stand zu halten. Das Seepter, welches er bis dahin mehr oder weniger führte, ist ihm in „Tristan" und vor Allem aber in der Trilogie völlig von dem Orchester aus den Händen gewunden. Ueber dem Sänger schlagen die Wogen des Orchesters brausend zusammen. Wird aber dem Sänger die Melodie entzogen, so geht er seiner eigentlichen Individualität verlustig; er agirt nur dürftig sort in feinem Spiegelbilde des ihm beigegebenen Motives im Orchester und zählt nur als ein Instrument unter den übrigen Instrumenten, das seinen Genossen gegenüber keine Selbständigkeit beanspruchen kann. Nur eine scheinbare Sonderstellung verbleibt ihn: durch die Figur, die er darzustellen hat, und durch das Wort, welches ihm in den Muud gelegt ist.

Allerdings will Wagner die Rechte des Wortes und damit auch des Sängers gewahrt wissen. Er legt bekanntlich auf die deutliche Wahrnehmung des Textes ein besonderes Gewicht. Seine Tonsprache will die Wortsprache keineswegs überholen, sondern in trantem Vereine mit dieser zusammengehen und sich mit ihr zu einer idealen Gefühlssprache verklären. Auch aus dem Worte in dessen Steigerung zum poetischen Ausdruck entspringt eine Melodie, die „Wortversmelodie", welche als die Blüthe der „Worttonsprache" zu bezeichnen ist. Der Versmelodie fällt die Aufgabe zu, jenes „Unaussprechliche" auszusprechen, dessen Kundgebung in dem Vermögen des Orchesters liegt nnd damit das Ziel und auch zugleich die Schranke der absoluten Musik bildet. Allein der Begriff des „Unaussprechlichen" erösfnet eine unermeßliche Perspeetive, denn das Unaussprechliche hat einen mystischen Reiz für sich, nnd wird der geheimnißvolle Inhalt auch durch die beste Versmelodie erschlossen, immerhin wird sich zwischen dem Gewinn und dem Erwarteten ein gewisser Abstand aufdecken. Darin eben beruht ja die Zauberkraft der Musik, in welcher ihr keine andere Kunst gleichkommt, daß sie die Phantafie zum Ausdichten, dessen in Bildern anregt, was in ihren Harmonien aus dem Dunkel der Ahnung zu uns spricht. In der alten Oper trug die Melodie auf den Wellen des Gesanges das Wort mit sich fort, in dem Musikdrama nmbrandet die Symphonie die Versmelodie wie ein Eiland; in beiden Formen ist es immer die Musik, welche den Löwenantheil an der Wirkung an sich reißt.

Iener Anschauung liegt, streng genommen, die Vorstellung von der Musik als einer stosflosen Kunst zu Grunde. Die Geschichte jedoch lehrt, daß der musikalische Ton ein Stosf ist, der sich nur mühsam geschmeidigen läßt, aber zugleich ein Stoff, der, wie die Spinne ihr Netz, sein Formgewebe aus dem eigenen Körper zieht. Deshalb ist die Musik die jüngstgeborene unter ihren Schwestern, aber nicht die schwächste. Die letzte Consequenz der Theorie würde zu dem früher angesührten Axiom jenes Grafen Bardi zurückführen, nnd da hätte die geschichtliche Entwicklung der dramatischen Musik in Betreff ihres Zieles einen Zirkel beschrieben.

Mit dem Gesammtkunstwerk hätte es somit ein eigenes Bewenden. Der Gedanke, die Einzelkünste als gleichartiges Material in dem monumentalen Ban des Musikdramas zu verwenden, hat zwar ebenso etwas Verführerisches wie der Gedanke der Wiederbelebung des antiken Dramas zur Zeit der Renaissanee, ist aber wie diese doch nur ein schöner poetischer Traum. Poesie, Musik und bildende Kunst können wol bis zu einem gewissen Grade zu Gunsten ein und desselben Zweckes eine Allianz eingehen, allein diese läßt sich nicht bis zu dem Scheitelpunkt eines Gesammtwirkens aufrecht erhalten, in welchem jede dieser Künste ihr Sonderwesen liebevoll diesem Zwecke opfert. Eine reine Harmonie würde stets an dem Umstaude scheitern, daß eines dieser drei Elemente auch in dem Gesammtkuustwerke dieselben Coneessionen beansprucht, zu welchen die alte Oper das Publikum auffordert. Wir haben in Bayreuth bei der Aufführung der vier Dramen trotz des gedämpften unsichtbaren Orchesters die Erfahrung gemacht, daß man des Baedekers der alten Oper, des Textbuches auch hier nicht entrathen konnte. Der musikalische Ton, die Naturbedingung des gesungenen Wortes, wird immer die Deutlichkeit desselben bei dem gleichzeitigen Redestrom der Instrumente mehr oder weniger umfloren. Aus dem Gesammtkunstwerk, in diesem Sinn genommen, würde nur das Grabgeläute der Kunst ertönen. Ist die Phantafie des Genießenden, wie es hier eintreten müßte, völlig in Ruhestand gesetzt, hat sie nichts mehr nachzuschaffen, so stürzen die Ideale zusammen und der zersetzende Materialismus beginnt nun sein schauerliches Werk. Glücklicherweise ist Wagner nur in seiner Theorie so grausam, eine solche Opferwilligkeit von den Einzelkünsten zu erzwingen. Man gebe sich keiner Täuschung hin. In „Tristan" und noch mehr in dem Riesenwerke, in der Trilogie leuchtet die Musik als die eigentlich dominirende Kunst voran. Handlung und Bühne bethätigen sich an dem Gebilde wie in der alten Oper nur als Mittel zum musikalischen Zweck, nur daß die Mittel hier edler, die Bedingungen der Musik idealer sind als dort. Die Handlung an sich kann das Interesse ans die Dauer nicht spannen, weil sie den menschlichen Verhältnissen gänzlich entrückt ist. Wo das Wunderbare zur Natur wird, schwindet der reelle dramatische Maßstab, weil die Faetoren der That an übermenschliche Beziehungen anknüpfen. Nur die Musik besitzt die Macht, uns über die Kluft dieser beiden Welten hinfortzutragen, deren Vermittlung dem Verstand versagt ist. Die Musik hat mithin hier, wo Stoff und Handlung bei ihr Hülfe suchen, ein Anrecht, sich in den Vordergrund zu drängen, sie hat dieses Anrecht überhaupt, wo sie sich als dritte im Bunde zum Drama gesellt, kraft der erreichten Entwicklung im Bewußtsein ihres Berufes und ihrer Stärke.

Ich bekenne offen, daß für den Eindruck der vier Dramen der Trilogie bei deren Aufführungen das Bild der Handlung auf der Bühne eher hemmend als fördernd auf mich einwirkte. Ich habe dies an mir erfahren, als ich in Bayreuth bei der letzten Vorstellung der „Götterdämmerung" den Schluß des letzten Aetes außerhalb des Theatersaales vor dessen Thüre anhörte. Hier, wo mir die Bühne ganz entrückt war. erhielt ich von der Musik einen so gewaltigen symphonischen Eindruck, wie ich ihn bei den beiden früheren Vorstellungen nie gekannt habe, und dieselbe Wahrnehmung machte ich bei den Aufführungen der „Walküre" und des „Rheingold" in Wien. Sobald ich also einzig und allein dem Ohre folgte, da verdichteten sich die schwankenden Schatten des Mythos zu reineren, poetischeren Gestalten als in ihrem Theaterkostüme auf der Bühne. Da glitt ich selbst über die drückenden Längen leichter hinweg, als wenn ich den schleppenden Dialog nnd den schweren Schritt der Handlung in der Seene verfolgte. In der That, wenn ich mich in das wunderbare Vorspiel zur „Walküre" versenke, da seh' ich Wotan über die Wolken schreiten, da steigt er in seiner düstern Großartigkeit vor mir auf, ganz anders als in dem Sänger mit dem unvermeidlichen Speer, und in dem „Feuerzauber" entrollen mir die Töne ein weit feierlicheres Bild der „wabernden Lohe" als die rothbeleuchteten Wafserdämpfe der Deeoration. Der Gedanke überfliegt so hoch die Erscheinung, daß man ihm nur auf den Fittichen der Musik folgen kann. Hat man sich nur mit der Eoneeption der Handlung einigermaßen vertraut gemacht, so kann man dem Verlauf derselben in der Musik an der Hand der Leitmotive nachgehen, ohne Gesahr zu laufen, aus dem Bannkreis der Stimmung zu gerathen, und die Welt des nordischen Mythos baut sich aus den Tönen auf in erhabeneren Formen als aus den Kunststücken der Bühnentechnik; jedenfalls steht die Bühne, wenn es sich um die reine Wirkung handelt, in zweiter Linie. In keinem Bühnenwerke Wagners, selbst „Tristan" kaum ausgenommen, nimmt die absolute Musik eine solche Machtstellung ein wie in der Trilogie. Hier hat sich das symphonische Element gänzlich entfesselt und das Operndrama in einer Riesensymphonie aufgelöst. Machte man einmal den Versuch, das Vorspiel und die drei Dramen als Wortdramen mit allem feenischen Pomp darzustellen und wiederum das Tonwerk als solches ohne Beihülfe der Seene im Coneertsaal aufzuführen, man würde sehen, wie sehr sich die Wagschale zu Gunsten des letzteren senken würde. In der Trilogie, der großartigsten, wenn auch nicht der in sich ausgeglichensten seiner Schöpfungen, hat Wagner die letzten Confequenzen nicht nur seiner Richtung, sondern auch der gesammten musikalischen Entwicklungen gezogen. Auf diesen Proeeß begründet sich die Größe Wagners, aber aus ihm resultirt auch die Maßlosigkeit, als die Schattenseite des Meisters. Das Maß ist das unumstößliche Gesetz im Reiche des Schönen; an das Maß ist der menschliche Organismus gebunden.

Ein solcher ist der Standpunkt, von dem ich Wagner auffafse. Ich kann mir den Schöpfer der Trilogie nicht als ein von der Geschichte der Tonkunst abgelöstes, als ein isolirtes, aus dem Weichbilde derselben tretendes Phänomen denken, weil ich alle Fäden der Geschichte in ihm zusammenlanfen sehe. Wie einst in Palestrina die musikalischen Traditionen des Mittelalters sich personissieirten, wie in Mozart der Geist der beiden folgenden Iahrhunderte ausstrahlte, so hat Wagner die symphonischen Errungenschaften der nachmozart'schen Zeit in sich aufgenommen, sie in seinem Musikdrama bis zu der äußersten Grenze ausgestaltet und damit der neuesten Entwicklungsphafe das Schlußsiegel aufgedrückt. Ein Schritt über die Trilogie hinaus müßte zur Pantomime führen, ein weiterer aus dieser zu der reinen Symphonie zurücklenken.

Der Beruf, der Wagner zugesallen ist, bedingt eine Capaeität, die sich nicht auf die musikalische Begabung allein beschränkt, in der vielmehr Musiker, Dichter und Denker zusammenfließen. Denn die Zeit des naiven Schaffens ist vorüber, seit die Musik in die allgemeine Strömung des geistigen Lebens mündet und an den schaffenden Musiker Anforderungen ergehen, welchen er aus seiner Kunst allein heraus nicht genügen kann. Die musikalische Ausdrucksweise Wagners vermag die gesurchte Stirn des Denkers nicht zu verhüllen, sie zeigt die Spuren der analysirenden Thätigkeit des Verstandes. Aber aus dem ganzen Tonwesen blickt uns das Bild des modernen Zeitgeistes entgegen, und darum klingt diese musikalische Sprache so harmonisch mit den Richtungen der Gegenwart zusammen. Aus diesen Beziehungen schöpft sie ihre Bedeutung und die zündende Kraft, mit der sie auf die heutige Generation wirkt, darin wurzeln auch gewisse Gebrechen des Stils, die nur der blinde Enthusiasmus übersehen kann. Deshalb hat wol Wagner eine Partei, aber keine Schule gründen können und wird auch eine solche nicht hinterlafsen. Der Iünger, welcher das System Wagners zur Regel seines Schaffens machen wollte, ohne über das angeborne und erworbene geistige Vermögen des Meisters verfügen zu können, würde unfehlbar der Barbarei in der Kunst die Thüren öffnen.

Und nun die alte Oper. Hat sie in der That von dem neuen Musikdrama den Todesstoß empfangen? Wagner selbst hat auf diese Frage die Antwort gegeben in seinem Werke: „Die Meistersinger von Nürnberg", welches nach dem „Tristan" vollendet wurde, und diese Meistersinger sind nun gerade der Meistergesang Wagners, obwol sie in die Traditionen der alten Oper wieder einbiegen. Sie pafsen allerdings nicht in den Rahmen einer komischen Oper, wie es in den Intentionen des Verfafsers lag, weil in ihnen die Springfluth eines echten, urwüchsigen Humors fehlt, sie fallen eher in die Kategorie des Volksstückes. Nichtsdestoweniger hat aber Wagner in dieser Schöpfung ein Musterbild der Oper hingestellt. Die „Meistersinger" überragen den „Tristan", denn sie bewegen sich in einer reineren Atmosphäre; in ihnen verkehren wir mit gesunden Menschen und Zuständen. In den „Meistersingern" hat Wagner die Bedingungen, welche die Gattung der herkömmlichen Oper an einen Componisten stellt, mit Behagen erfüllt und dennoch denselben ein neues Relies zu verleihen und das Blut frischer Ursprunglichkeit einzuflößen gewußt, wol dadurch, daß er dem Orchester gemäß feinem Standpunkt einen unverhältnißmäßig größeren Tummelplatz angewiesen, als es die frühere Praxis mit sich brachte. Er hat sogar die alte Onverture wieder in ihre Rechte eingesetzt und in ihr ein Meisterstück geliesert. Kraft ihrer Entstehung wird die Oper in ihrer Grundform gleich der Symphonie fortleben, so lange wie die Musik lebt, aber das Kunstwerk Wagners darf sich rühmen, diese Gattung einem Läuterungsproeeß zugesührt zu haben durch den Gewinn einer strafferen Form, eines einheitlicheren Gusses und vor Allem durch den künstlerischen Ernst, auf den wir jetzt den Nachdruck legen.

So steht Richard Wagner da, eine gewaltige Gestalt, in der sich die exeentrischen Neigungen unserer Zeit verkörpern. Die Mängel selbst, die uns, seinen Zeitgenossen, so stark in die Augen springen, zeugen doch nur für die Größe dieser Künstlererscheinung. Für seltene Ueberzeugnngstreue sprechen die an das Uebermenschliche grenzende Thatkraft, der rastlose, in so vielen riesigen Partituren, in einer Fülle von literarischen Werken sich bekundende Fleiß, welchen der Meister unverkümmert bis in sein Alter hinübergenommen hat. Wagner steht jetzt in seinem 66. Jahre und geht daran, eine neue Schöpfung zu beenden. Am Sylvesterabend dieses Iahres wird er die letzte Note zu seinem „Parsisal" schreiben; er hat es gesagt und so wird es auch geschehen.

von

Heinrich Kruse.

— Berlin. —

Die Dachreiter.

^ Lturm zur Koje hinab um etwas zu schlafen Und zu vergessen die Angst, so nahte sie doch mir im Traume. Denn mir pflegte der Kllster von Schaprod dann zu erscheinen. wie der gefürchtete Mann mit der Bierbaßstimme mich aufrief, Herzusagen, und ich dastand und konnte den Ler nicht. Bder ich sah ihn auch stehn in der offenen Thüre des Kirchthurms, Drohend erhoben das Rohr, und wir drei Jungen, wir mußten An ihm vorbei, von der Treppe herab. Das begab sich wie folget: Schaprod kennt Ihr ja wohl? Ein rügensches freundliches Kirchdorf, Das an dem Strand aufsteigt und wie ein behäbiger Landmann Städtisch sich schon ausputzt; denn es schimmert mit stattlichen Häusern, Sauber geweißt und getüncht, grün glänzen die Fenster und Läden. Niedrig ist freilich die Thür, und wenn man vergißt sich zu bücken, Stößt man sich tüchtig den Kopf. Denn es wohnen da ältliche Schiffer, Die sich zur Ruhe gesetzt und das Haus nach alter Gewohnheit Niedrig und zierlich sich bau'n, wie weiland im Schiff die Tajüte. Bben auf luftiger Höhe des Ufers erhebt sich die Kirche, Uralt — denn in das Thor ist ein heidnischer Götze gemauert — Düster, von wenigen Fenstern erhellt, die nicht in der Reih' stehn; Aber der Thurm ist stattlich und dienet den Schiffern als Zeichen. Stattlich ist auch die Kirche mit steil aufragendem Dache: Wer darüber zu werfen verstand, der galt schon als Meister. Ueber das Thor hinaus steht einsam ein Strebepfeiler, Plump, von der Kirche getrennt, so wie mau s am Dome von Lund sieht. Einst zum Stützen bestimmt; nun bedurft' er wol selber der Stütze; Längst schon bröckelt' er ab und war vor Alter gespalten. Und nun hatten die Bienen gebaut im Spalte des Pfeilers.

Dort war Honig in Masse, so sagten die Lente, zu sinden,
Da dort Jahre bereits ungestört die Bienen genistet.
Schade, daß Niemand den leckeren Seim zu kosten vermochte,
Wenn nicht Engel vielleicht aus den Lüften herab sich bemühten.
Cftmals blickten wir Knaben hinauf und sahen die Bienen
Schlüpfen zur Besfnung hinaus und hinein und leckten den Mund uns;
Aber vergebens; es reichten die Leitern im Dorfe so hoch nicht.
Und wir hätten am Leib uns Flügel gewünscht wie die Bienen,
„wisset Ihr was? —" so rief ich einmal, da wir älteren Knaben
Sonntag Nachmittags Betglocke gezogen und heimwärts
Schon mit dem Schlüsselbund uns trollten; es mochte die Sonne
Grade den Pfeiler so recht anlockend bescheinen; ich sagte:
„wisset Ihr was? wir klettern hinauf und holen den Honig!"
„Johann Wolter, Du bist wol nicht klug!" so sagten die Andern.
Aber ich war damals der verwegenste Klett'rer im Dorfe,
Dem kein Marquardnest im obersten wipfel zu hoch war.
„Ei was, sagt' ich, was ist denn dabei? wir steigen vom Thurme
Nur auf das Kirchendach und schieben uns facht an die Spitze,
Und dann sind wir am Pfeiler, und können den Honig verzehren.
wenn Ihr nicht mitwollt, geh' ich allein!" So dreht' ich den Schlüssel
Schon in der Thurmthür um. Als die Andern so muthig mich fanden,
Bhne Besinnen an's Werk mich machend, als war' es ein Leichtes,
Sahn sie einander sich an und kratzten sich hinter den Bhren;
Doch die Beherztesten solgten mir nach durch die offene Thüre.
Und so säum' ich denn nicht und stoße die Luke des Thurms auf,
Steig' auf's Dach und setze zur Fahrt rittlings mich und rufe:
„wer kein Schneider ist, folge mir nach!" Da stieg denn auch richtig
Erst Fritz Runge mir nach, mein Spießgeselle, der treulich
Jeglichen Streich mit mir stets auszuführen gewohnt war.
was ich that, das that er mir nach. Als er hinter mir Platz nahm,
Ließ aus der Luke sich noch Karl Kasten herunter, doch etwas
Saghaft sich mit dem Fuße des Daches versichernd, wir halfen
Ihm zum Sitzen zurecht. So saßen wir Drei auf dem Dache
Rittlings übergeschlagen. Ich rief: „will Keiner denn mehr mit?
Schneider, Ade!" So zogen wir ab. wir rutschten behutsam
Ueber das Dach vorwärts. Längst hatt's Ausbesserung nöthig, —
Los und bröckelig waren die Ziegel geworden; sie schoben,
während wir vorwärts rutschten, sich hier und da, und der Kalk siel
Krümelnd herab, und uns wurde dabei schier seltsam zu Muthe.
Doch uns erfüllte so ganz die Begier nach dem leckeren Honig,
Daß wir nur vorwärts strebten und viel an Gefahren nicht dachten.
Lndlich hatt' ich den Pfeiler erreicht; da bedient' ich des Stock's mich,
Den ich mir mit auf die Fahrt zum Honigstochern genommen.
Voller Erwartung stieß ich den Stock in die Spalte hinunter,
Rakte hinauf und hinab, und es flogen wol Bienen von dannen,
Aber es kam kein Honig heraus. Ich kratzte und scharrte;
Aber obgleich im Dorf auch alte verständige Leute
Sprachen vom Honig, als fei es gewiß und nicht zu bezweifeln,
war kein Honig im Pfeiler! ich stieß statt köstlicher Waben
Nichts als altes Gerolle hervor und Spinnengewebe.
Ja, ich beugte mich vor und sab, mit eigenen Augen,
Daß kein Honig im Spalt, und daß wir Narren gewesen.
Anfangs ärgert' ich mich, dann lacht' ich und sagte: „Es hilft nichts!
Hab' ich doch oft mir schon beim Klettern die Hosen zerrissen,
Und nachher war das Nest doch leer!" „Ja, was fangen wir nun an?"
Sprach Karl Kasten in kläglichem Ton. „was ist da zu fragen?
Ei, wir drehen uns um, und rutschen zurück nach dem Thurme!"
Das war leicht wol gesagt, doch als Karl Kasten sich dreh'n soll,
Kriegt er es schon mit der Angst und fürchtet vom Dache zu purzeln.
„Sieh!" so sagt' ich zu ihm, und drehte so flink wie ein Turner
Sich auf dem Reck umdreht, mich herum, und mit einiger Mühe
Macht Fritz Rung es mir nach. So blickten wir Beide zum Thurme,
Doch Karl Kasten, er blickt' uns zitternd und zagend entgegen.
Endlich gelang es ihm auch mühsam, nach manchem versuche,
Sich auf der schwindelnden Höhe zu dreh'n und die Beine zu wechseln.

Also traten wir dann den Rückmarsch an; doch der Hinweg
war uns leichter geworden, belebt von Verlangen und Hoffnung.
Unser Kleeblatt war trübselig ernüchtert! „Das Dach bebt!"
Rief Karl Kasten. Der Hinterste sonst, jetzt sollt' er uns führen;
Aber ein kläglicher Führer! Es hatten sich nns're Gespielen
Unten zuhauf versammelt, und starrten hinauf von dem Kirchhof,
Uns Dachreiter bewundernd. Sie riefen, die Meinung bestärkend:
„Nehmt Euch in Acht! Denn es wackelt das Dach! Ja, es drohet den Einsturz!"
Und Karl Kasten vergingen die Sinne beinah; doch er rutschte
Langsam weiter zum Thurm. Als er zitternd zum Ziele gelangt ist,
Und es nun gilt sich empor zu der Luke des Thurmes zu schwingen,
Da entsinkt ihm der Muth. Ihm dünket, zu groß sei der Abstand.
Und er vermag nicht einmal sich aufzurichten. Die Thürme,
Klagt er, und Schiffe beginnen vor ihm sich zu biegen und schwanken,
Alles schwimmet und kreiset um ihn, kaum hält er sich krampfhaft
Noch an dem Kirchdach fest wie ein Sonntagsreiter am Sattel.
„Nein, mir schwindelt!" so rief er. Ich sprach vergebens ihm Muth ein;
Er saß zitternd und bebend und rührte sich nicht von der Stelle
Und so waren wir Alle verhindert zum Thurme zu kommen.
Denn wir besaßen ja nicht wie Kolter, der muthige Springer,
Ueber ihn wegzuspringen die Kunst, wie sollten wir also
An Karl Kasten vorbei, der sich nicht rüppelt' und rührte?
Also saßen wir drei Dachreiter und hatten die schönste
Muße vom luftigen Sitz zu beschauen die herrliche Umsicht,
Ringsum blaute das Meer im Glanze der sinkenden Sonne,
Ausgespannt wie ein Rahmen, das liebliche Rügen gestickt drauf.
wittow stieg wie ein wallsischhaupt aus den schäumenden wogen
Mächtig empor, und schimmerte hell von unendlichem waizen,
Iasmund dunkelte fern, mit dem Waldgebirge, dazwischen
Sah man die Kreidefelsen des Ufers. In Mitten der Insel
That sich der freundliche Rugard hervor und weiter nach Mittag
Sah man die ragenden Thürme von Stralsund, die ans dem Meere
Schienen gewachsen zu sein, und die anderen Städte von Pommern.
Neben uns, lang und schmal, lag Hiddensoe mit dem Dornbufch;
Endlos schweifte der Blick auf Rüsten und Buchten und Inseln.
Moen sogar war deutlich zu sehn, vom kreidigen Ufer
Strahlte die Sonne, zum Rand schon gesunken, zurück wie ein Blitzstrahl.
Wer nur Stimmung gehabt, um in alle der Schönheit zu schwelgen!
Aber wir saßen da nun schon eine geschlagene Stunde,
vorn Karl Kasten, je länger je mehr am Klettern verzweifelnd,
Dann Fritz Runge, gemach abwartend, was ich wol beginne;
Ich zuletzt, doch mit meinem Latein war auch es zu Ende.

Siehe, da kam langsam nach seiner Gewohnheit der Küster Und Schulmeister daher, der alte Tode. Er pflegte Sonntag Abends zu Gau im Bratenrocke zu gehen. Rubarth kam dann auch, ein Steu'rmann, welcher sein Logbuch Lange geschlossen bereits; Gau, ein zweispänniger Bauer, Ließ sich nicht nehmen, den Wirth am Sonntag Abend zn machen. Also kamen die Drei zusammen und spielten da Schafskopf. Als mein Küster nun naht, langsam, mit geistlicher Würde, Hält er die Hand vor's Gesicht und wagt nicht den Augen zu trauen, Als er nun Drei da sieht auf dem Kirchdach sitzen wie Krähen, Die im Winter sich setzen auf's Dach in geschlossener Reihe. Nun trug Tode gewöhnlich ein Rohr, ein mächtiges, hohes, Lederbezogenes Rohr, und es waren im Leder verschied'ne Knoten und Ringe gemacht, sie dienten dem Stock zur Verzierung, Aber vereinten dabei mit dem Angenehmen den Nutzen; Denn sie verstärkten die Wirkung des Rohr's auf den Rücken der Schüler. Wbbemeldeten Stock trug Tode, so sagt' ich mit Absicht. Nämlich er pflegte das Rohr nicht zum Spazieren zu brauchen, Sondern er trug es so quer, ganz wag'recht, unter dem Arme. Als er uns aber erblickte, da nahm er den Stock in die Rechte, Schwang ihn scharf durch die Luft und verrieth so seine Gedanken. Doch er besann sich sogleich und brachte den Stock in die alte Lage zurück, ihn quer mit dem Arm festhaltend, dem linken. Ruhig rief er sodann mit seiner gewichtigen Stimme:

„Siehe doch, Johann Wolter, was machst Du da? Willst Du vielleicht Dir
Sperlinge greifen?" Ich sagte darauf: „Nein, Herr Schulmeister!"
Und so sucht' ich die Sache so glatt wie möglich zu machen.
Sagte zum Schluß wie es war, Karl Kasten sei zage geworden,
Mein', ihm wäre die Luke zu hoch, und es wackle das Kirchdach.
„Dummer Schnack!" rief Tode mit seiner gewaltigen Stimme,
„Was? Auf dem Kirchdach kann ein gemästeter Bchs noch entlang gehnl
Jungen, Ihr steigt sogleich in das Fenster des Thurms und vergeßt nicht
Unten die Thüre zn schließen! Ihr habt mich doch, Jungen, verstanden?
Marsch!" Als so eommandirt mit donnernder Stimme der Küster
Und zugleich ausholt mit dem lederbezogenen Rohre,
Springt Karl Kasten empor, als spürt' er den Schlag ans dem Rücken,
Faßte die kut" und sprang auch hinein, es ging wie geschmiert nun.
Ja, ein kräft'ger Befehl ist gut sür schwächliche Menschen!
Auch Fritz Runge besann sich nicht lang, und ich schwang mich als Letzter
Spielend hinein. So waren wir denn im Thurme geborgen,
Und wir wünschten nur rafch in's weite zu kommen. Davor schrieb
Kllster ein p! Er stand in der halbgeöffneten Tlzllre,
Kriegte den Ersten sogleich beim wickel. wir Anderen drängten
Hinter ihm her, wo möglich vorbei zu kommen am Bger;
Aber er stieß uns zurück, dann schloß er gemächlich die Thurmthiir.
„Nun, Dachreiter, so komm! Ich will Reitstunde Dir geben!"
Und so ließ er den ledernen Stock mit den Knoten und Ringen
Auf Karl Kasten hinab, in gemessenen pausen. Der Junge
Lamentirte nicht wenig und suchte sich noch zu entschuld'gen.
„Mußt Du Narr denn stets mitmachen?" so sagte der Kllster,
Und so ließ er ihn laufen, nachdem er ihn leidlich geprügelt.
Darauf schloß er die Thür von Neuem sich ans, und er langte

Sich Fritz Runge zum zweiten; ich suchte dem Kllster noch einmal
Dnrchzuschliipfen und ihm vorbei zu preschen, doch warf er
wieder mit fleischiger Faust mich zurück ans die Treppe des Thurmes,
Stieß mit der Thür mich nach innen und drehte den Schlüssel im Schloß um.
„Nun, mein Ritter vom Dach, sprach Tode, ihn spöttisch betrachtend,
Sag', Fritz Rung', auf Dich kaun Johann Wolter wol immer
Rechnen, so oft er 'nen Streich ausheckt?" Daß Ich es gewesen,
welcher die Andern verführt, das stand Schulmeister',! sogleich fest
wie er uns oben nur sah. Ich gab ihm im Lernen und Antwort
Selten Gelegenheit sonst zum Schelten, doch leider die Sitten!
ward ein Streich nur verübt, war Johann Wolter dazwischen,
Wder er galt doch dafür, und mußt' unschuldig es büßen;
Letzteres indessen, der Wahrheit die cLhre! nicht häusig.
„Komm, Fritz Rung', ich will Dich bewoltern! Du stiegst auf das Dach 'rauf,
Und nun steig' ich Dir auch auf das Dach!" so sagte der Allster.
Und so schwang er den Stock und wammste den armen Gesellen,
Daß durch das ganze Dorf das Klatschen der Streiche zu hören.
Zwar Fritz Runge verbiß sich den Schmerz und stellte sich fühllos;
War ich auch selbst nicht da, so dacht' er an mich doch, und wußte,
Daß ich den Schmerz zu verrathen zu stolz war; aber der Kllster
Ließ in geschwinderem Taet dermaßen den Stock sich bewegen,
Daß mein Fritz gottsjämmerlich schrie. Mir ward in dem Thurme,
Als ich die Laute vernahm, sür meinen Buckel doch bange,
Und ich dachte daran, in das Sparrwerk oben zu flüchten,
Wo kein Küster mir nachzukommen vermochte. Indessen —
Wenn mich der Kllster im Thurm' einschloß, und ließ mich die Nacht da?
Davor gruselte mich, trotz aller Verwegenheit, dennoch;
Darum zog ich es vor, dem Geschick entgegen zu gehen.

Als er die Thür aufschloß und an mich nun die Reihe gekommen,
Trat ich hinaus, als sei nichts vorgefallen und sagte:
„Herr Schulmeister, ich wollte so gern von dem leckeren Honig
Eine Portion Euch holen" — begann ich in freundlichster Weise.
„So! So! So!" sprach Tode, und strich den verbogenen Stock aus.
„Johann Wolter, wir kennen Dich schon, wir kennen Dein Maulwerk!"
Und dann, ohne mit Worten sich weiter in Kosten zu setzen,
Wackelt' er so mich durch, wie ich nie im Lehen geklopft bin.
Ich ward braun und blau, und dem Küster versetzt' es den Athem;
Kirschroth färbten sich ihm die wie Wampen hängenden Wangen;
Aber er brachte mich nicht zum Schrei'n. „Da, halte den Stock mal!"
Sagt' er und wollte den Schweiß von der Stirn abtrock'nen, mit frischen
Kräften nachher sein Züchtigungswerk zu beginnen. Ich aber.
Selber im heftigsten Schmerz nicht die Schwänke vergessend, ich sagte:
„Ach, ich soll wol den Stock zu Gau hintragen?" Und ohne
Antwort abzuwarten, ich auf und davon mit dem Stocke!
Gau saß schon vor der Thür mit Rubarth: Bauer und Seewolf
Schmauchten den Meerschaumkopf und erzählten sich alte Geschichten.
Als ich komme des Weg's mit dem ledernen Stocke gelaufen,
Ihn wie der Fähndrich die Fahne beim Vogelschießen zu Stralsund
Hoch in die Luft aufwerfend und zierlichst wieder ihn fangend,
Merkten sie auf und riefen: „He, Johann Wolter, was gibt es?
Junge, was bringst Du denn da?" „Nun den Stock des Küsters: Ihr

seht's ja."

„Doch wo bleibt er denn selbst?" sprach Gau. „Wo steckt er denn wieder?
Sagte zugleich Rubarth. Wir müssen schon lang auf ihn warten."
„Ja, Ihr müsset den Küster entschuldigen, zuckt' ich die Achsel;
Denn, so sagt' ich als Schalk mit listigem Doppelsinne,
Tode — er hatte 'nen Schlaganfall bei der Kirche."

„Der Küster

Hatte 'nen Schlaganfall!" so riefen erschrocken sie Beide.
Und sie sprangen dabei so rasch auf die Füße, daß Rubarth
Seine pfeife verlor aus dem Mund und es gar nicht bemerkte.
„Hab' ich nicht stets es gesagt? sprach Gau. Ich warnt' ihn vergebens.
Warum frißt er so viel?" „Ich Hab' es ihm längst prophezeiet!
Warum säuft er so viel? Er wollte mir längst nicht gefallen!"
Sagte da Rubarth auch, mit schwerem Kummer um Tode
Und um den dritten Mann bei Whist und Boston und Schaafskopf.
Und so liefen sie denn ihm entgegen. Ich rannte nach Haufe,
Hell auflachend dabei ob meines gelungenen Scherzes;
Aber wie oft, wie oft bin ich im Leben nach Honig
Ausgegangen und habe nur voll den Buckel bekommen!

Wider wind und Wellen!

eich war Borkum vordem durch Wallfischfang und durch Schifffahrt, Und auf der Insel, die nicht blos leuchtet mit silbernen Dünen, Sondern das Auge mit Wiesen erfreut und goldenen Aeckern, Sieht man die Gärten noch heute mit Wallsischrippen umzäunet. Solch ein Wallfischjäger war auch Gerd Eilers und hatte Sich ein artiges Geld auf die hohe Kante geleget. Doch schlecht wurden die Zeiten; es kamen in's Land die Franzosen, Welche die Rüsten bewachten und englische Waaren verboten. Also wurden die Häfen gesperrt und es wagte sich kaum noch Irgend ein Schiff hinaus und still stand Handel und Schifffahrt. Darin konnte jedoch sich Eilers nicht finden, der kühnen Und hoffärtigen Sinnes. „Was kehr' ich mich an die Franzosen? Sagt' er; dafür weiß wol Gerd Eilers sich Rath noch zu schaffen, Westwärts fließet von Borkum die Ems und fließet auch ostwärts! Wenn ich nur tüchtig die Hand der Franzosen versilb're, so sehn sie Links, wenn ich fahre nach rechts, und rechts, wenn ich fahre zur Linken!' Also bestellt er ein Schiff in Emden. „Du brauchst nicht zu sparen, Sprach er zum Baas, nur mußt Du mir Alles gerade so machen, Wie ich es Dir angeb'; ich weiß, was zum Segeln gehöret." Und so wurde das Schiff denn gebaut nach seinem Gefallen, Ein dreimastiger Schoner aus eichenen Planken und Kernholz. Niemals ward ein größeres Schiff in Emden gezimmert; Niemand hatte darin auch nur ein Achtel gerhedet; Ganz sein eigen, das herrliche Schiff, kein Stllver als Schuld drauf! „Und wie soll es denn heißen?" so fragte der Schiffsbaumeister. „Ja, was meinst Du?" so sprach Gerd Eilers mit pfiffigem Lächeln. „Ich? Ich nennt' es: Die Braut; dieweil es so zierlich und schlank ist. Bder: Die Hoffnung: das ist ein glücklicher Name."

„Die Hoffnung!

Hoffnungen schwimmen so viel auf der See! Ein gewöhnlicher Name!
Nein, mein Schiff ist fest, und ich selber verstehe zu fahren,
Darum nenn' ich es auch — Allein Ihr werdet es hören!"
Und da die Flafche zerschlagen am Schiffsbug wurde, so tauft er's:
„Wider Wind und Wellen!"

„Das ist ein vermessener Name!"
Sagte der Baas und zog nachdenklich die Brauen zufammen.
„Unser Herrgott sitzt im Himmel und läßt sich nicht spotten!
Daran kann man gedenken auf Spiekeroog, in dem Kirchlein,
Wo man die zwölf Apostel auf Goldgrund kräftig gemalt sieht,
Bilder, die einst die Kapelle geschmückt in einem gewalt'gen
Spanischen Vrlogsschiff, das hier an der friesischen Kllste
Schiffbruch litt in dem Sturm, der jach die Armada zerstreute.
Philipp hatte sich auch zu viel mit Worten vermessen,
Sieh, und die Bilder des Dorskirchleins, ans dem Wracke geborgen,
Sind nun der einzige Rest von der unüberwindlichen Flotte.
Gott demüthigte noch ganz andere Leute, als Dich schon!"
„Freund, Du haft mein Schiff mir gebaut, ich bezahle dafür Dich,
Doch ich verlang' in den Kauf nicht Lehren und Predigten, horst Du?"
So sprach Gerd, der nicht auf. Andre zu achten gewohnt war,
Und so fnhr er nach Borkum zurück, um das Geld sich zu holen,
Das rückständig noch war sür den Bau an den Meister. Im Eckschrank
Lag es schon lange bereit, im neuen und stattlichen Haufe,
Das mit der Iahrszahl prangt' und der messing'nen Wetterfahne,
Mit drei stattlichen Linden, wenn über dem Dache die Wipfel
Winterlich kahl auch sind von den Stürmen der friesischen Küste,
Und mit dem Garten, der hier mit Wällen beschützt vor dem Sand war,
Dort von riesigen Knochen umzäunt: sie erinnern den Schiffer
Manches sröhlichen Fang's und der glücklich geworf'neu Harpune.
Fest gegründet war Gerd Eilers' Glück ans dem Lande;
Aber er glich dem Hund, der den Knochen verliert aus dem Maule,
weil er schnappt nach dem Schatten, der ihm auf dem Wasser sich zeiget!
Borkum sprach von nichts als dem Schiff mit dem trotzigen Namen,
Und als Gerd mit dem Geld ans dem Haus trat, stand wol die halbe
Insel umher, und es war ihm schon recht sich beachtet zu sehen.
Als ihm die Truhe so schaukelt am Arm, da löst sich der Loden
Und in den Sand rollt klirrend das Geld, als wollt' es ihn mahnen:
„Gib mich nicht weg!" Da wurde der Kopf von Manchem geschüttelt.
„Unglück bringt Dir das Schiff; schlag's los! Dies sind nicht die Seiten,
Gegen den Wind zu segeln; es faulen die anderen Schiffe,
Und Du bautest Dir eins. Schlag's los!" so sagten die Leute.
„WeibergewLsch!" brummt nur Gerd Eilers und sammelt die Münzen
Wieder vom Boden zuhauf, bringt's Geld nach Emden zum Baas hin,
Zählt es ihm baar auf den Tisch und schwimmt in Glück und in Freuden,
Wenn er so steht auf dem Schiff und mit Kennerblicken es mustert.
Und so nahm er denn flugs, trotz Engelsmann und Franzosen,
Fracht ans Indien an und segelte stolz aus dem Dollart.
Mit ihm fuhr sein einziger Sohn, ein blühender Jüngling,
Goldig gelockt, treuherzigen Blick's. In der Nacht vor der Abfahrt
Träumt er so schwer und sieht im Schlafraum neben sich stehen
Etwas — ein Schiffsrumpf schien es zu sein, doch dient er zum Sarge;
Denn ein Leichnam lieget darin mit wallenden blonden
Locken, allein das Gesicht ist verlarvt; rings brennen die Lichter.
Das ist das böse, das zweite Gesicht. Da ergrimmet der Jüngling
Gegen das schlimme Gespenst. Er greift nach der Scheere, er schneidet
Kräftig hinein in das lockige Haar und steckt sich den Büschel,
Welchen er abgeschnitten, in's Bett. Und als er am Morgen
Aufwacht und sich besinnt, da findet er richtig die Haare
Neben sich; aber es sind, o Schrecken! die eigenen Locken,
Wie ein Blick auf den Spiegel ihn zeigt. Er hatte die Lcheere
Gegen das eigene Haupt im Traume geführt und sich selber
Hatt' er als Leiche geschant und glaubte dem Tod sich verfallen.
Was ihm im Traume begegnet, erzählt' er dem Vater und sagte:
„Wenn ich reise, so zieh' ich das Schiff mit mir in's verderben,
Laß mich, bat er, zu Haus." Doch es zürnte der Vater und fluchte,
Polternd von Albernheit und Aberglauben. Der Sohn mag
Flehn roie er will, er muß auf die Reise mit. Als mit gerefften
Segeln in kräftiger Brise sie fahren inmitten der Nordsee,
Kracht es im Schiff; bald hört man ein dumpfes Gegurgel im Schiffsraum
Und schnell stürzt sich die See in das Leck und reißt das verdeck auf.
Da war freilich es Seit an Rettung zu denken! Der Alte,
Vbwol finsteren Muth's, gibt sicher und rafch die Befehle.
Als sie das Langboot lösen, so hilft ungerufen die Sturzsee
Beim flott machen? sie springen hinein. Als der letzte von Allen
Wankt, bleich wie ein Gespenst, mit gerungenen Händen, der Schiffer
Auf das Verdeck, Was ist es? Der Sohn liegt unten und will nicht,
Mag auch der Vater befehlen und bitten, den Uebrigen folgen.
„Laß mich, sagt er zum Alten, ich bin das erkorene Bpfer;
Laß mich hier mit dem Schiff allein mein Schicksal vollenden.
Ging' ich mit Euch, so würdet Ihr selbst in die Tiefe gezogen,
Laß mich, Vater, und rette Dich nur und grüße die Mutter."
„Du barmherziger Gott, wie darf ich denn ohne Dich kommen.

Du Augapfel der Mutter? B, folge mir, einziges Kind, doch!"
Also flehet der Vater und weint und bestürmt ihn vergebens.
Abgewandt, als versagten den Dienst schon Bhren und Augen,
Liegt sein Sohn vor ihm da, und es ruft ihm draußen die Mannschaft:
„Kommt, Capitän! Macht fort! Sonst müssen wir kappen! So kommt doch!"
Hastig springet der Schiffer auf Deck, sieht, daß es zu Ende,
Eilt noch einmal hinab und beschwört bis zuletzt noch den Jüngling,
Und dann schwankt er verzweifelt hinaus und springt in das Langboot.
Und hoch werden die Ruder gehoben zum kräftigen Schlage,
Welcher das Boot fortstößt von dem sinkenden Schiffe. Da hört man
Plötzlich ein Hülfegeschrei vom Bord her. Siehe, da steht er,
Sein unglücklicher Sohn, in fliegenden Kleidern. In ihm hat
Endlich die Liebe des Lebens gesiegt. „Kehrt! jammert der Vater.
Gott, mein Rind, mein Kind! Wir müssen zum Schiffe zurück. Kehrt!"
Und schon hält er das Tau, sein Kind zu retten, in Händen.
„Kehrt!" Sie rudern zurück mit übermenschlichen Kräften,
Als hoch über das Schiff sich braufend und zischend ein schwarzes
Ungeheuer von Wogen ergießt. In die Tiefe geschleudert
Wurde das Rettungsboot und verschwand in dem gähnenden Abgrund.
Und da es wieder emporarbeitet: wo ist da das neue
Prächtige Schiff? Ringsum nur Meer und Wogengetümmel!
Wind und Wellen behielten den Sieg. Gerd war wie die Reichen
Sonst auf mehr nur erpicht und Geld und Gut; doch er dachte
Damals nur an den einzigen Sohn. Der verzweifelte Vater
Mußt' auf dem Boote noch lang umtreiben in Sturm und in Regen,
Bis am siebenten Tag, wo die Mannschaft vor Durst und vor Hunger
Fast schon verschmachtet war und erstarrt vor Näss' und vor Kälte:

Sprachlos harrten sie schon auf den Tod! — bis das Boot noch bemerkt ward.
Eine schwedische Brigg kam näher und nahm die dem Schiffbruch
Mühsam Entgang'nen an Bord, mitleidig sie hegend und pflegend.
Einer der Mannschaft besann sich nicht mehr und starb an Entkräftung;
Alle die Anderen kamen davon mit dem Leben, dem nackten.
Und so wurden sie denn an der friesischen Kiiste gelandet;
Aber der Schiffer, er kam mit traurigem Muth in die Heimat.
Als er in's Haus eintrat, so setzt' er sich ohne zu reden
An den gewöhnlichen Platz. Es erschrak darüber die Hausfrau:
„Mann, wo kommst Du denn her? was ist's mit dem Schiff? wo ist Folgert?"
„Frau, Du siehst es, ich komm' allein; Du mußt mich nicht fragen!"
Sprach er und suchte zu rauchen; doch siel ihm die Pfeife zu Boden,
Daß sie klirrend zerbrach, und gleich wie die thönerne Röhre
Schien auch gebrochen der riesige Mann und schluchzte und stöhnte.
„B Herrgott, Du hast uns gestraft für den frevelnden Namen!"
Rief mit Jammern die Frau, und rang in Verzweiflung die Hände.
Seit dein Tag war bezähmet der Trotz des unbändigen Mannes,
Und man kannt' ihn nicht mehr. Schier weinerlich jetzt und verzagend
Sitzt er zu Haus, und als auch Nahrungssorgen sich melden,
Trotz des blinkenden Hahns auf dem Dach und der riesigen Iahrszahl,
Läßt er sich willig und still zum Fährmann machen der Insel.
welche VerLnd'rung mit ihm! Der alte pflllger der Meere
Fährt jetzt über das Watt Frachtgüter und Gäste zum Baden!
Der einst Vogel gewesen, ist jetzt zur Brücke geworden!
Also haben ihn Manche gesehn, die am herrlichen Strande
Borkums fröhliche Lust und Gesundheit suchen im Meere.
Einst so trotzig und laut, sitzt jetzt Gerd schweigend am Ruder,
Schauet nach Ebb' und nach Flut, so struppig und sinster wie Eharon,

ve„, -
— Brford. —

Der Begriff von Fetisch zu weit ausgedehnt.

^ine der größten Schwierigkeiten, die uns entgegentritt, wenn wir in wirklich wissenschaftlicher Weise das Problem des Fetischismus zu behandeln suchen, ist die weite Ausdehnung, A welche man der Bedeutung dieses Wortes gegeben hat. De Brosses, wie wir sehen, spricht schon von Fetischen nicht nur in Afrika, sondern bei den rothen Jndianern, den Polynesieni und den Stämmen im Norden von Asien. Nach seiner Zeit hat es kaum einen Winkel der Erde gegeben, Ivo Reisende nicht Spuren von Fetischdienst zu sinden geglaubt. Diese Tendenz, an allen Orten Aehnlichkeiten zu sinden, hat ihre volle wissenschaftliche Berechtigung. Es ist eben der vergleichende Geist, der überall geschäftig ist und der bereits die größten Erfolge in unserer Zeit errungen hat. Nur sollte dabei nicht vergessen werden, daß Vergleichung, um wirklich wissenschaftlich haltbare Resultate zu Tage zu fördern, mit Unterscheidung Hand in Hand gehen muß, sonst kommen wir in Versuchung, so ost wir zwei aufrechte Steine und einen dritten darüber gelegt sinden, von Cromlechs zu schwärmen, nnd jeden Stein mit einem Loch für einen Dolmen zu erklären.

Wie haben z. B. vor Kurzem in Deutschland und in England viel von Baumdienst und Schlangendienst zu hören gehabt. Nichts kann nützlicher sein, als analoge Fälle in weitesten Kreisen zu sammeln; aber ihren wahren wissenschaftlichen Werth erhalten solche Analogien erst dann, wenn wir es uns klar machen können, wie unter der auf der Oberfläche erscheinenden Aehnlichkeit ost die größte Verschiedenheit in Bezug auf ihren Ursprung zu entdecken ist.

Vergleiche „Nord und Tüd" VII, 20.

Das ist ja auch der Hauptreiz der vergleichenden Sprachsorschung. Natürlich gibt es Grammatik überall, selbst in den Sprachen der niedrigsten Völker. Die Frage ist, wie ist sie entstanden. Wenn wir unsere grammatische Terminologie, oder Clafsisieation, unseren Nominativ und Acenfativ, unser Aetivum und Pafsivum, unser Gerundium und Supinum in allen Sprachen sinden wollen, so verlieren wir das Nützlichste, was ein vergleichendes Studium der Sprache uns lehren soll, wir lernen nicht, wie dieselbe Absicht in hundert verschiedenen Sprachen, auf hundert verschiedenen Wegen erreicht werden konnte und erreicht wurde. Hier erhält der alte lateinische Spruch seine wahre Bedeutung: 3i äno gieunt i6em, von sst iöern. Wenn zwei Sprachen dasselbe sagen, so ist es deshalb nicht immer dasselbe.

Wenn es überall auf Erden Fetischdienst gibt, nun so ist dies gewiß eine interessante Thatsache, aber ihre wahre wissenschaftliche Bedentung erhält sie erst, wenn wir verstehen lernen, warum dies so ist. Die Hauptschwierigkeit, die zu lösen, ist, wie ein Fetisch ein Fetisch geworden, und wenn wir den Fetischismus von dieser Seite angreisen, so werden wir bald sehen, daß, obgleich die Fetische anscheinend überall dieselben sind, ihre Anteeedentien faft nirgends dieselben gewesen. Ich halte dafür, daß es keinen Fetisch ohne Anteeedentien gibt, und daß das wahre und wissenschaftliche Interesse des Fetischismus hauptsächlich in diesen Anteeedentien liegt.

Antecedentien des Fetischismus.

Betrachten wir nun einige der gewöhnlichsten Erscheinungen von sogenanntem Fetischismus, und wir werden bald einsehen lernen, auf wie verschiedenen Höhen der menschlichen Natur die Quellen liegen, aus denen er entspringt.'

Wenn die Gebeine, oder die Asche, oder das Haar eines verstorbenen Freundes als Andenken aufbewahrt werden, wenn man sie an sichern oder heiligen Orten niederlegt, wenn man sie von Zeit zu Zeit betrachtet, ja selbst, wenn Trauernde in ihrer Einsamkeit stille Worte an sie richten, so kann dies Alles Fetischismus genannt werden.

Ebenso, wenn ein Schwert, das ein tapfrer Krieger gebraucht hat, oder eine Fahne, unter der einst ein Sieg erfochten wurde, wenn ein Stock, oder sagen wir ein Seepter, wenn ein Calabafch, oder sagen wir eine Trommel, mit Ehrfurcht und Enthusiasmus von Soldaten begrüßt werden, ehe sie selbst zur Schlacht ziehen, so mag auch dies Fetischismus genannt werden.

Wenn sodann, wie es ja ost geschieht, diese Fahnen und Schwerter von Priestern gesegnet werden, oder wenn man gar die Geister derer, welche sie früher getragen, anruft, als ob sie gegenwärtig wären, so mag auch dies als Fetischismus dargestellt werden.

Wenn der Soldat im Unmuth über seine Niederlage sein Schwert über das Knie bricht, oder seine Fahne zerreißt, oder seine Adler wegwirft, so könnte man sagen, daß er seinen Fetisch züchtigt; ja man könnte beweisen wollen, daß Napoleon ein Fetischdiener gewesen sein müsse, als er auf die Pyramiden hinwies und zu seinen Soldaten sagte: „Vierzig Iahrhunderte blicken auf Euch von diesen Denkmälern herab."

Dies ist eine Art von Vergleichen, wobei man die Aehnlichkeiten alle Unterschiede verdecken läßt. Wollen wir aber die alten Gebräuche wilder Völker nicht nur kennen, sondern auch verstehen lernen, so können wir gar nicht genug auf ihre Unterschiede achten. Die Gründe, aus denen ein Stock oder ein Stein verehrt wurde, sind unendlich. Zuweilen bezeichnet der Stein ein verlafsenes Heiligthum, oder eine alte Gerichtstätte*) oder ein Schlachtfeld, oder das Grab eines Königs, oder den Ort eines Mordes.**) Zuweilen sollte er die heiligen Grenzen zwischen Stämmen und Familien beschützen. Es gab Steine, aus denen man Waffen verfertigte, es gab andere, auf denen man Waffen scharf und schneidig machte; es gab Steine, wie die Iadesteine, welche man sogar in Schweizer Seen sindet, die wie Heiligthümer aus weitester Ferne gleichsam als Familienerbstücke mitgebracht wurden. Es gab auch Steine, die vom Himmel gefallen. Sollen nun alle diese Steine einfach als Fetische katalogisirt werden, weil sie alle aus sehr guten, aber sehr verschiedenen Gründen eine gewisse Ehrfurcht in alten oder neueren Zeiten genossen?

Zuweilen beweist die Ehrfurcht, die man einem ganz rohen unbehauenen Steine als dem Bilde eines Gottes beweist, eine höhere Kraft der Abstraetion als die Verehrung eines Meisterwerks von Phidias; zuweilen ist die Verehrung, die man einem Steine, der wie ein Mensch aussieht, beweist, eine sehr niedrige Stufe des Gottesbewußtseins. Wenn wir zufrieden sind, dies und vieles Andere einfach als Fetischismus zu betrachten, so wird man uns bald sagen, daß der Stein, auf dem alle Könige von England gekrönt worden sind, ein alter Fetisch ist, und daß wir in der Krönung der Königin Vietoria ein Ueberlebsel <survIvaI) von angelsächsischem Fetischismus zu erkennen haben.

Dieses Suchen nach Fetischen und Ueberbleibseln vom Fetischismus ist so weit getrieben worden, daß Reisende in Afrika die Eingeborenen fragen, ob sie denn wirklich an Fetische glauben, als ob der arme Neger oder Hottentotte oder Papua eine Idee haben könnte von dem, was wir unter Fetisch verstehen. Die als Ausdrücke für Fetisch bei den Afrikanern angesührten Namen sind Ari-Ari, Aru-zzru, oder M-^'u, wahrscheinlich alle ursprünglich dasselbe Wort.***) Ich muß wenigstens ein Beispiel an

*) ?sus. I, 28, 5. **) VIII, 13, S; X, 5, 4.

^) Waitz, II, S. 174. F. Schultze sagt, die Neger hätten das Wort von den Portugiesen geborgt. Bastian gibt evqui?i als ein Wort für Fetisch auf der Westküste von Afrika; auch moKisso, (Bastian, St, Salvador, S, 254, 81.)

führen, um zu zeigen, wie weit höher zuweilen der Examinandus, selbst wenn er ein Neger ist, stehen kann, als der Examinator. Ein Neger, der einem Baume Verehrung erwies und ihm Speise darbrachte, wurde darauf aufmerksam gemacht, daß der Baum doch nichts esse, und vertheidigre sich dagegen mit der Antwort: „O der Baum ist nicht Fetisch, der Fetisch ist ein Geist und unsichtbar, aber er hat sich hier in diesem Baume niedergelafsen. Freilich kann er unsere körperlichen Speisen nicht verzehren, aber er genießt das Geistige davon und läßt das Körperliche, welches wir sehen, zurück." Die Erzählung scheint faft zu gut, um ganz wahr zu sein, aber sie beruht auf dem Zeugniß von Halleur,*) und sie mag wenigstens als ein warnendes Beispiel dienen gegen die Art und Weise, alle heiligen Gebräuche eines wilden Stammes nach einer Regel zu erklären, und technische Ausdrücke zu gebrauchen, ohne sie vorher sorgsam gewählt und erklärt zu haben.

Die Verwirrung wird noch verwirrter, wenn Reisende, die sich daran gewöhnt haben, das Wort Fetisch in seiner neuesten Comtischen Bedeutung zu gebrauchen, und denen es zu einer ironischen Bezeichnung für Gott geworden ist, ihre Beschreibungen von wilden Völkern, unter denen sie gelebt, in diesem philosophischen Jargon schreiben. So berichtet ein Reisender, daß die Eingeborenen erzählt, wie der große Fetisch von Bamba im Busche lebe, wo kein Mensch ihn sieht oder sehen kann. Wenn er stirbt, sammeln die Fetischpriester seine Gebeine, um sie wieder zu beleben und zu ernähren, bis sie wieder Fleisch und Blut gewinnen. Hier sieht man deutlich, wie „der große Fetisch" im Comtischen Sinne des Wortes gebraucht ist, wie es nicht mehr Fetisch, sondern Gottheit bezeichnet. Ein Fetisch, der im Walde lebt, aber nicht gesehen werden kann, ist ja das gerade Gegentheil von einem teitiyo, oder einem Gru-gru, oder was wir sonst für einen Namen gebrauchen wollen, um die leblosen und sichtbaren Gegenstände zu bezeichnen, welche von Menschen, nicht nur in Afrika, sondern in der ganzen Welt, während einer gewissen Phafe ihres religiösen Bewußtseins, verehrt worden sind.

Fetischismus überall.

Gehen wir einmal so weit, so ist es natürlich leicht, Fetische überall bei alten und neuen, bei wilden und eivilisirten Völkern zu sinden. Das Palladium von Troja, welches, wie man annahm, vom Himmel gesallen war und die Stadt uneinnehmbar machte, kann ein Fetisch genannt werden, und wie ein Fetisch mußte es von Odysseus und Diomedes gestohlen werden, ehe Troja erobert werden konnte.

*) Das Leben der Neger West-Afrikas, S. 4«; bei Maitz, II, S. 188. TVior, primitive Oulturc, II, 197.

Pausanias*) erzählt, daß in alten Zeiten die Götterbilder in Griechenland rohe Steine waren, und er erwähnt solche Steine als noch zu seiner Zeit, im 2. Iahrhundert n. Chr. G., als in vielen Theilen Griechenlands existirend. In Pharä erzählt er von 3l> viereckigen Steinen, nahe bei der Statue des Hermes, welche das Volk verehrte und jedem einen Namen gab. Die Thespianer, die den Eros verehrten, hatten eine Bildsäule von ihm, die ein bloßer Stein war.**) Die Bildsäule des Herakles zu Hyettos war von derselben Art,***) nach dem Brauch der Alten, wie Pausanias selbst bemerkt. In Sieyon erwähnt er ein Bild des Zeus Meilichios, und ein anderes der Artemis Patroa, beide ohne jede Kunst, das erstere eine bloße Pyramide, das letztere eine Säule. f) Zu Orchomenos beschreibt er wieder einen Tempel der Chariten, in dem sie als rohe Steine verehrt wurden, von denen man glaubte, daß sie zur Zeit des Eteokles vom Himmel gesallen seien. Erst zur Zeit des Pausanias wurden wirkliche Statuen der Chariten in ihrem Tempel aufgestellt.'Z-s)

Aehnliches sinden wir in Rom. Steine, welche vom Himmel gesallen sein sollten, wurden angerufen, einen günstigen Erfolg bei kriegerischen Unternehmungen zu verleihen.'j-s'l') Mars wurde durch eine Lanze dargestellt, Augustus, nachdem er zwei Seeschlachten verloren, strafte seinen Neptun wie einen Fetisch, indem er sein Bild von der feierlichen Prozession der Götter ausschloß.*!) Nero war, nach Suetonius, ein großer Verächter der Götter, obgleich er eine Zeit lang eine starke Verehrung für die Dea S^ria an den Tag legte. Dies aber hatte bald ein Ende und er that später ihrem Bilde den größten Schimpf an. Man sagt, daß ihm eine unbekannte Person ein kleines Bild von einem Mädchen gegeben habe als ein Schutzmittel gegen Verrath, und da er bald darauf eine Verschwörung gegen sein Leben entdeckte, so beschloß er, dieses Bild in Zukunft als die höchste Gottheit zu verehren durch dreimaliges Opfer an jedem Tage; ja er wollte, daß man glaube, daß er durch dessen Stimme die Zukunft vorherwisse. **f)

Wenden wir uns nun zu unserer eigenen Religion, zur christlichen, fo ist bekannt, wie schlecht die Heiligenbilder von den niederen Clafsen der römischen Katholiken behandelt zu werden pflegten. Deila Valle erzählt, daß in der Mitte des 17. Iahrhunderts portugiesische Matrosen bei einer Windstille die hestigsten Drohungen gegen den heiligen Antonius

*) ?aus. VII, 22, 4.

-) ?s,ns. IX, 27, 1.

***) ?aus. IX, 24, ».

f) II, 9, 6.

ss) ?svs. IX, S8, 1.

f-s-s-) ?Iin. S. N. 37, 9.

*s) Lust. äuA.

Luetonins, Nero, e. 56.

von Padua ausstießen, und ihn gebunden haben würden, wenn ihm nicht Jemand zu Hülse gekommen wäre. Sie setzten endlich sein Bildniß auf das Ende des Bugspriets und sagten dabei knieend: „Heiliger Antonius, sei so gut, so lange dort zu stehen, bis Du uns einen guten Wind zur Fortsetzung unserer Reise gegeben haft."*) Frezier erzählt von einem spanischen Schisfseapitän, der ein kleines Marienbild an den Mast befestigte und ihm erklärte, es solle so lange dort hängen bleiben, bis es ihm günstigen Wind gegeben hätte.**) Kotzebue erzählt, daß die Neapolitaner den heiligen Gennaro veeeKio Isclrone, dirdone, soelerst« schimpften, weil er einen Lavaftrom nicht aufgehalten hatte, und daß man ihn sogar geprügelt habe.***) Wenn rufsische Bauern und Bäuerinnen irgend eine unziemliche That in der Nähe von Heiligenbildern begehen wollten, so deckten sie Tücher über die Bilder, damit dieselben nichts davon fähen. Ja ein nissischer Bauer, der eine schlechtere Ernte gehabt als sein Nachbar, borgte von diesem dessen Heiligenbild und stellte es beim Ackern auf den Pflug, um so einen reicheren Ertrag zu erzielen^)

Alle diese Erscheinungen würden von einem Fremden, der ihre Entstehung nicht kennt oder errathen kann, einfach als Fetischismus behandelt werden, während wir eine unendliche Reihe von Anteeedentien erblicken,

durch die allein es möglich wurde, daß das Bild einer Jungfrau oder eines Heiligen an den Maft gebunden werden konnte, um günstigen Wind zu bringen. Muß es denn in Afrika so ganz anders gewesen sein? Warum sollen diese Fetische keine Geschichte, keine Entwickelung gehabt haben, sondern so wie sie sind aus der Erde gesprungen sein? Um es kurz zu sagen, wenn wir sehen, daß Alles, was Fetisch genannt werden kann, in anderen uns bekannten Religionen feeundär ist, warum sollen alle Fetische in Afrika primär gewesen sein? Wenn ein Fetisch überall Voraussetzungen hat, wenn er überall von mehr oder weniger entwickelten religiösen Jdeen begleitet ist, warum soll er in Afrika den Anfang aller Religion gebildet haben? Anstatt den Fetischismus in allen anderen Religionen, deren Entwickelung wir theilweis kennen, durch den Fetischismus der Neger, dessen Entwickelung wir nicht kennen, zu erklären, warum nicht umgekehrt den Fetischismus Afrikas durch den Fetischismus Europas zu verstehen suchen?

l^eine Religion besteht blos aus Fetischismus.

Man hat also bis jetzt nirgends bewiesen, daß Fetischismus in Afrika oder sonstwo die ursprünglichste Form menschlicher Religion war, ja man sieht leicht, daß es unmöglich ist, dies jemals faetisch zu beweisen. Aber ich gehe noch weiter und behaupte, daß man bisher auch nirgends bewiesen hat, daß Fetischismus irgendwo, sei es in Afrika oder in anderen Ländern, die ganze Religion eines Volkes ausmache. So unvollkommen auch unsere Kenntniß der Religion der Neger ist, dies kann man mit Sicherheit sagen, daß, wo sich die Gelegenheit geboten, die religiösen Anschauungen selbst der niedrigsten Stämme einer langen, sorgsamen Prüsung zu unterwerfen, man noch nie gesunden hat, daß ein ganzer Stamm nichts von Religion aufzuweisen habe als bloßen Fetischdienst. Eine Verehrung lebloser Gegenstände ist in Afrika weiter verbreitet, als in anderen Ländern. Die geistigen und gemüthlichen Anlagen des Negers drängen ihn mehr als andere Völker zu dieser niedrigen und erniedrigenden Art des Cultus hin. Dies Alles gebe ich gern zu. Aber ich behaupte, daß Fetischdienst in Afrika ebenso wie anderswo einen Verfall bezeichnet, daß der Neger höhere religiöse Begriffe hat als Verehrung von Stöcken und Steinen, und daß Viele, die an Fetische glaubten, zu gleicher Zeit höhere, reinere, wahrere Ansichten über das Göttliche hatten. Aber freilich, es gehören Augen dazu, um dies zu sehen, Augen, die das Gute entdecken können, wo es auch existirt, ohne immer nur von dem angezogen zu werden, was schlecht ist. Ie länger ich mich mit dem Studium der heidnischen Religionen beschäftige, desto mehr wächst meine Ueberzeugung, daß, wenn wir sie mit richtigem Maßstabe messen wollen, wir sie messen müssen wie die Alpen, nach den höchsten Punkten, die sie erreicht haben. Religion ist überall weit mehr ein Sehnen als ein Erfüllen, und ich verlange für die Religion des Negers nicht mehr als was ich für unsere eigene verlange, daß man sie beurtheile nicht nach dem, was sie zu sein scheint, sondern nach dem, was sie ist; ja noch mehr, nicht nur nach dem, was sie ist, sondern nach dem, was sie sein kann oder sein möchte im Herzen ihrer besten Bekenner.

Höhere Elemente in der Religion der Afrikaner.

Was unter jetzigen Umständen geleistet werden kann, um eine richtigere Ansicht von der wahren Religion des Negers zu gewinnen, hat Waitz geleistet im zweiten Bande seines klafsischen Werkes über Anthropologie.*) Waitz, der Herausgeber von Aristoteles' Organon, faßte diesen Gegenstand zuerst in wahrhaft wissenschaftlicher Weise auf. Er war nicht

Anthropologie, Ik, S, 167.

nur selbst ganz unparteiisch, sondern er suchte sich auch stets von der Unparteilichkeit seiner Gewährsmänner zu überzeugen, ehe er ihre Ansichten benutzte. Sein Werk hat in England die größte Anerkennung gefunden, wo viele seiner Ansichten und der von ihm gesammelten Thatsachen durch Mr. Tylor eine weite Verbreitung erlangt haben. Die Ansicht, zu der Waitz in Bezug auf den wahren Charakter der Religion der Neger gelangte, kann kurz in seinen eigenen Worten gegeben werden:

„Die Religion des Negers pflegt als eine eigenthümliche rohe Form des Polytheismus betrachtet und mit dem besonderen Namen «Fetischismus? belegt zu werden. Indessen geht aus einer genaueren Untersuchung derselben deutlich hervor, daß sie, abgesehen von den extravaganten, vhantastischen Zügen, die im Charakter des Negers wurzeln und sich von da auf alle seine Schöpfungen übertragen, im Vergleich mit den Religionen anderer Naturvölker weder sehr eigenthümlich ausgeprägt, noch von vorzugsweise roher Form ist. Iene Ansicht läßt sich als allgemein gültig nur festhalten, wenn man die äußerliche Seite der Religion des Negers allein in's Auge faßt oder ihre Deutung willkürlichen Voraussetzungen entnimmt, wie dies namentlich von Ad. Wuttke (Geschichte des Heidenthums I, S. 69, 71) geschehen ist. Bei tieserem Eindringen, das neuerdings mehreren gewissenhaften Forschern gelungen ist, kommt man vielmehr zu dem überrafchenden Resultat, daß mehrere Negerstämme, bei denen sich ein Einfluß höherstehender Völker bis jetzt nicht nachweisen und kaum vermuthen läßt, in der Ausbildung ihrer religiösen Vorstellungen viel weiter vorgeschritten sind, als fast alle anderen Naturvölker, so weit, daß wir sie, wenn nicht Monotheisten nennen, doch von ihnen behaupten dürfen, daß sie auf der Grenze des Monotheismus stehen, wenn ihre Religion auch mit einer großen Summe groben Aberglaubens vermischt ist, der wieder seinerseits bei anderen Völkern die reinen religiösen Vorstellungen ganz zu überwuchern scheint."

Maitz selbst betrachtet das Buch von Wilson über „Westafrika, seine Geschichte Zustände und Aussichten" (London, l856) für das in dieser Beziehung nützlichste, aber er sammelt sein Material auch aus vielen anderen Quellen, und namentlich aus den Berichten der Missionäre. Wilson war der Erste, der nachwies, wie das, was wir durchaus Fetischismus nennen wollen, von der wahren Religion des Negers gar sehr verschieden ist. Er zeigt uns, daß dieselben Stämme, die uns als Fetischdiener vorgestellt werden, entweder an Götter oder an einen höchsten guten Gott glauben, den Schöpfer der Welt, und daß sie in ihrem Dialekte bestimmte Namen für ihn haben.

Es mag wahr sein, daß man äußerlich diesem höchsten Wesen keine Verehrung beweist, sondern nur den sogenannten Fetischen. Aber dies läßt sehr verschiedene Erklärungsweisen zu. Es kann ebenso gut aus einer zu großen Ehrfurcht vor dem wahrhaft Göttlichen, als aus Nachläfsigkeit entstehen. Die Odschis*) z. B. oder Aschantis nennen das höchste Wesen mit demselben Worte wie den Himmel, aber sie verstehen darunter . oft auch einen persönlichen Gott, von dem sie sagen, daß er alle Dinge gemacht habe und der Geber alles Guten sei, daß er, überall gegenwärtig, Alles wisse, auch die Gedanken der Menschen, und sich dieser in der Noth erbarme. Untergeordnete Geister sind es aber allein, die nach ihrer Ansicht die Welt regieren, und nur die Bösen unter ihnen erhalten Verehrung und Opfer.**)

Cruickshank^**) hebt denselben Zug im Charakter der Neger an der Goldküste hervor. „So alt der Glaube an einen höchsten Gott, der die Welt geschaffen hat und regiert, auf der Goldküste auch sicherlich ist, so wird «der große Freund», «der mich Machende» wie sie ihn nennen, doch nur bisweilen angerufen. Im Unglück sprechen sie: «Ich bin in Gottes Hand, er wird es machen, wie ihm gutdünkt»."

Diese Ansicht wird von den Bafeler Missionären bestätigt, die man doch auf diesem Punkte kaum der Parteilichkeit zeihen kann. Sie versichern, daß der Glaube an einen höchsten Gott durchaus nicht ohne Einfluß auf den Neger ist. Oft sagt er sich zum Trost im Unglück: „Gott ist der Alte, er ist der Höchste", „Gott sieht auch mich", „ich bin in Gottes Hand." Der Missionär wagt hinzuzufügen: „Daß sie neben Gott noch tausend und aber tausend Fetische haben, das haben sie leider auch mit vielen Christen gemein.f)"

Die Odschis oder Aschantis, wie wir sahen, besitzen eine ziemlich bestimmte Vorstellung von Gott, den sie den Hohen oder den Höchsten nennen: er ist Schöpfer, spendet Regen und Sonnenschein und alles Gute, hat die siebentägige Woche gemacht. Er weiß Alles und in sein Haus oder seine Stadt werden die guten Menschen nach ihrem Tode aufgenommen. Doch läßt er jetzt die Welt gewähren und steht zu hoch für die Verehrung der Menschen. Geschaffene Geister, die österS heimlich erscheinen und sich besonders den Priestern mittheilen, sind von ihm über Gebirg und Thal, Wald und Feld, Fluß und See als Herren gesetzt. Man denkt sie sich ganz menschenähnlich, theils als gut, theils als böse. In einer Beziehung gehen die Neger so weit als die Europäer, nämlich in der Annahme eines obersten bösen Geistes, dem Feinde der Menschen, der abgeschieden von der Welt im Ienseits wohnt.'j-j')

Einige der Namen des höchsten Wesens bedeuteten ursprünglich Sonne, Himmel, Regenspender; andere Herr des Himmels, Herr und König des

Himmels, unsichtbarer Schöpfer. Als solcher wird er auch von den Zebus angebetet, indem sie das Gesicht zur Erde niederbeugen.*) Eines ihrer Gebete lautete: „Gott im Himmel, beschütze mich vor Krankheit und Tod. Gott, gib mir Glück und Weisheit."

Die Edeeyahs**) von Fernando Po verehren Rupi als höchstes Wesen, neben dem sie viele kleine Götter als Mittelspersonen' haben. Die Duallechs***) am Cameruns bezeichnen mit demselben Worte den großen Geist und die Sonne.

Die Dorubas glauben an Olorum als den Herrn des Himmels.-j-) Sie glauben aber auch an andere Götter und sie erzählen von der Stadt Jfe im Gebiete von Kakanda (5° ö. L. Gr., 8° n. B.) als dem allgemeinen Sitz der Götter, von wo sie selbst herstammen, von wo Sonne und Mond aus der Erde, in die sie begraben waren, immer wieder hervorkommen und wo die ersten Menschen geschaffen wurden.'^)

Römer-s-s-s) erzählt, daß das Volk von Akra der aufgehenden Sonne eine Art von Verehrung zolle, und Zimmermanns) stellt entschieden in Abrede, daß man dort beliebigen Gegenständen, gewöhnlich Fetisch genannt, irgend welche Verehrung erweise. Aus den Berichten der Bafeler Missionäre wissen wir, daß der dort gebrauchte Name für den höchsten Gott Jongman^i) war, welches Regen und Gott bedeutet. Dieser Jongman wird gewöhnlich als identisch mit Nyongmo betrachtet, wie Gott auf der Goldküste heißt. Auch dort bedeutet das Wort den Himmel, der überall ist und von jeher. „Man sieht's ja täglich," sagte ein Fetischmann „wie durch den von Jhm gesendeten Regen und Sonnenschein das Gras und Korn, der Baum entsteht; wie sollte er nicht Schöpfer sein?" Die Wolken, heißt es, sind der Schleier, die Sterne der Schmuck von Nyongmos Gesicht. Er sendet seine Kinder, die Wong, die Lichtgeister, die ihn bedienen, auf die Erde, wohin sie seine Besehle zu übertragen oder wo sie diese selbst auszuführen haben.

Diese Geister oder Wongs, die auch für Fetische ausgegeben worden

Waitz, II, S. 168. O'.^ve^s,e, Aotie/e sur Io ris^s et lepeuplo lies Ve'dous, p. 84, Anm, 3.

**) Waitz, II, S. 168.

***) ^Ilen anc l l'Koinson, Xarrativo ok tke I^xpeelition t« tKe Kiver Ri^er in 1841, II, p. 199, 395, Anm.

lucker, ^ddeoKutÄ, Orißin anä ?rogress ok tke Vornda Aission, p. 192, Anm. Waitz, II, S. 163.

s-j-) '1'uvKer, I. c. p. 248. Waitz, II. 1S9.

Römer, Nachrichten von der Küste Guinea, 1769, S, 84. Arumermann, <Zi'sininati>'aI Lieet, K «k t,Ke ^Kra <Za I^un^is^e, Vo >uduläi'v, p, 337.

Bafeler Miss,-Mag., 18S7, S. bS9.
Waitz, II, S. 170.

sind, bilden ein sehr wichtiges Element nicht nur in der Religion des Negers, sondern auch in vielen anderen Religionen. Sie kommen überall zum Vorschein, wo die Kluft zwischen dem Menschlichen und dem Göttlichen zu weit geworden, und wo dann der Mensch nach Vermittlern verlangt, nm die Kluft auszufüllen, die er selbst geschaffen hat. So vertheidigt z. B. Celsus die Verehrung der <Zsuii mit sehr wichtigen Gründen. Indem er die Christen tadelt, daß sie sich weigern, den alten 6snü ihre hergebrachte Verehrnng zu bieten, sagt er: Es geschieht dadurch Gott kein Unrecht. Gott kann nichts verlieren, die untergeordneten Geister sind nicht seine Rivalen, so daß ihn die Verehrung, die wir ihnen zollen, verdrießen könnte. Was wir in ihnen verehren, sind nur Attribute von Gott selbst, von dem sie ihre Macht herleiten, und indem ihr sagt, daß es nur. einen Gott gibt, lehnt ihr euch gegen Gott selbst auf.*)

Auf der Goldküste**) glaubt man, daß diese Wongs zwischen Himmel und Erde wohnen, Kinder mit einander zeugen, sterben und wieder aufleben. Wong ist 1) das Meer und Alles was darin ist; Wong sind 2) die Flüsse, Seen, Quellen, 3) besonders eingezäunte Stücken Landes und namentlich alle Termitenhaufen, 4) die Otutn, die über einem Opfer errichteten kleinen Erdhaufen, und die Trommel eines gewissen Stadttheiles, 5) gewisse Bäume, 6) gewisse Thiere, Krokodil, Affe, Schlangen u. s. w., während andere Thiere nur den Wongs heilig sind, 7) die vom Fetischmann geschnitzten und geweihten Bilder, 8) zusammengesetzte Sachen aus Schnuren, Haaren, Knöchelchen u, s. w,, die als Mysterien behandelt werden, obwol sie verkäuflich sind.***)

Hier sehen wir deutlich den Unterschied zwischen Wongs und Fetischen. Der Fetisch ist das äußere Zeichen oder Symbol, der Wong der inwohnende Geist. Wir sehen aber auch, hier wie anderswo, die einbrechende Verwirrung, und wie leicht das Geistige zum rein Materiellen herabsank.^

In Akwapim ist das Wort, welches sowol Gott als Wetter bedeutet, Iankkupong. Auch in Bonny, wie im östlichen Afrika, bei den Makuas, wird dasselbe Wort für Gott, Himmel und Wolke gebraucht. ff) In Dahomey soll die Sonne als das höchste Wesen gelten, sie erhält aber keine äußerliche Verehrung. 1-s-s) Die Ibos glauben an einen Schöpfer der Welt, den sie Tschuku nennen. Er hat zwei Augen, zwei Ohren, eines im Himmel, das andere auf Erden. Er ist unsichtbar und schläft nie. Er hört Alles, was über ihn gesagt wird, kann aber nur den erreichen, der

ek. ?rouäs, in I'raser's Aa«A2ine, 1878, z>. li>0, Waitz, H, S. 18S. ***) Bafeler Miss.-Mag., 1856, II, S. 131. f) Waitz, II, S. 174, 175,

ff) Köler, Einige Notizen über Bonny, 184«, S, 61, Maitz, II, S, 1S9. fff) Salt, VovaAe w ^b^ssivis, 1814, p. 4l,

ihm nahe kommt.*) Könnten wir mehr sagen? Der Gute sieht ihn nach dem Tode, der Schlechte aber kommt in's Feuer. Sagen Einige von uns nicht dasselbe?

Daß einige unter den Negern selbst von dem entwürdigenden Charakter des Fetischdienstes überzeugt sind, das zeigt sich aus solchen Aeußerungen, wie man sie unter dem Volke in Akra hört, daß nämlich nur Affen Fetische oerehren.**)

Ich kann nun allerdings nicht persönlich für die Genauigkeit von einem jeden dieser Berichte einstehen, aus Gründen, die ich bereits erwähnt habe. Ich glaube aber, wir können uns im Ganzen aus die Genauigkeit eines Gewährsmannes, wie Waitz war, verlafsen. Einem Manne, der wie er daran gewöhnt war, v3,ri«.s Isotiones aus griechischen Handschriften zu sammeln, kann man schon zutrauen, daß er es mit seinen Citaten genau nimmt. Faßt man nun aber Alles, was er über die Religion der Neger beigebracht, zusammen, so bekommt man allerdings ein ganz anderes Bild von derselben als früher. Iedenfalls sieht man sehr klar, daß sie nicht in

einem einförmigen Fetischismus besteht, sondern im Gegentheil die größte Mannichsaltigkeit entwickelt hat. Fetischismus sindet sich auch, ja sindet sich mehr in Afrika als in anderen Ländern. Dies Alles mag zugegeben werden. Aber wo bleibt die Behauptung, daß die Religion des Negers in Fetischismus bestehe, daß der Neger über diese tiesste Stufe der Religion noch nicht hinausgeschritten sei? Wir haben bereits gesehen, daß sich in der Religion dieser Völker ganz unverkennbare Zeichen einer Verehrung von Geistern sinden, die in den verschiedenen Theilen der Natur schalten und walten, ja es zeigt sich deutlich eine Ahnung von einem höchsten Geiste, der sich in der Sonne oder dem Himmel verbirgt und offenbart. Es ist gewöhnlich die Sonne oder der Himmel, der die Brücke vom Sichtbaren zum Unsichtbaren, von der Natur zu dem Gotte der Natur bildet. Aber außer der Sonne wurde auch der Mond von den Negern verehrt, und zwar als Ordner der Zeit nnd des Lebens. Man brachte ihm Opfer unter Bäumen, namentlich unter alten Bäumen, die von Geschlecht zu Geschlecht Zeugen der Freuden und Leiden einer Familie oder eines Stammes gewesen waren.

Zoolatrie.

Außerdem sinden wir nun aber in der Religion dieser sogenannten Fetischdiener noch viele andere Elemente, z. B. was man bei anderen Völkern Zoolatrie oder Thierdienst nennt.***) Es ist, scheint mir, eines

der schwierigsten Probleme der Religionswissenschaft, die ersten Beweggrunde zu entdecken, welche den Neger und andere Völker bestimmten, gewisse Thiere zu verehren. Wir muffen uns dabei zuerst vor dem sehr allgemeinen Fehler hüten, für jeden religiösen Gebrauch nur immer einen Beweggrund anzunehmen. Derselbe Gebrauch hat ost in verschiedenen Ländern die verschiedensten Ursachen gehabt. So glaubte man an einigen Orten, daß die Seelen der Verstorbenen in gewissen Thieren weilten. An anderen Orten ließ man Thiere, namentlich Wölse, Leichname fressen, und diese Thiere galten deshalb als heilig.*)

Affen hielt man zuweilen für Menschen, nur etwas bei der Schöpfung beschädigt, zuweilen auch für Menschen, die für ihre Sünden bestraft werden. Manche Stämme glauben, die Affen könnten sprechen, wenn sie nur wollten, und daß sie vorgeben stnmm zu sein, um nicht zur Arbeit herangezogen zu werden. Aus solchen Gedanken entwickelte sich leicht eine Abneigung, sie, wie andere Thiere, zu tödten, und von da war es dann nur noch ein kleiner Schritt, ihnen eine gewisse Heiligkeit beizulegen. Es ist bekannt, daß Stephanien, wegen ihrer großen Verstandesentwickelung, mit sehr ähnlichen Gesühlen betrachtet werden. Die Eingeborenen tödten sie nicht gern, und wenn sie es thun müssen, so bitten sie ost das Thier um Verzeihung, nachdem sie es getödtet haben. Jn Dahomey, wo der Elephant als Fetisch gilt, müssen viele Reinigungseeremonien ausgesührt werden, wenn ein Elephant erlegt worden ist.**)

An manchen Orten wird es als ein Glück betrachtet, von gewissen Thieren getödtet zu werden, so in Dahomey von einem Leoparden.

Es kann viele Gründe geben, weshalb Schlangen eine gewisse Ehrfurcht, ja selbst Verehrung zu Theil wird. Gistige Schlangen werden gefürchtet, und es ist verständlich, daß man sie verehrte, namentlich nachdem ihnen, vielleicht im Geheimen, ihr Gist ausgebrochen. Andere Schlangen sind nützlich als Hausthiere, als Wetterpropheten, und man mag sie also gesüttert, hochgeschätzt und noch einige Zeit verehrt haben, wenn wir nur das Wort in der niedrigen Bedeutung nehmen, die es ost bei ungebildeten Menschen hat und haben muß. Die Idee, daß die Geister der Verstorbenen in Thiere übergehen, ist weit verbreitet, und wenn man sich erinnert, wie Schlangen sich ost in verlafsenen, oder auch in bewohnten Häufern verstecken und dann plötzlich mit ihren blitzenden Augen die Bewohner anstarren, so kann man wol die abergläubischen Jdeen begreisen, die man sich von ihnen machte. Außerdem ist bekannt, daß in alten wie in neuen Zeiten gewisse Stämme sich Schlangen (MZus) nannten, mochte es nun sein, um anzudeuten, daß sie an gewissen Orten einheimisch und gleichsam

*) Maitz, II, S. 171. Hostmemn, Zur Geschichte des Nordischen Systems der drei Culturperioden, 1875, S, 13, Anm. ^) Maitz, II, S. 173.

wie Schlangen aus dem Boden entspringen, fei es, daß sie, wie Diodorus meint, eine Schlange als ihre Fahne, als ihr Zeichen, als ihr Totem, als ihr Wappen hatten, oder wie man es sonst nennen will. Wie derselbe Diodorus bemerkt, kann entweder die Schlange als Wahrzeichen gewählt sein, weil sie als etwas Göttliches galt, oder sie mag eine göttliche Geltung erhalten haben, weil sie als Wahrzeichen diente. Iedenfalls scheint nichts natürlicher, als daß Menschen, die sich Schlangen nannten, mit der Zeit eine Schlange als ihren Ahnherrn und endlich als ihren Gott erwählten. In Indien spielen die Schlangen sehr zeitig eine bedeutende Rolle in Volksdichtung und epischer Poesie. Sie werden bald was Feen und Gnomen in unseren Märchen sind, und sie bilden mit Gandharvas, Apfaras, Kinnaras und andern fabelhaften Wesen die ältesten Motive zur Ornamentirung von öffentlichen Gebäuden.

Ganz verschieden von diesen indischen Schlangen ist die Schlange des Avesta, die Schlange der Genesis und wiederum die Schlangen und Drachen der griechischen und deutschen Sage. Endlich gilt uns noch die Schlange als Symbol der Ewigkeit, sei es, weil sie ihre Haut jährlich abstreist, sei es, weil sie sich in einen Kreis zusammenrollt, oder, wie man sagt, sich in den Schwanz beißt. Iedes von diesen Gebilden der Phantafie hat seine eigene Biographie, und sie alle zusammen zu wersen wäre etwa dasselbe, als wollte man eine Biographie von allen Menschen schreiben, die Alexander heißen.

Afrika ist voll von Thierfabeln, nach Art der Atopischen Fabeln; doch sinden sie sich nur bei gewissen Stämmen, nicht überall. Man er-' zählt sogar, daß früher Männer mit den Thieren sprechen konnten, und in Bornu sagt man sich, daß ein Mann das Geheimniß der Thiersprache seiner Frau verrathen, und daß danach der Umgang zwischen Menschen und Thieren aufgehört.*)

Der Mensch allein, soviel wir wissen, scheint nie in Afrika als göttliches Wesen verehrt worden zu sein, und wenn an einigen Orten mächtige Fürsten Ehrenbezeugungen empfangen, vor denen wir schaudern, so müssen wir nicht vergessen, daß während der höchsten Blüthe römischer Cultur dem Augustus und seinen Nachsolgern faft göttliche Ehren erwiesen wurden. In mißgesormten Menschen, in Zwergen, Albinos und dergleichen sehen die Afrikaner ost etwas Ungeheueres, doch kann man deshalb noch immer nicht sagen, daß man sie als göttlich verehre.

psycholatrie.

Ein sehr bedeutendes Element in der Religion dieser Völker ist sodann die Ehrfurcht, die man vor den Geistern der Verstorbenen hat.**)

*) Kölle, S. 1«. **) Waitz, II. S. I8l. Die Gebeine der Verstorbenen, wie wir sahen, werden ost sorgsam aufbewahrt und mit einer Art von religiöser Scheu behandelt. Die Aschantis haben ein Wort, Kla, welches Seele bedeutet. Nach dem Tode heißt die Seele Sisa. Kla ist 1) das Leben der Menschen, 2) als männlich gedacht, die Stimme, die ihn zum Bösen treibt, als weiblich die, welche ihn davon abmahnt, 3) der persönliche Schutzgeist eines Ieden, der durch gewisse Zaubereien eitirt werden kann und auf Dankopfer Anspruch macht für den Schutz, den er gewährt. Sisa kann wiedergeboren werden, aber es werden auch stets neue Seelen vom höchsten Gotte auf die Erde herabgesendet. *)

Vielseitigkeit der afrikanischen Religionen.

Nun frage ich, ist eine Religion, die so viele verschiedene Seiten darbietet, einfach als afrikanischer Fetischdienst hinzustellen? Finden wir nicht fast jeden Bestandtheil anderer Religionen in dem Wenigen, was wir bis jetzt mit irgend welcher Genauigkeit vom Glauben und vom Gottesdienst des Negers wissen? Hat man irgend einen Beweis erbracht, daß es je eine Zeit gegeben, in der diese Neger nur Fetischdiener waren, und weiter nichts? Führt uns nicht Alles, was wir thatsächlich wissen, gerade zum Gegentheil, daß nämlich der Fetischismus eine rein parafitische Eut wickelung darstellt, die begreislich ist mit gewissen Anteeedentien, aber ganz unverständlich, wenn man sie nur als einen ursprünglichen Impuls der menschlichen Seele darstellen will?

Nein, vom pfychologischen Standpunkte aus liegt die wirkliche Schwierigkeit vielmehr darin, wie man die vernünftigen und in manchen Fallen erhabenen religiösen Ansichten dieser Neger mit der rohen Form des Fetischismus zusammenreimen soll, die natürlich nicht weggeleugnet werden kann. Hier können wir nur daran erinnern, daß alle Religion ein Compromiß ist und sein muß zwischen den Weisesten und den Thörichtsten, zwischen Alt und Iung, und daß, je höher der menschliche Geist sich erhebt in seinem Suchen nach göttlichen Idealen, desto unvermeidlicher ihre blos symbolische Darstellung im Geiste der Kinder, ja der Majorität eines Volkes, die stets unfähig ist, die höchsten Abstractionen rein zu erfafsen.

Es läßt sich viel zur Entschuldigung der verschiedenen Arten und Weisen des Fetischismus sagen. Er ist eine Hülfe für die schwache menschliche Natur. Er dient als äußerliche Erinnerung an unsere Pflichten, und in vielen Fällen kann sich der Mensch vom materiellen Zeichen oder Symbol wieder zu höheren geistigen Anschauungen erheben. Oft auch sindet das menschliche Herz in solchen äußerlichen Dingen Trost, wenn es ihn sonst nirgends sinden kann. Man hört so ost, daß diese äußere

*) Bafeler Miss, Mag. 1356, II, S. 1S4, ISS. Äinuiermunn, Voo., p. 1S1. ?!ord nnd Süd. VII, «I, 21

Symbolik jedenfalls unschuldig sei, und man wundert sich, weshalb die weisesten Lehrer der Menschheit in so harten Ausdrücken gegen diese Richtung des menschlichen Geistes oder des menschlichen Herzens geeisert haben. Mancher mag sich gewundert haben, daß unter den zehn Geboten, welche die höchsten und wichtigsten Pflichten der Menschen in kürzester Form zusammenfafsen sollten, die zweite Stelle dem Verbote jeder bildlichen Darstellung des Göttlichen zuerkannt worden ist: „Du sollst dir kein Bildniß noch irgend ein Gleichniß machen, weder deß, das oben im Himmel, noch deß, das unten auf Erden, oder deß, das im Waffer unter der Erde ist. Bete sie nicht an, und diene ihnen nicht."

Nur ein Studium der Geschichte der alten Religionen zeigt uns die verborgene Weisheit dieser Worte. Man lese nur die Beschreibungen der religiösen Festlichkeiten bei Afrikanern, Amerikanern und Australiern, man sehe nur die pomphaften Schaustellungen in einigen unserer eigenen christlichen Kirchen und Kathedralen. Es ist schwer nachzuweisen, was denn eigentlich bei all diesen äußeren Zeichen und Symbolen, bei Bildern, Weihrauch und Kerzen so verwerflich ist. Viele versichern und sagen, daß sie in ihnen Trost und Stärkung sinden. Aber die Geschichte ist eine strengere und unwidersprechlichere Lehrerin als alle Logik, und was die Geschichte der Religion immer wieder lehrt, ist, daß der Fluch gegen die, welche das Unsichtbare in das Sichtbare, das Göttliche in das Menschliche, das Unendliche in das Endliche verwandeln wollen, bei allen Völkern sich bewährt hat. Wir mögen meinen, daß wir selbst ganz sicher gegen die Gesahren des Fetischismus sind; und doch gibt es wenige Menschen, die nicht ihre Fetische oder ihre Götzen in ihren Kirchen oder in ihren Herzen haben.

Die Resultate, zu denen wir gelangt, indem wir die zahlreichen Werke über den Fetischismus von De Brosses bis auf die Ietztzeit zu Rathe gezogen, sind die folgenden:

1) Die Bedeutung des Wortes Fetisch (leiti^o) ist von Anfang an eine undesmirte geblieben und von den meisten Schriststellern so weit ausgedehnt worden, daß sie faft jede symbolische oder bildliche Darstellung religiöser Gegenstände in sich schließen kann.

2) Bei Völkern, die eine Geschichte haben, sinden wir, daß Alles, was unter die Kategorie von Fetisch sällt, historische und pfychologische Anteeedentien hat. Wir dürfen daher nicht voraussetzen, daß dies bei Völkern, deren religiöse Entwickelnna, uns unzugänglich ist, anders gewesen sei.

Z) Es gibt keine Religion, die sich ganz frei vom Fetischismus gehalten hat.

4) Es gibt keine Religion, die ganz und gar aus Fetischismus besteht.

Hiermit glaubte ich meine Stellung der Annahme eines universellen

urzeitlichen Fetischismus gegenüber hinlänglich genau angezeigt und wenigstens das klar gemacht zu haben, daß die bisher bekannten Thatsachen des Fetischdienstes die Frage nach dem natürlichen Ursprung der Religion in keiner Weise zu lösen vermögen.

Die psychologische Notwendigkeit des Fetischismus.

Man hat jedoch von Seiten derer, die am Fetischismus oder vielmehr an der Comtischen Theorie des Fetischismus festhalten, den Einwurf erhoben, daß dies eben nur Thatsachen sind, und daß zuerst ein ganzes theoretisches System aus dem Wege geräumt werden muß, ehe man zugeben könnte, daß der erste Impuls aller Religion von der Wahrnehmung des Unendlichen komme, das sich uns von allen Seiten in den großen Erscheinungen der Natur entgegendrängt, und nicht von Gesühlen, wie Ueberrafchung oder Furcht, die durch den Anblick zufälliger Gegenstände, wie Muscheln, Steine oder Knochen, d. h. durch Fetische, hervorgerufen werden.

Was auch die Thatsachen sein mögen, entgegnet man uns, die Zeugniß für die früheste Entwickelung der Religion ablegen sollen, und die ja nur der reine Zufall uns aufbewahrt hat, Niemand darf daran zweiseln, daß es eine Zeit gegeben, sei es in historischen oder vorhistorischen Perioden, wo die Menschen nur Stöcke oder Steine, und nichts weiter, verehrten.

Ich gehöre nun gar nicht zu denen, die meinen, daß unter keinen Umständen eine rein theoretische Beweisführung ebenso überzeugend sein könne als historische Thatsachen. In Bezug auf die Frage aber, die uns hier beschäftigt, glaubte ich allerdings genug gethan zu haben, indem ich nachwies, daß sich gerade bei den Völkern, die uns als lebendige Beweise des ursprünglichen Fetischdienstes vorgesührt wurden, religiöse Ideen ost von solcher Reinheit und Erhabenheit sinden, wie wir sie kaum bei Homer und Hesiod erwarten. Thatsachen sollten hier eine Theorie beweisen, ja hatten anerkanntermaßen den ersten Anstoß zu einer Theorie gegeben, und diese Theorie soll nun bleiben, trotzdem daß die Thatsachen verschwunden oder jedenfalls durch und durch verändert sind.

Da es nun aber nie rathsam ist, eine Festung im Rücken zu lafsen, wenn wir sie auch auf unserem Marsch sehr gut unberücksichtigt lafsen könnten, so will ich versuchen, auch noch diese rein theoretische Ansicht des Fetischismus so kurz als möglich einer Prüsung zu unterwerfen.

Wir können es wol für zugestanden annehmen, daß diejenigen, welche die Ansicht festhalten, Religion habe überall mit Fetischdienst angesangen, das Wort Fetisch ausschließlich in der Bedeutung von zufälligen Gegenständen gebrauchen, die aus einem oder dem anderen Grund, oder sogar ohne allen Grund, als mit ausnahmsweisen Eigenschaften begabt, betrachtet, und allmählich zur Würde von Geistern und Göttern erhoben wurden. Es scheint unmöglich, daß sie der anderen Ansicht sein könnten, wonach ein Fetisch von Anfang an nur ein Emblem oder Symbol, ein äußerliches Zeichen von etwas Anderem gewesen sei, welches Andere Ursprunglich vom Fetisch verschieden, erst später in ihn hineinversetzt und schließlich mit ihm identissieirt wurde. Denn in diesem Falle würde ja das Problem, welches ein Beobachter der Entwickelung des menschlichen Geistes zu lösen hat, nicht der Ursprung und die Entwickelung des Fetisch, sondern der Ursprung und die Entwickelung von jenem anderen Etwas sein, welches in den Fetisch hineinversetzt und mit ihm identisieirt wird. Der wahre Ursprung der Religion läge dort, und der Fetisch würde nur eine zweite Stufe in ihrer Entwickelung darstellen. Es genügt auch nicht, mit Prosessor Zeller zu sagen: „daß die Phantafie vernunftlose, selbst leblose Dinge zu Göttern personisieiren kann." Die Frage für uns ist, woher kam jene Phantafie? und woher kam vor allen Dingen jenes ganz grundlose, ganz unberechtigte Prädieat Gott? Die Theorie des Fetischismus, mit der allein wir hier zu rechnen haben, ist also die, daß eine Verehrung zufälliger Gegen stände der erste unvermeidliche Schritt in der Entwickelung des religiösen Bewußtseins gewesen sein muß und gewesen ist. Religion, so versichert man uns, muß anfangen und fängt an mit einer Beobachtung von Steinen, Muscheln, Knochen und ähnlichen Dingen, und kann sich erst von dieser Stufe zu einem Begreisen von etwas Anderem erheben, nennen wir es Mächte, Geister, Götter oder mit irgend welchem anderen Namen.

Die übernatürlichen Prädicate des Fetisch.

Fafsen wir diese Ansicht scharf in's Auge. Wenn Reisende, Ethnologen oder Philosophen uns erzählen, daß gewisse wilde Stämme Steine, Knochen oder Bäume als ihre Götter betrachten, worüber wundern wir uns denn? Gewiß nicht über die Steine, Knochen und Bäume; nicht über die Subjeete, sondern über das Prädieat, das von diesen Subjeeten ausgesagt wird, nämlich Gott. Steine, Knochen und Bäume sind weit und breit zu sinden. Was der wissenschaftliche Beobachter des Wachsthums des menschlichen Geistes zu wissen wünscht, ist, weshalb man sie nicht einfach das nennt, was sie sind, sondern etwas Anderes, nämlich Götter. Hier liegt die ganze Schwierigkeit, und hier eben will man sie nicht sehen. Wenn ein kleines Kind uns seine Katze brächte und uns sagte, es sei ein Wirbelthier, so würden wir uns doch gewiß am meisten darüber wundern, wo ein Kind das Wort Wirbelthier gehört habe. Wenn uns also ein Fetischdiener einen Stein bringt und sagt, es sei ein Gott, so ist unsere erste Frage natürlich die: Wo haft Du das Wort Gott her und was denkst Du Dir darunter? Und doch scheint faft Niemand, der über die Geschichte der alten Religionen geschrieben, das Problem da gesehen zu haben, wo es wirklich liegt.

Zufälliger Ursprung des Fetischismus.

Die Frage, die wir zu beantworten haben, oder auf welche die, welche an einem ursprünglichen Fetischismus festhalten, zu antworten haben, ist also die: Kann sich etwas Geistiges oder Göttliches aus bloßen Steinen entwickeln? Können wir begreisen, wie es einen Uebergang von der Wahrnehmung eines Steines oder einer Muschel oder eines Knochen zu dem Begrisf von Geist oder Gott geben kann?

Man versichert uns, nichts sei leichter.*) Aber wie! Wir sollen uns einen Geisteszustand vorstellen, wenn der Mensch noch keine Ideen hat, außer denen, welche ihm seine fünf Sinne bieten. Plötzlich sieht er einen glänzenden Stein oder eine helle Muschel. Er hebt sie auf als eigenthümlich, bewahrt sie, sie werden ihm lieb und theuer, und dann glaubt er, daß dieser Stein nicht ein gewöhnlicher Stein, wie andere Steine, daß diese Muschel nicht eine gewöhnliche Muschel, wie andere Muscheln sei, sondern daß sie Kräfte besitzen, die kein anderer Stein, keine andere Muschel je besessen. Man sagt uns, wir brauchten uns nur vorzustellen, daß der Stein früh am Morgen aufgelesen wurde, daß der, welcher ihn auflas, während des Tages einen Kampf zu bestehen hatte, daß er siegreich daraus hervorging, und daß er also ganz natürlich den guten Erfolg seines Kampfes dem Steine zuschrieb. Später, so heißt es weiter, würde er diesen Stein als einen Glücksstein aufbewahrt haben; wahrscheinlich würde er sich mehr als einmal als glückbringend bewährt haben; ja es würden eben nur die Steine, die sich mehr als einmal als glückbringend bewährten, eine Aussicht haben, im Kampf um's Dafein als Fetische übrig zu bleiben. Man würde dann glauben, daß der Stein eine übernatürliche Macht besäße, nicht ein bloßer Stein, sondern etwas ganz Anderes, ein mächtiger Geist sei, und also jede Verehrung verdiene, die ihm sein glücklicher Besitzer beweisen könne.

Dieser Prozeß, versichert man uns, sei ganz natürlich, ganz vernünftig in feiner Unvernunft. Ich leugne es nicht, nur zweisle ich, ob wir darin die Unvernunft eines noch ganz unentwickelten Geistes zu erkennen haben. Der ganze Vorgang, wie er uns hier beschrieben worden ist, erinnert uns weit mehr an moderne als an alte und naturwüchsige Unvernunft. Ia wir können uns denselben kaum verständlich machen, außer wenn wir annehmen, daß der Mensch in seinem Suchen nach dem Unendlichen bereits weit vorgeschritten und im Besitz der Begriffe von Geistig und Göttlich war, deren Ursprung die wahre Religionswissenschaft vor Allem zu erklären suchen muß.

Sind die Wilden Ainder?

Man machte sich dies früher ziemlich leicht, indem man meinte, daß das im Fetischismus enthaltene pfychologische Problem durch einen bloßen Hinweis auf Kinder erklärt werden könne, die mit ihren Puppen spielen, oder die den Stuhl schlagen, an den sie sich gestoßen haben. Die Unzulänglichkeit dieser Erklärungsweise wurde jedoch bald erkannt, denn selbst zugegeben, daß Fetischismus nur darin bestände, daß man leblosen Dingen eine Art von Leben, von Thätigkeit und Persönlichkeit zuschreibt (man mag dies nun Figurismus, Animismus, Personissieation, Anthropomorphismus oder Anthropopathismus nennen), so kann uns offenbar die Thatsache, daß Kinder dasselbe thun als erwachsene Wilde, nicht über die Thatsache selbst hinweghelfen, oder uns den Schlüssel zur Lösung beider pfychologischen Probleme in die Hand geben. Die Thatsache, am genommen daß es eine Thatsache ist, bleibt bei den Kindern so unerklärlich als bei den Wilden. Denn obgleich eine gewisse Wahrheit darin liegt, Kinder Wilde oder Wilde Kinder zu nennen, so müssen wir doch hier, wie bei allen Vergleichen, zu unterscheiden suchen. Wilde sind Kinder in gewissen Dingen, aber nicht in allen. Es hat noch nie einen Wilden gegeben, der, wenn er heranwächst, nicht zwischen lebendigen und leblosen Dingen, also zwischen einem Strick und einer Schlange, zu unterscheiden lernte. Zu behaupten, daß sie in Bezug auf solche Dinge Kinder bleiben, heißt nur, sich selbst durch Metaphern zu täuschen. Auch können Kinder, so wie sie jetzt sind, uns nur wenig helfen, um eine richtige Vorstellung von dem zu gewinnen, was Wilde in vollem Naturzustande gewesen sein mögen. Vom ersten Erwachen ihres geistigen Lebens athmen unsere Kinder eine Atmosphäre, die durch und durch von den Ideen einer weit vorgeschrittenen Civilisation erfüllt ist. Ein Kind, das nicht durch eine schön angezogene Puppe angesührt werden kann, oder das sich so beherrscht, daß es nicht gegen den Stuhl ausschlägt, gegen den es mit dem Kopf gerannt, würde viel eher ein junger Philosoph als ein Wilder sein, der sich noch nicht über den Fetischdienst erhoben hat. Die ganzen Umstände und Bedingungen sind so verschieden für das Kind und den Wilden, daß Vergleiche zwischen den beiden mit der größten Borsicht ausgesührt werden müssen, ehe sie auf irgend welchen wissenschaftlichen Werth Anspruch machen können.

Ich stimme soweit ganz mit den Anhängern der Fetischtheorie überein, daß ich vollkommen zugebe, daß, wenn wir Religion als ein allgemeines Charakteristicum des menschlichen Geschlechts betrachtet wissen wollen, wir dieselbe aus Bedingungen erklären müssen, die allgemein gegenwärtig sind. Und ich kann es ihnen durchaus nicht verdenken, wenn sie es ablehnen, über den Ursprung der Religion mit denen zu diseutiren, die eine Uroffenbarung annehmen, oder eine sogenannte religiöse Anlage, die den Menschen vom Thier unterscheidet. Wir müssen jedenfalls von gemeinsamen und von sichern Prämissen ausgehen. Wir müssen den Menschen so nehmen, wie er ist, im Besitz seiner fünf Sinne, und zur Zeit noch ohne irgend welches Wissen außer dem, was ihm seine fünf Sinne bringen. Ein solcher Mensch kann allerdings einen Stein auflesen, oder eine Muschel, oder einen Knochen. Aber dann kommt die Frage, die wir vergebens an die Verfechter des uranfänglichen Fetischismus richten, wo liest dieser Mensch, wenn er Steine, Muscheln und Knochen aufgelesen, zugleich den Begriff eines übersinnlichen Wesens, eines Geistes, eines Gottes auf, und wie kommt er dazu, diese unsichtbaren Wesen zu verehren?

Die vier Stufen.

Eine Art von Antwort wird uns schon gegeben in den bekannten vier Faetoren, oder den vier Stufen, durch welche Alles erklärt und der Ursprung des Fetischismus vollkommen verständlich gemacht werden soll. Erst kommt die Vorstellung von dem sehr seltsamen Objeete als einem gerade deshalb sehr eigenthümlichen, ganz besondern, werthvollen. Zweitens, die anthropopathische Auffafsung dieses Objeetes als eines lebendig fühlenden und wollenden. Drittens, die Setzung des Causalzusammenhanges zwischen diesem Objeete und andern Vorstellungen. Viertens, die Anerkennung des Objeetes als eines machtvollen, welches deshalb mit Ehrfurcht zu behandeln ist, damit es nicht feindlich, sondern freundlich gesinnt sei und wirke; d. h. also eines Objeetes, welches in Folge seines ihm zugeschriebenen Wesens und Wirkens Gegenstand der Verehrung wird.

Wird aber durch solche Erklärungen die Schwierigkeit nicht vielmehr durch einen Goldregen von Worten verhüllt, als wahrhaft gelöst? Zugegeben, daß ein Mensch über einen seltsamen Stein oder eine Muschel in Staunen geräth, obgleich es so viele andere Dinge gibt, die den Menschen in seiner ersten Entwickelung in Staunen versetzt haben müssen, was ist denn dann eine anthropopathische Auffafsung eines solchen Steines? Wenn wir dies Wort in's Deutsche übersetzen, so bedeutet es eben weder mehr noch weniger, als daß man den Stein nicht als einen Stein, wie alle anderen Steine, betrachtet, sondern als lebendig, fühlend und wollend. Dies mag sehr einfach und natürlich klingen, wenn es in technische Ausdrücke übersetzt wird, wenn wir uns durch lange Worte wie Anthropopathismus, Anthropomorphismus, Animismus, Figurismus und wie sie sonst heißen, bestechen lafsen. Aber ruhig betrachtet scheint nichts dem gesunden Menschenverstande oder unseren fünf Sinnen größere Gewalt anzuthun, als zu sagen, dieser Stein ist ein Stein, aber doch nicht ganz ein Stein; oder, dieser Stein ist ein Mensch, aber doch nicht ganz ein Mensch. Es ist ganz wahr, daß nach einer langen Reihe von Zwischenstufen solche Widersprüche im menschlichen Geiste möglich werden, aber sie entstehen nicht plötzlich, sie sinden sich nicht am Anfang der Dinge, wenn wir nicht ein wahres Wunder annehmen wollen, das noch wunderbarer wäre, als die alte Urosfenbarung.

Nein, es ist eben die Aufgabe der Religionswissenschaft, die langsamen und furchtsam wiederholten Schritte zu beobachten, durch welche der menschliche Geist von dem, was einfach und verständlich ist, zu dem fortschreitet, was zuerst über allen menschlichen Verstand hinweg zu gehen scheint. Wenn wir das, was wir erklärt sehen wollen, ohne Weiteres als ganz natürlich hinnehmen; wenn wir einmal zugeben, daß es für einen naturwüchsigen Wilden ganz natürlich war, einen Stein anthropopathisch aufzufafsen, d. h. einen Stein für etwas Menschliches zu betrachten; wenn wir uns mit Worten wie Anthropomorphismus, Animismus, Fignrismus u. s. w. besriedigt fühlen, nun dann ist allerdings im Fetischismus wenig zu erklären übrig, und wir können ihr. ebenso gut für eine frühe als für eine späte Phase des religiösen Bewußtseins ausgeben. Ein menschlicher Stein hat alles Recht, für übermenschlich zu gelten, und übermenschlich ist nicht mehr sehr weit vom Göttlichen entfernt. Noch braucht es uns zu wundern, daß die Verehrung, die man einem solchen Objeet erweist, größer ist als die, welche einem Steine oder einem Menschen zukommt, daß also auch die Verehrung übermenschlich, und nicht sehr weit entfernt von göttlicher Verehrung sei.

Der Fetischismus nie ursprünglich.

Meine Stellung zum Fetischismus ist also einfach diese: Mir scheint es, daß die, welche alle Religion mit einem ursprünglichen Fetischismus anfangen lafsen, das annehmen, was erst zu erweisen ist, daß nämlich jedes menschliche Wesen auf wunderbare Weise mit dem Begriff beschenkt worden ist, welcher das Priidieat eines jeden Fetischs bildet, nennen wir es nun Macht, Geist oder Gott. Daß zufällige Objeete wie Steine, Muscheln, der Schwanz eines Löwen, ein Zopf von Haaren oder ähnlicher Unrath einen theogonischen Charakter haben, d. h. zur Ahnung von etwas Uebersinnlichem und Unendlichem hinführen, ist nie bewiesen worden, während die Thatsache, daß alle wilde Völker, nachdem sie sich einmal zur Ahnung eines Uebersinnlichen, Unendlichen und Göttlichen erhoben, später die Gegenwart desselben auch in rein zufälligen, unscheinbaren Objeeten zu sinden meinten, übersehen worden ist. Es ist erst noch zu beweisen, daß es jetzt ein Volk gibt, oder daß es jemals ein Volk gegeben hat, dessen ganze Religion aus Fetischismus bestand. Es ist erst noch zu beweisen, daß es irgend ein Volk gibt, dessen Religion ganz frei von Fetischismus geblieben. Meine letzte, aber nicht meine geringste Beschwerde ist, daß Viele, die über Fetischismus als eine allgemeine, urweltliche Religion geschrieben, sich ^oft auf Autoritäten verlafsen haben, die kein Philolog und kein Historiker als zuläfsig anerkennen würde.

Es ist also unsere Pflicht, neue Wege einzuschlagen, wenn wir wissen wollen, welche sinnliche Eindrücke es waren, die im menschlichen Geiste zuerst die Ahnung eines Uebersinnlichen, Unendlichen und Göttlichen hervorriesen.

An den Grenzen der Strategie und Taktik.

von

Justus Fchciuerr.

— Stuttgart. —

Im Felde, da ist der Mann noch maS Werth,
Da wird das Herz noch gewogen!

iese, jedem Soldaten die Brust hebende Strophe scheint ihre Wahrheit verloren zu haben; wenigstens ist es in den „gelehrteren" soldatischen und Civilkreisen heute Mode geworden, die tadellose Strategie als die unfehlbare Mutter der Erfolge hinzustellen.

Besonders ist es dem norddeutschen Publikum so ost in Feuilletons und von Militärschriststellern, ja selbst in Gedichten erzahlt worden, diese edle Kunst habe nichtnur dieSaat zu der militärisch glänzenden Epoche der Iahre 64 bis 71 gelegt, sondern dieselbe sogar reisen lafsen, daß ich es nur schüchternen Muthes versuche, die Wirkungsgrenze der Kriegskunst zu sondiren. Von letzterer erfreut sich die Strategie, d. h. die Kunst, die Armeen zu rechter Zeit, in richtiger Stärke und „verpflegt" auf den Schauplatz der Thaten zu bringen, einer besonderen Popularität; dieselbe, sowie die Taktik, die Kunst, sich mit militärischem Anstande auf der blutigen Bühne zu bewegen, sind Zwillingsschwestern, die so in einander verwachsen und verwoben sind, daß kein militärisches Seeirmesser es wagen wird, sie gänzlich zu trennen. Daß beide unmittelbar und naturgemäß aus den allgemeinen politischen und sinanziellen Verhältnissen des Landes, aus dem eigenthümlichen Volks- und Staatsleben, der Organisation der Armeen und der Geschichte emporkeimen und von allen diesen Einflüssen besruchtet und bestimmt zu dem jeweiligen Standpunkt der Kriegskunst emporwachsen, ist dem deutschen Volke durch die Ereignisse so nahe gelegt worden, daß ich diese Wahrheit als bekannt voraussetze.

Ein Umstand jedoch ist, meiner Ansicht nach, der allgemeinen Aufmerksamkeit weniger gewürdigt worden, das ist der Uebergang der Leitung der Feldzüge aus der Hand des obersten Heerführers von Stufe zu Stufe abwärts bis zur Selbstleitung des gemeinen Mannes, Mein Nachdenken wurde besonders durch den General R. E. Lee, einst Führer der eonföderirten Armee im Seeessionskriege, auf diesen Gegenstand gelenkt, als er seine fünfzehnte größere Schlacht dirigirte. Er sagte mir nämlich, als er müßig im Schlachtgetümmel bei Chaneellorsville stand und mit fast objeetiver Unparteilichkeit den Fortgang der Schlacht beobachtete: „Captän, ich arbeite mit der ganzen Hingabe meiner Kraft und unter Abwägung aller Details und Nachrichten, deren ich mich versichern kann, darauf hin, meine Armee an den richtigen Ort zu bringen. Jn dem Momente, in welchem die Schlacht entbrennt, überantworte ich in Gottes Namen die Fortführung der Schlacht meinen Generälen, die dann besser sehen und beurtheilen können, was Noth thut, als ich selber." Auch die Leitung der eommandirenden Generäle, der Divisions- nnd Brigadeeommandeure endigt in der Hauptsache mit dem richtigen Ansetzen der Truppen zum Kampfe und erstreckt sich höchstens auf das gelegentliche Einsetzen der Reserven. Die Führer besinden sich in einem ähnlichen Verhältnisse wie die Spieler beim Kegelwerfen. Der Kegelspieler hat die Kugel nur so lange in der Gewalt, als er dieselbe in der Hand hält und kann durch den richtigen Schwung des Armes und irgend eine rafsinirte Seitwärtsdrehung ihr viele Chaneen geben, eine tüchtige Verheerung anzurichten; allein sobald die Kugel der Hand entrollt ist, hört der Einfluß des Spielers auf und irgend ein zufälliges Hinderniß kann alle Berechnung zu nichte machen. Je glatter die Bahn, je runder die Kugel ist, desto mehr wird das Resultat dem „Aufsatz" der Kugel entsprechen; je ausgebildeter die Truppen, je besser ihr Geist und je einfacher die äußeren Verhältnisse sind, desto erfolgreicher werden sie den Plan des Oberfeldherrn auszuführen im Stande sein. So entgleitet die Armee mit der Ausgabe der Disposition für die Dauer der Schlacht der Führung des Oberfeldherrn, die Division dem Commandeur :e. und selbst der Regimentseommandeur verliert bald die eigentlichen Zügel der Gesechtssührung aus der Hand; der Bataillonseommandeur wird in den großen rangirten Schlachten der Zukunft noch am längsten die Truppe leiten, während bei den kleineren Schlachten und Gesechten, oder in eoupirtem Terrain der Compagnieches noch einige Zeit Einwirkung auf den Lauf der Ereignisse behält. Bei dem letzten Ringen aber ist es heute ost der gemeine Mann, der den Kampf faft selbständig aussicht.

Um diesen scheinbar bizarren Ausspruch näher zu beleuchten, möge ein Blick in die Geschichte der neuesten Kriege geworfen werden. In dieser Zeit gerade hat die Strategie unerhörte Triumphe geseiert; die von einem Moltke schon Jahre vor dem Ausbruche der Kriege entworsenen allgemeinen Feldzugspläne wurden faft programmmäßig ausgesührt und mußten, ob gern oder nngern, die einmüthige und gerechte Bewunderung der militärischen Welt erregen.

Wo blieb das Resultat des bewunderten Wurfes, wo die geniale Coneeption des geschicktesten Strategen, wenn die Schlacht bei Wörth verloren oder die bei Spichern unglücklich ausgeschlagen wäre, oder auch nur in unentschiedenem Ringen geendigt hätte? Und daß in beiden Schlachten die Möglichkeit wenigstens eines zweiselhaften Erfolges nicht ausgeschlossen war, wird Jeder zugeben, der den Lauf der Kampfhandlungen aus der Nähe beobachtet hat. Eine solche Resultatlosigkeit aber hätte den deutschen Armeen die einfache Coneentration im Jnnern Frankreichs versagt und so mit einem Schlage den strategischen Hauptplan verkümmert und wenn er dem vollkommensten aller je dagewesenen militärischen Gedanken entsprungen wäre. Neue Entwürfe, auf neuen Vorbedingungen fußend, hätten ausgearbeitet werden müssen. An der ersten Salve, welche jene Schlachten erösfnete, lag und liegt auch in allen Tresfen der Zukunft die Grenzbarriere, welche das Aufhören der direeten Wirkung der Strategie bezeichnet, und die Taktik, und die mit ihr in engstem Zusammenhange stehende Ausbildung der Leute zum Gesechte, trat und tritt nun in die Stelle derselben ein. Jn richtiger Würdigung dieser Thatsache wird in allen europäischen Armeen der Truppendressur eine wahrhaft wetteisernde Aufmerksamkeit gewidmet; mit wahrem Feuereiser wird gedrillt, exereirt, geturnt, geschossen, instruirt, Felddienst geübt und in kleineren und größeren Verbänden manövrirt, und zwar bis zur äußersten Anspannung der Kräfte, unter dem Grundsatze, daß ein Bogen durch österen Gebrauch an Elaftieität gewinnt und daß die Unthätigkeit des Schwertes den Stahl zum Rosten bringt. Die Taktik, als solche, feiert größere Triumphe in den rangirten Schlachten; jedoch in den halb improvisirten Kämpfen, wie den oben erwähnten, bei Wörth, wo überdies das steile, ost terrafsirte Terrain, dicht bestandene Weinberge, Drathzäune und unbetretbare Abfätze die taktischen Verbände lockerten, nnd bei Spichern, wo der Schlachtendonner die Truppen mehrerer Armeeeorps fast eompagnieweise zufammenries, verbieten ost die eigenthümlichen Gesetze der Nothwendigkeit den rationellen Gebrauch taktischer Mafsen, und legen das Endresultat der Schlacht den einzelnen Führern ininoris ^rsäus in die Hand. Gerade diese Siege aber waren und sind auch ferner die unerläßlichen Ouvertüren zu den großen, Armeen zerschmetternden Siegesdramen.

Eine nähere Betrachtung der Taktik der beiden besprochenen Schlachten zeigt keinerlei besonders gewandte Manöver, auch keinerlei Dreigliederung in Einleitungs-, Entscheidung^- und Ausnutzungstreffen :e., welche die rationellen Grundfätze der heutigen Kampfweise faft zu gebieten scheinen, sondern die einfachsten taktischen Vorgänge. Ja selbst der fehlerlos angesetzte Vormarsch des Gardeeorps gegen St, Privat hat zu dem glänzenden Resultate wol nicht aus dem Grunde gesührt, weil die überlegen taktische Anordnung der Treffen oder die geniale Verschmitztheit der Verwendung der Kampfeinheiten der feindlichen Hand das Schwert entwand; alle die tapferen Theilnehmer jenes blutigen Auftrittes werden mit einem entschiedenen Nein! antworten; die Gründe, die den Sieg herbeisührten, lagen als tieserer Kern in der taktischen Schale des Anmarsches.

Um diesem Kerne näher zu kommen, bitte ich den Leser, mir in eine Feldschlacht zu folgen, welche aus strategisch richtigem Ansatze sich entwickelt hat und in welcher auch keine groben taktischen Fehler begangen sein sollen; die feinere Taktik nämlich, welche in kleineren Felddienstübungen fogar einer „sauren" Kritik Lob entlockt oder bei den sogenannten „Türken" (den Modellvorstellungen auf den Exereierplätzen) das Entzücken taktischer Gourmands hervorruft, wird auch in Zukunft im Feuer, und mit Recht, einer einfachen hausbackenen Handhabung der Truppe Platz machen, und die gewitzten Finten der Scheinhiebe und Paraden pflegen sich in das klobige Draufloshauen von Enakskindern zu verwandeln. Die Schlacht besteht nicht, wie viele Laien sich dies vorstellen, aus einem fortdauernden geschlossenen Dahinstürmen siegesmuthiger Angreiser oder dem Fliehen geschlagener Unglücklicher. Die Berichterstatter müssen dies in ihren Erzählungen, die Schlachtenmaler in ihren Gemälden so darstellen, um den Leser in Aufregung und Spannung zu erhalten; ja selbst der Redaeteur der ossieiellen Berichte kann sich nur auf die Darstellung derjenigen Momente beschränken, welche die Handlung förderten oder auf die Episoden, in welchen taktisch wichtige oder lehrreiche Manöver vorkamen. Alle jenen stiller sich abspielenden Ereignisse, welche ost von einschneidender Wichtigkeit in ihrer Summe sind, kann der Reserent nicht darlegen, ohne entsetzlich breit zu werden, und auf alle jene kleinen Seenen nicht eingehen, wo eben die Führung ihr Ende erreicht. Was also keine ossieiöse oder nicht ossieiöse Darlegung den Laien bietet, jene Taufende von Vorgängen in der Schlacht, die nur von den Kameraden zugegeben werden, welche die Hand auf das Herz legen; die ungezählten Abschnitte, in denen die Leitung den Vorgesetzten aus der Hand schnellt, mögen in flüchtigen Skizzen hier angedeutet werden.

Schon der Beginn eines Schlachttages ist meist ein sehr prosaischer. Nach einer ungemüthlich, in nafsem oder kaltem Bivouak verbrachten Nacht, in welcher die Leute ost mit vor Frost schlotternden Knieen und umgehängten Mänteln an dem Lagerfeuer vergeblich warm zu werden suchten und einem einfachsten ve^euner s , 1a ms,in, bei welchem vielleicht der Schluck es,u naturello das einzig wahrhaft Genießbare war, geht der Soldat in die Schlacht. Jn derselben bekommt er häusig seinen Gegner nicht einmal zu sehen; seiner harren vielmehr längere Aufenthalte im Anmarsche, unangenehmes Stillstehen im Shrapnelbereiche, ost scheinbar erfolgloses Lagern im Schmutze und im Gewehrseuer. Das Gesühl, den unerbittlichen und unberechenbaren feindlichen Geschossen ausgesetzt zu sein, vermischt mit dem unbehaglichen Drucke der Unwissenheit, was rechts und links von ihnen vorgeht, läßt ost bei den besten Truppen eine sonst unerklärliche Niedergeschlagenheit einreißen, die durch wissentliches Verbreiten von Nachrichten übelgesinnter Feiglinge genährt wird; da sieht man manchmal ein Erlahmen der Offensivkraft und der Spannung, selbst wenn ein Gesecht im erfolgreichen Vorschreiten begriffen ist. Jn solchen Momenten hat die Taktik fast ausgespielt und es handelt sich lediglich um „Ausharren" und „Pflichterfüllung".

Noch dringender ist der Appell an die Moral der Truppen, wenn ein unglücklicher Ausgang der Schlacht eine Armee, welche ihre volle Schuldigkeit gethan hat, nach rückwärts drängt. Ausgebrannt bis auf den letzten Hauch seelischer Elastieität und körperlicher Muskelkraft läßt die bis auf das höchste Maß gespannte Widerstandskraft plötzlich nach und furchtbar reagirend wälzt sich eine unaufhaltsame, haltlose Mafse nach rückwärts. Das ist heut zu Tage kein gegliedertes Zurückgehen mehr, von Position zu Position, wie es unsere Altvordern lehrten und aussührten, sondern ungestüm wie ein zurückstauendes Gebirgswasser ergießt sich der übergroße und durch die heutige energische Kampfweise erschütterte Menschenstrom über das Gelände, Wehe dem Lande, welches diesem Strome keine anderen Dämme entgegen zu werfen hat, als die Strategie, die Taktik und die Ausbildung der Truppe; weggespült würden sie werden, wie Sandhaufen von Wafsermafsen.

Doch ist es nicht nöthig, bei diesem extremen Beispiele, welches sich allerdings in allen entschiedenen Schlachten auf einer Seite wiederholt, stehen zu bleiben, sondern es dürften noch einige Episoden betrachtet werden, welche sich in allen Gesechten ähnlich abzufpielen pflegen: die Brigaden rücken vor, die Regimenter kommen nach und nach in Fühlung mit dem Feinde, die Bataillone, durch örtliche Hindernisse gezwungen, von den neuerdings beliebten Linienattaken mit vorgeschobenen Schützenschleiern abzulafsen, lösen sich in Compagnieeolonnen auf, die anzugreisende Position wird genommen, indem die hinteren Treffen vereint mit der Schützenlinie in dem Zielpunkte der Attake eintreffen. Eine allgemeine Vermischung der Truppeneadres und eine momentane Auflösung der meisten Verbände ist die Folge. Man ist wiederum dicht an der Grenze der Taktik angelangt. Nunmehr ist es nämlich nicht mehr räthlich, mit den durch den letzten Kampf faft aufgebrauchten Truppenkörpern noch weitere ausgedehnte Angriffsmanipulationen vorzunehmen, vielmehr muß nun mit der Thatsache einer schwer zu leitenden Soldatenmafse gerechnet werden. Dennoch brennt der Kampf weiter; die Ofsiziere, welche in dem ost bunt gewürfelten Haufen von Kämpfenden nur hier und da ihren belebenden und ordnenden Einfluß ausüben können, haben in diesem Stadium des Kampfes sehr ost nur noch eine seeundäre Rolle in der Fortleitung des Gesechtes zu spielen, der Mann ist im Großen und Ganzen sich selbst überlafsen, sein Pflichtgesühl ist es, was ihn eontrolirt, auf seiner persönlichen Tapferkeit allein fundamentiren ost die taktischen Maßnahmen, die nun etwa noch getroffen werden, und der Kampf wird auf diesem Theile der Schlachtlinie einem großen Mosaikbilde gleichen, welches aus größeren und kleineren Leistungen zusammengesetzt ist, welche mit Tausenden multiplieirt schließlich das Endsaeit der Entscheidung ergeben.

Noch weiter möge mir der Leser in das Detailgetriebe des Kampfes folgen. Die Mannschaft, ost aus vielen Regimentern bunt gemischt, liegt, zum großen Theile sich selbst überlafsen, in der genommenen Position, ein leichter Graben oder eine Terrainfalte gibt ihr Deckung; der Feind beabsichtigt einen Gegenstoß, welchen er mit einem Verderben bringenden Hagel von Gewehr- und Shrapnelgeschossen einleitet. Das Gesumse der Kugeln, die alle auf den Liegenden zuzukommen scheinen, so hell hört man die Stücke Blei sausen, pfeifen und purren, flüstert dem Soldaten zu: „Hab' Acht!" Und diese ununterbrochene Warnung hat eine nervenergreisende Wirkung auf den jungen Soldaten; denn jeder Mensch ist mehr oder minder ein Feigling, vornehmlich dem ungesehenen Feinde — dem Geschosse — gegenüber, welches ihm gewissermaßen in der Tarnkappe, nnangreisbar und scheinbar unabwehrbar, gegenübertritt.

Dem natürlichen Menschen naht die verlockende Versuchung, sich durch eine kleine Kopf- oder Körperbeugung dem unheimlichen Hagel gänzlich zu entziehen, indem er sich einfach hinter der Deckung verbirgt, oder sich herunterduckt, um wenigstens nicht gesehen zu werden. Auch die beste taktische Ausbildung wird den unbeobachteten Mann nicht dazu bewegen, freien Auges dem feindlichen Geschoßhagel entgegenzublicken. Es ist die Selbstüberwindung, welche den Schützen hier veranlaßt, seine Pflicht zu thun, die ihn drängt, aus der Deckung hervorzuspähen, um zu entdecken, was der Feind beabsichtigt und die ihn schließlich dazu bringt, den etwaigen Maßregeln des Feindes durch Schuß oder Stoß entgegenzuwirken.

Wenn alle Leute in der Deckung liegen blieben, würde es natürlich dem Feinde leicht nnd gesahrlos gemacht werden, die so vertheidigte Stellung einzunehmen. Von dem Aufheben der Köpfe hängt also einerseits das Leben und die momentane Sicherheit des einzelnen Mannes, anderseits, im umgekehrten Verhältnisse, das Schicksal der ganzen Truppe, ja womöglich das eines großen Theils der Schlachtstellung ab. Es ist also die Selbstüberwindung, wie man den Muth in den heutigen Schlachten wol besser übersetzen müßte, welche die Schlachten entscheidet und neben der Strategie und der Taktik eine Bedeutung hat, deren Werth nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Sie pflügt den Acker, auf dem die Kriegskunst erst ihre Saaten bestellen kann, ohne sie ist alle Anstrengung der Taktiker vergebliche Sisyphusarbeit und ein entscheidender Sieg undenkbar. Wie die auserlesenste Geschicklichkeit der Schleiser und die bestarbeitenden Mafchinen nichts ausrichten, wenn der bohrende Diamant nicht härter ist als das zu behandelnde Edelgestein, so kann auch keine Taktik den Sieg erringen, wenn die eigenen Elemente nicht den feindlichen überlegen sind. Wo matte Herzen die Schwerter führen, da wird die schneidigste Klinge zur stumpfen Waffe, und die köstlichsten Perlen der Strategie würden im Kothe verderben, wenn nicht flammende Herzen da sind, um sie in's rechte Licht zu setzen.

Diese Selbstbeherrschung, welche die Herzen der Menschen stählt, hat ebenso mannichsache Motive, so viel Stufen in der großen Leiter der Empsindungen, als es Menschencharaktere und Erziehungsarten gibt. Einzelne blicken so weit, daß sie das Endziel der Schlacht, ja das Geschick des ganzen Vaterlandes abhängig sehen von jedem einzelnen Aete, der sich auf dem Gesechtstheater abspielt. Dies sinden wir besonders bei den Führern, den gebildeteren Elementen der Armee, und ich fand es in ausgeprägtester Art in der Armee der Rebellenstaaten, wo sich diese Erkenntniß, ein nothwendiges Glied in der Gesammtkraft des Widerstandes zu sein, ost in originellster Weise zu erkennen gab. So riesen nach einem verunglückten Sturm auf die Besestigungen bei Chaneellorsville, bei dem in einem verheerenden Kugelregen auszuführenden Zurückgehen, die Leute sich „steaä^, 8wa^!" zu, um sich gegenseitig vom Laufen abzuhalten, weil bei den taktisch ungewandten Truppen stets heillose Verwirrung einzureißen pflegte, sobald der Rückzug in ein Fliehen ausartete. Ein andermal riesen die Leute aus dem Gliede heraus: „die Ofsiziere haben ihre Pflicht zu thun, das Austreten muß verhindert werden!" als bei einem in fürchterlicher Hitze unternommenen Marsche, nach welchem man eine Schlacht erwartete, die

Leute aus den Gliedern seitwärts in die Gräben sielen. — Bei Anderen ist es das Ehrgesühl, welches, besonders im Ofsizierstande, das Hauptmotiv zur Aufrechterhaltung der Pflichttreue ist; nicht das reizbare Gesühl, welches nach außen hin den Mann intakt erhält, sondern noch mehr das innere, welches den eigenen Anwandlungen von Schwäche erröthend entgegentritt. Letzteres soll — den militärischen Jntentionen gemäß — eigentlich auch dem gemeinen Manne eingeimpft werden; aber wie soll bei der kurzen Dienstzeit und der, fast die ganze Kraft des Ofsiziers in Anspruch nehmenden harten Arbeit Jemand auch noch das „Ehrorgan" des Mannes soweit ausbilden, daß der richtig behandelte Soldat im Getümmel der Schlacht und in prekären Situationen, denn solche sind es hauptfächlich, welche den Prüsstein an den moralischen Goldgehalt legen, bei der augenscheinlichsten Todesgesahr ruhig und gelafsen bleibt. Dies könnte nur durch eine langjährige sorgsame Erziehung geschehen, etwa wie solche in den Kadettenhäufern organisirt ist, in denen von den Kindesbeinen an die Bildung auf den Ehrenpunkt zugespitzt ist. Es ist überhaupt unmöglich, trotz aller Anstrengungen der Armee, dem Soldaten neue moralische Eigenschaften anzuerziehen. Man kann nur das zu erhalten suchen und auf dem Fond weiter bauen, welchen die militärische Erziehung vorsindet. Weder die Bildung, noch das Ehrgesühl, noch die Pflichttreue, welche manche Leute aus guten bäuerlichen und bürgerlichen Familien als festes Erbtheil mit in die Armee bringen, können denselben in wenigen Jahren eingeimpft werden; das Volk und die Schule sind der Armee für das Vorhandensein dieser Fundamente verantwortlich. Das Hauptmotiv aber, welches den Mann am Sichersten zum Aushalten in gesährlichen Gesechtslagen bringt und ihn zur äußersten Erfüllung seiner Kriegerpflichten treibt, ist die religiöse Ueberzeugung von einem Dasein nach dem Tode, in welchem die auch ungesehene Treue ihren Lohn empfängt. Je höher diese Belohnung steht, desto tapferer wird sie den Kämpfer machen; je roher diese Anschauungen sind und je direeter sie sich auf den Kampf mit Waffen beziehen, desto fanatischer und wüster wird sich die Bravour der Leute entflammen, je durchgeistigter sie ist, auf je idealerem Boden sie sich bewegt, desto mehr wird sie das ganze kriegerisch-menschliche Verhalten des Streiters durchglühen. Deshalb sehen wir in den Religionskriegen, auch in denen indireeter Natur, hier die furchtbarste Wuth, dort die erhabenste Hingebung für die Sache sich entwickeln.

Ein höchst interessantes Beispiel bietet uns der letzte orientalische Krieg, auf welchen ich aus psychologischen Gründen näher eingehen möchte. Auf der einen Seite standen die Rufsen, welche, nach Aussage aller Unbesangenen, seit Schedo - Ferroti uns in seiner geistreichen Kritik die inneren Schäden des Czarenreichs erbarmungslos aufdeckte, mannichsache Fortschritte gemacht haben, die in der Ausbildung der Ofsiziere und Mannschaften sowie der allgemeinen Bildung und der Taktik tüchtig vorwärts gegangen und den orientalischen Volksstämmen in allen diesen Dingen bedeutend überlegen sind. Diese Ueberlegenheit ist eine so große, daß man in militärischen Kreisen kaum mit großer Spannung dem in der Türkei entbrennenden Kriege entgegensah, in dem vollen Glauben, daß dessen baldiges Ende vor oder in Konstantinopel sicher zu erwarten stände. Denn die türkische Armee zeigte, nach den interessanten Berichten kompetenter Fachmänner, eine so gänzliche Verwahrlosung sowol in Hinsicht auf den Bildungsstand der Ofsiziere als auch auf die taktische Ausbildung der Soldaten, daß man ein taktisches Operiren im Sinne der europäischen Armeen wol nicht erwarten konnte. Dies hat sich auch durch die That bewiesen und selbst die Strategie war eine so verfehlte, daß sie nicht einmal die großen Fehler der rufsischen Heeresleitung auszunützen vermochte; wenn überhaupt von einer Strategie in einer ganz ungehobelten Armee die Rede sein kann, welche wegen der saft gänzlich mangelnden Ausbildung der Truppen manövrirunföhig genannt werden muß. Die türkischen Führer, statt mit eompaeten Massen hier und dort überrafchend aufzutreten, waren daher im Großen und Ganzen gezwungen, die Truppen sich dort schlagen zu lafsen, wo man sie mühsam hingeschleppt hatte. Und dennoch, wie staunenswert!) waren die Resultate beim Beginne des Feldzuges! Die von mittelmäßigen Paschas gesührten und von den unfähigsten Ofsizieren geleiteten taktisch rohen Moslems hielten die große rufsische Armee durch empsindliche Schläge mehrere Monate hindurch in Schach, bis erst bedeutende Verstärkungen die Waage wieder auf die Seite der letzteren neigten. Und die Ursache dieser merkwürdigen Widerstandskraft — gewiß nicht die Taktik — war die von allen Berichterstattern gerühmte und selbst von den Rnssen auch heute noch anerkannte todesfreudige Tapferkeit der Türken.

Jhnen spiegelt der Koran und die Lehren des Propheten ein Paradies vor, in welchem den tapfer Gesallenen alle materiellen Genüsse, die einen Türken zur höchsten Begeisterung anreizen können, in ungezählter Menge dargereicht werden, Genüsse, zu denen eine ewige Jugendkraft den Kern und glänzende Paläste die anmuthige Schale geben. Sollte ein armer, fußkranker, halbverhungerter, in den nafsen Gräben frierender Mufelmann sich nicht sehnlichst eine tödtliche Kugel herbeiwünschen, die ihn von dem elendesten Dafein erlöst und ihn auf sanften Fittichen in einem Augenblicke hinüberführt in den Palaft der zauberspendenden Huris? Jst es da noch unerklärlich, daß der Türke mit fatalistischer Ruhe dem Tode entgegensieht, der ihm nur Frenden winkt, die ihm hier versagt oder nur in kärglichstem Grade zugetheilt waren?

Solcher zur Raferei zu steigernden Tapferkeit gegenüber ist die Taktik allein nur ein stumpfer Spieß und nur das Schmieden einer ähnlich harten, auch in religiöser Glaubensgluth fest gestählten Waffe ist im Stande, durch das Feuer eines solchen Eisers erfolgreich hindurchzustoßen.

Auch die katholische Kirche in ihren greisbareren Anschauungen des Jenseits ist dazu besähigt, einen rücksichtslosen Kampfeseiser zu erwecken; so sah ich bei Düppel einen katholischen Pfarrer, der unter Hochhaltung des Crueisixes jedem Soldaten Ablaß und Seligkeit versprach, der in dem Sturme fallen würde; natürlich waren die Resultate dieser Ansprache glänzende.

Wenn dies auch extreme Beispiele sind, so ist doch die Sache zu klar, als daß sie weitläusiger Beweise bedürfte, daß ein religiöser Mensch, der an die Weiterführung eines bewußtseinvollen Dafeins nach dem Tode glaubt, sei es in welcher Gestalt es sei, immer tapferer sein wird, als der materielle Genußmensch, der mit dem Abschluß des Lebens zugleich das Versiechen der einzigen Quelle der Freuden und der Genüsse vor sich sieht, und der so lange er gesund ist, Nichts mehr fürchtet als den Tod, der ihn mit roher Hand in das wesenlose Nichts hineinschleudert.

Dieselbe Wahrheit schreibt ja auch die Geschichte mit ehernen Lettern auf ihre Tafeln, daß die Kriegsthaten eines Volkes gleichen Schritt halten mit dem sittlichen und religiösen Werthe desselben. Die größten Thaten sind nicht die durch überlegene Mafsen und Waffen erzwungenen Unterwerfungen untergeordneter, halb barbarischer Völker, sondern es sind die

von einer Minderzahl unter ungünstigen Bedingungen erfochtenen Siege. Hier stehen an der Spitze die Waffenthaten der Ebräer, welche unter den Richtern und Königen und später unter den Makkabäern Schläge ausführten, die noch die Nachwelt mit Bewunderung erfüllen, Schlage, welche nur zum Siege führten, so lange das religiöse Bewußtsein zur vollen Entfaltung gelangte, welche aber sosort in schmähliche Niederlagen sich verwandelten, sobald die Israeliten den heidnischen Göttern anhingen und heidnischen Lastern fröhnten. Ebenso haben die ersten Generationen der Griechen nnd Römer die jedem Knaben eingeprägten, gewaltigen Kämpfe gesührt, als sie noch an die hehren Olympier glaubten; beide Völker sind aber zerfallen und zu Grunde gegangen, als sie der Schatten im Orkns zu spotten begannen. Die großen Züge eines Alexander, eines Cäfar und dessen Epigonen waren die Früchte überlegener Mafsen, Bitdung und Bewaffnung, die Napoleons die Folgen eines frischen politischen Geistes, der durch das Volk ging; sobald dieses Fieber aber im Buhlen um Ruhm und Ehre verraucht war, lag auch die Waffe zerbrochen am Boden und doppelt wurde das über Gebühr belohnte Schwert gedemüthigt.

Will ein Volk, welches die allgemeine Wehrpflicht eingesührt hat, seinen Stand in der Staatenfamilie aufrecht erhalten, d. h. will es eine kräftige, allen Aufgaben gewachsene Armee besitzen, so muß es mit der ganzen Kraft vor Allem dahin zu trachten suchen, daß seine Glieder an innerem Werthe, an Selbstbeherrschung, Tapferkeit und Seelenstärke, d, h. also an den idealen Gütern den Nachbarn überlegen sind und bleiben; denn nur mit tüchtigen und schneidigen Elementen können die beiden Schwesterkünste, die Strategie und die Taktik, entscheidende Siege erfechten. Da die idealen Güter eines Volkes sich aber nur in dessen Religion verdichtet sinden, die für die Gläubigen außerdem über die letzte Leistung des Kriegers, den Tod für's Vaterland hinaus schicksalslenkend und segenspendend wirkt, so möge jedes Volk, welches nach hohen Zielen strebt, seine Religionen hegen und pflegen; reißen dieselben doch überdies den Mann aus der erniedrigenden und erschlaffenden Hingabe an Sinnlichkeit und Genuß heraus und führen ihn in die Höhe hinüber, die da lehrt, freudig das Leben einzusetzen für das Vaterland, und den Tod Nichts zu achten, wo es heißt, eine theure und große Pflicht zu erfüllen:

Denn setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.

Die Farbenblindheit.

von

Hugo Magnus.

— Breslau. —

ie Physiologie, die Lehre von den normalen Funetionen des menschlichen und thierischen Organismus, gilt mit Recht für eines der interessantesten Capitel der gesammten Naturwissenl schaften. Führt uns ja doch diese Diseiplin in unmittelbarster

Weise in die geheimen Werkstätten der Natur und zeigt uns hier, wie die große Meisterin in emsiger, nie raftender Arbeit schafft und wirkt an dem bunten Getriebe des Lebens. Mit staunendem Blick schauen wir, wie Faden auf Faden einschlägt in dem gewaltigen Werk und wie sich Glied an Glied reiht in der vielgliederigen, unendlichen Kette ihres reichgestaltigen Wirkens. Ia selbst auf die dunklen, weit abschweisenden Irrwege, auf welche auch eine Meisterin wie die Natur nicht allzu selten geräth, vermögen wir ihr zu folgen, nnd die Beobachtungen, welche wir gerade hierbei machen können, gehören ganz gewiß zu den überrafchendsten und interessantesten. Sie führen uns auf ein Gebiet, das eigentlich mitten inne liegt zwischen Physiologie und Pathologie, auf ein Grenzgebiet, innerhalb dessen die physiologische Werthigkeit der einzelnen Organe zwar bereits den Typus des Normalen verloren hat, ohne aber schon den Charakter des Krankhaften, Pathologischen dafür angenommen zu haben. Und gerade diese eigenthümliche zwitterhafte Stellung macht uns dies Gebiet ganz besonders interessant und bietet dem Forscher ein reiches, bisher eigentlich noch ziemlich wenig eultivirtes Feld seiner Thätigkeit dar. Eines der bestgekannten nnd am fleißigsten durchsorschten Capitel dieses so wichtigen Gebietes der physiologischen Anomalien ist unstreitig die Farbenblindheit.

Die Farbenblindheit, d. h. die angeborene, durch keinerlei krankhafte Veränderungen des Auges oder des Gehirnes bedingte Unempsindlichkeit gegen eine oder wol auch gegen alle Farben ist der wissenschaftlichen Welt erst im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts genauer bekannt geworden. Die erste diesbezügliche Mittheilung betraf ein farbenblindes Brüderpaar, das zu Maryport in Cumberland entdeckt und beobachtet worden war. An diese ziemlich fragmentarisch gehaltene Notiz schloß sich alsdann eine aussührliche Mittheilung an, welche der berühmte englische Naturforscher Dalton gab, und zwar war dieselbe um so werthvoller, als Dalton selbst rothblind war und somit diese eigentümliche physiologische Abnormität aus eigenster Erfahrung und unmittelbarster Wahrnehmung beschreiben konnte. Seine Schilderung der absonderlichen Empsindungen, welche die verschiedenen Farben bei ihm erregten, ries die allgemeinste und lebhafteste Verwunderung hervor; klang es ja doch fast wie ein Märchen, wenn der berühmte Gelehrte versicherte: die Farbe der Rose und die des Himmels seien für sein Auge durchaus die gleichen; oder das glänzende Roth des Siegellacks unterscheide sich für ihn in Nichts von der Färbung eines sommerlich grünen Rafenteppichs. Warum man aber dem gerechten Staunen über derlei, faft abenteuerlich klingende Mittheilungen dadurch am Besten Ausdruck zu geben glaubte, daß man diesen eigenartigen Zuftand der Farbenempsindung mit dem Namen jenes großen Gelehrten belegte und ihn schlechtweg Daltonismus nannte, ist uns niemals recht verständlich geworden. Die Engländer haben denn schließlich auch gegen diese eigenthümliche Verherrlichung ihres berühmten Landsmannes ganz energisch protestirt und gemeint: Dalton sei durch seine vielen wissenschaftlichen Verdienste bereits zu unsterblichem Ruhm gelangt, und brauche deshalb sein Name nicht in der Weise verewigt zu werden, daß man ihn zur Bezeichnung jenes physiologischen Gebrechens benütze. Sie verlangten deshalb, und wol nicht mit Unrecht, daß der Ausdruck Daltonismus ganz aus der wissenschaftlichen Welt verschwinden und dafür der Name Farbenblindheit eingesührt werden solle. Doch wie ja ost genug im Leben gerade die berechtigtsten Forderungen und Ansprüche unberücksichtigt bleiben, so geschah es auch mit diesem Protest der Engländer; eine große Reihe von Forschern und Untersuchern kümmerte sich so gut wie gar nicht um denselben und so kann man in Frankreich, in Jtalien und wol auch noch in Deutschland ost genug von Daltonismus reden hören. Und so ist es denn gekommen, daß der Ausdruck Daltonismus trotz allen Widerspruchs der Engländer und trotzdem derselbe eigentlich nur ganz speeiell für die Rothblindheit, an welcher Dalton gelitten hatte, gebraucht werden dürfte, niemals aber für die Grün- oder Blaublindheit, doch ein gewisses Heimatsrecht in der Wissenschaft erlangt hat, ein Recht, das zwar abnsiv, doch durch sein Alter eine nicht zu leugnende Legitimation gewonnen hat; und so sehen wir uns denn gegenwärtig in dem Besitz von zwei Ausdrücken: Daltonismus und Farbenblindheit.

Stellen wir uns nunmehr die Aufgabe: das Wesen der Farbenblindheit physiologisch zu erklären und all ihre verschiedenen Erscheinungen zu einem gemeinsamen Bilde zu einen, so werden wir zu diesem Zweck uns mit großem Vortheil der Aoung-Helmholtz'schen Farbentheorie bedienen; wenigstens haben meine eigenen Studien über Farbenblindheit mir die Helmholtz'sche Theorie im besten Einklang mit den praktischen Thatsachen stehend gezeigt. Gehen wir also von den theoretischen Vorstellungen, welche die Foung-Helmholtz'sche Hypothese lehrt, aus: so ist die gesammte Farbenempsindung das Produet einer gemeinsamen, jedoch nicht gleichmäßigen Reizung dreier Grundempsindungen, nämlich der des Rothen, Grünen und Blauen resp. Violetten. Eine jede einzelne Farbenempsindung setzt sich aus diesen drei Grundempsindungen zusammen, und zwar haben wir uns diesen Vorgang in der Weise zu denken, daß z. B, bei der Empsindung des Roth die der Grundempsindung für Roth dienenden Nervenfafern ganz besonders stark, die Grün und Violett empsindenden Fafern aber nur sehr wenig erregt werden; bei der Empsindung von Grün werden dementsprechend stark die grün-, dagegen sehr schwach die roth- und violettempsindenden Fafern gereizt, während bei der Empsindung von Blau und Violett ein ähnliches Erregungsverhältniß der blauen Fafern gegenüber den grünen und rothen stattsindet. Das Wesen der Farbenblindheit beruht nun darin, daß aus diesem physiologischen Dreiklang, aus dem sich unsere normale Farbenvorstellung aufbaut, die eine Grundempsindung ausfällt; und je nachdem nun die Grundempsindung des Rothen, Grünen oder Violetten außer Funetion tritt, zeigt sich die Farbenblindheit als Roth-, Grün- oder Blau- resp. Violettblindheit. Doch wie wir dies schon aus dem für die normalen Farbenempsindungen entworfenen Schema ersehen werden, kann der Verlust einer dieser drei Grundempsindungen nicht ohne Rückwirkung auf die PereepUon stimmtlicher Farben bleiben. Denn da eine jede Farbenvorstellung sich aus einer gleichzeitigen Erregung jener drei Grundempsindungen zusammensetzt, so muß der Verlust eines dieser drei Grundsaetoren natürlich auch die Empsindung sämmtlicher Farben mehr oder minder beeinträchtigen. So wird z. B, ein Rothblinder, dem also die Grundempsindung des Rothen mangelt, auch Grün nicht in der Weise zu empsinden im Stande sein, wie dies ein normales Auge thut; denn da ja Grün eine Empsindung ist, die sich aus der Erregung der grün- sowie der rothempsindenden Nervenelemente eombinirt, so muß natürlich bei Unthätigkeit der rothempsindenden Nervenfafern auch die Empsindung der grünen Farbe leiden. Aus demselben Grunde muß auch ein Grünblinder die rothe Farbe in anderer Weise empsinden, als ein Normalsichtiger, und der Violettblinde vom Grün einen andern Eindruck empfangen, als der Vollsichtige. In welcher Weise sich die Vorstellungen der verschiedenen Farben in der Empsindungssphäre der Farbenblinden gestalten, kann man an der Hand der Joung-Helmholtz'schen Theorie sehr gut studiren, und da gerade die Art und Weise, wie ein farbenblindes Individuum die Farben sieht, für den Normalsichtigen ein ganz besonderes Interesse darbietet, so wollen wir diesem Punkte noch auf einige Augenblicke unsere Aufmerksamkeit schenken. Holmgren, Prosessor der Physiologie in Upfala, welcher sich in der jüngsten Zeit die größten Verdienste um unsere Kenntnis; der Farbenblindheit erworben hat, schildert die Empsindungen, welche die verschiedenen Formen des Daltonismus von dem Speetrum empfangen, im Anschlusse an Helmholtzs klafsische Behandlung dieses Stoffes wie folgt: Der Rothblinde sieht das spertrale Roth als ein gesättigtes lichtschwaches Grün; das Gelb als ein lichtstärkeres Grün; das Grün als eine zwar lichtstarkere, aber weißliche Abstufung derselben Farbe wie Roth und Gelb; das Blau als Blau und das Violett als Violett oder Dnnkelblau. Der Grünblinde sieht das Roth des Speetrums als ein lichtschwaches aber sehr gesättigtes Roth; das Gelb als lichtstarkeres Roth; das Grün als Weiß oder Grau; das Blau als eine dem Indigo ahnliche Farbe; das Violett als sehr gesättigtes Violett. Der Violettblinde sieht Roth als Roth; Gelb als Weiß oder Grau; Grün als Blaugrün; Blau als Grün nnd Violett als lichtschwaches Grün.

Wir sehen also, daß die Fülle der Farbenempsindungen bei jedem Farbenblinden, welcher der drei verschiedenen Formen er auch angehören mag, eine sehr ärmliche nnd beschränkte ist. Farben, welche einem normalsichtigen Auge als völlig verschiedene erscheinen, schmelzen dem Daltonisten in ein und denselben Empsindungsvorgang zusammen. Es kann uns deshalb nicht weiter mehr besremdend erscheinen, wenn ein Farbenblinder Gegenstände, die für uns die verschiedensten Färbungen besitzen, als durchaus gleichsarbig anspricht, und wir werden nicht mehr verwundernd den Kopf schütteln, wenn wir hören, daß ein Rothblinder, wie dies z, B. Dalton war, das Roth des Siegellacks und das Grün des Rafens für die gleiche Farbe erklärt.

Bis jetzt haben wir immer vorausgesetzt, daß dem farbenblinden Individuum eine der drei physiologischen Grundempsindungen vollständig fehlen solle; also z. B. dem Grünblinden die Grundvorstellung des Grünen. Doch sind derartige Fälle vollständigen Mangels immerhin die selteneren, und das gewöhnliche Vorkommen ist ein solches, daß eine der drei Hauptvorstellungen in ihrer Thätigkeit nur mehr oder minder beeinträchtigt ist. Es ist also dann nicht sowol ein wirklicher Funetionsmangel, als vielmehr nur eine Funetionsstörung vorhanden, und je nachdem dieselbe nuu einen größeren oder geringeren Umfang besitzt, wird auch der Farbensinn des betreffenden Individuums mehr oder weniger abweichend sich verhalten. Es existirt nun in Wirklichkeit eine ganz erstaunliche Reihe von höheren oder geringeren Intensitätsgraden einer solchen Störung; von den ausgeprägtesten Fällen, in denen die bezügliche Funetionsstörung bereits dem vollständigen Funetionsmangel nahekommt, bis zu den allerleichtesten Formen, die kaum noch mit Sicherheit von dem sich normal bethätigenden Farbensinn unterschieden werden können, sinden sich die verschiedensten und zahlreichsten Uebergangsstufen. Es gewinnt durch eine derartige Fülle von Erscheinungsformen das Bild der Farbenblindheit ein ungemein buntes und vielgestaltiges Aussehen, das aber in seinen Grenzen gegen den normalen Farbensinn hin allmählich abblaßt und seine charakteristischen Eigenartigkeiten mehr und mehr verliert, bis es schließlich ganz unmerklich in die normale Farbenempsindung übergeht. Bei einer derartigen Menge von Abstufungen und Intensitätsgraden muß natürlich der Erscheinungscharakter der Farbenblindheit gleichsalls ein sehr wechselnder sein; während die höchsten Intensitätsgrade eine so auffallende Beeinträchtigung in der Farbenempsindung zeigen, daß man bei ihnen mit vollem Recht von einer wirklichen Farbenblindheit sprechen kann, verdienen die geringeren und niedrigsten Abstufungen diesen Namen durchaus nicht mehr. Denn die mit ihnen behafteten Personen sind sehr wohl noch im, Stande, alle Farben zu erkennen und sicher von einander zu trennen, so lange dieselben in charakteristischen Schattirungen auftreten, und ihr Gebrechen kommt erst dann an den Tag, wenn es sich um die Unterscheidung heller und wenig ausgesprochener Töne handelt. So vermögen sie z. B. ein farbensattes Grün mühelos zu empsinden und dessen Vorstellung auch noch festzuhalten, selbst wenn diese Farbe durch Beimischung von Weiß in ihrer Sättigung mehr und mehr geschwächt wird. Erst wenn diese Beimischung von Weiß einen solchen Umfang gewonnen hat, daß das Grün eine ganz helle und zarte Schattirung zeigt, verschwindet ihre Fähigkeit, den so beschaffenen hellen Farbenton richtig zu empsinden, und nun verwechseln sie denselben mit allen möglichen anderen Schattirungen. Helles Grau, helles Gelb, helles Roth und helles Grün, sie alle machen alsdann den gleichen Eindruck auf ihre Netzhaut, und während solche Individuen den ausgesprochenen Farbentönen gegenüber mit größter Sicherheit sich benahmen, stehen sie jetzt rath- und hülflos da und müssen sich für die hellen Schattirungen als Daltonisten bekennen. Daß aber für ein derartiges physiologisches Gebrechen der Farbenempsindung die Bezeichnung „Farbenblindheit" ganz und gar nicht paßt, ist eigentlich selbstverständlich, und darum hat für sie die Wissenschaft anch andere Namen geschaffen und nennt sie „Farbenschwäche" oder „Farbenträgheit". Und daran thut sie ganz gewiß recht, denn es könnte dem Verständniß einer so eigenthümlichen Erscheinung, wie es der Daltonismus ist, doch nur schädlich sein, wenn man die Fälle totaler Farbenblindheit, in denen die betreffenden Individuen überhaupt gar keine Farben empsinden nnd darum die Welt nur grau in grau sehen, etwa in der Weise, wie ein Normalsichtiger einen Kupferstich oder eine Photographie, in denselben Topf werfen wollte, wie jene bereits der Grenze des normalen Farbensinnes unmittelbar l cnachbarten leichtesten Formen der Farbenschwäche. Gerade die Unterscheidung der einzelnen Formen der Farbenblindheit nach ihren Intensitätsgraden ist praktisch wie wissenschaftlich durchaus nothwendig und dringend geboten.

Einen nach den Begriffen eines Farbensehenden allerdings recht schwächlichen und unzulangenden Ersatz für die mangelnde oder fehlerhafte Farbenempsindung besitzen die Daltonisten in einer ungemein geschärften und verfeinerten Empsindlichkeit gegen Lichteindrücke. Es ist allen Forschern, die sich eingehender mit dcm Studium der Farbenblindheit beschäftigt haben, eine ganz geläusige und bekannte Erscheinung, daß die Farbenblinden auffallend feinfühlig sind in der Unterscheidung und Wahrnehmung der feinsten und zartesten Lichtesfeete. Lichtschattirungen, welche einem vollsichtigen Auge schon lange nicht mehr in Form eines gesonderten und charakteristischen Empsindungsvorganges bemerkbar sind, erscheinen einem farbenblinden Auge noch als wohldisferenzirte und scharf ausgeprägte Beleuchtungseffeete. Und diese eigenartige Empsindung des sie umgebenden Lichtes suchen die Farbenblinden, natürlich nur die Gebildeteren und Intelligenteren unter ihnen, auch in ihrer Sprache zum Ausdruck zu bringen. Sie bedienen sich mit Vorliebe gern solcher Ausdrücke, welche auf die Quantität und nicht auf die Qualität der jeweiligen Beleuchtung Bezug nehmen, und darum wird man auch niemals so ost von Hell, Glänzend, Schimmernd, Halbdunkel u.s.w. reden hören, als wie gerade in der Unterhaltung mit einem gebildeten Farbenblinden. Es erhält deshalb auch die Sprache des gebildeten Farbenblinden einen ganz eigenthümlichen und besremdlichen Charakter, den man am treffendsten wol mit der bekannten Eigenartigkeit der Homerischen Sprache vergleichen kann, welche bekanntlich ja auch an Bezeichnungen für Lichteffeete so außerordentlich reich ist, während sie dagegen in der Wiedergabe farbiger Vorstellungen auf einer Stufe steht, die sich von der nicht wesentlich unterscheidet, welche ein Kind einnimmt, das die Empsindungen des Farbigen noch nicht zu disferenzirten und selbständigen Vorstellungen auszuarbeiten gelernt hat. Diese auffallende Ähnlichkeit der Homerischen Ausdrucksweise mit der eines Farbenblinden läßt die Annahme: es könne der Grund zu der Homerischen Spracheigenthümlichkeit wol auch in gewissen eigenartigen Zuständen des damaligen Farbensinnes gelegen haben, denn doch nicht so unwahrscheinlich erscheinen, wie dies von Vielen behauptet wird. Iedenfalls beweist die Thatsache, daß der heutige Farbenblinde auch eine seinem Zustande eongruente Sprache sich zu schaffen weiß, deutlich, daß die sprachlichen Gebilde im engsten Zusammenhang stehen mit der physiologischen Wertigkeit unserer Organe und daß alle wohldifferenzirten und fein ausgebildeten Empsindungen sich auch sprachlich Geltung zu verschaffen wissen. Deshalb sind augenblicklich auch nur diejenigen unserer Sinnesempsindungen, die es bereits zu einer gewissen Höhe der Entwickelung gebracht haben, in unserm Sprachschatz besonders reichlich bedacht, während diejenigen Empsindungssphären, die gegenwärtig nur erst noch wenig eultivirt sind, wie z. B. Geruch oder Geschmack, auch nur über verhältnißmäßig wenige sprachliche Verkörperungen ihrer Thätigkeit zu verfügen haben.

Untersuchen wir nun, woher denn eigentlich dem Farbenblinden seine besondere Empfänglichkeit gegen zarte Lichtesfeete gekommen sei, so könnten Diejenigen, welche das Bedürfniß fühlen, ihre Weltanschauung auf die vorsorglichen und mütterlich besorgten Prineipien einer teleologischen Natureinrichtung zu gründen, in dieser Bevorzugung des Farbenblinden wol auch einen Wohlthätigkeitsaet der besorgten Mutter Natur sinden wollen. Klingt es ja doch so tröstend, wenn man sagen kann: die armen Farbenblinden, denen die Natur den Genuß der Farben versagt hat, haben als Entgelt für ihr physiologisches Gebrechen jene Feinfühligkeit gegen die zartesten Lichteffeete von der Schöpfung erhalten. Wenn nun aber die Natur eine solche Entschädigung des Farbenblinden für nothwendig erachtet, warum hat sie sich da erst selbst in die Lage gebracht, einen derartigen Ausgleich vornehmen zu müssen? Hätte sie den Farbenblinden nicht stiesmütterlich behandelt und seinen Farbensinn zu einem Aschenbrödel unter den Sinnen gemacht, so hätte sie es gewiß dann nicht nöthig gehabt, diese ungerechte Härte zu mildern und sich selbst zu verbessern. Ohne Denjenigen, die einer teleologischen Weltanschauung zu huldigen sich genöthigt sehen, irgendwie zu nahe treten zu wollen, muß ich doch bekennen, daß in dem Capitel der Farbenblindheit derartige Reslexionen wol kaum am Platze sein dürften. Die größere Lichtempfänglichkeit des Farbenblinden ist kein milderndes Geschenk der gütigen Mutter Natur, sondern der Daltonist hat sich dieselbe ganz allein errungen. Dadurch, daß es ihm versagt blieb, die zahlreichen Eindrücke der Farben zu empsinden, hat er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Verschiedenheiten der Beleuchtung resp. der Lichtquantität richten müssen und so seine Netzhaut allmählich zu einem höheren Grade der Lichtempfänglichkeit erzogen. Und diese mühsam erkämpfte Reaetionssteigerung seiner Netzhaut gegen feine Lichteffeete weiß der Farbenblinde praktisch sehr wohl zu verwerthen. Er benützt sie häusig, um Farben, die er nach ihren charakteristischen Farbeneigenthümlichkeiten ja nicht erkennen und unterscheiden kann, zu trennen, indem er das unterscheidende Moment eben in den verschiedenen, für ein normalsichtiges Auge kaum bemerkbaren Lichtunterschieden der bezüglichen Farben sindet. So habe ich z. B. einen rothblinden Loeomotivführer gekannt, der die rothe und grüne Farbe absolut nicht zu empsinden vermochte; und doch war er im Stande, das rothe Fahrsignal von dem grünen zu unterscheiden, indem er eben mittelst seines scharf und hoch entwickelten Lichtsinnes den verschiedenen Lichtgehalt des rothen und grünen Signals zu empsinden vermochte.

So schätzenswerth eine derartige Fertigkeit nun auch für das einzelne farbenblinde Individuum sein mag, so hat sie doch auch ihre recht bedenklichen Seiten. Es kann nämlich gelingen, und dies geschieht ganz gewiß ost genug, daß ein Farbenblinder durch die erhöhte Ausbildung seines Lichtsinnes seinen eigentlichen Fehler zu verbergen vermag und seiner Umgebung den Glauben beibringt, er sei durchaus normalsichrig. während er es in Wahrheit aber doch nicht ist. Da nun aber die FarbenUnterscheidung, welche der Farbenblinde mit Hülfe seines geschärften Lichtsinnes ausführt, immer nur ein höchst unsicheres Kunststück bleibt, das hundert Mal ganz gut glückt, aber das hundert und erste Mal völlig mißlingen kann, so ist es doch immer ein sehr mißliches Ding, wenn ein farbenblinder Eisenbahnbeamter, etwa ein Locomotivführer, seinen Fehler auch nur eine Zeitlang zu verbergen im Stande ist. So lange er dies vermag, schweben auch die Eismbahnzüge, die er zu führen hat, in steter Gesahr; denn wie leicht versagt dem farbenblinden Führer sein Kunststüek, mit Hülfe dessen er die rothe und grüne Signallaterne von einander unterscheidet. Nur die sorgsamste Untersuchung aller mit dem Fahrdienst betrauten Beamten vermag das Publikum vor derartigen Gesahren zn schützen, eine Maßregel, welche Dank der Umsicht unserer Eisenbahnbehörden jetzt wol auf allen deutschen Bahnlinien getroffen worden ist.

Wenn nun schon die Farbenblindheit für das einzelne mit ihr behaftete Individuum recht unangenehme Störungen zu bedingen vermag, so werden dieselben noch größer und belangreicher, sobald wir in Erfahrung bringen, daß der Daltonismus eine besondere Vorliebe zeigt, sich auf dem Wege der Vererbung auch auf die Nachkommen farbenblinder Personen zu erstrecken. Und zwar ist diese Neigung, sich durch Vererbung auf die verschiedensten Generationen einer Familie auszudehnen, eine so hervorragende und so entschieden ausgesprochene, daß gerade in diesem Punkt die Angaben aller Forscher, und mögen sie im Uebrigen auch noch so verschieden lauten, doch eine seltene Uebereinstimmung erkennen lafsen. Der Modus, nach welchem nun die Vererbung der Farbenblindheit erfolgen kann, scheint nicht unter allen Umständen immer der nämliche sein zu müssen, vielmehr dürften hier verschiedene Variationen anzunehmen sein. Ein besonders auffallendes und charakteristisches Gesetz für diesen Vererbungsgang ist in der neuesten Zeit von Prosessor Horner in Zürich aufgestellt und durch die Beobachtungen Holmgrens, sowie durch meine eigenen Erfahrungen vielfach bestätigt worden. Dieses Gesetz lautet dahin, daß ein farbenblinder Mann völlig normalsehende Kinder männlichen und weiblichen Geschlechtes hat und daß erst die Nachkommen dieser seiner Kinder wieder an Farbenblindheit zu leiden haben. Und zwar scheinen die Söhne solcher normalsichtigen Frauen, deren Väter farbenblind waren, ganz besonders ost von dem nämlichen Fehler wie ihr Großvater heimgesucht zu werden. Es überspringt hiernach die Farben

blindheit immer eine Generation; vererbt sich also vom Großvater auf den Enkel. Ganz besonders interessant wird dies Gesetz aber noch durch den Umstand, daß ganz in der gleichen Weise auch noch andere physiologische Gebrechen sich zu vererben scheinen, so z. B. die Neigung zu Blutungen und die Nachtblindheit. Nach den Erfahrungen Holmgrens soll die in einzelnen Familien erbliche Farbenblindheit auch hinsichtlich ihrer Art und ihres Grades gewisse immer wiederkehrende Eigenthümlichkeiten zeigen; so wird z. B. in einzelnen Familien nur die Grünblindheit vererbt, während andere Familien wieder die Rothblindheit erb- und eigenthümlich besitzen.

Natürlich schließt aber der eben genannte Erblichkeitstypus nicht unbedingt die Möglichkeit aus, daß die Farbenblindheit sich gelegentlich auch einmal in anderer Weise fortpflanzt und z. B. vom Vater direet auf den Sohn übergeht. So kenne ich gegenwärtig zwei Familien, in denen beiden der Vater farbenblind ist und die Söhne die gleiche Abnormität zeigen.

Das Horner'sche Erblichkeitsgesetz, welches wir soeben skizzirt haben, erbringt also den Beweis, daß die Farbenblindheit hauptsächlich durch die im Uebrigen durchaus normalsichtigen Töchter farbenblinder Väter fortgepflanzt und also durch die Frauen in die Familien eingesührt wird. Es kann hiernach ein männliches Individuum, welches eine ganz normale Farbenempsindung besitzt und dessen Familie durchaus keinerlei Anwandlungen von Farbenblindheit aufzuweisen hat, doch farbenblinde Nachkommen erhalten, sobald es eine Ehe mit einer normalsichtigen Frau eingeht, deren Vater aber farbenblind war. Dieser Umstand wird aber um so auffallender und besremdlicher, da es nunmehr durch die verschiedensten Forscher übereinstimmend festgestellt worden ist, daß die Farbenblindheit gerade beim weiblichen Geschlecht nur sehr selten vorzukommen pflegt und ihre Hauptverbreitung in der Männerwelt sindet. Und zwar ist der Unterschied, welchen Männer und Frauen hinsichtlich der Anlage zu dieser Abnormität zeigen, ein ganz außerordentlicher. So hat z. B. Holmgren unter 7119 weiblichen Individuen nur 19 Farbenblinde gesunden, also einen Proeentsatz von 0,26; ich habe unter 2216 Mädchen gar nur eine Farbenblinde nachweisen können, was also einem Proeentfatz von 0,04 entsprechen würde. Dagegen waren unter 32,165 männlichen Individuen, welche Holmgren untersucht hat, 1019 farbenblind, also 3,25°/^, und unter 3273 Schülern, welche ich hier in Breslau zu prüsen Gelegenheit hatte, fanden sich 100 Farbenblinde, d. h. 3,27 Es beträgt also nach diesen Angaben der Unterschied, welcher zwischen Männern und Frauen betreffs der Häusigkeit der Farbenblindheit herrscht, etwas über drei Proeent, ein Verhältniß, welches bei allen neueren Forschern wenn auch nicht eine absolute, so doch eine relative Aehnlichkeit zeigt. Es würde uns zu weit führen, wollten wir uns in eine genaue Erörterung und kritische Beleuchtung der Erklärung einlafsen, welche die moderne Wissenschaft für diese auffallende Erscheinung bietet und müssen wir uns deshalb mit der Bemerkung genügen lafsen, daß man die geringe Anlage des weiblichen Geschlechtes zur Farbenblindheit durch die schon früh beginnende und emsig fortgeführte Beschäftigung mit bunten Gegenständen, welche die Frauenwelt am Stickrahmen, am Toilettentisch u. f. w. übt, erklären zu können glaubt. Die hierdurch eingeleitete und durchgesührte Erziehung und Entwickelung des Farbensinnes pflanzt sich von Generation zu Generation fort und führt schließlich zu einer sexuellen Ueberlegenheit des weiblichen Farbensinnes über den männlichen, welche sich eben in der geringeren Neigung zur Farbenblindheit offenbart.

Man hat auch hinsichtlich der Raee sowie der verschiedenen Bevölkerungsschichten gewisse Verbreitungseigenthümlichkeiten der Farbenblindheit sinden wollen; doch sind alle diese Angaben vor der Hand noch nicht genügend gesichtet, um sie in dem Gewand einer sicheren Thatsache schon jetzt einem größeren Publikum vorführen zu können; darum ziehe ich es auch vor, über diesen Punkt vor der Hand noch ein vorsichtiges Schweigen zu bewahren.

Klöster und Klosterleben in der Hercegovina.

von

Siegfried Uapper.

- Pisa, -

I.

ie am Rhein, am Neckar, an der Mosel die Burgruinen, so sind es in den Thälern der Morava, des Jbar, des Lim die Ruinen von Klöstern, die der Landschaft jenes Gepräge verleihen, das, ich habe eigentlich nie recht begreisen können, warum, man als romantisch zu bezeichnen sich gewöhnt hat. Dabei sind die Ritterburgen jedenfalls wohler daran. Sie sind nicht nur zahlreicher, fondern auch besser erhalten. Das ist, weil das menschliche Jnteresse an ihnen haftet. Und dieses, abgesehen von so vielen anderen wunderbaren Geheimkräften, hat auch noch das merkwürdige Eigene, daß es Alles, womit es in Berührung kommt, — eonservirt. Um was der Mensch sich kümmert, Alles, was er, forschend oder in Pietät, in den Kreis seiner Beachtung zieht, das, und thut er auch sonst weiter nichts dafür, geht nicht zu Grunde, Der menschliche Odem, der es anweht, haucht ihm etwas von der ewigen Menschenseele an, nnd die erhält es.

Nicht so gut daran sind die Ueberbleibsel der alten Klöster und Kirchen in jenen Thälern unseres Südost, denen noch manches Andere dies- und jenseits des Balkan, sowie durch Albanien, Epirus, Thessalien bis hinab an's „blauende Meer" sich hinzufügen ließe. Es sind das nur mehr spärliche Rudera, zerstreut in verwilderten Oeden, die ehemals herrliches, fruchtbares Gartenland gewesen, in kahlen Felsschluchten, durch die ehedem üppiger Wiesengrund und schattiger Wald sich hinangezogen, verdeckt von Gestrüpp, versunken in Schutt, begraben in Geröll: wenig gekannt, schwer aufsindbar; wenn aufsindbar, unbedeutend und unergibig für die Forschung. Das weitaus Meiste ist verschwunden, von der Stätte, die es einst eingenommen, wie hinweggesegt. Der Rest, verlafsen von den Menschen und vergessen, ist eingegangen, hat sich aufgezehrt, möchte man sagen, aus Mangel an menschlicher Theilnahme, menschlicher Seele.

Und doch hatten auch diese Zeugen vergangener Iahrhunderte ihre Tage der Bedeutung und der Pracht, der Macht und des Reichthums, und selbst der Kunst, wie davon, allerdings nur höchst sporadisch, hie und da noch aus dem Schutt hervorragende Säulentrümmer, von Gräsern überwucherte Altarstufen, verstümmelte Bildwerke und Ornamente, mit osfenbarer Absichtlichkeit bis zur Unkenntlichkeit mißhandelte Wandgemälde noch immer genug beredtes Zeugniß geben. Wie das gekommen, wie viel an dieser Verwüstung islamitische Unduldsamkeit, wie viel spätere christliche Indolenz Schuld habe, das mag, da die Verluste nun einmal unersetzlich sind, so ziemlich unter die müssigen Fragen gereiht werdenEs wird wol eines wie das andere sein gut Theil daran haben, wiewol man, ohne im mindesten ein Unrecht damit zu begehen, den Löwenantheil immerhin dem erstern wird zuerkennen dürfen, — auch ohne besondere Erörterung.

Zu jener fernen Zeit bereits, da das Christenthum den nördlichen und östlichen Slaven kaum noch dem Namen nach bekannt war, standen bei ihren Stammesgenossen im Süden Klöster und Klosterwesen in blühendster Entwickelung. Die bulgarischen Brüder Kyrillos und Methodios, die das Christenthum nach Mähren nnd Böhmen brachten, waren aus diesen Klöstern hervorgegangen. Ein ezechischer Bischos trug es später an die Gestade der Ostsee. Frühzeitig schon hatte auf der schmalen Landzunge des Athos eine Art Klösterrepublik sich angesiedelt, überreich ausgestattet von ihren Beschützern, den byzantinischen Kaisern, mit Besitzungen, Schätzen und Privilegien, der Mittelpunkt damals alles orientalischen Kirchenlebens, darin alle Völker der Balkanhalbinsel, ja selbst die christlichen Stämme Kleinafiens, abgesondert von einander, sich vertreten fanden. Auch die serbischen Dynaften, frühmöglichst, beeilten sich, als Stister sich da einzustellen, ihnen voran und beispielgebend Stefan Nemanja, der Gründer der nachmals so mächtigen Dynaftie der Nemanjiden, unter der Serbien sich zur Großmacht aufgeschwungen, mit den Bulgaren und mit Byzanz um die Hegemonie ringen und den dalmatischen Handelsrepubliken Bündnisse dietiren konnte. Das Kloster Chilindar, das er allda erbaute, gilt allen Südslaven als das Höchste, was Aufwand zu erreichen, Kunst zu leisten vermag. Es ist der Montsalvatsch ihrer Legende. Kamen die zahlreichen Klöster, die er in den eigenen Landen erbaute, an Pracht diesem auch nicht gleich, so waren sie doch nicht minder reich von ihm bedacht. Denn Klöster zu bauen und mit reichen Stistungen auszustatten, galt als das größte Verdienst eines Herrschers, das Leben in einem derselben als einfacher Mönch zu beschließen als der würdigste Abschluß seiner irdischen Laufbahn. Seine Nachsolger standen in frommem Eiser ihm nicht nach. Keiner ihrer, dessen Angedenken nicht eine größere oder geringere Anzahl von Kloster- und Kirchenbauten verewigt hätte, nur wenige, die nicht in einem derselben ihr Dafein beendet, ihre letzte Ruhestätte gesunden hätten. Stefan Urosch II. allein soll deren nicht weniger als einundvierzig erbaut haben.

Erst die Herrschaft des Türkenthums setzte diesem frommen Eiser, der, ausgegangen und getragen ursprünglich von den löblichsten Zwecken, allerdings nachgerade in würdelose Werkheiligkeit und verderbliche Sündenloskauferei ausgeartet war, ein Ende. Der Jslam würde seine Mission verfehlt haben, wenn er neben sich noch Anderes geduldet hätte. Was sich vorfand, wurde theils dem Boden gleichgemacht, theils in Moscheen, in Grabkapellen geseierter Kriegshelden und Hadschis, in Hans für Saumroß- und Mauleseltreiber umgewandelt, theils niedergerissen und zur Ausmauerung und Einfafsung von Brunnen und zu Brücken verwendet. Die Kirchengeräthe wurden theils zerschleist, theils eingeschmolzen, die gestisteten Besitzungen dem Vakuf überantwortet. Was dem Verderben entging, entging ihm nur wie durch ein Wunder, vertheidigt heute mit dem Muthe der Verzweiflung, morgen ausgelöst durch die Zahlung großer Brandschatzungen, jedoch nur um übermorgen neuerdings vertheidigt oder neuerdings ausgelöst zu werden. Neues zu bauen, sowie der Versuch, Bestehendes durch Ausbesserung, Stützung und dergleichen in Stand zu erhalten, war und blieb Jahrhunderte lang ausnahms- und bedingungslos verboten und zwar bei den härtesten Strafen, deren Verhängung übrigens wie Art durchweg dem Ermessen und der Willkür der jeweiligen loealen Machthaber anheimstand. Jn der Hereegovina speeiell, der wir unsere Aufmerksamkeit hier zunächst zuwenden, galt die Norm, daß für jede derlei Contraveution zwöls Familienhäupter mit dem Leben zu büßen hatten, — eine Maßregel, von der nicht zu leugnen ist, daß sie dem Uebel allerdings radieal zu Leibe ging und durchaus angethau war, den Kjauren ihre gottesärgerliche Baulust gründlich zu verleiden.

Erst ziemlich spät und da der Stern der osmanischen Macht bereits merklich zu erbleichen begonnen, fängt eine mildere Praxis an Raum zu gewinnen. Jn Konstantinopel wird wiederholt die Freiheit des Klosterund Kirchenbaues zugesichert. Die Machthaber in den Provinzen jedoch wollen von diesen Zugeständnissen nichts wissen, und ignoriren die Einen sie gänzlich, während die Andern sie dahin auslegen, daß es der Raja zwar nun freistehe, bei ihren jeweiligen Pafchas oder Vesiren um die Erlaubniß zum Baue eines Klosters oder einer Kirche anzufuchen, ebenso aber auch diesen, je nach Ermessen sie ihnen zu gewähren oder auch — zu verweigern. Diese Erlaubnis) aber ist weniger ein schwer zu erlangendes, als ein kostspieliges Ding. Und schon dadurch beschränkt der Gebrauch, der davon gemacht werden kann, sich auf länger als ein Jahrhundert hinaus von selbst. Die Herreu Pafchas forderten immense Summen und darüber auch noch eine Extraremuneration an Heerden, Rossen und — jungen schönen Mädchen. Und da dem nicht entsprochen werden konnte, so mußte, wie sehr auch der alte Baueiser, den nun das Volk aufgenommen, sich regte, und wie fühlbar das Bedürfniß sich geltend machte, das Bauen doch unterbleiben, bis die Herren, da es mit dem Uebertriebenen nun einmal nicht ging, sich endlich, um die Mitte des vorigen Iahrhunderts, zu Billigerem herbeiließen. Die Preise seitdem für die Ertheilung der Lieenz zum Bau einer Kirche oder eines Klosters, da eine allgemeine Norm dafür nicht bestand, variirten verschieden, je nach Land und — Laune. In der Hereegovina speeiell wurde sie im wörtlichsten Sinne des Ausdrucks nach der — Elle verkauft. Wie lang, wie breit und wie hoch gebaut werden wolle, das war die erste Frage, und darnach wurde das Ellenmaß ermittelt. Dann kam der Preis, 10, 15, selbst 20 Dueaten die Elle, nicht etwa Grundes und Bodens (der mochte gehören wem immer, ja selbst Eigenthum der Bewerber sein), sondern die Elle — Lieenz, so daß der Freibries zur Erbauung selbst eines kleinen Kirchleins leicht auf 5 — L00, der zu einem Kloster wol auf das Zehnfache sich stellen konnte. Damit aber war es noch gar nicht abgethan. Denn war man mit dem Baue fertig, dann kamen erst die entsandten Sachverständigen, um mit der Elle in der Hand nachzumessen. Und merkwürdig! Wie sorgfältig man sich auch an das Bedungene gehalten, es wurde nichtsdestoweniger stets überschritten gefunden, freilich wol weniger zu dem Zwecke, die Bürger um ihre Köpfe, als ihre Börsen um ein halbes oder ganzes Hundert Dueaten Nachzahlung zu kürzen.

Daß das tatsächliche Bauen unter diesen Umständen mit dem Eiser füglich nicht Schritt zu halten vermochte, ist wol leicht zu ermessen. Schon die Beschaffung des Geldes für den Freibries war ein schweres Stück Arbeit. Bei Kirchen indeß machte sich das noch. So Glanzendes und Großartiges die Ueberlieserung als Vorbild aufbewahrt, man beschränkte sich auf das Nothdttrftigste: 6—7 Ellen Breite, 10 Ellen Länge, 7—8 Ellen Höhe. Das war gerade genug, um den nach Abgang der Mauerdicke verbliebenen Raum, den die ausgestreckten Arme zweier Männer leicht durchmaßen, in die erforderlichen zwei Theile zu theilen, den für den Altar und den für die Gemeinde. Freilich haben in einem solchen „Schiff", dem man überdies, wenn auch nur andeutungsweise, gerne die Kreuzform zu geben sich bemüht, nicht selten kaum dreißig, ja kaum zwanzig Personen Platz. Aber man muß sich bescheiden. Für die Hausväter und sonst für Personen, die den Vortritt haben, reicht das hin. Auch für die Weiber bleibt rückwärts gegen die Thür noch einiger Raum. Alle Andern müssen eben draußen steh'n. Gott nimmt's nicht so genau. Begnügt er sich ja auch damit, wenn man im Walde oder auf hohem einsamen Bergesgipfel seiner gedenkt! Was aber an gekaufter Höhe als unzureichend sich erweist, das trachtet man durch Abgraben in die Tiese zu ersetzen, was meist — wenn nämlich die türkischen Herren Sachverständigen nicht dahinter kommen oder nicht dahinter kommen wollen — nichts oder doch nicht viel kostet. Und statt von außen der Freitreppen führen dann von innen ein paar Kellertreppen zur Wohnung des Herrn. An Ornamentik natürlich ist nicht zu denken. Das Alles kostet Raum und daher — Geld. Der einzige Stil ist die Kahlheit, außen wie innen, das einzige Ornament an Festtagen ein Laubgewind über dem Eingang.

Schwerer schon gestaltet sich die Sache, wenn der kühne Gedanke aufkommt, ein Kloster zu bauen. Und ein Kloster innerhalb seiner Gemarkung zu haben, ist, so lange er eines nicht hat, der sehnlichste Wunsch eines Stammes, und hat er endlich eines, sein größter Stolz. „Irasiuo monastir! Wir haben ein Kloster!" heißt so viel, als: „Uns dürft Jhr nicht für Barbaren ansehen!" Jahrelang vorher schon werden Versammlungen abgehalten, auf der Tenne des Knesen, unter einem Baume, auf einem freien Platze im Walde, und der Gegenstand nach allen Seiten durchberathen. Da ist zuerst die Frage: wo soll gebaut werden? Ein Punkt übrigens, darin, wiewol von verschiedenem Jnteresse ausgehend, Naja und Machthaber in voller Uebereinstimmung einander begegnen. Diese zunächst, wenn sie schon in den Ortschaften selbst oder in deren unmittelbarer Nähe die Kirche dulden, wollen das gleiche Aergerniß keineswegs auch mit Bezug auf das Kloster sich gesallen lafsen. Daher: so viel wie möglich abseits, wo der Anblick kein gläubiges Auge beleidigt. Aber auch die Raja hat ihren guten Grund, die Verborgenheit, die Entlegenheit zu suchen, nämlich die Sorge um die Sicherheit. Denn die Buruntija, den Freibries nur vermag der Vesir zu geben; davor aber zu schützen, daß die gerechte Entrüstung der Gläubigen nicht in gerechtfertigten Thätlichkeiten sich Luft mache, vermag oder will er gar nicht. Die Erfahrung hat dies sattsam und warnend erwiesen. Manches Kloster stand schon fertig, und in seinem Archive, um vorkommenden Falles sie den Türken vorzuweisen, wohlverwahrt, lag die Buruntija. Aber was frugen die darnach? Sie drangen in's Kloster ein, huben Händel an, mißhandelten «der erschlugen die Mönche, nahmen, was irgend Werth hatte, und ließen, mit Jubelgeheule abziehend, auf dem Dache den rothen Hahn zurück. Oder sie schritten, wenn das nicht so leicht ging, zu einer förmlichen Belagerung. Die armen Mönche zwar wehren sich wie die Löwen. Auch Rothsignale werden gegeben. Es kommt Sueeurs. Es wird gekämpft. Allein der Ausgang allen Kampfes ist in Gottes Hand. „Ireins, üiro-i generala!" Ueber Gott ist kein General! Es ist ja immer möglich, daß — ein Wunder nicht geschieht, und man der Uebermacht sich nicht wehren kann. Dann wird das Kloster zum Schutthaufen, zum Grabhügel über den Leichen seiner Vertheidiger. Oder es geschieht ein — Wunder,

man erwehrt sich ihrer, tödtet vielleicht gar Einen oder den Andern, unv dann ist erst recht keines Bleibens an dem Orte. Keine Stunde ist man sicher vor der unausbleiblichen Rache. Man geht daher lieber gleich, eheman mit Pechkränzen hinausgetrieben wird, um schließlich unter den Kolben der Wüthenden dann doch nur den Tod zu sinden. Die Mönche zerstreuen sich. Das Kloster bleibt leer und verfällt. Und will man eines wieder haben, so muß man eben wieder von vorne anfangen, nämlich bei den Dueatenrollen für die Erlaubniß. Das sind dann die Ruinen jüngeren Datums. Daher, um alle dem vorzubeugen, lieber gleich so weit möglich aus dem Wege, in irgend einen, von steilen Felswänden umragten Thalkessel, in die öde Steinwüste, in die tiese Urwaldeinsamkeit, auf eineschwer zu erklimmende Höhe. Je schwerer aufsindbar und je schwerer zugänglich, desto besser.

Und nun man den Ort hat, und auch die Maße festgesetzt sind, nun kommt die Buruntija. Eine große Sorge! Jahre lang wieder wird» hin und her berathen. Man legt zufammen, es reicht nicht aus. Man schießt zu. Es laugt uoch nicht. So geht es denn an's Umsammeln. Ein Jeder thut da, was er kann. Niemand schließt sich aus. Die Frauen lösen ihre Kettlein vom Hals, die Mädchen ihre Ringe aus den Ohren, die Hirten opfern ihren Jahreslohn. Es ist eines der rührendsten Lieder, das vom blinden Gavro, der, um einen Beitrag zu einer solchen Colleet? angegangen, da er nicht einmal einen Para in der Tafche hat, sich frischweg mitten in den Kreis auf einen Stein setzt, nnd mit den Worten.' „Da ich ein armer Blinder bin, und nichts beisteuern kann, so will ich für die Kirche wenigstens ein Lied singen!" einen Gesang von der Zerstörung des Klosters Tvrdosch bei Trebinje (1669) improvisirt, so ergreisend, daß alle Anwesenden darüber in Thränen ausbrechen, und ihr lautes Weinen und Schluchzen wiederholt ihn nöthigt, abzufetzen. Aber auch die Silbermünzen fallen reichlich in seine auf dem Boden liegende Kappe, und Gavro, der Blinde, steht mit einem der größten Beiträge obenan an der Spitze der Stister. Leider in seinem Eiser war er so unbedacht, sich zu einigen etwas starken Expektorationen fortreißen zu lafsen. Das wurde dem Vesir hinterbracht, und nicht nur hatte er in langer schwerer Kerkerhaft seinen Opfereiser zu büßen, auch die Erlangung der Bnruntija wurde dadurch nicht wenig erschwert und — verthenert.

Endlich nun könnte man bauen, wenn man nur die erforderlichen Mittel hätte! Bauleute von der Meeresküste, „msistori ot primo^'s", aus Dalmatien uämlich, das von Alters her das Hinterland mit Architekten, Maurern und Steinmetzen versorgt zu haben scheint, kann man nicht kommen lafsen. So macht man sich denn selbst daran, abermals in gemeinschaftlicher Betheiligung. Man bricht Steine, man hebt Sand aus und trägt ihn auf Eseln und Maulthieren zu, man brennt Kalk, man mauert schließlich, man zimmert, die eine Woche die Einen, die nächste die Anderen und so fort,

bis man bei dem ganzen Stamm herum ist. Niemand nimmt Zahlung. Den Armen während seiner Arbeitswoche ernähren die Bemittelten. Dennoch, da ein Jeder anch für sich zu thun hat, kann es nur langsam von statten gehen und nur stückweise. Es ist genug, wenn man das erste Jahr den Grund herausbekommt. Das zweite Jahr kommt's bis zur halben Mauerhöhe, das dritte bis zur ganzen, das vierte bringt die Eindachnng und im fünften, wenn nichts dazwischen kommt, ist es vielleicht möglich, den Bischos von Mostar zur Einweihung zu bitten, das heißt, wenn man so viel Geld hat! Denn auch der Mann macht nichts billig. Jm türkischen Reich die Bischöse sind Pafchas in der Kutte. Wo nicht, muß es auch ein Minderer treffen, — und er trifft's!

Nun ist wenigstens der Anfang gemacht. Man hat die Kirche, eine im höchsten Grade primitive und beschränkte zwar, nicht größer manchmal, als in unseren Kirchen eine — Nische, die Einrichtung ärmlich, dürftig, rohgezimmertes Holz, Heiligenbilder vom Jahrmarkt einer der benachbarten Städte, die Vorhänge, das heimische Gewebe opferwilliger Hausfrauen, aber doch die Hauptsache, den Kern, um den, kommt Zeit, kommt Rath, das Weitere sich ansetzen kann; nach einiger Zeit, so bald man sich erst ein wenig erholt, und Aussicht ist, daß man auch eineu Mönch werde erhalten können, eine Zelle, darin eine Lagerstätte und ein Betschemel, nebenan eine Feuerstelle mit einem kupfernen Kochkessel und einem ebensolchen Wafserkübel, und ein aus ein paar Pfählen roh zufammengesügter Stall mit einer Ziege oder einer Eselin, und — das Kloster ist eigentlich fertig. Denn man ist hierin so genügsam, daß man, um den langgehegten Wunsch endlich einmal verwirklicht zu sehen, selbst vou dem Grundgesetze der Drei, die erst ein Collegium machen, absieht. Wo nicht mehr zu haben sind, ist auch Einer ein Collegium. Nach Jahren vielleicht wird's möglich, der einen Zelle eine zweite, dann weiter nach Jahren eine dritte, vielleicht sogar eine vierte hinzuzufügen. Auch die Umfafsungsmauer bis dahin wird vielleicht fertig gebracht und kein Mensch mehr wird gegen die Berechtigung des stolzen Wortes „Imamo mouastir!" etwas einzuwenden haben. Viel Prunk freilich wird mit dem „Monaftir" nicht zu machen sein. Plan- und stillos in schmucklosem Roh-, ost im ursprünglichen Cyelopenbau hat Stück an Stück sich angesügt, nur zwei Gesetzen folgend: dem der möglichsten Sparsamkeit im Raume und dem der Sicherheit. Daher die Knappheit in Allem, die Gedrungenheit, die unverhältnißmäßige Stärke der Mauern bei der unverhältnißmäßigen Beschränktheit des umschlossenen Raumes. Die Zelle ist so eng, daß ein Mensch zur Noth darin beten und schlafen kann Zum Auf- und Abgehen ist sie nicht gemacht. Dazu ist der Hos da. Aber auch der Hos nicht selten ist so beschränkt, daß das Auf- und Abgehen darin, zumal für mehr als ein oder zwei Personen, nicht gut möglich ist. Einen so geräumigen Hos, wie das Kloster Duschi (sprich wie französisch ^m^'i), das so ost schon ein förmliches Kriegslager in sich aufgenommen, hat nicht jedes Kloster. Und daher auch das kastellartige Aussehen: die mächtige Umfafsungsmauer, gekrönt oben mit einer hohen Lage locker übereinander geschichteter schwerer Steine, die bei jedem Versuche, die Mauer zu übersteigen, verderbenbringend auf den Eindringling niederrollen, und außen um sie her der breite mit täufchendem Reisig verdeckte Graben; der verborgene Zugang, der weiter nichts ist, als eine schmale, überdies sorgfältig verdeckte Spalte in der Mauer, so eng und so niedrig, daß stets nur ein Einzelner, und dieser nur gebückt und mit Mühe sich durch sie durchschieben kann; die Schießscharten allenthalben, in der Umfafsungsmauer, und statt der Fenster in den Zellen, und selbst in der Kirche; die stets alarmbereite, zugleich die verbotene Glocke vertretende Klepetatscha, ein zwischen zwei Holzpfählen besestigtes Bret, daran mit einem hölzernen Klöppel geschlagen wird, für gewöhnlich der Wecker der Mönche und Verkündiger des Gottesdienstes, zu Zeiten der Bedrängniß aber der Stürmer und Hülserufer, dessen Schrei weithinaus dringt aus Schlucht und Waldeinsamkeit in die benachbarten Thöler, und statt zum Gebete zu den Waffen ruft.

Daß unter dem Walten solcher Zustände in den füdflavischen Ländern gegen ehedem und zumal im Vergleiche mit der Bedeutung, welche dieser Jnstitution innerhalb der orthodoxen Kirche beigemessen ist, der Klöster verhältnißmäßig ziemlich wenige sind, der Stand der Mönche darin nur ein geringer ist, kann wol nicht besremden. Die ganze Hereegovina Alles in Allem hat ihrer nicht mehr als sieben: Das Kloster Duschi, in den berühmten Engpässen gleichen Namens, die in den Aufständen der Hereegovina und in den Kriegszügen der Montenegriner von jeher eine so wichtige Rolle gespielt; — das Kloster Zavala, wenige Wegstunden nördlich von Trebinje auf dem Popovopolje; — Dobritschevo in der Nähe der montenegrinischen Brdi-Distriete; — Schitomischlitj (sprich wie französisch Mo) im Gebirge Stotscha; — Goransko in der Landschaft Piva unweit Drobnjak; — Koßijerovo, unweit des in den letzten Kämpfen viel, aber stets fälschlich „Bilek" genannten Ortes Biletji; — endlich das Kloster Fotscha auf dem Bijelopolje, Der Stand in keinem dieser Klöster, vor dem Aufstande, sank wol unter vier, erhob aber auch in keinem sich über sechs Kaludjeren. Nicht als ob dies dem Bedarfe genügte, sondern einfach, weil keines deren mehr zu erhalten im Stande ist.

Und wie die höchstmögliche Beschränkung es ist, die dem ganzen Klosterwesen von Anbeginn an Gestalt und Gehalt gibt, so ist sie es auch, nicht der seelsorgerische Bedarf, der bei den Sorgen für den Nachwuchs als Maß gilt. Nicht die Frage entsteht: „Wie viel Popen, wie viel Kaludjeren benöthigt die Bevölkerung?" fondern: „Für wie viel Scholaren kann das Kloster das Mittagsbrod aufbringen? Wie viel deren braucht es in seinem eigenen Haushalt?" Denn die Lehrjahre eines solchen Scholaren, Djak genannt, sind zwar lang, der Jnhalt aber der sie aussüllt, über alle Vorstellung dürftig und einförmig, der Haupttheil desselben arbeiten wie ein Diener und dienen wie ein Famulus. Novizen gibt es da nicht, nur Knechte der Mönche, die einst Knechte des Herrn werden sollen, — übrigens durchaus darnach angethan, den jungen Mann für das kümmerliche, beschränkte, entsagungsvolle Dafein, dem er entgegenreist, gründlich vorzubereiten.

Und dennoch für ein hereegovinisches Haus gibt es nichts Erstrebenswertheres, keine größere Ehre, als unter seinen Söhnen einen Kaludjer, oder mindestens einen Popen zu haben. Es ist das das Höchste, was erreicht werden kann in einem Lande, dessen gesammter Bildungsbehels sich auf einige nothdürftigste Elementarschulstuben beschränkt, und das erst seit ganz Kurzem, in welchem dem Strebenden weder das Handwerk die Alltagslaufbahn der nährenden, noch die Kunst die höhere des Ruhmes eröffnet, und in welchem, Dank dem osmanischen Volkserziehungssystem, alles Wissen und Können des Volkes in primitivster Feldarbeit und in der nothdürftigsten Viehzucht sich erschöpft. Da ist nun aber im Hanse ein gescheiter, geweckter Junge, der Liebling der Familie. Von Kindheit auf haftet sein Auge an den Heiligenbildern des Haufes und der Kirche und bemüht er sich, die Unterschriften darunter zu enträthseln. Vergebens. Niemand ist da, der ihn anleite, sie zu lösen. Soviel aber ist Allen klar, er ist zu etwas Höherem prädestinirt. Zunächst allerdings nur zum Kaludjer, zum Popen. Aber kann er nicht auch Jgumen werden, Archimandrit, Protojer? Der Entschluß also ist gesaßt: „Wir führen ihn in's Kloster!" Da kleidet ihn denn die Mutter in seinen Sonntagsanzug, bindet ihm zu dem, was er am Leibe hat, noch etwas für „alle Tage" und etwas Leibwäsche in ein Ränzlein, oder, um der Wahrheit die Ehre zu lafsen, in einen Hafersack, und dazu einen großen Kuchen, eine Pogatscha; die Schwester holt aus der Vorrathskammer eine Scholle Butter, einen Fladen Käse, ein Körbchen Eier, der Bruder aus dem Keller einen Schlauch Wein und einen Schlauch Rakia; der Vater dann greist aus der Hürde auch noch ein Lamm heraus und fort geht's zu Dreien, der Esel nämlich, beladen mit allen diesen Schätzen, obenauf hockend der Junge und nebenherschreitend der Vater, nach dem Kloster. Mit heiliger Scheu drängt der Junge sich durch die Mauerlucke. Der Esel, der nicht durchkann, bleibt natürlich draußen, und die Mönche bemühen sich schon zu ihm heraus, um ihm die Bürde abzunehmen, die, mag das Resultat des Aufnahmebewerbens nun sein welches immer, jedenfalls dem Kloster verbleibt.' Denn was Du dem Kloster einmal auch nur zugedacht haft, das ist so wie sein eigen, und Du sollst es ihm nicht vorenthalten. Die Bewerbung aber ist eine günstige. Der Junge gesällt dem Jgumeu und auch den andern Kaludjeren. An der Seite seines Vaters nimmt er — ausnahmsweise, weil er noch als Gaft gilt, — am spärlichen Male Theil. Dann geht der Vater. Der Iunge bleibt. Seine Lehrjahre beginnen. Zunächst damit, daß er einem der Kaludjeren — der Djak desselben ist kürzlich abgegangen, und diesem Umstande hauptsächlich hat der junge Bewerber die günstige Aufnahme zu verdanken — zum Unterricht zugewiesen wird. Denn Schule wird im Kloster nicht gehalten. Ieder der Mönche lehrt, und das Collegium eines jeden beschränkt sich auf den ihm zugewiesenen Djak, Das Wenige, dessen es bedarf, um eine Klosterzelle oder das Amt eines Popen mit Würde auszufüllen, wird diesem schon sein Meister beibringen. Er hat Zeit genug dazu. Worauf es für's Erste ankommt, ist, daß der Djak mit den Obliegenheiten sich vertraut mache und sich in ihnen einschule, die er gegen das Kloster dafür zu erfüllen hat, daß es ihn aufgenommen, gegen seinen Meister, daß er ihn unterrichten — wird. Denn in der Erfüllung dieser Obliegenheiten, wie gesagt, wird ja ohnehin der weitaus größte Abschnitt seiner Lehrzeit sich erschöpfen. Er wird Iahre lang damit hinbringen, die Zelle seines Lehrers zu scheuern, zu fegen, aufzuräumen, sie mit Wafser und Holz zu versorgen, für seinen Meister Kaffee zu kochen, seine — das heißt, wenn dergleichen ihm ein Bedürfniß ist — Kutte zu bärsten, sein Hemd zu wafchen. Er ministrirt ihm bei seinen kirchlichen Funetionen, er begleitet ihn auf seinen Wanderungen, trägt ihm seine Sachen, sammelt die Geschenke an Vietualien ein, die er bekommt, und schleppt in einem großen Sacke sie ihm nach, läuft für ihn alle Botengänge, ist sein Courier, sein Quartiermacher, sein Feldkoch, sein Faetotum. Seine übrige Zeit verwendet er dazu, des Klosters Schafe und Ziegen zu hüten, im Walde Holz zu fällen und die gesällten Stämme und Prügel in's Kloster zu schaffen, den Stall zu reinigen, den Düngerhaufen in Ordnung zu halten, im Felde zu arbeiten. Und erst die Zeit, die nach alledem ihm noch erübrigt, gehört der — Gelehrsamkeit. Glücklicherweise ist diese nicht sehr umfafsend, sonst käme der Djak wol zeitlebens nicht dazu, mit ihr fertig zu werden. Braucht er ja nicht selten ein-volles Iahr, ehe er über das schwierigste Capitel derselben, über das des Buchstabirens, hinwegkommt! Dann große Pause. Nichts soll der Mensch übereilen. Er hat so nicht mehr viel vor sich. Denn kann er den Tschaslovatz, eine Art Fibel, und den Psalter, beide in altslavischer Sprache und Schrist, ohne Anstoß lesen — zu verstehen, was er liest, ist überflüssig — zur Noth auch ein wenig schreiben, und hat er die ritualen Proeeduren und Formeln perfeet inne, so gilt das gerade so viel, als wenn ein Candidat an der ^Ims, mster zu Iena das Doetorat in tkeoloKiois maximo Lum aprilausu erworben. Keine der Würden, der weltlichen sowol wie der klösterlichen Hierarchie, ist ihm unerreichbar. Er kann selbst Bischos, ja sogar Patriarch werden, — das heißt, insosern der Hereegoviner ihm nicht im Wege steht. Denn seit dem letzten hereegovinischen Metropoliten Avxentije, bis auf welchen die Metropoliten der Hereegovina stets Eingeborene gewesen, hat kein Hereegoviner mehr das Glück gehabt, in diese Würde eingesetzt zu werden. Die Hereegovina nach dem Tode Avxentijes wurde kurzer Hand dem Patriarchen von Konstantinopel untergeordnet, nnd den bischöslichen Sitz zu Mostar nahm seitdem stets entweder ein krieche oder ein Bulgare ein, der wenigstens den Vorzug hat, daß er die Sprache seiner Diöeesanen — nicht versteht, sonach in ihren nationalen Strebungen sie jedenfalls nicht fördern wird, wie dies die früheren her«govinischen Metropoliten zum Theil allerdings gethan.

Und nun, nachdem unser Djak so weit gediehen, nun kommt die Stunde der Entscheidung. Soll und wird er im Kloster bleiben, oder nicht? Das hängt nun freilich vor Allem davon ab, daß ein Platz vaeant sei, sodann aber auch davon, ob er Lust und Neigung habe, ihn einzunehmen. Gerade dies aber, es kann nicht verschwiegen werden, ist nnter allen Fällen der seltenste. Das Loos eines hereegovinischen Mönches hat eben nichts Verlockendes. Dann ist aber auch für den jungen Mann, der mittlerweile seine 18—20 Jahre alt geworden, im Kloster nicht länger Bleibens. So tritt er denn vor den Jgumen hin, bedankt sich bei ihm, dankt seinem Meister für den genossenen Unterricht, dankt den übrigen Mönchen für die erwiesene Nachssicht, den zurückbleibenden Genossen für die erwiesene Brüderlichkeit, empfängt noch den Segen des Jgumen, sagt der Stätte, an der er acht Jahre damit zugebracht, der Schildknappe seines Meisters zu fein und dürftig schreiben und lesen zu lernen, Lebewohl, bricht vom Hafelbufch im Klosterhos sich einen Stab und — kehrt zurück in's Vaterhaus: er wird Pop werden. Der erste Schritt nun, den er auf dieser erkorenen Lebensbahn thut, ist, daß er — ein Weib nimmt. Damit ist ihm die Klosterzelle ein für allemal versperrt, es sei denn, daß es dem lieben Gott gesällt, ihn zum Wittwer zu machen, in welchem Falle es ihm immer wieder freisteht, zu derselben zurückzukehren. Dann sieht er zu, wie er sich das nöthige Geld beschafft welches „das Handauflegen", d. i. die eigentliche Priesterweihe kostet. Diese aber kann einzig und allein der Metropolit, der Bischos von Mostar ihm ertheilen, und der — läßt sich zahlen. Unter 20, mindestens aber 10 Dueaten, eine Rücksicht, die er nur dem Allerärmsten zu Theil werden läßt, ist seine Hand nicht zu haben. Sein Grundsatz ist: „Mich hat mein Msthum genug gekostet; den Patriarchen zu Konstantinopel, der die Bisthümer feil hat, kann man nicht mit einer Kleinigkeit abfertigen; er weiß bis auf eine Para, was jedes trägt, und macht darnach die Preise; das geht gleich in die hohen Taufende und darnach muß dann auch ich meine Preise machen; seh' der Pop dann, wie er weiter seine Kosten hereinbringt; Geschäft ist Geschäft, auch ein heiliges!" Und hat seine Heiligkeit zu Mostar ihm die Hand endlich glücklich aufgelegt, dann — sieht er zu, wo sich ein Dorf fände, das seiner Dienste benöthige. Das findet sich ost bald genug. Denn einen Popen im Orte haben, ist unter allen Umständen eine schöne Sache und auf einen Kübel Bohnen und eine» Kübel Mais kommt es jnst nicht an, wenn man einen haben kann. Noch öfter aber sindet sich keines, und dann trachtet er entweder, einen bereits hochbetagten Popen aussindig zu machen, dem er in den seelsorgerischen Geschäften nur Aushülssdienste leistet, natürlich unentgeltlich und ost Jahre lang, bis der Posten endlich frei wird, oder — greift zu etwas Anderem, wird Schulmeister, wozu in letzter Zeit, seit die Raja auf ihre Kosten für die Volksschulen zu sorgen begonnen, sich manche Gelegenheit trifft, oder treibt Feldbau, Viehzucht, Heerdenhandel, oder besaßt sich auch mit Transportgeschäften, was so viel heißt, als, schafft sich ein Saumroß an oder ein Maulthier und frachtet hin und her zwischen Ragufa und Trebinje, zwischen Trebinje und Mostar. Solcher Popen, die von ihrer Priesterschaft „keinen Gebrauch machen", gibt es sehr viele, ost auch in besseren Stellungen, wie man das während der letzten Jnsurreetion häusig genug zu beobachten Gelegenheit gehabt, wo man ihrer nicht wenige als Wojwoden, Barjaktare, Commandanten an der Spitze bewaffneter Colonnen sehen konnte.

Trifft es sich jedoch einmal zufällig, daß eine Zelle leer steht und daß ein Djak Lust hat, das Mönchsgewand anzulegen, so wird zur Einkleidung geschritten. Das eanonische Alter hierfür ist zwar auf 28 Jahre festgesetzt und das ist sehr weise. Denn wer bis dahin den weltlichen Wünschenswürdigkeiten entsagen gelernt und sich in all' die Verzichte des Klosterlebens eingelebt, von dem ist kaum mehr zu besürchten, daß er es bereuen werde. Die Erfahrung aber, 'daß in diesem Alter die meisten bereits beweibt seien, oder auch sonst wenig Neigung und Eignung für das Kloster bewahrt haben, hat von Zeit zu Zeit zu immer weiterem Rückgange von dieser Norm genöthigt, bis man endlich dahin gekommen, auch kaum erst mit der Leetüre der Fibel und des Psalters fertig gewordene Jünglinge von W, ja auch nur von 18 Jahren zu poKalnHeriti, d. i. zu vermönchen, wie der volksthümliche Ausdruck heißt.

Auch in diesem Falle ist das Erste, wosür gesorgt werden muß, die Handauflegung zu Mostar. Das Geld dazu gibt die Familie her, die dies nicht ungerne thut, da hiermit einmal für immer die Ansprüche des jungen Mannes an sie aufhören oder, wenn diese es nicht aufzubringen vermag, das Kloster selbst. Der Vorgang dabei ist ganz derselbe, wie bei der Weihe zum Popen, da auch der Mönch, und zwar vorzugsweise und noch vor dem Popen zur Priesterschaft berufen ist. Dann erst, nach der Handauflegung, kommt das „Vermönchen". Es beginnt schon in Mostar, und zwar damit, daß der Metropolit dem jungen „Priester" in der Kathedrale und unter feierlicher Assistenz das Haupthaar über dem Scheitel in Kreuzform ausschneidet. Da sind auch stets seine Angehörige» zugegen, sein Vater, seine Mutter, seine Brüder und Schwestern, seine Oheime und Muhmen. Bis dahin ist er ihnen noch Sohn, Bruder, Better. Von dem Augeublick aber, da das Kreuz über feinem Scheitel ausgeschnitten ist, ist er ihnen, wenn auch nicht entfremdet, so doch entrückt für immer. Er ist wie ein höheres Wesen, zu dem sie emporblicken mit Ehrfurcht, aber auch mit Stolz, und nicht nur die Brüder und die Schwestern, auch die alte Mutter und der Vater, selbst das wankende Großmütterchen und der gebückte Großvater, die, gestützt auf den Stab, nach Mostar sich geschleppt, um beim Ehrenfeste des Enkels nicht zu fehlen, küssen ihm die Hand. Der erste Segen dafür, den er ertheilt, gehört ihnen. Dann begleiten sie ihn Alle noch bis zu seinem neuen Vaterhause, dem Kloster. Doch nur bis zur Pforte. Hier erst fließen die Thränen, und sie fließen noch lange, und die Segenssprüche der Männer und die Abschiedslieder der Frauen, nicht unähnlich den Gesängen der Klageweiber um einen Verstorbenen, folgen über die Mauern hinüber ihm noch lange nach, hinter denen er ihrem Blicke und ihren Armen nun verschwunden. Endlich sind sie fortgezogen. Und nun tritt der postrllniK, d. i. der, dem das Haar abgeschnitten worden — eine Bezeichnung, die nicht etwa in herabsetzendem Sinne zu nehmen ist, sondern ganz gleich bedeutend ist mit Kalnäjer, und die bei seiner Unterschrist er selbst sogar feinem Namen beisetzt — vor den Ignmen hin, und überreicht ihm knieend die Haarlocke. Damit übergibt er ihm und dem Kloster sich selbst. Der Igumen übernimmt die Locke, wickelt sie in ein feines Tüchlein, eine ve-sn«, marams,, das letzte Geschenk der Schwestern des postriSniK, thut sie in ein kleines Schächtelchen und versieht dieses mit seinem Siegel. Dann umtauft er den postriSniK auf den Klosternamen, den er von nun an führen wird, wobei stets ein solcher gewählt wird, der mit demselben Buchstaben beginnt, wie der bisher gesührte Taufname, z. B. Nikisor statt Nikolaus, Arsenije statt Avram, und führt ihn in die für ihn bestimmte Zelle ein. Auf das Schächtelchen mit der Locke aber schreibt er die Worte: „Das Haupthaar des Mönches N. N, an diesem und diesem Tage des so nnd so vielten Iahres des Heils," und verwahrt es in der Kirche hinter einem der Altarbilder. Und da wird sie nun bleiben, unentfernbar aus dem Kloster, wie der Mönch N. N., dem sie gehört, bis zu diesem der Allesender, der Tod, in die Zelle tritt und ihn einsammelt zu Ienen, die aus ihr ihm bereits vorangegangen hinab in den Klosterhos unter die Hafel- und Hollundersträuche rings um die Kirche, und sie unter einem der Büsche auch ihn da begraben, und ihm die Locke in den Sarg mitgeben, und Alles mit einem großen flachen, auf das Grab gelegten Stein abschließen, meist ohne alle Inschrist, zuweilen mit den kurzen Worten: „Hier ruht im Herrn der Mönch N. N., gestorben den und den Tag in dem und dem Jahre des Heils."

II.

Die Organisation des Klosters innerhalb seines kleinen Kreises ist die einer Familie. Das Haupt derselben ist der Igumen, der 'Lzw^kvo?, der Führer, der Leitende, den die Mönche stets selbst wählen aus ihrer Mitte und für Lebenszeit, wobei, wenn nicht ausnahmsweise Einen oder den Andern besondere Fähigkeiten und beachtenswerthe Familienverbindungen empfehlen, für gewöhnlich lediglich das höhere Alter maßgebend ist. Seine Söhne sind die Kaludjeren — er spricht sie auch als sinovi, Söhne, oder auch als Krays,, Brüder, an; seine Kinder, gleichsam die unerwachsenen, nnmündigen, die Ha«, die er daher auch äeoo ni«M. meine Kinder, anspricht. Er repräfentirt das Kloster nach innen wie nach außen in jeder Beziehung. Er verwaltet das Vermögen desselben, er nimmt die Alumnen auf, er führt die Correspondenz, er empfängt die Gäfte, er nimmt die Geschenke entgegen, wie denn überhaupt ein Ieder, der im Kloster ein Anliegen hat, sich an ihn wendet. Er ordnet die Arbeiten in Feld und Garten an und vertheilt, alljährlich zu Weihnachten, die verschiedenen Funetionen in Haus und Kirche unter die Kaludjeren, indem er für das neu beginnende Iahr, der Reihe nach abwechselnd, den einen zum Hauskapellan ernennt, einen zweiten, den sogenannten Oekonom, mit der Führung des Haushaltes betraut, die andern in die auswärtigen, zum Kloster gehörigen Parochien entsendet. In der Kirche ist allein er berechtigt, das Vaterunser und das Glaubensbekenntniß zu sprechen, und nur wenn er leidend oder abwesend ist, thut dies statt seiner der älteste Kaludjer, jedoch auf sein ausdrückliches Geheiß. Einen Unterschied unter den Kaludjeren und auch unter den Djaci soll er nicht machen. Er soll sie, wie es heißt, Alle mit gleicher väterlicher Fürsorge und Liebe umfafsen. Was jedoch nicht hindert, daß er, namentlich unter den Djaei, einen oder den andern begabtem und geschicktern sich als seinen Liebling ersieht, diesen näher an sich heranzieht, ihn selbst unterrichtet, ihn zu seinem Seeretär macht, ihn überhaupt mit aller Auszeichnung behandelt und für das Kloster zu erhalten trachtet. Mißhelligkeiten im Kloster soll er nicht aufkommen lafsen. Zeigen sich solche, sei es nun unter den Kaludjeren oder unter den Djaei, so soll er die Betreffenden ohne Verzug in seine Zelle rufen, und ohne Erörterung — denn Erörterung führt zur Theilnahme für Einen oder den Andern, und diese nur zur Mehrung der Gegnerschaft — ihnen die Versöhnung auferlegen, in seiner Gegenwart und sogleich. Was jedoch gleichsalls nicht hindert, daß selbst in diesem beschränkten Familienkreise die erbittertsten Gegnerschaften sich jahrelang fortspinnen, natürlich heimlich und verdeckt, und die rafsinirtesten Intriguen ebenso lange im stillen Dunkel sich fortweben, bis es endlich einmal zur Kataftrophe kommt. Denn Hader ist nun einmal menschlich, und Mensch bleibt Mensch, sei er anch Kaludjer.

Die Kaludjeren ihrerseits, und um so mehr die Djaei, haben dem Jgumen mit der höchsten Ehrfurcht zu begegnen. Bei Allem, was sie unternehmen, haben sie vorher seinen Rath einzuholen und sein Rath hat ihnen Gebot zu sein. Wo immer ein Kaludjer die Liturgie liest, ist er verpflichtet, in seinem Gebete gleich nach dem Namen des Metropoliten den seines Jgumen einzufchalten. Jn die Zelle des Jgumen tritt er nie anders als entblößten Hauptes, und nie, bevor er sein Anliegen vorbringt, wird er unterlafsen, ihm mit einer tiesen Verneigung die Hand zu küssen. Nie anders, als stehend, spricht er mit ihm, und nie in seiner Gegenwart wird er sich setzen, es sei denn auf die ausdrückliche Einladung des Jgumen. Spricht dieser, so schweigen Alle. Widersprechen wird ihm überhaupt Niemand, selbst wenn er sich irren sollte oder im Unrecht wäre. Will er über Tisch oder im Hose im Schatten der Büsche, wo man gern in der Abendkühle zur Unterhaltung zufammenkommt, diese nicht auf eigene Kosten führen, so muß er den Krah», durch irgend ein Wort oder Zeichen ausdrücklich die Lieenz zur ungenirten freien Conversation geben. Es mag eine solche Serupulosität, zumal in so engem Kreise, viel des Peinlichen haben. Gewiß aber, und zwar gerade weil der Kreis so klein ist, trägt sie unendlich viel dazu bei, den Wenigen, im Grunde einander Wildfremden, die in Liebe und Eintracht bis an's Grab bei einander ausharren sollen, dies durch die Sicherung der ersten Bedingung hierfür, nämlich der gegenseitigen Achtung, zu ermöglichen. Denn ohne Respeet, selbst wo nur zwei Leute auf einander angewiesen sind, gibt es nun einmal keinen Bestand. Dieselbe Achtung aber sieht man deshalb auch in dem Verkehre der Kaludjeren unter einander bewahrt, und um so mehr der Djaei diesen gegenüber. Stets und überall hat das Alter den Vorrang. Nie wird ein jüngerer Kaludjer einem altern anders als zur Linken sich halten, nie vor ihm das Wort ergreisen, nie in die Schüssel langen. Das Verhältniß zwischen dem Djak zumal und seinem Meister — jener nennt diesen nie anders als ot.ee, sveti «tee, d. i. Vater, heiliger Vater, dieser jenen nie anders als sink«, Söhnlein — ist ost ein rührendes, nicht selten wahrhaft ideales. Unbegrenzt ist die Liebe, die Verehrung, die Hingebung, mit der der Schüler dem Lehrer, unbegrenzt die Liebe, die Hingebung, die Aufopferung, mit der dieser jenem anhängt. Es sind die schönsten Legenden, die dies Verhältniß zum Gegenstande haben, und nur bei den alten Jndern, wo gleichsalls so gelehrt und gelernt wurde, sindet sich Aehnliches an sinniger Tiese.

Dem Kloster, in das er einmal eingetreten, ist der Kaludjer Zeit seines Lebens unzertrennlich verbunden. Er steht zu demselben gleichsam in dem Verhältnisse der Adoption. Es ist sein zweites, sein Vaterhaus. Weder kann er selbst sich von demselben lossagen, noch kann irgend ein Machtgebot ihn davon scheiden. Daß ein Kloster einen ihm angehörigen Mönch aus seiner Gemeinschaft ausgestoßen hätte, das ist noch nicht vorgekommen. Eher verhängt es über ihn die härtesten Bußen, als daß es ihn verstößt, und eher unterwirft er sich den schwersten Kasteiungen, als daß er ginge. Häusig genug wol entfernt sich der eine oder andere Kaludjer aus dem Kloster, seiner Studien halber oder um kirchlichen, wol auch mitunter politischen Berufungen zu folgen. Nie aber hört er auf, sich als demselben angehörig zu betrachten, und stets ist seine Zelle, die unbesetzt bleibt, bereit, ihn wieder aufzunehmen. Es hat dies übrigens auch seine privatrechtliche Seite. Denn stirbt ein Kaludjer, so ist sein Erbe nicht „sein Haus", ebenso wenig als auch er von diesem erbt, sondern das Kloster. Was an Baargeld nach ihm sich vorsindet, das kommt der gemeinschaftlichen Klosterkafse zu gut; seine Kleider und Wäsche vertheilt der Jgumen unter die Kaludjeren und ärmeren Alumnen. Nur sein Priestergewand bleibt ihm, und in diesem, ganz so als ob es zur Liturgie ginge, wird er auch in's Grab gelegt.

Diesem Verhältnisse entsprechend wäre denn auch das Kloster eigentlich verpflichtet, für den vollständigen Unterhalt seiner Mönche zu sorgen. Jn den vorosmanischen Zeiten, als die Klöster noch weitläusiger Ländereien, ausgedehnter Wälder, einträglicher Fischereirechte, ausgiebiger Zehnten und selber nicht unbedeutender Antheile an den Zöllen und Mauthen sich erfreuten, wird dies wol auch der Fall gewesen sein. Dann aber, seit die Türken die reichen Stistungen für den Vakuf eonsiseirt, ist es anders geworden. Alles, was es heute dem Kaludjer bietet — und das im Vergleich mit etwa noch vor dreißig, vierzig Jahren ist schon wieder eine Wendung zum Bessern — ist, außer der Zelle und allenfalls des Arms voll Holz im Winter zur Erwärmung derselben, weiter nichts, als der Mittagstisch und das Abendbrod. Und wahrlich, es sind diese bescheiden genug! Denn was der Vorrathskammer des Klosters aus dessen Eigenem zugeht, ist nicht viel. Etwas Gemüse, das die kleine Garten und Feldwirthschaft, etwas Butter und Käse, das die kleine Heerde bringt, etwas Pökelfleisch, das über der eigenen Feuerstelle geräuchert wird, Für's Weitere hängt Alles davon ab, wie die Zuflüsse von Außen sich gestalten, insbesondere was die zwei Hauptbedürfnisse Wein und Oel betrifft. Denn eigene Trauben zu keltern und eigene Oliven zu pressen ist ein hereegovinisches Kloster so leicht nicht in der Lage. Natürlich dann muß das erste Gebot, worauf der Vater-Oekonom, wenn er dem Koch den Bedarf für den Tag aussolgt, zu achten hat, das der größten Sparsamkeit fein. Da sitzen sie nun um den Tisch, die drei bis vier Mönche, obenan der Jgumen. Das Gebet von diesem ist gesprochen, das Zeichen des Kreuzes über die Tafel gemacht. Die Schüler, die dm Tafeldienst zu versehen haben, unbedeckten Hauptes, lautlos und auf den Zehenspitzen, gehen zwischen der Küche und dem Resektorium ab und zu. Zu unterst am Tische hat auch der älteste Tjak seinen Platz eingenommen,

stehend, und liest, damit die frommen Väter auch während der Freuden der Tafel der seelischen Labung nicht entrathen, ein Kapitel aus dem Leben irgend eines Heiligen vor, unverständlich ihm selbst wie den Zuhörern, da es in altslavischer Sprache geschrieben ist, dem Chaldäisch der orthodoxen Kirche. Und die „Freuden" der Tafel, die eines solchen Gegengewichts bedürfen, um die frommen Väter nicht etwa im Uebermaß irdischer Genüsse zu ties sinken oder gar untergehen zu lafsen? Ein Mehlbrei oder ein grünes Gemüse, ein Stückchen Lamm- oder Ziegenfleisch (nicht alle Tage!), ein Glas Wein, und je nach der Jahreszeit ein gerösteter Maiskolben, eine Melone, eine Feige, ein Apfel. Mit der Nachlese vergnügen sich die Schüler, die sich niedersetzen, wenn jene aufgestanden, nur daß sie, da vom Wein nie etwas übrig bleibt, statt desselben sich mit dem Waffer der Klostereysterne abzusinden haben. Zur Zeit der Faften vollends, die aufs Strengste beobachtet werden (wer diese nicht hält, der ist ein „Lutor," d. i. ein Lutheraner, und dieser ist von aller Menschheit das Schlimmste, schlimmer noch als ein Heide und selbst als ein Türke!), so streng, daß man mancherorts sogar des Oeles sich enthält, die Hülsenfrüchte und Gemüse, das einzig Gestattete, nur in Waffer abgesotten und mit etwas Salz genießt, wird des Tags nur einmal gegessen. „Denn," lautet die Regel, „einmal des Tages essen auch die Engel; zweimal essen ist menschlich; was darüber geht, ist säuisch."

Bei alledem jedoch ist Gaftlichkeit eine der Hauptpflichten des Klosters, besonders gegen Arme und Reisende. Denn wer unterwegs ist, der ist immer wie ein Heimatsloser und Verlafsener. Wo soll er Ersatz sinden für den häuslichen Heerd und die liebevolle Pflege der Familie, wenn nicht im Monaftir? Und es ist dies in jenen unwirthlichen Gegenden in der That eine große Wohlthat, zumal in den Schneestürmen des Winters und im sengenden Brande des Sommers. Freilich muß der Gaft fürlieb nehmen mit dem, was sich eben sindet: im Winter ein glimmendes Scheit und ein warmes Gericht, im Sommer eine schattige Stätte und eine Schüssel kühlender Milch. Doch hat dieser Pflicht gegenüber, der das Kloster am Ende doch nur in bescheidenem Maße gerecht werden kann, die allgemeine Hochhaltung desselben und insbesondere die allgemeine Heilighaltung seines Eigenthums freiwillig gewisse Schranken aufgestellt. Den Fall der wirklichen äußersten Noth ausgenommen, z. B. bei einbrechender Nacht, plötzlicher Erkrankung, soll Niemand die Gaftlichkeit des Klosters in Anspruch nehmen. Es ist das unschicklich und gilt geradezu für fündhaft. Am allerwenigsten aber soll man demselben länger, als unbedingt nöthig, zur Laft fallen. Das wäre geradezu kirchenräuberischer Mißbrauch. Auch schenken, wo möglich, soll man sich nichts lafsen. Wer nur immer kann, soll das Genossene durch ein Gegengeschenk entgelten, kann er es nicht gleich, so später. Und es wird hieran unverbrüchlich gehalten. Nach Monaten ost, gesührt von einem Knaben oder auf Krücken, spricht ein Armer vor, und bittet den Jgumen, von ihm ein Lämmlein, ein paar Waldtauben, einen Topf Honig anzunehmen. Niemand kennt ihn mehr. Er hat letzten Winter einmal hier Obdach und ein Gläslein Rakia gesunden.

Für all seinen andern Bedarf nun, vom Gewande, in das er sich kleidet, bis zum Täßchen Kaffee, dessen er, in diesem Punkte ganz Türke, nicht gerne entbehrt, vom Buche, das er gern haben möchte, bis zu dem Oellämpchen oder der Talgkerze, wenn er den langen Winterabend durch die Leetüre desselben sich kürzen will, muß er selbst sorgen, aus seinem Eigenen. Zum Glücke sind feine Bedürfnisse nicht eben groß. Das Priestergewand hat er noch vom Haufe mit bekommen. Es wird wol aushalten, so lange als er selbst. Und sollten Wetter und Jahre daran auch manches schädigen, es wird sich nur um so ehrwürdiger ansehen. Jn seiner Alltagstracht unterscheidet er sich durch nichts von jedem andern Hereegoviner, als etwa durch den langen Bart, durch das lange, nach rückwärts geschlichtete Haar und durch die Kamilavka, die Mönchskappe, so wie vom Popen nur dadurch, daß seine Kamilavka ein wenig höher ist und daß er sie auch in der Kirche und beim Gottesdienst aufbehält, während der Pop, der Weltgeistliche, unbedeckten Hauptes in die Kirche tritt und auch während des Gottesdienstes barhaupt bleibt. Bekommt er Besuch, so ist die Bewirthung desselben, da das nicht Gäste des Klosters, sondern lediglich seine persönlichen sind, gleichsalls seine eigene Sache. Jst er für solche Fälle vorgesehen, um so besser; ist er es nicht, o leiht der Oekonom ihm wol gern, doch wird er sich beeilen, es bald wieder abzutragen. Doch hat auch darin die Sitte einschränkend vorgesorgt. Mehr als einen Nipp schwarzen Kaffees, nur um der allgemein angenommenen guten Lebensart zu genügen, erwartet von einem Kaludjeren Niemand, weder sein Vater, noch sein Bruder. Wollen sie bei ihm in seiner Zelle speisen, so bringen sie sich das Brod, den Käse, die Bohnen und die Zwiebel, wollen sie rauchen, den Tabak selber mit. Kommt die Mutter, kommt die Schwester, so kommt sie ohnehin nie ohne eine Pogatscha, die dann das gemeinsame Mahl abgibt. Das Nachtlager zudem wird im Kloster nur selten genommen. Dazu ist der Raum zu beschränkt. Und Frauen vollends dürfen da gar nicht übernachten, höchstens die Mutter, die Muhme, die verheirathete Schwester, jedoch stets in Begleitung, und diese muß der Kaludjer in seiner Zelle unterbringen, möge er sich dabei behelsen, wie er kann.

Unschwer aus alledem mag man auf die materiellen Verhältnisse des hereegovinischen Klosters und des hereegovinischen Kaludjeren zurückschließen, und man wird nicht irren, wenn man sie darnach als in hohem Grade kümmerlich und prekär voraussetzt. Alle Habe des Klosters von heute stammt, wie ja auch der Bau desselben, vom Volke, aus den freiwilligen Beiträgen und Gaben desselben. Und das Volk ist arm. „Begegnest Du einem Armen," sagt das Sprüchwort, „so grüß' ihn getrost: Gelobt sei Iesus Christus! denn er ist ein Raja." Grund und Boden hat es nicht viel; einen kleinen Garten, einige Krumen Ackerland, vielleicht ein Stück Wald, ein Stück Weide, angekauft allmählich aus seinen Ersparnissen, erworben durch Geschenk und Vermächtnifz. Was es an Einrichtung der Zellen und der Küche besitzt, bis auf die Kessel zum Kochen und die Kupferkübel zum Wafsertragen, ist beigeschafft, zusammengetragen aus allen Ecken und Enden. Seine Heerden sind die Colleete frommer Opferwiüigkeit, die ihm die ersten Schafe, die erste Ziege, die erste Kuh, das erste Efelein zugesührt. Nicht sonderlich ergibig, wiewol sie das einzige sixe Einkommen des Klosters bilden, sind die jährlichen Beiträge, die es von seinen Parochialen bezieht, die ihm jedoch keineswegs gesetzlich verbürgt, sondern lediglich durch den frommen Gemeinsinn gesichert sind. Sie betragen per Haus 10 Okka, d. i. nicht ganz 15 Kilo, Getreide, oder in Geld 12 Groschen, den Groschen zu 10 österr. Neukreuzern oder 20 deutschen Pfennigen. Wobei jedoch zu bemerken, daß ein Haus stets nach dem Oberhaupte gerechnet wird, also gewöhnlich mehrere Familien (in unserem Sinne), nicht selten deren fünf bis sechs umfaßt. Und nicht viel ergibiger gestalten sich die Gebühren, von denen übrigens die Hälfte dem jeweiligen Functionär verbleibt. Getauft nämlich, dem Reuigen die Beichte abgenommen, dem Sterbenden die letzte Wegzehrung verabreicht, der Verstorbene zur ewigen Ruhe eingesührt soll von Rechts- und Christiwegen eigentlich umsonst werden. Denn das muß sein. Nur umsonst zu trauen braucht der Priester nicht; denn — das muß nicht sein; das ist schon mehr Luxus. Indeß wird kaum je etwas umsonst beansprucht, und hat das Herkommen gewisse Entlohnungen festgesetzt, denen zu genügen selbst der Aermste sich bemüht. Sie betragen für eine Taufe 6 Groschen, für ein Begräbniß, nach Alter und Stand, 8—24 Groschen. Eine Trauung kostet six 24 Groschen, selbstverständlich, ohne der Großmuth Schranken zu setzen und ohne die kleinen Opfergaben, die bei dieser Gelegenheit aus den Säckeln der Verwandten des Brautpaares in den Opferstock fallen, und ohne die Knchen und Braten, die der trauende Kaludjer, der dann gewöhnlich auch an dem Hochzeitsmahle theilnimmt, von demselben mit nach Hause bringt.

Ausgibiger jedenfalls als alle diese Normalien sind die aeridentiellen Zuflüsse, die daher auch das eigentliche Haupteinkommen des Klosters bilden.

Obenan unter ihnen stehen die Geschenke. Daß man vom Kloster nichts umsonst annehmen, von demselben umsonst keinen Dienst in Anspruch nehmen soll, ist einfache Pflicht. Selbst den Staub von Deinen Sohlen sollst Du als gewissenhafter Christ abstreisen, wenn Du fortgehst aus dem Kloster, damit Du ja nichts mit Dir nimmst, was zu ihm gehört. Dem Kloster zu schenken aber, d. h. zu geben, ohne etwas dagegen zu empfangen, ist das größte Verdienst, das ein rechtgläubiger Christ sich erwerben kann. Das ist denn auch in der That der Ort, roo der fromme Spruch „Geben ist seliger denn Nehmen" zu seiner vollen praktischen Bedeutung gelangt. Was und wann immer Einer im Kloster zu schaffen habe, als Grundsatz gilt, daß er nicht mit leeren Händen komme. Wo und wann sich immer eine Gelegenheit sindet, dem Kloster etwas zuzuwenden, als Satzung gilt, sie nicht zu verabfäumen. Jst es zur Zeit der Feld- und Gartenarbeit, so wird man, obwol die Kaludjeren mit Hülse ihrer Djaei ungescheut alle Arbeit selbst verrichten, es nicht leicht unterlafsen, ihnen bei derselben auszuhelsen. Untereinander abwechselnd senden dann die Häufer je einen oder zwei ihrer Leute in den Klostergarten, auf den Klosteracker, für die bloße Kost, oder auch selbst ohne diese. Ebenso zur Wiesenmahd, oder wenn es heißt, für den Winter Holz im Wald zu fällen. Haben die Moslim dem Kloster vorfrüh die Ernte vom Felde gesichelt oder ihm die Heerde fortgetrieben, was Beides wol vorzukommen pflegte, so beeilt man sich, den Schaden durch Zufammenschießen sosort wieder wett zu machen, und häusig genug in solchem Falle bringt der Ersatz weitaus mehr, als der Verlust genommen. Und so ergeben sich jahraus jahrein noch taufend andere Anlässe, den frommen Gebersinn zu bethätigen.

Einer der willkommensten — beiden Theilen, dem Kloster wie seinen Parochialen — und dazu ein jährlich wiederkehrender, ist der Kirchtag des Klosters, meist zugleich ein hoher Kirchenfesttag, Dreisaltigkeit, ein Marientag, Sanet Lueas, Samt Elias u. s, w. Da kommen sie denn von nah und fern herbei, selbst aus fremden Klosterbezirken, aus Montenegro, aus Bosnien, aus Altserbien, aus Dalmatien, alle festtäglich aufgeputzt, ost nach ihren Wohnsitzen und Stämmen in langen Karawanen, Greise, Männer, Weiber und Kinder, zu Roß, zu Esel und zu Fuß, die Männer in Waffen und einer mit der Fahne voran. Flintenschüsse verkünden ihr Kommen. Den Raum um die Klostermauern und den Klosterhos bedecken ihre Lager. Dann wird der Jgumen begrüßt mit Kniebeugung und Handkuß, dann die Geschenke abgeliesert, die man selbst spendet, und die die Abwesenden senden: was Geld ist, in die Hand des Jgumen, Anderes, wie Wolle, Wachs, Oel, Butter, Käse, in neuerer Zeit auch Kaffee, Zucker und Tabak, in die Hände des Oekonomen, die an diesem Tage endlich einmal vollauf — zu nehmen haben. Dann geht es in die Kirche. Da ist das Bildniß des Heiligen ausgesetzt, dem das Fest gilt. Jn tiesster Ehrfurcht, unter fortwährendem Sichbekreuzen und ost auf den Knien nahen betend sich ihm die Andächtigen, küssen es mit Jnbrunst, nnd legen dafür, ehe sie sich zurückziehen, in die Hand des Kaludjer, der im Priestergewand dabei steht, als Opfergabe eine Münze. Den Angeseheneren reicht der Kaludjer das Bild zuni Kufse selbst dar, wosür natürlich auch die Münze, die in seine Hand gleitet, gehaltlicher -ausfällt. Auch eine Wachskerze bei dieser Gelegenheit kauft man, Fabrikat des Klosters selbst und feilgehalten in der Kirche selbst, abseits auf einem Tische, von einem der Kaludjeren oder einem der Schüler, um sie, angezündet, dem Kloster gleich wieder zurückzuschenken. Die Hauptgelegenheit, seine Spendabilität zu bethätigen, kommt aber erst. Es ist das, nach abgethaner Kirchenfeier, die große Festtafel, zu der der Jgumen Alles von Einfluß und Stellung einlädt, was zur Feier des Tages sich eingesunden, die Knesen alle, die Wojwoden, die Häupter der

angeseheneren und — reicheren Häuser. Das Mahl ist schlicht und kurz, sein Hauptmoment ein ganzes gebratenes Lamm, das, so wie es ist, vom Bratspieß weg, nicht selten mit demselben, auf den Tisch kommt; jedenfalls das glänzendste und reichlichste des ganzen Iahres. Ihm unmittelbar schließt der große, spendenbringende Akt sich an, der des sogenannten 2s,pisauHo, des Einschreibens. Einer der Kaludjeren, oder auch der Igumen selbst, nimmt ein bereit gehaltenes, der Länge nach in zwei Columnen gesaltetes Blatt Papier zur Hand, über deren einer oben geschrieben steht: „Die Tobten", der andern: „Die Lebenden". Und nun wird die Frage gestellt: „Ihr Herren, wem beliebt, einschreiben zu lafsen?" Natürlich schließt sich Niemand aus, was ein ganz unverzeihlicher Verstoß gegen alle Lebensart wäre, und Einer nach dem Andern tritt nun hin, und dietirt dem Schreiber die Namen in die Feder, zuerst die feiner Verstorbenen, dann die der lebenden Mitglieder seines Hauses. Mit weniger als einem Dueaten kann er die Reihe derselben nicht abschließen, gibt aber gerne, wenn der Namen viel sind, auch das Doppelte, Dreisache. Das ist der Goldtag des Klosters, die sinanzielle Seite der Ceremonie. Ihr religiöser Zweck aber ist, daß am nächsten Samstag bei der Liturgie der Kaludjer, während die Djaei dabei fortwährend „Aospoäi pomilu^' singen, die Namen der Eingeschriebenen vom Blatt herab laut verliest, und zum Schlusse von Gott für die Todten ewige Ruh' und Seligkeit, für die Lebenden Gesundheit und Seelenheil erbittet.

Den Geschenken zunächst kommen die sogenannten Aeridentien, die zugleich das persönliche Einkommen des Kaludjeren bilden, dem, als dem Funetionirenden, sie gezahlt werden, und der sodann mit dem Kloster zur Hälfte sich in sie theilt.

Da ist zuvörderst das Oelweihen bei Neubauten, bei Epidemien, bei schweren Krankheitsfällen. Ein neues Haus bewahrt nichts so sicher vor Brand- und anderweitigem Schaden als — geweihtes Oel, und gegen schwere Krankheiten gibt es kein besseres Mittel. Das kostet pro Mönch, deren man zu diesem Geschäfte wenigstens zwei braucht, 8—10 Groschen. Hilft es nicht, so versucht man es mit einem gleich sicheren Mittel. Man läßt über den Kranken — beten, denn „Beten ist besser denn Arzuei, und ein Kaludjer gilt bei Gott mehr, als selbst des Czaren Leibfeldscher." Zu diesem Zwecke bringt man den Kranken in's Kloster, oder holt den

Kaludjer in's Haus. Jst aber beides nicht möglich, so schickt man, wenn der Kranke ein Mann ist, seine Kappe, ist es ein Weib, ihr Kopftuch in's Kloster, und der Kaludjer betet darüber. Hilst auch das nicht, was wol vorkommen dürfte, so holt man sich aus dem Kloster einen 2»pis, d. i. eine Rinde geweihten Brodes, auf die einer der Kaludjeren ein gewisses, übrigens vollständig sinnloses Kryptogramm schreibt. Und das hat der Kranke früh morgens auf den nüchternen Magen zu nehmen. Besonders gegen den Biß wüthender Hunde soll das gut sein, und eben so probat, wie gegen Geschwulst (welcher Art immer) das von der Hand eines

Kaludjeren darauf gezeichnete Kreuz Salomonis V V. Versagt auch das.

so wird zu einem mehr heroischen Mittel geschritten. Man trägt den Kranken, geh' es wie es wolle, in's Kloster und legt ihn da, vor Beginn der Liturgie, vor den mittleren Eingang zum Altar auf die Erde nieder, so daß der Kaludjer während der heiligen Amtshandlung wiederholt über ihn schreiten muß. Ein noch heroischeres, aber auch — radikaleres Mittel ist: Man benützt, wenn gerade eine feierliche kirchliche Proeession ihren Weg durch's Dorf nimmt, die sich nicht täglich bietende gute Gelegenheit und legt den Kranken quer über den Weg, wohl eingehüllt, damit ihn Niemand'erkenne. Da schreiten nun die vielen Hunderte von Menschen über ihn hinweg, und ein Jeder, Freund wie Feind, spricht: „Gott gebe Dir Genesung!" Und da sie Alle Kreuze, Kirchenfahnen, Evangelien und Heiligenbilder tragen, und alle Kaludjeren und Popen des Sprengels dabei sind, so ist an dem Erfolge nicht zu zweiseln. Und in der That hat damit das Curiren meist — sein Ende.

Dann kommt der Salandar, d. i. ein Cyelus von 40 Extraliturgien, gelesen von einem der Kaludjeren in der Klosterkirche in der Zeit zwischen Ostern und Mariä Himmelsahrt, was 200 Groschen kostet; ein Aufwand sonach, den allerdings nur reiche Leute sich erlauben können und der daher immerhin zu den Seltenheiten gehört. Man muß nämlich wissen, daß die Klosterkirche immer etwas mehr ist, als jede andere gewöhnliche, und der Kaludjer mehr als der Pop, daher man auch, wenn man schon eine Auslage macht, sich stets lieber an das Kloster und an einen Kaludjeren, als an die Dorfkirche und an den Popen wendet.

Dann die Vereidigung, oder, richtiger bezeichnet, die Verwünschung, ein Beweisnothbehels, überkommen aus dem altflavischen Proeeßverfahren, von den Türken, bei dem völligen Abgang eines geregelten Gerichtswesens auf ihrer Seite, geduldet, und bei allen Südflaven, als inappellabler freiwilliger Austrag jeglichen Streitvorkommnisses und um wo möglich den Willkürlichkeiten der türkischen Juftiz aus dem Wege zu gehen, im Brauch und heilig gehalten. Der ganze Vorgang dabei, nicht ohne gottesgerichtlichen Beigeschmack, ist ein ernster, feierlich düsterer, und so seltsam er auch dem Fremden sich darstellen mag, für die Betheiligten

ein ties ergreisender, wirkungsvoller. Die Ceremonie kann zwar in jeder Kirche vorgenommen werden, ja es bedarf dazu nicht einmal einer solchen. Allein man wählt beinahe ausnahmslos die irgend eines Klosters, und ist es zumal das Kloster Kosierovo, welchem vor allen andern hierin man den Vorzug gibt. Hierher, um zu schwören oder vielmehr sich verwünschen zu lafsen, kommen die Streitführenden aus dem ganzen Lande, ja selbst aus Serbien, Bosnien und Montenegro. Die dazu vorbehaltene Stätte ist die nur wenige Schritte umfassende unter dem Kol« bo^oroäicvo, dem Muttergottesringe, einem von der Kuppel an einer Kette niederhängenden großen Reisen, an welchem ringsherum allerlei Heiligen-, hauptfächlich aber Christus- und Muttergottesbilder und die Abbildungen unterschiedlicher Engel und Serasim besestigt sind. Der Ort ist nach dem Altar der heiligste in der Kirche, und wird nur mit der größten Ehrfurcht betreten. Unter dieses Kolo nun, nachdem man dem Jgumen, umgeben von seinen Kaludjeren, den Fall vorgetragen und dieser einen letzten Versuch gütlichen Vergleichs gemacht, tritt der Schwörende, d. i. der zu Verwünschende, und um ihn im Halbkreis nehmen die Kaludjeren Stellung. Sie haben ihre schwarzen Gewänder angelegt und die Wachskerzen verkehrt angezündet. Denn wenn hier eine Unwahrheit beschworen würde, so müßte das der Umsturz aller Welt sein! Vor sie hin tritt der andere der beiden Streitenden und beginnt nun feinem Gegenpart die haarsträubendsten Flüche und Verwünschungen an den Kopf zu schleudern, mit geballter Fauft, thränendem Auge, dramatischer Emphafe. „So möge Gott mich nicht kennen! So mögen Wölse im osfenen Feld mich zerfleischen! So mögen die Fische des Meeres an meinem Fleisch sich atzen! So mögen meine Gebeine unbestattet am Wege bleichen! So möge mein Sohn mich mit Füßen stoßen, mein Bruder mich verrathen, mein Weib den Türken zur Metze werden und wo ich gesessen oder gestanden, kein ehrlicher Mensch mehr sitzen oder stehen wollen!" Und in dieser Weise so lange weiter, als er bekannter Entsetzlichkeiten sich zu erinnern, neue aus Eigenem hinzuzuersinnen vermag. Und alles dieses sagt Wort für Wort der Schwörende ihm nach: „So möge mein Sohn mich mit Füßen stoßen, mein Bruder mich verrathen" u. s. w. Verstehe stillschweigend: „wenn das, was ich sage, nicht wahr ist!" Und die Kaludjeren bekräftigen jede Verwünschung besonders mit einem einstimmigen „Amin!" Fällt dem Verwünschenden nichts mehr ein, ist er erschöpft, oder erklärt er sonst sich für besriedigt, so ist der Proeeß zu Ende. Der Sachsällige fügt sich mit vollständigster Gemüthsruhe. Er ist sicher, daß ihm kein Unrecht geschieht. Denn an dieser Stätte, „seit es Christen gibt", ist noch niemals falsch geschworen worden. Die beiden Streitführer, nachdem die Kaludjeren bezahlt sind — es kommen einem jeden 2—6 Zwanziger zu, und es ist dies Sache Desjenigen, der auf dies Beweismittel angetragen — verlafsen das Kloster als die — besten Freunde, Die Streittheile übrigens sind keineswegs gehalten, persönlich zu kommen. Sie können auch die Verwünschung in alissntts vornehmen lafsen, nur daß eine solche Kletveus, äeniM, wie sie heißt, d. i. Verwünschungsvigilie, mehr kostet; außer einer Spende von zwei dicken Wachskerzen, einem Krug Oel und einer Büchse Weihrauch, je 2 Dueaten jedem Kaludjer und wol auch mehr. Die Kaludjeren singen dann erst die Vesper und die Vigilien wie vor einem Festtage, treten dann unter das Kolo und einer von ihnen spricht: „Verwünscht sei Der, der dem N, N. ableugnet, daß er ihm S00 Groschen schuldig ist, auf daß Gott und das gesammte Kol« KoKoroäicn« auch ihn verleugnen, und von Haus, Heerde und Feld fortan ihm aller Segen weiche!" Die Andern sagen „Amin!" und es ist gerade so gut, als wäre der Schwörende selber unter dem Kolo gestanden.

Ein weniger vom Zufall abhängiger Einkommensquell und daher ein mit besonderem Fleiße gepflegter ist der des Absammelns bei den Zugehörigen des Klosters, von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus, von Kirche zu Kirche; speeiell für den Kaludjer selbst zwar, den gerade die Reihe trifft, das mühseligste Stück seines Berufes, für sein jahraus jahrein ebbendes Geldfäcklein aber das dankbarste, der eigentliche Grundstock seiner geringen Habe.

Da ist es zu Dreikönigen, die Zeit des voSo-Krsije, der Wassertaufe. Da tritt er seine erste Wanderung an. Die Zeit ist böse. Die Nordstürme toben, der Schnee fegt schneidend über die Grate und durch die Schluchten. Aber da hilst kein Warten und da läßt sich nichts aufschieben. Der hereegovinische Winter hält Platz, und die Parochialen, die das Kloster gebaut haben, damit sie gut versorgt seien mit allem Christlichen, nehmen nichts so übel auf, als wenn man sie warten läßt. Also hinaus! Er wirft seine Gunja über die Schultern, stülpt die Kapuze über den Kopf und schnürt mit Stricken über die Sandalen noch einige wärmende Kotzenstücke. Der Djak, jung und noch minder empsindlich, hüllt, so gut es geht, sich in seine Struka. Dann hängen Beide noch ihre Gewehre um, denn man ist gar nicht sicher vor einer Begegnung mit einem Rudel Wölsen oder einem „Bruder Bär", und fort geht's über Weg und Unweg, bis an die Knie im Schnee und bis in's Herz hinein starrend vor grimmigem Frost. Endlich ist das erste Dorf erreicht. Jst es noch zeitig genug am Tage, so beginnt er mit seinem Geschäfte sosort, besprengt der Reihe nach ein Haus nach dem andern mit geweihtem Wafser, am Haufe jeden dazu gehörigen Theil besonders, den Hos, den Keller, die Vorrathskammer, den Stall, denn das verbürgt ein gutes Jahr, und dann im Haufe Alle, die darin sind und dazu gehören, voran den Hausvater, dann die Haussrau, dann die Söhne, die Töchter, die Knechte, die Mägde, jegliches nach Alter und Rang, und so fort bis er mit dem Dorfe fertig ist. Jst es schon zu spät, so geht er zeitig früh an's Werk und gleich geht's wieder weiter. Es ist diejenige seiner priesterlichen Wanderungen, die ihm am wenigsten Raft gestattet, denn überall, wäre es möglich, sollte er am selben Tage sein. Man kann nicht wissen, welchen Schaden eine Verzögerung bringt! Lohnend ist sie aber am allerwenigsten: ^ Groschen per Kopf, höchstens 2 Groschen, dazu vielleicht, in guten Häusern, ein Stück Wurst, eine geräucherte Hammel- oder Bockkeule, ein Brod. Es ist eben nach Weihnachten. Die Festtage haben viel aufgezehrt und auch die Vorräthe neigen schon dem Ende zu. Da ist schwer freigebig sein. Was er an Geld bekommt, das wirft er in den Wafserkessel. Das ist dem Wafser geopfert, natürlich nur symbolisch. Der Djak hernach wird es schon heraussischen. Die Lebensmittel aber kommen in einen Sack, und wenn dieser voll ist, trägt irgend ein gesälliger guter Christ ihn in's Kloster, für einen Gotteslohn und ein Glas Rakia.

Da gestalten sich die Krsllo-ims Tage schon angenehmer. Sie fallen meist in die Herbstzeit. Da wandert sich's besser und in Haus und Speicher ist Alles vollauf. Dies Krsuo ims ist kein allgemeiner Festtag. Er ist das örtliche Fest nur eines gewissen Dorfes, eines Stammes, eines Hauses und seiner Deseendenzen, ganz eigenthümlich in Art und Bedeutung und am ehesten noch den Schutzpatronfesten in katholischen Ländern vergleichbar. Wie z. B. in Böhmen der Tag des h. Wenzel, in Niederösterreich jener des h. Leopold loeale Feste sind, so feiern bei den Südslaven die Einen den h. Martin, die Andern den h. Nikolaus als ihren Stammes- oder Familienpatron, und bezeichnen sich auch darnach als martivstaei, viKolstaei u. s. w. Dieser Tag nun ist einer der freudigsten im Iahre, und an ihm geht es so hoch her, wie an keinem andern. „Offnes Herz, offner Mund und offne Hand" sind seine Signatur. Er ist von solcher Wichtigkeit, daß das Kloster nicht erst warten soll, bis es angegangen wird, einen seiner Kaludjeren zu entsenden. Es soll das wissen und es unaufgesordert thun. Weshalb denn auch das Kloster über die Krsuv'iras Tage seines Distrietes ein besonderes Kalendarium führt und selbes stets in sorgfältigster Evidenz hält. Da ist es z. B. mitrov-äkm, Sanet Demetriustag. Tags vorher schon macht der Kalndjer mit seinem Djak sich auf den Weg nach dem Dorfe < das diesen Tag morgen feiern wird. Welch ein anderes Wandern, als um die fürchterlichen Dreikönigsfröste! Ueberall Leute im Freien und alle, an denen er vorüberkommt und die ihm begegnen, grüßen ihn ehrerbietig, küssen ihm die Hand und bitten um seinen Segen. Sie wissen, wohin er geht, und möchten auch etwas von dem Tage haben, wenn es auch nicht der ihre ist, und es wird ihnen nicht versagt. Bald, im Abendsonnenschein, auf dem Gipfel des Hügels dort, erschimmert die „weiße Kirche". Denn wer eine Kirche baut, der soll sie hoch hinauf bauen, damit alle Welt sie sehe, und der Hirt auf der fernen Berglehne, wenn er früh morgens hinter seiner Heerde einhergeht, sie grüßen und gegen sie gewandt sein Gebet verrichten könne. Sie ist das ganze Jahr geschlossen. Nur morgen wird sie offen sein, und heute schon prangt sie in Laub- und Fahnenschmuck. Es ist eine Mitrovkirche, erbaut von den Mitrovstaei des Dorfes eigens für ihren Mitrov-Dan. Bis weit heraus vor das Dorf kommen die Familienhäupter, gesolgt von der ganzen männlichen Bevölkerung, ihm entgegen. Sie wissen, daß er kommen wird, und nun, nachdem er sich mit Allen geküßt, beginnt der Wetteiser, wer ihn zu Gaft haben soll. Denn das strahlt einen Lichtschein von Ehre aus über das ganze Haus, der noch bis weit in's nächste Jahr hinein leuchtet. Kein Wort vorher ist darüber gesprochen worden. Man hat ihm die Wahl lafsen wollen. Er hat gewählt, von Haus aus bereits unterrichtet, an wem diesmal die Reihe sei, damit Niemand übergangen werde. Und nun sitzt er oben in der guten Stube — denn auch das bessere hereegovinische Haus hat sein „oben" und seine „gute Stube" wenn auch als solche an weiter nichts kenntlich, als an einem riesigen Thorus, für allfällige Gäste bestimmt, an einem Tisch, einigen primitiven Stühlen, dem Waffenrechen des Hausherrn und einigen Heiligenbildern und schlechten Lithographien braver Patrioten an den Wänden — obenan, auf dem Ehrenplatze, gegenüber der Thür, und rings um ihn her sitzen die Honoratioren des Dorfes, und wer keinen Stuhl sindet, der steht. Die Stube ist gedrängt voll, die schmale Freitreppe besetzt bis hinab in den Hos. Es ist eine harte und im wörtlichsten Sinne heiße Stunde für den Mann, erhöht noch durch die glühenden Tschibuks und den aromatischen Dampf des unaufhörlich eireulirenden schwarzen Kaffees. Jeder hat eine Frage an ihn. Der eine Gewissenssrage, jener einen rituellen Skrupel. Einer möchte wissen, wie sich Oesterreich wol dazu stellen würde, wenn die Hereegoviner im Falle eines Aufstandes ihren Anschluß an dasselbe proelamiren würden; einem Andern macht es die größten Sorgen, was aus Rußland wol werden würde, wenn Napoleon sich auf die Seite des Sultans schlägt, und ein Dritter kann nicht recht begreisen, was mit seiner Reise durch Europa eigentlich der Schah von Persien beabsichtige. Und das Alles soll der arme Mann wissen, denn er ist in der glücklichen Lage, von Zeit zu Zeit einmal ein Zeitungsblatt zu Gesicht zu bekommen und darin — lesen zu können! Er antwortet, so gut und so schlecht er's weiß, bis, ost gegen Mitternacht erst, Erschöpfung und Rakia dem Jnquisitorium ein Ende machen. Morgen dann zuerst große Liturgie in der Kirche. Dann Frühstück, — ein Mahl, das innerhalb der Klostermauern allerdings nicht gekannt ist. Ein erfreulicher Anblick harrt dabei seiner: die Meßopferbrode, ein jegliches zu 2—3 Pfund, und die Flafchen und Krüge Weines alle, die die Häufer der Mitrovstaeen gesandt haben. Er wird eines besondern Trägers bedürfen, um alles das, da er doch nur eines verwenden kann, nach Haufe zu schicken. Dann pflichtschuldiger

Nmgang bei Allen von Haus zu Haus, die das heutige Fest begehen, und in jedem Anräuchern der Todten und Segnen der Lebenden. Alle umstehen sie den Tisch, an dessen oberem Ende er Platz nimmt und den Weihrauch, den der Djak in einem Schälchen auf den Tisch gestellt, ein Gebet dazu sprechend, anzündet. Darüber zuerst werden die Heiligenbilder des Hauses eingeräuchert. Dann facht ein jeder der Umherstehenden sich eine Handvoll des Rauches zu, um ihn einzuathmen. Das verursacht zwar starken Husten, ist aber anderweitig äußerst wohlthuend. Während dieses Inhalationsaetes hat er mittlerweile die Namen der Verstorbenen der Familie allesammt, sie in ein Gebet einschaltend, laut aufgesagt, beseuchtet hierauf die auf einem Tisch bereit liegenden, würfelförmigen Weizenbrodstückchen kreuzweise mit Wein, genießt eines davon selbst und reicht von den übrigen jedem der Anwesenden der Reihe nach je eines dar, dazu sprechend: „Sei Gott ihrer Seele gnädig und schenke Dir Gesundheit und Wohlergehen!" Das ist das znpisanijs im kleinen Stil und wird, außer mit einer ansehnlichen Spende an Vietualien im Namen des Hauses, von jedem Einzelnen auch noch besonders mit etwas baarer Münze, 2 — 5 Groschen, vergolten. Das 2apisanijs im großen Stil, das eigentliche, wie wir es bereits vom Kirchtage her kennen, wobei die „Aospo6a", die Herren, mit Guldenstücken, mit Kronthalern, mit Dueaten, ja selbst mit Napoleons sich sehen lafsen, sindet erst nach der großen Tafel statt, die dem priesterlichen Gafte zu Ehren das Haus gibt, das ihn beherbergt. Sie währt ties in die Nacht, sie währt bis in den lichten Morgen hinein. Und nun, reich an Gaben und mit beschwertem Beutel, gilt's den Heimweg. Das ist ein schwer Stück. Denn auch ein Mönch ist nicht geseit vor den Nachwehen über die Schnur hinausströmender Rakia, über das Maß quillenden Weines. Allein es ist vorbedacht! Im Hos unten an der Freitreppe harrt seiner schon des Knesen sicherschreitendes Leibroß. Der Djak hat junge Beine. Er hat das Leid, das die Rakia ihm angethan, während die „Kvspoäs." noch ties im Politisiren und im Kruge stak, in einer Stubenecke ausgeschlafen. Er wird es führen. Und so kehrt er denn in's Kloster zurück, zufrieden mit seinen Lämmern, glücklich in sich. Es war ein schöner Tag, nur Schade, daß das Iahr nur Einen solchen hat. Redlich zu Hause endlich angekommen, theilt er mit dem Igumen; dann streckt er in feiner Zelle sich auf sein Lager und träumt den Traum der Glücklichen im Schlaf der Seligen noch lange, lange fort, bis im nächsten Morgengrauen das Geräusch der Klepetatscha ihn weckt und ihn mahnt, daß ein Kaludjer nicht da ist blos zum Wohlleben, sondern auch Pflichten hat.

Die Braut.

von

A. LH. Sichter.*)

- Prag. -

I.

a liegt an der schönen, von hügelreichen Ufern eingeschlossenen, ruhigen Elbe eine düstere, von Kohlenruß und Dampf geschwärzte Stadt. Sie ist fast an die Grenze Böhmens geschoben und ihre Bevölkerung vermehrt sich auch in der That mehr aus dem fleißigen Nachbarlande, denn aus der ursprünglichen Einwohnerschaft. Hier legen die Dampfschiffe, die zahlreichen Fruchtschlepper und Laftschiffe an und wintern sich, wenn der Frost kommt, im Hafen ein. Hier treffen sich die Eisenbahnen von Nord und Süd, von Ost und West und zahlreiche Straßen durchkreuzen die Stadt. Und weit in's Land hinein

*) Nach der Veröffentlichung der Novelle „Die Großmutter" von Carl Thomas wurden wir von vielen Seiten nach dem wahren Namen des Dichters gesragt, der sich durch dieses eine Werk allein zahlreiche Freunde erworben hatte. Heute können wir die Fragen beantworten, — wir haben ein tragisches Geschick zu berichten. Der geniale Dichter, aus dessen Nachlasse wir hiermit eines seiner reifsten Werke unsern Lesern mittheilen, ist vor einigen Wochen, kanm 4« Iahre alt, zu Prag plötzlich gestorben. Er ist in juristischen Kreisen unter seinem bürgerlichen Namen und Titel, Professor Dr. Carl Thomas Richter, wohl bekannt. Aber auch die Berliner Gesellschaft wird sich mit Liebe jenes schönen und lebenslustigen Mannes erinnern, der als Dr. Carl Richter in die preußische Hauptstadt kam, hier im Bannkreise von Lafsalle volkswirthschaftlichen Studien oblag und schließlich — als er auf dem Umwege über Paris in sein Vaterland Oesrreich zurückkehrte, um dort eine Professur an der Prager Universität zu übernehmen die schöne Marie Moritz, die Tochter des bekannten Schauspielers, dem königlichen Schauspielhanse als seine Gattin entführte. Die Thätigkeit, welche Richter in Prag trotz der Schwierigkeit der Verhältnisse, im Kampfe der deutschen und streckt sie ihre mächtig anwachsenden induftriellen Arme. Schlott reiht sich an Schlott, der Hammer regt sich, die Spule kreist, das Weberschiffchen fliegt da ruhelos hin und her und unter manchem Dampfkessel glühet die Kohle, die das westböhmische Brannkohlenbecken in unerschöpflicher Mafse zu Tage fördert. Vor zwanzig und dreißig Jahren war das anders. Da war die Stadt an der Elbe ein kleines, bescheidenes Städtchen, das nur der Student besuchte, um von da auf die alte Feste, den Schreckenstein zu steigen; das manchmal der Schmuggler als Raftort wählte, weil er es aus „Gott verwünschten Zeiten" so gewohnt war, in der er sein Geschäft des Unrechts so regelmäßig trieb, wie irgend ein Anderer sein ehrlich Handwerk. Nur da vom Ringplatz in die Brandgafse hinein herrschte ein munteres Leben.

Da hatte Ludwig Glaner die erste Wirkwaarenfabrik angelegt, die langsam aber sicher heranwuchs, sich erweiterte und immer wieder erweiterte und nach wenig Jahren zu den größten und blühendsten Geschäften des Landes zählte. Die ganze Stadt kannte ihn, Hunderte von Arbeitern segneten ihn und, fügte er scherzend hinzu, wenn man so sein Geschäft rühmte, und taufend Sorgen quälen mich. Und sie quälten ihn, denn ehrlich Geld wird immer schwer erworben und noch schwerer erhalten und eine Million, erklärte Glaner den Leuten, die ihn einen Millionär schon nannten, eine Million ist furchtbar viel Geld. Man weiß das kaum, wenn man sie nicht hat und begreist es noch lange nicht, selbst wenn man sie besitzt.

So scherzte er auf der Straße, wenn die Leute ihn ausholen wollten, so lachte er an seinem Tisch, wenn er mit vertrauten Freunden über die Leute sprach. Denn außer dem Bannkreis seiner Fabrik gehörte er den Freunden und Freuden des Lebens. Und so saß er auch heute in der

ezechischen Kreise, entfaltete, war eine außerordentlich vielseitige und gedeihliche. Er wurde durch seine stets anregenden Bortrage ein Liebling der deutschen Studenten und fand daneben noch Zeit, durch Gründung geselliger und nützlicher Vereine, sowie durch häusige populärwissenschaftliche Vorträge die Deutschen in Prag um sich zu schaaren. Lange Zeit wußte Niemand von den zahlreichen poetischen Arbeiten, welche sich in seinem Pulte häuften. Erst in den letzten Jahren brachte der bescheidene Dichter hie und da Einiges, beinahe widerstrebend, an's Licht und hatte die hohe Freude, nicht nur mit seinen erzählenden Dichtungen viele Verehrer, sondern auch mit seiner Tragödie „Samson und Telilla" einen großen theatralischen Erfolg in seiner Heimat zu erringen. Wer in der Lage war, das reiche Material zu studiren, erstaunte über die Fülle poetischer Kraft, Sprachgewandtheit und idealer Ziele, welche der bei uns noch zu wenig bekannte Dichter in seinem Pulte vergraben hatte. — Nach mehrjährigen Leiden wurde Carl Thomas Richter am 13, Oktober d. I. plötzlich von einem Herzschlage getödtet. Er hinterläßt außer seiner Wittwe drei unmündige Kinder. Wie wir hören, will die deutsche Schillerstiftung die Verdienste des Tobten würdigen. D. R.

Ecke seines Divans, die Nacht schaute längst durch die Fenster und die Lichter waren ties herunter gebrannt und scherzte und lachte, rauchte dabei und trank den letzten Rest einer mächtigen Flafche feurigen Czernosekers. Ihm zur Seite saß seine Frau. Jhm gegenüber eine junge Dame. Und für sie schien Glaner zu sprechen, für sie und zu ihr.

„Helene, meine schöne, allertugendsamste Braut, sehen Sie mir nie wieder so lang dem Manne in die Augen, der soeben durch die Thür schritt!" So ries er und blinzelte mit seinen kleinen, braunen, überaus klugen Augen über seine Cigarre hinweg zu Fräulein Helene hinüber.

„Ach!" erwiderte diese, „ich bin ja noch nicht verheirathet und darf noch immer einen schönen und geistvollen Mann bewundern."

„Frauen bewundern nur, wenn sie lieben wollen!"

„Oder wenn sie bemitleiden können! Was könnte Doetor Ritter der Welt, was seinen Freunden sein, wenn Geist und Seele in einem kräftigen Körper wohnten. Was —"

„Halt!" ries Glaner, „das ist keine Bewunderung mehr, das ist Schwärmerei! Was, ist der Mann noch krank? Er macht Jhnen ja den Hos und sagt so schöne Dinge, wenn Sie an diesem Tisch sitzen, als ob er noch auf den Strümpfen seiner ersten zwanzig Jahre ginge."

Helene senkte erröthend das Gesicht auf ihre Stickerei, als suchte sie die Nadel, die sie doch in den leicht zitternden Fingern hielt. Glaner lachte vor sich hin, als freute er sich im Stillen, daß sein treuester Freund eine so schöne Bewundrerin gesunden hätte. Dann ries er plötzlich:

„O! Sie kennen ihn noch nicht! Aber Sie werden ihn noch ganz kennen lernen. Ihre Hochzeit ist ja erst in vier Wochen, Jhr Bräutigam kommt erst in drei Wochen und vier Tagen. Da hat auch eine Braut noch Zeit, Studien über uns Herren der Schöpfung und des Weibes zu machen. Aber ich sag' es Jhnen als Jhr zweiter Vater, den Sie ja, wie Sie immer betheuern, lieben und verehren, ich sag' es Jhnen, hüten Sie sich, mein Fräulein! Der Mann, der mit seinen zweiunddreißig Jahren soeben im goldenen Löwen noch einige Bekannte zu begrüßen hat und darüber das schönste Mädchen und die schönste Braut unserer Gegend allein in meiner trockenen Gesellschaft sitzen ließ, dieser Mann ist ein Dämon! Er weiß mit Männern zu sprechen, so daß sie ihm, ohne ihn zu unterbrechen, gern zuhören. Aber er hat ein geheimes Pedal in seinem Stammregister, das er wirken läßt, wenn er mit Frauen spricht. Sehen Sie diese meine Frau an! Diese Frau war einst so in den Mann verliebt, daß sie —"

„Aber Ludwig," siel Frau Glaner ihm in's Wort, „wie sprichst Du wieder! Jch habe Dr. Ritter heut noch so lieb, wie vor zehn Jahren, als ich ihn kennen lernte und heut noch ganz so lieb, wie damals, ohne daß Gesahr für mein Seelenheil daraus erwachsen wäre!"

„Ach, so kommt mir nicht!" platzte Herr Glaner los und sein Gesicht strahlte Freude, da seine Gesellschaft mit seinem Freund sich unterhalten ließ. „Ich weiß, was für Euch Frauen ein Paar melancholische Augen find. Und gar in dem Kopf eines Schristgelehrten und Pharisäers! Ein ehrsamer Strumpfwirker macht Euch keinen Eindruck und wenn er der schönste Mann wäre. Ihr könnt Euch gar keine Melancholie und Schwärmerei denken, wenn man Strümpfe wirkt sein Leben lang."

„Wie undankbar!" ries Helene. „Wir beten Sie doch alle an als den besten, liebsten und gescheidtesten Mann unserer Stadt."

„Danke für das Compliment! Aber die Stadt ist klein und da zählt der gescheidteste Mann nicht viel. Und seit wann betet Ihr mich denn so an? Seit vierzehn Tagen, seitdem ich Euch als Frühlingsgabe, als Osterei, den Dr. Ritter hergeschafft habe."

„Schmollen Sie nur mit uns! Es geht Ihnen doch nicht vom Herzen."

„Warum nicht?"

„Weil Sie selbst stolz auf Ihren Freund sind, weil Sie sich freuen, wenn ihn die andern bewundern!" „Einbildung!"

„Wahrheit! Und Sie sollen ihn mir noch zu guter Letzt schildern und erzählen, wie Sie denn eigentlich mit ihm zusammen sich fanden. Sie haben es mir so ost schon versprochen."

„Nun, so will ich mein Versprechen jetzt einlösen, wenn Sie aufmerksam hören wollen," fügte er schalkhaft hinzu.

Helene legte die Stickerei bei Seite, lehnte sich in den Stuhl zurück und, den Kopf auf ihre Hand gestützt, hörte sie mit halbgeschlossenen Augen zu. Frau Glaner strickte ruhig weiter, von Zeit zu Zeit der Erzählung ihres Gatten mit einem leichten Kopfnicken beistimmend.

„Wir sind Schulkameraden und Iugendsreunde, mein liebes Fräulein. Wenige Iahre trennen uns im Alter, da ich das Glück hatte, drei Jahre früher zur Welt und das Unglück, drei Iahre später zur Schule zu kommen! Es war eine schöne Zeit zu Leipzig auf dem Gymnafium und dann auf der Universität. Ich war nämlich auch auf der Universität, was Sie von dem ehrsamen Strumpfwirker von heute wol kaum glauben werden. Und ich hatte sogar alle Anlage, ein guter Iurist zu werden. Ich bin es zum Glück nicht geworden. Mitten in meiner frohen Studienzeit starb mein Vater. Da gab's Brüder zu erziehen, Schwestern zu verheirathen, eine liebe Mutter zu erhalten. Ich hatte Neigung zu geschäftlichen Unternehmungen und wenn ich auf Reisen ging, reiste ich mit den Augen eines Kaufmannes. Meine Iuristerei kümmerte mich so wenig, wie damals die Mediein meinen Freund. Er begleitete mich. Ich zeigte ihm ost, daß Gold auf diesem Fleck böhmischer Erde liege. Er sah es nie und ich wollte es noch nicht aufheben. Nim mußte ich es thun. Der liebe Gott gab den Schafen Wolle, damit einst die Web- und Wirkerei sie verwende zur Bekleidung des fündigen Menschengeschlechtes. Jch gründete hier in der Stadt mit ihren billigen Arbeitskräften, ihrer trefflichen Lage die erste Wirkwaarenfabrik. Du lieber Gott! Der Winter war kurz; die Griechen wollten keine Jacken, die Wallachen keine Strümpfe zerreißen, die Bauersleute der ganzen Welt klagten über Hitze, und ich hatte dabei Zeit, den lieben Herrgott in Strümpfen, Jacken und Winter-Shawls mit allen seinen Pflichten, die er gegen die Jahreszeit und die Strumpfwirker hätte, zu eonterfeien. Da ging ich denn ost nach Leipzig, guckte mit meinem Freunde den Herren Prosessoren in's Kollegium, den Wirthshäufern in's Weinglas, und wurde dabei gerade ein so großer Gelehrter wie mein Freund, der auch mich gar ost besuchte, ein gewandter Weber und Strumpfwirker. So haben wir uns nie verloren und nie vergessen. Sie wissen davon nichts, mein liebes Fräulein. Denn Sie waren damals im Pensionat zu Dresden und sahen, wenn Sie für kurze Zeit nach Haufe kamen, den Männern noch nicht in die Augen. — Die Zeiten änderten sich aber. Es wurde einige Jahre sehr kalt. — Jch bin aus Geschäftsinteresse ein Freund des Winters. Jch bekam Ungeheures zu schaffen, zu leisten. Jch konnte nicht mehr nach Leipzig, stellte eine Dampfmafchine auf, heirathete dieses ehrsame Weib, wurde der pünktlich zahlende Miether des ersten Stockes in dem Haufe Jhres Vaters, mein Fräulein, und bin, wie die Leute sagen, ein reicher Mann. Die Leute wissen das gewöhnlich. Da kam mein Freund und ging. Er kam und freute sich, daß mein Geschäft erblühe, kam wieder und war ernst und traurig geworden. Dann trug er Trauer, denn er hatte in einem Jahre Vater und Mutter begraben. Und so kam er mit jedem Jahre, doch immer für kürzere Zeit, bald nur für wenige, einsame Tage und war immer bleicher und immer gedrückter. Das Schicksal hat ihn stark herumgepeitscht. Der liebe Herrgott, sagen die Priester, versteht das nun besser als wir. Jch weiß es nur, aber hab' es noch nicht verstanden! Jm Jahre 1848 war er allen Anderen voran. Er hatte von seinem Vater ein großes Vermögen ererbt. Er beugte sich vor keiner Verfolgung und Chikane. Wie mein Freund mit den letzten Jahren durch seine Praxis als Arzt einen großen Ruf sich erworben, hatte er auch zahlreiche Bekannte und Freunde und wußte zu trotzen. Aber er ward verbittert in der ewigen Qual der Drohungen. Er suchte ein Herz, dem er allein angehören könne und das ihm Niemand entreißen durfte. Er nimmt vom Krankenbette sich die Frau. Eine schöne Frau! Sie muß wie die heilige Jungfrau ausgesehen haben, als sie so dalag und sterben wollte und von ihm gerettet wurde. Sie liebte den errettenden Arzt und gab sich ihm ganz hin mit der ersten Leidenschaft einer neu zum Leben erwachenden Seele. Er freute sich der Genesenden und liebte sie oder glaubte sie zu lieben. Es ist keine glückliche Ehe geworden. Ein Kind hatte das Band etwas fester wieder geschlungen. Da starb es. Seit der Zeit steht er wie fremd der schönen Frau gegenüber. Und wenn das unglückliche Weib, von ihrem Gram ganz verzehrt, den Gatten doch noch sucht, er will sich nicht mehr sinden lafsen. Er hat sie geliebt, doch seine Liebe mit dem Kinde begraben. Es war ein langer, schmerzlicher, innerer Kampf. Er kämpft ihn vielleicht noch heut und weiß nicht, was gut und böse in seinem Herzen! Da wurde er krank, schwer krank und wollte kaum mehr genesen. Doch er genas und den Genesenden ries ich zu mir. An der getreuen Brust wird er wieder gesund werden, dachte ich. Und schon lebt er wieder auf. Mir ist, wenn ich ihn so neben Jhnen, Helene, sehe, als sehe ich den Mann vor zehn Jahren mit seiner Kraft und Luft zu bezaubern. Ach, er war so berufen, glücklich zu sein und glücklich zu machen. Und er wurde so unglücklich! — Taufend! die Cigarre ist schlecht" — unterbrach Glaner die Erzählung — „sie treibt mir faft Thränen in die Augen!" — Er konnte kaum ausreden. Er sprang auf und eilte an's Fenster und hinausblickend in die mondhelle Nacht, trommelte er mit ungeduldigen und zürnenden Fingern an's Fenster. Leise erhob sich Helene, gab Frau Glaner die Hand und wünschte ihr mit einem warmen Kuß Gute Nacht! Dann schritt sie leise an's Fenster, legte ihre Rechte auf Herrn Glaners Schulter und mit ihrer Linken seine Hand ergreisend und drückend sagte sie auch ihm Gute Nacht,

„Glauben Sie," setzte sie hinzu, „daß ich Jhnen mit ganzem Herzen nachempsinde. Aber es sindet sich schon so: schön und unglücklich!"

„Sie wollen doch nicht damit sagen, daß ich häßlich bin, weil ich glücklich?" so siel ihr plötzlich Glaner in's Wort und seine frühere ernst gewordene Stimmung schien wie verschwunden.

„Wie abscheulich!" erwiderte ihm Helene, sich schmollend zum schnellen Gehen wendend.

„Halt, mein Fräulein! Sie sind wol böse, weil ich Jhnen einen melancholischen Gedanken zerstört, mit dem Sie gern schlafen gegangen wären? Nichts da! Sie sind Braut! Sie haben für solche Gedanken keine Zeit mehr. Doch, wollen Sie mit einer Weisheit beladen fortgehen, merken Sie sich Eins: Nichts ernst nehmen auf dieser Welt!"

„Als die Strumpfwirkerei!" setzte mit hohem, feierlichem Tone, sich ganz auf ihren kleinen Füßchen emporstreckend, Helene hinzu, zündete schnell ihr Licht an und verschwand hinter der Thüre. Herr Glaner lächelte und setzte sich, ein Buch ergreisend, neben seine Frau, ihr durch eine kurze Leetüre noch die Zeit ihres abendlichen Fleißes zu zerstreuen.

Langsam schritt Helene die Treppe hinauf zum zweiten Stockwerk des Hanfes, in dem ihre Eltern und jüngeren Geschwister wohnten. Sie hatte bereits Allen Gute Nacht gesagt und war nur für ein Stündchen traulichen Geplauders zu Herrn und Frau Glaner herabgestiegen. Jetzt blickte sie flüchtig durch die Glasthüre, welche die Treppenflur von einem geräumigen Vorsaal trennte und sah an dem kleinen, bereits entzündeten Nachtlämpchen, daß ihre Angehörigen längst zu Bette. Eiligen Schritts schritt sie nach dem, für die je älteste Tochter bestimmten, eine Treppe höher gelegenen Stäbchen, in dem sie nun seit zwei Jahren allein haufte, und ost schon, seit sie Braut geworden, dem vollen Mond über die Dächer der Häufer weg in's Angesicht geschaut hatte. Daneben schlies die alte Dienerin und es waren in einem dritten Raume Kisten und Kaften, Wasche und alter, ausgedienter Hausrath aufgehäuft. Sorglich hielt Helene die Hand vor das Licht und wie sie mit feinen Fingern die Flamme schützte, siel der ganze Lichtschein ihr auf's Angesicht. Das war gerade in diesem Augenblick so einsam und zauberhaft, und wie eine Haussee schritt sie dahin, die nach Schrein und Kammer schaut. Es war ein schönes Bild. Die großen, schwarzen Augen deckten jetzt die Augenlider zur Hälste und . gaben dem schönen Gesicht einen sanften, still erwartenden Ausdruck. Der Mund war leicht geschlossen. Das feine, zitternde Roth dieser Lippen war wie von einem flüchtigen Kufse hingeküßt. Eine fein geschnittene Nafe mit leise zitternden Nafenflügeln verlies in zwei ties dunkle, schmal gezeichnete Augenbrauen. Und gleich dunkel war das Haar, das in losen Locken die kleine, leicht bewegliche Stirn einrahmte und hinter zwei durchsichtigen Ohren mit einem blauen Band zufammengehalten wurde.

So stieg sie empor und das schwarze, gänzlich schmucklose, sie allein schmückende Kleid wallte in langen Falten ihr nach. Doch da war die Thür ihres Zimmers. Wie sie dieselbe öffnete, hielt sie an, um mit vollen Zügen den daraus hervorströmenden Duft der ersten, in blanken Töpfen sorgsam gepflegten Veilchen einzufaugen. Sie waren heute, als die Sonne sich senkte, aufgeblüht und Helene schaute sie, kaum eingetreten, lange an. Dann setzte sie sich an ihren Schreibtisch und schrieb auf lose Blätter, die sie eines zum andern erst immer nach Jahressrist zu einem Ganzen zufammenhestete: Heute Abends sprach ich Doetor Ritter. Er ist sehr, — sehr unglücklich! —

Sie legte die Feder nieder und blickte das Wort, das sie so leicht geschrieben, an und blickte es immer wieder an und ihre Blicke konnten sich davon nicht wenden. Sie träumte langen, taufendfach verschiedenen Jnhalt dieses rafchen, kurzen Wortes! Doch der Duft der ersten Veilchen umwehte sie und zog durch ihre Träume. Da vergaß sie das Unglück und träumte vom Glück. —

Während dessen saßen die letzten Gäste, zwei junge Männer, im Gafthos zum goldenen Löwen ties versunken in ihr Gespräch und kaum ahnend, daß die Uhr schon auf els wies. Der eine war Gerichtsadjunet beim Strafgericht, Es war ein feiner Kopf, Aus den hellen mit goldener Brille bewaffneten Augen lachte Witz und kluger Sinn und um die dünnen Lippen spielte Freude und Genuß. Die Haltung des ganzen Männchens war beherrscht von einer beweglichen Eleganz. Herr Germann hatte in Prag studirt und dort den jungen Doetor Ritter „aus Leipzig" kennen gelernt. Der war nach Prag gekommen, um da an dem Besten, was die Stadt damals bot, an der berühmten Faeultät zu studiren. Und nun fanden sich die ehemaligen Kameraden und Studienfreunde in der geographischen Mitte zwischen Leipzig und Prag wieder. Der Eine war noch immer lebensfroh und sorglos wie damals, der Andere war von Kummer zerrissen, kaum nach langer Krankheit wieder genesen und schüchtern die Fragen des neuen Lebens erwartend. Was gab es da zu erzählen von lustigen Abenden, von tollen Streichen, von heiteren Kathedergewohnheiten der Prosessoren! Was wurden da Namen von Mädchen genannt, die sich für den „Ausländer" begeisterten, für seine Sprache, seine Poesie, und die nun alle ehrsame Hausfrauen schon geworden und gar ost nichts mehr von Poesie und Begeisterung wußten, die auch nichts mehr von Dr. Ritter wußten und wenn sie an ihn erinnert wurden, wie einer flüchtigen Bekanntschaft seiner gedachten. Und doch hat der Mann mit seinen weichen braunen Augen Mancher das erste, beste Liebesglück gebracht! —

„Was würden all die Frauen sagen," ries Herr Germann, „wenn ich ihnen erzählte, daß ich Sie wieder gesehen und bis elf Uhr Nachts wieder mit Ihnen geschwärmt habe?"

„Und noch dazu wieder über ein Weib!" entgegnete Ritter mit einem langen, fast spottenden Seufzer.

„Heute aber über ein unglückliches Weib oder über ein Weib, das es werden will!"

„Sie kennen also Fräulein Helene?"

„Seit sechs Iahren. Seitdem ich eben hierher versetzt wurde. Sie war damals vierzehn Iahre alt und ich blieb ost des Weges stehen, wenn das schöne Kind zur Schule ging. Und als sie nach langer Abwesenheit, sie war in Dresden, um dort in einem Pensionat sich auszubilden, zurückkehrte, da blieb ich wieder stehen und sah mir die schön erblühte Iungfrau an und ost verweilte ich unter den Fenstern ihres elterlichen Hauses, wenn sie auf dem Klavier phantafirte. Ich liebe sonst die Mädchen nicht am Klavier. Ich bin selbst ein zu guter Musiker, um so nervöse Gänsesüßchen auf den Tasten herumtanzen zu sehen. Aber das war nicht die Hand eines Mädchens, das war die Hand eines männlichen Künstlers, die da in die Aerorde griff. Ich hätte mich in sie verliebt und da ich es nicht that, kann ich es sagen. Ich hatte ja schon Vater und Mutter und die ganze Sippe kennen gelernt, die sich um das Mädchen schloß, wie die Dornreiser um die junge Rose. Was heißt diesen Geldsäcken gegenüber Menschenherz und Gesühl? Da kommt nun vor beiläusig acht Monaten eine Tante und sagt: Dort am Rhein ist mein Kind verheirathet. Sie hat einen Mann kennen gelernt, der mit Nutzen Seidenstoffe verkauft. Der will Euer Kind, Niemand weiß was Schlechtes von ihm zu sagen. Gebt ihm Euer Kind. — Und der Mann kommt. Er hält Brautschau. Und der Vater ist zufrieden! Er verkauft Seidenstoffe mit Nutzen! Und die Mutter ist zufrieden! Er ist klug und reich! Und die Tante entdeckt verborgene Schätze in dem Mann. Da wird gebeten, überredet, geweint, endlich sagt das Mädchen Ja und das Goldbergwerk reist ab. Er hat die Tochter — am zwölsten Mai ist Hochzeit. Fünfundzwanzigtaufend Thaler sind ihm versprochen. Wenn die Eltern sterben, erhält er das Vierfache noch nach! Das Andere ist Nebensache. Er wird immer mit Nutzen verkaufen — und es wird eine glückliche Ehe sein!"

So plauderte der Mann fort nnd enthüllte unserm Freunde die Geschichte, die sich alle Tage auf Gottes schöner Erde abspielt.

„Und Sie glauben nicht, daß Jhre Liebe gelohnt worden wäre, wenn Sie sie nur hätten gedeihen lafsen?" frug Ritter seinen Studienfreund, als dieser mit seiner launigen Schilderung geendet.

„Ja, wär' ich schon Advoeat, wosür ich mich jetzt vorbereite, da läg' die Sache anders, dann schwänden viele der Bedenken, welche Helenens reicher und kluger Vater dem Beamten gegenüber geltend macht, der ich so noch bis auf Weiteres bin. Doch, Freund, Sie müssen zu Bette. Für einen Reeonvaleseenten ist 12 Uhr juft nicht die beste Zeit zum Schlafengehen."

Die beiden Freunde erhoben sich, grüßten den Wirth, der mit sehr verbundenem Lächeln dem Herrn Gerichtsadjuneten sich empfahl und trennten sich bald an der Ecke der Straße mit einem warmen Händedruck. Doetor Ritter schritt langsamen Schrittes über den Ringplatz und da, wie er sein Haupt zum klaren Himmel erhob, sielen seine Augen auf ein Dachstübchen, dort im Haufe seines Freundes Glaner. Die beiden Fenster waren noch hell erleuchtet, aber keine Gestalt, kein Schatten schwebte an dem lichthellen Raum vorbei.

„Was macht die junge Braut noch?" sagte Ritter für sich und schritt auf sein Haus zu. „Ach! vielleicht schreibt sie ihrem zukünftigen Gatten: «die Seide mit Nutzen verkauft»."

Sein Blick verdüsterte sich und seine Lippen preßten sich fest aufeinander. Doch wenn ein Seufzer ihnen entschlüpfte, drückte er die Hand auf's Herz, als wollt' er ihn ties in der Brust ersticken. So schritt er dahin und dachte des Mädchens, das er kaum kannte und deren Leben und Zukunft er doch schon prüste und erwog. Und ferne dem Mann saß ein schönes, blondes Weib, hielt die Hände in ihrem Schooß gesaltet und sah mit matten Blicken vor sich hin. Sie wußte nicht, was sie dachte, sie wußte nicht, was sie fühlte. Sie wußte nur, daß sie einen Mann geliebt, der niemals dieser Liebe glücklich ward. Sie dachte daran, sie fühlte es und sah sich unglücklich und ihn und konnte es doch nicht ändern.

II.

Frau Sophie Glaner war eine stille, sorgsame, besonnene Frau, Sie gehörte der Welt nicht an und sorgte nicht um sie und dachte nicht an sie. Der Himmel weiß, ob sie sich selbst gehörte, doch alle Welt anerkannte, daß sie ihre Pflicht erfüllte. Und so war sie still und sorgsam in Haus und Hos, war sorgsam und besonnen für Haus und Hos, dachte ihrer Pflichten und erfüllte sie und war glücklich in dieser Erfüllung. Jch glaube, die Welt hätte aus den Fugen gehen können, Frau Glaner wäre darüber nicht in Schrecken, wol aber in Sorge gerathen, damit Alles in bester Ordnung in Unordnung gerathe. Sie hatte es so gelernt in der Schule des Lebens und das Leben ist ost eine schlimme Lehrmeisterin. Frühzeitig verwaist und ohne Besitz und Vermögen, gehörte die Ruhe ihres Herzens dazu, sich schnell in fremde und ost in die fremdesten Verhältnisse zu fügen. So trat sie in das Haus eines reichen Mannes ein, die Haushaltung desselben zu führen und die Kinder an Stelle der früh verstorbenen Haussrau zu erziehen. Dann hatte Herr Herder sie in sein Haus berufen in der Zeit, als die älteste Tochter Helene nach Dresden zur weiteren Ausbildung abgereist war. Auch hier galt es, die Haushaltung zu führen, die kleinen Kinder zu beaufsichtigen an Stelle der Haussrau, die keine Zeit dafür hatte. Da sah Herr Glaner Fräulein Sophie wirken und schaffen. Er sah sie und fand, daß es auch für ihn Zeit sei, seine Haushaltung zu ordnen. Er sah sie dann österS und als er sie immer wieder sah, liebte er das Mädchen und heirathete das um einige Jahre ältere Fräulein. Es ist übrigens möglich, daß er sich niemals Rechenschaft über seinen Eroberungszug abgelegt und die Ordnung desselben nicht so statt hatte, wie wir da oben aufgeschrieben. Denn Herr Glaner, einmal aus dem Direetionsbureau seiner Fabrik heraus, war etwas zerstreut und niemals hat er mit dem Begriff der Ordnung eines Wohnzimmers sich vertraut machen können. Er war stark kurzsichtig und das mag ein Grund mehr dieser Feindschaft zwischen ihm und der Ordnung gewesen sein. Und so paßte Fräulein Sophie überaus gut in den Rahmen der Frau Glaner. Sie blieb auch jetzt noch, was sie früher war: die stets sorgende, immer klar blickende und ruhig denkende Frau, die treu ergebene Freundin ihres Mannes.

Doetor Ritter stand ihr neben ihrem Manne viel näher als alle ihre weiblichen Bekanntschaften. Andere Männer kannte sie nicht und ließ sie nie näher in ihr Hans und Wesen blicken. Ritter hatte die Ehe mit Glaner aus der Ferne mit besördert, obwol er Sophie nur nach den Schilderungen des Freundes kannte. Das aber war ihm genug. Er kannte seinen Freund und wußte, was er bedurfte. Er war in den ersten Jahren der Ehe der stets mit Freuden begrüßte Gast, der da Leben und Frohsinn in's Haus brachte. Er schlang immer wieder die Bande der

Liebe der beiden Gatten fest ineinander, als sie manchmal sich zn lösen drohten. Denn Glaner beglückten keine Kinder und er empfand den Mangel sehr ties. Nichts kann Ehen fester schließen als Kinder, nichts kann sie leichter trennen, als der Mangel dieser erwarteten Freude. Ritter durchschaute den Grund der von Zeit zu Zeit erscheinenden Kälte, wußte zu trösten, zu zerstreuen, andere Ziele des Lebens auszumalen und brachte bald das Ehepaar über die Brücke der Zweisel und kummervollen Wehmiith dorthin, wo sie endlich entsagend den Verlust nicht mehr empfanden. Lebensfreuden im gegenseitigen Glück stellten sich ein, das politische Leben, die um sich greisende Ausdehnung der Fabrik hielten Herrn Glaner gefangen, so daß er nur in sich leben mußte, um allen Anforderungen zu genügen. Und so war eines Tages Doetor Ritter bei Frau Glaner, die emsig arbeitend in einer tiesen Fensternische saß, und sprach bald dies und jenes Wort über Ehe und eheliches Glück. Er hatte ja nicht gefunden, was er seinem Freunde so bereitwillig zu begründen mit geholfen, er konnte nicht über jene Kluft hinweg, die das sterbende erste Kind zwischen ihm und seiner Frau gerissen.

„Die Ehe ist ein eigenthümliches Glücksspiel," sagte er jetzt und ging rafchen Schrittes durch das Zimmer. „Man greist in's Glücksrad, hat die eine Nummer in der Hand und die nächste wird gezogen. Sie ist die Bestimmung des Weibes, sein höchstes Glück; die Gesellschaft hat sie mit dem heiligsten Rechte ausgestattet, jede Religion nahm sie in sich auf, erhob sie zur göttlichen Institution und doch — noch kein Mensch, kein Gesetzgeber, kein Priester lehrte, wo die Wahrheit und Sicherheit des Glückes in ihr sind, wo sie gewiß in ihr zu sinden sind."

Er hatte kaum ausgesprochen, als die Thüre sich öffnete und Helene hereintrat. Sie hielt ein zierlich gearbeitetes, mit rothem Sammet bekleidetes Etui, das nach Form und Zierlichkeit einen Schmuck zu bergen schien. Und es war so. Fern lebende Verwandte hatten, um nicht durch die Entfernung veranlaßt zu spät zu kommen, zu früh ihre Wünsche, begleitet von einem zierlichen, in Gold und Edelsteinen gearbeiteten Schmuck, der jungen Braut gesendet. Helene kam, um der Freundin ihres Elternhauses die Ueberrafchung zu zeigen. Doch sie gewann kaum Zeit zu grüßen, sie konnte kaum den Schmuck zeigen, als Ritter ihn rafch ergriff und, ihn betrachtend, zu Helene sagte:

„Sie kommen gerade, da ich mit unserer Freundin über die Ehe und das so schwer und so selten zu begründende eheliche Glück philosophire. Und während wir so denken und sorgen, während jeder Mensch im Leben vielfach dahin gelangt, so zu denken, bewegen sich doch alle Menschen in der Sorge und dem Wunsche, Ehen zu stisten und sie glücklich zu gestalten. Da sendet Ihr Onkel aus Frankreich diesen Schmuck, Die vielgliederige Kette, die geschlossen wol die Unendlichkeit des Bandes und die Unlösbarkeit ausdrücken soll, die soll wol auch schon Ihr Ehe

band bedeuten. Und der Mann in Paris kennt Jhren Bräutigam nicht; kennt Sie selbst kann? mehr und versucht doch, Jhr zukünftiges Glück schon zu symbolisiren. Und wenn es kein Glück sein wird —" Er hielt inne, denn wie er mit einem rafchen Blick Helene ansah, bemerkte er, wie sie leicht erblüßte und ihre Finger krampfhaft um die Lehne des Stuhles sich zufammenschlossen, auf den gestützt sie seiner Rede laufchte.

Auch Frau Glaner blickte mit einem verweisenden Blick auf Ritter.

„O, seien Sie mir nicht böse, mein Fräulein," setzte er nun rafch hinzu, das Schmuckkästchen auf den Tisch stellend und Helenens Hand ergreisend, „Seien Sie mir nicht böse. Jch will nicht mit düsterm Blick für Sie in Jhre Zukunft blicken. Niemand kann Sie glücklicher wünschen als ich. Kommen Sie, setzen Sie sich zu uns. Hier auf dieser breiten Fensterstnfe, zu Füßen unserer lieben Freundin, lafsen Sie uns ein Stündchen plaudern, und wenn Sie wollen, vergnügt über Ehe und Eheglück sprechen."

Und sie folgte ihm willig. Er sprach ja so weich, so einschmeichelnd und tönend, daß es ihr laut im Herzen wiederhallte. Und wie er sie ansah, so warm und vertraut, und wie er noch einmal bat, ihm nicht böse zu sein, da gab sie ihm die Hand und sagte mit zurückgedrängter Stimme:

„Ach, ich weiß ja noch nicht, ob Sie Recht oder Unrecht haben."

„Nein," erwiderte er, „ich habe Unrecht. Sie, so schön, so gut und so treu, Sie müssen glücklich werden. Und wie immer ich mir den Mann denke, dem Sie nun bald angehören sollen, ich kann ihn mir nur edel, stolz und gerecht denken, um würdig solcher Gabe zu sein, die Jhre Liebe bietet."

Helene sah den Sprechenden groß an und suchte in dem glänzenden Auge, in den Lippen, die noch leicht bebten, ob das Wort, das sie eben sprachen, Scherz oder Wahrheit sei.

Frau Glaner ahnte ihre Gedanken und meinte: Herr Bergmann sei ein sehr braver Mann.

„Ach, liebe Sophie," siel Ritter ein, „hören Sie mir auf mit Jhrem «brav!» Brav ist der Mann, der uns den Bissen Brod reicht, wenn wir hungern, den Trunk bietet, wenn wir dürsten. Jst denn brav Alles, was das Weib vom Manne erwarten kann? Darf eine junge, schöne Frau nicht mehr fordern? Und Sie, Helene, Sie müssen ihn edel fordern, damit er begreist, welch' Gut Jhre Liebe und Jhre Leidenschaft ist, Sie müssen ihn stolz fordern, damit er stets dies Gut als das höchste achtet, und gerecht, damit er für Liebe und Leidenschaft Liebe und Leidenschaft geben kann. Das nur kann die Ehe schließen, das kann sie allein glücklich machen, auch wenn kein Priester sie segnet."

Die beiden Frauen schwiegen. Frau Glaner senkte ihre Augen tieser in die Arbeit. Helene sah starr vor sich hin, ohne zu ahnen, in wessen Hand die ihre noch immer richte, ohne zu ahnen, wem sie den warmen, innigen Druck der Hand so warm und innig erwiderte.

„Jch brauche Sie mir," fuhr Ritter fort, „gar nicht als gesetzlich und rechtlich angetraute Frau zu denken, um Sie als glücklich und be glückend an der Seite des Mannes mir vorzustellen. Sie können nur lieben und das ist Alles. Sie können, wo sie lieben, niemals untreu werden. Ach, war' das das Recht der Welt, es gab' glücklichere Menschen und glücklichere Ehen! Die Zukunft wird auch noch das Recht der Liebe als höchstes Gesetz gestalten und Alles, was daneben noch gelten will, seiner Herrschaft berauben."

„Nein, die Menschen sind zu schlecht für solches Glück, zu habfüchtig und selbstisch, um es würdigen und genießen zu können." So sprach Helene halblaut vor sich hin.

„Wie? — Auch Sie können an der Möglichkeit einer solchen Zeit zweiseln?" Und Ritter dämpfte feine Stimme etwas und neigte sich, wie um nur für sie zu sprechen, zu Helene, „Sie, die Sie so allmächtig in Jhrer Schönheit sind, Sie könnten glauben, daß ein Mensch solchem Reiz gegenüber gemein denken könnte. Nein, Helene, Sie glauben das nicht! Sie könnten ja sonst nie glücklich werden, nie dem Mann, dem Sie angehören sollen, wirklich angehören. Sie müssen ja Alles von der Liebe und ihrer Leidenschaft erwarten, da man Sie ja verkauft hat. Was wird aus Jhnen, wenn Sie einst den Handel nicht mit dem Geheimnisse der Liebe bedecken?"

Helene hatte sich rafch erhoben. Jhre Linke preßte sich auf das unruhige Herz, ihre Lippen waren fest geschlossen und, wie nm dem Verführer zu entfliehen, ergriff sie rafch das Schmuckkästchen und sagte unter nichtigem Vorwande: Adieu! Das Gesicht erglühte, als Dr. Ritter, sie zur Thür geleitend und dort sie noch einmal mit einem ganzen Blick erfafsend, ihre Hand drückte, nnd ihr leise auf baldiges Wiedersehen zuflüsterte. — Wenige Wochen hatten die Bekanntschaft so gereist. Helene kam manchmal Morgens, um für Dies oder Jenes Rath bei Frau Glane r sich zu erholen und traf zufällig den Freund des Haufes, Sie kam des Abends, wo sie ihn bestimmt traf. Da hörte sie ihn sprechen, da folgte sie ihm in die Träume seiner Jugend, sie verstand die leisen Andeutungen seines Unglücks. Wie sie ihn in den ersten Tagen mit Jnteresse anblickte, sie sah ihn bald mit warmem Mitgesühl an. Da konnte Ritter im sinnigen Spiel dieser Neigung gar manchen langen Abend bis tief in die Nacht hinein scherzen und den Scherz mit Ernst verbinden und Thatsachen, reiche Erinnerungen mit Jdeen, so daß bald alles Sinnen am Tage die unbedachtsame Freundin jeden Augenblick mit ihm und immer wieder ihm verband. Vor ihm, dem erfahrenen und geschulten Kenner der Herzen, lag rasch Sinnen und Fühlen der jungen Freundin offen wie ein Buch. Ja, sie war verkauft worden. Die Eltern und Tanten hatten es abgemacht, die Verlobung war vor Zeugen mit Wort und Ring besiegelt worden und da alle Leute den braven Mann rühmten, so glaubte es auch die Braut. Es hat auch einst Augenblicke gegeben, in denen sie das ihr mühsam abgerungene Wort nicht bereute. Er überragte ja, wenn auch nicht um Kopfeslänge, die Löwen der Stadt, er hatte ja Manches gesehen und gelernt und er war ja gekommen, sie zu suchen. Das war einst, das war vor kaum drei Monaten und nichts hat Treu und Glauben in dem ungeprüsten und nicht versuchten Herzen gestört. Da nahte der Versucher, das Gebäude erschien voll Lug und Trug. Es wankte. Es sollte stürzen und ist gestürzt.

„Sie thun Unrecht, lieber Ritter," sagte Frau Glaner, als dieser wieder an's Fenster trat. „Sie kennen ja die Geschichte dieses armen Herzens! Was erregen Sie so trügerische Träume, die ja doch nicht erfüllt werden können."

„Warum nicht?" erwiderte er scheinbar ernst.

„Warum nicht? — Weil das Mädchen Braut ist und nicht mehr zurück kann!"

„Hindert das, den Geliebten mit Leidenschaft zu lieben?" „Nein! Aber sie kann den doch nicht so lieben, der heut ihr Geliebter heißt und morgen ihr Mann."

„So mag sie einen Andern, Würdigeren lieben."
„Was können Sie von einer solchen Verirrung haben?"
„Wenn sie sich in mich verliebt?"
„Können Sie solche Liebe besriedigen?"
„Warum nicht?"

„Sie sind heut in toller, nbermüthiger Laune!" sagte jetzt Frau Glaner und erhob sich, ihre Arbeit zufammensuchend. „Es ist mit Jhnen nicht zu sprechen, wenn Sie Dinge behaupten, die Sie doch selbst nicht glauben. Aber merken Sie sich Eines, lieber Freund: Helene hat ein leidenschaftliches Herz, machen Sie mir das Kind nicht irre, Sie machen sie unglücklich!"

„Wird man unglücklich, wenn man lieben lernt! Ach, Sophie, Sie ahnen gar nicht, wie zufrieden ich bin, wenn ich dem Mädchen in die Augen sehe. Jch liebe sie, wie mein Kind, wie meine Schwester! Nein! Jch liebe sie wie meine Geliebte. Jch bin hier gesund geworden, mit neuen Augen seh' ich das Leben an und wenn ich so lebensdurstig sie sehe, dann glaube ich, daß ich glücklich bin und glücklich bleiben kann."

„Hören Sie auf, hören Sie auf!" wehrte Frau Glaner ab und hielt ausgestreckt beide Hände gegen ihn. Und sich zur Thüre wendend, hinter der sie Schritte hörte und gleich darauf ihren Mann eintreten sah, ries sie aus: „Gott sei Dank, daß Du kommst! Führ' mir den Mann da in's Freie — es ist nicht mit ihm auszuhalten!"

„Mit Dir auch nicht! Du siehst ja schrecklich erregt aus!" erwiderte Herr Glaner, Hut und Stock in der Hand behaltend. „Es ist ein prächtiger Frühlingsabend da draußen, so prächtig, daß es selbst mich aus dem Bureau trieb. Das heißt, es gab eben nichts zu thun!"

„Entschuldigen Sie Ihren Leichtsinn nicht, Glaner!" warf Ritter ein.

„Ich bin gekommen, um Sie zu einem Spaziergange abzuholen. Die Elbe fließt so silberhell und frühlingsmunter dahin und die Promenade schießt an Ecken und Enden schon in die Blätter und Blüthen. Also kommen Sie."

„Ich werde Reue und Leid in der freien Natur erwecken und Abends meiner guten Sophie den Hos machen, auf daß sie nicht eiserfüchtig wird!" So scherzte Ritter im Uebermuth seiner Laune und ging, der zürnenden guten Frau grüßend die Hand küssend, mit fröhlichem Lachen zur Thür hinaus. Da spielten freundliche Sonnenstrahlen auf den schlecht gepflasterten Straßen und neckten schon den Staub in die Lüste, wie mit dem nicht fernen Abend ein leichter duftiger Wind von den Bergen der sächsischen Schweiz durch die Straßen strich.

Manch Einer hatte heut früher seiuen Arbeitstisch verlafsen, um in's Freie und auf die Promenade zu eilen. Das war nun freilich nichts mehr, als ein langer Weg längs der Straße mit einigen Biegungen und Seiteuwegen, hin und wieder mit Flieder und Goldregen bepflanzt und ausnutzend den Schmuck reicher Fruchtbäume, die die Landstraße zierten, und die naheliegenden Gärten der Bürger. Aber es war ja Frühjahr und daneben strömte die sanfte Elbe mit ihrem frischen, von leichten Wellen gekräuselten Wafser und weithin konnte von jedem Punkt der Blick aus schauen nach den duftigen Bergen. Da wird jeder Weg schön, wenn er auch selbst nicht verlocken und genügen mag! Heut deckt der hohe Damm der Eisenbahn den einstigen Spaziergang der Bürgerschaft unseres Städtchens und der Reisende grüßt schon von ferne das schöne, hier sich entfaltende Bild. Die beiden Freunde schritten tapferen Schrittes die Straßen entlang nach dem Ufer der Elbe. Glaner hat Ritter gesragt, was es denn zu Hause zwischen ihm und seiner Iran gegeben. Dieser hatte ausweichend geantwortet. Da schwiegen Beide und gingen nun, nachdem sie die Promenade erreicht, schlendernd des Weges entlang. Wer sie so sah, der mußte wie Helene an jenem vertraulichen Abend, an dem sie Ritter erst kennen lernte, fragen: Wie kommt ihr zusammen? Sie kamen eben zusammen, wie sich so ost das Verschiedene sindet. Das ernste Geschäst brauchte zur Erholung den kühnen Flng des Geistes, um auch des Himmels eingedenk zu sein; die freie Phantafie bedurfte der nüchternen Erkenntnis um stets an die Erde und ihre Bedingungen gemahnt zu werden. So fanden sich die Freunde, so hielten sie sest an einander. Grundverschieden in ihrem Wesen, wie in der äußeren Erscheinung, waren sie sich eine Nothwendigkeit, eine stets lebendig wirkende Ergänzung, Niemals hatte Ritter über das Verhältniß nachgedacht, obgleich es ihm ganz klar im Bewußtsein war. Niemals hatte Glaner darüber nachgedacht, und doch war die Gegenseitigkeit der Freunde ihm naturgemäß und gerecht erschienen. Heute vielleicht, das erste Mal, heute kam bei den Freunden die Verschiedenheit ihres Wesens als etwas Trennendes vor. Ritter wollte die an ihn gerichtete Frage nicht beantworten, weil er wußte, daß Glaner für seine Ideen, soweit er sie selbst dem Manne gegenüber aufrecht halten wollte, kein Verständniß habe. Er hatte ihn nie von dem Recht des Herzens überzeugen können. Glaner setzte ihm stets die Gewalt des Verstandes, die Macht und das Recht der Nützlichkeit, die Ordnung der Gesellschaft entgegen. Heute fühlte Glaner seine Grundsätze ihn mächtig drücken. Er ahnte, daß Ritter etwas verschweige, was er, nach des Freundes Glanben, nie und nimmer verstehe. Gern wär' er heute auf die Erörterung eingegangen, selbst geneigt wäre er, in Manchem dem Freunde nachzugeben. Die Frühlingsluft umspielte mit so weichen Fingern sein sonst so starkes Herz und — nun mit sechsunddreißig Jahren kann man immer noch manchmal irre werden an seinem Glauben: da war es ein Trost den beiden stummen Spaziergängern, daß ihnen Germann entgegen kam und schon von ferne ihnen zuwinkte und grüßte:

„Halloh, ich komme, Euch einzuladen, nächsten Sonntag nach dem Schreckenstein auszufliegen!" ries er sie an und drückte mit unverwüstlicher Bonhomie den Bekannten die Hände.

„Das hat doch immer nur die Freude, den Spaß und das Vergnügen im Kopf!" lachte Glaner, froh, seine frühere Stimmung mit einem Scherz los zu werden.

„Also nach dem Schreckenstein soll der Weg gehen? Da müssen wir mit. Ich kenne das schöne Raubschloß nur von außen. Ich muß es diesmal, eh' ich abreise, von innen sehen. Wir kommen, Herr Germann, und hosfen, daß Ihr Talent Alles bis auf den blauen Himmel bestens anordnen wird." So sprach Ritter und drückte dem muntern Festordner die Hand.

„Ich kann nicht!" lehnte Glaner ab. „Werde Nachmittag vielleicht nachkommen!"

Damit war die Sache abgemacht. Germann und Ritter wußten, daß Glaner, jeden Tag an die Partie erinnert und gedrängt, sie ganz mitzumachen, bis zum Sonntag Nein sagen wird. Dann hat er sein geschäftliches Gewissen beruhigt, er kann es nicht weiter abschlagen, er folgt der „höhern Gewalt", wie das Strafrecht sagt, ist Sonntags der Erste auf dem Platze und der Lustigste von Allen.

So trennten sich die Bekannten. Germann ging seine Gäste suchen und wie er dahinschlenderte, summte er, dem Herrn für den schönen Himmel und seinem Dichter für die guten Gedanken dankend, so vor sich hin:

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick!

Glaner, brummend und spottend über die Vergnügungslust der Menschen, und Ritter, ihn neckend, doch auch einmal einen Tag das Leben zu genießen, — so gingen die beiden Freunde weiter. Da biegen sie in einen Seitenweg, dessen Anfang ein schöner, in voller Blüthe prangender Flieder verdeckt und stehen vor Helene und ihrer Tante. Es hatte sie auch nicht im Zimmer geduldet, das warmfühlende Mädchen! Da schwirrten die Worte Ritters in den engen Mauern hin und wieder; das summte und neckte und wollte nicht weichen. Sie griff zur Nadel und konnte nicht nähen, sie trennte eine für ihren Bräutigam angesangene Stickerei wieder auf. Doch ach, das ging so schnell und sie saß wieder da und die Worte des bösen Mannes summten und — neckten ihr Kopf und Herz.

Da sprang sie auf, nahm Hut und Shawl und eilte fort, hinaus in die besreiende Luft des herrlichen Frühlingstages. Sie wollte ihre Tante suchen, die wird sie begleiten. Die Mutter hat ja keine Zeit in trauter Abendstunde, wenn die Sonne noch freundlich im Scheiden grüßt, mit ihrem Kinde sich zu ergehen. Sie hat keine Zeit für das Herz ihrer Tochter und ihren Geist. Aber die Tante hat Zeit. Die sitzt am Fenster auf einem Fenstertritt und

zählt die Leute, die da vorbeigehen und strickt alle möglichen Pläne in den Strumpf, mit denen sie das Leben jedes Einzelnen, der da kommt und geht, ausfüllt. Sie hat so die Ehe ihrer ersten Tochter ausgerechnet, sie hat dann die Verlobung Helenens ausgerechnet und sie wird auch die Ehe ihrer jüngeren Tochter ausrechnen. Da sitzt sie im Fenster und breitet ihrer Nichte die Arme entgegen.

„Ia, mein Kind, wir wollen spazieren gehen. Ich sehe, Du kommst mich abzuholen. Ist mir sehr angenehm, bin augenblicklich bereit, mein liebes Kind. So, komm! Adieu, mein Kätzchen, führe dich brav auf, krieche mir nicht auf die Stühle und Kanapees. Komm, Helene, mein Kind! — Ach, wie das duftet. Die Straßen sind schon frühlingsfrisch. Das Herz geht einem auf. Nun erzähle mir, mein Kind, was Du den lieben ganzen Tag gethan. Ia, eine Braut weiß freilich nicht, wie sich die Stunden langsam abspielen. Als ich vor dreißig Iahren —"

Und so plauderte sie sich und ihr „liebes Kind" aus dem Hause heraus, durch die Straßen, nach der Promenade. Sie plauderte im Gehen und plauderte, wie sie so da auf der Bank saßen. Und wie gern ließ Helene sie plaudern! So war sie ja vor jeder Störung gesichert und ihre Gedanken konnten sich frei unter Gottes blauem Himmel ergehen. Was man im engen Zimmer nicht zu denken wagt, wir thun es leicht und ohne Mühen im Freien. Im Zimmer erdrückt es uns, unter dem freien Himmel spielen wir mit ihm. Und sie spielte mit ihren Gedanken jetzt und ging ihnen nach und ließ sich von ihnen halten. Da nahen Schritte, der frische Sand knistert, da steht er ja wieder vor ihr, bei dem sie in Gedanken weilt und von dem sie nicht in ihren Gedanken lafsen kann.

„Machen Sie auch den Narrenzug nächsten Sonntag mit, meine gnädige Frau?" grollte Herr Glaner. „Dieser Germann hat Sie gewiß schon angesallen?"

„Ein allerliebster Mensch, dieser Herr Germann, mein bester Herr Glaner," erwiderte die Tante. „Ich konnte ihm nicht Nein sagen. Ich und meine Tochter werden mit von der Partei sein."

„Wünsche Ihnen viel Vergnügen!" murrte Glaner.

„Ia, Sie haben noch keine Kinder!"

„Lafsen Sie's gut sein, meine beste gnädige Frau!"

Aber sie ließ es nicht gut sein!

„Wenn Sie einst eine Tochter haben werden, dann werden Sie begreisen, was die Pflicht einer Mutter ist. Man hat ja die Kinder, um sie zu zeigen. Man muß sie verheirathen. Heut zu Tage sucht man die guten Frauen nicht mehr im Haus —"

„Leider!" warf Glaner ein. „Man sucht sie mit Recht auf dem Schreckenstein!"

„Und Sie, mein Fräulein, werden die schöne Partie nicht mitmachen?" nahm Ritter das Wort, zu Helene gewendet.

„Die hat ihren Mann, mein bester Herr Doetor!" erwiderte statt Helene die gute Tante. „Die braucht nicht mehr unter die Leute zu gehen."

Und sie stand auf und schritt, an ihrer Seite Herr Glaner, den schmalen Weg entlang dem Hause zu. Ritter ging mit Helenen.

„Kommen Sie, Fräulein Helene!" sagte Ritter halbleise. „Die Partie wird fröhlich sein und nach der langen Winterruhe unsere Geister erfrischen. Sie müssen mit in der Gesellschaft sein."

„Für wen hab' ich noch Interesse?" erwiderte Helene und bereute, kaum gesprochen, das leere Wort. Aber Ritter griff es auf und kehrte es zu einer ihr ungeahnten Tiese.

„Ich kenne einen Menschen," sagte er traurig und seine Stimme zitterte in ihrem Ton jedem Worte nach, „ich kenne einen Menschen, der, lange krank, nun wieder am Leben sich erfreut. Er sehnt sich hinaus in die schöne Natur und möchte dort, wo ihn das freie Leben von Wald und Feld umgibt, gern in zwei dunkle Augen sehen, wie sich das Glück und der Segen der Natur darin spiegeln mag. Ihm sind die anderen Menschen nur Puppen und wenn sie seinem Wege folgen, nur leere Schatten. Sie allein mit den dunkeln Augen lebt für ihn. Sie könnten, Helene, diesem Menschen einen glücklichen Tag schenken!"

„Ich werde meine Mutter fragen!" hauchte der halbgeöffnete Mund und sog in schnellen Zügen die frische Abendluft ein.

„Nein, Sie müssen selbst entscheiden! Sie können es ja. Ihre Mutter wird Sie nicht hindern. Sie können Ihrer Tante sich anschließen. Niemand wird darin etwas Besonderes sinden. O, sagen Sie, daß Sie kommen. Ich denke es mir so schön, Sie mitten in der erwachenden Natur zu sehen. Sie erwachen ja auch jetzt erst zum Leben, jetzt, wo Sie bald mit vollen Händen in das Geheimnißvolle alles dessen greisen, was das irdische Leben an Lust und Freude bietet. Dort will ich Sie sehen und wenn ich dort Ihre Hand drücken darf, dann will ich glauben, daß es wahr ist, was Sie mir schon ost gesagt haben, daß Sie in mir einen Freund suchen und sinden wollen. Freundschaft will Vertrauen. Dort, wo nichts uns an die Beschränkung der Stadt mahnt, dort, wo die erste Lerche hoch im reinen Himmel sich erhebt, dort müssen Sie mir vertrauen, was Sie sind, was Sie sein können. Dort lassen Sie mich einmal in dem stillen Mädchen das Weib ahnen, das bald ein Anderer, Fremder, sein eigen nennen wird."

So waren sie vor das Haus ihrer Eltern gekommen und ahnten gar nicht, daß die Leute, die des Weges kamen, das Paar musterten und ahnten gar nicht, daß die Tante und Herr Glaner schon lange vor ihnen standen. Da gab Helene zum Abschied Ritter die Hand und ohne daß es die Andern verstanden, sprachen die Augen lauter als der Mund: „Ich werde kommen!"

Und sie kam! Mit reinem Glanze stieg die Sonne empor und höher und immer höher, bis sie die weite vom böhmischen Mittelgebirge nach Sudwesten sich ausbreitende Ebene mit ihrem vollen Glanze ausfüllte. Die Wellen der Elbe tanzten lustig im frohen Scheine des jungen reinen Lichtes. Die Blüthen der Bäume ösfneten sich, um den silberhellen Thau einzusaugen und es flüsterten auf weiten Feldern die Halme ihre Freude und Zufriedenheit einander zu. Manch Käferchen, das früh der Frühling bringt, kroch schon geschäftig über den Weg, auf den Gesteinen sonnte sich die Ameise und hin und wieder huschten schon die weißen Falter durch die Lüste. Hoch oben aber im blauen klaren Aether sang die Lerche.

Dem Landungsplatz der Elbdampfschiffe entlang gehen zwei Männer mit hurtigem Schritt auf und nieder. Sie genießen die erste Schöne des Tages. Sie sind gut im Innersten ihres Wesens, klar und bewußt alles dessen, was sie anstreben und wollen. Ihre kräftigen Naturen regen sich im Anblick der üppigen, strebenden Fluren, der Halme und Bäume, der Gräfer und Blumen. Er war der Erste auf dem Platze, der grimmige Feind der Landpartien. Und kaum erwacht aus festem, ruhigem Schlaf, hatte er beschlossen, die Freude der Andern mit zu theilen. Und wenn er sich auch vornahm, noch die ersten Stunden des Tages zu murren über „die Narrethei der Menschen", so regte sich doch in ihm schon Laune und Lust, mit denen er die Stunden sich und Andern würzen wollte. Kanm angekleidet holte Herr Glaner seinen Freund. Doch eh' er ging, ermahnte er noch seine zögernde Frau, sich zu sputen und nicht über ein mögliches Stäubchen auf Schrank und Kisten die Zeit der Abfahrt zu versäumen. Er wußte nicht, daß seine Frau und Helene beschlossen, mit einander zu gehen.

„Sie haben es doch durchgesetzt," nahm Glaner das Wort, „daß Helene heute mit von der Partie ist."

„Ist denn der Brautstand ein Gesängniß, eine Klosterzelle, der das Weib unempsindlich macht für die Freuden des Lebens und der Natur?"

„Das nicht; aber Helene hat es Herrn Germann abgeschlagen, mit von der Partie zu sein!"

„Und da hat sie ganz Recht, wenn Herr Germann allein die Partie macht. So aber —"

„Gehen Sie mit," siel Glaner ein, „und das ist ein Grund."

„Warum nicht? Helene weiß, daß ich mich ohne sie nie der Gesellschaft angeschlossen hätte. Ich liebe die Freuden der Natur allein oder mit einer, nur einer mir verwandten Seele zu genießen."

„Haben Sie ihr das gesagt?"

„Nein, aber Helene ist empsindsam genug, um es zu ahnen." „So!?" erwiderte Glaner mit ernstem, gezogenem Ton. „Was wollen Sie damit sagen?" frug Ritter, seinen Freund scharf anblickend.

Glaner hatte die Augen zu Boden gesenkt, und wie er einen Augenblick stille stand, zeichnete er wirre Linien in den Sand, löste sie auf und verband sie dann zu einer klaren, bestimmt ausgeprägten Gestalt. Es war, als ob er durch das Bild seine eigenen Gedanken erst klären wollte. Dann legte er vertraulich die Hand auf die Schultern des Freundes und sprach: „Freund! Ich nahm zuerst das leichte Spielen Ihres Witzes, die Bilder Ihrer Phantafie, die Sie so ost vor Helene entrollten, für eine einfache Thätigkeit Ihres regen Geistes, der durch die Krankheit und die Einsamkeit bei uns zu lange in zu enge Grenzen eingeschnürt war. Da hör' ich von allen Seiten mehr. Ich selbst sehe anders. Wohin führen Sie das unerfahrene sorglose Mädchen?"

„Vielleicht zum Bewußtsein irdischen Glücks," antwortete Ritter ruhig und wie längst die Frage seines Freundes erwartend.

„Und wenn Sie selbst die Zügel, die heute das Spiel noch leiten, verlieren?"

„Das werd' ich nicht!"

„Wie, haben Sie die Leidenschaft, wenn sie erregt nach dem Genusse stürzt, mitten im Wege schon inne halten sehen?"

„Nein; aber vielleicht kann ich es sehen und Ihnen zeigen."

Nach einer langen Pause antwortete Glaner mit ruhigem und faft weichem Ton:

„Sie machen mich irre in meiner Sorge, Sie machen mich irre in meinem Kummer. Ich weiß, daß Ihnen Ihr Wort stets heilig war. Ich weiß, daß Sie des Menschen Herz kennen und beherrschen. Und doch, und doch wird der Mensch zum Selaven, wenn er irrt, oder den Irrthum säet!"

„Guten Morgen!" ries es da plötzlich hinter den beiden Freunden und „Guten Morgen!" tönte es an den Enden aller Wege, die von der Stadt nach dem Hafenplatz führten. Herr Germann war mit einigen seiner Freunde soeben angekommen.

„Ach! Das Heer der Narren!" ries lachend Herr Glaner, der seinen innern Menschen, das Geschäftsleben hatte ihn dafür geschult, sehr gut mit dem äußern bedecken konnte.

„Das Heer der Narren begrüßt die Vorposten desselben!" erwiderte Germann und eilte in den Hafen, um zu sehen, ob die Kähne, die die Gesellschaft an das andere Ufer bringen sollten, in Ordnung, trocken und gut ausgerüstet seien.

Die Gesellschaft war bald vollzählig und unter Lachen und Scherzen vertheilte man sich in die Kähne, Niemand ordnete den Zug oder wies den Gästen die Plätze an, aber es traf sich so zufällig und war doch auch ganz natürlich, daß Ritter und Helene in denselben Kahn stiegen, daß sie, als die Gesellschaft am andern Ufer ankam, neben einander und mit einander gingen. Ritter kannte ja die übrigen Damen faft gar nicht und er war schon, wie Alle wußten, ein sehr vertrauter Freund Helenens geworden. Niemand störte daher die Beiden, wenn sie einige Schritte hinter den Uebrigen zurückblieben, oder eben so weit die Gesellschaft überholten, oder gar, ohne der Andern zu achten, mitten in sie geriethen. Uebrigens sprach Ritter mit seinem vollen Organ auch, absichtlich oder ohne Absicht und nur seiner Gewohnheit folgend, so laut, daß bald Der, bald Jener Zeuge des Gespräches war. Doch die übermüthige Gesellschaft hatte heute wenig Jnteresse, den verwegenen Naturbetrachtungen zu folgen, die Ritter anstellte. Sie wußte ja nicht, was er für Helene sprach, wenn er einem Vogel, der just aus den Zweigen hufchte, mit den Augen folgte, dann sah, wie er ein Körnchen wo erhafchte und nun rafchen Fluges wieder zurückkam. Und wenn Ritter vor einer Blume mit voller Blüthe und mancher noch träumenden Blüthenknospe stehen blieb, sie Helenen zeigte nnd sich dann neigte, um die volle Blüthe nnd die Knospen der Blume zu küssen. Bald kam da wol der Eine oder Andere der Gesellschaft und sah sich das mit an. Aber er ging wieder und hatte nicht verstanden, was er gesehen und hatte es bald vergessen. Nur die Tante gewann keine Zeit für ihre Nichte. Sie hatte mit ihrer flachsblonden Tochter gar viel zu schaffen. Sie wußte immer einen Unverheiratheten aufzulesen, um mit ihm über das Glück der Ehe zu sprechen.

Germann hatte sich heute ganz innig an Frau Glaner angeschlossen und versuchte mit Zartheit und Vorsicht von ihrem Zufammenleben mit Helene nnd Ritter zu hören. Der feine Genußmensch hatte mit klugem Blick erkannt, welchen Reiz Helene für die leidenschaftliche Natur Ritters haben mußte. Und so spielte er bald hier, bald dort an, gab bald scherzend in einigen Reden etwas zu, bald vertheidigte er gegen manches harte Wort der Leute Helene und Ritter.

Aber Frau Glaner war klug und weise. Sie wich den Fragen aus, sie hörte ruhig der Schilderung manches Stadtgespräches zu. Sei taktvoll! sagte sie sich immer, seitdem sie etwas über das ihr liebgewordene Mädchen kommen sah, was sie selbst noch nicht bestimmen, aber schon auch nicht hindern konnte. Und einer Frau nützt Takt mehr als Verstand. Das liebte ihr Mann so sehr an ihr, er, den die arbeitende Kraft des Verstandes so ost fortriß. Er ließ daher ungestört seine Frau an der Seite Germanns, obwol er wußte und durch manches Wort, das an sein Ohr schlug, sich denken konnte, was der Gegenstand ihres heimlichen Gespräches war. Und so eilte er hin und wieder und war ost an Helenens Seite, bald mit guter Absicht, bald ohne sie, und dabei ertönte manch empsindsames Wort aus der derben Prosa seiner Lebensanschauungen.

Durch blühende Wiesen und unter dem leichten Schatten blüthenreicher Bäume stieg die Gesellschaft das Hügelland hinan und grüßte nach kurzem, frohem Marsch den alten romantischen Schreckenstein.

Das alte Schloß, halb verfallen und nur in wenigen, ans einem schräg in die Elbe abfallenden Felsen erbauten Theilen gut erhalten, grüßt plötzlich, wenn man den letzten Hügel des wellenförmigen schönen Landes überschreitet, den Wanderer. Es sitzt da in grünen, friedlichen Feldern wie ein Traum aus vergessenen Tagen. Eitel Stand ist er geworden, der Schreckenstein vergangener Zeit. Manche Sage aber hat sich von ihm bei den Leuten im Lande erhalten, und bald erzählt sie den Gästen Herr Germann, wie sie durch das Thor in den Vorhos schreiten, die verfallenen Gemächer durcheilen und die noch gut erhaltenen großen Räume, die gegen die

Elbe sich hinkehren, in Augenschein nehmen. Bald ergreist Herr Glaner das Wort, und wie er die Gesellschaft in die halbverschütteten Kellerräume führt, erzählt er jammervolle Geschichten von den gefangenen Jungfrauen, die hier ihre Seele ausweinten, bringt dann einen vom Regen ausgewafchenen Stein hervor und zeigt die Grube, die da die Thränen einer Jungfrau ausgespült haben. Dann weist er nach einem Loch in der Mauer, durch das der blaue Himmel blickt, und erzählt mit großer Genauigkeit, wie die tugendhafte Seele eines mittelalterlichen Milchmädchens so an die Steine gerannt sei, als sie zum Himmel fahren wollte, daß sie dies Loch in die Mauer gerissen habe. „Man sindet solche Milchmädchen heute nicht mehr!" setzt er mit großem Ernst und faft erstickter Stimme hinzu. Die gute Tante wischt sich eine Thräne aus den Augen.

Langsam tändelt sich der Tag dahin. Mit den Schüsseln und Tellern kreiste der feurige Czernoseker, die edle Melniker Rebe lustig in der Runde. Bald ertönt ein Lied, bald deelamirt Germann ein sinniges Gedichtchen zum Preis des Frühlings und des Mondscheines, dann bringt ein Anderer eine Geschichte, ein Dritter ein luftiges, wenn auch altes Anekdötchen. Jetzt öffnet sich das Thor des Hoses und mit Tannenreis und Feldblumen die Hüte und die Brust geschmückt, bringen einige der Freunde auf einer Bahre von grünen Aesten ein schön bekränztes Fäßchen. Man umtanzt es, man scherzt und lacht und zapft den jungen Gesellen, der da auf grünem Reisig liegt, munter an.

Endlich erhob sich nach dem langen, bis weit über den Mittag hinaus dauernden Mahl und lustigen Treiben die Gesellschaft und zerstreute sich in dem nahen Gehölz und in dem Jnnern des Schlosses, in , denen der Wächter Bänke und Stühle aufgestellt. Die Einen spielten Karten, die Andern schlenderten durch die schattenkühlenden Waldbäume. An die Mauer mit seinem breiten Rücken gelehnt schlummerte mit grunzendem Schnarchen der lustige Steuerrath und die gute Tante sitzt neben ihm und strickt und freut sich, daß gerade jetzt in so traulicher Zeit Herr Germann mit ihrer Tochter durch den Wald spazierte.

Dort im vorspringenden Erkerzimmer des großen kühlen Saales saß auf dem breiten Steinrost einer Bank Helene! Sie schaute in die weite Landschaft hinaus und auf den sonnenumspielten, ruhigen Strom. Sie hielt ihren Kopf, die Finger in das lose, lockige Haar gedrückt, auf die Hand gestützt und die Rechte floß wie matt und müde in den langen Falten ihres schwarzen Kleides nieder. Wer doch den eilenden Gedanken eines schönen jungen Weibes folgen könnte, das da ihre Augen aufgehen läßt in der weiten Fülle der Natur! Manchmal zog sie die Rechte schnell herauf und drückte sie auf ihr Herz und ließ sie, wie ohnmächtig, das Toben da drinnen zu stillen, wieder sinken. Und wie sie so dafaß und wie sie so saun, wußte sie gar nicht, daß längst, halb zu ihr geneigt, Ritter neben ihr stand und mit seinen Blicken den ihren folgte und mit seinen Gedanken den ihren sich verband. Sie legte die Hand in seine Hand, als wär' er nur das Bild ihres Traumes und als er sprach, da laufchte sie der Stimme, als wär' es das Hauchen einer körperlosen Gestalt.

„Jch möchte wissen" — sprach sie dann vor sich hin — „wie das so blüht und immer wieder blüht und sich freuen kann mit jedem Tag fort in die Ewigkeit!"

„Wie das blüht und immer wieder blüht im ew'gen Wechsel der Zeit, das weiß kein Mensch, das weiß nur der, der in seiner unendlichen Fülle den Augenblick gibt zum Genuß und dem Andern zum Tod."

„Müssen wir sterben, wenn wir genießen?"

„Wir sterben ewig, wenn wir nicht genießen."

„Laß mich leben!" hauchte sie und sank wie träumend an seine Brust.

Niemand sah es, Niemand ahnte es, Niemand wußte es, wie ein schmerzlicher, zitternder Seufzer sich ihrer Bruft entrang und sie hinaus eilte, in den dunkeln Gang, ihre glühenden Lippen zu verbergen.

Niemand sah es, Niemand ahnte es, Niemand wußte es, wie ein selig zitternder Seufzer sich der Brust des Mannes entrang, der, die Hand auf's Herz gepreßt, da in der Fensternische stand und hinausschaute in die weite, freie, reine Natur. Die Augen glühten ihm im ziellosen Blick. Die vollen frischen Lippen preßten sich fest auf einander, um das Jauchzen seines Herzens in's Jnnere der Brust zu bannen, daß Niemand ahne, was er hoffen darf, und was er ersehnt.

Doch durch die Lüste tonte nnd raufchte es und in den Wäldern flüstert's:

Ferne daheim sitzt ein schönes, blondes Weib und hält die Hände in ihrem Schooße gesaltet und sieht mit matten Blicken vor sich hin. Sie weiß nicht, was sie denkt, sie weiß nicht, was sie fühlt. Sie weiß nur, daß sie einen Mann geliebt, der niemals dieser Liebe glücklich ward. Sie denkt daran und fühlt es und sieht sich unglücklich und ihn, und kann es doch nicht ändern!

Es ist ein sonderbares Ding der Glaube der Menschen. Er wird von Zweisel ergriffen bei Allem, was von Aristoteles bis auf Kant, von Christus bis auf Luther gelehrt worden. Aber bei dem, was „alle Leute" sagen, sind sie zu glauben bereit und kein Zweisel beschleicht sie. Wer sind denn diese „alle Leute"? Woher haben sie denn ihre Weisheit und ihre Unfehlbarkeit? Frage ich: wer sagt das? Antwortet man mir: „alle Leute l" Und ich muß es glauben. Wer hat das erzählt? „Alle Leute!" Jch darf nicht zweiseln. Sagt das Schlechteste von dem besten Menschen und setzt hinzu: Alle Leute sagen es und man wird an seinem Glauben irre. Die Menschen glauben eben gern, wo sie nichts zu denken haben.

Alle Leute sagen, Fräulein Helene ist in Dr. Ritter verliebt. Alle Leute sagen: Dr. Ritter macht Fräulein Helene den Hos. Alle Leute sagen: Es ist Unrecht von Helene, einem verheiratheten Manne sich anzufchließen. Alle Leute sagen: Es ist fündhaft, daß Dr. Ritter das „arme Mädchen" so umstrickt! Und geht Helene durch die Straßen, da flüstern sie sich zu: „Sie ist verliebt!" „Nun ja, sie ist ja Braut!" „Nein! das ist es nicht, sie liebt einen Andern!" „So, wer sagt das?" „Alle Leute!" Und kommt sie Sonntags aus der Kirche und blickt mit frommen Angen zur Erde, da sagen die früheren Gespielen: „Man darf sie nicht stören! Sie denkt noch betend an ihren Doetor Ritter!" „An wen?" fragt ein Naiver. „Wissen Sie das nicht? Sie ist ja in ihn verliebt!" Ach! „Ja wohl, es sagen's ja — alle Leute!"

Und es sagten's alle Leute. Nur Herr Glaner wußte es nicht. Er ging wol mehrmal des Tages durch die Straßen hinaus in seine Fabrik, er kam in's Kaffeehaus — aber „alle Leute" schwiegen. Sah er ja auch so ganz anders aus dieser Herr Glaner als „alle Leute". Der schaute nicht rechts, nicht links. Der frug gleich, wenn ihm „alle Leute" etwas erzählen wollten, nach dem, der es zuerst erzählt, „Wie heißen alle Leute"? „Wer sind sie?" „Alle Leute ist für mich Niemand." — „Wer kennt Niemand, wer spricht mit Niemand?" und so fort. Mit dem Mann war ja über ernste Dinge nicht zu reden. — Er wußte nun freilich nicht, was alle Leute sagen, aber er trug einen schweren Gedanken in seiner Brust. „War' doch Helene schon fort," seufzte er ost, wenn er Abends mit seiner Frau allein war. Frau Glaner wußte wohl, was „alle Leute" sagten. Sie hatten es ihr nicht erzählt. Aber ihr suchendes Wesen war längst eingedrungen in das Gespräch der Stadt, hatte dort ein Wort, das ihr auf dem Wege in's Ohr kam, ergänzt, dort einen Blick, ein Zeichen erklärt. Sie glaubte nicht, was „alle Leute" sagten und sie schwieg darüber. Aber in ihrem Sinn suchte sie nach alle? Wissen bestem Rüstzeug, nach ihrer Erfahrung und dachte nach über des Menschen Herz und wie man es leite und lenke. Und wie sie gefunden, was sie suchte, da war sie wieder still und sicher, ordnete ihr Haus und ihre Küche, grüßte den Freund, wenn er kam, mit freundlichem Lächeln und grüßte Helene, wenn sie, wie ost, gleich nach dem Freund in's Zimmer trat. Sie frug nicht nach dem Bräutigam, der nun schon mit den ersten Tagen des Mai gekommen war, sie sprach von der Vergangenheii und ihren schönen Tagen und scherzte dann über den Wechsel alles Geschicks und den Wandel menschlicher Gedanken und Gesühle.

Wär' sie nur wärmer gewesen, die gute Frau. Aber Frau Glaner mischte sich schwer in der Menschen Sinnen, und glaubte genug gethan zu haben, wenn sie leise dort dazwischen trat, wo sie den Weg zum Falschen eingeschlagen sah.

„Laß gut sein, mein Freund!" sagte sie dann ost zu ihrem Mann und strich ihm die Falten von der Stirn; „laß gut sein! Was da geschehen, können wir nicht ändern. Nur den rechten Weg müssen wir suchen und zeigen. Sei nicht hart, nicht gegen den Einen, nicht gegen den Andern! In drei Tagen ist Alles vorbei!"

„Ia, in drei Tagen!" seufzte Glaner, „o wären sie schon vorbei!"

„Die Augen offen halten! ist mein Grundsatz und da sein, wo wir nnd wann wir nöthig sind!"

Und sie schlies schon ruhig und still, da noch Glaner lange nicht den tröstenden Schlaf gesunden hatte. Er hatte es kommen sehen und wollte es doch nicht glauben. Ia, er hatte die lieben Menschen selbst vielleicht an einander gedrängt mit seinem Scherz und seiner Laune. Er hatte ja geduldet, daß sie sich sehen und sinden bald hier, bald dort und ost auch in der leichtlebigen Gesellschaft der Stadt. Aber er hatte auch viel dem Freunde getraut und ahnte nicht, was menschliche Leidenschaft schaffen könne. Er war ja ohne Leidenschaft. Und nun sah er jeden Tag den Freund länger und öster in seinem Hause, denn früher. Und jeden Tag sah er das liebe Mädchen, das er schon als Kind so lieb gehabt hatte, an seinem Tisch. Er sah das heiße Blicken Beider und sah, wie die Hände länger in einander ruhten beim Kommen und beim Gehen, denn früher. Er sah den hestigen Wechsel der Stimmung seines Freundes und wie dieser bald übermüthig und voll Launen und bald umdüstert die Stirn nnd matt und abgespannt in Blick und Wort. Ach, das tobt in dieser Bruft und weiß noch nicht, wohin sich wenden, dachte -er bei sich. Und ernst und traurig sah er dann, wie sich die Stimmung , Des Freundes der Freundin mittheilte, wie sie, die Welt und sich vergessend, von seinen Launen sich tragen ließ und wie gebrochen sie und wie mit thränenvoller Stimme sie nur antwortete, wenn er mit langen, düstern Blicken sie anblickte. „Sie wird unglücklich I" seufzte Glaner und drückte die Finger zufammen, als wollte und könnte er Alles, was geschehen, zerbröckeln und nach den vier Winden streuen. Da, wenn solche Stimmung ihn beschlich, da antwortete er der Mutter Helenens sehr rauh, wenn sie ihn juft nach der Tochter fragte. An die Ladenfenster am sonnigen Maitag gelehnt, ries sie ihn an und sagte vorwurfsvoll, daß er ihr die Tochter ganz entziehe:

„Sie lebt ja mehr bei Jhnen als bei uns. Jch sehe sie kaum am Äbend und der Tag gehört nicht mir."

„Leider, leider!" ries da Herr Glaner, „verkaufen Sie Liebe statt Louisd'or und Sie gewinnen Ihr Kind!"

„Ein närrischer Mann!" sagte sich die runde Frau und blickte ihm nach, wie er mit langen Schritten die Straße forteilte.

„Aber ein tüchtiger Geschäftsmann!" setzte sie dann hinzu und hatte Tochter und Miether vergessen. Jn dem kleinen Kopfe hämmerte und «rbeitete es wie in einer Münzstätte und alle Gedanken wurden zu Gold und alles Fühlen wurde zu Gold und das Gold sollten die Kinder bekommen und so wird Alles gut. Und hinter ihr, in einem kleinen, an den öffentlichen Laden anstoßenden Cabinet, saß Herr Bergmann, ihr zukünftiger Schwiegersohn. Die Lampe brannte oberhalb eines dopvelHultigen Schreibtisches und warf ihr Licht auf Bücher und, Papiere, die der junge Kaufmann prüste und immer wieder prüste. Und draußen Wen die Sonne so warm und küßte die bräutlichen Fluren und küßte den bräutlichen Wald und schlich sich über die Blumen auf dem Fenster in das Dachstübchen Helenens und sah ihr in's Angesicht und klagte: Delt, mein Kind, Du möchtest gern mit Deinem Bräutigam spazieren gehen, Dich zeigen, ihn zeigen und mit ihm nochmals die Spielplätze der Jugend und der frohesten Stunden besuchen. Aber der sitzt da unten und rechnet und sieht die Bücher Deines Vaters ein und bespricht mit

ihm, wie und wann er das Heirathsgut erhalten soll und gestern

-ist er doch erst angekommen.

Ja, gestern war er angekommen und hatte sich, vom Landungsplatz der Dampfschiffe zu Fuß mit seiner Braut und deren Eltern, die ihn «wartet, die Stadt durchschreitend, den Leuten gezeigt.

Nord und Süd, VII, Lt, 2S

Die Ankunft des Dampfschiffes war damals und ist heute noch ein Vergnügen, das gar Manchen herbeilockt, um den Reisenden unter die Nafe zu sehen, den Weg zu verstellen, auf die Füße zu treten und andere Vergnügungen mehr zu genießen, die so umsonst bei solchen Gelegenheiten dem kleinen Mann sich bieten.

Auch Germann hatte sich unter die Neugierigen gemischt und als er die dicke Frau des Schullehrers bemerkte, sich rafch an sie angeschlossen. Nun begleitete er sie nach Haufe.

„Halten Sie den Mann für Helenen pafsend?" frug er die dicke Frau, mehr um sein Urtheil zurückzuhalten, als das seiner Begleiterin zu hören.

„Warum nicht?" antwortete sie gedankenlos. „Er ist ein kräftiger, gesunder Mann!"

„Ja wohl!" ergänzte Germann rafch. „Schwarze, kleine Augen^ schwarzes, etwas dünnes Haar —"

„Dünnes Haar? Das hab' ich noch nicht bemerkt!"

„Jch sah es, wie er mich grüßte, als ich ihm vorgestellt wurde."

„Aber er hat einen starken Bart!"

„Ja! Schwarzen Bart, unbedeutende Nafe, unbedeutenden Mundes rothe Wangen, dito Hände. Einen breiten Rücken und breite Sohlen an den Stieseln. Ein kräftiger, untersetzter Mann. Da sind Sie zu Haufe, meine gnädige Frau! Jch empfehle mich Jhnen!"

Er eilte fort, ohne den Dank für die Begleitung zu erwarten. Er wollte andere Menschen sehen, hören, sprechen, andere, die anders denken als diese kleine fette Frän. Seinem prüsenden Geschmack war der neue Gaft ein Greuel und ein Schauer durchlies ihn, in seinen Armen Helenens edle, stolze Gestalt zu denken. Er sprach auf der Straße neue Bekannte, er sprach alte Bekannte, er sprach im Kaffeehans Leute, die er nicht zu feinen Bekannten zählte.

Am andern Tage sagten „alle Leute", daß Herr Bergmann wenig für Helene pafse. Aber es ist zu spät, die Sache zu ändern. Sie wird sich fügen, sagten „alle Leute". Er ist ein tüchtiger Geschäftsmann. Er ist reich, und das kann sie trösten! Er ist ein braver Mann! Warum soll sie denn nicht zufrieden sein? fragten alle Leute, Glücklich? Du lieber Gott! Zufriedenheit ist Glück! So sagten alle Leute und ließen Braut und Bräutigam und warteten auf den dritten Tag, um an der Kirche zu stehen und das Brautkleid zu sehen und des Priesters Rede zu hören und nichts zu denken.

Weit hinter der Stadt durch einsame Feldwege und unter den wogenden Halmen des Kornes ging Ritter allein und vor sich hinbrütend. Er war nicht auf dem Landungsplatz, er war nicht im Kaffeehaus, er war auch nicht bei Glaner gewesen. Mancher klopfte dort an, um „einen Sonntagsgruß zu bringen" und „ein Stündchen zu plaudern„. Jn Wahr

heit wollten alle nur hören, was wol nun Herr Ritter sage und wie er es sage. Alle Leute hatten Interesse dafür und „alle Leute" konnten sich nicht denken, wie er wol die Ankunft des Bräutigams aufnehme. Und auch Helene kam noch am Abend herab, nachdem ihr Bräutigam, über Ermüdung klagend, sich empfohlen und nach seinem Gafthos, in dem er eingezogen, sich begeben hatte. So hatte es ja auch die gute Tante gehalten, als ihre Tochter heirathete. So mußte es auch Helenens Mutter thun. Die Tante weiß, was sich schickt. Und Helene erzählte, daß Mittwoch die Trauung sein sollte, dann wollte die Mutter im großen Saal des angesehensten Hotels mit Mahl und Tanz die Hochzeit feiern und noch einmal alle Freunde und Gespielen um die scheidende Tochter versammeln. Am andern Tage erst solle sie abreisen, da sie sonst die Nacht im Wagen und auf der Landstraße zubringen müßten. Mit dem Frühesten aber wird sie Donnerstag das Dampfschiff nach Dresden und weiter bringen. „Jch weiß nicht," setzte sie traurig hinzu, „wohin es gehen soll, was man die Hochzeitsreise nennt. Jch weiß nur, daß wir bald am Rhein eintreffen müssen, denn gerade jetzt sei in Herrn Bergmanns Geschäften große Ueberhäufung zu erwarten."

Und sie blickte nach der Thür, ob sie sich nicht öffnen und ein geliebter Mann durch sie schreiten und sich ihr zur Seite setzen und mit weicher Stimme ihr die Freuden des Lebens ausmalen werde, auf daß sie noch glauben und hoffen könne.

Aber er kam nicht und ihre Sehnsucht wuchs, und auch am Morgen des andern Tages kam er nicht und sie weinte stille Thränen mit hinein in die Kisten und Kaften, die sie öffnete und wieder schloß, in denen Alles bereits fertig für die Reise gepackt war. Und immer wieder wollte sie auspacken. Man wird ja so fremd im Elternhaus durch diese festverschlossenen Kisten und Kaften. Man gehört nicht mehr her und hat doch noch kein anderes Dafein.

Und wo ist denn die Liebe, an die man sich anschließt, auf daß man weiß, daß man sich wol trennt, aber dadurch nicht geschieden ist? Wo ist denn die Mutter, wo der Vater — wo ist denn der Bräutigam? Sie haben alle zu thun, zu ordnen, zu rechnen, Geschäfte abzufchließen. Nur die Braut ist allein. Da will sie zu Glaner hinab, zur Zeit, zu der Ritter stets da war und in der Fensternische neben Frau Glaner saß. Aber er war nicht gekommen. Sie setzte sich hin auf feinen Platz, sie stützte die Hand auf das Fensterpolster, legte das pochende Köpfchen hinein und sah in die Straßen und hinaus auf den großen Platz. Da erglänzten ihre Augen. Er ist's, der dort aus der Straße heraustritt. Er hemmt seinen Schritt, Er überlegt, ob er kommen soll. Er blickt hierher! — Nein! Der Blick suchte nicht das Haus, er suchte Nichts! Er kommt auch nicht. Er wartet auf Jemand, der in die Buchhandlung, dort an der Ecke der Straße eingetreten. Ja, da tritt er heraus, ach! es ist eine Dame. Und er verneigt sich und nimmt die Bücher voll Höflichkeit und Dienstfertigkeit, er spricht so rafch, ach, er wird warm wie immer sprechen. Sie kehren um, sie promeniren im Schatten der Häuser. „Ich will ihn sprechen, ich muß ihn sprechen!" ruft sie wild zu sich und eilt davon.

Dort in dem Schatten der Häuser geht langsamen Schrittes Doetor Ritter und trägt die Bücher, die die blauäugige, flachsblonde Cousine Helenens aus der Leihbibliothek, die mit der einzigen Buchhandlung in der Stadt verbunden, sich geholt. Seit den letzten Tagen vermied Ritter das vereinsamte, unbedeutende Kind nicht mehr, wie früher. Er wußte ja, mit welch kindisch-hestiger Schwärmerei das Mädchen von ihm sprach. Er sah es ja, wenn er >just bei Glaner sie traf, wie sie anbetend an seinem Munde hing mit den großen, wasserblauen Augen. Er hätte sie nicht beachtet, trotzdem manchmal Erbarmen sein Herz rührte, wenn er sah, wie das Kind von der Mutter gequält wurde mit Bändchen und Mafchen in Gang und Haltung. Ie näher aber der Tag der Vermählung Helenens kam, je mehr er deshalb das Haus ihrer Eltern und Glaners mied, desto mehr suchte er das verlafsene Geschöpf. Wenn er sie auf der Straße traf, sprach er sie an und begleitete sie. Er frug nach ihren Spaziergängen und fand sich dabei ein, selbst die Mutter in den Kauf nehmend. Sein Herz war übervoll, seine Brust drohte ihm manchmal zu zerspringen und doch konnte er, doch wollte und durfte er mit Niemand sprechen. Da kam ihm das Mädchen entgegen. Mit ihr konnte er sprechen, ohne ganz verstanden zu werden. Und das Mädchen hörte ihn an, glücklich ihn zu hören und sagte, wenn er frug, bald Ja, bald Nein und wußte doch gar nicht, warum sie es that. Was kann er zu fragen haben, er, der Alles weiß, der Alles ist! Und wenn sie manchmal auch viel von seinen Reden verstand, niemals konnte sie begreisen, warum er nur von Helenen spreche, und warum er nur für sie Interesse habe. Und so gingen sie auch heute die Häuserreihe entlang und Ritter erzählte ihr, wie er heute Herrn Bergmann mit Helenens Vater gesehen, wie ihn die Erscheinung des Bräutigams eisig kalt berührt, wie er um Helenens Zukunft bange und so fort, was Alles ein Herz sprechen kann, das von Liebe und Eisersucht, von Sehnsucht und Entsagen zerrissen. Dann brachte er dort, wo der Ringplatz in eine Gasse gegen Norden zu ausläuft und das Haus der Tante stand, das Mädchen nach Hause und schritt zurück.

Da trat Helene aus dem Hause. Sie hatte mit haftiger Eile Tuch und Schleier umgeworfen. Ihre Wangen glühten, ihre Pulse tobten in allen Adern. Ties im Innern bäumte sich Alles, was sie fühlte, auf gegen alles Rathen und Denken. Nicht ihr verletzter Stolz trieb ihr das Blut in die Wangen, nicht Eisersucht umgarnte ihr Herz. Sie hatte ja ihre Cousine erkannt. Sie wußte ja, daß er hier, wo er sie gesunden, keine Andere mehr suchen wird, die ihn liebt, die er lieben könnte. Aber zerstreuen will er sich, früher will er vergessen lernen, ehe sie nur denken kann zu vergessen, vergessen will er lernen, so lange sie noch in den Mauern der Stadt weilt, um stark zu sein, wenn sie in seliger Schwäche noch zu seinen Füßen zusammenbrechen möchte. Nicht Stolz, nicht Eisersucht, die ganze Leidenschaft der Sinne bäumte sich in ihrer Brust auf, und jagte wild das heiße Blut durch die Adern.

Da kam sie in den Schatten der Häuser, sie hielt athemlos an, sie blickte um sich, der ganze Ringplatz war öde und menschenleer. Nur leichten Flugs spielten die Fliegen in den Sonnenstrahlen. Sie stützte sich mit der Hand an die kühlen Mauern. Sie drückte die gekühlte Hand an die heiße Stirne. Sie holte ties Athem! Niemand sah sie. Niemand hat sie noch gesehen. Das war nicht mehr die Iungfrau von gestern, das war das Weib, dessen Träume und sehnsuchtsvolle Phantafie von Glück und Genuß sich klärten.'

Sie wollte nach Hause wieder gehen und lenkte ihre Schritte doch vom Hause fort in den Schatten der Häuser gegen die Buchhandlung zu. Da blieb sie stehen und blickte mit umfeuchteten Augen auf den hinter dem Schaufenster hängenden Stich von Correggios Magdalena. Schwer seufzte Helene und trat, wie die Gedanken durch gleichgültige Menschen und gleichgültige Fragen zu zerstreuen, in die Buchhandlung, nach einem längst bestellten Werk zu fragen. Kein Diener war hier. Der Herr des Geschäfts selbst war in die letzten Räume des Lagers gegangen, um für den einzigen Gaft, der da auf dem Divan saß und in einem Buch blätterte, etwas zu suchen. Wie die Thür sich lärmend schloß vom Zugwind mehr zugeworfen, als von Helenens Hand geschlossen, erhob er den Kopf. Zwei Menschen, die sich suchten und doch nicht mehr sinden wollten, trafen mit schnellem Blick zusammen und ausgesüllt war die Zeit, die sie sich nicht gesehen, mit Allem, was sie an Kummer und Schmerz erlebt.

Helene streckte dem heißgeliebten Mann beide Hände entgegen und wie er sie ergriff und drückte, da zog sie ihn zu sich und flüsterte ihm in's Ohr:

„Warum darf ich Sie nicht mehr sehen?"

Draußen auf der Straße an den Fenstern der Buchhandlung vorbei schritt Herr Bergmann mit Helenens Vater und rechnet ihm auf Heller und Pfennig den Werth und das Iahreserträgniß seines ausgedehnten Geschäftes am Rhein vor.

Der Abend kam und fröhlich bewegte sich schon oben im zweiten Stockwerk die Gesellschaft von Bekannten und Verwandten der Braut und des Bräutigams.

Manch übermüthiger Scherz war schon erzählt worden und Herr Glaner vor Allen ließ seiner Laune freie Zügel. Niemand ahnte, warum er gerade heute nach der Herrschaft im Gespräche strebte. Niemand, warum er stets die Braut an den Bräutigam drängte und vom Glück allein sprach, das in der Freiheit von allen Sorgen bestehe, im Vermögen und Besitz, Niemand wußte, warum er auch den kleinsten idealen Tranm des Menschenherzens mit ätzender Verachtung übergoß und alle Schwärmerei als die Quelle des Unglücks erklärte. Niemand ahnte, warum er zuletzt die sogenannten Glücklichsten der Stadt nannte, ihr Glück schonungslos zerzupfte und immer ein Bündel Unglück, Kummer und Enttäufchung hervorbrachte, das, wie er spottend dann hinzufügte, aus den Täufchungen des Herzens, aus eitlen Schwärmereien allein hervorschießt; Niemand ahnte es als seine Frau, die heute, ehe sie die Treppe hinaufstieg, mit ihm seufzte: Wäre Alles schon vorbei!

Und so hörte man ihm zu, man stimmte ihm bei, man erzählte dann das Gleiche und war nahe daran, zu zeigen, daß alles Unglück aus der Ehe stamme, was ja Keiner zeigen wollte, als die Thür geöffnet wurde und Ritter eintrat.

Die Eltern der Braut fühlten sich geehrt, daß er die Einladung angenommen, die Frauen flüsterten einander in die Ohren, die jungen Mädchen lachten ihm entgegen, die jnngen Männer waren stolz, ihn als einen der Jhren heut den Fremden zeigen zu können. Nun ging es an die Darstellung der lebenden Bilder. Ritter hatte die Jdeen gegeben, Germann die Aussührung übernommen. Helene, wie sie bald da, bald dort hingezogen wurde, hörte den muntern Scherzen zu, ohne zu wissen, warum man lachte, warum auch sie gelacht. Sie hielt sich ferne nur von ihm, der sie immer suchte und doch auch zu meiden schien. Furcht beschlich das bebende Herz und vergebens schaute sie nach Rettung aus.

Da erhob sich auch die unbeschäftigte Gesellschaft und drängte nach dem andern Zimmer, in dem Spiel und Tanz nun Alles froh und heiter erhalten sollte.

In einem geräumigen Saal waren Stühle gestellt für die Eltern der Braut und des Bräutigams, für diesen und für so viel Gäste, als juft Platz sinden konnten. Ein kleines Podium war als Bühne vor die Thür geschoben, die nach einem andern Zimmer führte, durch das die Verbindung wieder mit dem Speise- und Wohnzimmer, aus dem die Gesellschaft kam, erhalten war. Ritter war den darstellenden Künstlern und Künstlerinnen mit Germann gesolgt und ging, wie er die letzten Anordnungen noch für die Aussührung seiner Jdeen gemuftert und gut geheißen, durch das anstoßende Vorzimmer und rückwärts nach den andern Wohnräumen, um, hinter der Gesellschaft stehend, die Bilder selbst mit anzufehen. Aber da war es so kühl in diesem langen nach dem Garten des Haufes die offenen Fenstern zukehrenden Zimmer, das als Frühstückszimmer benutzt und darnach eingerichtet war. Heute war es mit Blumen geschmückt und grünen Kränzen, der Thür gegenüber in der Tiese des Zimmers stand ein breiter gedeckter Tisch. Er trug ein großes vergoldetes Crueisix und schwere silberne Leuchter. Hier sollte morgen die Braut die Gäfte erwarten, die Zeugen und den besreundeten Priester, der sie selbst aus dem Haus der Eltern zur Kirche führen wollte. Es war ein geweihter Ort und nur die lebensgroßen Brustbilder von Herrn und Frau Herder durften für diese Tage die breite Längenwand schmücken. Ritter wollte sich nicht umsehen in dem Raume. Er blickte sinster auf die beiden Bilder der Eltern, nahm einen Stuhl und sah hinaus in die spielenden, rauschenden Blätter der Bäume, Er hörte nichts als das Tönen der Musik und einmal, gleich nach seinem Eintritt in das Zimmer, die Thür noch in der Hand haltend, den Namen Helene, der von vielen Stimmen gerufen, aus dem Ankleidezimmer der Künstlerinnen zu ihm herüber tönte. Dann ward Alles still und er träumte in der Stille seine wilden Träume von Sehnen und Begehren.

Langsam und leise öffnete sich jetzt die Thür und Helene trat herein in langem weitfaltigen weißen Kleide. Sie war gerufen worden, ehe noch das erste lebende Bild gestellt worden war, um rafch noch Blumen und Bänder für eine Göttin der Iugend herbeizuschaffen. Dann hatte sie selbst in einem Bild „der Segen der Braut", wie Ritter es nannte, mitgewirkt, nun wollte sie in den Zuschauerraum und mußte durch das geschmückte Zimmer. Und da saß er, dessen Hand sie zu drücken meinte, als sie in dem Bild neben einem fernen Verwandten kniete und die Genien der Liebe, des Reichthums und der Freude anblickte. Sie wollte gehen und blieb wie fest gebannt an der Thür stehen. Sie wollte ihn nicht sehen und ihre Blicke umschlangen ihn mit sehnsuchtsvollem Bangen. Sie wollte ihn nicht sprechen und schon neigte sie sich zu ihm und hatte die eine Hand auf seine, Schulter gelegt und die andere auf die Lehne des Stuhls gestützt. Ritter hob den Blick. Er schaute ihr lange in die thränenfeuchten Augen, küßte sie dann mit leisem Kuß auf die sich neigende Stirn und preßte die Hände vor seine Augen, als wollte, als könnte er dem Zauber, der da wie betend vor ihm sich ergoß, nicht in die Augen sehen.

„Warum fliehst Du mich, Geliebter?" hauchte Helene und ihre Stimme stockte, „warum vergönnst Du mir nicht den letzten, einzigen Trost?"

„Darf ich denn bei Dir sein?" erwiderte Ritter und seine Augen glühten, wie sie das bebende Mädchen sahen. — „Darf ich bei Dir bleiben, wo mich die Sehnsucht verzehrt? Laß mich ziehen, Du füßes Herz, und wenn Du kannst, so sag' es mir, daß Du nicht mehr an mich denkst!"

„Ich kann es nicht!" klagte Helene und sank wie gebrochen in die Kniee.

„Dann sage ich Dir Lebewohl!"

So sprach Ritter mit dumpfer Stimme und erhob sich.

„Du willst gehen? Gehen vor mir? Nein! Nein! Bleibe! Hab' Erbarmen mit meinem Unglück und verlaß mich nicht!"

„Was bin ich Dir denn? Was kann ich Dir denn sein?"

„Alles! Du böser Mann!" ries Helene, sich selbst und alle Anderen vergessend und sank an seine Bruft.

„Und morgen bin ich Nichts! Die Frau wird andere Wünsche nähren als das Mädchen!"

„Aendert das Herz, was uns die Pflicht aufzwingt?"

„Nein! Aber die Gewohnheit des Geschicks löst unser Bangen in leichtes Entsagen auf."

„Mir wird es nicht so werden!"

Es sanken ihr die Hände wie ersterbend nieder und das Haupt neigte sich zur Brust. Wie die Sünderin vor dem Herrn einst stand, so stand sie vor dem geliebten Manne und regte sich nicht und athmete kaum. Da drangen die letzten Aeeorde herüber, eines Liedes, das die Bilder beschließen sollte. Die Gesellschaft mag sich wol schon erheben. Man sucht sie vielleicht.

„Wenn Du mich liebst, so bleibe!" flehte sie den heißgeliebten Mann an.

„Weil ich Dich liebe, muß ich gehen!" antwortete Ritter und kehrte sein Gesicht von ihr ab.

Da preßte sie die Hand auf's Herz, sie wankte und hastig griff sie nach dem Stuhl.

„Morgen Nachmittag" — sprach sie bebend — „wird das ganze Haus leer sein! Erwarte mich oben — in meinem Stübchen! Jch werde kommen — allein!" Wie erstarrt stand sie vor dem Versucher. Sie wagte ihn nicht anzublicken, nahm alle Kraft zufammen und stürzte hinaus.

Ritter sah ihr nach. Leichenblässe jagte das Erglühen aus seinem Angesicht und wieder folgte Erglühen dem Erblafsen. Er konnte nichts denken, er fühlte nichts, er hörte sein Herz nur pochen und jauchzen, als ob es Luft und Leben jugendheiß durchglühe. Dann sprang er auf und eilte fort. Er suchte die Nacht, die sinstere Nacht, doch auch den Himmel über sich, den weiten, unendlichen, sternenbefäeten Himmel. Er sah das schmale kleine Köpfchen des alten Herder nicht, das ihm aus dem Bilde an der Wand zunickte mit seinen zitternden Augen und seinen dünnen Haaren, die grau, seit Langem schon grau geworden in der Sorge um das Glück der Kinder. Er sah auch das runde vollwangige Gesicht der alten Frau Herder nicht, das ihm da oben von der Wand nachblickte, als wollte es auch jetzt noch wie sonst, wenn es ihn grüßte, sagen: Ein schöner Mann dieser Herr Doetor! Und ein Ehrenmann! Er sah es nicht, er hörte es nicht und einen Augenblick nur war es ihm, als weinte es durch die Nacht und als zög' es zitternd durch die Wolken:

Ferne daheim sitzt ein schönes, blondes Weib, hält die Hände in ihrem Schoos: gesaltet und sieht mit matten Blicken vor sich hin. Sie weiß nicht, was sie denkt, sie weiß nicht, was sie fühlt. Sie weiß nur, daß sie einen Mann geliebt, der niemals dieser Liebe glücklich ward. Sie denkt daran, sie fühlt es und sieht sich unglücklich und ihn und kann es doch nicht ändern!

IV.

„Heut ist Hochzeit!" riesen die kleinen Brüder und Schwestern Helenens, wenn sie geschäftig die Treppen hinauf und hinunter eilten. „Heut ist Hochzeit!" lachten die Diener und Schreiber im Geschäfte des Herrn Herder und sperrten die Thören der Schreibstube ab und legten die Eisenflügel vor die Fenster. „Heut ist Hochzeit!" sagten die Leute auf den Straßen und drängten, wie es 12 schlug, nach der Kirche.

Wagen rafselten über das holprige Pflafter der Straßen und schoben sich bald hierhin, bald dorthin, um die geladenen Gäste zu holen und in der Braut Haus zu führen. Mit sinsterem Blick, mit unruhigen Schritten ging Herr Glaner in seinem Zimmer auf und nieder. Er war lange vor der Feststunde schon festlich angekleidet.

Er würgte die weißen Handschuhe in seinen Händen und ries von Zeit zu Zeit einige rauhe Worte in das Zimmer seiner Frau, in dem auch sie nun nach ihrer Kirchen-Festtoilette sah.

„Wahnsinnige Menschen, diese Ritter des Geistes, der Kunst, der Wissenschaft! Sollten der Welt vorangehen, dem Schwachen ein Zeichen der Kraft, dem Schlechten ein Bild des Guten, dem Sündigen ein erhabenes Beispiel der Herrschaft über Alles, was uns verwirrt und zu Fehl und Jrrthum führt. Doch es ist eine Lüge! Sie erhebt uns nicht die holde Kunst, sie bessert und stärkt uns nicht die stolze Wissenschaft. Menschen bleiben wir, fündige Menschen mit ihr, wie ohne sie! Das ist ererbt! Von Uranfang an ererbt! Wir werden es nicht mehr los auf dieser Welt! Haft Du ihn gesehen, diesen wilden, entsetzlichen Menschen, wie er gestern mit Helene sprach? Jch hätt' ihn an's Herz drücken mögen, denn er war wieder wie einst so schön, so sprühend und berückend. Und doch, ich hätt' ihn zertreten können, wie ich ihn so sah in das arme Mädchen reden, daß sie bald bleich und bald roth wurde. Was will er nur? Was kann er nur wollen? Jch versteh' es nicht! Und doch! Er muß es ja verstehen! Er weiß ja, was er thut! Er hat es mir versprochen, sich treu zu bleiben und er ist stark. Doch, wenn er sich betrügt! Er macht sich unglücklich, sich und das arme Mädchen!"

So ries Glaner aus und sank in den Stuhl. Wie er das Haupt in die Hand stützte, sagte er dann stiller und ruhiger, doch Schmerz durchzitterte die Worte, vor sich hin:

„Es ist kein schlechter Mann, dieser Herr Bergmann! Kein Schwärmer, ein ernster, sorgender Kaufmann, wie so viele, wie wir Alle! Und doch, er ist faft etwas mehr als wir Alle! Weißt Du, Sophie, womit er seine Frau in ihrer neuen Heimat überrafchen wird? Er hat ein Haus gekauft, ganz ähnlich diesem Haus da. Unten das Geschäft, dann ein erstes Stockwerk, er will es vermiethen, dann ein zweites, das er mit seiner Frau bewohnen wird, und oben ein schönes Dachstübchen. Er hat es genau so einrichten lafsen wie Helenens Zimmer und sagte mir lachend: Für meine erste Tochter! — Er ist gut, der Mann. Und sie hätte glücklich werden können."

Da trat Frau Glaner aus ihrem Zimmer, reichte ihrem Mann die Hand, strich mit der andern die Falten der Stirne glatt und tröstete: „Getrost! Sie wird vergessen und dann als Glück genießen, was sie besitzt. Auch der Jrrthum führt zur Erkenntniß!"

„Ob Ritter wol zur Kirche kommen wird?" frug auf der Straße Frau Glaner.

„Jch wollt', er thät' es nicht!" seufzte Glaner.

Aber er that es! Er war seit gestern wieder geworden, was er einstens war. Noch spät in der Nacht saß er mit Germann im goldenen Löwen und ließ seine wilde Laune durch die Vergangenheit und ihre einstigen Genüsse schweisen und nährte seine Luft an den leichtsinnigen Worten des alten Studienfreundes, die bald scherzend und bald ernst Helene und ihre Liebe zu ihm in's Gespräch zogen.

Jn den Straßen der Stadt drängte sich Wagen an Wagen und langsamen Schrittes nur konnten die Gäste zur Kirche. Nicht fern dem Altar, mit stolz erhobenem Kopf, die meisten der Znschauer und Andächtigen überragend, stand Ritter und faßte mit sprühenden Blicken die Braut scharf in's Auge, wie sie nun mit wankendem Schritt, von Glaner gesührt, eintrat. Dem Mann standen die Thränen im Auge und manch herzliches Wort hatte er der Gebrochenen des Weges entlang in's bange Gemüth gesprochen. Er stützte mit zitternder Hand und selbst am ganzen Körper bebend die Braut, als sie vor den Stufen des Altars hinkniete. Da trat der greise Priester an den festlich geschmückten Altar. Er sprach heute nicht Worte, wie sie gewöhnlich die kalten unfruchtbaren Lippen der Priester bewegen. Er sprach vom Schönen manches Wort, vom Guten und vom Rechten. Von den Zweiseln des Lebens sprach er und von der Wandelbarkeit des Glückes, Dann, als griff' es ihm selbst an's Herz, wie er die bleiche Braut da vor sich sah, dann sprach er mit tieser, eindringlicher Stimme:

„Die Herzen zweier Liebenden sind wie die Gesetztafeln Mosis. Aeußerlich getrennt, nichts für sich allein, sind sie Eins und Alles durch das Recht, das in sie eingegraben. Denk' Du edle Braut, daß Gott dieses Recht gelehrt, und daß es der Menschheit gegeben, auf daß sie leichter trage, dulde und leide, denn diese Welt ist arm und Keinem bietet sie, was er als höchstes Glück begehrt."

Dann erhob er sein Haupt, warf die grauen Locken zurück und blickte über die Menschenmenge hin, als wollte er den suchen, der sich glücklich, stets glücklich nennen darf und sprach: „Was aber ist denn Menschenglück? Ein Traum der Sinne, der entrückt uns ist und vergessen, wenn er gewesen! Glückselig der, der ihn nicht nachzudenken braucht. Denn auch das Glück kann Dich verirren und jeder Tag hat seine Nacht. Weh' denen, die den Tag nicht wieder träumen mögen!"

Da erhob die Braut die Augen. Die Blicke schweisten suchend über die Menge. Doch fanden sie nicht, was sie suchten und was sie wol, das stolz emporgehobene Haupt verkündet es. zum letzten Mal grüßen wollten. Leicht rötheten sich ihre Wangen, ihre Lippen zuckten und auf den Mann, der neben ihr kniete und ernst und still und ohne Scheu dem Priester in's Auge sah, niederblickend, sagte sie, als sie der Priester frug: Willst Du die Ehe schließen? mit fester Stimme: „Ja!"

Langsam siel der Abend mit seinen ersten Schatten ein. — Vor der verschlossenen Thür zur Wohnung Glaners lehnt im Dunkel des Treppenganges ein bleicher Mann. Er sinnt über jeden Schritt, den er macht, er sinnt über jeden Gedanken wieder, der ihn beschleicht. Er ist plötzlich irre geworden in seiner Sehnsucht, als er da auf die Treppe trat und hineinsah durch die Glasfenster der Vorthür in die stillen friedlichen Räume. Es ist ihm als stünde sein alter, treuer Freund hier und riese ihm zu, der Leidenschaft in die Zügel zu fallen! „Nein!" sagt der einsame Gaft halblaut — „er ist es nicht! Er ist ja beim Hochzeitsmahl. Ich sollte auch dort sein, aber ich —" Er hält inne und blickt wieder durch die Thür und ruft den Namen seines Freundes und lauscht. Doch es bleibt Alles still. Da faßt er Muth! Die Glocken an den Kirchthürmen schlagen acht, er muß eilen! Die Dienstleute können kommen! Er darf nicht gesehen werden. Und er steigt die zweite Treppe muthig hinan. Mit kalten Augen blickt er hier durch die Fenster des Vorhauses in die Zimmer und steigt die letzten Stufen hinauf. Das ist die Thür des stillen Stübchens. Er hält den Schlüssel in seiner Hand. Er wird aufsperren. Niemand sieht ihn, Niemand kann ihn sehen. Er schreitet vor. Er hält wieder inne und stützt sich auf die kalte rauhe Mauer. Die Brust hebt sich und senkt sich. Mächtig wie mit schwerem Seufzen ringt sich der Atheni durch die Lippen.

„Es ist kalt hier oben!" seufzt er, „und der Wind fährt durch die Balken des Daches. Auch in der Kirche war es so kalt und mich fror, als ich bei den Worten des Priesters in der Bank zusammenbrach. Was sagte der Priester? Nein! der Priester schwieg, aber Helene sagte —" Er preßt die Hand auf's Herz. — Ein sonderbarer Gaft. Was fährt ihm wol durch die Sinne, daß er plötzlich so bleich und immer bleicher wird? Doch nein! Es ist nichts! Die Wangen röthen sich wieder, es glühen wieder die Augen, er rafft sich auf. Da knackt das Schloß', er steht im Zimmer.

Kaum wagt er aufzublicken, er eilt an den Tisch und sinkt in den Stuhl. Wie grell sticht der Gaft ab von dem traulichen Zimmer. Wie ist da Alles heimlich und glücklich. Die Blumen dort im Fenster, die kleinen zierlichen Stühle, der feine Schreibtisch mit schmucken Nippfachen, dies Sopha, wie einladend zum Plaudern und zum Kosen. Und hier von weißen Vorhängen umhangen dies weiße schwellende Bett, in dem so manche Nacht ein kleiner schwarzer Lockenkopf sich ausgeträumt und ach, gar ost sich ausgeweint. Sie.hat wol auch von ihm geträumt und über ihn geweint. Gibt es kein Zeichen hier, nicht ein Hauch schwebt über den weißen Kissett, nicht eine Thräne hängt daran, die bekennen würde? — So ruft der Gast und sinkt auf die Kniee und drückt sein Haupt in die Kissen und netzt sie mit Thränen. Doch was ist das? Wer ruft ihn bei seinem Namen? Wer sagt ihm, daß er das Zimmer verlafsen soll, wer zürnt ihm entgegen: Steh' auf und störe nicht den reinen Frieden, der hier geherrscht! Nein! Es ist nichts! Es ist ein Bild dort an der Wand, das er so lange schon angesehen! Es sind die ernsten Augen seines Freundes! Da schauen sie hervor unter den scharfen dunkeln Brauen und unter der hohen reinen Stirne. Da steht er in seiner ganzen festen gedrungenen Gestalt. Und rings um ihn feine ersten Arbeiter. Er kennt sie alle, alle, diese kräftigen bärtigen Gestalten. Der da mit dem etwas gekrümmten Rücken ist der Buchhalter, der der Kafsirer, dort der Mafchinenführer und hier das kummervolle Gesicht, es ist das Gesicht des ersten Werkführers. Er denkt wol an die Mühen des Tages und wie er fern vom Haus sein Brod verdienen muß! Em Lump hat da sein einzig Kind verführt und es dann verlassen. Das hat ihn so alt gemacht und so gramvoll, denn er hielt etwas auf Ehre und Pflicht. Und Pflicht ringt es sich über die Lippen des stillen Gastes. Da steht es auch: Leben heißt seine Pflicht erfüllen! Es ist Glaners Weisheit, er hat sie unter das Bild geschrieben, das die Arbeiter seiner Fabrik nach zehnjährigem Bestand derselben haben machen lafsen. Leben heißt seine Pflicht erfüllen!

Er spricht es wieder der bleiche Gaft und hört es nicht, wie er es spricht. Er sitzt an dem Schreibtisch, das Haupt in die Hand gestützt und hört die Glocken nicht, die dumpf durch die kühle Nacht neun schwere Schläge schlagen. Er sinnt und sinnt, er schaut und schaut: Ein froher, stolzer, glücklicher Mann streicht durch die Straßen. Er ist geliebt, wie so viele, er hat so viel geliebt. Er kann Alles, was er will, und er will Alles. Die Kranken suchen ihn, denn sie genesen, wenn sie in sein jugendlich seliges Antlitz sehen. Da ruft ihn eine Sterbende an ihr Bett. Wie schön sie ihr bleiches Antlitz in die Kissen gebettet hat. Das reiche blonde Haar wallt über die Decke herab. Sie will nicht sterben und sie stirbt nicht. Er ruft sie in's Leben zurück. Sie liebt ihn, und liebt ihn in ihrem Danke. Er freut sich der Genesenden und nimmt in trauter Stunde seine Freude für Liebe. Sie heirathen. Und das erfüllte Wünschen erzeugt ein ewig neues Wünschen. Er liebt das Weib, er liebt sie mit ganzer Seele, er hat sie so heiß geliebt! Ja, ja! Das Kind hat es ihm ja erzählt mit seinem ersten Lächeln, mit seinen ersten Thränen, als er es in seinen Armen hielt und herzte und küßte. O füße, heilige Pflicht! Wie beschlich sie sein Herz, wie lehrte sie ihn das Weib lieben, das ihm solch Glück gewährt. Doch nein! Das Kind ist nicht mehr! Es ist begraben und liegt ties unten in der Erde und bei ihm liegt seine Liebe, seine Pflicht, und Alles, was er wollte und sollte. Ja, ja, so ruft er aus der bleiche Gaft und schlägt die Hände vor sein Gesicht und weint. Ja, ja, das hat mir das Herz zerfressen und hat mich elend gemacht. Das hat ihr das Herz zerfressen und hat sie in Noth gestoßen und Elend. Nicht halten können, was man liebt! Allmächtiger Gott und elend werden, weil man liebt!

So schreit er auf, daß es von den Wänden wiederhallt und in's Weite dringt, weit in's Weite, und wie er laufcht, da ist's, als führ' es auf den Lüsten raufchend dahin: Ferne, Du Mann da, Du bleicher, ferne daheim sitzt ein schönes, blondes Weib und hält die Hände in ihrem Schooß gesaltet und sieht mit matten Blicken vor sich hin. Sie weiß nicht, was sie denkt, sie weiß nicht, was sie fühlt. Sie weiß nur, daß sie einen Mann geliebt, der niemals dieser Liebe glücklich ward. Sie denkt daran, sie fühlt es und sieht sich unglücklich und ihn und kann es doch nicht ändern.

„Jch aber kann es ändern und will es!" Und er springt auf! Seine Kniee beben nicht, er wankt nicht und braucht nicht taftend an der Wand sich zu halten, wie er hinabsteigt die Treppen des menschenleeren Haufes. Er sieht nicht den ernsten Mann, der im Dunkel des Ganges steht und ihm nachsolgt mit glühenden Blicken und ihm nachlaufcht mit bangendem, zitterndem Herzen. Er hat auch nicht gesehen, wie hinter ihm, als er die Treppe herabstieg, aus dem Dunkel der Mauern mit leisen Schritten eine weiße Gestalt nach dem Zimmer schritt, das er soeben verlafsen und wie sie dort in die Kniee gesunken nnd lange geweint hatte, bis sie, den schwarzen Lockenkopf auf die Kante des Bettes gelehnt, entschlafen war. Und kein Traum hat den Schlaf gestört, kein Traum hat sie zitternd erweckt.

Es war die Sonne, die lächelnd den Morgen grüßte und der Duft der Blumen, der sie zum letzten Mal in dem vertrauten Raum erweckte.

Verlag von Georg Stilke in Berlin, NW., Z2. louisenstraße.
Redigirt unter verantmxrtlichkeit des Verlegers.
Krück von B. G. Teubner in leixzig.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Znhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten»